

33. Jahrg. / Mai 1919 / 9. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50, Tauentzienstraße 7b

Verlag von Velhagen & Klasing Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

je von 3 Mark.

ndlungen und Post-
isliste der deutschen
anngs Monatsheste"
(ember) kann einzeln
zogen werden.

aiheftes:

Seite

Kunstbeilagen:

Einschaltbilder:

Selbständige Textbilder:

* * *

Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Prof. Heinrich Wieynck in Dresden.

Inserate.



Maienzeit

Gemälde von Prof. Reinhold Max Eichler



Familie Brake

Roman von Clara Ratzka

Schluß

Adeline saß vor dem Spiegel, und Truta löste ihr die Blumen aus dem Haare. Ein wenig blaß und abgespannt sah sie aus, die schöne, frohe Adeline Brake. Sie trug ein cremefarbenes Seidenkleid mit Ranken von blauen Winden. Winden schlangen sich durch das Haar. Das Kleid war hinten gebauscht, mit vielen eingelegten Falten und mit Reifen. Es stand förmlich hoch auf. Es gefiel Adeline. Sie trug es heute zum ersten Male.

Truta erzählte, aber Adeline achtete kaum darauf und auch nicht auf sich selbst. Sie war recht müde und sah nur so in den Spiegel hinein, besah sich, wie man ein hübsches Bild betrachtet. Ohne Eitelkeit, ohne Entzücken.

Der Ball war eigentlich anstrengend gewesen.

Dann begann sie, langsam über ihre Brust zu streichen.

„Weißt du, Truta," sagte sie fast zaghaft, „es tut mir oft weh — hier." Und sie strich wieder über ihre Brust.

Truta hatte gar nicht hingesehn, sie schnürte Adelinens Taille auf. „Was hat denn unse junge Frau?" sagte sie freundlich.

Sie zog ihr langsam die Taille aus und stand nun dicht neben ihr.

Plötzlich warf sich Adeline herum, preßte ihren Kopf an die alte Frau und weinte.

„Ja wat denn? wat denn?" sagte Truta erstaunt und streichelte beruhigend Adelinens Haar.

„Ich habe solche Angst," sagte Adeline unterdrückt schluchzend, „ich glaube, ich bin krank. Meine Brust, die schmerzt." Dann richtete sie sich auf und trocknete ihre Tränen ab. „Sag' es aber niemand, Truta." Sie sah die Alte beschwörend an.

„Nee, nee — was denkt denn unse Adelinchen? So 'ne olle Kürdose bin ich doch nich. Und mit die Brust," sie lächelte ihr gutes, altes Lächeln, „das ist doch nich so schlimm. Wenn unse junge Frau abends mit die feinen ausgeschnittenen Kleiders geht, dann denk ich manchsmal: wenn sich bloß keine Erkältung auf den Hals oder die Brust schlägt!"

Adeline sah ganz erleichtert aus. „So — meinst du, es wäre eine Erkältung?"

„Gewiß doch — sicher. Was sollt es sonst wohl sein? Ich koch einen guten Brusttee, und unse junge Frau bleibt mal im Bett — oder hier oben in die Zimmers," fügte sie gleich hinzu, denn Adeline war niemals wirklich krank gewesen und Truta wußte, daß sie nicht gern zu Bett liegen blieb.

Sie half weiter beim Auskleiden. Aber Adeline war heute so langsam, so nachdenklich.

„Wo tut's denn weh und seit wann?" fragte die Alte, in Gedanken in ihrem Rezeptbuch blätternd.

„Unter den Armen," sagte Adeline kleinlaut, „und hier, fühl' mal," sie nahm die Hand der Alten, „da sind Verhärtungen."

Truta fühlte, ganz vorsichtig, schüttelte den Kopf und sagte: „Das is mich aber komisch."

„Was ist es denn, eine Erkältung?" drängte Adeline, die sich an dieses Wort klammerte.

„Jaa — ja, da weiß ich nu so recht nix von ab. Davon steht nix in mein Buch in. Vielleicht fragen wir mal einen Doktor —"

„Keinen Doktor," sagte Adeline entschieden, „nein, das tu' ich nicht."

„Ich meine ja auch nich den Rat Overberg, das is ja auch 'n bißchen schanierlich für unse junge Frau. Da is so nen netten neuen Arzt bei die Nönnkes ins Clemensspital. Da gehn wir hin."

„Nein, nein," sagte Adeline heftig, „ich tue es nicht. Der ist imstande und will schneiden — denk' nur! Hier, die Brust!" Und sie umfaßte ihre schöne kranke Brust.

„Nee, nee, wer denkt denn an so was?" sagte Truta besänftigend. „Hachott, von so was Gräßliches wollen wir doch gar nich sprechen. So schlimm kann das ja auch gar nich sein! Bewahre! Das kommt so mit die Jahre, denk' ich mir."

„Aber Truta! Ich bin doch noch so jung," sagte Adeline lachend. „Nein, es wird doch wohl nur eine Erkältung sein. Ich weiß auch jetzt wieder genau, wie es angefangen hat. Es zog so, mal auf einem Ball, und nachher hatte ich Stiche." Es war ihr schon wieder viel freier und wohler, nun sie sich mit Truta ausgesprochen hatte.

„Weißt du, Truta," sagte sie fröhlich, „ich verlasse mich ganz und gar auf dich. Du bist der beste Doktor. Du hast mir noch immer geholfen. Gott, bin ich froh, daß ich es dir heute gesagt habe. Ich spüre es ja schon lange."

„Da hätt aber unse junge Frau gleich was sagen sollen. Gewiß helfe ich. Alles tu ich, was ich nur kann."

Sie kam heran und sah Adeline wohlgefällig zu.

‚Die Allerschönste!' dachte sie bei sich, und langsam, wie zu einem Kinde sprechend, sagte sie: 'n Haferpäppchen mach ich, tu's in ein fein leinen Tüchsken, mollig warm, und das legen wir nachmittags auf, wenn unse Frau Rat ihr Mittagsschläfken hält. Un mit die harten Stellen, das kriegen wir schon! Warmes Öl, von's beste Provenzeröl, schütte ich in 'n Schälken, un dann reiben wir ein, ganz sachtekens."

„Daß es aber niemand merkt!" sagte Adeline nochmals und drohte lächelnd mit dem Finger. Sie war aufgestanden und gab Truta die Hand.

„Nee, nee, nee! Nur nich sorgen. Nich aufregen. Und gut schlafen."

„Ja, wenn wir dich nicht hätten, wo kämen wir dann wohl hin!" Adeline hatte den Kopf zurückgelegt und lächelte. Ihr unbeschwertes Lächeln. — — — — — — — — —

Niemand hatte es gesehen, das Leid, das vor dem schönen Schlaunschen Hause stand. Niemand verlegte ihm den Weg. Es kam herein, schritt durch die Barocktüren, über die feingeschwungene Treppe, schleppte durch die prächtigen Räume und saß oben im Saale mit zu Tische, wenn die Gäste scherzten, das Silber, das Kristall blinkte und das alte Porzellan mit den blaugoldenen Rändern.

❦ ❦ ❦

In jenem Herbste, als Claus und Mila auseinandergingen, war der Winter früh und trübe über das Land gekommen.

Nicht mit Schnee und Frost, klingendem Schlittengeläut und hellem Blitzen auf jedem Zaun und Ast, bis in die Wipfel der Bäume hinauf. O nein. Er ließ sich Zeit, schickte Nebel, graue Wolkenballen und dann ein einziges farbloses Tuch, das er über alle Häuser breitete, über Waldwege, Wiesen und Gärten, und aus diesem Tuch ließ er ganze Regenbäche herunterplätschern. Kalt. Langweilig. Ja, langweilig. Das war's.

Hede stand immer wieder an den kleinen, nah zusammengerückten Fenstern des Wohnzimmers auf dem Ülhof, das ihr und Ursula gehörte. Wollte es denn gar nicht aufhören?

Ursula machte sich nicht viel daraus. Sie saß und stickte an ihrer Aussteuer, wenn auch kein Freiersmann zu sehen war. Und sie tat auch keinen Schritt, um ihn zu sehn. Sie würde schon einmal heiraten. Und die selbstgemachten Sachen waren die schönsten, und sie hielten am besten. —

Es war so prachtvoll hier draußen gewesen, das ganze Jahr, sie hatte das alles so lieb gewonnen, dieses Irdische, Einfache, und die Arbeit, die einen Sinn hatte, deren Segen man sah.

Wie dankbar war alles, was man anfaßte. Nein, das mochte sie nicht missen.

Aber es genügte nicht.

Und nun dieser Regen. —

Da sprang plötzlich eine Idee in ihr auf. Hedes Entschlüsse brachen immer noch hell und stark aus ihr hervor. Sie ging an den Tisch, nahm Papier und Feder und schrieb: „Lieber Adolf. Es regnet. Es ist nicht zum Aushalten. Die Wirtschaft kenne ich. Fein, sage ich dir! Aber man kann jetzt nicht hinaus. Und überhaupt: so ganz verbauern möchte ich nicht. Weißt Du was? Schick' uns Bücher. Ursula tut das auch sehr gut. Wenn ich mal über was nachdenken will, dann fehlt's mir überall.

Hätte ich heute Bücher hier, dann könnte es meinetwegen regnen, so viel es wollte. Bücher, aus denen man die Zusammenhänge lernt. Gott, wenn Du's bloß kapierst, was ich meine! Ich drücke mich auch so dämlich aus. Also zum Beispiel Kulturgeschichte, natürlich auch Romane, aber nicht die säuseligen, und besonders alles über Kunst.

Und Du könntest doch wahrhaftig auch mal selbst kommen. In den Ferien.

Ach, so, — Ihr habt ja keine Ferien mehr. Du und Jan. Ihr habt ja nun das Examen hinter Euch.

Claus habe ich in Arnsberg getroffen. Er ist der beste von Euch allen. Gott, was sage ich da! Du wolltest Dich ja für mich schlagen!

Grüß Deinen Vater und Tante Lisette. Auch Jan. Dich, den Lebensretter sozusagen, grüßt selbstverständlich und vielmals

Deine Hede."

Die Bücher kamen und in fast allen stand vorne groß und breit „Jan Temming."

Ah — Jan, also auch Jan hatte Bücher geschickt! Adolf hatte es mit ihm besprochen. Es war auch besser. Eigentlich stand ja nur in den Romanen Adolfs Name. Hede setzte sich hin und schrieb beiden einen Dankesbrief. Dann faßte sie mit der Kraft und Freude, die in ihr wohnten, die neue Arbeit an.

Und es war wie ein neues Säen, Keimen und Reifen —

Lange Zeit verging, bis Hede Brake spürte, daß auch noch anderes nach ihr rief.

※ ※ ※

Um die Zeit, als das Leid schon durch das schöne Haus an der Hollenbecker Straße schleppte, durch ein Haus, in dem ewig Sonne schien und Frohsinn klang, da fiel es der seelenruhigen Ursula ein, sich einen Freiersmann zu nehmen, den einzigen, der es sein konnte, da er so oft nach Helden und zum Ülholf kam. Es war Heino Frigge, der künftige Erbe von Haus Berge, lebhafter als sie, weltgewandter, und das war für Ursula mehr wert als die vielen Bücher, denn das lebendige Leben steht über jeder Weisheit der Welt. —

Hede aber hatte eine Kameradin verloren, die allezeit für sie, für ihre Ideen, für ihren Willen, bereit stand, wenn auch mit einer gewissen selbstbewußten Langsamkeit.

Es machte Hede nachdenklich. Nur einmal einen Menschen finden, dem man ganz vertraut, und mehr noch, viel mehr: einen, mit dem man leben möchte! — —

Es war Neujahrsmorgen, und Hede wanderte schon zum Ülhof, weil sie sich die Grüße von zu Haus holen wollte, von den Ihren. Sie war seit Weihnachten auf Helden gewesen.

Karten und Briefe von jungen Leuten hier aus der Umgegend und von der Regierung in Arnsberg würden auch dabei liegen — ein ganzer Stoß. So war es immer. Sie trug den prachtvollen stolzen Kopf sehr hoch. Was würde es schon sein! Mit vierundzwanzig Jahren sieht man schärfer als mit achtzehn.

Aber diese Gedanken flogen wieder davon, denn der Morgen, so hell, so funkelnd, sah aus, als hätte die Lebenslust die Welt zu einem Festsaal gemacht. Der Rauhreif war über den Wald gekommen und hatte ihn ganz und gar mit köstlichstem Spitzenwerk überzogen. Jedes Blatt war mit Perlen bedeckt, mit blinkenden Fransen umsäumt, und die Nadelbäume waren flimmernde Schmuckstücke. Der Weg glitzerte, und die Sonne streute zum Überfluß noch ihr Gold über die ganze Herrlichkeit. Und wie hoch, wie hoch der Himmel war. Wie weit und schillernd blau. Hede atmete tief, glückselig, immer mehr von dem Rausch erfaßt, den das Helle ihr gab, das Klare, Grenzenlose.

So kam sie, freudeüberströmt, zum Ülhof, wühlte schnell in den Briefschaften, las den Brief der Mutter — wie innig sie geschrieben hatte, fast mit einem Anflug von Wehmut. O nein, das konnte nicht sein. Das schien ihr wohl nur so.. Ihre heitere, schöne Mutter! —

Und war das für sie? Das flache Paket? Sie sah die Aufschrift. Gewiß! Ja! Wie sie sich freute! Sie öffnete es. Und es war ein großes, sehr feines Werk über Architektur. Sie schlug es auf. Auf der ersten Seite stand groß und kräftig: Jan Temming seiner lieben Hede! Neujahr 1889. Wie gut das war. Wie lieb. Und dieses große Werk.

Sie blätterte darin herum, wurde eifrig, vertiefte sich.

Und dann legte sie schnell Hut und Mantel ab, setzte sich an den Tisch und las, denn hier und da lag ein beschriebenes Blatt im Buch. Erklärungen, ganz sachgemäß, und doch mit einer frohen, warmen Unterströmung — — ja, an was gemahnten diese Blätter, aus denen ein reiches inneres Leben sprach? Was war es nur?

Sie dachte nach, und da kam von fern her eine schöne Erinnerung, die wohl nur geschlafen und auf diese Stunde gewartet hatte. Denn sie kam langsam und schlug die Augen kaum auf. Das war ja der Abend — sie und Jan. Der letzte Abend, als sie Abschied voneinander nahmen. Jan ging zur Universität, und sie kam nach Brüssel. Wie deutlich war ihr alles, und weich ein Glanz lag darauf. Sie wanderten durch die alten Straßen, standen vor dem Rathause, sahen zu den Giebeln hinauf. Und Jan erklärte.

Jetzt erst fühlte sie, wie tief sein Herz, das Herz eines achtzehnjährigen Jungen, an dem Schönen gehangen hatte, an allem,

was Kunst war. Wie ehrlich, wie rein seine Begeisterung! Das war in der Ägidiistraße gewesen, als er vor ihr gestanden und mit einer wahren Andacht von Goethe gesprochen hatte. Das alles hat er gesehn — hörst du? — Goethes Augen haben das gesehn.

Und tiefer zurück griffen ihre Gedanken. Sie saß mit Jan auf der alten Stadtmauer neben den blauen, duftenden Veilchen, und Jan sagte herb, knapp, abgerissen: „Halt dich an unsereins — zum Beispiel an Adolf oder an mich. Ja, an mich. Ich kann treu sein." Was für einen Klang die Worte heute hatten. Nach acht Jahren. Damals hatte sie hellauf gelacht.

Jan — wahrhaftig, der konnte treu sein. Er war sich selbst treu geblieben, das war die Hauptsache. Die Grundlinie seines Wesens, sein Wollen, sein Weg, sein Ziel, das war unbeirrt dasselbe geblieben.

Vielleicht — er war nun sechsundzwanzig Jahre alt — vielleicht hatte er ein Mädchen lieb. Was für ein seltsames Gefühl das war. Als ob man irgend etwas verloren hätte, etwas Wertvolles.

Hede stand auf und ging im Zimmer herum. Nahm nochmals das Buch. „Jan Temming seiner lieben Hede."

Er hatte ihr niemals etwas geschenkt. — Sie sah zum Fenster hinaus. Wie das leuchtete da draußen.

Sie lief die Treppe hinunter und in den Baumgarten, der schräg am Berge lag. Hoch hinauf! Nein — das Leben war unerschöpflich schön. Wunderschön. — — —

Zum Frühjahr sollte Hede nach Hause zurückkehren. Da mußte man noch einmal alle Tore auftun, recht weit! Das war der letzte Frühling hier draußen in den Bergen, der ihr, nur ihr gehörte, denn Ursulas Gedanken waren nun in eine ungewohnte und starke Bewegung geraten, sie gehörten nicht mehr ganz dieser Erde, an der sie lange und fest gehaftet hatten. Fast war es schöner so.

Die Schwärme von Vögeln kamen zu ihr zurück, zu Hede. Das Grün war so kraus, zärtlich und weich. Kinderlieb war es. Und wie es duftete. Hede stand im Garten und sah auf die jungen Sträucher, in das ewige, köstliche Wunderwerk. Ursula setzte Stecklinge ins Erdreich.

Da flog ein Ruf von der Höhe her, den Hede aus ihren Kinderjahren kannte. Sie wandte sich um, und oben am Waldrand stand Adolf Wiedenhagen, rief und winkte. Und neben ihm Jan Temming.

Wirklich, Jan.

Im ersten Augenblick schlug Hedes Herz plötzlich so stark, daß sie nicht antworten konnte. Dann jodelte sie hell heraus, und die beiden Mädchen gingen ihnen entgegen.

„Wo kommt ihr her?" rief Ursula.

„Aus Twenhusen!" antwortete Adolf, „sind auf der Wanderschaft durchs Sauerland, wollten sehn, was ihr macht!"

Und dann standen sie voreinander und schüttelten sich die Hände. Sicher, unbefangen. So schien es. Aber Jan und Hede war es wie ein großes Geschenk. —

Sie hatten sich viel zu erzählen, und Hede sprach mehr, als sie wollte.

„Ihr habt's hier großartig," sagte Adolf Wiedenhagen, „das glaub' ich schon, Hede, daß du gern hier warst. Aber jetzt zeigt auch mal eure Wirtschaft. Wir wollen doch kontrollieren, ob auch alles in Ordnung ist und reinlich!" Er zwinkerte Hede an. „Du weißt doch: ‚Rendlichkeit mott sien,' sagg de aolle Fru, dao trock sie sick Middewinter dat Hiemd up de andere Siete an!"

Sie lachten, auch Jan, der wenig gesprochen hatte.

Sie gingen im ganzen Hause herum, im Hofe, in den Schobern, sogar auf den Boden hinauf. Schließlich standen sie im halbdunkeln Kuhstall, und Hede erklärte — und als sie so recht mitten darin war, sah sie Jans kluge, lächelnde Augen — und da wurde sie stiller und schämte sich, denn es fiel ihr ein, daß sie ja des Prahlens kein Ende wußte, damals, bei Tante Lisette Wiedenhagen, als sie noch auf ihrem dummen, albernen Siegeswagen durch Münster brauste. Und sie hatte den starken Drang, zu Jan, gerade zu ihm hinzugehn, jetzt, auf der Stelle, und ihm zu sagen, wie töricht sie doch gewesen war. Er sollte es verstehen!

Sie sah ihn immer wieder an, aufmerksam, in innerer Anspannung, als müsse sie ihm etwas erklären. Er fühlte es. Aber er kam ihr nicht entgegen. Dieser Vogel da mußte von selbst geflogen kommen. —

Nach dem Mittagbrot, das sie im Zimmer neben der Küche verzehrt hatten, weil der Himmel sich bezog, sagte Adolf Wiedenhagen: „So, und nun will ich euch Mädels doch mal was erzählen! Wir wohnen schon seit gestern im Twenhusener Gasthaus und steigen mit ein paar andern in Claus seinen Wiesen herum. Nächstens wird gebaut. „Aber wahrscheinlich wird erst noch eine Art Staubecken angelegt oder ein Wehr, um eine stärkere Wasserkraft zu bekommen."

Jan stand am Fenster und sah hinaus. Die Wolken hingen tief, wie leichter, grauer Flor, übereinander und zerrannen im Grün der hochgelegenen Waldungen.

„Mag sein, daß es Regen gibt," sagte er.

„Ach was, Regen oder nicht," rief Adolf, „wir gehn über den Berg nach Helden!"

„Ich nicht," sagte Jan.

Man beachtete es kaum. Hede hatte es gehört. „Und Claus, was ist mit Claus?" fragte sie drängend. „Er muß doch dabei sein, wenn's los geht."

„Ja, ziemlich fatal. Er wird doch wohl nicht. Vorläufig — na, Jan und ich sind doch auch noch da."

„Wie wird's denn mit deiner Hochzeit?" fragte Hedwig zu Ursula gewandt.

Ursula zuckte die Achseln. „Er kommt sofort zu Heino und mir. Besucht uns. Als erster."

„Alles gut und schön," sagte Adolf, „ihr auf Helden seid so die richtigen, echten westfälischen Dickschädel. Der eine ruft nicht, der andere kommt nicht. Ihr seid mir schon die rechten —"

„Vater kann das nicht gut —" meinte Ursula.

Jan wandte sich halb zur Seite. „Ich denke, Claus ist es einer Erinnerung schuldig, daß er nicht kommt und bittet."

„Na ja, es ist mal, wie's ist," sagte Adolf und stand auf, „aber jetzt wird es Zeit für uns, nach Helden zu gehn. Es sieht wahrhaftig nach Regen aus. Von da haben wir bloß einen Sprung bis Twenhusen; es ist der nächste Weg."

„Das schon," sagte Jan, dem Fenster den Rücken zukehrend. Gegen das kleine Fenster, in der niedrigen Stube, sah er noch größer aus als sonst. „Das schon. Aber ich gehe nicht mit."

„Wegen Claus," sagte Ursula, ganz ohne Verstimmung.

„Ja."

„So was kann man auch auf die Spitze treiben," sagte Adolf, als ob es ihn ärgerte. Er kam sich schlauer vor denn je. Dieser Jan, der niemals mehr ein Wort über Hede sprach, den wollte er hier im Ulhof festleimen. Er kannte Jan. Der ging nicht nach Helden.

„Schön, da gehe ich eben allein, und wir treffen uns nachher im Gasthaus, aber das bitte ich mir aus, eine von euch geht mit," sagte er, sich an die Mädchen wendend.

„Ich," rief Ursula sogleich, „ich habe zu Hause was zu besprechen."

„Ja natürlich!" sagte Adolf, „verstehe schon — Heino — Aussteuer. Und dir schadet es auch nichts. Du mußt dich im Trab halten, sonst wirst du noch die reine Madame."

Jan und Hede hatten nichts dazu gesagt. Während Ursula ihren Regenmantel holte, sagte Hede zu Jan: „Du hast ja Zeit genug. Bleib doch hier."

„Ja, das kann ich." Adolf hatte ein teuflisches Vergnügen. —

Sie hatten wirklich Zeit genug. Zunächst einmal stiegen sie mit den beiden bis zur Waldgrenze hinauf. Dann verabschiedete man sich.

Jan wollte den Ulhof noch einmal da unten im grünen Kessel liegen sehn. Er nahm ein kleines Skizzenbuch heraus und zeichnete. „Eine alte schöne Anordnung der Gebäude und wie gut in die Gegend hineinkomponiert," sagte er, und dann sprach er über ähnliche und ganz abweichende Bauten hier in der Gegend und über die einfachen, vornehmen Herrensitze im Sauerlande. „Ich habe jetzt eine schöne Aufgabe. Nicht weit von Münster, Haus Velen, das baue ich um. Teils nach ganz alten Plänen. Und Eigenes gebe ich hinzu. Seitenflügel und im Mittelbau ein großes Treppenhaus. Das Neue muß sich völlig dem Alten anpassen. Das muß alles ineinander wachsen — auch mit dem Garten, der ganzen Umgebung."

Seine Stimme verlor das Sachliche und Alltägliche. Hede fühlte, wie sich alles vor ihm aufbaute, wie er gestalten wollte.

Sie schritten nebeneinander her, und sie sah ihn an — immer wieder. Denn jetzt erst sah sie Jan, sah ihn zum ersten Male.

Lange noch blieben sie draußen. Die Berge dampften, und im Kessel schwammen leichte Nebelstreifen. In dem Wallen und Brauen das Grün, Frühlingsgrün. Allüberall. Schließlich rieselte es sachte aus dem gleichmäßig graugewordenen Himmel.

Sie gingen ins Haus, saßen oben im Wohnzimmer, und es kam ihnen vor, als könnten sie gar nicht mehr voneinander gehn. Die Pächtersfrau brachte das Abendbrot und dann die Lampe, denn Jan wollte Hede noch einiges in dem neuen Werk über Architektur zeigen.

Hede saß am Tisch, und Jan stand neben ihr, vornübergebeugt. Seine große, gutgeformte Hand ging über die Seiten hin.

Und immer sah Hede diese Hand, die sie früher beliebig genommen und losgelassen hatte. Viel stiller, viel weicher wurde die Übermütige. Wie gern hätte sie diese Hand einfach an sich gerissen. Sie faßte so gern zu, wenn sie wollte. Sie wollte ihn, ihren alten Jan, der so groß, mit diesem freudigen Ernst neben ihr stand.

Jan sah es, daß Hedes Augen seine Hand festhielten und daß ihr ganzes Wesen nicht mehr einen so großen freien Raum für sich selbst brauchte, nur für sich allein, daß sie sich an ihn gelehnt hätte, wenn er den Arm um sie schlang. Aber es war ja nur dieser

eine Tag. Er wollte ihren Gedanken Zeit lassen — ihrem Empfinden erst die ganze süße Reife geben. Dann erst, dann würde er wieder jauchzend emporsteigen, dieser goldene „Vuegel Flügup".

Deshalb ging er fort, bald, und sagte nur unter der Tür, fast in den Regen hinein: „Ja, liebe Hede, für heute wär's nun vorüber mit uns. Wir kommen wohl wieder zusammen."

Und sie sollte das verstehen, wie sie es wollte.

⚘ ⚘ ⚘

Arnold Overberg saß mit seinem Sohn Heinrich in einem seiner Stammlokale. Es war eine echte münsterische Altbierkneipe und lag an der Kirchherrngasse. Der Bäcker und Brauer Bastwöste, seine Frau und seine Tochter Mariechen bedienten die Gäste. Bedienen konnte man es eigentlich nicht nennen. Sie teilten aus und behandelten jeden mit einer Selbstverständlichkeit, in der keine Spur von Anmaßung lag, als ihresgleichen. Mit den meisten Gästen duzten sie sich.

Nur an dem blankgescheuerten Tische in der Ecke machten sie Unterschiede. Hier saßen einige angesehene Kaufleute, zwei Rechtsanwälte, ein alter Gerichtsrat und Arnold Overberg mit seinem Sohne Heinrich, der es als Assessor und künftiger Anwalt — und auch aus andern Gründen — für richtig hielt, seinen Vater zu begleiten und überall und immer mit ihm übereinzustimmen.

Heinrich hatte das luchsartige Aussehen seines Vaters geerbt, ja bei ihm trat es unangenehmer hervor. Gemästet war er noch nicht, aber er neigte sehr zur Fülle. Das Haar trug er wie sein Vater in der Mitte gescheitelt, aber diesen Scheitel hatte er offiziersmäßig durchgezogen über den ganzen Hinterkopf hinweg. Er bürstete es sehr häufig am Tage und legte es glänzend an seinen Kopf. Dennoch stand es luchsartig über den Ohren ab. Seine kleinen Augen sahen durch einen in schwarzes Horn eingefaßten Kneifer, und die Schnurrbartenden standen steif aufrecht. Wegen dieser drei Dinge, des durchgezogenen Scheitels, des schwarzumrandeten Kneifers und des in die Höhe gebürsteten Schnurrbartes, kam er sich elegant vor. Und es gab auch andere Leute, die das glaubten.

Sehr wählerisch in ihrem Umgang waren Vater und Sohn nicht. Sie vermeinten das ihrer Stellung schuldig zu sein, um der Popularität willen, und dann: unter Blinden ist der Einäugige König. Zudem war es bequem.

Das Königstum des alten Overberg war aber schon sehr verblaßt. Vom Erzähler war er zum Schwätzer geworden. Man kannte seine Geschichten, und wenn man manche auch gerne zum zehnten und zwanzigsten Male hörte.

Es war ziemlich dämmerig in dem gemütlichen Raume, der einen großen, offenen Kamin hatte und oben von einer Galerie umzogen war, auf den die Stubentüren mündeten. Unten, an allen Fenstern, standen Vorsätze aus Korbgeflecht. Links von der Wirtsstube ging eine Treppe halbhoch zur Backstube hin, aus der ein warmer, etwas süßlich riechender Dunst quoll.

Mariechen Bastwöste ging über den knirschenden weißen Sand, der auf den sauber gescheuerten Dielen lag, hin und her. Sie brachte Schnittchen und warme, sogenannte Wurstebrötchen, denn wenn es auch Zeit zum Abendbrot war, die Männer am Stammtisch ließen sich nichts abgehen, am wenigsten Sohn und Vater Overberg.

„Ach," sagte Overberg lachend und wischte sich den Mund ab, „diese Wallfahrten nach Telgte zur Wundertätigen, das ist überhaupt ein Kapitel für sich. Hab' ich schon mal erzählt, wie die beiden Klettker aus dem Bült sich von ihren Kameraden bis an die Knie eingraben ließen und ‚eine kleine Gabe für einen armen Invaliden' die ganze Prozession entlang einsammelten, bis ihre Konkurrenz dahinter kam? Da setzte es Keile, daß die Fetzen nur so flogen —"

Einige verzogen ihr Gesicht zum Lachen, andere nicht. Sie hatten es zu oft gehört, und Overberg hatte matt erzählt.

Dann lehnte er sich weit vor, und alle machten die Bewegung mit. „Mariechen braucht es gerade nicht zu hören. Also: da geht mal so 'ne ganze Köttergesellschaft hier vor den Toren von Münster, von Handorf aus, singend und betend nach Telgte. Die Frauen voran, die Männer hinterher gezottelt. So 'n recht trüber Herbsttag. Es fisselt schon, aber sie hatten nun mal gelobt, und nun ging's los. Aber der Regen wurde schlimmer. Da nehmen die Frauen die Röcke über den Kopf und plärren ruhig weiter. Die eine Frau hatte aber reichlich viel Unterzeug mit hochgeschlagen. Nach einer Weile merkt sie es, dreht sich wütend nach ihrem Mann um und sagt: ‚Schiämst du di gar nich äs en bitken, dat du mi in sölken Tostand vor de Mannslüde laupen läöttest!' — ‚Meinee, Katrin,' sagt der Mann gekränkt, ‚ik wuß 't doch nich, wat du für 'ne Buße uphaddest!'"

Er hatte es in einem unwiderstehlich komischen Tonfall erzählt. Alle, auch die die

Geschichte kannten, lachten laut los. Nun war Overberg wieder ein Hauptkerl. Er und sein Sohn bestellten sich von neuem ein großes Glas Bier, obgleich es schon acht Uhr war und alle zu Hause mit dem Abendbrot auf sie warteten. Alle? Wer war schließlich alle! Clemens und Dietmar auf der Universität — nur die Weibsleute. So blieben sie also noch eine Zeitlang sitzen und bogen endlich als letzte aus der Kirchherrngasse.

Es war ein bedeckter, etwas kühler Sommerabend. Eine frühe Dunkelheit schlich um die Giebelhäuser am Roggenmarkt. Die Lichter waren noch nicht angezündet. Die alten Häuser träumten.

„Ekelhaft," sagte Overberg übelgelaunt. Die stille Verhangenheit, der weite Weg bis zur Frauenstraße, das machte verdrießlich. Das Gehen wurde ihm schwer.

„Jawohl, ekelhaft," sagte sein Sohn schneidig. „Diese hochnäsige Brakesche Gesellschaft —" und damit schnitt er ein Lieblingsthema seines Vaters an, denn je mehr dieser fühlte, daß er herabglitt — und er hatte immer noch, wenn auch selten, nachdenkliche Momente — um so verhaßter war ihm diese streng geartete Familie. „Da liegt nun endlich Gerlindes Verlobungsanzeige in aller Gespreiztheit: Gerlinde Brake ter Westen, auf Haus Helden. Großartig! Und dieser Schwiegersohn! Na, ich danke. Aber sie hatten wohl genug an dem einen verlorenen Sohn und gaben schließlich nach. Ein Schriftsteller! Ich bitte dich. Wie das möglich war, daß Gerlinde so was bei Otmar, diesem ausgemachten Streber, und seiner geborenen von So und So, kennen lernte, ist mir übrigens unbegreiflich. Ich würde derartige Leute in unserm Haus nicht dulden. Zwei, drei Jahre würgen sie daran herum, und dann, als der Herr Schriftsteller nachträglich noch den Doktor gemacht hat, die eigene Produktion so ziemlich fahren läßt und ins Lager der Kritiker abschwenkt, da wird es was. Ja, Kritiker, das schien ihnen irgendwie dem Richteramt verwandt. Dieser hochnäsigen Gesellschaft. Und Ursula — auf Haus Berge! Es ist großartig. Dieses Volk hängt sich dem Adel an die Hacken. Es ist zum Lachen."

Heinrich wußte es sehr gut, daß Brakes auf freien Höfen saßen, als mancher Adel, der schon für alt galt, selbst in Westfalen, noch gar nicht bestand. Aber das wollten sie nicht wissen.

„Einzig Richard," fuhr Heinrich fort, „das ist ein Junge, mit dem man was anfangen kann. Er hat eben vom zehnten Jahr ab mit unserm Clemens gearbeitet und verkehrt. Natürlich, Ingenieur, das paßt Onkel Hermann wieder nicht so recht. Aber wie gesagt, der verlorene Sohn sitzt ihnen denn doch etwas in den Gliedern."

Der Rat Overberg hatte über Gerlinde nachgedacht. „Dieses Mädchen, die Gerlinde, hat übrigens sehr viel von deiner Mutter. Ein hübsches, feines Ding," sagte er mit diesem Schimmer guter Erinnerung, die für ihn stets um seine Frau hing.

„Ich denke doch, Gerlinde ist energischer, weiß überhaupt besser, was sie will."

Overberg war durch und durch zu faul und morsch, um zu widersprechen. Die Erörterungen über Maria, die Heinrich bisweilen herbeiführte, waren ihm peinlich.

„Und — das können wir uns, als Männer, doch ruhig eingestehn — die Mutter ist nicht ganz klar, sie ist entschieden krank."

„Nein, sie ist sogar wohler geworden, kräftiger," sagte Overberg.

„Du meinst körperlich."

„Heinrich, wir wollen nicht darüber reden. Erstensmal, nicht wahr, wir sind beide Katholiken, Zentrumsleute, die Frau gehört ins Haus und in die Kirche, und dann, daß deine Mutter noch frommer, ich gebe zu, außergewöhnlich religiös wurde, das hängt damit zusammen, daß sie damals Lutz verlor. Gerade in einer Zeit, in der sie anfing, sich der Religion mehr als sonst zuzuwenden. Sie ist zufrieden, und damit ist es gut. Annette sorgt für das Hauswesen. Und ich kann wieder nur sagen: gut."

Heinrich schlug mit dem Stock auf das Straßenpflaster. Er hatte dem Gespräch eine andere Wendung geben wollen, aber das konnte er auch nach Tisch tun. So ging er wieder zu Brakes über. „Übrigens: Tante Adeline hat mächtig eingepackt," sagte er, „sie ist alt geworden."

Dieses Thema interessierte Overberg immer ganz besonders. Man konnte ihn förmlich damit elektrisieren. Er blieb stehen. „Siehst du, das ist nun wirklich eine kranke Frau. Das sage ich. Aber natürlich, ich werde nicht gefragt. Die steckt in keiner gesunden Haut. Weiß Gott, was es sein mag. Aber nicht mal antippen darf man. Immer derselbe Glanz und Gloria, zumal jetzt, wo sie alle drei Töchter um sich hat."

„Da hat sie auch was! Hede bleibt sitzen, dieses Schaustück, das ist mal gewiß, und Monika und Ella machen ja den schönsten Anlauf, es Hede gleich zu tun. Das sind so recht die typischen dummen Hühner. Wenn man die Dummheit von den beiden technisch verwerten könnte, Dampfmühlen könnte man damit treiben."

Sein Vater hatte nur halb hingehört.

Er war bei Adeline. „Weißt du, an der doktert natürlich die alte Truta herum. Sie schläft jetzt schon bei ihr im Zimmer. Und Gerwin läßt sich alles gefallen.

„Genau wie Gerhard. Seine zweite Auflage," sagte Heinrich wegwerfend.

An seiner Tante Adeline interessierte ihn nur die gute Küche. —

Sie waren zu Hause angekommen. Overberg blätterte, im Flur stehend, in einer Zeitung. Heinrich bürstete umständlich sein Haar. Annette öffnete schnell und energisch die Tür zum Eßzimmer und blieb wie eine Schildwache stehen. „Ihr kommt wieder viel zu spät," sagte sie, „wir alle warten, und das Essen wird kalt."

Ihr Bruder beachtete sie nicht und bürstete weiter. Der Vater brummelte und ging ins Eßzimmer. Maria saß am Tisch und sprach mit ihrer jüngsten Tochter. Sie sah auf und sagte freundlich: „Guten Abend." Sie hatte noch einen andern Spruch gefunden, und der lautete: „Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seele —"

Beate lernte Vokabeln. Sie krauste die Stirne und sah unwillig auf die Eintretenden. Die setzten sich breit hin, ohne ein Wort der Entschuldigung, und aßen stumm. Wozu hier reden!

Overberg schob alles symmetrisch auf seinem Teller zurecht und schnitt das Brot in Quadrate. Heinrich nahm sich von jeder Schüssel die besten Bissen, und Annette schob ihm diese Schüsseln noch hin, denn sonst hätte es die Mutter getan. Und das wollte sie nicht. Sie tat es mit einem kalten, überlegenen Ausdruck. Der da glaubte etwas zu sein, weil er drei Examen bestanden hat, die doch nur für den Durchschnitt hergerichtet sind. Notorische Dummköpfe bestanden solche Examen. Man hätte sie, sie einmal an eine solche Aufgabe stellen sollen. In allen vier Fakultäten hätte sie den Doktor gemacht, nur um zu zeigen — diesen da mal zu zeigen, was ein Mädchen kann, wenn es nur will.

Sie schob Heinrich von neuem eine Schüssel hin. Sollte er sich doch mästen, der Herr Bruder, und im Fett verkommen. Sie setzte sich ganz gerade hin, aufrecht. Ihr magerer Körper straffte sich. Einundzwanzig Jahre alt — und nichts gesehn wie ein halbes Jahr lang Helden — statt einer Pensionszeit.

Heinrich aber war ganz mit ihr zufrieden, mit ihr und auch mit der Mutter. Er wollte einmal eine Frau haben, die beides vereinigte, den Mund halten wie die Mutter und arbeiten wie Annette, und Geld mußte sie haben, gleich in der Hand, so daß es ihm, seiner Verwaltung, zufiele. Möglichst keine Angehörige, oder nur weibliche. Und davon höchstens zwei.

Die Männer standen auf. „Annette, Bier heraufbringen, gut gekühlt. Und ab und zu neue Flaschen," sagte der Vater.

Sie stampften die Treppe hinauf. Overberg fiel in seinen Sessel, und Heinrich hatte nun auch einen bequemen Korbstuhl mit Kissen darin.

Eine Zeitlang rauchten sie ohne viele Worte. Dann fing Heinrich an. „Also um darauf zurückzukommen, was wir schon oft besprachen: für die Familie, für den jeweiligen Stammhalter, muß gesorgt werden. Unbedingt. Darüber sind wir uns doch klar."

„Na ja — gewiß."

„Was die Heldener sind, die ganzen Brakes, diese eingebildete Sippe, das können wir, weiß Gott, auch noch. Können, was sage ich: es ist unsre Pflicht — unsre heilige Pflicht!" Und er klopfte den hölzernen Stopfer an seinem Pfeifenkopf ab.

Er hatte bemerkt, daß man aus dem Familiensinn etwas herausschlagen könne, daß man ihn bloß zu einem Fetisch erheben und dann mit Ernst und tiefer sittlicher Überzeugung von seinen Pflichten als Stammhalter sprechen müsse, unermüdlich, immer wieder, zu allen schwachen Stunden des Vaters, bis zur Erschöpfung, immer nur hämmern, bohren, dann konnte der Erfolg nicht ausbleiben.

Und wirklich, durch Heinrichs eifrige, weitschweifige Reden, die von moralischem Empfinden getragen schienen, war es so weit gekommen, daß sie schon einen richtigen Popanz im Hause hatten, dem der alte, mürbe Mann im Sessel opfern sollte.

Fast eine Stunde lang drehte Heinrich seinen Drillbohrer, dann sagte er wie beiläufig: „Ich habe mit solchen Sachen jetzt viel am Gericht zu tun. Sieh her," er zog ein Blatt aus seiner Brusttasche, „der Entwurf zu einem Testament mit einem Legat für den Stammhalter, das allem vorangeht. — So ein ältester Sohn packt damit allerdings was auf. Viele Verpflichtungen. Er selbst hat ja nichts davon. Studiengelder für die Söhne, zumal für den Ältesten, das ist es. Um das handelt es sich hier. Aber, daß man die Schwestern dann, wenn es sein muß, mit durchbringt, das ist selbstverständlich. Bedarf keiner Worte. Überhaupt, eine große Verpflichtung, der älteste Sohn in einer unversorgten Familie zu sein. Nehmen wir an, der Vater stirbt. Was wissen Frauen denn von Geldsachen, Vermögensverwaltung und dergleichen? Da braucht man sich ja



Im Treppenhaus

Gemälde von Agathe Herrmann

nur unsre eigene, gewiß sonst ausgezeichnete Mutter anzusehn. Frauen sind nun mal Frauen. Lange Haare, kurzer Verstand." Nun hatte er sich etwas verschnappt. „Aber darauf kommt es in letzter Linie im Leben ja auch gar nicht an. Da sind andre Werte: Gefühlssachen. Und da siehst du es so recht wieder bei unserer Mutter: alles gefühlsmäßig, alles mit der Phantasie, mit dem Herzen. Sehr schön, sehr ideal. Möchte selbst einmal so eine Frau haben. Aber Geldsachen, Verwaltung und alle die nüchternen und man kann doch auch wohl sagen: harten Dinge, für Frauen — das geht nicht."

Sehr zur Unzeit kam Annette mit gut gekühlten Bierflaschen, die sie auf den Tisch stellte.

„Na, wieder an Familienberatungen?" fragte sie mit ihrer etwas spröden Stimme. Sie strich ihrem Vater über den Kopf, sah Heinrich spöttisch an und fügte seufzend hinzu: „Ja, Männer haben es schwer."

Heinrich fuhr auf. „Du solltest dich freuen, wenn wir uns hier den Kopf über eure Zukunft zerbrechen. Deine vorlauten Bemerkungen verbitte ich mir überhaupt."

„Gott, die Aufregung!" sagte Annette sehr leichthin und verließ das Zimmer.

Er hatte sich so geärgert, daß er den Faden verloren hatte, deshalb sagte er, etwas ungeschickt: „Wenn du zum Beispiel dein Testament machtest —"

„Nanu, eilt es denn so? Ich bin Ende der Fünfziger, ja — aber sonst —" er klopfte auf seinen Bauch und zog die Weste hinunter — „alles in Ordnung."

„Ja, Gott sei Dank, wahrhaftig! Prost, Vater!" Und er trank ihm zu. „Dennoch, es ist interessant — so ein Entwurf. Ich habe hier, weil ich mit bekannten Verhältnissen rechnen wollte, einen Entwurf, unsere Familie betreffend, gemacht." Und er begann zu lesen, erst die Formeln — es wurde Overberg doch ganz eigen zumute — als dann aber die Stelle kam, daß dem ältesten Sohn vorab fünfzigtausend Mark vermacht werden sollten, als Stammhalter, damit die nächste Generation gesichert sei, ein Erziehungsfonds — da schlug er auf die Stuhllehne und sagte: „Alles gut und schön, in unserm Fall, speziell unsere Verhältnisse betrachtet, doch viel zu viel. Stell dir nun wirklich mal vor, ich stürbe — so vom Fleck weg — und ich hätte dieses Testament gemacht, wie sähe es dann um deine Mutter und um die jüngeren Geschwister aus?"

‚Sind ja nur Mädchen, die beiden jüngsten,' dachte Heinrich, aber er hütete sich dergleichen zu sagen. „Ja gerade!" rief er. „Das ist es ja! Da wäre doch ein fester Fonds, den ich, ein Jurist, verwaltete." Er lachte laut. „Bin ich etwa verheiratet, habe ich Kinder? Nein, nicht wahr? Wem würden die Zinsen aus dem Kapital wohl zufließen? Den jüngeren, noch studierenden Kindern. Ich bin ja bald selbständig."

Overberg war wohl bei der Sache, aber seine Gedanken, die sich einen Moment lang heftig erhoben hatten, sanken zurück. „Ja, das könnte dann in so ein Testament hineingesetzt werden," sagte er halb fragend.

„Natürlich, jawohl! Ist aber nicht nötig. Denn erstens, gottlob, wie gesagt, du bist gesund. Ganz auf dem Posten. Und dann — das sind so selbstverständliche Dinge. Es ist beinah beleidigend, so etwas zu betonen und schriftlich niederzulegen. Das ist doch einmal so: die Brüder, speziell der Stammhalter, haben in allen Lebenslagen, wenn es not tut, ihren Schwestern beizuspringen. Das ist meine Überzeugung. Und man muß ihnen die Möglichkeit dazu geben. Erstens durch ihre Ausbildung — den Standpunkt hast du immer sehr richtig vertreten: Ausbildungsgelder sind die beste Kapitalsanlage — und zweitens durch testamentarische Bestimmungen." —

Die Bestimmungen aber wurden mit der Zeit genau so, wie der Stammhalter es wünschte, und der brüchige, träge Overberg schrieb sie nieder. —

Als er nach einigen Jahren zum Überwasserkirchhof getragen wurde, zog sein tüchtiger Sohn Heinrich in das Haus an der Frauenstraße ein, und Maria Overberg hätte sich mitsamt ihren Töchtern schier in ein Mauseloch verkriechen können, wenn nicht ihre Brüder gewesen wären mit der guten Heldener Tradition, ihr Sohn Clemens und die kluge Beate, die Lehrerin wurde.

Sie kam nun in die Vorstadt am Ägidiitor, wo es ihr mit der Zeit sehr gut gefiel, denn überall zwischen den Mauern sah noch das Grün hindurch, und wenn sie am Fenster ihres hochgelegenen Wohnzimmers stand, sah sie über die weiten schimmernden Aawiesen hinweg. Das erinnerte sie an ihre Heimat.

Die brave Truta aber hatte eine Aufgabe mehr. Niemand konnte so erfinderisch sein wie sie, wenn es galt, das Leben anderer aufzuhellen. „'ne Wittfru het en langen Rock an, dao trädd jeder upp," sagte sie, und diese ihre Ansicht veranlaßte sie zu tausend freundlichen Diensten. — — — — — — —

Aber das war alles Zukunft.

⁂ ⁂ ⁂

Monika und Ella machten es nicht wie ihre große Schwester. Sie brausten nicht, sie strahlten nicht, hielten keinen Hofstaat

und wußten nichts von Hedes Stolz und kindischem Ehrgeiz. Sie waren allerliebste, ein klein wenig bürgerliche Mädchen. Sie hatten in jeder Weise ein angenehmes Mittelmaß, sie waren so geartet, daß es kein großes Problem war, wer wohl als Lebensgefährte für sie taugen möchte.

Man kann auch nicht sagen, daß sie lange darüber nachdachten. Sie verlobten sich früh und sicher mit zwei Männern, die zu ihrem Kreise gehörten, Assessoren, die beide ihre Anstellung erwarteten, aber genau wußten, daß eine Brakes-Tochter auch schon früher heiraten kann. Und alles wickelte sich glatt und einfach ab. Es war das Selbstverständliche.

Daß die beiden sich aber an ein- und demselben Abend verlobten, das hatte eine besondere Bewandtnis und hing mit dem klein wenig Bürgerlichkeit in ihnen und mit dem Mittelmaß zusammen.

Sie kamen von einer Landpartie, ohne Adeline, die zu müde war. — Wie konnte Adeline nur so müde sein und so zart werden? Gerwin begriff es gar nicht ... — Die Dame, die sie unter ihren Schutz genommen hatte, ließ sie am Hauptbahnhof ziehen — o ja, man hatte jetzt einen Hauptbahnhof; er war ganz neu — und nun brachten die beiden Herren Assessoren, die Freunde waren, Monika und Ella quer durch die Stadt nach Hause zurück.

Als sie aber in die Hollenbecker Straße einbiegen wollten, war sie von einer dichtgedrängten, freudig bewegten Menschenschar versperrt. Es war zufällig „der Bäcker guter Montag", der nur alle drei Jahre abgehalten wird, nach uraltem Brauch, und vor dem Hause des Bäckers Papendiek wurde gerade der Fahnentanz getanzt.

Die Bäcker, die schon den ganzen langen Tag gefeiert hatten, in steifen, schwarzen Anzügen und Zylinderhüten, die mit einer Militärkapelle durch die Stadt und zu einem Kruge gezogen waren, geschossen und tüchtig gegessen und getrunken hatten und nun am Abend zurückkehrten, bildeten einen Kreis um ihren Tänzer. Sie hatten sich diesen Tänzer eigens aus Holland verschrieben. Das war das Prunkstück. Er war berühmt. Niemand konnte den schwierigen Fahnentanz mit so viel Ausdauer und Geschick vorführen. Der Mann machte die großartigsten Evolutionen, im Frack, immer mit der großen Fahne in der Hand, die er bald über dem Kopf schwenkte, bald zwischen den Beinen wegzog, dann um seinen Körper schlang und wieder darüber hinweg sprang. Er hielt sie in der rechten, in der linken Hand, dann in beiden Händen, und der Schweiß lief ihm nur so herunter. Je länger er tanzte, um so höher seine Ehre und die der Innung.

Es war ein großer Moment. Hede hätte sich so etwas nie entgehen lassen. Bis vorne hin hätte sie sich gedrängt, und wenn irgend möglich, hätte sie den Tänzer angefeuert. Das alles mußte man sehen und hören, auch die Musik, die staunenden, entzückten Menschen und den weißbehandschuhten ernsten Kreis der Bäckergesellen. Und Hede Brake hätte recht gehabt. Es war der Mühe wert, dieses tolle Schautanzen zwischen den alten einfachen Bürgerhäusern, mit ihren vornüberhängenden Giebeln und breiten Haubendächern.

Aber Monika und Ella dachten anders. Man kann wohl sagen, daß sie Dings Schliff besser angenommen hatten. Sie mochten nicht in der Volksmenge stehen bleiben und warten.

Da schlug der eine Assessor vor, man könne ja auch zurückgehn und den Umweg über die Promenade machen. Der Vorschlag war gut, denn es handelte sich um vier verliebte Menschenkinder, und in der Promenade standen gerade die Linden in goldener Blüte. Der schwere und doch so zärtliche Duft hüllte sie ganz ein. Man konnte nicht anders, als Schritt für Schritt gehn, man war gleichsam in dieses duftende Netz verstrickt. So kam es, daß Monika und Ella sich an diesem Abend verlobten. —

Hede war so etwas wie eine Brautmutter geworden, denn wenn der Haudrer Hülskötter auch mehr denn je vor dem Schlaunschen Hause hielt, und wenn Adeline auch tat, was in ihren Kräften stand, es waren nicht mehr dieselben Kräfte, und die Hauptarbeit lag auf Hede. Nicht einmal Adolf Wiedenhagen und Jan konnte sie sehn, Jan, der doch so oft von Velen herüberkam, um ihr wenigstens guten Tag zu sagen. —

Im August sollte die Hochzeit sein.

Es war wohl etwas schnell, aber Adeline drang darauf, und Truta unterstützte sie. Es war viel Arbeit im Hause. Besuche über Besuche. Neue Verwandte. Einladungen. Truta sagte ein über das andere Mal still für sich hin: „Wenn unse junge Frau doch erst Ruhe hätte." —

Diesen ganzen Trubel machte sich Dietz zunutze, dieser kraushaarige Quirl. Zweimal war er schon auf dem Gymnasium sitzen geblieben, aber das machte ihm nicht einen einzigen kummervollen Gedanken. Und jetzt tat er gar nichts mehr. Er trieb sich lustig in allen Gassen herum und weit draußen vor den Toren der Stadt. Dabei war er gewandt, drollig, von einer sprühenden Lustigkeit: ein rechter kleiner Charmeur.

Aber es nahten die Klassenarbeiten.

Die Ferien begannen kurz vor dem Hochzeitstage. Da wollte er doch nicht mit einem schlechten Zeugnis stören.

Lieber störte er die lateinische Klassenarbeit, die ihm als größtes Hindernis erschien.

Das ließ sich machen.

Die Aufgabe war gestellt, die Köpfe der Jungens beugten sich über das Papier. Es war sehr still in der Klasse.

Plötzlich hörte man einen dumpfen, regelmäßig aufschlagenden Ton, und einer der Jungens reckte den Finger hoch und rief: „Herr Professor, 's is 'n Tier in der Klasse!" Und da sprang auch schon ein fettes Karnickel unter den Bänken hervor.

„Fangt das Tier," sagte der etwas weltabgewandte Mann. Und die Jagd ging los.

Das geängstigte Karnickel schoß im Zickzack durch die ganze Klasse. Es war ein Hauptspaß. Niemand hatte Lust, es wirklich zu fangen. Da lag die Klassenarbeit.

Schließlich mußte es doch wohl sein, einer der Jungens packte es an den Ohren, und dann flog es, mit ausgebreiteten Armen und Beinen, wie eine Heilige, zum Fenster hinaus, in den verwilderten Garten des alten Appellationsgerichts. Die Köpfe beugten sich wieder über die Arbeit. —

Da zog Dietz Brake sein zweites Karnickel aus dem Fach, setzte es vorsichtig auf den Fußboden, kniff es, und wieder dieser dumpfe, taktmäßige Ton.

„Herr Professor," schrie ein Junge entzückt, „es is noch 'n Tier in der Klasse." Alles sprang auf und setzte hinter dem Störer her. Tintenfässer fielen um, Bücher, Hefte lagen auf der Erde, aber das Karnickel war nicht zu fangen. Und die Jungens waren nicht mehr zu beruhigen.

Just als es zwölf Uhr schlug, erwischte Dietz das freundliche Tier und hielt es dem Professor hin. Der aber hatte die Klassentür abgeschlossen, und das Verhör kam.

Niemand konnte sich vorstellen, wie es möglich war, daß Karnickel ins Klassenzimmer kamen. Besonders Dietz machte seine blauesten Unschuldsaugen.

Aber das Schicksal erreichte ihn dennoch, weil man kleine schwarze runde Überreste dieser rätselhaften Tiere in seinem Fache vorfand.

Gerwin Brake erhielt einen Brief, in dem zu lesen war, daß dieses die letzte Vermahnung für seinen Sohn Dietrich sei. Falls noch einmal etwas vorkäme, müsse er das Gymnasium verlassen.

Zu Hause lief alles ziemlich glimpflich ab. Man hatte zu viel mit der Doppelhochzeit zu tun.

Sie war nicht im Schlaunschen Hause, und Adeline nahm diesesmal auch keine Gäste auf. Man glaubte ihr, daß sie abgespannt sei. Es war ihr so unähnlich, ihr gastfreies Haus zu verschließen.

Die Hochzeit war im Hotel. Und es war ein Ereignis. —

Als sie vorüber war, zog Adeline sich mehrere Tage ganz zurück.

Dann war sie etwas wohler. Sie sah frischer aus, fast verjüngt in ihrer Zartheit. Ihr blondes Haar lag voll und schön gebauscht auf ihrem Kopfe, der jetzt so häufig gesenkt war.

Hülskötter wurde bestellt. Adeline wollte zu ihrem Garten fahren. Ganz allein. Truta stand am Wagenschlag und wollte es nicht zugeben, aber Adeline lächelte ihr berückendstes Lächeln und sagte, sie hätte es sich in der letzten unruhigen Zeit immer so wunderschön vorgestellt, und Hedwig würde sie ja abholen. Bald. Darauf freue sie sich schon. Sie sollten nur alle ihrer Arbeit nachgehn.

So fuhr sie denn hinaus. Unter einem seidenweichen Himmel mit lang hingezogenen, traumhaften Wolken. Die Linden in der Promenade begannen herbstlich zu erglühn. Hin und wieder tanzte ein goldenes Blatt in Adelinens offenen Wagen. Und dann kamen die Felder, die Wiesen und die Wallhecken. Voll von Frieden und stillem Glanze.

Der Wagen hielt vor der engen Gartenstiege. Adeline bestellte ihn für eine spätere Stunde. Langsam wandelte sie zwischen den Hecken, in denen das Vogelvolk zwitscherte und spielte. Tief trank sie die Klarheit und Ruhe dieses Tages. — Dann öffnete sie das kleine Tor mit den Efeuranken darüber, ging zu dem Platze vor dem Gartenhause und setzte sich in einen niedrigen, bequemen Stuhl, der immer für sie bereitstand.

Es kam ihr vor, als sei sie zum ersten Male allein. Nicht verlassen! O nein! Geliebt, verwöhnt — und allen so dankbar, so von ganzem Herzen gut.

Aber nun war sie allein. In einer großen Stille. Und auch in ihr war es still.

Es war wohl so, wie Truta sagte: sie mußte nun doch zu dem Arzt im Clemenshospital gehn, und sie tat es gerne, ohne Furcht. Er würde vielleicht schneiden, ja — sie sah gar nicht auf ihre Brust, in den Garten sah sie hinein, auf das Blühn und Leuchten — aber er würde die Schmerzen von ihr nehmen, die Angst. Und Truta würde sorgen. Gleich heute wollte sie es ihr sagen und auch Gerwin und Hede.

Truta sollte mitgehn, bei ihr bleiben, Tag

und Nacht. Einige schöne Sachen von zu Hause wollte man mitnehmen, daß es nicht gar so nüchtern war, nicht wie in einer Krankenstube.

Nein, das wollte sie nicht, auch für Gerwin nicht und für die Kinder. Es sollte schön bleiben, harmonisch. Und dann kam alles wieder so, wie es gewesen war.

Ach Gott, wer weiß — — vielleicht noch schöner. Sie konnte Großmutter werden! Sie faßte in ihr blondes Haar und lachte. Dreiundvierzig Jahre alt. Und wenn Hede, das große tolle Mädchen, nicht den dummen Streich gemacht hätte, und wenn sie nicht gar so wählerisch geworden wäre, dann hätte sie ja schon längst so ein wonniges kleines Herrgottsblümchen im Schoße sitzen und ein anderes konnte neben ihr spielen. Ja, Großmutter, das mochte sie gerne sein. Es war wie ein neuer, schöner Kranz. —

Der arme Gerwin, er war oft so bedrückt gewesen, und auch die Kinder hatten gelitten. Das würde nun anders. Besser.

Dieser Gedanke kehrte stets von neuem zu ihr zurück. Der ganze Garten raunte es ihr förmlich zu. — — —

Währenddessen wanderten Jan und Hede, die sich in der Promenade getroffen hatten, zwischen den Hecken entlang.

Als sie an die Ausbuchtung kamen, wo die Bank stand, sagte Jan: „Komm, wir setzen uns noch etwas hierhin.“ Und Hede setzte sich neben ihn.

Sie schwiegen. Ihre Gedanken versenkten sich ineinander. Jan legte seinen Arm um Hede, zog sie an sich und küßte sie. Sie konnten sich nichts, gar nichts sagen. Sie hielten sich nur fest umschlungen. —

Hede löste sich aus Jans Umarmung. „Mutter — die Mutter wartet,“ sagte sie verwirrt.

War sie schon jemals so verwirrt gewesen, diese Junge, Stolze? Jan zog sie nochmals an seine Brust. „Wir wollen gehn, Hede, aber sag' es mir, daß du nun ganz mein bist.“

„Ja. Jetzt kann auch ich treu sein, dir und mir.“

Sie standen auf. Nun erst, im Weiterschreiten, kam die ganze Herrlichkeit dieser Stunde über sie. Sie wußten sich kaum zu lassen. Am Gartentor blieb Jan stehen und sagte: „Und daß du's nur weißt, Hede, wir heiraten sofort.“

Sie drückte ihm fest die Hand. „Ja, natürlich.“ —

„Das freut mich aber, daß du auch mitgekommen bist, Jan,“ sagte Adeline. Sie hatte ihn immer gern gehabt, den frohen klaren Menschen, und jedem, jedem wollte sie noch etwas Liebes sagen.

Da sah sie die verschlungenen Hände, sah in diese Augen hinein — und die beiden knieten schon neben ihrem Stuhl.

„Kinder, Kinder — das habt ihr gut gemacht,“ sagte sie, und sie streichelte die beiden großen Menschen.

Hede legte den Kopf an ihre Schulter. Sie, die immer so schnelle und viele Worte gehabt hatte, wußte nichts mehr zu sagen.

Doch Jan nahm Adelinens Hand, küßte sie und sagte: „Aber ich habe eine große, große Bitte, liebe Mutter!“ Das Wort kam so gern und leicht über seine Lippen. Diese Frau hatte wie eine Sonne über ihrer aller Leben gestanden. „Ich muß Hede sofort haben. Wir wollen gleich heiraten. Wenn du ja sagst — Mutter — ich vergesse es dir nie.“ —

Da wußte Adeline, daß sie nun doch nicht zu dem Arzt gehen könnte, daß sie warten müßte und auch gern warten wollte. Denn es war ihr mit einem Male klar, daß Jan Temming die ganzen langen Jahre treu zu Hede gestanden und auf sie gewartet hatte. Aber wie elend, wie elend fühlte sie sich. Ja, es mußte schnell sein.

„Jan, du hast ganz recht. Ihr beide sollt nicht warten.“ Sie richtete sich auf, und in ihr schmal gewordenes Gesicht kam der liebreizende Ausdruck ihrer schönsten Stunden. „Geht,“ sagte sie eifrig, „kauft, was ihr wollt. Schönes, hört ihr, sehr Schönes. Es muß ja nicht alles fertig sein, wenn der Hochzeitstag kommt. Holt später Neues hinzu, etwas Besonderes, Reizvolles. Das versteht ihr beiden schon. Und laßt die Mutter mal ganz aus dem Spiel. Ich will überrascht sein. Gott, wie ich mich freue.“

Sie stand auf, und die beiden führten sie wie ihren köstlichsten Besitz.

Adeline stützte sich auf die jungen, kräftigen Arme, und sie dachte daran, daß sie im Spätherbst, wenn die Tage noch Sonne brächten, mit diesen beiden, Arm in Arm, langsam durch den Garten des Hospitals gehen würde, eine Genesende. —

Sie saßen nun wieder im runden, weißen Saal, Jan und Hede, die Eltern, die Geschwister, und unter den Brakes saßen Jans Eltern, der frühere Gerbermeister mit seiner Frau. Sehr würdig und aufrecht, die Mutter in einem schwarzseidenen Kleid. Sie nahm bisweilen ihres Sohnes Hand.

Auf dem Tische standen große Sträuße von rosa Rosen, Adelinens Lieblingsblumen. Sie selbst sah bleich und leidend aus. Aber sehr fein, wie vergeistigt. Nur recht eingefallen um Augen und Mund. Aber die Augen waren glücklich.

Alles war wieder vortrefflich. Katrin

setzte ihre Ehre darein. Ding, sehr mager und klapperig — so mager, als wären das gar nicht seine Kleider, die da um ihn hingen — reichte die Platten. Er trug wie immer Vatermörder und, doppelt darum geschlungen, ein schwarzseidenes Tuch, das vorn verknotet war. Seine Hände zitterten ein wenig, und er mümmelte noch stärker als sonst. Das konnte er nicht hemmen. Sonst aber war er heute mehr denn je ein hochherrschaftlicher Diener.

Diese Gerbersleute! In Brakes vornehmprunkvollem Hause. Ahnten sie etwas von dem Werte des Porzellans, von dem sie aßen, von den silbernen Schüsseln, von dem Kristall? Nein. Jedesmal, wenn er ihnen eine Platte hinhielt, gab es ihm einen kleinen Ruck, und bisweilen ließ er seine Augen zu den Goldranken oben an der Decke schweifen, als müsse er Gott zum Zeugen anrufen, daß ihn keine Schuld an diesem Unerhörten traf.

Er hatte noch eine andere peinvolle Überraschung gehabt. Hede und Jan wollten keine Hochzeitsreise machen. Sie wollten abends in das schiefe, alte Haus am Horsteberg gehn, hinter dem Dom, in dem Jan eine Wohnung gemietet hatte, die sich mit Monikas und Ellas Heim gar nicht messen konnte.

Ding gedachte die Ehre einigermaßen zu retten. Er hatte Hülskötters Wagen bestellt. Sie sollten wenigstens fahren. Als er dann aber den jungen Herrschaften die Tür öffnete, und Hede den Wagen sah, trat sie sofort zurück, zog Ding am Arm herein und sagte, genau wie als Kind, wenn er sich mit ihrer Erziehung zur wahren Vornehmheit abgegeben hatte: „Lieber Ding, kann es nicht anders sein? Ich habe mich so sehr darauf gefreut, mit meinem Mann zu Fuß nach Haus zu gehn, an der Überwasserkirche vorbei, den Spiegelturm hinauf —" Da sah er, daß er ihr keinen Schliff beigebracht hatte, in all den Jahren nicht, gerade dieser Ältesten nicht, die am vornehmsten aussah und die er — ja, er mußte es sich gestehn — trotz allem am liebsten hatte.

Ganz steif ging er die Treppe hinunter und sagte: „Sie können vorläufig nach Hause fahren. Halten Sie sich der Aufträge meiner Herrschaft gewärtig."

Es war gut, daß es Tönne war, Hülskötters neuer, noch ungehobelter Kutscher. Der alte hätte sicherlich etwas entgegnet über „gewärtig halten", Tönne aber nickte bloß, und es war gut.

Fröstelnd stieg Ding die Treppe hinauf. Die jungen Herrschaften standen allein auf dem Vorplatz.

Da ging Hede auf ihn zu und sagte mit der ganzen Herzlichkeit, die ihr das Glück gab: „Ding, ich danke Ihnen tausendmal für all das viele Gute, das Sie an mir getan haben, ich werde es nie vergessen, wenn ich auch oft sehr rebellisch war."

Da veränderten sich Dings eiserne Augen vollständig, sie wurden blau und feucht und sahen Hede zärtlich an. „Nichts für ungut — mit Verlaub zu sagen — auf ein Wort," stammelte er, aber es kam kein Satz zustande, und Jan und Hede drückten ihm nur immer wieder die Hand.

Er geleitete sie die Treppe hinunter, bis auf die Straße, und sah ihnen nach. Sein dünnes graues Haar hob der Herbstwind. Zitternd ging er zurück.

Sie waren beide gut, beide. —

Die Jungen, Hochgemuten aber gingen in die Nacht hinaus, und zum ersten Male sahn sie nicht so recht die schönen Umrisse und Linien. Sie wollten wohl. Aber sie sahen einander immer wieder in die Augen.

In einer dunkeln, menschenleeren Gasse blieben sie stehn und küßten sich. Der Dom warf seinen tiefen, warmen Schatten über sie. Und Jan dachte, daß er hier sein großes, rasches, herzliches Mädchen im Arm hielte, aber daß Adolf doch recht gehabt hatte, als er sagte, sie hätte auch etwas von einer Königin. Und so sollte es bleiben.

Dann brachte er sie durch den kleinen Vorgarten in das winkelige, einfache Bürgerhaus, und es ist nichts mehr von ihnen zu sagen, denn sie hielten das Glück in ihren Händen. — — —

Am zweiten Tag nach der Hochzeit wollten Jan und Hede nachmittags zur Hollenbecker Straße gehen und abends zum Verspoel. So war es verabredet. Jan zog Hede die Jacke an, und das war eine Gelegenheit, sich recht lange aufzuhalten. —

Es klopfte leise an die Tür, und Gerwin Brake kam herein. Im ersten verwirrten und frohen Augenblick bemerkten sie gar nicht die Veränderung; als Gerwin aber langsam an den Tisch herankam, sich aufstützte und zu sprechen anhub, da kam Hede sofort erschreckt auf ihn zu und sagte: „Vater — Vater, was ist dir nur? Komm, setz' dich." Jan hatte ihm einen Sessel hingeschoben. Aber Gerwin Brake blieb stehen.

„Mir ist nichts, liebe Kinder, vielleicht sehe ich etwas mitgenommen aus — jawohl — es ist wegen der Mutter. Sie war ja schon lange nicht wohl — gar nicht wohl, nein. Als ihr das Haus verlassen hattet, damals" — es kam Gerwin vor, als läge das weit zurück — „an dem Abend sagte sie mir alles. Sie ist sehr krank, eure Mutter."

Nun setzte er sich doch hin. „Sie ist heute früh operiert worden, im Clemenshospital. Es war eine schwere Operation.“ Gerwin stützte den Kopf in die Hand.

Hedwig stand erst wie versteinert da. Jan hielt sie umfaßt. „Aber sie wird doch gut? Unsere Mutter!“ schluchzte sie auf. Sie sah nichts mehr durch ihre Tränen.

„Das liegt in Gottes Hand,“ sagte Gerwin gebrochen.

„In Gottes Hand?“ Hede fragte es ganz langsam, von neuem wie gelähmt vor Furcht

Da sah Gerwin zu Boden.

Diese glücklichen Kinder — — nein.

„Ich meinte es so, wie wir ja alle in Gottes Hand stehen, Hede, du mußt dich nicht aufregen, mein Kind. Du bist immer so rasch —“ er versuchte zu lächeln — „man wird unsrer Mutter helfen. Alles geschieht. Aber sie, sie selbst will vorläufig niemanden sehn, als Truta und mich. Ihr kennt doch unsre liebe Mutter: sie will uns allen die elende Zeit, die immer einer schweren Operation folgt, ersparen. Und ihr alle müßt euch damit zufrieden geben, denn die Ärzte haben mir gesagt, daß es so viel besser für sie ist und daß wir ihr nur schaden, wenn wir zu ihr kommen. Ich selbst darf nur auf Minuten hineinsehn. — Um der größeren Ruhe willen, nicht weil sie so krank ist,“ sagte Gerwin, der wieder die große Angst in Hedwigs Augen sah.

Und nun begann er vorsichtig zu erzählen, so daß er nicht allzu rauh in das junge Glück hineingriff. — „So, und jetzt muß ich gehn,“ schloß er, „ich muß ja noch zu Monika und Ella.“

„Nein, Vater,“ sagte Hede entschieden, „das tust du nicht. Jan geht mit dir nach Hause, und ich sage es den beiden.“

Gerwin gab nach. Dieser Weg war der schwerste gewesen, den konnte nur er gehn, das andre mochte Hede besorgen. Sie konnte es, sie am besten. — — —

„Truta,“ sagte Adeline — sie lag ganz matt in ihren Kissen — „ist es nun bald so weit, daß ich wenigstens meine Große sehen kann?“

„Gewiß, Adelinchen, ganz bald, in zwei, drei Tagen.“ Sie hielt ihre Hand.

„Dann mußt du aber die Lampe hinten auf den Ecktisch stellen und den roten Schleier darüber hängen. Willst du das tun? Und alles sehr hübsch machen, wohnlich.“

„Gewiß doch, gewiß, min Härzenskind, da kann min laiwe guede Adelinchen ganz ruhig sein. Schön machen wir's. Wir hatten es immer so schön!“

„Ja, das hatten wir. Wenn ich jetzt an alle die Jahre denke! Man ist doch wohl nicht dankbar genug. Man kann nicht dankbar genug sein. — Und mir geht es schon viel besser. Die Ärzte sind ganz zufrieden.“

„Jä, jä, jä, die Herrn Dokters, wat se nich alle herum murksen un angeben in dies große Haus, das is nich zu sagen.“

„Na, und wie ist es nun,“ sagte Adeline lächelnd, „stiäwet se hier so lichte?“

„Nee, nee. Oft is man 'n dumm oll Mensk. De Dokters verstehen ihren Kram ganz gued. Und grade mit das Operieren, das haben sie am besten weg.“

„Das glaube ich auch,“ sagte Adeline sehr ermüdet. „Vielleicht kann das junge Nönnchen noch mal kommen und beten, sie hatte eine so angenehme, linde Stimme. Das schläfert förmlich ein.“

„Ich geh ihr holen,“ sagte Truta, erfreut, etwas für „ihr Kind“ tun zu können. Jetzt war Adeline wieder ganz ihr Kind. Und das war ihr einziger Trost. Sie würde ja gesund werden. Es konnte nicht anders sein.

Am Abend, als Adeline geruht hatte, kam Gerwin. Er mußte ihr von den Kindern erzählen. Sehr behutsam ging er mit ihr um, und immer wieder, ganz leise, dankte er ihr. Dann glitt der frohe Ausdruck über ihr schönes, abgemagertes Gesicht, den er so sehr liebte.

Ja, Adeline hatte in sich selbst geruht, nur das Angenehme, Liebenswürdige hatte sie gewollt, aber es war, als ob mit dem Wachsen, mit dem stärkeren Leben ihrer Kinder auch etwas in ihr gewachsen wäre und das allzu gleichmütig Selbstfrohe auf die Seite geschoben hätte. Immer inniger, gütiger war sie geworden, immer gebefreudiger, sie, die geschenkt hatte, solange sie lebte.

Fast unmerklich war die Wandlung gekommen, und eigentlich war es nicht einmal eine Wandlung, denn Adelinens gutes Herz war ja immer da gewesen, nur daß es nun leuchtender hervortrat, je mehr es geben mußte und je zarter der Körper wurde, der es umschloß.

Bald konnten auch Jan und Hede kommen.

Das Zimmer stand so voll von Blumen — sie alle, die Kinder, die Freunde, hatten ja täglich Blumen geschickt — daß man die Krankenstube wirklich vergaß.

Adeline saß halbaufgerichtet in ihren eigenen spitzenbesetzten Kissen, in einer sehr feinen, zarten Negligeejacke mit vielen Frisuren. Über das ganze Bett war eine mattbunte seidene Decke gebreitet, mit einem lang hinabfließenden Volant. Ihr blondes Haar war aufgelöst und fiel in die Kissen hinein, bis auf die seidene Decke.

So war es jetzt immer, wenn ihre Kin-

der kamen. Jan saß dicht neben ihr und zeichnete. Adeline wollte die ganze Anordnung des kleinen schiefen Hauses kennen lernen. Sie mußte wissen, wo die Möbel standen, ganz genau. Sie sah ihm zu — und dann wieder, lächelnd, auf Hede.

„Eine große, gute Hand hast du, Jan," sagte sie, „halt' meine Hede nur recht fest damit und warm."

„Mutter, er braucht mich nicht festzuhalten; mich wird er nicht wieder los," sagte Hede.

Immer wieder sah Adeline auf das Blatt. „Ich wollte mich ja eigentlich überraschen lassen," sagte sie, „aber ich halte es nicht aus. Es mag noch einige Wochen dauern — länger, als ich dachte, — mein erster Weg ist dann zu euch. Hülskötter soll mich fahren. Und Vater kommt mit."

Jan und Hede erklärten, und Adelinens Wangen färbten sich. „Ah," sagte sie plötzlich, „da in der Ecke, da fehlt etwas, Jan!" Sie tupfte auf das Blatt.

Dann richtete sie sich auf. „Wißt ihr, was? Ich schenke euch meinen schönen Eckschrank, mit allem, was darin ist, mit der ganzen Porzellansammlung!" Wie glücklich war sie! „Den, Jan, der oben in der grünen Stube steht. Du bewunderst die Einlegearbeit immer so sehr. Den sollt ihr haben! Truta, du mußt sorgen! Die beiden lassen ihn sonst nicht abholen."

Die gute Mutter! Das war ihr liebstes Stück. Sie dankten ihr — immer wieder. —

Dann kamen schlimme Tage. Alle mußten wegbleiben, eine ganze Weile, und dann, als es besser ging, das hatte Adeline sich ausgedacht, dann mußten sie alle auf einmal kommen.

Und als sie an ihrem Bette saßen, sagte sie: „Ich habe etwas für euch alle. Am zweiundzwanzigsten und am dreiundzwanzigsten November ist das Cäcilienkonzert. Hier ist das Programm," sie hielt ein Zeitungsblatt in der Hand, „ich schenke euch allen die Karten dazu, für beide Tage. Amalie Joachim kommt, Zurmühlen und andre gute, sehr gute Künstler. Ich sehe den alten Professor Grimm förmlich mit seinem Taktstock dastehen, mit einer Hand durch sein weißes Haar fahrend. Und denkt nur: die Neunte geben sie. Am ersten Abend. Freude, schöner Götterfunken! Oh, das möchte ich hören." Sie sank etwas zurück. Ihre Kinder dankten ihr, hielten ihre Hände. Jan stützte sie im Rücken.

Adeline hatte die blauen Augen weit geöffnet. Ganz verklärt sagte sie: „Und wer auch nur eine Seele sein nennt auf dem Erdenrund — —! Ich, was soll ich da sagen," und sie fühlte noch einmal, wie die große Woge der Liebe sie ganz hoch trug.

Dann ging es schnell mit ihr bergab. Aber sie fühlte es nicht.

Man sorgte für sie. Tat alles. Gab ihr jede Linderung. Denn nun kam das Ende.

Alle wußten es. Auch Truta.

Sie wich kaum noch von ihrem Kinde, nannte es mit den alten Kosenamen, erzählte ihm alle alten Geschichten. Alles war weggewischt. Sie hielt ihr Kind im Arm, Adelinchen, die Allerschönste — und sie sollte sterben — —

Und dann kam das Cäcilienfest, und Adeline fühlte sich an dem Tag leichter und freier. „Truta," sagte sie, mit einem spielenden, kindlichen Ausdruck in der Stimme, „wenn ich mal sterben sollte — du weißt doch, was ich will?"

Adeline hatte oft mit der Alten darüber gesprochen, aber niemals, wenn sie so tod-, todmüde war und Schmerzen hatte. Sie glaubte nicht an ein Sterben — jetzt noch nicht. Denn sie hatte ein frohes Gemüt, das niemals tief gräbt. Sie ging über die dunklen Stellen hinweg.

Aber vom Tode sprach sie, denn der ging hier oft durch das Haus.

Truta setzte sich auf Adelinens Bettrand. Ihre guten Augen glänzten ein wenig, denn ihr Kind hatte ja eine leichtere Stunde.

„Also Truta, niemand darf mich zurechtmachen und betten wie du. Keiner soll mich anrühren. Auch Gerwin nicht. Sie behalten sonst eine so kalte, schreckliche Erinnerung." —

Ein Arzt mit einer Schwester kam herein, sprach ein paar Worte, liebenswürdig, voll Mitleid — denn sie alle kamen gern zu dieser Frau, die für jeden etwas Freundliches hatte, und sei es nur ein Blick — dann wurde es wieder still. Er hatte Adeline eine Einspritzung gemacht.

„Heute bleiben wir allein, Truta. Nun kommt Lieschen Schlagbaum zu meinen Töchtern und frisiert sie. Was mögen sie wohl anziehn?"

„Oh, Adelinchen, unse jungen Frauen haben ja so wunderschöne Kleider" — und sie trennte wieder, wie immer, das „s" ganz scharf vom „ch" — „wirklich wunderschön. Jedereinen wird zu sie hinsehn."

„Das glaube ich auch," sagte Adeline befriedigt. — „Und mir, das weißt du ja, Truta, mir ziehst du dann auch etwas an, das alle gern sehn. Mein Haar ordnest du und ziehst es ein wenig in die Stirn. Man sieht dann nicht so —"

„Nee, nee, mein Adelinchen, alles was recht is. So was sollst du deine alte Truta

nich sagen. Da tut einem das Herz zu weh." Sie sagte nun immer „du".

„Ist auch wahr, Truta. Nur eins noch. Ein Kreuz möchte ich gern in der Hand halten, ein kleines Sterbekreuz, aber darüber hin und über alles, was traurig aussieht und häßlich, mußt du Rosen legen — rosa — die hab' ich am liebsten."

Sie hatte zuletzt ganz langsam gesprochen. Der schmerzlose Dämmerzustand lähmte ihr Denken. —

Ziemlich spät noch kam Jan herein. Er brachte wie jedesmal Blumen mit. Ganz verschiedene, erlesen schöne Rosen.

Adeline war bei Besinnung. „Jan, du?" sagte sie. „Ich denke, du bist im Konzert?"

„Du siehst doch, Mutter, ich geh' ja hin. Es hat noch Zeit." Er stand im Abendanzug an ihrem Bette.

Adeline freute sich. Wie aufmerksam er war! „Komm!" Er setzte sich auf den Bettrand und hob sie ein wenig mit dem Kissen auf. Sein Arm umfaßte sie.

„Ich soll dir viele, viele Grüße bringen," sagte er. „Morgen erzählen wir dir, wie es war." —

Niemand von allen Brakes ging in das Konzert. Sie saßen in dem ovalen Gartensaal. Bisweilen schlug eine Ranke an die Fenster. Und jedesmal hörten sie es und erschraken, denn sie waren alle sehr still. —

„Was zieht denn deine Hede an?" fragte Adeline. Sie wußte, wie stolz er auf seine schöne Frau war. Einen Augenblick war er verwirrt. Es fiel ihm kein einziges Kleid ein. „Das schöne, seidene, Mutter, das ihr so gut steht," sagte er.

Adeline nickte befriedigt. „Das taubenblaue — ja. Und meine Perlen soll sie tragen, wenn du sie noch holen kannst."

„Dafür ist es nun zu spät, Mutter, sie ist auch ohne Perlen die Allerschönste."

Da sah Truta auf. Das Wort beunruhigte sie tief. Es schmerzte sie.

„Was für wundervolle Rosen, Jan," sagte Adeline, „du findest immer etwas Besonderes — mein großer Junge —" Sie war völlig erschöpft.

Jan ging leise fort. Bald kam der Arzt.

Es war viel Kampf und Qual und doch Ruhe, die aus Adelinens vertrauendem Herzen kam. Truta saß an ihrem Bette. Adeline legte den Kopf auf die Seite und sagte: „Licht — Licht."

„Nich hier, min Herzken; is so hell," sagte die Alte.

Und dann wieder Adeline, wie ein Kind: „Erzählen!"

„Von Lichterchens? O gerne!" sagte Truta. „Weiß mein Adelinchen noch, als wir zum erstenmal nach Helden fuhren? Wir waren noch verlobt. Da waren alle die ekligen Snakens, Fleigen un Mücken. Adelinchen sollte aber schön sein, nich zerstochen. Da machte ich alle Fenster in Adelinchens Schlafzimmer zu, rührte fix etwas Honig mit Wein an un pinselte damit de graute Lanterne an, steckte ein brennendes Licht drin, un alle die Fleigens un Snaken klebten dran fest, als unse Adelinchen ins Bett ging."

Adeline hatte sie halb verstanden. „Gute Rezepte — Truta," sagte sie, mit geschlossenen Augen.

Und nach einer ganzen Weile wieder: „Ach — Licht!"

„Noch mehr Lichterkes will unse Kind? Ja — da suchten wir die Kastanien in 'nen Schloßgaoren, de brunen, blanken, als unse Adelinchen noch klein war." Nun dachte die Alte selbst mit inniger Freude daran und sah über die Kranke hinweg in die Vergangenheit. „Mit 'm Pfriem bohrte Truta sie an, viele Löchskens. Dann trockneten wir de runden, netten, kullerigen Dinger un legten sie in Öl. Und Baumwollfädkes taten wir in Öl un steckten de lütten Endkes in die Löchskes. Dann ging's aber los. Wie freute sich unse lieb Kind! Aufs Wasser schwammen sie, in die graue Bütt, alle Döchtkes hatten wir angesteckt. Un nu brannte das — un brannte — un unse klein Adelinchen — wie lachte unse Adelinchen, alle Löckchen flogen —"

Da kehrten ihre Augen zurück.

Das Gesicht in den Kissen war verändert — lieblich — weit fort.

Truta ließ Adelinens Hand los und fügte sie mit der andern zusammen.

Dann stand sie auf, hob ihre alten guten Hände fest gefaltet bis unters Kinn und sprach das Gebet, das sie früher, als Adeline noch ein Kind war, jeden Abend mit ihr gebetet hatte.

„Aowens, wenn ich in min Bettken triäde,
Triäd ich in Marias Schaut.
Maria is min Moder,
Johannes is min Broder,
De leive Här is min Geleitsmann,
De mi den Weg wull wiesen kann.
Twiälf Engelkes gaoet met mi:
Twe Engelkes an den Kopend,
Twe Engelkes an den Fötenend,
Twe an de rechte Siet,
Twe an de linke Siet,
Twe, die mich decket,
Twe, die mich wecket — —"

und dann sah sie in Adelinens entrücktes Gesicht. Es war nicht mehr von dieser Welt.

Die Alte hob den Kopf und sagte ganz feierlich:

„Zwei die mich führen
Zu des Himmels Türen."

❧ ❧ ❧



Bildnis der Schauspielerin Hanna Ralph-Jannings
Gemälde von Prof. Fritz Aug. von Kaulbach

Alle, alle geleiteten sie Adeline zu Grabe.

Und die Frauen saßen weinend im Gartensaal des schönen Schlaunschen Hauses.

Ding, ganz zusammengefallen, reichte auf einer silbernen Platte gefüllte Weingläser herum. Niemand nahm.

Oben in Trutas Zimmer hielt Hede Temming die arme alte Frau im Arm, der niemand zu sagen gewagt hatte, daß „ihr Adelinchen" vielleicht noch leben könnte, wenn sie nur nicht gar zu treu geschwiegen hätte.

Das war das erste tief schmerzvolle Losreißen in der Familie Brake.

Kein stilles Fortgehn und Abschließen mit allem, weil die Arbeit getan ist, — nein! man hatte ihnen ein blühendes Leben genommen, Wärme und Liebe, und eine Frau war dahingegangen, die wie eine Sonne war. — — —

In diesem Jahre starben viele. Morsche, Schwache.

Es war eine neue Krankheit in die Stadt gekommen.

Sie schickte auch den alten Ding in sein absönniges Stübchen, und er schwieg dazu, denn die vielen Gelegenheiten, bei denen er der Familie Brake gedient hatte, hörten nun auf. Die Alten im Zwölfmännerhaus sagten Truta, er hätte das Infaulenzium, und schlimm wäre es nicht. Das sagten sie immer, ehe ein Platz im Stift frei wurde. Sie dachten nicht gern ans Fortgehn.

Truta, die ganz grau geworden war, lief wieder mit zugedeckten Kasseröllchen und kleinen warmen Schüsseln herüber. Ding dankte und nahm auch wohl. Er sprach kaum. Und eines Morgens, als Truta mit einer Flasche Wein vom Herrn Rat kam, dem besten, der im Keller war, da lag er steif und vornehm in seinem Bette. Im schwarzen Anzug, mit Vatermörder und Seidentuch. Er hatte es so gewollt. Ein herrschaftlicher Diener mit einem ehrenfesten, gesammelten Ausdruck im Gesicht. Und er hatte auch etwas von dem alten Gardegrenadier. — — —

Gerwin litt es nicht mehr in den weiten Räumen, auf den Treppen, in den Winkeln, die ganz von Erinnerungen erfüllt waren. Er zog mit Gerhard, der ihm immer ähnlicher wurde, in ein einfaches, altes Haus am Bispinghof.

Adelinens goldenes Stühlchen, das sie mit in die Ehe gebracht, und in dem sie so gern gesessen hatte, war klein geworden. Es war besser, daß man das Schlaunsche Haus verkaufte.

Es kam in ganz fremde Hände. Menschen zogen hinein, die nichts von seiner Schönheit wußten. Nur der Garten vor dem Tore, der blieb ihnen allen.

Katrin versorgte den Herrn Rat und Gerhard aufs beste.

Da zog Truta in das Frye-Vendt-Stift an der Ecke vom „Hals" und der Breiten Gasse, wo längst ein Platz auf sie wartete. Sie bekam das große hintere Zimmer, zum Garten hinaus, und manche gute Brakeschen Möbel standen darin.

Aber sie zog nicht in das Stift der alten Mägde, um zu ruhen, nein, nur um für alle da zu sein, um allen helfen zu können, denn es kam ja wieder eine neue Zeit. — — —

Eine neue Zeit. Ja.

Claus, der lebensstark und froh geworden war, mit der stillen, zuversichtlichen Freude der Reifen und Gesunden, war Verwalter auf einem großen Gut der Soester Börde. Man wußte, wer er war. Er war zwar erst achtundzwanzig Jahre alt, aber ein ehrenfester, tüchtiger Mensch und ein Brake von Helden. — —

Es war Sommer und ein Tag, als ob immer neue farbige lärmende Raketen abgeschossen würden.

Das war das landwirtschaftliche Fest, mit einer Tierschau, Prämiierungen, Tanz und Kirmeß verbunden, und Claus hatte gerade mit Gunda Kersting getanzt, die mit ihm und vielen Bekannten am Tische saß.

Sie war bei ihren Soester Verwandten zu Besuch, schon seit dem Frühjahr, und die beiden hatten sich oft gesehn.

Sie nannten sich beim Vornamen. Das war die alte Kinderfreundschaft.

„Gunda," sagte Claus, „wenn es dir recht ist, dann setzen wir uns gar nicht mehr an den Tisch. Ich mag dieses Toben bis in die Nacht hinein nicht, und dir macht's ja auch nicht viel Freude."

„Gar keine Freude. Du hast recht. Es ist noch ein schöner Weg bis Soest. Bring mich nach Hause. Du hast dein Pferd doch sicher in der Stadt untergestellt."

„Gewiß — ach, es ist eine Erleichterung!" Sie waren schon aus dem ärgsten Trubel heraus. „Sieh nur, wie der Abend über die Felder kommt, wie die Bäume da hinten sich schon in großen Formen zusammenschließen, und hinter all dem die grünen Türme von Soest. Wie patiniertes Kupfer sehn sie aus. Hast du jemals grüne Kirchen gesehn? Wie die Patrokli- und die Wiesenkirche und ‚Maria auf der Höh'? Ich muß das immer wieder bewundern!"

Das Blühende brach aus ihm hervor, das Mila so sehr geliebt hatte.

Und auch Gunda sah es.

Wie war es nur möglich, daß man ihn immer noch nicht nach Helden rief! Daß er nicht kam und bat, das verstand sie.

Sie schwiegen eine Weile, gingen durch einen schmalen Weg im Korn.

„Ich wollte dich schon immer etwas fragen, Claus — wenn ich darf."

Er sah sie herzlich an, sie waren gute Kameraden geworden. „Gewiß, Gunda —"

„Hast du vor einem Jahr — nein, nun sind es ja schon ein und ein halbes Jahr — bei dem Begräbnis deiner Tante Adeline deine Eltern nicht getroffen?"

„Doch. Wir sprachen auch einige Worte zusammen."

Gunda blieb stehn. „Und sie sagten dir nicht, daß du heimkommen möchtest?"

Ein Schatten überzog Clausens stolzes, ausdrucksvolles Gesicht. Gunda legte die Hand auf seinen Arm. Wie beschwichtigend.

„Ich meine nicht, daß du hingehn sollst, nein — nur wenn sie dich rufen. Glaub' nicht, daß ich mir einfallen ließe, dich zu überreden. Ich nicht." Sie sprach die letzten Worte sehr entschieden.

Dann fuhr sie fort, gedämpft: „Das sind doch alles Dinge, die wir gar nicht in der Hand haben, wenn wir noch so jung sind. Du nicht. Das müssen andere sein, Nüchterne." Sie sprach jetzt ganz leise. „Ich weiß das alles von Urla, und was sie nicht sagt und was du niemals sagen würdest — und auch nicht sagen sollst — das ist mir alles nicht fremd. Mit uns Mädchen ist es ja wohl anders. Aber im Empfinden, da ist es alles dasselbe. Ganz gleich. Auf unser Empfinden kommt es an."

Sie gingen langsam, träumerisch weiter. Eine vergangene Zeit kam herauf.

„Ja, Gunda, ich glaube, es ist so, und ich — — ich kann nur danken."

Gunda schwieg. Wohl eine Viertelstunde gingen sie still nebeneinander her. Dann sagte sie mit einer Stimme, durch die innere Erregung brach: „Ja, du kannst dankbar sein, Claus. Ich will dir etwas erzählen, etwas andres, von mir. Sieh, als ich sechzehn Jahre alt war, verlobte ich mich mit einem Gymnasiasten. Heimlich. Mein Vater durfte es nicht wissen. Nur Ursula wußte darum. Das ist nun zehn Jahre hin. Zehn Jahre. Und immer noch bin ich nicht ganz gesund. Fast fünf Jahre lang schleppte sich diese Verlobung dahin. Ich kann nur sagen: schleppen. Denn ihm, den ich festhielt, wurde sie zu einer Fessel und mir zur größten Qual. Bis er mir eines Tages schrieb, er könnte nicht mehr. Ich sollte ihn freigeben. Damals — oh, wie habe ich gelitten! Wie habe ich um ihn geweint! Und nachher — da habe ich ihn verflucht. Und er war doch nur ein einfacher, sicherlich im Grunde ehrlicher Junge von einundzwanzig Jahren — wir waren fast gleich alt — der nicht halten konnte, was er mit sechzehn Jahren versprochen hatte. Er konnte es nicht. Heute weiß ich das. Ich fühle es. Weiß, was aus ihm geworden ist. Wir hätten gar nicht zueinander gepaßt. Damit will ich nichts Böses auf ihn sagen. Wir sind gleich gut oder gleich schlecht — wie man das nun nennen will — aber verschieden. Grundverschieden."

Sie hatte sich in die Erregung hinein gesprochen und plötzlich fiel ihr ein, wie offen sie da alles vor Claus hinlegte und daß man niemand mit seinem Vertrauen belästigen soll.

Sie nahm einen Augenblick seine herabhängende Hand. „Gott, Claus, was denkst du dir wohl? Ich spreche sonst niemals darüber. Nur Urla weiß es — und mein Vater. Es kann dich ja gar nicht interessieren."

„Mich nicht interessieren?" sagte er warm. „Liebe Gunda, was glaubst du wohl, wie ich empfinde, wenn sich mir ein Mensch so offen anvertraut. Ich habe manches erlebt und durchkämpft" — er sagte nicht ‚durchlitten' — „wenn du zu mir kommst und dich aussprichst, dann ist das — — ja, wie soll ich sagen, dann macht es mich glücklich, wenn ich helfen kann. Und ich glaube, ich hoffe, ich kann dir helfen. Vielleicht gerade ich. Denn sieh, ich bin gesund geworden, und das war schwer."

„Ja, du konntest dankbar sein, dir und ihr. Alles war klar und schön. Bei mir nicht," sagte Gunda traurig. Und dann, heftig: „Es war häßlich, daß ich festhielt, und es war häßlich, wie er sich freimachte. Das ist es."

„Ich verstehe es — ich glaube es dir," sagte Claus, und es durchdrang ihn ganz und gar mit inniger, unsäglicher Dankbarkeit, daß Mila recht gehabt hatte.

Und weil er alles das heute wußte, war ihm das Mädchen nah, das durch trübe Lachen hatte gehn müssen. Sie war, das wußte er, ein leidenschaftlicher, aber ein reiner Mensch. Er kannte sie schon zu lange und zu gut, um sich täuschen zu können.

So nahm er ihre Hand und sagte: „Erzähl' mir mehr, Gunda. Das, was noch drückt."

„Heute begreife ich mich selbst nicht mehr. Ich bin lange schon ganz frei von ihm, da drinnen, aber damals war ich der Verzweiflung nah. Ich kannte keine Rücksicht, nicht gegen ihn, nicht gegen mich. Zu meinem

Vater ging ich, zu seiner Schwester, die ich kannte. Sie sollten, sollten ihn zwingen, mir treu zu sein. Er war ein junger Student und hatte irgendein Mädchen lieb. Gott, wie war das töricht. Und häßlich! Als ob man so etwas erzwingen könnte. Daher weiß mein Vater um die ganze Sache. Um fünf Jahre voller Unehrlichkeit, und davon drei Jahre, in denen ich ganz da unten war und jeden Brocken nahm, den er mir noch gab. Siehst du, das ist bitter. Aber mein Vater war ein kluger Mann und gut. Wie eine Mutter war er zu mir. Da kam langsam all das Gift aus mir heraus, und jetzt," sie lächelte, „ich glaube, jetzt bin ich schon ganz gesund. Es packte mich heute nur noch einmal, weil ich seine Schwester sah. Sie hat mir damals fast die Tür gewiesen."

Claus hielt immer noch ihre Hand in der seinen. In seiner Hand, von der Mila gewünscht hatte, daß sie zu fassen und zu halten vermöchte, und frei zu geben, wenn es not tat.

„Gunda, das eine sage ich dir: ich bin heute dein Freund geworden. Laß die fremden Menschen. Mögen sie doch die Tür weisen — diese groben, törichten. Ich hatte alles das an Güte und Verständnis. Mehr, als vielleicht je ein junges Menschenkind gehabt hat. Über das mit meinen Eltern beklage ich mich nicht. Nun möchte ich etwas von meiner Dankesschuld abtragen — an eine Frau — von dem Dank, den ich einer Frau schulde. Und heute sprechen wir nicht mehr über solche Dinge. Vielleicht nie mehr. Aber wir wissen voneinander. Ich bin immer für dich da."

„Die Menschen wissen recht wenig voneinander," sagte Gunda, und wie sie jetzt den Kopf bog und erleichtert und lieb aussah, wie sie ihm das Gesicht voll inniger Freundlichkeit zuwandte — ein Gesicht, in dem ganz leise Zeichen vom Schwinden der ersten Jugend standen, da dachte Claus an Mila, und daß dieses Mädchen sein könnte wie sie, wenn es nur den richtigen Menschen gefunden hätte. —

Er brachte sie nach Haus. — An diesem Abend und an vielen Abenden. — Sie gingen in der altertümlichen Stadt herum, über die Felder, weit ins Land hinein ritten sie — und sie wurden immer fröhlicher, leichter und reicher.

Sie dachten, sie säßen unter dem breiten, guten Baum der Freundschaft, wohlgeborgen, sie spürten noch nicht, daß etwas Neues Köstliches auf sie wartete, — das sie förmlich blendete, als es aus ihnen hervorbrach.

Sie glaubten es kaum — hatten nie mehr daran glauben wollen.

Und dann ging es ihnen doch wie Jan und Hede: sie hielten ihr Glück in beiden Händen, und das Wissen um ein vergangenes Leid machte sie nicht ärmer. — — —

Als sie zum alten Rat Kersting kamen, sagte er, über die Brille hinwegsehend: „Den jungen Mann da kenne ich. Das ist der Sohn aus Helden, der dem Vater die Wiesen vor der Nase wegkauft und ein Sägewerk an die Lenne setzt." Er war aufgestanden und reichte ihnen die Hände. „Wirklich, ein netter Schwiegersohn." Er lachte sehr verschmitzt. „Mit dem Brief da, den Ihr mir schrieb, war ich bei deinem Vater, Claus, und die Eltern lassen dir sagen, daß sie uns morgen erwarten." —

Nun würde er es wiedersehn, sein Helden, eher, als er gedacht hatte. — — —

Er stand im Zug am Fenster, erregt, freudig, seinen Arm um Gundas Schultern gelegt.

Jetzt tauchte sie auf, die weiße Stirne des Heldener Hauses, und dann die Wiesen, unten, wo alles nur auf die letzten Handgriffe wartete: sein Werk an der Lenne, von Jan sorgfältig der ganzen Umgebung angepaßt. An der Bahn hielt der Heldener Wagen. Der alte Herting auf dem Bocke.

Als sie in die Schleife der Landstraße hineinfuhren, stand da das ganze schiefgezogene, lustige, winklige Twenhusen, mit dem schwarzen Gebälk in den weißen Häusern und den grauen Dächern darüber.

Und vom Bergabhang flog „Maria Bettstroh" von den roten Stauden ins Land hinein. Sein Land. Das zukünftige Erbe. —

Dann kam Milas Gartenhaus.

Gunda hielt seine Hand ganz fest. —

War das noch Milas frohes Gartenhaus mit den Fenstern wie Opale, wenn das Licht über sie dahinging, mit den kleinen Auslugen an den Ecken? Mit den Blumen ringsum? Glatte Fenster — einige waren noch gebogen — verwitterte Mauern, ein Gemüsegarten, und in der Tür eine fremde, bäuerliche Frau, mit einem Kind auf dem Arme. Zwei andere Kinder lärmten auf der Treppe.

Nein — auch das — das war vorüber.

‚Mila, du Gute, deine feinen, schmalen Hände, die zum Liebkosen geschaffen waren, sie haben alles zugedeckt.' Er wußte es, Mila hatte dieses Haus damals gekauft. Als sie fortging. Und leer stehen lassen.

⁂

Hede Temming trat in den Flur des Frye-Vendt-Stiftes, ein kleines Mädchen an der Hand, das schon ganz sicher neben ihr herlief. Sie blieb stehen und sah in den großen Raum hinein, gleich links von der

Haustür. Er war blau getüncht. An den Wänden entlang liefen breite Bänke, in der Mitte, nach vorn hin, stand eine Anzahl hoher Stühle mit Binsengeflecht.

Es war gegen Abend, und die Lichter waren angezündet. Es war Betstunde, und die alten Frauen in ihren weiten, eingekrausten Kleidern, Hauben auf dem Kopfe, saßen hier und da auf einer der Bänke, auf einem Stuhle, in ihre Bücher blickend oder den Rosenkranz durch die Finger ziehend. In leisem Gemurmel.

Hede hatte es oft gesehen, doch jedesmal zog dieser Raum sie wieder an. Das verwaschene Blau, in das hinein manche alte Magd ihren besonderen bunten Schutzheiligen gestellt hatte, das dunkle Tabernakel und die breit dasitzenden, ganz versunkenen Frauen, der helle, blank gescheuerte Boden mit feinem Sande darauf — ein Ehrgeiz der alten Mägde — und die unregelmäßig verteilten Lichter, einige wie dunkel leuchtende große Rubinen: das alles war so voll Stimmung und voll Frieden. —

Truta war nicht unter den Betenden. Sie wußte es. Sie sprach lieber ganz alleine mit ihrem Gott, von dem sie ganz feste und trauliche Vorstellungen hatte.

Hede ging mit dem Kinde weiter, bis zur letzten Tür rechts. Über der Tür war ein erleuchtetes Fenster. Truta war also zu Hause. Hede klopfte und ging gleich hinein. Die Alte, die am Ofen stand, schlug freudig in ihre Hände. „Meinee, meinee! Wer kommt denn da? Is das nich unse klein Adelinchen?" Sie kniete hin und breitete ihre Arme aus. „Ha, dat seute, lütte Kroppzeug!" sagte sie entzückt und schloß die Kleine in ihre Arme.

Sie sagte nie anders wie ‚Adelinchen', trotzdem Hede und Jan sie eigentlich immer ‚Line' riefen.

„Habe Tetta was mittebingt," sagte die Kleine eifrig. Sie hielt ihr eine Dose mit Kaffee hin. Alle Brakes-Kinder wetteiferten darin, Truta mit guten Dingen zu versorgen.

„Mittebingt haste was! Du goldenes Höhnken," sagte Truta und setzte sich hin, das Kind auf den Schoß nehmend.

„Ja, golden, das magst du wohl sagen!" Hede zog dem Kind das Mützchen herunter und fuhr ihm durchs Haar „'n richtigen kleinen Voßkopp haben wir."

„Och Hede, is doch grade schön!" sagte die Alte.

„Na, früher meintest du immer: Vößken aohne Mücke, is en selden Glücke!"

Truta hob die Kleine hoch empor. „Jä, un is se nu nich en selden Glücke? So'n Glück wie unse lütte Adelinchen, das is selten!"

„Ach so," sagte Hede lachend, „nun bist du wieder ‚an't Utleggen'. Mein Jan, der hat es oft genug von dir auf den Deckel gekriegt."

Auch Truta lachte, und sie fingen an, von alten Zeiten zu sprechen, liebevoll, eifrig und dann wieder versonnen.

„Un nu hab ich mich so utklamüsert, dat ik so 'ne vier Wochen früher nao den Ülhof absegle, ehe daß das unbedingt sein muß. Herr Claus fragte mir, un dat is auch woll so. Ich bin nich mehr so begäng mit dat Wiärks auf dem Lande. Un de junge Frau is mich fast ganz unbekännt."

„Gewiß, Truta, reis' ab, sobald der Frühling kommt. Ach, du wirst staunen! Das ist wohl noch der alte Ülhof, so wie du ihn von früher her kanntest, und doch ganz anders. Mein Jan hat das alles ausgebaut, besonders auch von innen. Claus und Gunda werden lange Jahre dort wohnen, denn Onkel Hermann und Tante Claudine sind frisch und voll Arbeitslust. Die bleiben noch lange auf Helden sitzen. Und das sollen sie auch. Claus hat genug zu tun — mit dem Sägewerk, dem Holzhandel und der Wirtschaft auf dem Ülhof. Und seinen geliebten Wald hat er in nächster Nähe. Der und Gunda wünschen es sich nie besser. Und laß sie mal erst so'n klein Kroppzeug haben, wie wir hier! Ich säße auch gern mit Jan auf dem Ülhof" — die Jahre dort zogen mit dem Glanz an ihr vorüber, den die Erinnerung verleiht — „und dann ein Kind haben, was mit all dem Jungen und Lieben da unten aufwächst."

„Aber unse Hede hat's doch sehr gut," sagte die Alte sofort beschwichtigend.

„Gut, Truta!" Hede Temming lachte ihr altes übermütiges Lachen. „Nein, das ist kein Wort. Herrlich haben wir's."

„Jä, jä, jä — wer mich das alles so verzählt hätte — früher! Nee, es geht nix übers Leben un die Kinnerkes. Bloß — wenn's unse lieb Adeli — unse junge Frau erlebt hätte. Jä, jä, jä."

„Das ist wahr," sagte Hede ernst. „Aber von meinem Jan hat sie immer große Stücke gehalten. Sie hatte ihn lieb, das weiß ich" — und kräftig zur Gegenwart zurückkehrend, „Claus mochte sie auch gern, ganz besonders gern. Nun gehst du und sorgst für sein Kindchen. Das ist doch schön. Und es ist auch gut, wenn du einen Monat, bevor es ankommt, bei Gunda bist und sie kennen lernst. Ich mag sie sehr gerne leiden. Wir kennen uns doch schon ewig lange. Glaub' nur, mit der wirst du gut Freund. Sie

wird dich keinen ganzen Fremden sein!" fügte Hede lachend hinzu.

„Nee, nu hör' auf. Wenn ich daran denke, als du an die Türe standest und ganz laut sangst: ‚Ein Dreck, ein Dreck, ein Dreck' — dann muß ich mich immer wieder eins lachen." Und Truta lachte und lachte, „Sonnen Geflappten, wie du warst — un wild äs Water. Jä — und nu?" sie sah Hede aufmerksam an. „Kann ich dann wegen unse Hede ganz unbesorgt Sommers über wegbleiben?"

„Nein, Truta, wir nicht!" rief Hede abwinkend. „Wir haben vorläufig an unserer goldenen Line genug. Was denkst du dir? Mein Mann nimmt für die Welt keinen Zuschuß an. Mehr als einen Hasen können wir noch nicht durchfuttern."

Das Letzte hatte Truta nicht in sich aufgenommen, aber das vom Zuschuß interessierte sie. Sie wußte darum wie um alles in der Familie. „Laß man gut sein, is viel besser so," sagte sie. „Du kriegst ja doch dein Häufken. Dein Vater is einen gerechten Mann. Später, wenn die annern Kinner ihr Geld längst verquättket haben, dann setzt sich unse Hede auf 'n golden Stühlken. Un da bliew man sitten. ‚Fri Gut kümp nich an de diärde Brut', so sagg man ja woll, aber unse feute Adelinchen soll wirklich so'n goldenen Putthäuneken sein." Sie setzte die Kleine auf ihre Knie, ließ sie auf und nieder wippen und sang:

„Buko van Halverstadt
Brenk doch usem Kinde wat.
Wat soll ik em dann bringen?
En Hottepiatken un raude Schoh
Un en hölternen Wagen dato."

Jetzt war das kleine Adelinchen ihre Allerschönste, an die sie ihr altes Herz gehängt hatte. — — —

Sie kamen oft zu ihr herein, alle Brakes-Kinder, auch die Heldener, wenn sie in Münster waren, und viele Overbergs. Mehr aber noch ging sie von einem Hause in das andere und half. —

Kurz bevor Truta zum Ülhof reisen wollte, vor Ostern, als die Holzknarren wieder von den Türmen rasselten und die Glocken in Rom waren, klopfte es an ihre Tür.

Die Alte legte ihr Buch aus der Hand und sah über die Brille weg.

Da kam auch schon etwas Blankes, Strahlendes herein, mit einem kecken, lachenden Gesicht.

„Sü, sü — unse Jüngesken!" rief Truta und streckte Dietz beide Hände entgegen.

„Ja, da bin ich. Auf Urlaub. Seh' ich nicht fein aus?" Dietrich stellte sich stramm hin und salutierte.

„Jä, wat biste denn nu? Du ollen Karnickelskneiper!"

„Kadett, Kadett, Kaldaunenschlucker!" rief Dietz.

„Jä — un dann ‚Schmand am Kragen, nix im Magen'. Arme Jüngesken. Do setz' dich man hin, ich hab' auch was Gutes für unse Dietzken."

„Was Gutes, Truta? Dann her damit. Ich esse hier auf Vorrat. Aber du, das muß ich schon sagen, du bist auch ganz gut im Futter. Und Äppelkesbacken haste." Wie mollig hast du es hier," sagte Dietz und drückte sich an ihren großen Lehnstuhl mit den Backen, der neben dem Ofen stand. „Tinte lasse ich nich mehr gegen die Decke spritzen: das zwiebeln und triezen sie dir schon heraus."

„Dir, dir," sagte Truta lachend, „nich mir," öffnete ihren Vorratsschrank und holte Zucker, Kakao und Milch heraus. „Steif un ganz süß," fügte sie hinzu, hob die Kappe von ihrem kleinen Bullerofen, legte Ringe hinein und setzte einen Kochtopf darauf.

„Wenn du jetzt man bei die Leine bleibst." Sie sah ihn zärtlich an.

„Tu ich," er nickte, „schließlich," nun setzte er sich aufrecht hin, „schließlich bin ich doch auch Dietrich Brake, was?"

„Das soll wohl sein. Das mein ich doch auch. — Und nu warte mal 'n Momentken. Ich lauf man bloß eben um de Ecke, in 'en Hals', un hol dich Beschütkes un Zuckerbrezel." Sie zog einen ungeheuer weiten eingekrausten schwarzen Radmantel an, über den ein ebenso weiter, krauser Kragen hing. Über die weiße Mullhaube stülpte sie eine dunkelbraune seidene. „Denk bloß, ‚Krumme Straße' nennen se dat nu. Immer vürnehmer, immer haufärdiger! Niemand will mehr in 'en ‚Halse' wohnen, so'n nett alt Gäßken."

Als sie schon an der Tür war, rief Dietz: „Truta, was haste für'n großartigen Mantel an — und all die Röcke, wie 'ne richtige alte Kloppe siehst du aus. 'ne echte Betschwester. Aber klug bist du doch. Wenn die Predigt zu lange dauert und du willst mal 'n bißken nickköppen, dann ziehst du einfach die Beine ein, stehst auf deinen Röcken und pennst."

Truta lehnte sich an die Tür und lachte. „Nee, Jüngesken, du häst immer noch 'n Triesel in 'en Koppe, den haben sie dich noch nich heraustribbeliert."

Dann ging sie fort.

Dietz besah sich das ganze Zimmer, dessen hinteres Ende von einem riesigen Bett mit vielen hohen Kissen eingenommen wurde.

Alles blau und weiß gewürfeltes Leinenzeug und ebensolche Vorhänge, die jetzt auf die Seite geschlagen waren.

Er lachte und nahm sich vor, Truta zu

fragen, ob sie abends immer einen Anlauf nähme, wenn sie ins Bett wollte.

Dann kamen die alten, ihm zum Teil so wohlbekannten Möbel an die Reihe, Stück für Stück, die Blumen am Fenster — und schließlich setzte er sich wieder in Trutas Lehnstuhl.

Da fiel ihm das Buch auf. Er nahm es und blätterte darin herum. Wirklich ein Gebetbuch, mit großen Lettern! Wie er kichernd dasaß, kam Truta herein.

„Nee, Truta, nun weiß ich's ganz bestimmt. 'ne alte Kloppe biste! Am hellichten Tage sitzt du hier und betest. Das haste früher nie getan."

Sie nahm ihm das Buch aus der Hand. „Du ollen Karnickelkneiper, Herumdriewer, Fleigensnepper" — und es kamen noch einige ihrer beliebten Anreden hinterdrein — „wat häst du mit min Gebiädebauk to daun! — „Das muß ich dich mal erklären" — zuerst aber goß sie Dietz Schokolade ein und setzte ihm eine Schüssel mit Gebäck hin — „ich hab nu für so viele zu beten, da bin ich oft ganz verwehrt in 'en Koppe. Un jeder soll doch zu sein gutes Recht kommen. Nu hab ich mich in dieses Buch einige schöne Gebetkes angestrichen, ins Register und nu sieh mal her," sie zeigte auf einige rot angemerkte Titel, ‚Gebet, um zu erfüllen, was Gott gefällt,' dat mot doch sin? ‚Gebet um Gedeihen der Feldfrüchte' — Helden-Ülhof — verstehste? ‚Gebet für eine Lehrerin' — das is doch Overbergs Beate. ‚Gebet für —'" Dietz prustete los und tippte auf „Gebet um Liebe".

„Truta, das bete für mich! Daß ‚sie' mich liebt, ‚sie!'" Er legte eine Hand aufs Herz, schlug mit der andern dagegen und drehte die Augen zur Decke hin.

„Wat? Da is aber 's Ende von weg. 'ne ‚sie' haste. So'n Schlams von 'nen Jungen!" Sie sah ganz ärgerlich aus.

„'ne ‚sie'? Eine ‚sie'! Hachott, Truta, wenn es bloß eine wäre! Stücker vierzig oder fünfzig mögen es wohl sein. Wenn ich auf die Straße komme — da wimmelt's nur so von netten Wichtkes. Hunderte sag ich dir. Eine, die letzte, kam mir entgegen, als ich gerade von Hellwegs Bögesken hierin abbog. Wegen der mußt du heute noch feste beten. Die will ich morgen wiedersehn." Er warf sich zurück und fügte seufzend hinzu: „Und dann ist es vielleicht schon 'ne andere. Da kannste dich dranhalten, Truta."

Sie hatte ihm, immer heiterer werdend, zugehört. „Hä, du ekligen Jungen. Wie kannste bloß dine olle Truta tiärgen. 'n rechten, echten Ulenspeigel biste. Und nu nimm dich man tüchtig und stopp dir's Bäuchsken voll, eh' daß de abjuckelst."

Sie saßen noch und schwatzten lange. —

Als Dietz gehn mußte, sah Truta ihm bewundernd zu. Er zog seinen Mantel an und setzte die Mütze fest auf. Dann stellte er sich wieder stramm hin. „Melde gehorsamst" — sagte er.

Truta war nah an ihn herangekommen und sagte: „Un noch eins, daß du dich nich unterstehst und kommst mal als so 'nen schnöseligen, geschniegelten ollen Apen nach Huse."

„Gnädigste befehlen?" sagte Dietz und tat als ob er ein Einglas einklemmte. Und dann „Gnädigste gestatten?" Damit küßte er Truta ehe sie sich's versah, auf die Backe!

„Gott, Ochott, wat biste für'n glappkiges Jüngesken!" sagte sie gerührt und strahlend. —

Als Dietz auf der Straße stand — es regnete leicht — dachte er, daß es eigentlich am gemütlichsten wäre, wenn er wieder umkehrte.

Aber dann besann er sich: mehrfacher Onkel! Er hatte doch Verpflichtungen.

⁂

Im Frühling, als unter Trutas Fenster die Primeln blühten, packte sie ihren Reisekorb und fuhr nach Twenhusen. —

Auf dem Ülhof gefiel es ihr ganz ausnehmend — die junge Frau, die ganze Wirtschaft, die sie an ihre Kindheit und erste Jugend erinnerte, das Vieh, der Baumhof, alles war ja wieder wunderschön. Besonders die Kühe hatten es ihr angetan Sie stand bei ihnen, sprach zu ihnen, beklopfte sie, nannte sie alle beim Namen.

Sie liebte ihre weichen Mäuler, ihr zufriedenes Brummen und Schnaufen, ihr weiches Fell und vor allem ihre großen, guten, dummen Augen.

„Ihr ollen Mütterkes," sagte sie zärtlich und immer wieder wählte sie unter ihnen, welcher sie wohl die Ehre antun sollte, dem Kindchen, das nun jeden Tag kommen konnte, ihre Milch zu geben, wenn die junge Frau nicht selbst nähren könnte.

Man mußte doch an alles denken! — —

Dann kam der große Tag, für den Truta alles vorbereitet hatte, und nach Sorge und Not kam großes Glück: der Arzt übergab Truta einen Jungen.

„Der Erbherr," sagte sie stolz, und ging mit ihm ins Nebenzimmer.

Da kam Claus erregt hinter ihr her und sagte: „Denk' nur, der Doktor sagt, wir bekämen noch ein zweites Kind."

„Wat — wat?" Das hatte Truta denn doch noch nicht erlebt. „Herr Claus, wenn das man bloß kein Jüngesken is!"

Claus war schon wieder fort.

Geistesgegenwärtig zog Truta ihren kleinen blauen Rosenkranz aus der Tasche, hing ihn dem Kerlchen um den Hals und dann badete sie ihn mit aller Liebe und Sorgfalt.

Nach einer Weile kam wirklich ein zweiter Junge auf die Welt.

Truta zeigte seelenruhig auf den Rosenkranz und sagte: „Dies hier is de Erbherr. Dao gibt's kein Verwesseln. Und unse junge Herrschaften können nu beide Namens nehmen: Stefan un Wienand. Herr Claus wußte ja nie recht, welchen. Aber was den Erbherrn is, der muß Stefan heißen. Das war einen Heiligen, un steht in meinen Kalender. Von Wienand steht da nix in." —

So geschah es, und Trutas Vorsichtsmaßregel war gut, denn die Kinder sahen sich zuerst zum Verwechseln ähnlich, und später waren sie so ganz verschieden.

Stefan, der zukünftige Erbherr, hing mit seinem ganzen Herzen an der Heimat, am Wald, an dem alten Hause und den alten Sitten, für ihn war Helden das schönste Stück Land auf der Welt.

Wienand aber hatte von klein auf den Kopf voll Musik.

Das war ganz neu in der Familie Brake.

Gunda sagte bisweilen zu ihrem Mann: „Das hat er von dir," obgleich Claus niemals irgendein Instrument gespielt hatte.

Aber sie wußte es.

Und es war so. — — —



Der Spiegel

Von Börries, Freiherrn von Münchhausen

Der Tag, da Helena am schönsten war. . .

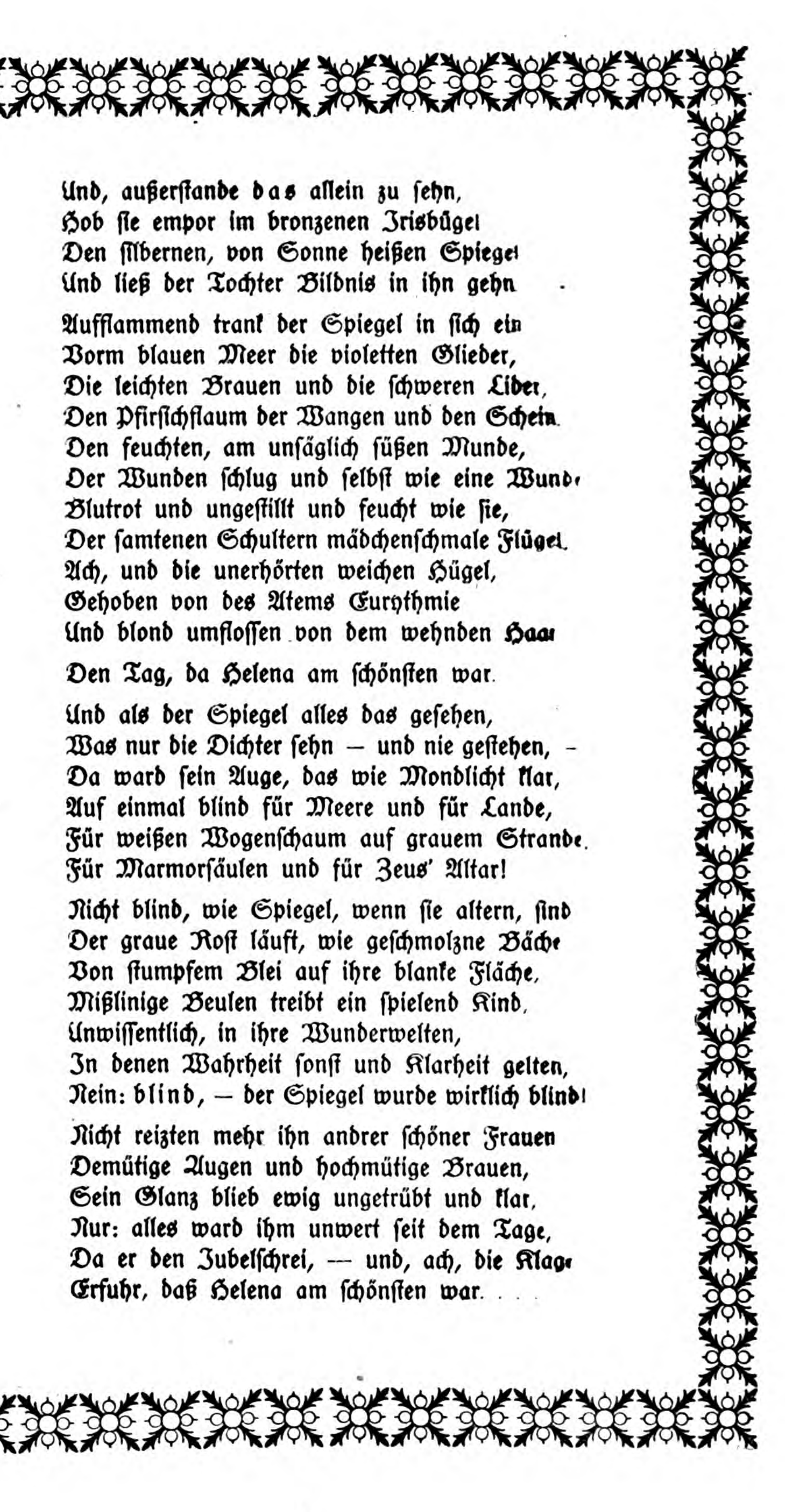
Fern funkelte im lauen Griechenmeere
Purpurumhaucht die Insel der Zythere,
Und war der Duft in dieses Mädchens Haar,
Dem noch vom Bade aufgeflockten, losen
Von jenes Eilands hunderttausend Rosen
Durchflochten und durchperlt ganz wunderbar.

Den Tag, da Helena am schönsten war. . .

Noch immer schön, stand ihre Mutter träumend,
Die Marmorsäule lässigen Fingers säumend,
Und folgte tiefen Aug's dem Schwänepaar,
Das auf der Glätte hin und wieder schwebte —
Und Ledas Wiederbild im Wasser bebte,
Als fürchtete es göttliche Gefahr. . .

Der Tag, da Helena am schönsten war!

Als Leda ihre Tochter sah, die ganz in Flammen
Von Schönheit leuchtete, schrak sie zusammen



Und, außerstande das allein zu sehn,
Hob sie empor im bronzenen Irisbügel
Den silbernen, von Sonne heißen Spiegel
Und ließ der Tochter Bildnis in ihn gehn.

Aufflammend trank der Spiegel in sich ein
Vorm blauen Meer die violetten Glieder,
Die leichten Brauen und die schweren Lider,
Den Pfirsichflaum der Wangen und den Schein
Den feuchten, am unsäglich süßen Munde,
Der Wunden schlug und selbst wie eine Wunde
Blutrot und ungestillt und feucht wie sie,
Der samtenen Schultern mädchenschmale Flügel.
Ach, und die unerhörten weichen Hügel,
Gehoben von des Atems Eurythmie
Und blond umflossen von dem wehnden Haar

Den Tag, da Helena am schönsten war.

Und als der Spiegel alles das gesehen,
Was nur die Dichter sehn — und nie gestehen, —
Da ward sein Auge, das wie Mondlicht klar,
Auf einmal blind für Meere und für Lande,
Für weißen Wogenschaum auf grauem Strande,
Für Marmorsäulen und für Zeus' Altar!

Nicht blind, wie Spiegel, wenn sie altern, sind
Der graue Rost läuft, wie geschmolzne Bäche
Von stumpfem Blei auf ihre blanke Fläche,
Mißlinige Beulen treibt ein spielend Kind,
Unwissentlich, in ihre Wunderwelten,
In denen Wahrheit sonst und Klarheit gelten,
Nein: blind, — der Spiegel wurde wirklich blind!

Nicht reizten mehr ihn andrer schöner Frauen
Demütige Augen und hochmütige Brauen,
Sein Glanz blieb ewig ungetrübt und klar,
Nur: alles ward ihm unwert seit dem Tage,
Da er den Jubelschrei, — und, ach, die Klage
Erfuhr, daß Helena am schönsten war. . .



Auf dem Viktualienmarkt in München. Gemälde von August Herzog

LEONARDO DA VINCI

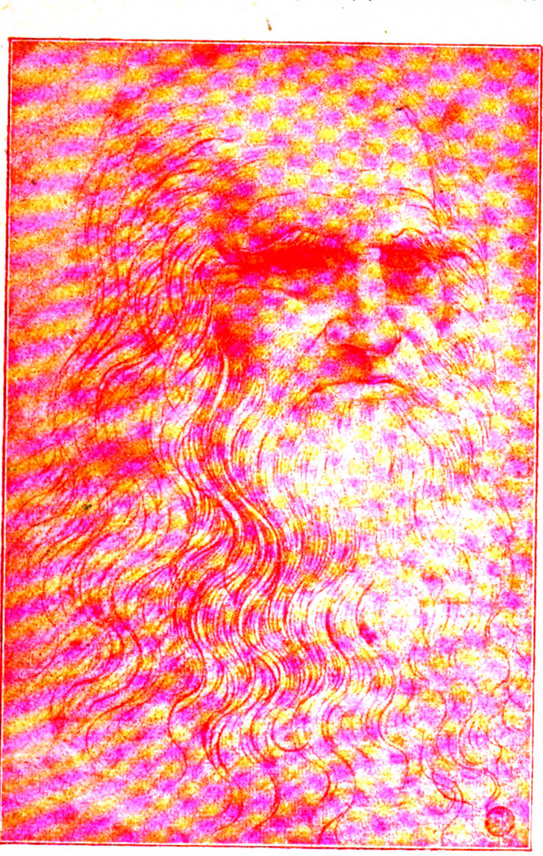
Zur 400jährigen Wiederkehr seines Todestages

Von Dr. Georg Gronau, Direktor der Gemäldegalerie in Cassel



Am zweiten Mai 1519 ist Leonardo da Vinci, fern seiner toskanischen Heimat, in dem Schlößchen Cloux bei Amboise in der Touraine gestorben; er hatte ein Alter von 67 oder 68 Jahren erreicht. Einen Monat später gab sein Schüler und treuer Begleiter, der Mailänder Edelmann Francesco Melzi, Leonardos Bruder Kunde von dem Ableben, das im vollen Frieden mit der Kirche erfolgt war: „Alle Welt trauert um den Hingang eines solchen Mannes, dessengleichen die Natur nie wieder hervorzubringen imstande ist."

Einsam und still klang das Leben des großen Künstlers und größeren Denkers aus, nach so viel Glanz und Herrlichkeit an den bedeutendsten Stätten der damaligen Kulturwelt. Welche Namen werden wach, wenn man seine Schicksale an sich vorüberziehen läßt: Lorenzo Magnifico, Lodovico Moro, Isabella d'Este, Cesare Borgia, Leo X., Karl XII. und Franz I.; zu ihnen allen hatte er in nahen Beziehungen gestanden. Und die Künstler, mit denen er zusammengetroffen war, in freundlicher oder feindlicher Berührung: Verrocchio, der sein Lehrer gewesen, Botticelli, Bramante, Michelangelo, mit dem er wetteifernd gerungen, dem Historienbild die klassische Form zu geben, Raffael, einst sein Bewunderer und Nacheiferer, dem er in Rom auf der Höhe seines Ruhmes und seiner Schaffenskraft noch einmal begegnete — wahrlich: „Italien nennt keinen großen Namen ..."

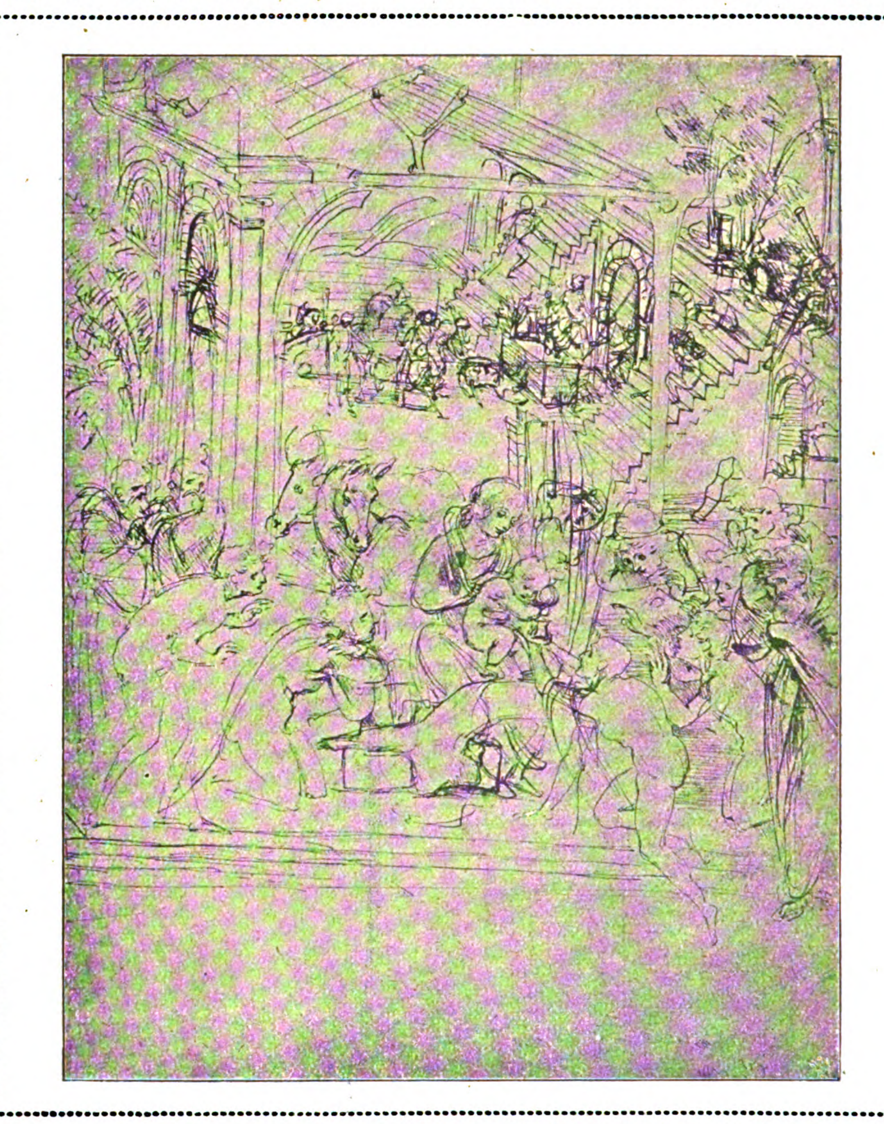


Selbstbildnis des Künstlers
Rötelzeichnung in der Kgl. Bibliothek zu Turin

Welche Gaben, des Körpers wie des Geistes, hatte die Natur nicht auf diesen einen gehäuft; niemals war sie gleich verschwenderisch, so recht in Geberlaune gewesen, als an jenem Tage, da er im Liebesbunde eines jungen Florentiners mit einer toskanischen Bäuerin empfangen wurde. Getrenntestes vereinigt sich in ihm: die kühle, beobachtend-prüfende Art des Denkers mit der Intuition des Forschers, der sich kühn über Zwischenglieder hinwegsetzt und in geheimnisvollen Tiefen schürft, und zu beidem gesellt sich als Drittes und Höchstes die schöpferische Gabe der Phantasie, die den bildenden Künstler macht.

Und doch: überdenkt man, was der Nachwelt von diesem überwältigenden Reichtum verblieben ist, so könnte man fast auf den häretischen Gedanken kommen, in der Überfülle der Gaben zugleich die Ursache vielfachen Scheiterns und Mißlingens zu suchen. Gewiß hat man ein Recht zu sagen, der Forscher Leonardo habe den Künstler gesteigert, nur so sei das Außerordentliche seiner Kunst möglich gewesen; aber mit gleichem Recht ließe sich die Behauptung in ihr Gegenteil verkehren.

Was ist schließlich das Ergebnis dieses Lebens voll Denkarbeit? Wir beginnen mit den Manuskripten, Tausenden von Blättern, die seine Hand mit zierlichen Zeichen in Spiegelschrift — denn Leonardo schrieb und zeichnete mit der linken Hand — bedeckt hat. Seit man angefangen hat, sie zu entziffern, herauszugeben und zu er-



Federzeichnung zur Anbetung der heiligen drei Könige. Im Louvre zu Paris

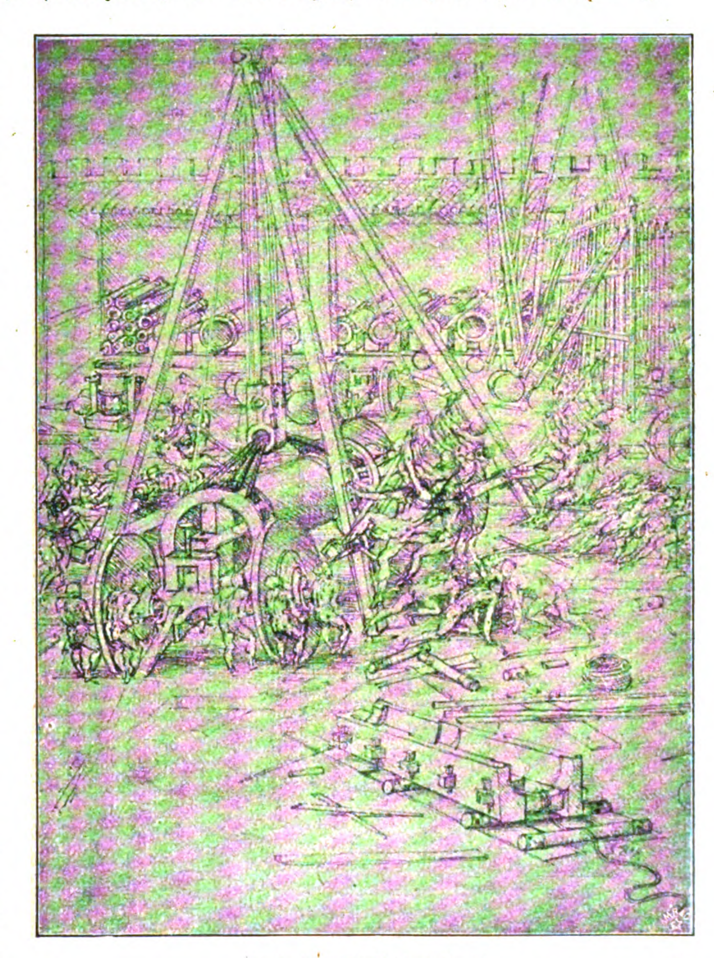
klären, haben sie die wissenschaftliche Welt in immer wachsendes Staunen versetzt über die Tiefe und Vielseitigkeit seines Geistes, die Klarheit und Schärfe seiner Beobachtung, die Fähigkeit, aus theoretisch Erkanntem die praktischen Folgerungen zu ziehen. Kein Gebiet der Naturwissenschaften, das ihn nicht mit Stolz den Seinigen nennen darf; den größten Denkern, einem Bacon, einem Descartes, einem Galilei ist er vorangeschritten. Aber nie war er daran gegangen, in seine Aufzeichnungen Ordnung und System zu bringen; an eine Herausgabe seiner Schriften hat er vollends wohl niemals gedacht. Man vermag sich der Vorstellung kaum hinzugeben, was es bedeutet haben würde, wenn seine Gedanken um 1520 veröffentlicht worden wären: die Geistesgeschichte möchte eine völlig andere Entwicklung genommen haben. Und nun? Vor einem Jahrzehnt wurde ein stolzer Plan in Italien aufgestellt, Leonardos wissenschaftlichen Nachlaß bis zur Centenarfeier dieses Jahres der Welt vorzulegen. Es werden noch Jahre vergehen, bis diese Arbeit getan ist; dann darf man wohl glauben, diesen erhabenen Geist auf allen seinen Bahnen verfolgen zu können. Aber die Zeit ist längst an ihm vorübergerauscht; all die Zeugen seines rastlosen Mühens sind nur mehr Materia-

lien zu Geistesgeschichte, nicht Baugrund und Fundament.

Denken wir aber daran, wie sehr sein Forscherdrang ihn zuzeiten beherrscht hat, wie sein künstlerisches Schaffen dadurch gehemmt wurde, so steigt eine geradezu schmerzliche Empfindung in uns auf. Die Zahl seiner gesicherten Werke beträgt kaum ein Dutzend, mehrere davon sind unvollendet, andere nur in ruinenhaftem Zustand auf uns gekommen, darunter das monumentale Hauptwerk, das ‚Abendmahl' in Mailand. Wie ist diese geringe Zahl zu erklären?

Eine Reihe von Momenten haben sein künstlerisches Schaffen dauernd gehemmt. Es war gewiß für ihn bei seiner grüblerischen Veranlagung kein Glück gewesen, daß sein Lehrer Verrocchio ein langsam Schaffender war. Wenn ein zeitgenössischer Dichter ihn tadelt, daß er sich nie genug tun könne und in vielen Jahren kaum ein Werk vollende, so trifft das Wort für Wort auf Leonardo zu. In welcher Art dieser produzierte, dafür besitzen wir den wertvollen Bericht eines Augenzeugen, der die Entstehung des Abendmahls miterlebt hat. „Oft pflegte er frühmorgens auf das Gerüst zu steigen und bis zum Sonnenuntergang den Pinsel nicht aus der Hand zu legen; er vergaß selbst Essen und Trinken. Dann vergingen zwei, drei, auch vier Tage, ohne daß er den Pinsel in die Hand nahm, wohl aber brachte er ein bis zwei Stunden im Anschauen hin, in Selbstprüfung und Beurteilung seiner Figuren. Dann hab' ich auch gesehen, daß er mittags im heißesten Sommer vom alten Schloß nach St. Maria delle Grazie ging, aufs Gerüst stieg, den Pinsel zur Hand nahm, zwei Pinselstriche an einer Figur machte und stracks wieder von dannen ging." Da hatte denn Leonardo freilich ein Recht, dem Herzog, der ihm wegen seiner scheinbaren Lässigkeit Vorhaltungen machte, mit dem Paradox zu begegnen, daß ein erlesener Geist manchmal am meisten schafft, wenn er am wenigsten arbeitet.

Unendliche Vorarbeiten waren stets vorhergegangen, ehe er zur Ausführung eines Werkes schritt. Die Zeichnungen Leonardos, die wir zum Glück in großer Zahl noch besitzen und die die kostbarste Gabe dieses Genius an die Nachwelt darstellen, lassen uns tiefen Einblick tun in die Art seiner geistigen Vorbereitung. Fast alle uns erhaltenen Schöpfungen können wir hier stufenweis begleiten; man sieht, daß er sich selbst nie zu befriedigen vermochte. Selbst ein relativ einfaches Thema wie das Madonnenbild hat er in immer neuen Entwürfen abgewandelt, um die Form zu finden, die bei größtem Reichtum der Motive zugleich die höchste Klarheit bot. Die zahlreichen Entwürfe für das Reiterdenkmal des Francesco Sforza, das seine Arbeitskraft während seines langen Mailänder Aufenthalts (1482—1499) vorzüglich in Anspruch nahm, im Modell zweimal von ihm aufgebaut wurde und schließlich doch nicht — allerdings infolge der Ungunst der politischen Verhältnisse —



Hof einer Geschützgießerei
Federzeichnung in der Kgl. Bibliothek zu Windsor



Regenlandschaft. Rötelzeichnung in der Kgl. Bibliothek zu Windsor

vollendet wurde, geben den stärksten Begriff von seiner Arbeitsweise. In immer erneuten flüchtigen Skizzen sucht er sich über die statische Sicherung des Tieres, das Verhältnis von Roß und Reiter, über des Feldherrn Tracht und Geste klar zu werden; jede Zeichnung bringt eine Veränderung hier oder dort; die Ideen drängen sich, werden hingeschrieben, wieder verworfen, wenn eine glücklichere ihm aufblitzt. Ein Ideal stand ihm vor Augen, dem er sich immer mehr zu nähern versuchte; er selbst hat bekannt, es sei ihm niemals gegeben gewesen, so große Anstrengungen er immer gemacht habe, das Ziel zu erreichen, das ihm seine innere Vorstellung vorgezeichnet habe. Er besaß — wir dürfen sagen: leider — weder die instinktiv geniale Begabung eines Raffael,

noch die titanische Gestaltungskraft eines Michelangelo.

Ging so der Bildgestaltung langsame Arbeit vorauf, so war er auch bei der Ausführung vielerlei Zweifeln unterworfen; schon vor dem Beginn dachte er gern an das Letzte. Wie erhellt hier doch eine Anekdote, die uns Vasari überliefert, die Situation! Leo X. hatte ihn, als er in Rom weilte, um ein Madonnenbild gebeten. Als er erfuhr, der Meister beschäftige sich damit, Öle und Kräuter für den Firnis zu destillieren, tat der kluge Mediceer den Ausspruch: „O weh, der wird nie etwas machen, da er ans Ende denkt, bevor er noch sein Werk begonnen hat." Die treffliche Schulung und Erfahrung, die er sich in der Werkstatt seines Lehrers erworben hatte, genügte ihm nicht, um jene Steigerung des malerischen Eindrucks, die man als Helldunkel bezeichnet, zu erreichen. Dieser aber ist ein wesentlicher Teil seines Wirkens gewidmet gewesen; davon zeugen seine Bilder, ist sein ‚Traktat von der Malerei', in dem er die Summe seiner Beobachtungen und Erfahrung niedergelegt hat, voll. Ihm mögen während der Arbeit Zweifel aufgestiegen sein, ob es ihm gelingen könnte, jene malerische Vollkommenheit, die ihm vorschwebte, zu erreichen; solche Zweifel können als Erklärung dafür dienen, daß er gerade mehrere Jugendarbeiten unvollendet, im Stadium der Untermalung, liegen gelassen hat.

Seine wissenschaftlichen Neigungen werfen auch hier ihren Schatten; sie tragen Schuld an seiner verhängnisvollen Neigung für technische Experimente. Diese hat es so gut wie sicher verschuldet, daß das ‚Abendmahl' so frühzeitig schon verdarb, daß sein zweites monumentales Hauptstück, das Fresko der Schlacht von Anghiari, nicht vollendet wurde, weil die Farbe heruntertropfte. Und wenn eines seiner letzten Bilder, die Halbfigur des jugendlichen Täufers, heute einen zerrissenen Anblick gewährt — aus nachtdunkler Tiefe tauchen der Kopf, ein Stück des Halses und der Arm mit der aufwärts weisenden Hand auf, Fragmente eines Körpers, deren Zusammenhang das Auge ahnungsvoll suchen muß —, so ist das sicher durch die Farbe oder das Bindemittel, die Leonardo angewandt hat, verursacht worden.

Zuzeiten aber machten ihn seine wissenschaftlichen Neigungen völlig unproduktiv. Als er im Jahre 1500 endlich in die Heimat zurückgekehrt war und diese ihn mit gespannter Erwartung empfing, übernahm er einen großen Auftrag; er sollte das Hochaltarbild für die Annunziatenkirche malen. Ein Jahr später hatte er kaum den Karton fertiggestellt, weil er einmal wieder völlig von mathematischen Studien ausgefüllt war. „Er mag den Pinsel nicht ansehen," berichtet ein Zeitgenosse, „und führt ein wechselvolles, höchst unentschlossenes Leben." Was Wunder, daß er gegen alle Wünsche, auch die ihm von seiten hochgestellter Personen wurden, taub blieb, die bedeutenden Aufträge, die ihm die Vaterstadt zudachte, zwar übernahm, aber nicht zu Ende führte!

So war denn sein künstlerisches Schaffen von mehreren Seiten begrenzt und beeinträchtigt; zu der überbedächtigen Langsamkeit, mit der er produzierte, zu der Neigung, das letzte in jedem früheren Stadium sich vor Augen zu halten, den Ansprüchen, die er an die eigne Leistung stellte, kam sein weit über die Künste hinausgreifender Forscherdrang. Es kann nicht ausbleiben, daß es einen wie mit Bedauern ergreift, wenn man an die Pläne denkt, die nicht reiften, an die Entwürfe, denen die Ausführung oder Vollendung versagt blieb.

Solche Erwägungen und Gedanken verschwinden wie Nebel vor der Sonne in dem Augenblick, wo man die Werke des Meisters betrachtet. Wir lassen die wenigen gesicherten vor unserm geistigen Auge vorüberziehen. In den Uffizien in Florenz hängt unter den Meisterwerken der Quattrocentokunst jene im Stadium der Untermalung belassene ‚Anbetung der Könige', das Haupt-



Maria mit dem Einhorn
Federzeichnung im Britischen Museum zu London



Studie zum ‚Abendmahl'. Federzeichnung in der Kgl. Bibliothek zu Windsor

werk seiner ersten Periode. Er hat für diese Komposition die zentrale Anordnung gewählt, so daß der Madonna die Mitte zugewiesen wird, im strengen Aufbau einer Pyramide die Hauptgestalten mit ihr vereinigt sind. In sanft geschwungenem Halbkreis erscheinen die Begleitfiguren gruppiert; Köpfe und bewegte Gesten tauchen aus belichteten Schatten auf. In zwei Eckfiguren, einem tief nachdenklichen Greisen von der Würde eines Dürerschen Apostels und einem jugendlichen Krieger in schimmernder Stahlrüstung, klingt die Bewegung aus; gleich Säulen eines Baues stützen sie das Ganze. Ein Reiter wird über dem Gewoge sichtbar und leitet den Blick in den Mittelgrund, wo ein phantastisch-kühner Bau mit Treppen sich erhebt. Hier und in der Ferne links tummeln sich Reiter, die ersten Zeugen des Interesses, das Leonardo stets dem Problem der Reiterfigur — es war ‚aktuell' im Atelier des Verrocchio, der am Colleoni arbeitete — zugewandt hat. In einer weiten Landschaft sollte die Fülle der Motive ruhig ausklingen.

So etwa sieht das Werk aus, auf dessen Vorbereitung Leonardo zahlreiche Studien für die Gesamtkomposition wie einzelne Gestalten und Bewegungsmotive verwendet hatte. Zuerst hatte er eine Anbetung der Hirten geplant; aber seine innere Fülle sprengte den Stoff, sie verlangte gebieterisch nach einer Auseinandersetzung des jungen Künstlers mit allem, was er beobachtet und gesammelt hatte; die größere Aufgabe allein konnte ihn befriedigen. Die letzte farbige Ausführung unterblieb, aber schon die Untermalung klärt darüber auf, wie Licht und Schatten dem Bild den Schein einer gesteigerten Wirklichkeit geben sollten.

Der ‚Anbetung' steht das Bild mit dem heiligen Hieronymus in der vatikanischen Galerie zeitlich nah; es ist im gleichen Stadium der Untermalung aufgegeben worden. Ein knieender Greis vor einer Felsengrotte; er streckt den mageren Arm weit von sich, um sich die Brust mit dem Stein zu schlagen, den die Rechte hält. Aus der Tiefe heraus nach vorn dringt das reiche körperliche Motiv; ein starker Appell an das Tastempfinden des Beschauers findet statt; man fühlt mit dem Auge die Bewegung ab und spürt den Organismus des Körpers in allen Einzelheiten. Die prachtvolle Silhouette eines mit fast ornamental wirkender Schönheit behandelten Löwen füllt angemessen den Vordergrund; die Andeutungen des Hintergrunds lassen eine weite Landschaft mit Felsenbergen ahnen.

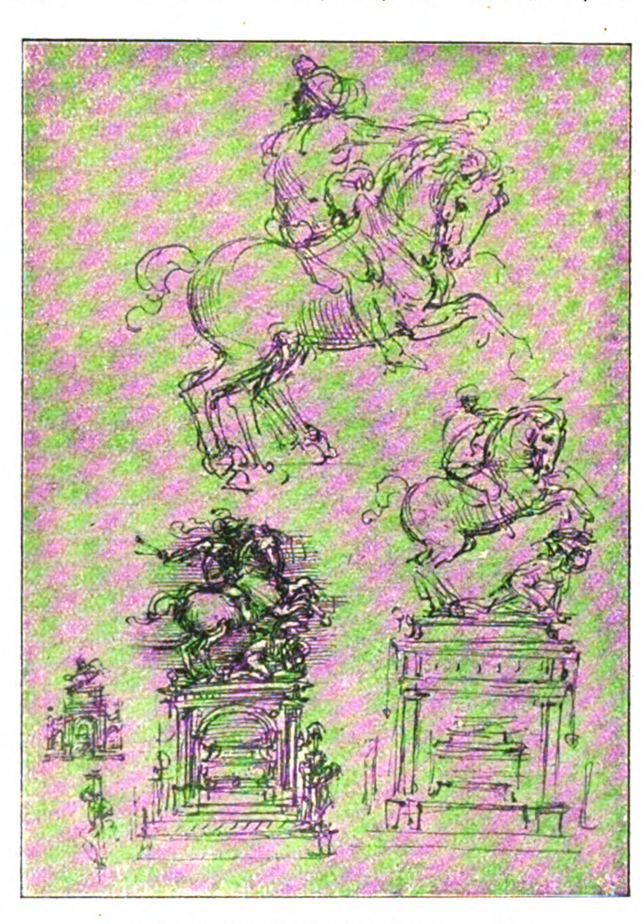
Das Motiv der Grotte, von deren Dunkel sich der Hieronymus abhebt, hat Leonardo in dem ersten Werk, das er in Mailand vollendete, abermals benützt; es hat dem Bild den Namen gegeben: ‚Die Madonna in der Felsengrotte' (la Vierge aux rochers, im Louvre). Vor phantastischem Gestein, das sich links einem Tor gleich öffnet und den Ausblick in lichte Ferne vergönnt, sind die heiligen Gestalten vereinigt; aus dem Felsenboden aufsprießende Blumen und Kräuter bilden einen Teppich für die nackten Kinderkörper. Maria kniet und segnet ihr Kind; sie legt zugleich schirmend die Rechte auf die Schulter des Johannesknaben, der scheu aus der Entfernung Christus kniend verehrt; dieser hebt den kleinen Körper und begrüßt den Verkünder mit dem Zeichen des Segens. Die Gruppe wird zum breit ausladenden Dreieck durch die Gestalt eines mädchenhaften Engels, der das Christkind stützt und auf den Johannesknaben hinweist. Sein nach außen zum Beschauer gerichteter Blick vermittelt zwischen der Schar der Beter und den heiligen Gestalten.

Von diesem Bild ist ein zweites Exemplar erhalten (London, National-Galerie), das weder ganz so gut ist, wie es seine Bewunderer, noch ganz so unbedeutend, wie es

seine Verkleinerer behaupten. Es hat den vollen Wert eines Bildes, das von einem der besten Schüler des Meisters — Ambrogio de Predis — unter dessen Augen und Mitwirkung ausgeführt worden ist, mag letztere auch mehr in mündlicher Anweisung als in manueller Beteiligung bestanden haben. In einem wesentlichen Punkt erscheint die Komposition abgeändert: die auf Johannes weisende Hand des Engels fehlt hier; dafür wird der Kontakt zwischen den beiden Figuren durch seinen hinübergleitenden Blick hergestellt. Nun liegt die Hand der Mutter wirklich segnend über dem Scheitel des Kindes; der Gewinn erscheint wesentlich; dafür ist die durchgehende Geberdensprache, die von Figur zu Figur leitete, unterbrochen und die Verbindung mit der Außenwelt erscheint aufgehoben. Wie man diese Änderungen bewerten mag, als Gewinn oder als Verlust: daß ein Schüler ohne Geheiß des Meisters sie sich hätte erlauben dürfen, ist völlig undenkbar, und darum gehört die Londoner Version der Grotten-Madonna kompositionell in die Reihe von Leonardos Schöpfungen.

Die langen Mailänder Jahre Leonardos (1482 bis 1499) sind für den Maler nicht fruchtbar gewesen. Man weiß von Bildnissen der Damen, die dem Herzog nahe standen; das eine wird in dem künstlerisch hochstehenden Bild der ‚Dame mit dem Wiesel' gesucht, welches, der Czartoryski-Sammlung zu Krakau gehörig, während seiner mehrjährigen Ausstellung in der Dresdner Galerie (seit 1914) allgemeiner bekannt geworden ist. Ebensowenig sind die Malereien, die Leonardo in Räumen des herzoglichen Kastells ausführte, erhalten, nur Reste davon wurden aufgefunden. Die Hauptkraft des Künstlers nahm das Projekt des Reiterdenkmals für Francesco Sforza voll in Anspruch.

Erst die letzten Jahre des Mailänder Aufenthalts waren wieder einer monumentalen Aufgabe der Malerei gewidmet; an der Schmalwand des Refektoriums von Santa Maria delle Grazie entstand das ‚Abendmahl'. Eine lange Reihe von Darstellungen desselben Gegenstands in Florenz hatte einen Typus dafür geschaffen, mit dem Leonardo sich auseinandersetzen mußte. Erhaltene Zeichnungen klären darüber auf, daß er zunächst gesonnen war, ihn ebenso zu behandeln wie seine Vorgänger. Die Tradition forderte die Isolierung des Judas auf der anderen Tischseite und die enge Vereinigung der Gestalten von Johannes und Christus. Der wahrhaft schöpferische Augenblick für Leonardo ist der gewesen, da er sich entschloß, diese Überlieferung zu verlassen, Judas seinen Platz auf der gleichen Seite mit den übrigen Aposteln anzuweisen und Johannes nicht mehr als an der „Brust des Herrn ruhend" darzustellen. Nun gewann er die Isolierung der Hauptfigur und den Gleichklang der je zwei Gruppen von drei Gestalten zu ihren beiden Seiten; diesem wundervollen kompositionellen Gedanken die allverständliche Ausdruckskraft zu geben, half ihm seine Kenntnis und Herrschaft über die Sprache der Gebärden. Die Wirkung eines gesprochenen Wortes auf zwölf Männer von verschiedenem Temperament und Alter hat Leonardo mit einer Eindringlichkeit zu veranschaulichen vermocht, die diesem Hauptwerk seines Lebens den festen Platz in der

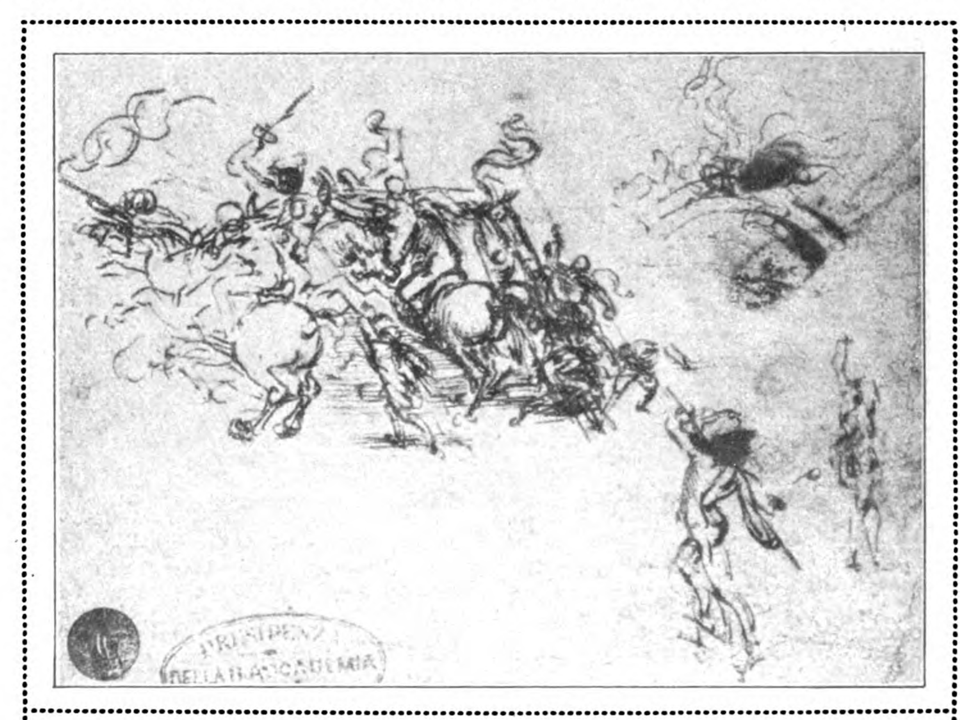


Studie zum Reiterdenkmal für Francesco Sforza
Federzeichnung in der Kgl. Bibliothek zu Windsor

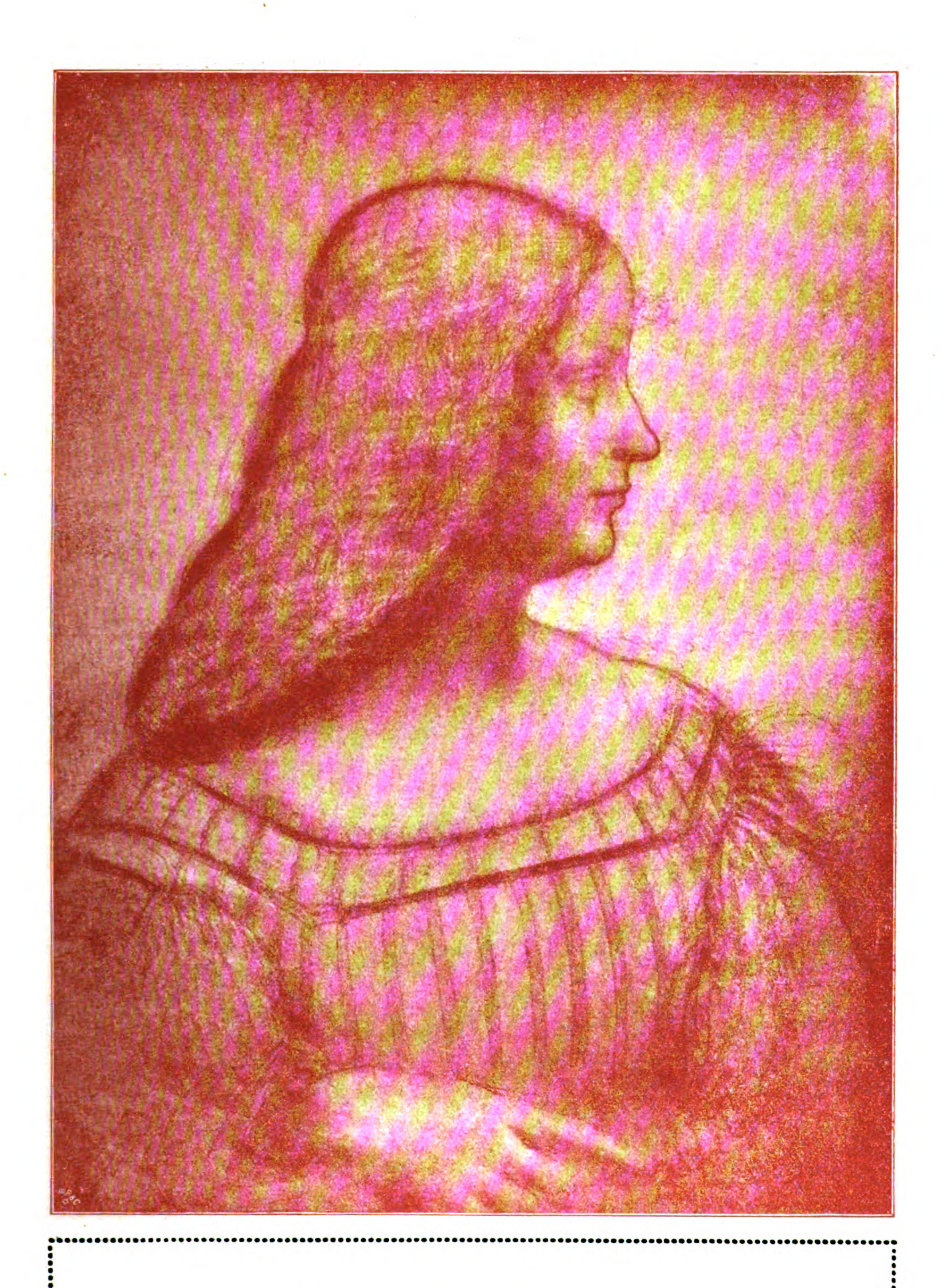
Geschichte der darstellenden Kunst sichert. Über Einzelheiten sprechen, die Gestalten interpretieren zu wollen erscheint so überflüssig, als anmaßend, nachdem Goethe im Jahre 1817 abschließend darüber gehandelt hat.

In die Zeit nach seiner Rückkehr in die Heimat (Frühjahr 1500) gehört Leonardos Beschäftigung mit dem Bild der ‚Sankt Anna Selbdritt‘, wobei es für uns gleichgültig ist, ob die endliche Fassung, so wie sie das Bild im Louvre zeigt, nicht erst in etwas späterer Zeit entstanden ist. Der Vorwurf bot an sich fast unüberwindliche Schwierigkeiten — wer vermöchte ein Thema künstlerisch fruchtbar zu finden, das es notwendig macht, einen erwachsenen Menschen auf dem Schoß einer anderen Person sitzend darzustellen? —; selbst einem Künstler von Leonardos Maß drohten Klippen, an denen seine Kraft scheitern mochte. Der Karton (in der Londoner Akademie), dessen Verhältnis zur endlichen Fassung nicht völlig geklärt ist, zeigt die beiden Frauengestalten beinahe nebeneinander sitzend bei annähernd gleicher Höhe ihrer Köpfe, das peinliche Sitzmotiv durch die reich entwickelte Bewegung des Christkindes einigermaßen versteckt. In der Ausführung erscheinen die Kontraste wesentlich gesteigert. Maria beugt sich von den Knien der Mutter tief zu ihrem Kinde herunter; die steile Vertikale der Sankt Anna-Figur wird durch die Linien überschnitten, die dieses Motiv hervorruft; das Kind setzt die Bewegung fort, da es zu dem Lamm heruntergreift. Diese Kaskade der abwärtsflutenden Bewegung fesselt das Auge so sehr, daß man nur spät, wenn überhaupt, gewahr wird, daß die junge Frau auf den Knien der älteren sitzt. Herrlicher Fluß der Linien überall — wo gibt es selbst in dieser Zeit etwas Vollendeteres als die Nackenlinie der Madonna oder den Zug ihrer Gewandung? — sanft verteilte Lichter, dazu das süße Kinderlachen, das in Mariens Zügen reflektiert und um Mund und Augen der Sankt Anna leis verhallt; endlich die weite Landschaft, aus dem Reichtum phantasievoller Gestaltungskraft heraus: das hat Leonardo zuletzt aus diesem Thema zu machen gewußt.

Man hat neuerdings beobachtet, daß in der Maria des Kartons das Frauenideal verkörpert ist, das dem Meister in der Florentiner Bürgerin Lisa del Giocondo körperhaft erschienen war. Leonardo war berühmten Schönheiten seiner Zeit gegenübergetreten; auf dem Wege von Mailand in seine Heimat hatte er Gelegenheit gehabt, den spirituellsten Typus der Epoche, Isabella d'Este, Herzogin von Mantua, in einer Zeichnung festzuhalten (Paris, Louvre); nun aber muß er in jener Frau, deren Name als „Mona Lisa“ (Louvre) für alle Zeit fortlebt, gleichsam eine Verkörperung wacher Träume gefunden haben. Was würden wir

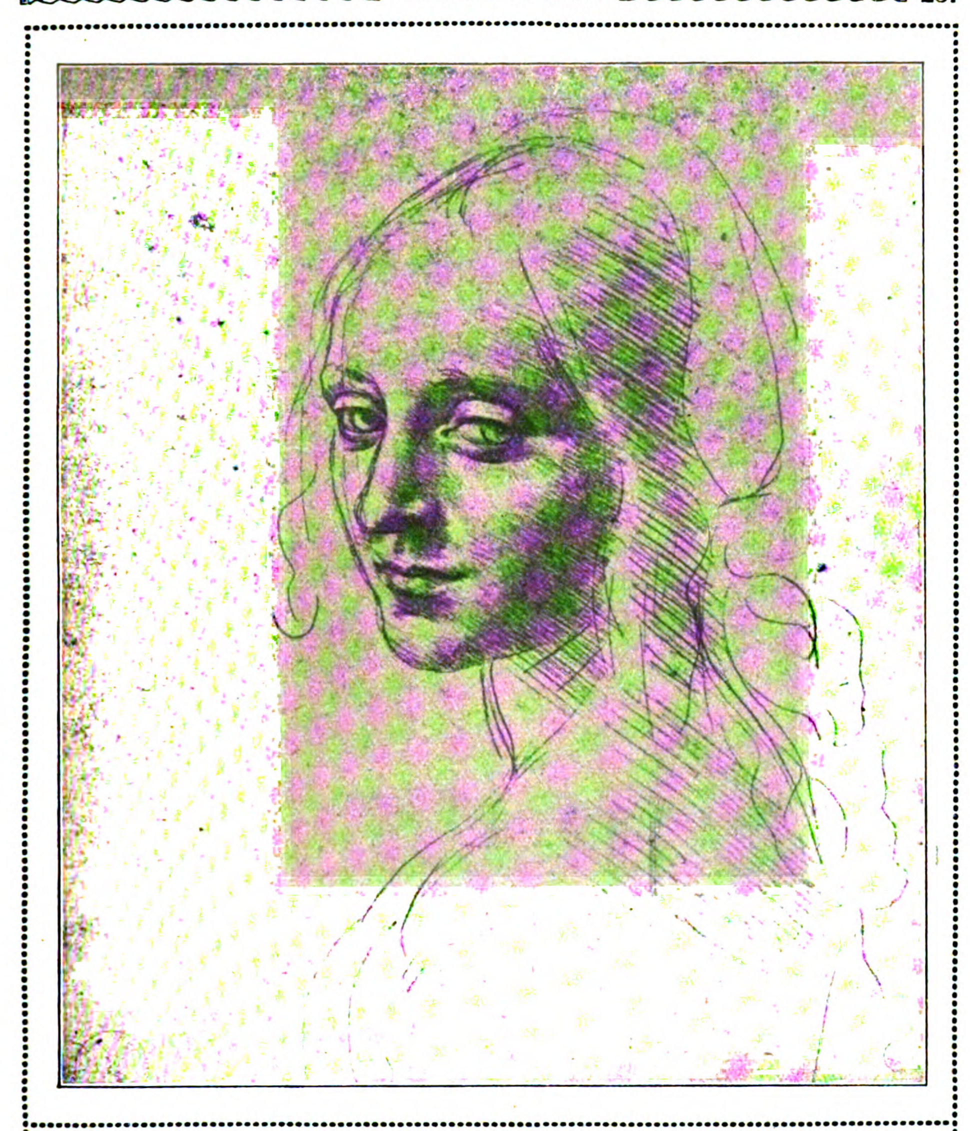


Reiterkampf. Federzeichnung in Venedig



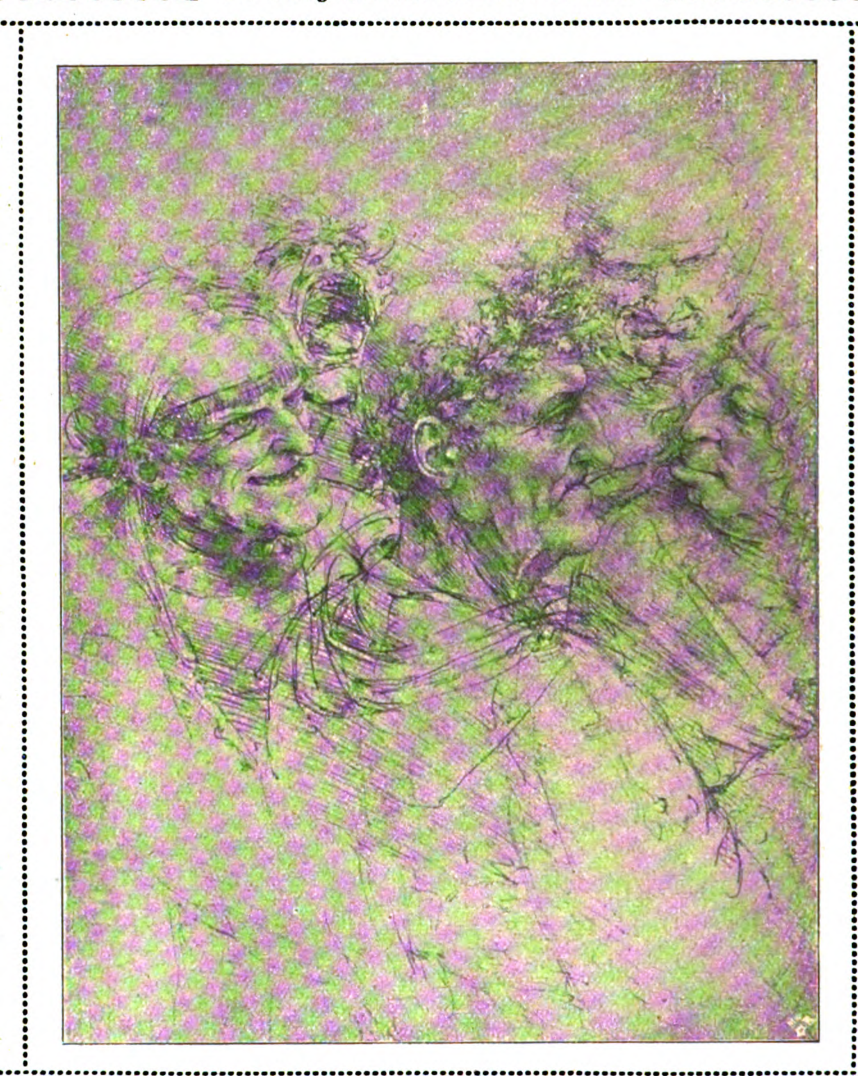
Bildnis der Isabella d'Este, Markgräfin von Mantua

Zeichnung in farbiger Kreide von Leonardo da Vinci. (Im Louvre zu Paris)



Studie zum Engelskopf auf der ‚Madonna in der Grotte'
Silberstiftzeichnung in der Kgl. Bibliothek zu Turin

darum geben, wenn wir noch ein gesichertes Porträt von ihr besäßen, eine Zeichnung, eine Medaille, was immer! Daß wir sagen könnten: so hat sie ausgesehen — und dann: das hat Leonardo in diesen Zügen gelesen. Die Mona Lisa ist keine vollkommene Schönheit nach unserem Zeitgeschmack; schon die durch die damalige Mode bedingte überhohe Stirn, der Mangel der Brauen, die etwas schmalen, langgezogenen Augen verbieten es, sie so zu nennen; aber diese Züge werden nun von dem Hauch eines Lächelns getroffen und leise bewegt, der Schimmer des Lebens blitzt um Augen und Mundwinkel auf und verleiht dem Kopf jenen faszinierenden Zauber, den die Menschen immer wieder empfunden haben, der mehr als einen Betrachter zu dithyrambischer Verherrlichung des Bildes hingerissen hat. Wie einfach ist es doch komponiert! Die entscheidenden Linienmotive des Körpers schließen sich der Form der Bildtafel an; eine große Ruhe und Gelassenheit der Haltung bestimmt den Eindruck; die wundervollen Hände, die still übereinander liegen, kontrastieren in ihrem ruhigen Linienzug mit den lebhaften, gleich Wellchen bewegten Gewandfalten. Geschlossen und stolz steht der Kontur der Gestalt vor der Weite



Karikaturen, Federzeichnung in der Kgl. Bibliothek zu Windsor

lichtester Landschaft; wieder jene Häufung phantastischer Motive, mit Tälern, durch die sich silbern das Band eines Flusses zieht, und ragenden Felsenzacken, wie sie sich immer wieder auf Leonardos Bildern finden (hatte er nicht schon, da er Verrocchios ‚Taufe Christi‘ — jetzt Florenz, Akademie — vollendete, ähnliches angestrebt?): „sind's Träume, sind's Erinnerungen?“

Neben diesen Verherrlichungen der Frau — dem Sankt Anna-Bild, der Mona Lisa — keimte damals der Gedanke an eine Komposition auf, die Leonardo Gelegenheit zur Darstellung des nackten Körpers bot. In nicht wenigen Studien hat er sich mit einem Bild der ‚Leda‘ beschäftigt, die erst dargestellt werden sollte, wie sie sich, ein Kind auf dem Arm haltend, mit etwas leerem Gestus auf den blumigen Wiesenboden niederbeugen will (ein Bild dieser Fassung von Schülerhand im Schloß zu Neuwied). Dieser Gedanke wurde dann verworfen und an seine Stelle trat die in mehreren Wiederholungen erhaltene ‚Stehende Leda‘, die mit beiden Armen den Hals des Schwanes umfaßt, der sich an sie schmiegt. Wir besitzen das Original nicht; es mag große Qualitäten gezeigt haben, und gewiß werden wir uns das stille Lächeln, mit dem Leda auf die zu ihren Füßen spielenden Kinder niederblickte, von süßer Zartheit vorstellen dürfen. Was Leonardo bei dem Thema gelockt haben wird, war das Spiel der Linien: der weiche Körper der Frau, gegen weite Landschaft in

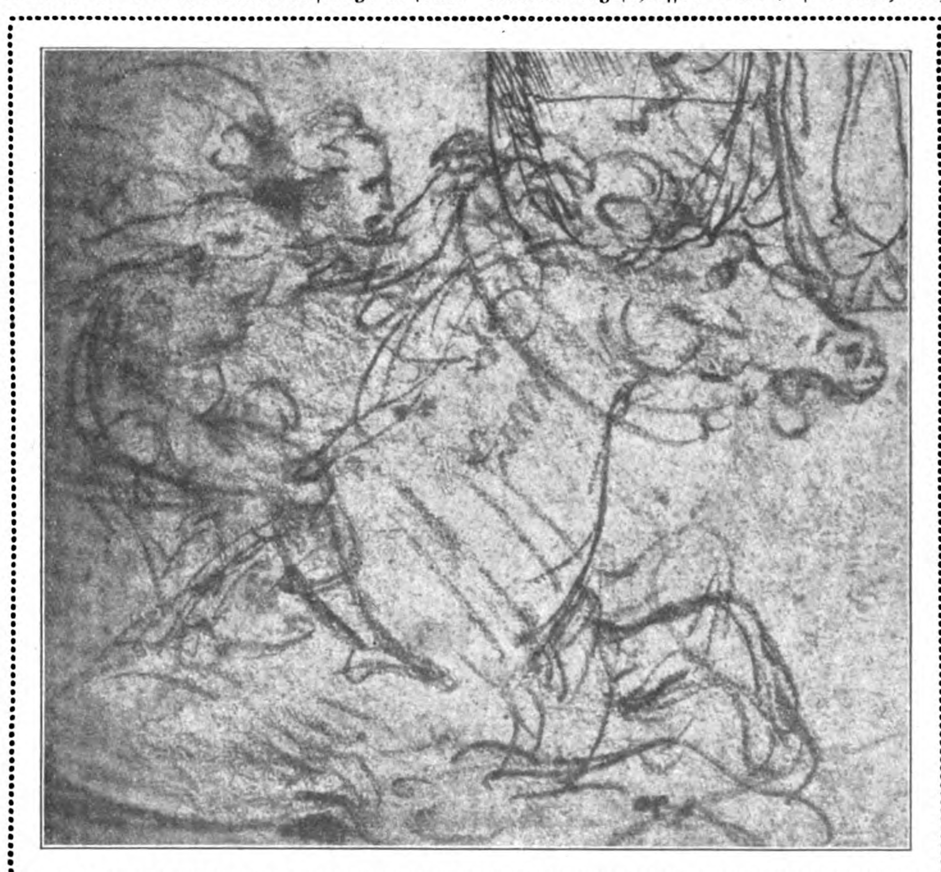


Landschaft vom 5. August 1473. Federzeichnung in den Uffizien zu Florenz

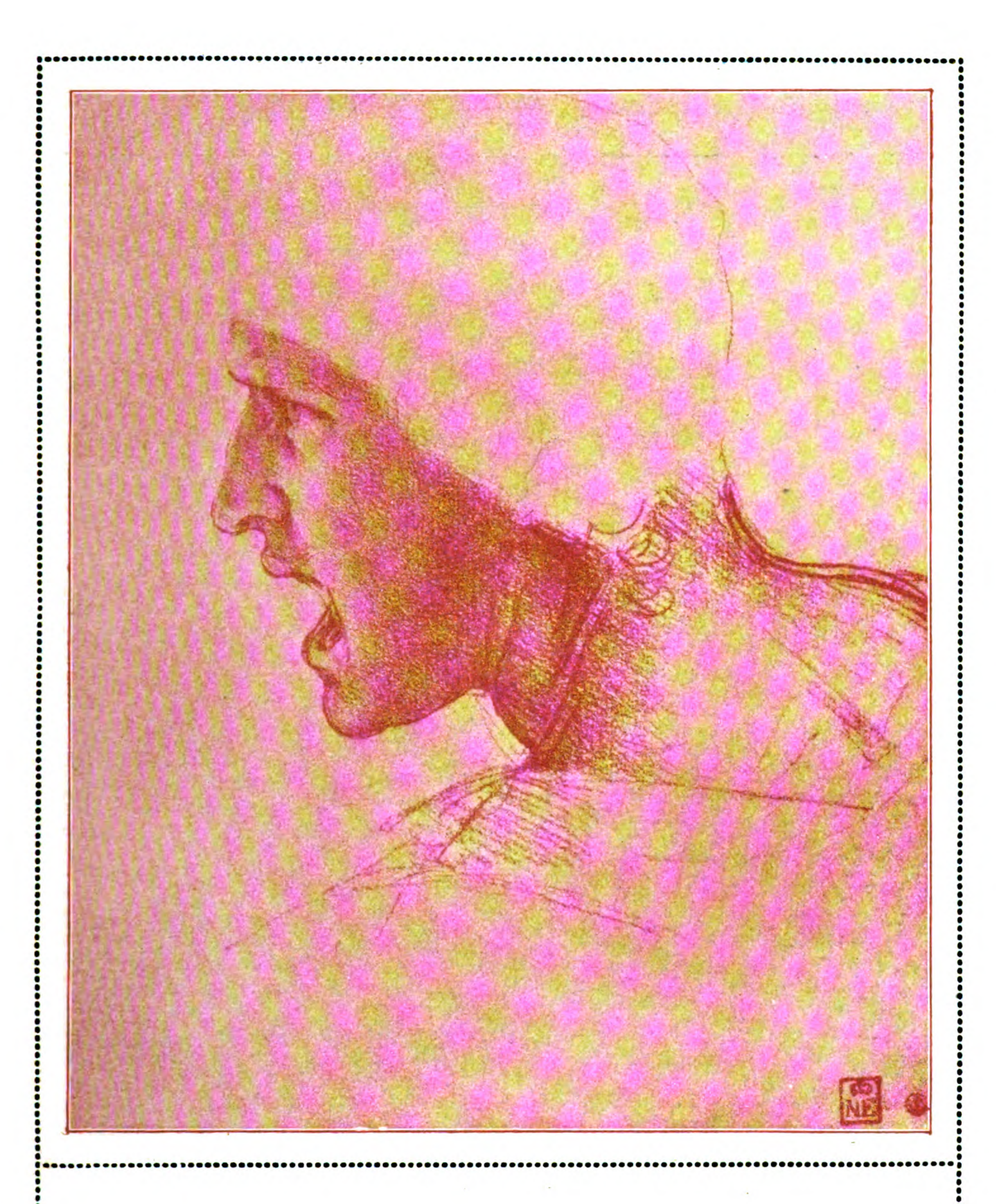
silhouettenhafter Abgrenzung gesehen, kontrapostisch gegen den Schwan gewendet, der Hals und Brust in schlangenhaften Kreislinien ihr entgegenreckt. Die Rhythmik des weiblichen Körpers muß hier im Gegenspiel von Belastung und Entlastung der Körperhälften den Wohllaut des praxitelischen Kanons erreicht haben.

Trotz allem: wir tragen nicht den Eindruck eines Kunstwerks davon, das restlos beglückend gewirkt haben kann — und das gilt auch von mehreren der Spätwerke, dem ‚Johannes dem Täufer' als Halbfigur und dem jugendlichen Bacchus, am Fuße eines Hügels sitzend (von beiden die besten Exemplare im Louvre). Hier tritt in den Körpern der Epheben eine Mischung der Geschlechter, ein Hang, die jugendlich männliche Form ins Weibliche übergehen zu lassen, hervor, die zusammen mit dem maskenhaft erstarrten Lächeln (bei der Halbfigur) den Eindruck trübt.

In Florenz aber hatte Leonardo noch an einer monumentalen Schöpfung gearbeitet, ohne ihr die letzte Vollendung geben zu können. Es war ein Staatsauftrag: er sollte im großen Ratssaal des Stadtpalastes eine historische Darstellung auf die Wand malen. Als Vorwurf war die Schlacht von Anghiari bestimmt worden, ein im Jahre 1440 erfochtener Sieg der Florentiner über den Feldherrn des Mailänders Herzogs. In einer wundervollen Schilderung im ‚Traktat von der Malerei' hat sich Leonardo über Schlachtendarstellungen im allgemeinen ausgesprochen: wie die Wut der Kämpfenden, die Leiden der Unterliegenden ausgedrückt werden müssen, wie aus Staub, Rauch, Flammen und Blut malerisch der Eindruck des Ringens noch gesteigert werden kann. In zahlreichen Entwürfen oft kleinsten Formats hat er seine Vorstellungen fixiert; man sieht ein wildes Durcheinander von Fußsoldaten und Reitern, eine Polyphonie von Aktionen. Eine Gruppe hob sich heraus, in der vier Reiter um eine Standarte kämpfen; hier war ein Höchstmaß von Bewegung zu unvergleichlicher Einheitlichkeit verschmolzen, und die Leidenschaft, die Mensch und Tier ineinander verstrickt, hatte eine ewiggültige Form gewonnen. Aber das Werk, das im Karton abgeschlossen wurde, ist endlich doch



Studie zum Schlachtenbild. Ausschnitt aus einer Kreidezeichnung in der Kgl. Bibliothek zu Windsor



Kriegerkopf zum Schlachtkarton

Rötelzeichnung von Leonardo da Vinci

(Im Museum zu Budapest)

nur fragmentarisch vom Meister auf die Wand gebracht worden. Sein technisches Experimentieren schuf Schwierigkeiten; eine Berufung nach Mailand kam ihm sicher gelegen; er ließ das Werk liegen. So geben uns nur die zahlreichen Skizzen und die durch den Stich von Edelinck verbreitete Hauptgruppe eine ungefähre Vorstellung von dem, was er angestrebt hat.

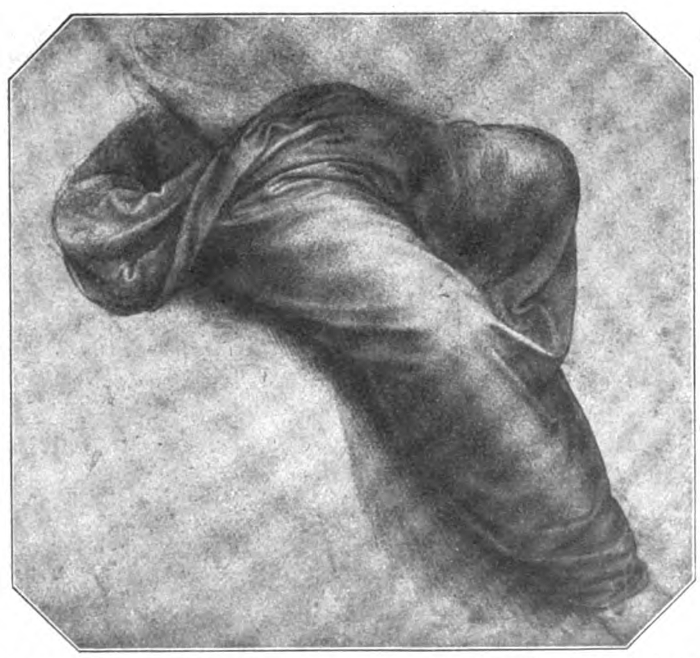
Sehen wir von einigen, noch nicht fest in Leonardos sicheren Schöpfungen verankerten Jugendbildern (der Madonna in München, der Verkündigung in den Uffizien, der Madonna Benois in Petersburg und dem Frauenbildnis der Galerie Liechtenstein) und von ein paar anderen wenig gesicherten Bildern, wie den Ambrosiana-Porträts, ab, so ist damit erschöpft, was wir als zuverlässigen Besitz des Meisters anzusprechen die Gewähr haben. Kaum ein Dutzend Bilder: das wäre das Resultat einer Begabung ohnegleichen, von nahezu fünfzig Jahren, die er sich betätigen durfte?

Wir würden den Eindruck haben, vor einem Trümmerfeld zu stehen, aus dem sich einzelne wohlerhaltene Monumente in unvergänglicher Schönheit erheben, wenn wir nicht in den Zeichnungen des Meisters die Ergänzung besäßen, nach der wir sehnsüchtig verlangen. Was sonst als einsame Zeugen seiner unvergleichlichen Begabung dastehen würde, wird nun vereinigt, erklärt und begriffen; daher wird man stets diese kostbaren Blätter heranziehen müssen, wenn man von dem Umriß seiner künstlerischen Erscheinung eine ahnende Vorstellung erwerben will. In welchem Maße wußte er sich Feder und Stift dienstbar zu machen! Die Linie bekommt einen unvergleichlichen Klang; sie umreißt den Körper sanft, fühlt ihm seine zartesten Modulationen ab, gestaltet Form und Bewegung. Mit einer Lage von Parallelschraffierungen breitet er über die Struktur zarte Halbtöne, die dem Licht schimmernde Helligkeit geben. Aber dieser herrliche Besitz, der, wenn auch an wenigen Stellen vorzüglich vereinigt (hier steht die königliche Bibliothek in Windsor voran), doch dank den modernen Reproduktionsverfahren längst allgemein zugänglich ist, ist unbegreiflicherweise noch nicht gesammelt und gesichtet. Immer noch dürfen sich Nachahmungen unter die echten Erzeugnisse seines Geistes drängen und das klare Bild seiner Kunst trüben. Es ist eine der wichtigsten Aufgaben, die der Kunstwissenschaft harrt, wenn die Verbindung zwischen den Kulturvölkern wieder hergestellt sein wird, der Welt endlich diese kostbarste Hinterlassenschaft des Leonardoschen Geistes in einer Veröffentlichung vorzulegen, wie sie für Dürer, für Rembrandt existiert, für Raffael wenigstens begonnen wurde.

⌘ ⌘ ⌘

Am 2. Mai wird an vielen Stellen der Welt des Tages gedacht werden, an dem vor vier Jahrhunderten sein leuchtender Genius erlosch. In Paris wird man, wie es bereits mehrere Jahre vor dem Kriege geschehen ist, den Anlaß gern benutzen, um erneut der Gemeinsamkeit des „lateinischen Geistes" sich zu erinnern. An vielen Stellen Italiens — in Florenz, in Mailand und Rom, wo Leonardo gewirkt hat — wird man mit volltönender Beredsamkeit des großen Sohnes gedenken. Deutschland wird an diesen Festen, zu denen die Akademien aller Länder ihre Abgesandten entsenden werden, keinen Teil haben.

Wir dürfen uns trösten: keine Nation hat mehr und besseres geleistet als die unsere, daß dieser Genius in seiner Weite und Tiefe, in seiner Kunst und in seiner Forschung erkannt wurde. Und das Recht, an dieser Erkenntnisarbeit auch in der Zukunft teilzunehmen, werden wir uns von unseren Feinden nicht verkümmern lassen.



Gewandstudie zum Bild der heiligen Anna. Zeichnung im Louvre zu Paris



Bildnis von Dr. Georg Gronau
Direktor der Gemäldegalerie in Cassel
Zeichnung von Hermann Kätelhön

Die Dreizehnte

Eine römische Novelle von Ewald Gerhard Seeliger

„Wohlan, Centurionen und Triarier," rief Furius Strabollius, der graue, feurige Strudelkopf, der älteste, erfahrenste und tapferste der um den Schenktisch Versammelten, und hob die umfangreiche Schale aus rotem Ton, „trinken wir alle auf das Wohl Cäsars, unseres glorreichen und sieggekrönten Vaters!" Und die ehrenfesten Kriegsknechte der dreizehnten Legion, die schon seit drei Jahren friedlich im Lager Trevirorum siedelten, tranken aus und schrien wie aus einem Munde: „Lang lebe Cäsar!"

Sofort lief Spolius Pennus, der verschmitzte Schenkwirt, mit der bauchigen Holzkanne von einem zum andern und füllte die geleerten Becher.

„Ein langes Leben tut ihm vor allem not!" schwatzte er dabei. „Zweimal schon hat man ihm die Herrscherwürde angeboten. Es kann lange dauern, bis er sich entscheiden muß, sie zum dritten Male auszuschlagen!"

„Schweig, du Narr!" fuhr ihn Furius Strabollius unwirsch an. „Was weißt du von Cäsar? Hast du unter ihm gekämpft wie wir? Hast du Gallien erobert, Iberien, Germanien und Britannien? Bist du mit ihm über den Rubicon gegangen? Hat Rom zu deinen Füßen gelegen? Hast du bei Dyrrhachium gehungert, um bei Pharsalos zu siegen? Hast du jemals ein Schwert in Händen gehabt? Höchstens ein stumpfes Schabmesser, du verdorbener Bartkratzer! Nicht die kleinste Narbe trägt dein dickes Fell. Hüte dich, solch Schaden kann leicht gebessert werden! Darum wage nicht, deinen Witz an Cäsar zu üben, zumal in unserer Gegenwart. Du bist zu nichts anderem nütze, als uns mit deinem sauren Moselmost die Löhnung aus der Tasche zu ziehen."

„Glorreiche Soldaten Cäsars!" sprach der also zurechtgerüffelte Spolius Pennus mit einer tiefen Verbeugung. „Ich bekenne meine Schuld und tue Buße. Der nächste Umtrunk wird nicht angekreidet."

Darauf wurde ihm allseitig vergeben.

„Jedennoch," fuhr er fort, „er hat viele Feinde, die ihm nach dem Leben trachten."

„Was wäre Cäsar ohne Feinde!" wies ihn Furius Strabollius zurück. „Er ist ein Freund des Volkes. Die Feinde des Volkes sind seine Feinde."

„Solches eben erfüllt mich mit Sorge!" beharrte der Wirt auf seiner Meinung. „Er duldet keine Wache um sich, er trägt auch keinen Panzer und keine Waffen, er baut allein auf den Schutz des Volkes, wie man sagt. Das Volk aber ist wankelmütig. Ja, wenn ihr noch um ihn wärt, dann wäre er in Sicherheit."

„Wohl gesprochen!" rief Furius Strabollius unter lautem Beifall der Zechgenossen. „Wir würden seine Widersacher zu Paaren treiben. Doch glaube mir, wackerer Fliegenwirt, Cäsar ist Manns genug, allein mit ihnen fertig zu werden. Wer ihm widerstrebt, wird in die Provinz abgeschoben. Was war Cajus Publius Piso, unser neuer Legat, in Rom? Ein Feind Cäsars. Und die sechs Tribunen, die er mitgebracht hat? Feinde Cäsars!"

„Und sie sind es noch heute," trumpfte Spolius Pennus auf. „Er ist sie los, ihr aber habt sie dafür auf dem Halse."

„So helfen wir ihm!" sprach Furius Strabollius mit sichtlichem Stolz.

„Aber Cajus Publius Piso ist euer Legat!" gab der Wirt zu bedenken.

„Die Legion sind wir!" rief Furius Strabollius unter begeisterter Zustimmung aller. „Er sollte es nur wagen, einen Befehl wider Cäsar zu geben, wir würden ihn geschwind eines Besseren belehren, diesen Feigling, der das Schlachtfeld nur von Hörensagen kennt. Was schiert ihn auch die Legion, wenn er nur seinen Schmerbauch pflegen und mit seinen Tribunen um die Wette saufen kann."

Plötzlich verstummte der Sturm des Beifalls, der sich nach diesen Worten erhoben hatte. Langgezogene Tubatöne schmetterten vom nahen Lager herüber.

„Was will er?" knurrte Furius Strabollius, indem er sich erhob. „Schon wieder Musterung? Also laßt uns gehen! Wir müssen ihn ertragen, denn Cäsar hat ihn uns geschickt!"

Mit Gelächter, Gemurr und Getümmel brachen sie auf. Ein paar Trinkschalen fielen um, rollten vom Tisch und zerschellten auf den Steinfliesen. Dann war es stille in der Schenke, bis auf das Gesurr der Fliegen.

Die Tuben des Lagers schmetterten weiter, wenn auch in größeren Zwischenräumen.

Spolius Pennus fügte ein paar Kreidekreuze an die langen Reihen der andern.

Nun ließ ihn näherkommendes Hufgeklapper die Ohren spitzen. Rasch sprang er vor die Tür und sah einen Mann die Straße von Durocotorum auf einem Maultier herantraben, dem eine hochbepackte Eselin

folgte. Als der Fremdling das Schenkenzeichen erblickte, hielt er und schwang sich behende aus dem Sattel.

Sein Kopf war kahl, sein Gesicht bartlos und kühn gefaltet, sein Auge schwarz und feurig, seine Gestalt hager und sehnig. Gebietend wölbten sich seine Brauen, sein Schritt war herrisch und bezwingend, und seine Bewegungen waren wohlabgerundet und überaus erhaben.

„Kennst du mich nicht?" fragte er mit tönender, weithinhallender Stimme den Wirt und suchte ihn mit einem besonders scharfgeschliffenen Blick zu durchbohren. „Hast du Cäsar noch niemals gesehen?"

„Ein ganzes Faß gäb' ich darum!" seufzte Spolius Pennus bekümmert. „So oft ich Gelegenheit hatte, es ist immer was dazwischen gekommen."

„Also sei dir verziehen!" sprach der Fremdling gewöhnlichen Tones.

„Die Götter mögen mich beschützen!" stammelte der Wirt, von dieser Wandlung aufs höchste verblüfft. „Wen muß mein Auge erblicken? Bist du nicht Umbus Trax, der Schauspieler, aus meiner Vaterstadt Nola? Wo sind deine Locken geblieben, Wertester, die ich so oft geschnörkelt habe?"

„Wo deine Schere liegt, du der Kunst des Haarkräuselns untreu Gewordener!" lachte der Schauspieler, der nun den Jugendfreund gleichfalls erkannte und ihn vergnügt in die Arme schloß.

Darauf versorgten sie die Tiere und setzten sich hinter die größte Weinkanne, um ihre Erlebnisse auszutauschen.

„Ich, Umbus Trax, mußte trotz meiner edlen Gestalt, meiner kostbaren Stimme und meines nicht minder edlen Geistes den Brettern entsagen, da meine Locken dahinschwanden. Zu stolz, mich mit fremden Federn zu schmücken, ging ich nach Rom und wurde ein Fechter. Aber auch da hatte ich kein. Glück, obschon ich eine gute Klinge führte Und wiederum wegen meiner spiegelnden Glatze, obschon ich den Helm darüber stülpte. ‚Nieder mit Umbus Trax!' schrie der süße Pöbel, dem Cäsar mit vollen Händen Brot und Spiele spendete, um seiner sicher zu sein. ‚Wir wollen nicht, daß Julius Cäsar in die Arena hinabsteigt, um sich mit Sklaven und Freigelassenen herumzuschlagen!'"

„Du, Cäsar?" stöhnte Spolius Pennus und wies mit bebendem Finger auf ihn. „Du siehst wie Cäsar aus?"

„Beim Jupiter!" rief Umbus Trax. „Er sieht aus wie ich. Ich durfte mich bei Tage nicht auf die Gasse wagen. Gleich war der Pöbel hinter mir her. Ich war gezwungen, ihn zu täuschen, wollt' ich meine Knochen heil nach Hause bringen. Und gar manches Mal ist es mir vortrefflich gelungen, das blöde Volk an der Nase herumzuführen. Ich übte mich auf Cäsarn ein. Ich gefiel. Ich spielte meine Rolle so gut, daß die von mir gefoppten Bürger eines Tages den richtigen Cäsar auf dem Forum niederbrüllten, nur weil sie ihn für den falschen Cäsar hielten. Darum fand ich es für geraten, mich aus Rom zu entfernen. Jetzt bin ich ein Krämer geworden, allerdings ohne meine Kunst zu verleugnen. Ich reite von einem Lager zum andern und donnere den Soldaten eine Rede von Cäsar vor. Dann verkaufe ich ihnen Knöpfe, Stiefelnägel, Würfel und dergleichen Kleinigkeiten. Und nicht einer wagt, mir etwas abzuhandeln."

„Das nenn' ich ein Geschäft!" rief Spolius Pennus fast neidisch.

„Das will in meinen. In drei Jahren bin ich ein reicher Mann. Dann kaufe ich mir eine Villa bei Neapolis und züchte Muränen."

„Und erst hier bei der Dreizehnten wird es dir blühen. Sie vergöttern Cäsar. Sie sind rein närrisch. O diese glorreichen Soldaten! Erst hundert zusammen haben soviel Vernunft, wie ein gewöhnlicher Bürger mindestens braucht, um sich recht und schlecht durchs Leben zu schlagen. Das Waffenhandwerk stählt zwar die Fäuste, aber es schädigt das Gehirn. Der blinde Gehorsam läßt es verschrumpfen. Wer sie nur kennt und ihnen tüchtig nach dem Maule redet, kann ihnen ohne Furcht die Taschen leeren. Und dabei dünken sie sich die Herren der Welt zu sein."

„Tröpfe sind es und kleine Kinder!" nickte Umbus Trax verächtlich. „Mit einem Wort lenke ich sie wie eine Hammelherde. ‚Wohlan, ihr Helden von Avaricum! Cäsar ist gekommen, zu euch zu sprechen.' Beim dritten Satz schon laufen ihnen die Tränen über die Wangen. Und zuletzt heulen sie insgesamt wie die Wölfe in den helvetischen Bergen. Dann zahlen sie mir jeden Preis."

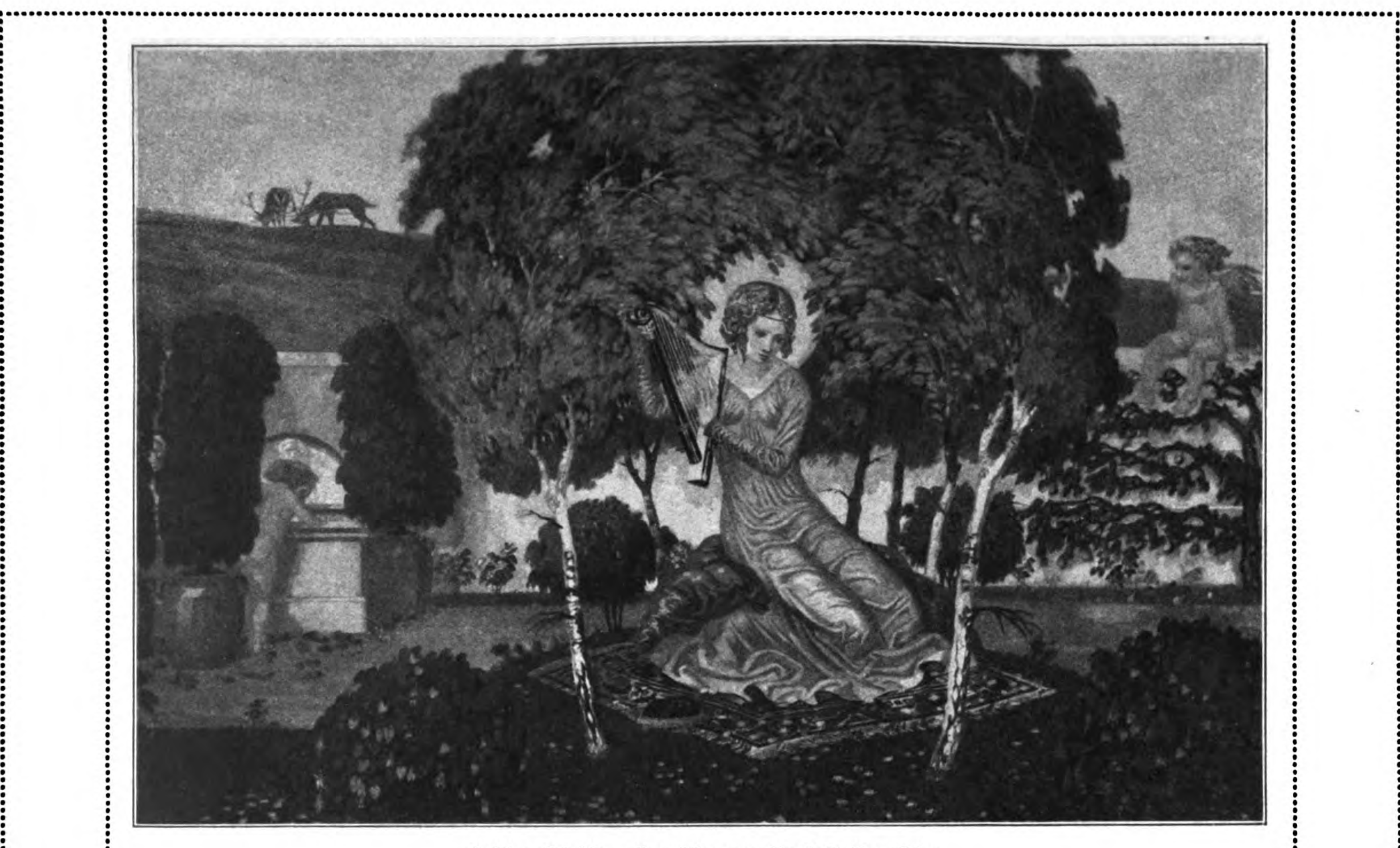
„Mir auch!" lachte Spolius Pennus und schlug ihm vergnügt auf die Schulter.

Darauf schwatzten sie beim frischgefüllten Krug weiter, ohne sich von den Tubatönen stören zu lassen.

Während die Centurionen und die Triarier der Legion noch bei Spolius Pennus saßen, hatte ein Eilbote Cajus Publius Piso, dem Legaten, eine versiegelte Nachricht gebracht und war ohne Aufenthalt weitergeritten.

Als der Legat das Siegel erbrochen und die Botschaft des Senats gelesen hatte, ließ er sofort die Tribunen ins Prätorium rufen.

„Rom ist befreit von dem Tyrannen!" sprach er zu ihnen und wies das Siegel des



Heilige Cäcilie. Gemälde von Prof. Julius Diez

Senats. „Cäsar ist tot. Bald werden wir erlöst sein aus der Verbannung!"

Darauf beschlossen sie in geheimer Beratung, da sie einen Aufstand befürchteten, der Legion die Nachricht vorzuenthalten, und ihre Verkündigung dem neuen Legaten zu überlassen, der von Rom unterwegs war.

Jedoch ein Diener hatte sie behorcht, und in kurzer Zeit sprang das Gerücht, Cäsar sei ermordet, von einer Lagerhütte zur andern.

Ein Wirbel der Wut erfaßte die Soldaten. Eben wollte sich Cajus Publius Piso mit den Tribunen zum festlichen Mahle niederlassen, um das Ende der cäsarischen Gewaltherrschaft zu feiern, da stand das ganze Lager im hellen Aufruhr.

Mit zornigem Gebrüll drangen die Rotten zum Prätorium.

Der Legat erbleichte, er wußte weder aus noch ein. Erst auf Drängen der Tribunen gab er den Befehl, daß die Legion antreten solle.

Und darum brüllten die Tuben noch immer.

Als Furius Strabollius mit den Centurionen und Triariern das Tor erreichte, schrie ihnen die Wache schon entgegen: „Cäsar ist ermordet!"

„Bist du toll?" brüllte Furius Strabollius und stürzte ins Lager.

Die andern folgten ihm. Jeder suchte seine Kohorte. Allein die meuternden Soldaten mißachteten jeden Befehl.

„Wer wagt es, Cäsar zu töten?" tobten sie durcheinander. „Her mit dem Mörder, daß wir ihn in Stücke reißen!"

Aber Cajus Publius Piso und seine Tribunen trauten sich nicht heraus.

Da sprang Furius Strabollius auf die Stufen des Prätoriums und vor die stürmisch umdrängte Pforte und erhob seine Stimme.

„Soldaten Cäsars!" schrie er in den Tumult, und es trat allmählich Ruhe ein. „Hier stehe ich, Furius Strabollius, den ihr alle kennt. Ich werde für euch sprechen. Wir wollen die Wahrheit hören. Der Legat soll sie uns verkünden. Cäsar tot? Ich glaube nicht daran. Meint ihr, Cäsar ließe sich ermorden? Hundert Schlachten hat er gewonnen, und fast in jeder ist er verwundet worden. Töricht ist, wer solchem Gerücht Glauben schenkt. Cäsar lebt! Hier stehen wir, seine Soldaten, seine glorreiche dreizehnte Legion, und schwören bei unsern Schwertern, jeden zu zerschmettern, der die Hand wider ihn erhebt."

Und gleich ihm blößte jeder sein Schwert. Hochgereckt funkelten die Eisen in der Morgensonne wie ein Feld steiler, spitzer Stahlhalme.

„Wir schwören!" riefen sie wie aus einem Munde. „Nieder mit den Feinden Cäsars!"

„Nun aber tretet an!" fuhr Furius Strabollius fort. „Zeigt euch würdig der Zucht Cäsars. Wenn er jetzt durchs Tor träte! ‚Ist dies die Dreizehnte?' würde er fragen. ‚Nimmermehr! Ich muß mich geirrt haben. Die Dreizehnte hält auf Pflicht und Ordnung.'"

Da ging ein Ruck durch die empörte Männerwoge, sie glättete sich, brodelte durcheinander und reckte sich rasch zum schnurgeraden, eisengepanzerten Band von Wall zu Wall. Wie festgewachsene, unbewegliche Würfel standen die Kohorten auf dem Plan.

Jetzt endlich öffnete sich die Pforte des Prätoriums, und Cajus Publius Piso, der Legat, den gewichtigen Leib umgürtet mit der Schärpe, trat vor die Legion, gefolgt von den sechs Tribunen.

„Cäsar ist nicht tot!" stotterte er und hob die Hand wie zum Schwur. „Er ist nur seiner Ämter und Würden entkleidet worden."

Ein Wutgeheul antwortete ihm, doch die Legion stand.

„Was an diesem Gerücht wahr ist," fuhr der Legat fort, „kann ich nicht prüfen. Ist es aber geschehen, so bin ich unschuldig."

„Wo ist Cäsar?" fragte Furius Strabollius.

„Man sagt," antwortete Cajus Publius Piso stockend, „er sei entflohen."

Kalter Schweiß tropfte ihm von der Stirn, die Tribunen umdrängten ihn, um ihn zu schützen.

„Cäsar flieht nicht!" schrie Furius Strabollius wütend. „Ist er nicht mehr in Rom, dann hat er es verlassen, um zu seinen Legionen zurückzukehren. Schmähe ihn nicht, Cajus Publius Piso! Wer Cäsar schmäht, ist sein Feind. Und die Feinde Cäsars sind unsere Feinde."

„Ihr habt dem Senat geschworen!" keuchte der Legat und wandte sich an die Tribunen. „Das ist Aufruhr! Nehmt ihm die Waffen ab!" Ihr offensichtliches Zögern, angesichts der ganzen Legion diesen Befehl auszuführen, gab Furius Strabollius Zeit, den Legaten an der Schärpe zu packen und ihn die Stufen herunterzuzerren. „Centurionen herbei!" schrie er. „Entwaffnet die Feinde Cäsars!"

Wie eine Mauer stand die Legion, während die Centurionen von rechts und links heransprangen und die Tribunen einkreisten.

Sie wagten keinen Widerstand mehr.

Die Schärpe des Legaten löste sich. Wortlos, bleich und zitternd an allen Gliedern hielt sich Cajus Publius Piso nur mit Mühe auf den Beinen. Er bangte für sein Leben.

„Soldaten!" rief Furius Strabollius im Triumph und schwang die Schärpe um sein Haupt. „Wer soll euch führen Cäsar entgegen?"

„Furius Strabollius!" schrie die Legion wie ein Mann.

Und die Centurionen legten ihm sofort die Schärpe um.

„Die Legion hört auf meinen Befehl!" rief Furius Strabollius von den Stufen des Prätoriums, und alle jubelten ihm zu und stampften ihre Speere auf die Erde.

Darauf wies er auf Cajus Publio Piso und die sechs Tribunen und gebot, sie in eine Kammer zu sperren und eine Wache davor zu stellen, daß sie nicht entwischten.

Und wieder fügten sie sich lautlos.

Angesichts der Legion ernannte Furius Strabollius die sechs ältesten Centurionen zu Tribunen und füllte die entstandenen Lücken mit den sieben ältesten Triariern aus.

„Auf gen Rom!" rief er dann und hob sein Schwert. „Die Feinde Cäsars zu zerschmettern. Mit unsern Schilden wollen wir ihn decken, mit unsern Speeren wollen wir die ihm angetane Schmach rächen, mit unserem Blut wollen wir ihm die Rückkehr erzwingen und aus unseren Leibern wollen wir ihm eine Treppe bauen bis hinauf zum Thron. Zittre, treuloses Rom, zittert, ihr feigen Senatoren, die Dreizehnte kommt!"

„Heil Cäsar!" schrie die Legion, und rasselnd dröhnten die Schilde aneinander, daß es rauschte wie nahes Wettergrollen.

In diesem Augenblick trat Umbus Trax in das Lagertor. Die Wache wollte ihn nicht einlassen.

„Willst du Cäsar in den Weg treten?" donnerte er sie an, daß es weithin über das Lager hallte.

Jeder hörte diese Worte, aber nur Furius Strabollius und seine sechs hinter ihm aufgereihten Tribunen sahen den, der sie ausgestoßen hatte und der nun mit wahrhaft cäsarischen Schritten näher trat. Denn die Kohorten hatten das Tor im Rücken.

Furius Strabollius hielt den Atem an, seine Augen weiteten sich.

„Cäsar kommt zu uns!" flüsterten die Tribunen ehrfürchtig hinter ihm.

„Ganze Legion kehrt!" befahl Furius Strabollius, durchbrach im Laufschritt, während sich die Eisenmauer klirrend und stampfend wandte, in ihrer mittleren Lücke die Aufstellung und eilte dem entgegen, den er für Cäsar hielt.

„Heil Cäsar!" schrie Furius Strabollius und die sechs Tribunen, die ihm folgten, erhoben gleichfalls ihre Stimmen: „Heil Cäsar!"

„Cäsar ist zu uns gekommen!" brüllte die ganze Legion. „Heil Cäsar! Cäsar Heil!" Dazu schmetterten vom Tor die Posaunen, Hörner und Tuben.

Furius Strabollius meldete die dreizehnte Legion zur Stelle.

Umbus Trax zuckte nicht mit der Wimper. Er blieb stehen und ließ seinen Feldherrnblick die Reihen entlang laufen. Dann hob er schwungvoll die Hand. Und es wurde so still um ihn, als sei das Lager ein geschlossener Tempel. „Willkommen, ihr Tapfersten der Tapferen, meine dreizehnte Legion!"

Weiter kam er nicht. Im Sturm der allgemeinen Begeisterung zerbrach die Ordnung. Die Kohorten quirlten durcheinander. Die bewehrte Männermauer schlug zur Woge zusammen und wirbelte um ihn herum. Sie umdrängten ihn, diese schlachtbewährten Helden, suchten sein Gewand und seine Hände zu berühren, küßten sie, jauchzten, stammelten und weinten vor Glück.

„Auf die Schilde! Wir wollen ihn alle sehen!" brüllten die Hintersten.

Als Umbus Trax auf den Schilden hoch über den Helmen der Triarier stand, wurde ihm doch ein wenig schwül zumute.

Allein er wagte nicht zu widerstreben, grüßte hoheitvoll und freundlich nach allen Seiten und ließ sich bis zu den Stufen des Prätoriums tragen.

„Was soll mit den Verrätern geschehen?" fragte Furius Strabollius und öffnete ihm die Pforte.

„Welche Verräter?" forschte Umbrus Trax stirnrunzelnd.

Darauf erstattete Furius Strabollius kurzen Bericht über die Absetzung und die Gefangennahme des Cajus Publius Piso und seiner Tribunen.

„Ich will sie nicht sehen!" entschied Umbus Trax nach kurzem Bedenken. „Setzt sie in einen Moselkahn und laßt sie entfliehen!"

Die Tribunen eilten, den Befehl auszuführen. „Es sind deine Feinde, Cäsar!" mahnte Furius Strabollius.

„Meine Feinde!" fuhr Umbus Trax auf und ließ, da er nun mit ihm in der Halle des Legaten allein war, die Maske fallen. „Ich habe keine Feinde. Seid ihr allesamt besessen von bösen Geistern? Schau mich an. Ich bin nicht Cäsar, ich bin Umbus Trax, der Schauspieler. Im Styx will ich auf der Stelle versinken, wenn ich eure Tollheit verstehe!"

„Du bist nicht Cäsar?" stöhnte Furius Strabollius auf und erkannte seinen Irrtum.

Er erbleichte und griff ans Schwert.

„Wir brauchen einen Cäsar!" röchelte er außer sich. „Die Götter haben dich gesandt. Alle Legionen werden dir zujauchzen. Du sollst uns nach Rom führen."

„Nach Rom?" rief Umbus Trax unwillig. „Und Cäsar?"

„Wir müssen ihm zu Hilfe eilen. Wir müssen ihn retten vor seinen Feinden."

„Da lies!" sprach Umbus Trax dumpfen

sigkeiten zu vermischen. Der einzelne Wirtschafter muß die Folgen der wirtschaftlichen Zwangläufigkeit am eigenen Dasein tragen! Davon hilft ihm kein vaterländisches Gefühl; das Weltganze ist stärker als der einzelne. —

Voraussetzung für die nutzbringende Verwertung von Obst und Gemüse ist ein sicherer lohnender Absatz mit guten Versandgelegenheiten. Eine Binsenwahrheit, die jeder Ansiedlungslustige mit dem Ziel des gartenbäuerlichen Erwerbs aber als Frage an erster Stelle unzweifelhaft für den einzelnen Fall beantworten muß. Voraussetzung für den sicheren Absatz ist — ebenso zweifellos — eine sichere lückenlose Erzeugung in hinreichender Menge bester, wettbewerbsfähiger Beschaffenheit. Je mehr Eigenbauer entstehen, desto mehr muß sich die Verkaufsmöglichkeit auf den Kreis der städtischen landlosen Verbraucher durch Vermittlung der Groß- und Kleinhändler beschränken. —

Während des Krieges ist der Gemüsebau im großen in die Hände der eigentlichen Landwirtschaft (und großen Verwaltungen) übergegangen und hier wird er bleiben: denn der Landwirt verwertet auch bei geringeren Preisen das Land vergleichsweise mit Ackererzeugnissen hoch; er hat den unschätzbaren Vorteil, durch Gemüsebau späteren Ackerfrüchten ein vorzügliches Gedeihen zu sichern; Gemüseabfälle hoch zu verwerten (Viehfutter!); Massen mit Feld-, Klein-, Hauptbahn eisenbahnwagenweise überallhin an die Großmärkte zu versenden (im Gegensatz zum Kleinzüchter); den nötigen Stalldung leicht und zu nahezu alten Preisen zu haben; sichere Groß-Vorabschlüsse zu machen; leicht zum lohnenden Samenbau überzugehen; ohne nennenswerte Kosten für Einrichtung den Gemüsebau mit Bodenbearbeitungsmaschinen zu betreiben; seine Arbeitskräfte und Gespanne besser zu verteilen als bei einseitigem Ackerbau; die Ackerbaufläche durch Gemüsebau zu verkleinern, daher die Notwendigkeit zu vermeiden, viele Arbeitskräfte zu bestimmter Zeit zu halten und sie im übrigen minderwertig zu beschäftigen. Amtsrat Koch hat schon vor dem Kriege nachgewiesen, daß die Landwirte durch Aufnahme des Gemüsebaus mit weniger Leuten mehr leisten können als mit mehr Leuten bei reinem Ackerbau auf gleicher Gesamtfläche. Die genannten Tatsachen werden die Landwirtschaft veranlassen, den Gemüsebau für Massenerzeugung beizubehalten und in dieser Beziehung wird der gärtnerische Gemüsebau nicht mehr wirtschaftlich wettbewerbsfähig bleiben. Was ihm etwa bleibt, wird durch die vorhandenen Handelsgärtnereien in Berufshänden in schwerer Arbeit geleistet werden. Ihnen ist der Gartenbau im Wettbewerb nicht gewachsen. Der deutsche Fein- und Kleingemüsebau aber wird unter dem klimatisch begünstigten, jahreszeitlich uns im Vorsprung befindlichen Auslandswettbewerb noch mehr stehen, als (auch) der landwirtschaftliche Großgemüsebau zwangläufig.

Es ist in dieser Beziehung lehrreich, daß das erste, was bereits (Januar 1919!) angeboten wird, „Südfrüchte über das neutrale Ausland" sind. Alle Südfrüchte aber treten in Wettbewerb mit dem deutschen Obstbau. „Selbst soviel zu bauen, wie wir brauchen," ist ein guter Wunsch, rechnet aber nicht mit den Tatsachen des Weltmarktzwanges. Im übrigen: bauen wir soviel als möglich selbst, durch vieles Kleine ein großes Viel schaffend, in erster Linie für Eigenbedarf im Hausgarten und wie oben angedeutet, denn es wird nie zu viel werden; aber die Erzeugerpreise werden nicht lohnend sein. Es ist ja nun für alle erwiesen, daß bei größten Anstrengungen der Eigenbau Deutschlands kaum zum Durchhalten und Durchdarben reicht, aber nicht zur Befriedigung von berechtigten Genüssen, die Kraftüberschuß zu freudigen Lebensäußerungen schaffen.

Solche Kraftüberschüsse zur Lebensfreude wirkt aber der heute im Zeichen der ‚Wirtschaftlichkeit' mit einer gewissen Geringschätzung so genannte Luxusgartenbau. Innerhalb der bisherigen Grenzen wird dieser wirtschaftlich gedeihen, trotz der Armut, mit der förmlich zu protzen jetzt üblich geworden ist. Schönheit der Pflanzen und der Gärten vermitteln die harmloseste Freude, reuelosen Genuß, und ohne Schönheit ist das Leben nicht lebenswert; sie ist Seelenbrot. Je mehr Freuden anderer Art uns versagt sind, desto mehr wird man sie im schönen Garten suchen und finden. Auch der stützt die Volkswirtschaft, der an ihm arbeitet, denn er stützt alle die, welche züchterisch die Mittel dazu liefern; und sie nähren wieder andere. Daß der schöne Garten auch geldlichen Nutzen bringen kann und soll, ist selbstverständlich, und hier liegen gerade für den Gartenkünstler und Gartenfreund reiche Aufgaben der Gegenwart und Zukunft. Wer sich aber dem Luxusgartenbau züchterisch widmen will, muß umsichtiger, kenntnisreicher Gärtner werden, durch lange Jahre des Lernens und Erfahrens; zum raschen Umsatteln ist das nichts.

Ist also der Gartenbau kein Beruf für den heimgekehrten Krieger? Jedenfalls, wo höhere und umfassende Bildung besteht mit allen daraus hervorgehenden Anforderungen an das Leben und seine Formen, wird der Beruf als Erwerbs-, Obst- und Gemüsebauer im allgemeinen nicht den gehegten Erwartungen der auf diesem Gebiet Unerfahrenen entsprechen. Die Gefahren des Vermögensverlustes sind groß; die Umschaltung auf geänderte, in der nächsten Zukunft wechselvolle Wirtschafts- und Verwertungsbedingungen schwierig. Die Gründungs- und Ankaufskosten bestehender Anlagen sind zurzeit zu hoch. Wer eine bestehende Obstpflanzung kaufen will, sollte dies als Unerfahrener nur im Mai, Juni tun, um die gerühmte Fruchtbarkeit mit eigenen Augen

zu sehen, nicht ohne bewährten fachmännischen Rat, der aber nur durch den ganzen Ernst des Verantwortungsgefühls gewährleistet ist. Es erfüllt mit Bitterkeit, zu sehen, wie viele gartenbauliche Hoffnungen bei denen geweckt und genährt werden, die noch niedergeschlagen sind von der großen Enttäuschung des Bruches ihrer Lebensbahn. In diesen lockenden Hoffnungstrank muß ich rechtzeitig, aus Erfahrung warnend, schwarzfärbende Tropfen gießen.

Viele aber, in leidlicher Vermögenslage, werden sich ein Gartenheim gründen können, in dem der größte Reingewinn die Freude ist an eigener Arbeit, an Gesundheit der Familie, an aller Eigenwirtschaft, mit Hilfe auch der Kleintierzucht. Um solche braucht man sich bei Erwerb von etwa drei Morgen Land keine Sorgen zu machen. Die Ertragsberechnungen aus nur 200 Quadratmetern Gartenland, wie sie in manchen Schriften auftreten, sind dagegen unverantwortlich. Aber auf drei Morgen läßt sich der Eigenbedarf eines Haushaltes an eigentlichen Gartenerzeugnissen durch Hauskonservierung für den Winter mit dem erforderlichen Landwechsel unter Beihilfe der Kleintiererzeugnisse bei tüchtiger Eigen- und Familienarbeit erwerben, wenn die Anlage wohldurchdacht und unter Ausnutzung aller Erfahrungen vielseitig durchgeführt ist. Kleine und kleinste Gärten sind nur als Beigabe der Wohnung, in diesem Sinne aber besser als keine zu bewerten; ihr Ertrag ist im Vergleich zu den Kosten gering, denn sie pflegen dort zu sein, wo durch Zusammendrängung der Menschen alle Gartenbedürfnisse, selbst die düngenden Abfallstoffe, die Fuhrlöhne teuer sind. Auch werden kleine Gärten durch Baumwuchs, Häuserdruck, Hecken und die Unmöglichkeit des Bodenfruchtwechsels bald untauglich für Nährpflanzenzucht.

Gegen die Siedlungs-‚Bewegung' im allgemeinen soll mit vorstehenden Ausführungen nichts gesagt sein.

Zur Neugründung eines Berufes eignet sich — neben dem Handelsgebiet — besser der Eintritt in die Landwirtschaft, so groß jetzt auch der Zudrang zu ihr ist; hierüber sollen einige Erwägungen in einer folgenden Darlegung gegeben werden.

Jahrmarkt

Bude bei Bude im Tranlämpchenschimmer.
Spielsachen, Kuchen, Geblitz und Geflimmer.
Bänkelsänger zur Drehorgel schildern
Die neueste Mordgeschichte in Bildern.
In den Schießbuden knallen sie — Krach! — in die Wunder.
Der billige Jakob verkauft seinen Plunder.

Dahinten aber im Fackelhuschlicht
Welch ein fideles Michelgesicht!
Hei! das ist Kaspar! Er krächzt nicht schlecht.
Alles zerdrischt er: Weib, Dorfrichter, Knecht
Und Tod und Teufel obendrein,
Dazu noch ein Untier, halb Molch, halb Schwein.
Da gucken die Kinder mit blitzenden Blicken
Und lauschen und lachen und jauchzen und nicken.
Der Kaspar, der ist ihr Siegfried, ihr Held.
Courage, nicht Schönheit regiert die Welt
Und unverdrossene Wurschtigkeit
Und dann — ja, der Prügel, der immer bereit
Zum Tanz ist, sobald die Worte versagen
Oder die Lust, mit Gründen zu schlagen.
Der Kasper haut lieber, als daß er schwatzt;
So herrscht er auch, wo man bellt oder kratzt.
Der Kaspar braucht sich vor niemand zu schämen.
Fast möcht' ich den Kaspar zum Schutzheil'gen nehmen.

Julius Havemann



Frühling — Franz Hoch pinx.

Frühlingstag

Durch einen Riß im Nebelflor
Guckt ein Sonnenkindchen hervor.
Hu! Wie wird den Eiszapfen bang!
Sieh! sie dehnen sich schreckenslang...
Schlüpfen in die Erde nieder:
Nicht ein einz'ger zeigt sich wieder!

Richard Keller

Frühlingspein

Frühling wühlt die braune Scholle
Um mit scharfen, blanken Pflügen.
Bergfluß rauscht, der übervolle.
Vögel singen Liebeslügen ...
Seit mein Mädel mich verlassen
Sind die weißen Blüten Bahren,
Und der Frühling ist wie Gassen,
Die ein Trauerzug durchfahren.

Fritz Arlt

Pusteblume

Wie des Löwenzahnes Blume
Glitt der Maitag aus der Hand
Eines kleinen Engels, stand
Zitternd auf der Ackerkrume.

Feine weiße Wolken stehen
Hoch um seinen goldnen Stiel
Wie die Blüte. Und ein Spiel
Weißer Härchen sehn wir wehen,
Und den Engel wie ein Kind
Pustend auf dem Bäuchlein liegen,
Und sich aus dem Himmel biegen,
Bis sie fortgeflogen sind.

Und den lichten Stengel heben
Meine Hände hin zu dir,
Und wie Kinder glauben wir,
Daß wir hundert Jahre leben.

Ludwig Dortans

Lothringer Stahlindustrie

Von Ernst Vollbehr in München, Mit vierzehn Bildern des Verfassers



Abbaubetrieb in der Eisenerzgrube Jakobus

Im letzten Kriegsjahre 1918 sperrte mir dichter Nebel oft wochenlang die Sicht, so daß ich die einander gegenüberliegenden französischen und deutschen Gräben nicht mehr überblicken konnte. Ich mußte meine schwierige Aufgabe, ‚die panoramaartige bildliche Darstellung der gesamten Kampffronten vom Schweizer Zipfel bis zur Somme‘ oft lange Zeit unterbrechen, und mir wurde die Aufgabe gestellt, mein Augenmerk in dieser Zwischenzeit auf die lothringer Industrie zu richten. Ich sah mich vor eine mir völlig neue Aufgabe gestellt, denn alles, was sich Großindustrie nennt, war mir Neuland geblieben, und so fuhr ich mit etwas beklommenem Herzen von Metz in ein nahes großes Lothringer Hüttenwerk. Sofort und unvermittelt wurde ich dort durch den Riesenbetrieb geführt. Mir schwirrt der Kopf, wenn ich an die vielen gewaltigen Eindrücke denke, die ich dort hatte. Ich sehe noch im Geiste die großen, modernen Zyklopenhallen, angefüllt mit Feuer und Rauch. Von unsichtbaren Kräften geleitet sausten an anderer Stelle glühende Blöcke durch die Luft und verschwanden in Erdversenkungen. Andere wieder wurden aus ihren unterirdischen Verstecken herausgehoben, fielen um, und das rollende Erdreich nahm sie mit. Funkensprühend wurden sie durch Walzen gepreßt und so lange gequält, gedrückt und geformt, bis sie ächzend als lange glühende Schlangen durch die Halle hin- und herrasten, vom Willen unsichtbarer Menschlein gemeistert. —

Der mich führende Direktor wollte die Liebenswürdigkeit haben, mir gleich an Ort und Stelle alles zu erklären. Der wahnsinnige Lärm raubte mir aber fast die Sinne und ich nickte zu allem ‚Ja‘, trotzdem das Getöse die Erklärungen alle verschluckte und ich nichts verstanden hatte. Auch das ungewohnte, unsichere Gehen an all den glühenden Schlangen und Blöcken vorbei und auf dem mit Versenkungen und beweglichen Rollen versehenen eisernen Erdboden war



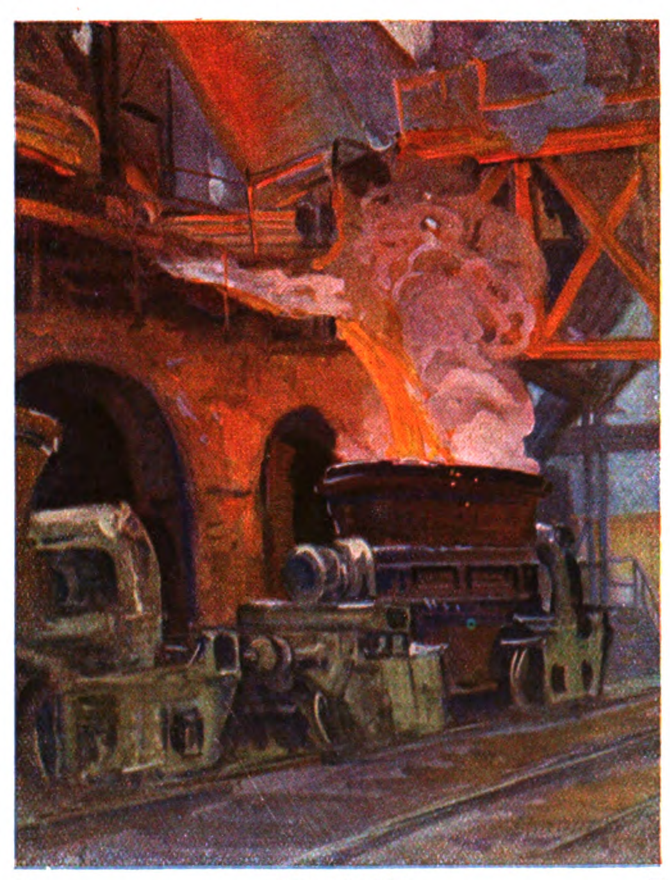
Das Beladen der Seilbahnwagen mit Eisenerz aus der Bunkeranlage

schwierig und nervenraubend. — In der nächsten Halle, die mir gezeigt wurde, blies plötzlich in allernächster Nähe aus einer Riesenbirne eine vulkanartige Stichflamme, aus Milliarden flimmernder Sternchen bestehend, durch den Riesenraum. Dort floß es unter rotbrauner Rauchentwicklung wie flüssiges Gold in einen Riesenbehälter. An einem andern Teil des Hüttenwerkes kam aus einem Spundloch erst als Gerinnsel, dann als goldglühende Quelle, von Sandufern eingedämmt und gezähmt, das wertvolle Roheisen herausgequollen. Es floß über eine Eisenbrücke und später in großem Bogen in tief untenstehende Wagenbehälter herab, dabei die ganzen nächtlichen, gespensterhaften Hochofenanlagen mit den Schrägaufzügen grell beleuchtend. Während dessen floß in unmittelbarer Nähe die Schlacke, die den größten Teil der Eisenmasse ausmacht, ebenfalls als ein glühender Bach in die Schlackenpfannen. Bilder von so gewaltigem Wechsel, Farbenpracht und riesiger Größe hatte ich auf einen Raum zusammengedrängt nie gesehen. Als schaffender Künstler stand ich bescheiden klein dem Geiste der gewaltigen Industrie bewundernd und nicht anders als mit offenem Mund staunend gegenüber.

Wie konnte nun solch chaotisches Geschehen erklärt und dargestellt werden? Mein technischer Verstand reichte nicht aus. Das war mir völlig klar, und deshalb verriet ich dem Direktor meine Verwirrung und Not. Er konnte sich zum Glück völlig in meine Künstlerseele versetzen. Er versprach mir zu helfen, und nach dem Abendessen saßen wir bei einem Glase Wein gemütlich beieinander. Er erklärte mir in klaren, sachlichen Worten, wie er sich als Fachmann diese große Aufgabe in einer Anzahl bezeichnender Bilder gelöst denken könnte. Er riet mir, das Entstehen des Stahles vom Bergwerk an, durch die Hochöfen, das Stahlwerk, durch Walzen und Scheren bis zu den fertigen Stahlstäben zu verfolgen. So würden alle wichtigen Anlagen der Hüttenindustrie zu ihrem Recht kommen und meine Bilderreihe klar und folgerichtig werden. Er hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. Bei der nächsten Wanderung wurde mir nun alles nochmals in diesem Sinne erklärt, und nun wußte ich, was ich sollte. Ich zog gleich einen Arbeitskittel an und habe dann stramm von morgens bis abends genau nach der angegebenen Reihenfolge gearbeitet. Bei dieser Gelegenheit habe ich nicht nur die einzelnen Betriebe, sondern auch alle die vielen gewaltig großen lothringer Hüttenwerke von Metz bis nach Luxemburg hinauf genau kennen gelernt, und es ist eine Bilderreihe von 42 Stück entstanden. Ich malte Farbensymphonien, so neu und eigenartig, wie ich sie vorher nie geahnt hatte. Möchten die Bilder mit dazu helfen, daß ein Land deutschen Fleißes unseren Volksgenossen unter allen Umständen deutsch bleibt; möchten sie ferner ein Zeichen des Dankes bilden für die Männer, die nicht nur um Gewinn, sondern aus Treue zum Vaterlande vier lange Jahre das Höchste geleistet haben.

Abbaubetrieb in der Eisenerzgrube Jakobus

Es war herrliches Sonnenwetter, als ich auf der hoch in den Bergen an der französischen Grenze liegenden Grube Jakobus anlangte. Mit meinem Burschen, der Staf-



Schlackenabstich

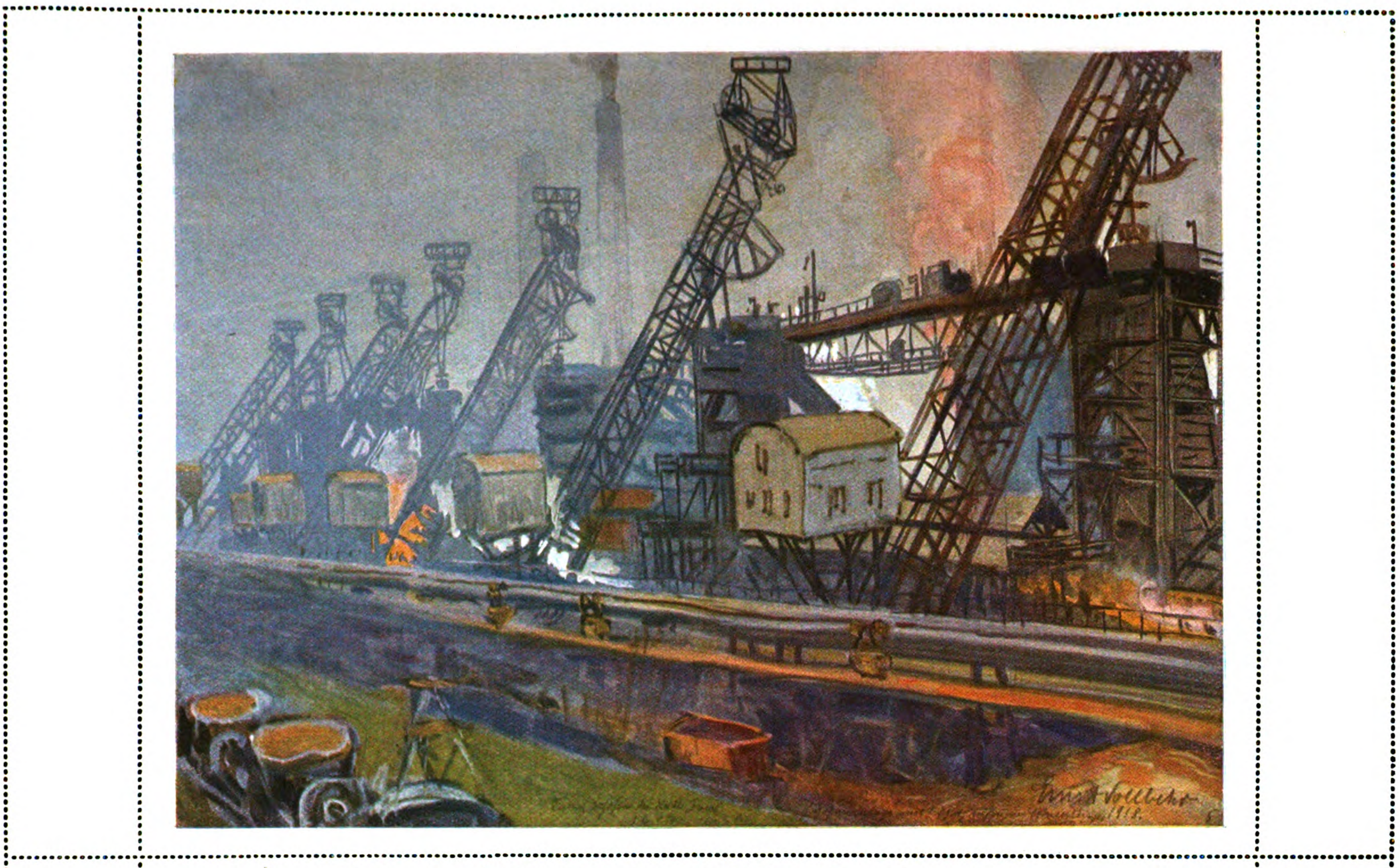


Hochofenabstich, von der Abstichbrücke gesehen

felei und Malsachen trug, fuhr ich einige hundert Meter mit einem Fahrstuhl in die immer wärmer werdende Tiefe der Grube. Die Fahrstühle befördern alle Augenblicke vier volle Erzwagen hinauf und vier leere hinunter. Unten empfing uns ein Vorarbeiter. Wir tippelten mit Grubenlampen immer zwischen Eisenbahngeleisen, oft durch Wassertümpel, die durch die herabtropfende Feuchtigkeit entstanden waren, weiter. Oft mußten wir uns an die Wand pressen, wenn gefüllte Erzwagen, die von einer fortlaufenden Kette gezogen wurden, an uns vorbeifuhren. Endlich waren wir bei einem Abbaubetrieb angelangt. Hier stand ein Hauer auf dem rötlich-braunen Eisenerzgeröll, die ‚Minette' genannt, und bohrte mit einem Preßlufthammer einen ansteigenden Schuß. Mir wurde erklärt, daß dieses Bohrloch zweieinhalb Meter tief hergestellt und dann mit Sprengstoff, meist flüssiger Luft geladen und mittels Zündschnur abgeschossen wird. Das geschossene Material wird dann durch Arbeiter, ‚Schlepper' genannt, mit schweren Fäusteln in Stücke geschlagen. Ein zweiter Schlepper schaufelt die zerkleinerten Erzstücke in die etwa zwei Tonnen aufnehmenden Förderwagen. Die tägliche Förderung in dieser dargestellten Grube beträgt bei Normalbetrieb 4500 Tonnen. Drei Grubenlampen beleuchteten die dunkle Arbeitsstätte und eine vierte meinen auf der Staffelei stehenden Skizzenblock. Jetzt hieß es für mich, dies alles treffsicher darzustellen, ohne den Betrieb zu stören. Es war keine leichte Aufgabe für mich, denn ich mußte schnell zeichnen und malen. Auf meiner Palette mußte ich auch gut Bescheid wissen, um gleich beim Malen zu berechnen, wie die Temperafarben auftrocknen und wie sie später bei Tageslicht wirken würden, denn hier unten konnte ich die Farben auf der Palette doch nur ahnen.

Das Beladen der Seilbahnwagen mit Eisenerz aus der Bunkeranlage. Grube Jakobus

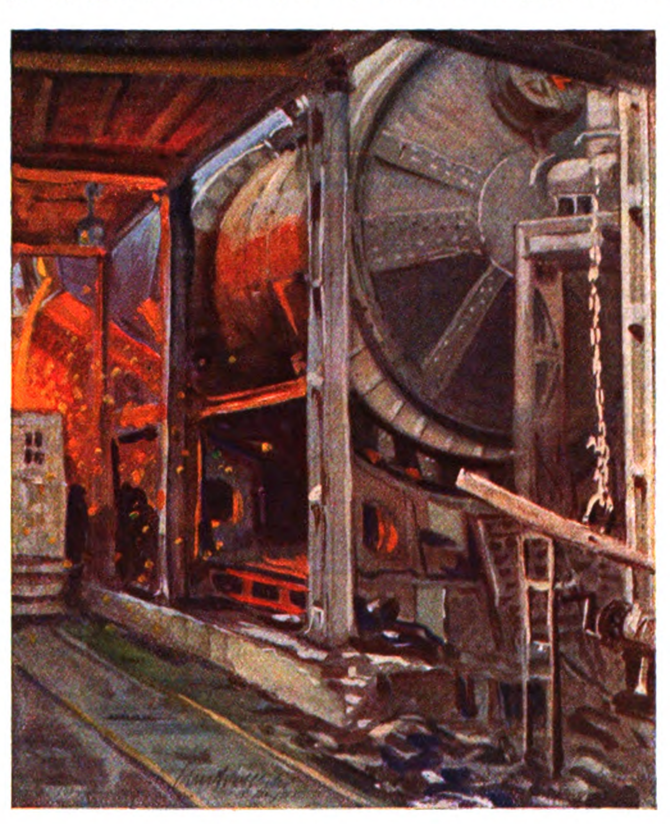
Der Inhalt der vielen Eisenerzwagen wird ans Tageslicht befördert und unter Donnergepolter in die Bunkeranlagen gekippt. Die Bunker haben unterhalb schnauzenartige Verschlüsse, die durch Hebel geöffnet und geschlossen werden. Die leeren Seilbahnwagen, die das Erz zur Hütte bringen sollen, fahren auf einem Leergeleise unter diese Bunkeranlage und werden dort durch Öffnen der Verschlüsse mit Eisenerz gefüllt. Der zweite hinter dem gefüllten Seilbahnwagen ankommende drückt nun den beladenen Wagen, sobald dieser voll und frei gelassen wird, nach vorne, so daß er auf das laufende Seil rollt. Auf dieser Seilbahn selbst erfolgt dann der Weitertransport zu dem von hier aus fünfzehn



Hochofenanlage mit Schrägaufzügen. Lothringer Hütten- und Bergwerksverein Kneuttingen

Kilometer entfernten Hochofenwerk ‚Hagendingen‘.

Vom Malen im Erddunkel war ich nun wieder, ans Tageslicht zurückgekehrt, so geblendet, daß ich mir die Augen zuhalten mußte und erst allmählich die herrliche Fernsicht, die man hier über das weite lothringer und französische Land hat, schauen konnte. Lieber hätte ich mich hingestellt und diese im Vorfrühling liegende bergige Landschaft gemalt; meine jetzige Aufgabe war aber, Industriebilder zu schaffen, und daher habe ich mich mit meiner Staffelei artig neben einen Zementpfeiler unter die Bunkeranlage gestellt.



Roheisenmischer, 14000 Tonnen fassend

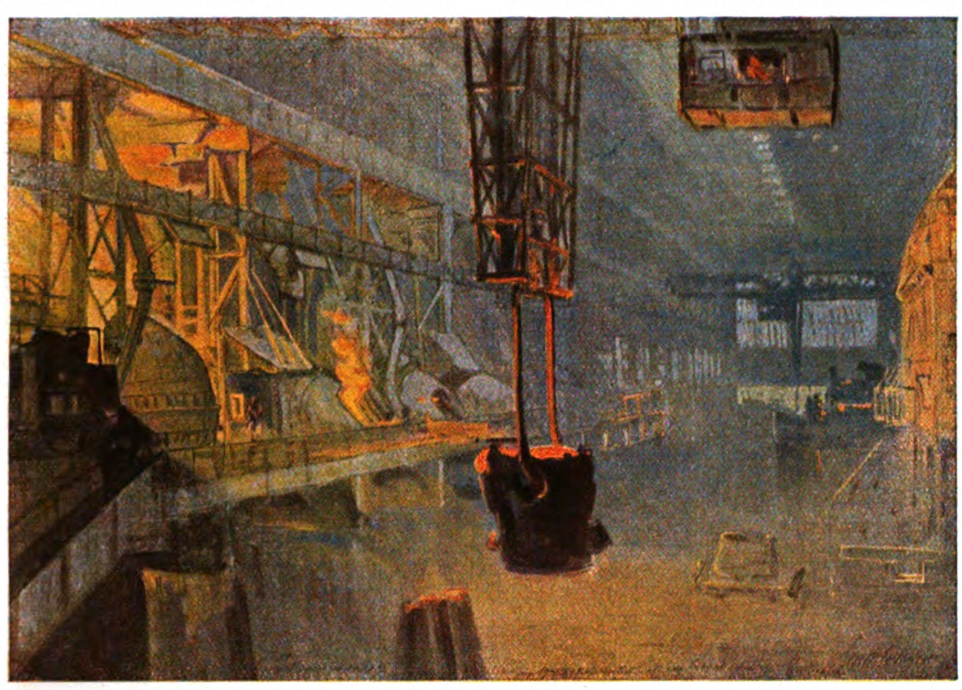
Beim Arbeiten habe ich den Lärm, der durch das Gerassel der Erzteile in die eisernen Seilbahnwagen entstand, geduldig über mich ergehen lassen.

Außerdem mußte ich immer achtgeben, daß die dicht an mir vorbeilaufenden Wagen meine Staffelei nicht umschmissen, oder ich, wenn ich zurücktreten und mein Bild übersehen wollte, nicht von einem kommenden Leerwagen ins Genick gestoßen wurde. Auf jeden Fall war es kein angenehmer Malplatz, und ich freute mich, als ich mit dem Bilde fertig war.

Hochofenanlage mit Schrägaufzügen. Lothringer Hütten- und Bergwerksverein Kneuttingen

Die gefüllten Seilbahnwagen sind nun beim gewaltigen Hüttenwerk angekommen, und der Inhalt wird in Bunker gekippt. Von dort wird das Erz in runden Transportbehältern abwechselnd mit Koks im Verhältnis 3 zu 1 vermittelst der Schrägaufzüge zur oberen Plattform des Hochofens, zur Gicht, befördert. Die Behälter werden beim Aufsetzen auf die Gicht durch luftdicht sitzende Deckel geschlossen, damit keine wertvollen Hochofengase verloren gehen. In den auf meinem Bilde sichtbaren sieben Wellblechhäusern stehen die Fördermaschinen für die sieben Schrägaufzüge. Ganz im Vordergrund werden durch elektrisch betriebene Lokomotiven die mit glühender, flüssiger Schlacke gefüllten Wagen auf die Schlackenhalden gefahren. Hinter den Hochofenanlagen mit den vielen Winderhitzern und Bunkern liegt das Thomasstahlwerk mit den Konverteranlagen, aus denen der, für diesen Produktionsprozeß bezeichnende rotbraune Rauch quillt.

Tausenden und abertausenden deutscher Soldaten ist es wohl gleich mir ergangen, daß sie freudig erregt waren, wenn sie aus dem vom Kriege zerstörten Frankreich ins gottgesegnete, vom Kriege verschont gebliebene lothringer Land fuhren und die rastlos tätige Industrie sahen. Stolz waren sie, daß sie draußen halfen, eine eiserne Wehr zu bilden, die die deutsche Industriearbeit beschützte. Der Höhepunkt dieser Heimfahrt war stets, wenn man über die hohe Kneuttinger Brücke fuhr und unter sich die gewaltigen Anlagen von Fentsch und vor sich die der Kneuttinger Hütte liegen sah. Fuhr man während der ersten drei Kriegsjahre nachts durch diese Gegend, war alles von tausenden Lichtern beleuchtet, aus den Konverteranlagen bliesen die feurigen Lohen gen Himmel, und von den Schlackenhalden floß glühende Lava herunter. Es war ein unheimlicher, aber doch erhebender Anblick. Fuhr man tags über diese Brücke, sah man an den vielen verschiedenen farbigen Rauchentwicklungen, daß



Ansicht der Gießhalle des Thomasstahlwerkes mit in Betrieb befindlichen Konvertern

tausende, hier sogar 21000 Arbeiter und Angestellte fleißig die Hände rührten, um diese gewaltige Industrie zu meistern und fürs Vaterland dienstbar zu machen. Jedesmal stand ich am Fenster, nahm diese gewaltigen Eindrücke in mich auf und wünschte, hier aussteigen zu dürfen, um das Geheimnis der Hüttenwerke für mich zu lösen und in Bildern festzuhalten. Nun war aber mein Wunsch erfüllt. Hoch über den Eisenbahnschienen war für mich ein Gerüst gebaut, und ich stand da und arbeitete freudig an dem Gesamtbild der Kneuttinger Hütte. Erfreut war ich später, als die Ingenieure der Hütte, mit denen ich abends im schönen Beamtenkasino stets zusammentraf, mir keine einzige technische Unrichtigkeit auf meinen Bildern nachweisen konnten. Ich hatte sogar auf die verschieden konstruierten Schrägaufzüge der einzelnen Baufirmen geachtet.

Hochofenabstich, von der Abstichbrücke gesehen

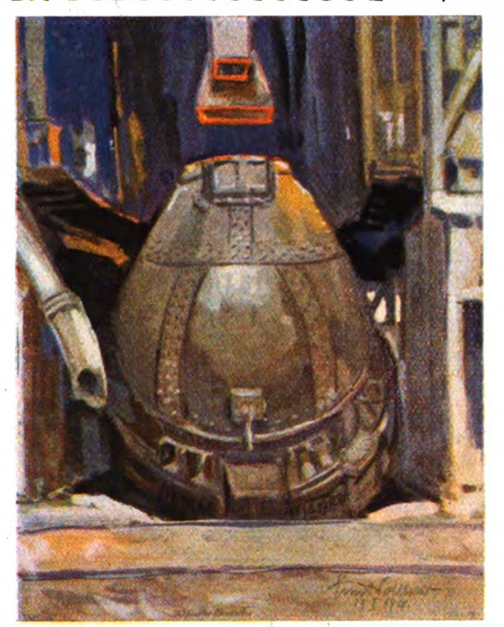
In der Mitte des Bildes zieht sich die Abstichrinne mit dem Lauf des flüssigen Roheisens, wobei auf der rechten Seite die im Gewicht leichtere, daher über dem Roheisen schwimmende Schlacke abgezogen wird. Diese fließt rechts von der Brücke in darunterstehende Wagen. Im Hintergrunde sind das untere Ende des Hochofens, die Düsenstöcke und die Wasserleitung teils in grellster Beleuchtung ersichtlich. Wenn das Spundloch des Hochofens aufgestoßen wird und plötzlich mit elementarer Kraft und einem gewaltigen Sternenfeuerwerk das flüssige Eisen hervorquillt, ist die ganze Umgebung orangegelb und zinnoberrot überstrahlt und in den Schatten violett gefärbt. Der gezähmte Eisenstrom wird von behenden Arbeitern gemeistert, von Schlacke befreit und dahin, wo menschlicher Geist ihn haben will, geleitet. Er läuft in eiserne Pfannen, um von dort zum Roheisenmischer gebracht zu werden.

Schlackenabstich

Während des Abstiches fließt gleichzeitig in großem Bogen die glühende, flüssige Schlacke in die eisernen Schlackenwagen. Auch hier ist die ganze Umgebung in ein Zauberlicht getaucht. Elektrische Lokomotiven ziehen die gefüllten Wagen weit hinauf auf die hohen, bergartigen Schlackenhalden und schütten die glühende, flüssige Masse hinunter.

Roheisenmischer, Kneuttinger Hütte

Das flüssige Roheisen wird nun in dem 14000 Tonnen fassenden Mischer gesammelt und zur Erzielung einer gleichmäßigen Zusammensetzung darin gemischt. Links auf meinem Bilde fließt das gemischte Roheisen unter Feuerregen in einen Gießwagen, der durch eine elektrische Lokomotive zum Konverter gebracht wird, um in diesem in Stahl verwandelt zu werden. Soll diese Masse bereits als Roheisen verbraucht und versandt werden, so braucht man eine eigene Vorrichtung. Im Gelsenkirchener Bergwerksverein in Esch an der luxemburgischen



Ruhender Konverter

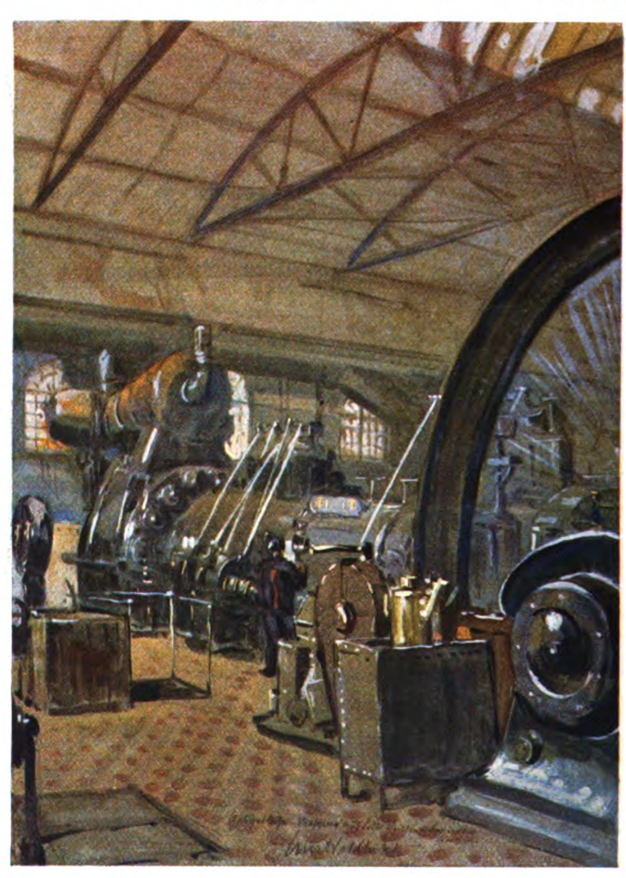
haltene Gießmaschine ermöglicht es, große Mengen Roheisen, täglich sogar 1300 Tonnen, auf möglichst kleiner Fläche und unter Vermeidung anstrengender menschlicher Arbeit in vollständig gleichmäßiger Form herzustellen.

Ansicht der Gießhalle des Thomasstahlwerkes mit in Betrieb befindlichen Konvertern.

Stahlwerk Thyssen, Hagendingen Ruhender Konverter. (Einzelstudie)

Unter der Bezeichnung Konverter versteht man ein großes birnenförmiges Gefäß, in welchem das aus dem Mischer kommende flüssige Roheisen durch Verbrennung der im Eisen enthaltenen Verunreinigungen in Stahl verwandelt wird. Auf der linken Seite der Stahlwerkshalle liegt, auf meinem Bilde sichtbar, die Konverteranlage, bestehend aus fünf Konvertern, von denen der erste gerade abbläst. Das flüssige Roheisenbad, welches vermittelst der Gießwagen in die Konverter gegossen wurde, befindet sich nun auf deren Boden. Diese Masse, die noch verschiedene Zusätze enthält, wird von der Verbrennungsluft,

Grenze sah ich eine mir dafür sehr praktisch erscheinende Maschine. Aus dem Mischer gelangte dort das Roheisen in die von einem Kran bewegte Gießpfanne, aus welcher das flüssige Eisen dann wieder in einem gleichmäßigen Strahl auf ein Gießband gegossen wurde, das als Kette ohne Ende über zwei Trommeln lief. Die einzelnen Kettenglieder trugen muldenartig ausgebildete Gußformen, die sich fächerartig übereinanderreihten, um ein vollständig geschlossenes Band entstehen zu lassen. Waren sämtliche im wagerechten Oberteil des Bandes befindlichen Gießformen gefüllt, so blieb das Band so lange stehen, bis das Eisen vollständig erkaltet war, was etwa eine halbe Stunde dauerte. Danach wurde das Band wieder in Bewegung gesetzt und auf der einen Seite gefüllt, während auf der anderen die nun erkalteten Roheisenmassen durch das Wenden des Bandes beim Laufen über die Trommel aus den Gußformen in die Eisenbahnwagen rutschten. — Diese hier erwähnte und von mir in einem großen Bilde festge-



Gasgebläsemaschinenhalle, Kneuttinger Hütte

welche unter starkem Druck durch den porösen Boden eintritt, durchströmt, wobei die Verbrennung der Verunreinigungen erzielt wird. Die Verbrennungsflamme selber tritt dann aus dem Konverter in riesigen Abmessungen an der oberen Mündung heraus, so daß die Halle blendend hell beleuchtet und von einem gewaltigen Sternenregen überschüttet wird. Im Hintergrunde der Halle befinden sich im Profil sichtbar die Elektroöfen des Elektrostahlwerkes. Dahinter, kaum mehr erkennbar, ein Martinwerk mit Öfen von größten Abmessungen. Auf dem Boden der Halle stehen Kokillen, | Schlacken- und Eisenbahnwagen. Den Mittelpunkt des Bildes bildet eine gefüllte Stahlpfanne, die mittels des Kranes zum Gießstand transportiert wird und dort ihren Inhalt in die zur Herstellung der Stahlblöcke erforderlichen gußeisernen Kokillen ergießt. Die Kokillen sind auf Schmalspurwagen aufgestellt, so daß sie leicht zum Blockwalzwerk geschafft werden können. Vom Gießkran selber ist nur das steife Gehänge der Katze und der Führerkorb sichtbar. Weitere Gießkräne sind im Hintergrund auf der Kranbahn zu sehen. Der Gebäudeeinbau, welcher auf der rechten Seite meines Bildes ins Gesichtsfeld springt, enthält Hilfsbetriebe, wie Spiegeleisenofen und Ferromanganofen. —

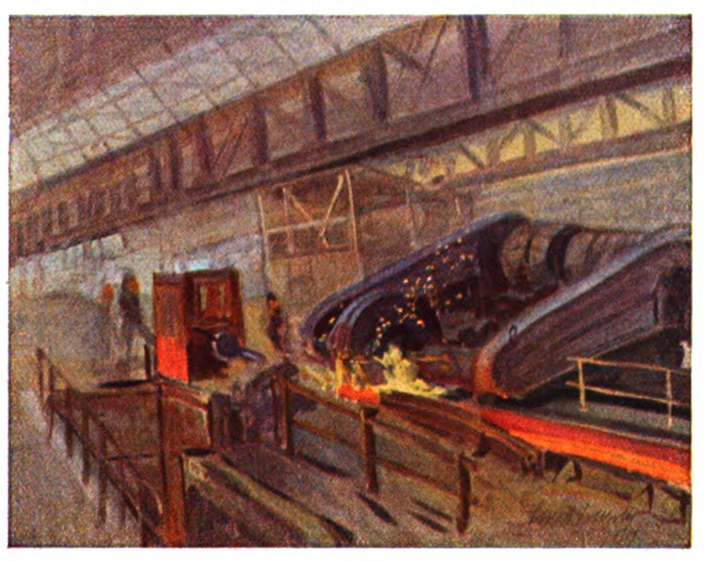


Gießwagen und Stripperkräne bei der Arbeit



Blockwalzstraße

Das Malen dieses Bildes hat mich viel Nervenkraft gekostet, da zuerst ein genaues Zeichnen mit Zirkel und Lineal Vorbedingung war, um die perspektivische Eisenkonstruktion dieser Zyklopenhalle und ihre Konverteranlage zu meistern. Alle fünf Konverter waren während meiner Arbeit in ständiger Bewegung.



Doppelsäge

Malen, aber nicht lange, denn die gefüllten Kokillen wurden von einer Lokomotive abgeholt, und der Qualm aus dem Schornstein und der weiße Rauch aus der Maschine nahmen mir die Sicht. Sie fuhr ab, und ich konnte wieder einige Pinselstriche machen. Mein Bursche hielt eine übelriechende Azetylenlampe neben mir, um mein Bild zu beleuchten. Dann wurde in einen Konverter zu seinem glühenden Inhalt Ferromanganzusatz gegossen. Eine Verbrennungsflamme entstand dadurch, und über den ganzen Raum verteilte sich ein feiner, chlorartiger, weißer Staub und legte sich auf das Bild. Ich, der ich kurz vorher noch wie ein Neger aussah, war plötzlich ein Müller geworden. Was zu all den bestehenden Unannehmlichkeiten noch gefehlt hatte, trat jetzt ein: Fliegeralarm. Die an dem Glasdach befindlichen Bogenlampen gingen aus, das Abwehrfeuer ratterte los, die Sirenen heulten beängstigend, die Arbeiter rannten in die Unterstände, Sprengstücke vom Abwehrfeuer schlugen durch die Fenster der Halle und rissen Glasscherben mit herunter. Man hörte dumpfe, zum Glück aber entfernte Bombeneinschläge. Mein Bursche und ich, die wir derartige Fliegerangriffe oft mitgemacht hatten, arbeiteten bei der flackernden Lampe weiter. — Dann konnten auch meine Nerven nicht mehr, und als der Fliegeralarm vorbei war, das Licht wieder eingeschaltet wurde und ich durch die vielen Betriebe und Tunnel meinen Weg aus der Höllenwerkstatt nach Hause gefunden hatte, fiel ich auf mein Lager nieder. —

Sie standen einmal wagrecht, einmal senkrecht; im ersten Fall bliesen sie gewaltige Verbrennungsstichflammen durch die Halle, im andern Fall rotbraune Feuergarben durch die Kamine. Das vor mir liegende Bild änderte sich daher jeden Augenblick. Außerdem war es gerade Winterszeit, so daß das Tageslicht nur schwer durch die gegen Fliegersicht verdunkelten Fenster hindurchdringen konnte. Die meisten Anlagen in der Halle waren mir daher in nebelhafte Ferne gerückt und schwer erkennbar. Die hin- und herfahrenden Stripperkrane mit den daran hängenden Stahlpfannen machten mir viel zu schaffen. Sie sperrten mir oft die Sicht und meistens gerade dann, wenn ich eine Anlage genau ins Auge gefaßt hatte und daran malte. Zu meinen Füßen standen die Kokillen, in die, wie schon erwähnt, der flüssige Inhalt der Stahlpfannen floß. Der flüssige Stahl selbst war so leuchtend, daß er alles überstrahlte und ich vom Hintergrund zeitweise nichts mehr sehen konnte. Und, o Graus, das Innere der Kokillen war mit frischem Teer ausgestrichen, so daß beim Gebrauch viel schwarzer Qualm entstand, der mich an Flammenangriffe erinnerte. Dicker schwarzer Ruß setzte sich auf mein Bild, konnte aber zum Glück weggeblasen werden. War dieses überstanden, kam die große Stahlpfanne gerade auf mich zu, so daß ich mit Bild und Staffelei auskneifen mußte. In meiner unmittelbaren Nähe wurde das Ungeheuer dann umgekippt, von der anhaftenden Schlacke befreit und stehen gelassen, so daß eine große Hitze zu mir herüberströmte. Der Stripperkran selbst sauste über meinen Kopf wieder zurück durch die Halle und verschwand im Hintergrund. Jetzt hatte ich wieder einige Zeit zum Zeichnen und zum

Dem Beschauer meiner Bilder wird im Gegensatz zu den alten Menzelschen Gemälden auffallen, daß man in den ganz modernen Betrieben nur wenige Arbeiter sieht, da mehr denn je Menschenhände durch Maschinen ersetzt sind. Auf dem eben beschriebenen Bild sieht man nur ein junges Mädchen hoch oben im Kasten des Stripperkranes, nebenbei gesagt eine junge, hilfsdiensttuende Studentin. An der elektrischen Schaltertafel der Konverteranlage steht ein einziger Arbeiter, der die Betriebe auf elektrischem Wege automatisch leitet.

Gasgebläsemaschinenhalle. Kneuttinger Hütte

Um den gewaltigen Luftdruck erzeugen zu können, der die Verunreinigungen des

flüssigen Eisens aus dem Konverter herausschafft, sind eine große Anzahl Gasgebläsemaschinen erforderlich. Diese werden durch Hochofengase, die durch starke Rohre zu den Maschinen geleitet werden, angetrieben. In früheren Zeiten hat man die erst jetzt als wertvoll erkannten Gase aus den Hochöfen entweichen lassen. Diese haben, da sie giftig, die ganze Umgegend ungesund gemacht.

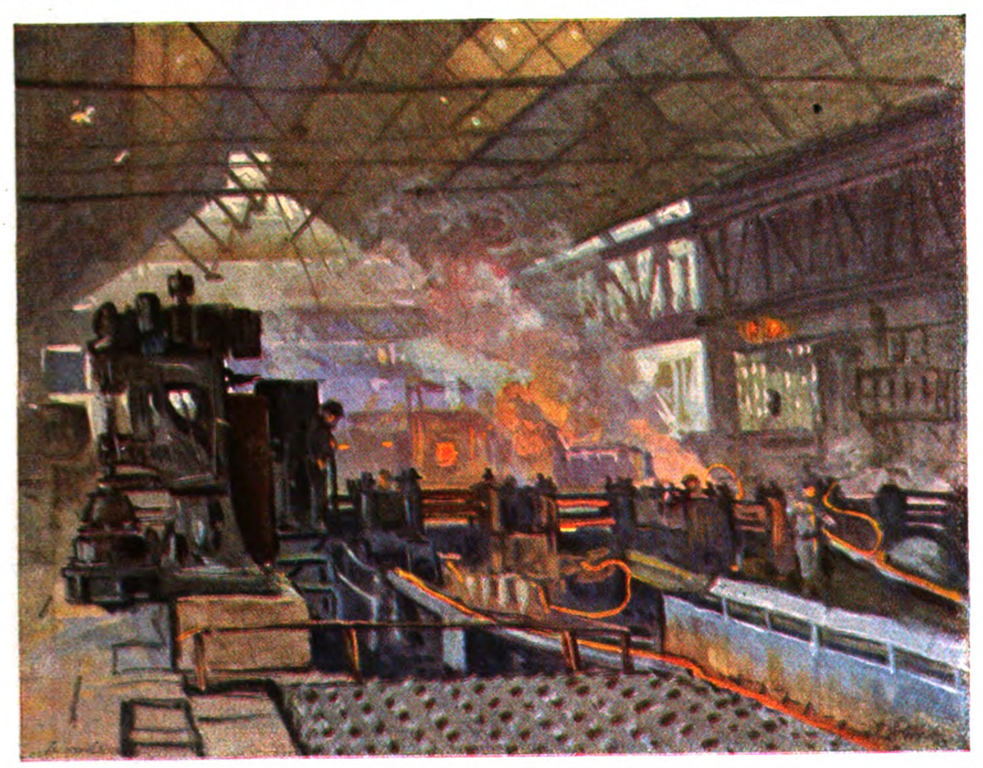
Gießwagen und Stripperkräne bei der Arbeit. Kneuttinger Hütte

Während in den Hütten von Hagendingen die Konverter ihren flüssigen Inhalt in Stahlpfannen gießen, ist es auf der Kneuttinger Hütte anders. Hier wird der flüssige Stahl aus den Konvertern in die Pfanne eines Gießwagens gegossen und von dort in die Kokillen. Sobald der flüssige Stahl in diesen dann erstarrt ist, wird durch einen Stripperkran der Mantel entfernt und in die links auf dem Bilde angedeuteten Kühlwasserbehälter gestellt. Der stehengebliebene glühende Block wird mit der Zange eines anderen Stripperkrans gefaßt und zur weiteren gleichmäßigen Abkühlung in Tiefgruben gestellt, später aber in hochglühendem Zustande zum Blockwalzwerk befördert.

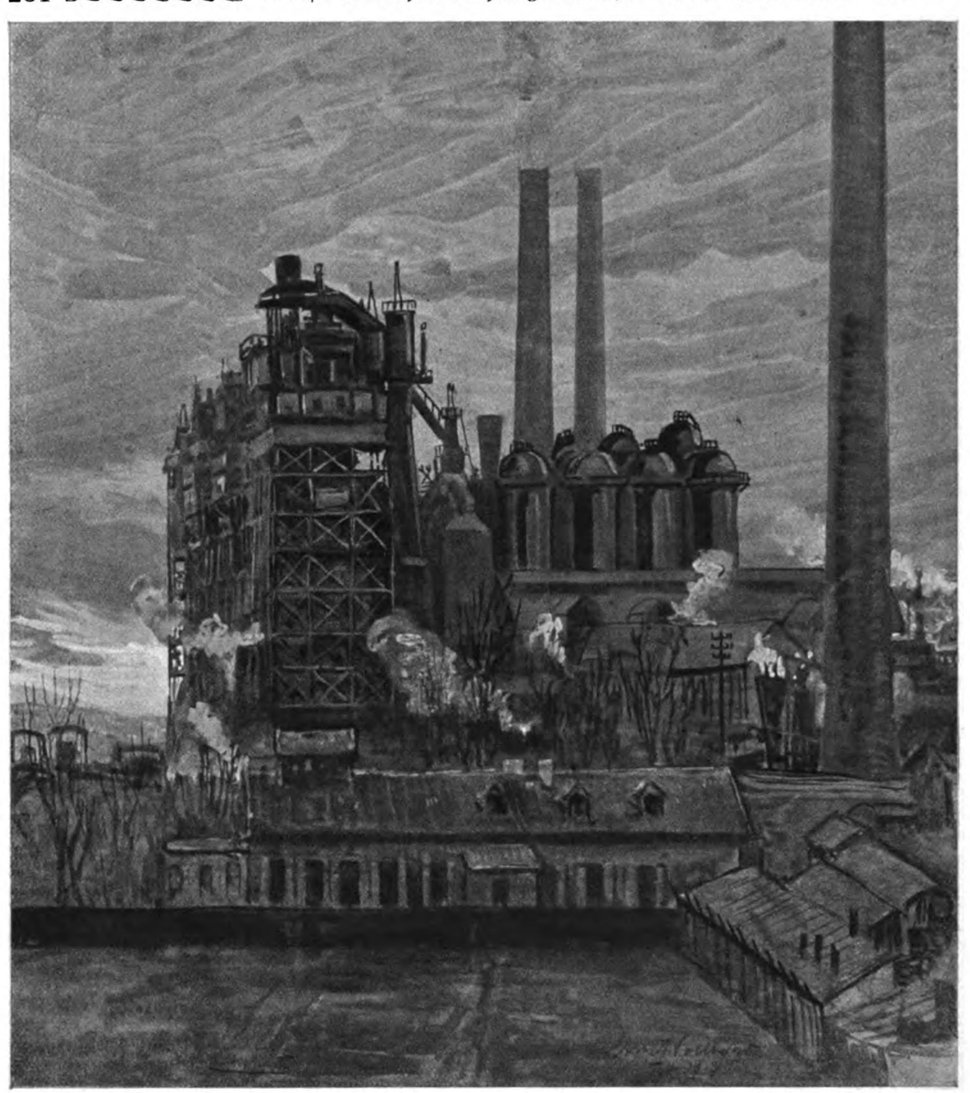
Beim Malen dieses Bildes stand ich zwischen den Schienen des an ein vorweltliches Untier erinnernden Gießwagens, der hin und her fuhr und mich oft veranlaßte, mit Staffelei und Bild zur Seite zu springen. Die ganze Luft war voll Wasserdämpfen und Rauchschwaden, die durch die leuchtenden flüssigen Stahlmassen verschiedenartig gefärbt wurden. Dieses Bild zu schaffen befriedigte mich sehr, da ich meine ganze Farbenfreudigkeit hineinlegen konnte.

Blockwalzstraße — Doppelsäge — Feinwalzwerk nnd Warmbett

Im Vordergrund meines Bildes ‚Blockwalzstraße' war der glühende Stahlblock vom Stripperkran abgesetzt und umgelegt worden. Das rollende Erdreich hatte ihn zur Walze mitgenommen. Vor dieser sieht man die Kant- und Verschiebeapparate, die auf maschinellem Wege den Block spielend umwenden und vor die verschiedenen Kaliber der Walzen führen. In der Walze selbst wird der Block dann so lange durchgepreßt und geformt, bis die Masse in Gestalt gleißender Riesenschlangen durch die Hallen rast. Von der Steuerbrücke aus wandern die glühenden Schlangen zur Schere und Säge, oder zu der auf der nächsten Seite abgebildeten Doppelsäge. Diese schneidet aus den Stahlstäben je zwei Blöckchen heraus, die selbsttätig in die vor der Doppelsäge angedeutete Mulde fallen. Im Mittelpunkt dieses Bildes befinden sich die immer feiner werdenden Walzen, durch welche die Eisendrähte in D-Zugsgeschwindigkeit durch-



Feinwalzwerk und Warmbett



Die Karlshütte bei Diedenhofen. Röchlingsches Stahlwerk

rasen, bis sie die gewünschte Stärke erhalten. Ganz geschickte Arbeiter stehen an diesen Walzen, um die glühenden Schlangen am Endpunkt schnell mit langarmigen Zangen zu packen und in geschickten Schwingungen durch die Luft von einer Walze in die nächstfolgende gleiten zu lassen. Ein Fehlgriff, und der glühende Draht vernichtet sie. Im fertigen, aber noch glühenden Zustande gleitet der Draht in seiner ganzen Länge auf das im Vordergrund sichtbare Warmbett.

Die Karlshütte bei Diedenhofen Röchlingsches Stahlwerk

Die Karlshütte ist ein Stahlwerk wie viele andere auch. Sie hat vier Hochöfen, die vermittelst senkrechter Aufzüge mit Erz und Kohle gespeist werden. Die Hütte ist kleiner als die vorher erwähnten, aber dennoch hat gerade dieses Werk gleich beim ersten Anblick auf mich einen gewaltig bezwingenden Eindruck gemacht, so daß ich es malen „mußte". Das Werk erschien mir wie eine gewaltige Zyklopenburg, die in den grauen Nebelhimmel trutzig hineinragte, so recht das Sinnbild der riesigen Kraft und Größe der lothringer Eisen- und Stahlindustrie, die wir Deutschen dort geschaffen haben. Unvergänglich bleibt uns der Ruhm, und er ist es, der den Neid Frankreichs nicht hat schlafen lassen. Das lothringische Volk ist dem Franzosen gleichgültig. Um die von uns geschaffene Industrie ging trotz allen schönen Redensarten zum Trotz der Kampf.

Höltys letzter Frühling

Novelle von Emil Hadina

An einem Maientag des Jahres 1776 rollte eine alte, langsame Postkutsche von Hannover nach Mariensee. Schon lagen die grauen Türme und Dünste der Stadt fern zurück, die Luft flimmerte rein über grünem Frühlingsschmuck, und helle Wolken und Vögel gaben dem stillen Wagen ein frohes Geleite. Jetzt kamen leise, wunderbar weiche Morgenwinde, wie Frauenhände so mild, und hoben die gelben Vorhänge an der Seite des Wagens, damit auch in das verschlossene Fahrzeug ein Gruß des Frühlings flattre.

Ein blasses, krankhaft schmales Gesicht voll unendlicher Müdigkeit lehnte in der Ecke. Die Augen lagen tief in Schatten und Höhlen. Aber die Stirn stieg hoch und hell empor, und um den bartlosen jungen Mund spielten Güte und Anmut.

Es war Ludwig Hölty, der todwund zur Heimat fuhr.

Als er die wehende freie Morgenluft empfand, schlug er die großen, von langer Schlaflosigkeit gequälten Augen auf. In durstigen Zügen trank er die Süße des Maienwinds. Dann band er die flatternden Tücher hoch, daß ein warmes Licht sein Gesicht überrieseln konnte, und sank wieder kraftlos in die zerschlitzten Lederpolster zurück. Und der Wagen zog langsam weiter, an Blumen und Wiesen vorbei, bis er vor einem ländlichen Einkehrhaus stehen blieb.

Hier kletterte der graue Postillon, der ganz verschimmelt schien und in den jungen Lenztag nicht passen wollte, von seinem Hochsitz, um durch ein Tröpflein Alkohol auch im alten Herzen etwas von der brausenden Glut der Schöpfung zu entzünden. Und Hölty, der inzwischen dem langentbehrten Schlummer fast nahe war, sah über die heimatlich trauten Fluren hin, die er so liebte und die nun in ihrem zartesten Schimmer erglänzten. Es war ja Mai, *sein* Mai, *sein* Frühling, dem er stets die hellsten Lieder geweiht hatte. Dort in der grauen, häßlichen Stadt, wo die Lektionen und das mühsame Übersetzen Tag für Tag seine Seele knebelten, bis Fieber und Bluthusten immer wieder zu kurzer Ruhe zwangen, dort gab es keinen Frühling. Aber hier war sein Geliebter, sein Freund zu Hause. Hier jauchzten ihm seine Kränze und Blütenträume ein helles Willkommen. Hier wollte er noch einmal die Nachtigallen hören und an den Stätten der Kindheit und der ersten Seligkeiten vom schönen, verrinnenden Leben trinken.

Es war ja Frühling, *sein* Frühling ...

Da stand auf einmal ein grüner Geselle an seinem Fenster. Die Augen blitzten, ein flottes Hütlein mit Feder und Jagdgebärde saß etwas schief auf den blonden Locken, und in der Hand trug der Fremde ein buntes Bilderbuch. Das reichte er dem Dichter und grüßte gleich wieder zum Abschied.

„Ich habe das nur abzugeben," sagte er fröhlich. „Es soll dem Poeten ein Stündlein der Fahrt verkürzen!" Und flugs war er zwischen Blütenbäumen verschwunden.

Der kranke Dichter schlug das breite Bilderbuch auf und wußte bald, wer es ihm sandte. Tränen traten in seine Augen, und sein müdes Herz begann neu zu schwingen und zu träumen. Die lieblichsten Stunden seines jungen, leidvollen Lebens waren um ihn. Es waren lauter duftige Frühlingsbilder, die hier versammelt erschienen, und alle glänzten in Sonne und Regsamkeit. Sie wurden ganz lebendig, wie im Märchen bisweilen alte Gestalten aus den verblaßten Goldrahmen treten und zum Leben erwachen. Und ein wehmütig-süßer Hauch der Erinnerung lag über ihnen. Traute Gesichter leuchteten auf zwischen Quellen und Waldwegen, Gartennischen und Blütengängen. Lerchenhelle und sehnsüchtig klagende Melodien klangen aus allen Büschen und Wiesengründen. Es war sein Frühling, ein Reigen der innigsten und zartesten Maienträume. Um dieser Maientage willen war das Leben schön und ein heiliges Fest, war alles Leid des grauen Jahres und alles Siechtum und schmachvolle Dienen versüßt. Um dieser Maientage willen war es so hart und so bitter, bereit zu werden und an frühen Abschied von Welt und Sonne und lenzlicher Herrlichkeit zu denken.

Da war ein Maienabend. Die Nachtigallen begannen zu schlagen, und die Dämmerung brach an. Durch einen Gang blühender Apfelbäume schreitet ein Mädchen, hoch und blond, in die Farbe der Unschuld gekleidet. Rote Bänder spielen an ihrer Brust, und wenn ein Blick der Abendsonne durch die Blüten zittert, rötet sich leicht das weiße Gewand. Es ist Laura. Laura, wie er sie das erstemal sah, wie er diesen ersten unvergeßlichen Eindruck später selbst zu be-

schreiben suchte. „Einen Bogen würde ich anfüllen müssen," gestand er seinen Freunden, „wenn ich alle verliebten Phantasien und Torheiten erzählen wollte, worauf ich verfiel."

In Liedern und Träumen, die in scheuer Ferne blieben, besang er das Mädchen. Besang er die selig-stille Stunde, den Blütengang und seine Abendwipfel, die jene jungfräulich stolze Gestalt zum erstenmal aufleuchten ließen.

„Ein heilig Säuseln und ein Gesangeston
Durchzittre deine Wipfel, o Schattengang,
Allwo mein Herz die erste hohe
Feuerergießung der Liebe fühlte!
Die Abendsonne bebte wie lichtes Gold
Durch Purpurblüten, bebte wie lichtes Gold
Um ihres Busens Silberschleier,
Und ich zerfloß im Entzückungsschauer . ."

Doch sie ging an ihm vorüber, ohne je ein Auge nach ihm zu wenden. Und sie ist nun eines andern geworden. Seine Liebe ist müde geworden und hat sich in Wehmut und Erinnerung aufgelöst wie eine schöne stille Abendwolke. Nur ein großes, reines Leuchten blieb zurück. —

Und nun ein anderes Bild. Wieder ein Frühlingsabend, voll außerordentlicher Heiterkeit, und der Mond steht darüber. Einige junge Leute im Abendschatten eines Eichenhains. Es sind seine Göttinger Freunde, und er darunter, die hier im Dorfe Weende ihren Dichterbund gründen. Sie haben jung und freudebeschwingt sich ganz den Empfindungen der schönen Natur überlassen, in einer Bauernhütte zu Abend gegessen und jetzt schweigend und andachtvoll das nächtliche freie Feld aufgesucht. Da vor dem Eichengrund fassen sie sich die Hände und beschwören bei den heiligen Bäumen Freundschaft und Bund. Sie umkränzen die Hüte mit Eichenlaub, tanzen in feierlichem Ernste um die dunkeln, uralten Stämme und rufen Mond und Sterne als Zeugen an.

Dann bekräftigen sie in festlichen Versen den neuen Eid. Und er, der den Bundesnamen Haining erhält, schwört. Und seine Stimme bebt in heiliger Erregung.

„Seid Zeugen, Engel! Haining beschwört den Bund!
Der Mond blickt heller, goldner, und goldner malt
Sich jede Wolke, die melodisch
In das Gewirbel der Harfe murmelt.
Seid Zeugen, Geister! Haining beschwört den Bund!
Mein Spiel verstumme flugs, mein Gedächtnis sei
Ein Brandmal und mein Name Schande,
Falls ich die Freunde nicht ewig liebe . . ."

Wieder muß er in verzichtender Wehmut lächeln. Er hat sein Wort gehalten — aber wo sind die Freunde, wo ist der Bund? Ein ganz Großer, Überragender hat das Bündnis gesegnet und ihre Träume ins Unermessene gesteigert, der Sänger des Messias. Aber bald darauf ist alles zerfallen. —

Ein Tag aus seinem Reisefrühling folgt jetzt. Aus jener frohen, heitergestirnten Zeit, als er Freund Miller nach Leipzig begleitete. Da sitzt er mit dem Freunde zu Eisleben und später zu Merseburg in einem feuchten Kruge, und die fremden Gäste rücken heran und lassen den singenden jungen Gesellen die Becher nicht ausgehen. Und durch die offnen Fenster grüßt wieder der Mai. Und er erhebt den Pokal und singt:

„Nie mangle dem Becher,
Des Mais sich zu freun,
Ein blinkender Becher
Und rheinischer Wein!
Ein Kuß ist noch süßer
Und macht uns gesund —
Drum fehle dem Küsser
Kein purpurner Mund!"

Als sie dann zwischen Merseburg und Leipzig wieder ganz helle sind und vor einer Schenke Kaffee nehmen, ist solch purpurner Mund plötzlich nahe. Ein Phaeton mit zwei lieblichen Mädchen und einem schwarzgekleideten Jüngling nimmt vor dem Tore Rast, und die drei Insassen steigen aus dem hohen Gefährte. Der junge Mann sieht wie ein Kandidat in die Maienwelt, die Mägdlein aber sind wie echte Pfirsichblüten und haben zarte Röcklein und nackte, schimmernde Arme. Und er steht so nahe vor der Türe, daß der Arm der Jüngeren, die als Letzte eintritt, seine Hand streift. Sie blickt auf, und nun merkt er erst, wie tief und wunderblau ihre Augen und wie sommerrot ihre Lippen sind. Er muß ganz verzückt und entgeistert sein, denn sie lächelt ein wenig, und ihre Augen tragen auf einmal kleine Schalklichter.

Aber er spricht kein Wort, und so huscht sie ihren Gefährten nach, und nur ihre kleinen Füße, die die Treppe hinaufwirbeln, sind noch ein Weilchen zu sehen.

Mißmutig über sich selbst und doch voll seliger Eindrücke trinkt er ein Glas Kaffee nach dem andern, bis sie endlich wieder erscheinen, den Phaeton besteigen und grüßend in den Abend hinausfahren.

In dieser Nacht schloß er kein Auge, trotz des fröhlichen Trunkes in Eisleben und Merseburg. In weher Sehnsucht rief er nach dem unbekannten schönen Kind, das er nie mehr zu sehen hoffte. Und nach einigen Tagen begann er einen neuen Reigen von Liedern, die seinem Traumbild galten.

„Im jungen Nachtigallenhain
Und auf der öden Wildnis,
Wo Tannenbäume Dämmrung streun,
Umflattert mich das Bildnis.
Es tanzt aus jedem Busch hervor,
Wo Maienlämmchen grasen,
Und wallt, verhüllt in leichtem Flor,
Auf jedem grünen Rasen.

„Wo pflückt sie, wenn der Lenz beginnt,
Die ersten Maienglocken?
Wo spielst du, lieber Abendwind,
Mit ihren blonden Locken?
O eilt, o flattert weg von ihr,
Geliebte Maienwinde,
Und sagt es mir und sagt es mir,
Wo ich das Mädchen finde!"

— Und er blätterte weiter in seinem Frühlingsbuche und traf auf ein dunkles Blatt. Ein frischer kleiner Hügel trauert in den Mai, und er steht zum erstenmal vor dieser teuern Stätte, die ein treues, gütiges Herz umschließt. Es ist ein Maitag des vorigen Jahres, in der Nacht erst ist er wieder nach Hause gekommen. Nach Hause, in das Haus, das keinen Vater und Führer mehr hat. Im Februar ist er still von ihnen gegangen.

Nun legt er junge Maiblumen, die er im Gärtlein und draußen auf der Waldheide fand, auf den Hügel und sein zartes erstes Grün. Seine Brust schmerzt, und die Augen liegen so tief, denn seit jener Leipziger Reise schatten auch über ihm Gefahr und Tod. Und er glaubt, sein guter Vater werde ihm wohl Weg und Heimat bereiten. Der Rosenstrauch, der auf seinen Wunsch über der Ruhe des Toten knospet, wiegt sich leise im Wind. Als habe er alles verstanden und wisse mehr als die Menschen.

Und er erhebt seine Stimme zum Vater: Du, der über Millionen Sternen wandelt und mit himmelhellem Blick dunkle Nächte durchdringt, segne dein Kind!

„Schwebe, wann der Tropfen Zeit verrinnet,
Den mir Gott aus seiner Urne gab,
Schwebe, wann mein Todeskampf beginnet,
Auf mein Sterbebett herab!

Daß mir deine Palme Kühlung wehe,
Kühlung, die von Lebensbäumen träuft,
Daß ich sonder Graun die Täler sehe,
Wo die Auferstehung reift!

— Grün' indessen, Strauch der Rosenblume,
Deinen Purpur um sein Grab zu streun,
Schlummre wie im stillen Heiligtume,
Hingesäetes Gebein!"

Doch das letzte Bild ist wieder hell und voll Verheißung, der letzte Tag jenes Mai, der so trüb und todumrauscht anhub, war ein Gruß des Lebens.

Schon duften die Wiesen vom ersten Heu und wimmeln von Arbeitern. Er ist seit frühem Morgen in Garten und Wald umhergeschlendert, in stillem Schmerz, daß der schöne Mai wieder hinwegschlüpft und alle Herrlichkeit ihr Ende findet. Verträumt lehnt er an der weißumblühten Gartenwand und blickt die Landstraße hinunter, als wolle er den enteilenden Mai noch ein Stücklein begleiten. Doch da kommt ein Wagen herauf, leichte Staubwolken fliegen ihm voran. Langsam durchfährt er jetzt das Dorf, kreist mehrmals um Pfarre und Kirche und rollt jetzt ganz dicht an der Gartenhecke vorbei.

Da wird sein Gesicht, das die freien Maiwochen gesünder gerötet haben, ganz freudedurchflammt. Sein Traumbild ist's! Das blonde Persönchen mit den schönen nackten Pfirsicharmen, die er dort bei Merseburg leicht berühren durfte. Wieder die drei wie damals. Und auch sie erkennt, winkt und lacht und ist leider hinter grünen Bäumen und Blättern wieder verschwunden.

Diesmal aber verdirbt kein Mißmut den glücklichen Nachklang. Das Schicksal hat auch gütige Stunden, und dafür muß man unendliche Dankbarkeit zeigen. Eine neue Hoffnung erwacht. Seine Brust hebt sich ohne Schmerzen, die Augen sind hell geworden, Jugend und Leben leuchten auch ihm noch ein Weilchen.

Er weint laut auf, so überwältigt ihn das Glück.

Dann steht eine große Sehnsucht auf, die in ihm neue Lieder weckt.

„Du blaues Auge, Quelle meiner Freuden,
Wann lachst du mir?
Wann find ich, wann nach tausend Seelenleiden
Die Ruh in dir?"

Und in trunkenen Träumen malt er seine Hoffnung, daß auch ihm Glück und Wirklichkeit hold sein können. Daß der nächste Mai vielleicht . . .

„Brächte der nächste Frühling meinem Arm dich,
Tönten Vögel aus Blüten mir das Brautlied,
Dann, Geliebte, hätt' ich den Himmel schon auf
Erden gefunden!

Soll ich dich finden? Komm, du Engel Gottes,
Komm, mein Leben zu heitern! Wenig Freuden
Sprossen auf den Ufern des Lebens. Komm, mein
Leben zu heitern!"

So war der vorige Frühling verklungen. Nun war es wieder Mai, und die Heimat winkte mit Nachtigallen und rauschenden Blütenkronen. Aber die Hoffnung war tot, und alle sehnsüchtigen Wünsche riefen nach nichts, gar nichts als nach Ruhe und Schlaf.

Das Buch entglitt, die bunten Frühlingsbilder verwehten wie Morgenwolken. Nur der grüne Wandergeselle war wieder da. Er saß jetzt gegenüber im Wagen und sah gar traurig zum Dichter hin. Das kecke Hütlein war verschwunden, dafür schimmerte jetzt ein goldener Kronreif durch die märchenhaft blonden Locken. Der Dichter wunderte sich nicht mehr darüber. Er hatte den heimlichen Königssohn längst erkannt. Es war der Frühling selbst, der seinen Liebling zur Heimat führte.

‚Warum erweist du mir dies Jahr diese

große Liebe?' wollte der Dichter fragen. Aber seine Worte konnten nicht laut werden. Er ahnte den dunklen Sinn dieser Ehrung: es klang wie Glocken und Abschied durch die festliche Heimgeleitung.

Immer näher rauschten die Glocken, immer voller und bekannter schwoll ihr heiliges Grüßen. Es waren keine Totenglocken mehr, sondern traute, tröstende Abendklänge. So traut und tröstend, wie sie im ganzen deutschen Land nur ein Turm läuten konnte: der alte weiße Kirchturm der Heimat, der einst so oft zu Vaters Predigt rief.

Und da wußte er: Mariensee, das heimatliche Mariensee mit seinem Frühling und seinen Freuden, mit Mutter und Schwester und dem rosenumblühten Hügel des Vaters war da ...

Schmerz und sehnsüchtiges Glück überwältigten ihn, daß er erwachte.

Der langentbehrte Schlummer mit seinen Erinnerungen und Träumen hatte ihn etwas gestärkt. Am liebsten wäre er gleich aus dem fahrenden Wagen gesprungen, um den Boden der Heimat zu küssen. Er winkte den Ästen zu, die ihm Willkommen rauschten, er schwang den Hut und grüßte die Maidlein und Burschen, die Arm in Arm auf der Dorfstraße zogen, er sah mit feuchten Augen den roten Abendglanz in den Kirchenfenstern näher und näher schimmern. Dort daneben, wo hinter den grünen Gartentiefen das Pfarrhaus träumte, wartete freilich nicht mehr die Heimat. Dort saß nun ein neuer, unbekannter Pfarrherr, der das Erbe des Vaters hüten sollte. Aber Mutter und Schwester kamen entgegen, und mit ihnen kamen Heimat und Friede.

※ ※ ※

Am nächsten Morgen, als die Sonne schon hoch über Mariensee leuchtete, saßen zwei blasse Frauen noch immer um den bekränzten Frühstücktisch und warteten. Sie sprachen nur im Flüsterton, und dann schwiegen sie wieder. Denn ihr Herz war so leidvoll, als müßte es zerspringen. Und sie wollten ihr Weh und ihre dunkle Angst nicht in Worte formen, als ginge durch Schweigen noch alles zu beschwören.

Endlich sagte die Mutter: „Er ist viel elender als im Vorjahr. Die teuere Kur hat wenig genützt."

Christiane suchte zu trösten. „Der Frühling hier draußen wirkt immer Wunder an ihm. Er wird ihn auch heuer genesen lassen."

Da pocht es leise ans Fenster.

Im Vorgärtlein steht ein bildschönes Mädchen mit Maiglocken und Pfingstrosen.

„Ist Ihr Bruder schon wach?"

Christiane öffnet und nimmt den Strauß durch das Fenster.

„O wie lieb! Wie wird er sich freuen! Er ist sehr matt angekommen und wird nicht so bald aus den Federn springen."

„Dann legen Sie bitte diese Blüten zu seinem Frühstück, als den Gruß einer geheimnisvollen Fremden, ja? — Und später auf Wiedersehen!"

Und die lichte Mädchengestalt grüßt, hebt ihr weißes Röckchen über den Tau der Grasspitzen und entschlüpft wieder in die sonntäglich helle Dorfstraße.

Die Schwester bleibt in Gedanken.

„Sie ist so lieb und reizend, die Doris," sagt sie zu der Mutter, „und verbirgt gar nicht ihr Interesse an Ludwig. Wenn er gesund wäre! Wenn er nur gesund wäre und leben, leben könnte!"

Plötzlich übermannt sie der Schmerz, und sie schluchzt laut auf.

„Er hängt ja so am Leben und ist für jeden Sonnenschein wie ein Kind so dankbar. Doris könnte ihn glücklich machen. Wenn er nur leben könnte!"

Auch die Mutter weint. Doch schnell trocknen sie die Tränen, denn in der Kammer daneben ist es rege geworden.

Und da klingt eine liebe Stimme das erste Gutenmorgen, und schon öffnet sich die Tür und ein schmales, aber freudeüberhelltes Gesicht guckt herein.

„Kinder, ich hab' gut geschlafen, das hatte ich ja seit Monaten schon verlernt. Nun sollt ihr aber sehen, wie rasch ich in Glanz kommen kann!"

Da sind die Frauen ganz glücklich, und die Mutter streichelt das ungewaschene Gesicht und das struppige Haar ihres Lieblings.

„Spute dich gar nicht, Ludwig. Es kommt noch alles zurecht!"

Und ein ganz schüchternes Flämmchen Hoffnung beginnt wieder zu glimmen.

Als dann nach einem guten Viertelstündchen die dampfende Kaffeekanne die Liebenden zum Frühstück vereint, und Sonne und Maienmorgen das weiße Zimmer noch heller und freundlicher malen, streckt sich Ludwig Hölty in wohliger Glückseligkeit im Lehnstuhl seines Vaters.

„Schön habt ihr's hier. Ich fürchtete mich etwas vor dem neuen Heim. Aber es ist alles Liebe mitgekommen, die alten Möbel und die alte Sonne. Nur den Garten werde ich sehr vermissen. Wie werden jetzt dort die Maiglöcklein blühen, vielleicht auch schon ..."

Da fällt sein Blick auf den Blütenstrauß. Er hat ihn anfangs nur flüchtig beachtet.



Der Vogler. Bronzebildwerk von Prof. Arthur Lewin-Funcke

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

weil der ganze Tisch voll Blumen war und die lieben Gesichter noch schöner als alle Blumen schienen.

„Sind diese Pfingstrosen nicht aus unserm alten Garten? Und wer hat sie so fein gebunden und mit Maiglöcklein und zarten Bändern geziert? Ja von wem ist denn der Strauß?"

Die Schwester lächelt geheimnisvoll. Und der kranke Bruder wird ganz lebhaft und ungeduldig.

„Es sind wirklich Blumen aus dem Pfarrhausgarten," erwidert endlich Christiane. „Des jungen Pfarrers Schwägerin hat sie gebracht. Sie weilt seit einer Woche hier, und ich mag sie gut leiden. Dich hat sie schon zweimal gesehen ..."

„Aber nun hast du doch alles ausgeplaudert, Christel!" sagt lachend die Mutter. „Wo bleibt da der Gruß der geheimnisvollen Fremden, den du ausrichten solltest?"

Hölty steckt zuerst tief in Wunder und Rätsel, er findet keinen Weg aus diesem Dunkel. Plötzlich taucht ein Bild auf, ein fernes, liebliches Mädchengesicht, von dem er erst gestern so selig träumte.

Wenn sie es wäre! Sein Traumbild und Frühlingskind! Wenn eine gütige Fügung sie in diese Maienwochen herzaubern könnte! ‚Noch einmal, nein: zum erstenmal gönne auch mir ein Sträußchen Glück' — so fleht er zum Leben.

Und das Leben hat ihn erhört. Denn schon leuchten vor dem Fenster zwei Augen, lachend und blau wie der Frühlingshimmel. Und er, den der Tod umschattet, jubelt wieder aus ganzem Herzen in stillem Gebet: „Du lieber Gott, wie schön, wie wunderschön ist deine sonnige Welt!"

Und nun folgen Tage, wie sie der Dichter so reich und gewährend in keinem Frühling erlebte. Güte und zitternde Liebe umgaben ihn daheim, das kleine Höltynest war eingesponnen von lauter Blumen und Liebestaten. Und wenn Fräulein Doris in ihr Gärtlein trat, heiter und blond wie ein richtiges Prinzeßchen, da kannte der stille Jubel seines Herzens keine Grenzen. Sie waren anfangs nie allein, und das war gut für den scheuen Traumbilddichter. Um so ungezwungener und freier war ihr Verkehr. Und die schönen, tiefgegrabenen Dichteraugen, die so viel traurige Wirklichkeit und bange Träume verraten konnten, wurden jung und kühn und suchten ihr Glück. Und sie fanden es. Die blauen Blicke des Mädchens wichen nicht aus und schimmerten manchmal in feuchtem Glanze.

Da schien das Leben so nah und die Hoffnung noch einmal zu winken.

Auch der Bluthusten ließ nach, und die Nächte waren voll erquickenden, traumlosen Schlafes. Die Mattigkeit des Körpers freilich blieb, und plötzlich in regster Laune, wenn er fast genesen schien, fielen Wangen und Augen ein, und fröstelnd sank er in sich zusammen. Doch am nächsten Morgen herrschte wieder sein fröhlicher Geist über den siechen Leib.

Gern gingen sie zu dritt über die jungen Felder, oder sie lagerten am Waldrand bei einer Quelle und hörten, wie der Mai sein tausendstimmiges Lied sang. Dann bat wohl Fräulein Doris aus den Wiesenblumen heraus, in denen sie ganz vergraben war: „Und nun, Herr Ludwig, lösen Sie unsern grünen Meister ab und singen Sie weiter. Bitte, bitte, ein Frühlingsgedicht!"

Und alle seine Maigesänge, die hier und zu Göttingen einst erklungen waren, werden neu lebendig und immer wieder begehrt. Der Dichter hat diese Liedlein nie so geliebt wie jetzt, da sie seinen liebsten Menschen Freude bereiten und an den Quellen und blühenden Waldhecken der Heimat ihre leisen Melodien entfalten. Da ist das Frühlingslied des kaum Dreiundzwanzigjährigen „Tanzt dem schönen Mai entgegen" mit der hellen Freudenstrophe:

„Schmückt mit Kirschenblütenzweigen
Euren grünen Sonnenhut,
Schürzt das Röckchen, tanzet Reigen,
Wie die Schäferjugend tut!
Gaukelt in der Kirschenblüte,
Zephyrn, eure Flügel matt,
Haucht auf ihre Sonnenhüte
Manches weiße Blütenblatt!"

Da erwachen all die andern Mailieder seiner Frühlingswochen, die alle wirklich im lieblichen Mai, unter blühenden Bäumen und Nachtigallen gesungen sind und die atmende Maienanmut in sich tragen, die von allen Seiten auf ihn zuströmte. Da muß der Dichter vor allem immer das Liedchen wiederholen, das der Liebling der blonden Doris geworden ist:

„Die Luft ist blau, das Tal ist grün,
Die kleinen Maienglocken blühn
Und Schlüsselblumen drunter.
Der Wiesengrund
Ist schon so bunt
Und malt sich täglich bunter ..."

Und dann sitzen die beiden Mädchen und manchmal auch Frau Hölty und das junge Pfarrpaar um ihn herum, und jeder von ihnen ist stolz und ergriffen auf seine Weise. Am tiefsten aber klingt es aus der Seele der blonden Freundin wider, die ihre schimmernden Arme um die Knie geschlungen hält und hinter durchsichtig blauen Augen ein unendliches junges Frühlingsleuchten entzündet hat.

„Sie sind selbst der Mai," sagt sie einmal, „und Ihre Lieder sind schöner und seelenvoller als die Klänge der Nachtigall!"

Da erschrickt der Glückliche fast über dies maßlose Lob, aber die Worte wirbeln wie ein süßer Wein durch sein Blut. Und am Abend, als es beim Abschied niemand bemerkt, küßt er zum erstenmal die kleine, weißblühende Hand.

Früh am nächsten Morgen, als die ersten dämmernden Lichtschleier über das Land fliegen, ist er schon munter und blickt aus seinem Kämmerlein in die anbrechende Herrlichkeit des Tages. In jubelnden Farben und Gesängen erwacht das Gärtlein, erwacht die ganze maienschöne Welt. Zum erstenmal seit vielen Wochen hat seine Sehnsucht wieder Flügel genommen und seine Seele ihre Dichtersprache wiedergewonnen. Und während rot und wunderbar der junge Lichtschein den dämmerblauen Spiegel des Morgenhimmels überhaucht, rein und groß wie am ersten Tag der Schöpfung, schreibt Hölty ein neues Lied. Ein Lied, das nicht aus versunkenen Maientagen, aus weher, unfruchtbarer Sehnsucht beschworen wird, das aus der goldenen Wirklichkeit rauscht, über der die Sterne der Liebe stehen.

Dann, nach dem Frühstück, kreist er in immer engeren Bogen um den Pfarrhausgarten, der ihm einst Heimat hieß und wo nun zum zweitenmal sein Herz die trauteste Heimstatt weiß. Und wirklich steht Doris vor dem weißgrünen, dicht umblühten Laubenhaus und träumt und träumt mit hellen Augen in die Apfelblüten hinein. Und sie gehen ein Stücklein in den Morgen hinaus und lassen nur den Sonnenschein den Dritten im Bund sein. Und plaudern von Welt und Frühlingsweite, von seinen Liedern und ihren träumenden Gedanken, von allerhand vergangener Lieblichkeit, und wie sie so sonderbar wieder und wieder zusammen trafen. Auch von Freunden und Jugendsehnsucht erzählt er, von Klopstock und Laura, von seinem heißen Gebet, ein wirklicher, unsterblicher Dichter zu werden.

„Das sind Sie schon heute," betont Doris mit freudiger Bestimmtheit, und ihre Augen leuchten wie frohe Sieger. „Und ich weiß, Sie werden uns bald neue, herrliche Lieder schenken."

Da zieht er geheimnisvoll schmunzelnd ein weißes Papier aus der Tasche und schwenkt es verheißend in der Luft.

Das Mädchen klatscht in die Hände. „Etwas Neues? Etwas Funkelnagelneues? O ich habe es ja geahnt und heute vorausgefühlt. Bitte, bitte, lassen Sie hören!"

Und sie setzen sich in eine alte Weidenkrone, die am Ufer des Baches grau und kahl wurde und für zwei Menschen gerade Raum genug hat, wenn sie nicht ungern dicht beieinander sitzen. Und Hölty entfaltet das Blatt. Aber dann wird er rot wie ein Schuljunge und bleibt stumm.

„Sie müssen es selbst lesen, Doris," sagt er mit scheuen Lippen.

Und Doris weiß nun, daß die Verse ihr, ihr ganz allein zugedacht sind. Und mit verschwimmenden Augen liest sie sein junges Morgenlied.

„Röter färbt sich der Himmel.
Eine goldene Wolke
Taut den Mai und die Liebe
Auf die wartende Flur herab.

Sein allmächtiges Lächeln
Gibt dem Strauche die Blätter,
Gibt dem Baume die Knospen
Und dem Haine den Lenzgesang.

Liebe rauschen die Blätter,
Liebe duften die Blüten,
Liebe rieselt die Quelle,
Liebe flötet die Nachtigall.

Nachtigallen die wirbeln
Auf das Lager des Jünglings
Goldne Träume der Liebe,
Goldne Träume von Kuß und Spiel.

Und er spielet im Traume
Mit den bebenden Locken
Seiner schönen Geliebten,
Küßt den rosigen, lieben Mund ..."

Das Blatt entsinkt ihrer Hand, und der Dichter fühlt, wie unter dem leichten Frühlingskleid die Brust des Mädchens immer heißer schwillt und sinkt. Er ist auf einmal so feig und wünscht weit, weit weg zu sein. Und doch ahnt er eine Seligkeit nahe, vor der die Blumenspiele des Mai erblassen müssen.

Da legt sich leicht eine feine, schwebende Hand auf sein Haar.

„Haben Sie mich wirklich lieb?" fragt eine süße, unfaßbare Stimme. „Wirklich lieb? Lieber als Laura und alle die andern Mädchen, die Ihre Wege kreuzten?"

Zagend begann diese Stimme, doch nun ist Jubel und jauchzender Stolz in ihrem Klange. Und vier Augen leuchten jung und liebeerweckt ineinander, vier Lippen finden sich zu Kuß und traumhaftem Maienglück. Und der Dichter fühlt, wie die Farben und Freuden des Frühlings erst jetzt ihr letztes Geheimnis entschleiern, und sie verstehen das Summen der Sonnenfünkchen und die Sprache der Vögel. Und jeder Kuß führt sie tiefer ein in diese selige Weisheit.

Wie sie dann heimgehen auf verschwiegenen Wegen, die noch in Tau und Stille liegen, sagt Hölty plötzlich aus seiner jungen Glückseligkeit: „Nun bin ich gekrönt und verklärt. Nun wird das Sterben leichter sein."

Erschrocken umarmt ihn das Mädchen und Küsse und Tränen fallen auf sein bleiches Gesicht ...

ꕥ ꕥ ꕥ

Am Nachmittag dieses Tages sind die Kammerfenster Ludwig Höltys dicht verhängt, und daneben weinen drei Frauen. Er hatte mittags wieder Blut gehustet und ist dann erschöpft und einem Toten gleich zusammengesunken. Nun schläft er, und man hört kaum seinen Atem. Aber sein Mund ist verschönt von einem ganz neuen Lächeln. Ein Geheimnis, so ahnen die Seinen, birgt dieses Lächeln. Christiane sieht es, und sie sieht auch die schuldvoll heißen Tränen der Freundin. Aber sie schweigt, ihr ist fast andächtig zumute. In allem Leid blüht ein Freudenröslein auf in ihrem Herzen. Es ist kein bitteres Weh mehr, das sie quält. Denn ihr Bruder hat vom großen Glück trinken dürfen, nach dem er so sehnsüchtig aussah. Und sie küßt Doris wie eine Schwester, und ihre Tränen reden nicht von Vorwürfen, sondern von Dank. — — —

In wenigen Tagen ist Ludwig Hölty wieder munter, eine unirdische Weihe und Entrücktheit glänzt aus seinen tiefen Augen. Nur sein Körper ist matter als sonst, und durch all seine Freudigkeit weht eine Wolke weicher Schwermut.

Selten ist er mit Doris allein. Es scheint, daß die Pfarrersleute ihren Frühlingsgast vor dem wehen Roman jungen Herzeleids schützen wollen.

Eines Abends aber treffen sie sich auf den grünen Wegen, die hinter der Kirche ansteigen. Die Kirchenfenster hinter dem Altar stehen offen, denn morgen ist's Sonntag, und Wald- und Maienluft soll vorher durch Tür und Fenster rauschen und alle geschlossene Dumpfheit der Woche vertreiben. Ein letztes Rot glüht in den Scheiben, im Zugwind schlagen breite weiße Bänder aus den geöffneten Fenstern.

„Was sind das für Schleifen?" fragt Doris erstaunt.

Und der Pfarrerssohn, der Sohn dieses Dorfes, belehrt sie: „Sahn Sie noch nie die Kränze hinter dem Altar? Sie gehören den jungen verstorbenen Mädchen aus unserer Heimat. Ihr Leib liegt bei den andern draußen im alten, gemeinsamen Gottesgarten. Aber ihre Kränze und Bänder dürfen bei den Lebendigen bleiben und Sonntags die Klänge der Orgel und die Lieder ihrer Lieben hören."

„Ein schöner, sinniger Brauch," sagt Doris ergriffen. „Nur tote Mädchen sind so bevorzugt?"

„Nur sie," nickt der Dichter. „Gern wollte auch ich einst mein Kränzlein dort wissen. Doch mir ist's versagt. So soll meine kleine Harfe bei ihren Kränzen ruhen. Ich habe dies Vermächtnis im Vorjahr in ein kleines Gedicht gefaßt. Vielleicht, daß der Küster den Reisenden die Harfe zeigt und ihnen vom toten Dichter erzählt.

Oft, sagt er staunend, tönen im Abendrot
Von selbst die Saiten, leise wie Bienenton.
Die Kinder, hergelockt vom Kirchhof,
Hörten's und sahn, wie die Kränze bebten..."

Da umklammerte ihn Doris mit schmerzlicher Innigkeit.

„Ihre Harfe gehört den Lebenden und nicht den Toten. Und sie gehört mir, mir vor allen, nicht wahr?"

Durch seine Augen fliegen leuchtende Sterne, aber sie erlöschen sogleich. Und er küßt sie und spricht: „Heute gehört alles, alles nur dir. Aber du schreitest zum Leben, und ich muß andere Wege wandeln. Da sollen die Seelen der jungen Mädchen mich empfangen, daß ich nicht so einsam ins Dunkel gehe."

Weinend schmiegt sich Doris in seinen Arm. Da wird er wieder hell und tröstet: „Laß das, mein Liebling. Sieh, wie wunderbar diese Abendwelt ist, ganz überblüht von Purpur und Schönheit. Und unser Dörflein darin in Frieden und Andacht. Du darfst nicht weinen, denn ich bin ja so glücklich und dankbar. Und jetzt bin ich die scheidende Sonne und darf wie sie Augen und Mund und das flimmernde Elfenhaar meines Mädchens küssen. Nicht wahr?"

Da lachen sie wieder und küssen sich und sind fröhlich in allem Leide. Und die Glocken beginnen zu rauschen, und sie gehen hinab zu ihren Lieben, in Freuden und Schmerzen und wie von einem heiligen Fest.

ꕥ ꕥ ꕥ

Und noch einmal erhebt sich seine Jugend in zäher Lebenskraft. Der Mai ist verblüht, heiße Junitage künden den nahen Sommer. Ihre allmächtige Sonne und das Glück seiner Liebe haben sein Blut durchglüht und die ersten Keime des Todes versengt. Der dunkle Rückfall ist fast vergessen, und es ist ein Freuen und Hoffen im Höltynest und im Pfarrhaus, und auch draußen im Dorf flüstert und freut sich alt und jung in herzlicher Teilnahme. Sie sind den Pfarrerfamilien, der alten und der neuen, von Herzen gut und wünschen besonders der hellen und heiterschönen Schwester der Pfarrerin nur Glück und Liebes. Sie aber sonnt sich im Glanz ihrer jungen Träume, sucht die bange Angst nächtlich banger Stunden durch Hoffnung und blühende Gegenwart hell zu überläuten und

nimmt aus den Händen ihres Dichters Strauß um Strauß.

„Beglückt, beglückt, wer die Geliebte findet ...“ jauchzt er ihr zu. Und dann grüßt er sie wieder mit dem Liede: „Beglückt, beglückt, wer dich erblickt und deinen Himmel trinket, wem dein Gesicht voll Engellicht den Gruß des Friedens winket!“ Und auch die schattende Nähe des Todes, die im sonnigsten Lichte des Glückes nicht mehr von ihm weicht, kann die brausende Lebenslust nicht hemmen, die fast knabenhaft ungestüm aus seiner kinderreinen Freude quillt. „Die Freude winkt auf allen Wegen,“ verkündet er laut, als wäre er ihr bevorzugter Günstling und stünde vor den Toren des Lebens:

„Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dies Pilgerleben gehn.
Sie bringt uns noch den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege stehn.

O wunderschön ist Gottes Erde
Und wert, darauf vergnügt zu sein!
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun!“

So ist das Ende des Frühlings herbeigekommen und mit dem Frühling soll auch Doris Mariensee wieder verlassen. Die Eltern rufen, und Schwager und Schwester wollen sie nicht länger halten. Sie wollen es Gott überlassen, ob ihr aus dem verblühten Lenz ein langes, lebendiges Glück reifen soll oder nur ein wehmütig schöner Traum. Ein Fest soll alles beschließen, Frühling und Seligkeit, die Liebe und vielleicht das Leben. Das Sonnwendfest, die lohende Hochzeit des Jahres, deren röteste Fackeln schon Abschied und Niedergang leuchten.

Wie ein dunkler, unmöglicher Traum steht dieser Abschied vor den Liebenden. Ein Traum, an den sie nicht glauben, bis die Reisekiste gepackt und der Postwagen bestellt und genau unterwiesen wird. Ein Tag ist noch vergönnt, der Tag des Festes und der Sonnwende, auf den sich alt und jung zu freuen pflegen. Da schleicht Doris abends noch einmal in den schlummernden Pfarrgarten, über dem weiß und blühend die Sterne stehen, und sie küssen sich zum erstenmal in sommerlich heißen Gluten. Und schwören sich, morgen froh und stark zu bleiben, fröhlich mit all den Fröhlichen des Festes. „Es ist nur ein kurzer Abschied,“ sagen sie, „unser Glück ist so nahe.“ Und doch weinen dann beide in ihren einsamen Kammern, und dunkle Ahnungen flattern wie schwarze Vögel um ihren Schlaf.

Am Morgen fühlt Hölty die Brust wie in Schmerzen aufgerissen und eine heiße Quelle steigt ihm immer zum Hals empor. Da weiß er sein Los voraus, klarer als je. Und doch ist eine kindliche Heiterkeit über ihm und sein Herz füllt sich mit dankbarer Demut. Nun erst begreift er, wie wunderbar gütig der Abschied seines Mädchens gefügt ist. Sie soll sein Leiden und Zerfallen nicht sehen, ihr letzter Liebestag sei verklärt von Schönheit und Hoffnung.

Die Sonne ist heute heißer und goldner als sonst. Sie ist die Königin dieses Festes und gibt heute alles aus verschwendender Fülle: Licht und Gluten, Sommerduft und junge Sommerträume.

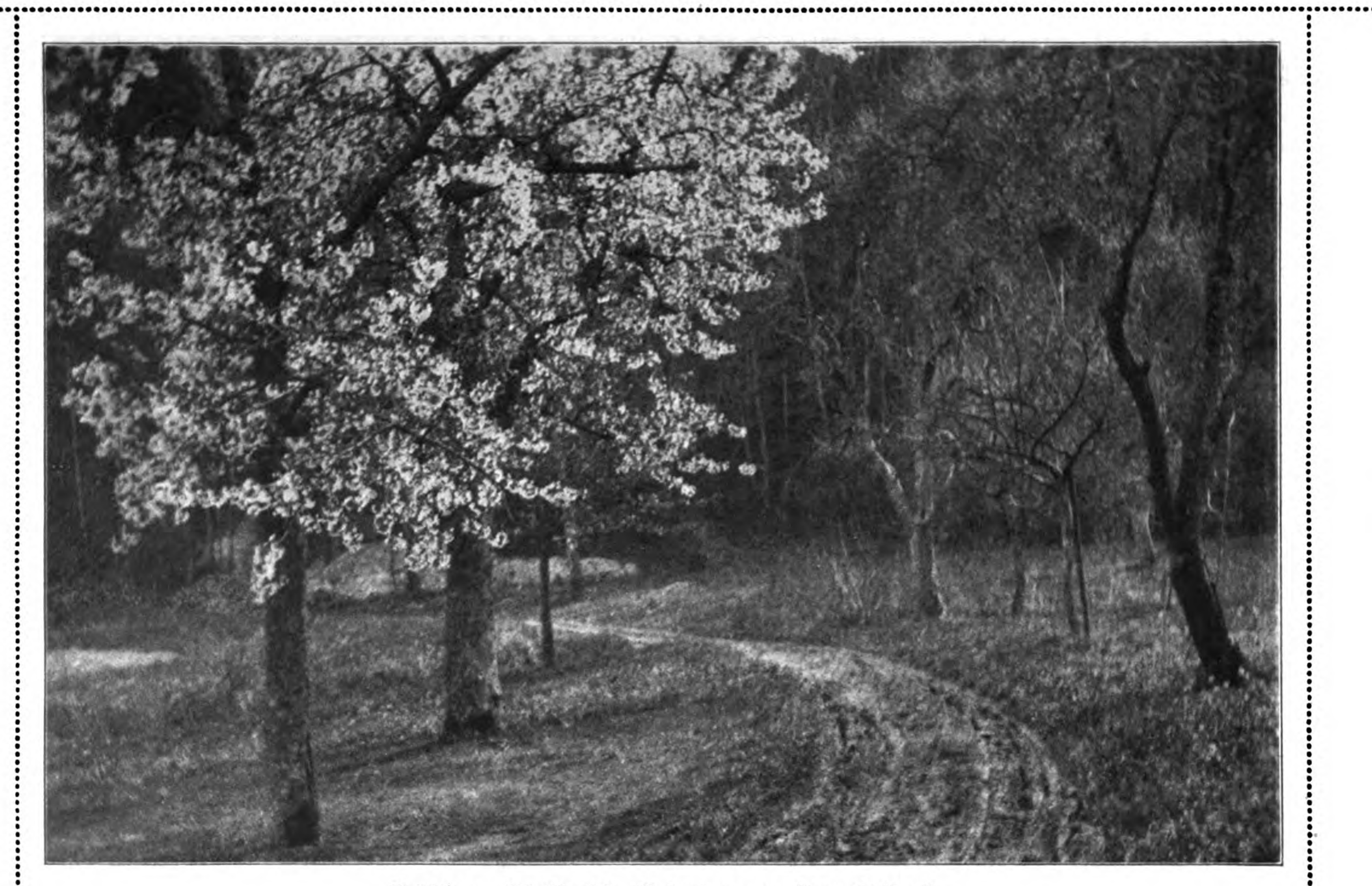
Doris trägt ein ganz leichtes, hauchzartes Kleid, ihre Arme blühen so nackt und frei wie damals, als sie hinter Merseburg die Hand des jungen Unbekannten streifte. Und sie gehen zu ihren Lieblingsplätzen, die so traut und verschwiegen sind wie am ersten Tag, trinken von ihren Quellen, pflücken Blumen und Blätter als letzte Erinnerungsgabe und spiegeln im sanften, grünen Waldbach das Bild ihrer Augen und ihrer Lippen. Dann löst Doris ihre goldenen Locken im Wind, denn sie ist jetzt die Waldkönigin, und ihr Dichter soll sie krönen. Und er flicht aus lauter kleinen Blumen, weißen und roten und solchen, die blau sind wie der Sommerhimmel darüber, ein artiges Kränzlein nach dem andern. Und für jede Blume erhält er einen Kuß, und noch tausend darüber ...

Nachmittags aber, während von ferne schon die jauchzenden Lieder der Dorfjugend schallen, sind alle im Pfarrhausgarten vereint. Und es gibt Kaffee und Kuchen und heitere Worte, als wäre das Wort Abschied ein dummes, fernes Märchen.

Rote Rosen blühen an den Wegen, und darüber rauschen die Bäume im Sonnenschein so ruhevoll und ewig, als müßten sie vor jedem Leid und Wechsel schützen und schirmen. Und doch starb hier im Hause der Vater und sie mußten ihr Heim verlassen — die Bäume aber rauschten weiter und haben nichts zu hindern vermocht. Sie werden auch morgen Äste und Krone wiegen und im Sonnenglanz funkeln lassen, wenn das lieblichste Menschenkind schon fern auf weißer Straße reist. Und sie werden so rauschen und sich gleich bleiben, wenn er selbst längst ...

Da bricht er die trüben Gedankenketten entzwei und erinnert sich seines Schwures. Und noch einmal wollen sie seine Lieder hören.

Er kann nur leise lesen, mit verkämpften Schmerzen, aber sie lassen sich täuschen und verstehen den matteren Klang seiner Stimme aus der Traurigkeit des Abschieds. Alte



Frühling. Künstlerische Aufnahme von Jean Seiberth

und neue Verslein liest er — bis auf die seligen Lieder, die seinem Mädchen allein gehören. Und dazu ein ganz neues Poem, eine Überraschung für heute, voll klingender Freude und herzweher Ahnung:

„Rosen auf den Weg gestreut
Und des Harms vergessen!
Eine kleine Spanne Zeit
Ward uns zugemessen.

Heute hüpft im Frühlingstanz
Noch der frohe Knabe — —
Morgen weht der Totenkranz
Schon auf seinem Grabe.

Fühlt, solang es Gott erlaubt,
Kuß und süße Trauben,
Bis der Tod, der alles raubt,
Kommt, sie euch zu rauben!

Unser schlummerndes Gebein,
In die Gruft gesäet,
Fühlet nicht den Rosenhain,
Der das Grab umwehet ...“

Kein Auge blieb dabei trocken. Und Doris blickt fest in die Sonne und ist tapfer wie ein Held. Freilich haben sie alle Hoffnung und tröstende Gedanken.

Und schon jubelt auf der Straße die helle Schar von Burschen und Mädchen und frohem Bauernvolk vorüber, dem Wirtshaus und der Festwiese zu, wo im Abenddämmer das Feuer der Sonnwende aufglühen soll.

Als dann die roten Funken und Garben zu den Sternen aufblitzen, die blaß und keusch das Kleid der jungen Nacht umkränzen, stehen auch Ludwig und Doris dabei und sehen zu, wie Pärlein um Pärlein zum flammenden Holzstoß schreitet und seine Wünsche und Sprüche sagt. Aber sie bleiben stumm und wollen ihre Zukunft nicht durch Zauberworte bestimmen. Nur ihre Herzen beten, das eine in Hoffnung, das andere in Wehmut, beide aber in Liebe.

Dann stehen sie abseits auf einer Hügelhalde und sehen, wie die Nacht dunkler wird und die Sterne klarer und leuchtender den ganzen Himmel überblühen. Und wie die roten Flammen aufzucken und versinken, wie die Burschen über die Brände springen und Räder werfen, wie alle glühende Herrlichkeit matter und niedriger wird und zu ersterben beginnt.

„Jetzt scheidet der Frühling von der Erde,“ sagt der Dichter traurig. „In einem Rosenwagen fährt er zur Gottheit auf.“

Ein kühler Nachtwind fliegt über die Halde, und Ludwig schüttelt sich in jähem Frost und verkämpft den Husten. Da erschrecken sie und gehen heim.

„Leb' wohl,“ sagt Doris vor dem Höltynest, „in wenigen Monaten sind wir wieder vereint. Nicht wahr, mein Liebling?“ Und sie küßt ihn rasch und will gehen.

Doch schluchzend bricht sie zusammen, ein untröstliches Weh hält sie plötzlich unrettbar umklammert.

Die Sterne leuchten noch lang über ihnen, und Küsse und wehe Freuden wirbeln um sie in unerschöpflichen Gluten.

„Ich komme noch früh zum Wagen,“ sagt beim Abschied der Liebende, „und bringe dir ein letztes Morgensträußchen.“ — —

Aber er kommt nicht, und Doris will nicht reisen vor lauter Angst und Herzeleid. Erst als Christiane ein Röslein aus ihrem Garten bringt und meldet, daß der Bruder tief schlafe und man ihn nicht wecken wollte, fährt sie in Tränen in den kühl verschleierten Morgen hinaus ...

Ludwig Hölty aber träumt wieder vom Frühling.

Er trägt wie an dem seligen Maitag das unscheinbare Jagdgewand und hält das große Bilderbuch unter dem Arm. Es ist viel stärker geworden, bereichert um neue, leuchtende Bilder. Und er steigt in die Postkutsche zu Doris und raunt ihr ein leises Wort ins Ohr. Da schluchzt das Mädchen auf, noch weher als gestern nachts. Und auch der Frühling blickt seinem Sänger so todtraurig nach, als sei es ein Abschied für alle Zeiten.

Langsam gleitet der Wagen dahin, dann hebt er sich von der Erde und schwebt leicht wie ein Elfenboot zur Höhe. Und nun blühen lauter Rosen um ihn, so rot und weh wie die Pfarrhausröslein. Der Frühling aber und sein Mädchen beugen sich aus dem Boot und pflücken die Rosen. Und sie sinken nieder auf ihn als letzter Gruß, unaufhörlich wie ein roter, blühender Regen und tauchen ihn tief in ihre warme Flut ...

Als er aber erwacht, sind es keine Rosen mehr. Sondern Blut, leise rinnendes Blut, ein letztes Siechtum verkündend ...

Als im nächsten Jahr der Frühling über Mariensee blühte und in den alten Gärten und Waldfluren neue Blumengesichter erweckte, fand er seinen Liebling nicht mehr. Noch ehe die alten Blätter von den Bäumen fielen, war er heimgegangen.

Ein unglücklicher Bruder im Geiste und in der Liebe, der Dichter Lenau, hat ihm später das Grablied gesungen.

„Hölty, dein Freund, der Frühling, ist gekommen!
Klagend irrt er im Haine, dich zu finden.
Doch umsonst! Sein klagender Ruf verhallt in
Einsamen Schatten.

Ach, an den Hügel sinkt er deines Grabes
Und umarmt ihn sehnsuchtsvoll: ‚Mein Sänger
Tot!‘ So klagt sein flüsternder Hauch dahin durch
Säuselnde Blumen ...“

Die Meuterei auf der Themse

Skizze aus dem Jahre 1797 von E. von Hersfeld

+ +

Wer vor etwa einem Jahr vorausgesagt hätte, daß an den Mastspitzen deutscher Linienschiffe und Kreuzer rote Flaggen wehen würden und daß die alte Flagge ‚schwarz, weiß, rot', die so oft jubelnd im Flaggenlied besungene, für die viele Tausende mit stolzen Heldengefühlen freudig in den Tod gegangen sind, ohne Sang und Klang niedergeholt würde, der wäre entweder für einen Pessimisten schlimmster Art oder für einen Revolutionär gehalten worden. — Wenn man von irgendwelchen kümmerlichen Negerrepubliken absieht, so ist die rote Flagge überhaupt kein nationales Sinnbild, kein Abzeichen von Einigkeit und Recht und Freiheit, sondern sie ist das Signal zum Kampf in früheren Zeiten gewesen und als solches wegen ihrer weitleuchtenden sichtbaren Farbe auf See von denen angenommen worden, die Kampf, Raub, Plünderung, Mord als Ziel ihrer Tätigkeit ansahen. Auf See ist die rote Flagge, wenn sie an Stelle der Nationalflagge weht, das Abzeichen der Seeräuberei. — Die alles gleichmachende Internationale hat die rote Flagge vielleicht aus anderen Rücksichten gewählt, jedenfalls besteht kein Zweifel, daß eine rote Flagge mit nationalem Bewußtsein und nationaler Ehre sich in keiner Weise in Einklang bringen läßt, ebensowenig wie eine rote Kokarde. — Die scharfen Befehle des englischen Admirals Beatty zeigen auch sehr deutlich selbst dem unklarsten Kopf, daß die rote Flagge nicht nur nicht anerkannt, sondern als gemeine Seeräuber- und Piratenflagge behandelt wird.

Unsere Marine hat in diesem schweren Kriege Hervorragendes geleistet, und die Geschichte wird darüber einst zu berichten haben; um so erschütternder und tief schmerzlicher wirkt es für jeden nationalen Deutschen, daß plötzlich in Gesinnung und Anschauung an Bord der Schiffe ein so furchtbarer Umschwung eingetreten ist. — Dem Unbeteiligten erscheint es fast wie eine akute Geisteskrankheit, die durch einen äußeren Umstand ausgelöst wurde, während tatsächlich das Krankheitsgift allgemein eingeimpft vorläufig schlummernd nicht nur in der Marine, sondern überall im Volk und im Heer vorhanden war und durch den Krieg, die Entbehrungen, die fortgesetzten Nervenaufpeitschungen einer sensationslüsternen Presse und durch das Grübeln und die Sehnsucht nach Frieden den besten Nährboden vorfand, der gedüngt war und täglich gedüngt wurde durch allerhand Mißstände und Unzuträglichkeiten, die sich wohl hätten vermeiden lassen. — Es wäre hochinteressant einmal eine psychologische Studie darüber zu schreiben, warum gerade die Marine besonders leicht zur Unzufriedenheit und Unruhe neigt — davon vielleicht ein andermal. Die nachfolgende geschichtliche Betrachtung soll nur zeigen, daß auch über der englischen Flotte in ernster Stunde, und zwar während des großen Krieges zwischen England und Frankreich 1793 bis 1802 das rote Abzeichen des Aufruhrs geweht hat. Es mag aber gleich vorausgeschickt werden, daß es sich in diesem Falle **nicht** um eine große **politische** Umwälzung, sondern um das Durchsetzen von Lohnforderungen, Änderung der Behandlungsweise der Mannschaften, Urlaubsfragen und ähnliche Dinge gehandelt hat.

Zur Zeit der französischen Revolution, ja sogar bis weit in das 19. Jahrhundert, setzten sich alle Marinen aus recht zweifelhaften Elementen zusammen. Die Behandlung der Leute war schlecht, die Verpflegung miserabel, die Unterbringung auf den dumpfen, lichtlosen, hölzernen Segelschiffen eng und gesundheitswidrig, dazu erhielten die Matrosen kaum Urlaub. Um diese Zeit gab es auch für Mannschaften keinerlei Uniform, selbst nicht in der englischen Marine; jeder konnte sich kleiden, wie es ihm beliebte. Um die Besatzungen während eines Krieges aufzufüllen, mußten bestimmte Städte eine gewisse Anzahl Leute stellen. Diese sogenannten „Quota"-Leute waren natürlich nicht die besten Staatsbürger, sondern lichtscheues Gesindel, das vielfach sich unmittelbar aus den Gefängnissen rekrutierte; außerdem wurde zu gewissen Zeiten das „Pressen", das heißt das gewaltsame Einfangen von Menschen, zum Seedienst offiziell gestattet. Die Löhnung betrug monatlich etwa 25 Mark, wurde aber nicht in bar und sehr unregelmäßig ausgezahlt. An Stelle des Geldes gab es Zahlzettel, die erst nach der Rückkehr von einer langen Reise in England eingelöst werden konnten, wobei Zwischenhändler und Betrüger eine sehr trübe Rolle spielten. Ganz eigenartig mutet es an, daß die Zahlmeister, die im besonderen für die Verpflegung der Mannschaft verantwortlich waren, etwa 12 Prozent der täglichen Ration zurückbehalten **mußten** „zur Bestreitung unvorhergesehener Ausgaben und für verdorbene Sachen". In diesen 12 Prozent war aber — und das ist das Wunderbarste — gleichzeitig das Gehalt des Zahlmeisters mit enthalten. Man kann daraus ohne tiefes Nachdenken die nötigen Schlüsse selbst ziehen. Unbedeutende Unzuträglichkeiten waren namentlich auf kleineren Schiffen schon in die Erscheinung getreten, sie blieben aber doch stets vereinzelt und lassen sich ausnahmslos auf eine geradezu bestialische Roheit der betreffenden Vorgesetzten zurückführen. Mit der französischen Revolution begann die Unzufriedenheit auf

größeren Schiffen hier und da aufzutreten, aber auch in diesen Fällen war niemals von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit die Rede, sondern es handelte sich um vollkommen begründete Beschwerden gegen einzelne mißliebige Offiziere und um Lohnforderungen.

Die ersten Wetterzeichen einer größeren Unzufriedenheit machten sich bemerkbar, als der äußerst beliebte englische Admiral Lord Howe, damals ein 71jähriger Mann, im Winter 1796/97 vier Bittschriften ohne Unterschrift erhielt, die in ruhiger Form allgemeine Klagen vorbrachten. — Howe stammte mütterlicherseits aus einer hannoverschen Familie (Platen-Kielmannsegge), er hatte im Jahre 1782 Gibraltar befreit und 1794 den großen Sieg über die Franzosen, den die Engländer noch heute als den „glorious first of June" bezeichnen, erfochten. Howe war ein ruhiger, vornehmer Mann, der sich namentlich auch auf wissenschaftlichem Gebiete ausgezeichnet hatte; sein Signalbuch wurde grundlegend für die englische Marine. — Als Howe die namenlosen Schreiben erhielt, befand er sich in einer Landstellung, die nach unsern heutigen Begriffen wegen seines hohen Alters mehr als Ehrenposten aufzufassen war; er hatte nämlich den „Oberbefehl über alle Kanalstreitkräfte". Unter ihm als Führer der Kanalflotte, die im besonderen mit der Blockade von Brest und der französischen Kanalküste beauftragt war, stand zu dieser Zeit Lord Bridport (Alexander Hood), damals auch schon 69 Jahre alt, der im Verhältnis zu Howe weniger bedeutend genannt werden muß, aber auch recht beliebt war. Trotzdem die anonymen Schreiben über den Kopf von Bridport sich unmittelbar an Howe wendeten und von einem vor dem Feinde liegenden Kampfgeschwader kamen, maß Howe ihnen keine besondere Bedeutung bei, sondern schickte sie, nachdem eine kurze Untersuchung „nichts Besonderes" ergeben hatte, zur Kenntnis an die englische Admiralität mit der Bemerkung, daß sie das „Werk von einer schlecht geleiteten Persönlichkeit" zu seien schienen. — Da die Briefschreiber sehr bald empfanden, daß selbst ihr beliebter „Black Dick", wie Lord Howe im Matrosenmunde hieß, nichts zur Besserung der Lage der Mannschaft veranlaßte, so wurde weiter in der Kanalflotte gegen die Admiralität gewühlt. — Äußerlich war nichts zu bemerken. Am 16. April 1797 wollte Bridport mit seiner Flotte zur Fortsetzung der Brest-Blockade in See gehen; die Mannschaft beschloß, an diesem Tage den Gehorsam geschlossen zu verweigern. Vier Tage vorher sickerte etwas von dieser Absicht durch, und Kapitän Patton von der Seetransport-Abteilung in Portsmouth meldete dies sofort durch Semaphor nach London an die Admiralität. — Diese Semaphorübermittlungen gingen damals derartig schnell und gewissenhaft, daß man sie für die Strecken längs der englischen Küste nach London vollkommen gleichbedeutend mit einem modernen Telegramm bewerten kann. — Die englische Admiralität war in peinlichster Verlegenheit und glaubte der Gehorsamsverweigerung dadurch die Spitze abzubrechen, daß sie ein sofortiges Auslaufen des Kanalgeschwaders befahl. Bridport wollte diesem Befehl nachkommen und gab bereits am 15. April das Signal zum Ankerlichten. Die Meuterer waren aber mit ihrem Programm auch schon fertig und beantworteten das Signal mit — der roten Flagge. Diese bedeutete damals in der englischen Marine etwa soviel wie „klar zum Gefecht". Gleichzeitig enterten die Mannschaften in die Masten und brachten drei Hurras aus. — Der Fall war ungeheuerlich, trotzdem er im Verhältnis zu den heutigen Begriffen, wo wir in einer großen Staatsumwälzung stehen, als völlig harmlos bezeichnet werden muß. Denn erstens wurde die englische Nationalflagge nicht angetastet und nicht niedergeholt; die rote Flagge bildete vielmehr nur ein „Signal", zweitens benahmen sich die Meuterer in bezug auf die Offiziere, auf die Disziplin völlig einwandfrei, so blieb beispielsweise die Admiralsflagge wehen; — man hielt Disziplin, befolgte alles, nur nicht den Befehl zum „Inseegehen". — Am folgenden Tage wurde von jedem Schiff eine Abordnung von zwei Mann auf das Flaggschiff entsandt, welche zwei Bittschriften überbrachte. Eine derselben war an die englische Admiralität, die andere an das Parlament gerichtet. Diese beiden Bittschriften zeichnen sich durch ihre ruhige, sachliche und demütige Form ganz besonders aus. Das Parlament wird bezugnehmend auf die hohen Kriegspreise und auf den Umstand, daß über hundert Jahre lang die niedrige Löhnung bestanden hätte, um Lohnerhöhung gebeten. Die Admiralität dagegen wird unter Hinweis, daß die Mannschaft für die Verteidigung des Landes das Äußerste täte und jederzeit tun würde, ersucht, Landurlaub, der wegen der Sorge vor Desertionen fast nie, auch nicht den Verheirateten, bewilligt wurde, zu genehmigen und namentlich für die Verwundeten besser zu sorgen.

Es folgen nun in den nächsten Tagen eine Reihe von Verhandlungen, die von seiten der Admiralität vom ersten Lord der Admiralität Spencer, begleitet von Lord Arden und Admiral Young, persönlich geführt wurden. Man erklärte sich mit den Forderungen der Mannschaften im allgemeinen einverstanden, wollte jedoch nicht eine Aufbesserung aller, sondern nur der älter gedienten Leute genehmigen. Die Aufständischen, die sich weiter bescheiden, sachlich und ruhig benahmen, blieben jedoch auf ihren Forderungen fest bestehen; dies war für sie um so leichter, als sie die Seesoldaten, die sonst im allgemeinen als Sicherheits- und Polizeitruppe gegen die Matrosen auftraten, mit in die Lohnerhöhung eingeschlossen und somit auf ihrer Seite hatten. Am 21. April, als die Verhandlungen durch die Admirale Gardner, Poole und Colpoys fortgesetzt wurden und

es sich hierbei namentlich um Zusicherung völliger Straflosigkeit für die Abgesandten handelte, griff der sehr impulsive Gardner einen der Delegierten tätlich an und erklärte, daß alle anwesenden Matrosen und außerdem jeder fünfte Mann der Flotte aufgehängt werden würden. Nur der Besonnenheit einiger Offiziere gelang es, zu erreichen, daß Gardner lebendig von Bord kam. Sofort wurden wieder das Kampfsignal, „die rote Flagge“, gesetzt und die Geschütze geladen. Lord Bridport holte diesmal seine Flagge nieder und begab sich von Bord. Schon am nächsten Tage hatte sich die Mannschaft beruhigt und bat ihren Geschwaderchef Lord Bridport schriftlich, wieder an Bord zurückzukehren. In diesem Brief wird Bridport als „ihr Vater und ihr Freund“ bezeichnet. In einem zweiten Schreiben teilen die Abgesandten der Admiralität den Vorfall betreffend Admiral Gardner mit. — Bridport kehrte auf sein Flaggschiff zurück, setzte wieder seine Admiralsflagge und hielt eine kurze Ansprache an die Mannschaft, der er mit Einverständnis der Admiralität Straflosigkeit zusicherte. Ein Befehl zum Ankerlichten, um die Schiffe etwas weiter nach See zu legen, wurde nun auch befolgt mit Ausnahme von drei Schiffen; unter diesen befand sich das Flaggschiff ‚London‘ des Admirals Colpoys, der zusammen mit Gardner die Streitigkeiten mit den Abgesandten gehabt hatte. — Hierdurch spitzte sich die Lage von neuem zu. Die Delegierten wollten sich jetzt auf der ‚London‘ noch einmal zu Beratungen versammeln, und Colpoys, der diesmal die Seesoldaten auf seiner Seite hatte, verbot das Betreten seines Flaggschiffes. Es sei eingeschaltet, daß nur die Seesoldaten, nicht aber die Matrosen auf den damaligen Schiffen Gewehre hatten. — Die Matrosen der ‚London‘ wurden, als das Boot mit den Delegierten in die Nähe kam, unter Deck geschickt, während Colpoys mit den Offizieren und Seesoldaten sich zur Verteidigung anschickten. Beim Anlegen des Bootes fiel von Deck der ‚London‘ ein Schuß, der scheinbar durch einen Befehl des ersten Offiziers des Schiffes veranlaßt war. Es kam nun zu einer kurzen Schießerei, in welcher fünf Delegierte fielen, doch wurde Colpoys mit seinen Leuten schnell überwunden. Die Mannschaft forderte von Colpoys den ersten Offizier, um ihn aufzuhängen. Der Admiral übernahm jedoch persönlich für den ersten Schuß sofort die volle Verantwortung, und dies imponierte den Matrosen derartig, daß sie sich beruhigten und nur die Offiziere in die Kammern schickten. Allerdings weigerte sich nun abermals das ganze Geschwader, in See zu gehen, bis nicht endgültig alle ihre Forderungen erfüllt und bindend zugesichert wurden. Die Admiralität hatte nämlich nach ihren ersten Versprechungen nichts weiter von sich hören lassen. Wieder wehte die rote Flagge. — Am 8. Mai waren im Parlament große Verhandlungen, die bereits sehr unter dem Druck der Verhältnisse in Portsmouth standen. Pitt, Fox, Sheridan ergriffen das Wort, und die Folge war die sofortige Bewilligung von „472000 Pfund für Matrosen und Seesoldaten zur Erfüllung ihrer berechtigten Ansprüche“.

Als etwa eine Woche später Admiral Howe, der hochverehrte Führer, von London mit weitgehenden Vollmachten eintraf, war die Meuterei beendigt. Die Delegierten marschierten vor die Dienstwohnung von Lord Howe, erhielten Erfrischungen, der alte Admiral wurde von der „Friedensprozession“ auf den Schultern getragen, man zog von Schiff zu Schiff, und alles löste sich in Wohlgefallen auf. —

Während auf diese Weise im Kanalgeschwader Ruhe und Frieden zustandekam, brach zeitlich unmittelbar anschließend eine viel schwerere Meuterei auf dem Themsegeschwader aus. Es war wohl selbstverständlich, daß die Geschehnisse von Portsmouth auf allen Geschwadern sehr schnell bekannt wurden, und da die Mannschaften auf dem Kanalgeschwader unstreitig einen großen Erfolg zu verzeichnen hatten, so mußte dies bei unruhigen Gemütern anderer Geschwader anfeuernd wirken. Auf dem Themsegeschwader befand sich ein gewisser Richard Parker als Matrose, der eine sehr zweifelhafte Vergangenheit hinter sich hatte. Parker stammte aus einer gebildeten Kaufmannsfamilie und war im Jahre 1786 als Midshipman (Seekadett) in die englische Marine eingetreten; er wurde jedoch aus der Offizierslaufbahn wegen unmoralischen, liederlichen Lebenswandels entfernt, kam später 1793 vor ein Kriegsgericht, und der erste Abschnitt seines Marinedienstes endete im Hospital, von wo er als „geisteskrank“ entlassen wurde. Parker war dann kurze Zeit in Frankreich; hier hatte er Gelegenheit, französische Revolutionsideen in sich aufzunehmen. Zurückgekehrt nach England versuchte er sich als Schullehrer, kam aber bald wegen Schulden ins Gefängnis und wurde nachdem als „Quota“-Mann für die Stadt Perth auf die Flotte zurückverpflanzt. Parker war 6 Wochen vor Ausbruch der Meuterei auf das Flaggschiff ‚Sandwich‘ kommandiert worden. — Seine Laufbahn hat etwas ganz Typisches und ist aus diesem Grunde auch genauer angeführt worden. Dieser Halbgebildete, mit allen Hunden Gehetzte wurde der Führer des Aufstandes des Themsegeschwaders. Während die Seeleute des Kanalgeschwaders bescheiden, anständig aber doch auch energisch ihre Bitten vertreten hatten, setzte Parker gleich ein scharfes Ultimatum auf, das die bezeichnende und herausfordernde Unterschrift trägt „Richard Parker, Präsident“ (es ist datiert vom 20. Mai 1797). Dieses Ultimatum enthält acht kurze Artikel. — Artikel 1 fordert die gleichen Vergünstigungen wie das Kanalgeschwader. — Artikel 2 beschäftigt sich mit Landurlaub. Artikel 3 und 5 mit dem Zeitpunkt der Bezahlung der Gebührnisse. Artikel 6 mit einer Begnadigung der

Deserteure. Artikel 7 bittet um gleichmäßige Verteilung der Prisengelder. Artikel 8 fordert Änderung und Milderung der Kriegsartikel. Diese Artikel sind harmlos. Nur der Artikel 4 lautet: „Kein Offizier, der von Bord eines S. M. Schiffe entfernt worden ist, darf ohne die Einwilligung der Besatzung wieder an Bord verwendet werden.“ — Nach damaligen Begriffen waren aber sämtliche Forderungen ganz ungeheuerlich.

Die Admiralität verhielt sich in einem sehr ruhigen Schreiben, das auf jeden Artikel Antwort gibt, ablehnend. Das Schreiben selbst ist von dem Admiral Buckner, der das Themsegeschwader befehligte und auf dem Stammschiff ‚Sandwich‘ seine Flagge führte, aufgesetzt. — Die Verhandlungen wurden nun von seiten Parkers nicht mehr sachlich weitergeführt, sondern die Meuterei artete in Terror und Diktatur Parkers aus, die aber im großen Ganzen betrachtet doch etwas Harmloses und Kleines blieb. Man zwang mit Drohung und Artillerie die loyalen Schiffe, zunächst sich den Meuterern, welche die rote Flagge neben der Nationalflagge gesetzt hatten, anzuschließen, und sperrte, um einen Druck auf die Admiralität auszuüben, die Themse. Es mutet eigenartig an, daß der Geburtstag des Königs, der in diese Zeit fiel, von den Meuterern festlich begangen wurde und daß abgesehen von der bedrohlichen Haltung viel harmloser Unfug, z. B. tägliche Umzüge in Booten mit Musik um die Flotte, veranstaltet wurden. Die Offiziere wurden teilweis interniert, teilweis an Land geschickt, jedenfalls kann man von groben allgemeinen Ausschreitungen und Roheiten nicht reden. Parker und die Delegierten setzten auch „Regeln und Befehle“ zur Aufrechterhaltung der Disziplin auf. Diese sind durchaus sachlich; bemerkenswert ist nur der Absatz 3, dieser lautet: „Keiner Frau ist gestattet, von einem Schiff an Land zu gehen, dagegen mögen so viele Frauen an Bord kommen, als es ihnen gefällt.“ — Gewiß ein höchst gemütliches Bordleben, zu dem allerdings bemerkt werden muß, daß Frauen an Bord durchaus nicht etwas ganz Besonderes bedeuteten. In den Verlustlisten der Schiffe der damaligen Zeit finden sich manchmal Frauen; Nelson hatte auf seinem Geschwader die dauernde Einschiffung von Frauen verboten.

Die Themsemeuterei brach aber bald in sich zusammen, weil jeder Verkehr mit dem Lande durch die Admiralität untersagt war und hierunter namentlich die sehr zahlreichen Kranken furchtbar litten und ansteckende Krankheiten an Bord um sich griffen. Gleichzeitig wurden an der Themse Batterien errichtet, um den Kampf mit den Meuterern aufzunehmen, und die Seezeichen entfernt. Die meuternden Schiffe bröckelten nun eins nach dem anderen ab, so daß schließlich gegen die ‚Sandwich‘ allein vorgegangen werden konnte. Am 13. Juni wurde die letzte rote Flagge niedergeholt, und am Tage darauf legte sich die ‚Sandwich‘ freiwillig unter die Kanonen von Sheerneß. — Die Meuterer wurden ausgehoben und die Rädelsführer, vor allem Richard Parker, gehängt, ein großer Teil der Beteiligten auf allen Schiffen ausgepeitscht, der Rest begnadigt. Parker selbst hatte sich zum Schluß würdig benommen und kann als Phantast und revolutionärer Abenteurer bezeichnet werden.

Auf noch zwei weiteren Geschwadern machte sich ein kurzes Aufflammen der Meuterei bemerkbar, und diese Ereignisse mögen hier noch kurz geschildert werden, weil sie besonders bezeichnend für die leitenden Admirale sind, die dieser Meutereien Herr wurden.

Das Geschwader, welches von Harwich aus die holländische Küste blockierte, stand unter dem Befehl des Admirals Duncan. Es war wohl selbstverständlich, daß die Themsemeuterei unter Parker sehr schnell auf das Geschwader Duncans übersprang.

Als auf dem Flaggschiff Duncans am 27. Mai sich die ersten Anzeichen von Unruhen zeigten, rief der Admiral seine Offiziere und Seesoldaten unter Waffen, befahl der Mannschaft anzutreten und forderte dann in nicht mißzuverstehender Weise, daß diejenigen Leute, die gehorchen wollten, auf die eine, die ungehorsamen auf die andere Seite treten sollten. — Vorausgeschickt muß werden, daß Duncan ein Hüne von Gestalt und von riesiger Körperkraft — ein Mann mit einem prachtvollen Goethekopf — war. Sechs Ungehorsame blieben abgesondert, und diese wurden sofort in Eisen gelegt, damit war die ‚Venerable‘ in den Händen der Offiziere. — Da Duncan jedoch überzeugt war, daß auch auf den anderen Schiffen seines Geschwaders Unruhe herrschte, so forderte er die Kommandanten zur Meldung auf. Diese antworteten, daß bei ihnen Ordnung herrsche, nur das kleine Linienschiff ‚Adamant‘ meldete das Gegenteil. Duncan fuhr an Bord, rief die Mannschaft zusammen. Als er den Rädelsführer sah, packte er diesen mit eisernem Griff und — hielt ihn über Bord mit der Frage an die Mannschaft, ob solch ein Bursche für sie eine Autorität bedeute, und die Mannschaft — brachte dem Admiral drei Hurras aus. Duncan ging nun zur Blockade mit seinem Geschwader an die holländische Küste, aber ein Schiff nach dem anderen, mit Ausnahme des ‚Adamant‘, verließ das Admiralsschiff ‚Venerable‘ und segelte auf die Themse zu Parker, der zu dieser Zeit Anfang Juni auf der Höhe seiner Präsidentschaft war. Die Besatzungen der abtrünnigen Schiffe entgleisten zunächst vollkommen — dies war der Höhepunkt der englischen Meuterei überhaupt — sie kamen aber, als sie die Erfolglosigkeit der Parkerschen Diktatur sahen, in etwa einer Woche zur Besinnung und verfielen später den über Parker und Genossen verhängten schweren Strafen. — Duncan hat übrigens mit ‚Venerable‘ und ‚Adamant‘ allein vor Texel in außerordentlich schneidiger Weise die Blockade

aufrechterhalten, und sein ganzes Geschwader hat durch die blutige Schlacht bei Camperdown, in der es einen glänzenden Sieg über die Holländer erfocht, die Schande der Meuterei im gleichen Jahre getilgt.

Ebenso schwierig, wenn auch anders, lagen die Verhältnisse auf dem Mittelmeergeschwader, das sich zu dieser Zeit unter dem Kommando des berühmt strengen John Jervis, des Lord von St. Vincent, an der portugiesischen Küste aufhielt. Der Admiral, durch die Admiralität von allen Vorgängen in England unterrichtet, traf in seinem Geschwader schärfste Gegenmaßregeln. Jeder Verkehr der Schiffe untereinander wurde verboten, Offiziere und Seesoldaten erhielten besondere Instruktionen. Die Kriegsgerichte arbeiteten mit äußerster Strenge gegen jede Disziplinwidrigkeit, und Gnade gab es nicht, selbst nicht für sonst gute Leute.

Als das Linienschiff ‚Marlborough‘, von Portsmouth kommend, zu dem Geschwader stieß, erhielt das Schiff, von dem Lord St. Vincent wußte, daß es bei den Meutereien im Kanalgeschwader stark beteiligt gewesen war, den Befehl, in der Mitte seiner Flotte zu ankern. Da auf ‚Marlborough‘ unterwegs wieder eine aufrührerische Bewegung gewesen war, wurde sofort ein Kriegsgericht eingesetzt und der Rädelsführer mit dem Tode durch Erhängen bestraft. Der Admiral befahl, daß die eigene Mannschaft die Todesstrafe vollziehen sollte und nicht Leute von anderen Schiffen hinzugezogen werden dürften. Der Kommandant, Kapitän Ellison, ein alter, schwer verwundeter, verdienter Offizier, bat, daß wie sonst üblich doch andere Mannschaften gestellt werden möchten. In sehr bezeichnender Weise lehnte der Admiral dieses Gesuch ab und befahl, daß die Exekution am nächsten Morgen um 8 Uhr stattfinden solle. „Für den Fall, daß Sie selbst nicht imstande sind, Ihr Schiff zu kommandieren, werden Sie einen anderen Offizier bereitfinden, der es kann —“, so schloß Sir John seine Rede. Für den nächsten Morgen wurde angeordnet, daß ‚Marlborough‘ die Geschütze einrennen und die Geschützpforten schließen solle, während sämtliche schweren Barkassen der Flotte mit Bootsgeschützen bewaffnet rings um die ‚Marlborough‘ klar zum Feuern gelegt wurden. Kurz vor 8 Uhr wurden auf allen Schiffen der Flotte „alle Mann“ an Deck gerufen, während gleichzeitig der Haupträdelsführer vom Flaggschiff, wo er die Nacht zugebracht hatte, auf die ‚Marlborough‘ gerudert wurde. — Minuten höchster Spannung! Acht Glas schlug die Schiffsglocke des Admiralschiffes — ein Kanonenschuß als Signal und gleichzeitig wurde auf ‚Marlborough‘ der Delinquent aufgeheißt — plötzlich eine kurze Pause, denn das Tau lief nicht glatt durch die Rolle, die Disziplin schien verloren, aber unmittelbar bemerkte man einen neuen starken Anlauf, einen Ruck, und der Sträfling wurde aufgelaufen und hing oben an der Rahe. Dem Gesetz war Genüge geschehen, und der Admiral an Bord seines Flaggschiffes brach in den Ruf aus: „Die Disziplin ist gerettet!“ — —

Die vorstehenden vier kleinen Bilder aus der englischen Seekriegsgeschichte sind jedes für sich charakteristisch — der alte beliebte Howe, der sich auf die Festigkeit der Admiralität stützende Buckner, der kraftvoll-starke Duncan und der eiserne Lord von St. Vincent. — Die Bilder zeigen, daß auch auf den stolzen englischen Schiffen inmitten schwerer Kriegszeit Unruhe und Aufruhr begann und die rote Flagge wehte. Da aber die Verhältnisse keinen politischen, sondern nur militärischen Einschlag hatten, so ließen sie sich auch militärisch bremsen und wieder in die richtigen Wege leiten. Politik ist ein eigen Ding und bedeutet für viele Menschen ein betäubendes, den Verstand raubendes Gift, das leicht größenwahnsinnige Ideen auslöst. Mögen daher nur Begnadete und Berufene sich damit abgeben und möge Heer und Flotte stets eingedenk sein, daß sie selbst nicht Politik treiben sollten, daß sie vielmehr nur ein starkes Werkzeug darstellen, auf das die Politik sich stützt.

Frühling 1919

So stark an Hoffen war kein Frühling je,
So stark an Sehnsucht nach der grünen Erde,
Befreit vom Eis, erlöst vom blut'gen Schnee
Und aufgetaut durch Gottes Willen: „Werde!“

Gebt euch die Hand! Seht, wie die Erde schafft,
Sie will ja Früchte zeugen und uns spenden,
Sie fühlt in sich die alte Frühlingskraft,
Den Schöpfungswillen! — Faßt euch bei den Händen!

Packt an! Tut es der Mutter Erde gleich
Und schöpft wie sie urkräftig aus dem vollen.
Kraft ist genug im heiligen Deutschen Reich!
Die Sehnsucht habt ihr . . . nun zeigt Frühlingswollen!

Hans-Caspar von Zobeltitz

Der redende Ahorn

Novelle von Karl Erdm. Edler

Andor von Szombathy hielt an einem heißen Sommernachmittag Siesta und träumte eben, wie in seinen Weinbergen die Sonne den Wein garkochte. Er oblag diesem wohligen Zeitvertreib mit völliger Unbekümmertheit um das, was die Kastelldiener und Hofinsassen in solchen brühheißen Stunden etwa anstellen mochten. Infolgedessen taten diese es ihrem Herrn nach und träumten gleichfalls von allerlei guten Gottesgaben. So konnte es geschehen, daß sich jemand bis zu seinem Liegestuhl unbeanstandet heranschlich. Als er beim Knarren der schlechtgeölten Türe die schlaftrunkenen Augen aufriß, sahen diese einen bettelhaften Burschen vor sich stehen. Der Hunger stierte ihm aus den Augen, an den mageren, nackten Füßen klebte die fette, schwarze Weizenerde der Szombathyschen Äcker, und der ganze Unglücksmensch war dürr wie der Schwengel eines Pußtaziehbrunnens.

Herr von Szombathy war zwar ein Mann von altungarischer Gemütlichkeit und Gutherzigkeit, aber auch ungemein bequem. Er schenkte also dem armen Kerl, was er gerade im Handbereich hatte. Da waren zunächst die Zischmen, die er sich vor der Siesta von einem Diener hatte abziehen und durch türkische Babuschen ersetzen lassen. Als Zehrpfennig gab er ihm, was er in der Schlafrocktasche aufstöberte. Da sich sonst nichts anderes mehr in erlangbarer Nähe vorfand, lieferte er ihm — das Hungergesicht tat ihm nämlich geradezu wehe — sogar das wunderschöne, scharlachrote seidene Sacktuch aus, womit er sich vor dem Einnicken das Gesicht gegen die Fliegenplage zugedeckt hatte.

Als der Beschenkte unter dem Stammeln von Dank und Segenswünschen hinaustrottete, sah der schon wieder Einnickende aus dem armseligen Bündel, das an des Burschen Hand schlenkerte, eine Klarinette hervorlugen. „Halt!“ rief er. „Spiel’ mir was auf deiner Klarinette!“

Der Bursche legte sorgsam Zischmen, Seidentuch und Bündel neben sich auf die Diele. So inmitten seiner Schätze stehend, begann er resolut seine Klarinette zu blasen. Er meisterte das schwierige Instrument erstaunlich gut und verstand es, sich sämtlichen Tücken und Nücken der achtzehn Löcher und dreizehn Klappen schlau zu entwinden.

„Halt!“ rief der Melomane schaudernd. „Fis! Nicht F! Also noch einmal!“

Gehorsam wurde dieser Takt wiederholt. Jetzt verfiel Herr von Szombathy bereits ins Fluchen. „Bist du taub?“ schrie er erbost. „Fis! Fis! Fis! Nicht F! Noch einmal den Takt!“

War es der niederdrückende Hunger oder die niederziehende Angst, die Klarinette blies abermals um einen halben Ton zu tief. Da sprang der Gutsherr aus seiner bequemen Ruhelage auf, hielt, blau vor Wut, dem verstockten F-Bläser beide Fäuste vor die erschreckt aufgerissenen Augen und brüllte: „Nicht einen Schritt aus dem Kastell, Kerl, bis du Fis bläst! Ich schwöre dir’s: nicht einen Schritt!“

Eine Nacht und einen Tag beherbergte das Szombathysche Kastell einen Gefangenen. Er wurde strenge bewacht, aber dabei dermaßen gefüttert, daß er manche entgangene Mahlzeit der Vergangenheit nachholen und sogar etliche künftig ausfallende im vorhinein hätte abtun können. Dazwischen musizierte er, bis er sich die Lippen an dem Schnabel der Klarinette wundgeblasen hatte. Als er aus seinem gemütlichen Gewahrsam vorgeführt wurde, hatte er die Zischmen an den Füßen und das scharlachrote Seidentuch umschlang als Krawatte seinen Hals. Auch sah er nicht mehr so hungrig aus.

Und diesmal blies er Fis.

Der Gutsherr sagte: „Bravo! Nicht weil du jetzt Fis blasen kannst, sondern weil du nicht mehr F geblasen hast. Sonst hätte ich dich ja umsonst weiterfüttern müssen, wie ich dir’s zugeschworen habe. Und das wäre keine Kleinigkeit, der Koch hat mir gemeldet, daß du ein Vielfraß bist. Ein anderer hätte also lebenslang F weitergeblasen. Du hast dir dein Futter nicht erschleichen wollen. Du bist ein ehrlicher Kerl. Jetzt lass’ ich dich erst recht nicht fort.“

Der arme Bursche war nicht allein ehrlich. Er erwies sich auch anstellig, tätig und tüchtig. Von einem Vertrauensposten zum anderen aufsteigend, bewährte er sich auf jedem so unübertrefflich, daß ihm schließlich die Verwaltung der ganzen Gutsherrschaft anvertraut wurde. Der Gutsherr, der bis dahin mit seinen Einkünften knapp ausgekommen war, konnte unter der neuen Verwaltung im Überfluß schwelgen.

Dem Verwalter merkte man das Schwelgen nicht an. Er blieb dünn und dürr wie seine Klarinette und schaute die Umwelt immer noch mit den großen Hungeraugen

der Kinder an, die sich im Märchenwald verirrt haben. Er mußte wohl als Säugling, statt an einem Milchschnuller, an dem Schnabelmundstück einer Klarinette gesaugt haben und mit Märchen gestillt worden sein, so oft er vor Hunger schrie. Bei dieser Gelegenheit mochte er nach und nach kunstgerecht Klarinette blasen und die Zaubersagen weiterspinnen gelernt haben, mit denen ihn die Mutter sattstopfte. Auch als allmächtiger Herrschaftsleiter beobachtete er Land und Leute seines Befehlsbereiches mit weitaufgeschlitzten Märchenaugen. Aber es waren die Augen des Lindwurms der Sage, die alles sahen, nichts übersahen, nichts nachsahen, sondern gefräßig den anvertrauten Schatz bewachten und mehrten. Beine, Arme, Finger und die Zunge schnellten dabei auf und ab wie die dreizehn Klarinettklappen in einem Prestissimo furioso. Das hatte zur Folge, daß auch die Gliedmaßen der Untergebenen nur so über Acker, Weinberg oder Weide hinwehten wie die Vierundsechzigstelnoten eines Csárdás.

Szombathy war ein tüchtiger Cellospieler. Freilich schnaufte er dabei und mußte sich in den Pausen den Schweiß mit einem seidenen Sacktuch von der Stirn wischen. Sein ansehnliches Bäuchlein und die zudringlich sich anlehnende Kniegeige „stießen sich zu hart im Raume". Aber er versöhnte sich restlos mit ihr, sobald sie mit der weichen Baritonstimme eines Grafen Luna sang: „Es kann kein Gott sie rauben mir, kein Gott, kein Gott sie rauben mir." Häufig rief er auch den jederzeit hilfsbereiten Verwalter zur Abwehr herbei. Im Duett spielte dann die Klarinette die beherrschende Rolle.

Einmal schien dem Herrn sogar diese Hilfe gegen die Anmaßung des Cellos nicht zu genügen. Denn er sagte aufseufzend: „Eigentlich wäre es doch nett, wenn man zur Abwechslung auch einmal ein Trio spielen könnte."

„Das kann man ja machen," entgegnete der Verwalter wie jedesmal, wenn der Herr einen Wunsch laut werden ließ. Und, wie jedesmal, machte er es auch. Zu diesem Zwecke, und zwar bloß zu diesem Zwecke, heiratete er die Erzieherin aus einem Nachbarkastell, weil sie meisterlich Klavier spielte. Da hatte man also das Trio. Das Glück war fertig. Man konnte eben alles machen, wofern es zum Glück des Herrn gereichte.

Die sehr hübsche und noch mehr kokette Braut erfuhr erst bei der Trauung, daß sie nicht Frau Fis heiße, sondern eigentlich Frau Pista Gergeli. Sie entwickelte auch sofort eine fanatische Unduldsamkeit gegen diesen musikalischen Beinamen, sowie gegen manches andere. Sie konnte das Erziehen nicht lassen und glättete unverdrossen an der äußeren Lebensführung ihres Pista herum. Solange sie sich auf das Polieren, Übergipsen oder Furnieren beschränkte, erwies sich Pista gelehrig und willig wie ein gutmütiger Pudel. Nur an seine Märchendrachenmanieren gegen die Übeltäter im Wirtschaftsbetriebe durfte sie sich nicht vorwagen, noch auch daran, daß er hinter die Saumseligen seine Beine und Arme mit einer Hurtigkeit in Bewegung setzte wie der Klarinettenvirtuose seine dreizehn Klappen. Pista hatte sein Frauchen nachträglich unsinnig liebgewonnen; aber auf Kosten des Herrn durfte auch die fügsamste Liebe nicht umsichgreifen. Da konnte er nicht bloß widerborstig, sondern sogar „fuchsteufelswild" werden.

Für solche Fälle gab es zum Glück zwei untrügliche Beruhigungsmittel. Das junge Frauchen setzte sich zum Klavier und sang und spielte ihm alte ungarische Volkslieder vor. Mit einem anderen Opiat kurierte ihn von allen Verstimmungen seine uralte Mutter, die er zu sich genommen hatte. Sie wiederholte ihm eines der Märchen, die sie ihm in seiner Kindheit erzählt hatte, oder brachte ein neues vor, das sie ihm damals zu erzählen vergessen hatte. Da zündete er dann seine Meerschaumpfeife an und dichtete alsbald in die blauen Verpeléter Tabakswölkchen noch neuere, von denen nicht einmal die Mutter jemals gehört hatte. Diese erzählte er brühwarm der Greisin. Davon glättete sich ihr handtellerklein verschrumpftes Runzelgesicht zusehends, bis sie ganz zum Kinde wurde und lachte und weinte, wie einst der kleine Pista bei ihren Märchen gelacht und geweint hatte. Und das war derselbe Mann, den zu überlisten die abgefeimtesten Roßtäuscher, Viehmakler, Weinaufkäufer und Getreidewucherer längst resigniert aufgegeben hatten.

Aber womit sich alle diese Trugkünstler nicht mehr gegen Gergeli herauswagten, dessen erkühnte sich sein eigenes Weib. Die gewissenlose, kokette Frau hatte es von Anfang an auf Herrn von Szombathy abgesehen. Er war vornehmer, reicher und weit bequemer zu handhaben als ihr steifnackig redlicher Mann. Dabei ging das Umgarnen so leicht: der Gutsherr hatte immer Zeit für ihr Unverstandensein, sein Verwalter bloß, soweit es die Amtsstrenge knapp verstattete. Auch schien das Netz, womit sie ihren Fang behutsam einholte, diesem bloß eine spinnwebedünne Spielerei zu sein, bis es ihm über dem Kopf zusammenschlug und ihn, an Füßen, Fäusten und Mund gekne-

belt, umstrickte. Überdies würzte ihren Triumph das hoffärtige Bewußtsein, mittels ihrer Schlangenklugheit und Ränkegewandtheit ihren Mann hinters Licht geführt zu haben, der sonst jegliche Überlistung überschlau herauswitterte.

Eines Abends geschah es, daß Pista mitten in einem Trio plötzlich die Klarinette absetzte und sagte: „Halt! Cello und Klavier haben gemeinsam F statt Fis gespielt."

Szombathy rückte verlegen den Finger um einen halben Ton weiter. Frau Gergesi schob heimlich den rechten Zeigefinger von der weißen F-Taste zur schwarzen Fis-Taste.

„Es kommt vor, daß Instrumente nicht bloß musizieren, sondern auch reden und dabei wider Willen allerlei verraten," warf Gergesi ganz unvermittelt hin wie das Endergebnis einer langen stummen Gedankenreihe. „Mir fällt da gerade ein Märchen ein, das mir erst neulich die Mutter erzählt hat. Es war einmal in uralten Zeiten ein König, der hatte drei Töchter und keinen Sohn. Da galt es also, drei Mitgiften zusammenzuhamstern, und das ganz gehörig. Prinzessinnen kann man nicht mit einer gemalten Truhe voll Ärmelhemden, Leibchen und Faltenröcken ausstatten nebst einem Strumpf voll Taler. Zumal wenn sie nicht sonderlich hübsch sind, wie die zwei älteren. Die erste war bereits überreif und hatte den Milchsäurestich oder Zicken, der den Wein derart verdirbt, daß er nicht einmal mehr zum Essig taugt. Die zweite war auch schon bedenklich am Sauerwerden und mahnte mit den bleichsüchtigen Wangen an den Kahm, der den Wein mit einer weißlichen Schimmeldecke überzieht. Die Zicken-Prinzessin hatte bisher keinen Mann bekommen, weil sie zu wählerisch war und vor lauter Ausklauben nie zum Zugreifen kam. Bei der Kahmigen mochte im Gegenteil keiner zugreifen, weil sie sich selber jedem nicht genug lieb auf dem Präsentierbrett entgegentragen konnte. So oft ein Maler die Porträte der Königstochter für die fernwohnenden Bewerber malte, schnitt die erste die scheußlichsten Grimassen, um den unliebsamen Bräutigam anzuekeln; dagegen verzog die zweite, um ihn zu bezaubern, das Mündchen so honigsüß und verdrehte die Augen dermaßen seligkeitsverheißend, daß jeden vor der schiefmäuligen Larve ein Grauen packte.

Sie behaupteten jedoch, daß sie nur deshalb keine Männer bekämen, weil der Vater die Schnüre seines Säckels stramm zusammenzog, so oft sie sich neu gewanden wollten. Sie hatten ja ihre Kleider unzählige Male waschen müssen, bis das Mohnblumenmuster ganz herausgebleicht war und nur noch schleißige Fähnlein an ihnen herumhingen.

Darum wurden sie aufsässig gegen den Vater, händelsüchtig untereinander und bissig gegen die Jüngste, weil diese nicht mittat, sondern ganz fidel in ihrem verschlissenen kurzen Röckchen herumsang oder herumträllerte. Deswegen war sie dem Vater eine rechte Herzensfreude. Er ersparte sich einen Hofmusikanten; wenn er Lust auf ein Liedchen verspürte, brauchte er bloß zu rufen: „Komm mal her, mein kleines Geigerl!" Sie war eben noch ein Brausewein oder Sauser, der Most in schönster Gärung. Gleichwohl merkte man ihr schon an, daß sich da eine auserlesen feine Blume herausgären würde. Ja, just die Bissigkeit der Schwestern trug nur dazu bei, das junge Weinchen recht kräftig, feurig, bukettreich zu machen. Sie wirkte nämlich wie eine Mostpeitschmaschine, die den Wein beim Durchpeitschen schönstens durchlüftet und den Schaum beseitigt.

Als dem König das Maulen und Schabernacktreiben der beiden Älteren endlich schon zum Hals hinauswuchs, entschloß er sich schweren Herzens zu einer großmütigen Tat. Er versprach ein neues Kleid — aber bloß eins. Drei auf einmal könne er nicht leisten, eine derartige Prasserei trage das Königreich nun einmal nicht. Das Gezeter der beiden anderen, die dabei leer ausgehen mußten, schaffte er sich im vorhinein vom Halse. Er stellte es nämlich allen dreien anheim, selber miteinander fertigzuwerden. Drei Hofdamen sollten ihnen ihre irdenen Kaffeetöpfe nachtragen, jedoch bloß bis zum Saume des großen Forstes. Dort sollte jede ihren Topf selbst in die linke Hand nehmen und in den Wald gehen, um mit der Rechten Erdbeeren zu pflücken — aber nur ganz reife.

„Die ihren Topf zuerst bis zum Rande füllt, bekommt das neue Kleid. Keine Widerrede! Und jetzt schleunigst hinaus!" schrie er mit Donnerstimme, wie jedesmal, wenn er sich vor den Mätzchen der Töchter fürchtete.

Da zeigte sich nun gleich im vorderen Unterholz, daß die Jüngste eine wundersame Übung darin besaß, Erdbeeren aufzustöbern, ja geradezu schon von weitem zu wittern. Während nämlich die Schwestern daheim dem Vater und einander das Leben vergällten, hatte sie es sich im Walde mit Erdbeerenschmausen versüßt. Hierzu kam noch, daß sie in ihrem kurzen Röckchen weit flinker einherhuschte als die Schwestern in ihren verwaschenen Mohnblumenschleppkleidern. Überdies besaß sie hurtiger zugreifende Hände und gewandtere Fingerchen beim Abrebbeln der Beeren. So geschah es, daß in einer Zeitspanne, in der man kaum einen halben Rosenkranz hätte abbeten können, ihr Topf nicht

allein voll war, sondern sogar ein hohes spitzes rotes Überdächlein aufsitzen hatte. Währenddessen war von den beiden anderen Töpfen der eine noch nicht einmal zur Hälfte gefüllt. In dem zweiten lugte gar noch der irdene Boden zwischen ein paar grünlich-weißen unreifen Dingern hervor, worunter sich auch eine giftige Einbeere eingeschlichen hatte.

Da fielen die zwei Älteren über die Jüngste her und erschlugen sie. Die Leiche verscharrten sie tief im Waldesdickicht. Zu Hause taten sie erbost, weil „der nichtsnutzige Fratz" noch immer nicht heimgekommen war. Naseweis wie immer, habe er sich offenbar zu weit in den wilden Urwald vorgewagt und mit seiner bodenlosen Albernheit verirrt. Man suchte tage-, wochen-, monatelang nach ihr. Als Jahre daraus wurden, war sie verschollen.

Aus dem Prinzessinnengrabe war mittlerweile ein Ahorn gewachsen. Unter diesem saß einmal ein armer Bursche und träumte vor sich hin. Er hörte ganz deutlich, wie der Wind sachte mit dem Wipfel redete, nur kannte er die Sprache nicht. Er vernahm auch, wie der Wipfel dem Winde entgegensang, nur verstand er die Worte des Liedes nicht. Das Lied klang so wehe, daß dem Burschen die Tränen über die Wangen rollten, und so zauberisch süß, daß er sich von dem Baume gar nicht trennen konnte. Am liebsten hätte er dem Sange sein Leben lang zuhören mögen. Um ihn für immer unverlierbar mit sich zu nehmen, schnitt er den Ahorn ab und machte sich aus dem Holz eine Fiedel. Wenn er mit dem Bogen über sie hinstrich, tönte ihm das schmerzlichsüße Lied entgegen:

„Ich war des Königs Töchterlein,
Bin jetzt aus Ahornbrettlein
Nur noch ein armes Geiglein." — —

Rührend — nicht wahr? — zum Weinen, wie das Ahorn-Geiglein redet. Doch können auch Cello und Klavier so reden und ganz verständlich sagen: „Wir spielen lieber allein miteinander Duette, die Klarinette brauchen wir nicht."

Darauf muß dann freilich auch die Klarinette antworten: „Der arme Bursche, der mich mit seinem Wanderbündel in dieselbe Stube hereingebracht hat, ist hier von Hunger, Not und Tod erlöst worden. Man hat ihn gelabt, gepflegt, warmgehalten, mit Güte und Vertrauen überschüttet, zu dem gemacht, was er ist und was er kann, zu einem brauchbaren Menschen. Darum packt er mich schweigend wieder in das Wanderbündel und zieht schweigend in die weite Welt fort. Wo Musikinstrumente so deutlich reden, brauchen Menschen nicht mehr zu reden."

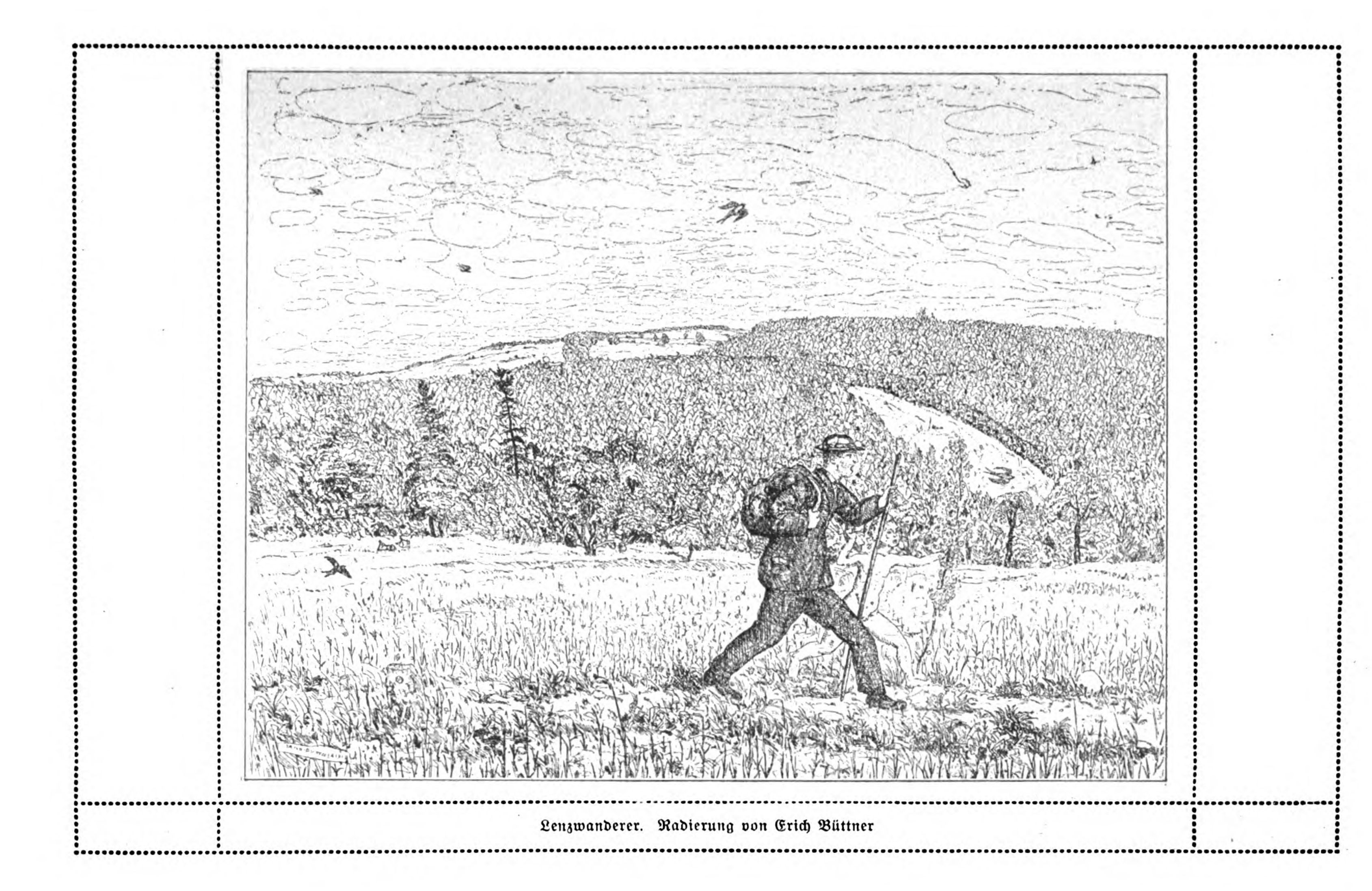
Er hatte in ruhigem Ton gesprochen, nur weniger laut, als er es sonst zu tun pflegte, als ob er allein mit sich selber rede. Die großen Märchenaugen hatte er die ganze Zeit über geschlossen gehalten, um den beiden zu ersparen, daß sie ihr Erschrecken und Erröten in ihnen sich spiegeln sahen. Jetzt tat er sie auf. Ein letzter Blick überflog, ohne die Frau auch nur zu streifen, seinen Herrn. Dann nahm er die Klarinette vom Pult und ging leise auftretend hinaus wie aus einem Sterbegemach, darin ein geliebter Toter liegt, von dem man eben Abschied genommen hat.

Hierauf verließ er mit seiner Mutter den Gutshof und verlor sich in die Fremde.

Ungestört konnten nun die Zurückgebliebenen Duette spielen. Aber es lastete ein Unsegen darauf. Sie konnten nicht Takt miteinander halten und gerieten arg auseinander. Auch war bald das Cello zu hoch, bald das Klavier zu tief gestimmt, bald erwiesen sich gar alle beide verstimmt. Als die Disharmonie und die Unstimmigkeit im Tempo schließlich unerträglich wurde, gingen sie auseinander. Die Frau zog mit ihrem Klavier aus, um neuerdings Jungmädchen zu glätten, zu polieren, zu übergipsen oder zu furnieren. Szombathy geriet aus dem Überfluß wieder in die ehemalige Knappheit. Er spielte noch immer Cello. Aber manchmal hielt er mitten im zärtlichsten Bogenstrich inne und lauschte. Die Klarinette ging ihm ab.

Eines Abends zerkleinerte er das Cello zu Spänen und verbrannte es. War es die Glut des Feuers, die ihm so in die Augen brannte, daß durch die Wangenfurchen Tränen niederrieselten? Oder war es das schmerzlich-süße Liedchen des Königstöchterleins, das ihm auf einmal aus dem Knittern des Resonanzholzes entgegentönte? Denn er hatte eben an einen gedacht, der nicht bloß wie ein dankbarer Mensch an seinem Wohltäter gehangen war, sondern mit der unverbrüchlichen Treue eines armen Köters, den eine barmherzige Hand aus dem Wasserstrudel gezogen und aufgefüttert hat. Er dagegen hatte solche Treue mit Treulosigkeit gelohnt. Der Verratene hatte nicht angeklagt, nicht gerichtet, nicht gestraft, ganz wie das Königstöchterlein im Märchen. Sie hat kein einziges schlimmes Wort für die treulosen Schwestern. Sie erzählt bloß schwermütig, was sie einst war, und dann mit einem Lächeln unter Tränen, was aus ihr geworden ist:

„Ich war des Königs Töchterlein,
Bin jetzt aus Ahornbrettlein
Nur noch ein armes Geiglein."



Lenzwanderer. Radierung von Erich Büttner



Berliner Bühnen. Von Dr. Paul Weiglin

Georg Kaiser: ‚Von morgens bis mitternachts' und ‚Gas' — Carl Sternheim: ‚Tabula rasa' — August Strindberg: ‚Luther' — Rolf Lauckner: ‚Der Sturz des Apostels Paulus' — Björnson: ‚Der König' — Karl Schönherr: ‚Narrenspiel des Lebens' — Wilhelm Stücklen: ‚Purpus' — Hermann Sudermann: ‚Das höhere Leben' — Franz Herczeg: ‚Der Blaufuchs' — Franz Lehar: ‚Wo die Lerche singt' — Shakespeare: ‚Wie es euch gefällt'

Auch die dramatische Dichtkunst unserer Zeit bemüht sich, unabhängig von der zur Nachahmung drängenden Wirklichkeit zu einer reinen Gestaltung innerlich geschauter Gesichte zu gelangen. Sie nimmt nicht mehr die Natur, wie sie ist, und benutzt sie als das Gefäß ihrer Gefühle, sondern unterwirft die Wahrscheinlichkeit mit Willkür den Herzensforderungen des Dichters. Der Kunstausdruck hierfür heißt Expressionismus, ein neues Wort für eine alte Sache, und wenn wir uns fragen, warum gerade jetzt mit der irdischen Schwere der Dinge so leichtherzig umgesprungen wird, so erteilt uns Jean Paul den bündigsten Bescheid. Er schreibt: „Es folgt aus der gesetzlosen Willkür des jetzigen Zeitgeistes — der lieber ichsüchtig die Welt und das All vernichtet, um sich nur freien Spielraum im Nichts auszuleeren, und welcher den Verband seiner Wunden als eine Fessel abreißet —, daß er von der Nachahmung und dem Studium der Natur verächtlich sprechen muß."

Diese auf die „poetischen Nihilisten" des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts gemünzten Worte treffen mitsamt der Kennzeichnung der Zeit auch auf Georg Kaiser zu, der fruchtbar wie kein zweiter um einen wirklichkeitsfernen und gefühlsstarken dramatischen Stil ringt. Er ist Nihilist in dem Sinne, daß er sich von den landläufigen Überlieferungen der Bühne entschieden lossagt, aber er beginnt bereits auf freiem Gelände eine neue Schauburg zu errichten, und wenn diese Schauburg noch nicht fertig ist und vorläufig kahl und unwirtlich wirkt: sie hat Stil.

An zwei Stellen spielte man gegen das Ende des Berliner Theaterwinters Stücke von Georg Kaiser: im Deutschen Theater und in der Volksbühne am Bülowplatz. Die höheren Anprüche an den Zuschauer stellt das bei Reinhardt aufgeführte Stück ‚Von morgens bis mitternachts.' Wenn man den Inhalt dieses Dramas berichten will, gerät man freilich in einige Verlegenheit. Denn aus den rohen Geschehnissen wird sich der Leser schwer von der Bedeutung des Stückes überzeugen lassen. Was geht vor? Der Kassierer einer kleinen Bank läßt sich durch den Anblick einer schönen Frau verführen, sech=

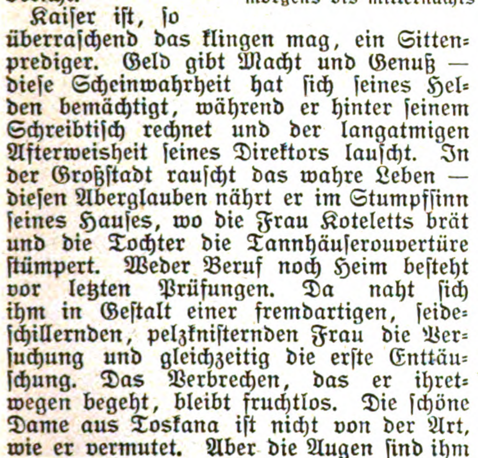


Die Kampfrichter (Sigmund Nunberg, Max Nemetz, Eugen Herbert, Wolfgang Heinz) beim Sechstagerennen in Georg Kaisers ‚Von morgens bis mitternachts'. Deutsches Theater (Phot. Zander & Labisch)

zigtausend Mark zu unterschlagen, flüchtet mit seinem Raube aus der kleinen Stadt W. in die große Stadt B., spielt einen Abend lang in Sportpalast und Ballhaus den vornehmen Herrn und endet durch Selbstmord in einer Versammlung der Heilsarmee. Das ist im Grunde nicht viel mehr als ein Polizeibericht.



Eine der Masken (Valeska Gert) in Georg Kaisers ‚Von morgens bis mitternachts‘ (Phot. Zander & Labisch)



Kaiser ist, so überraschend das klingen mag, ein Sittenprediger. Geld gibt Macht und Genuß — diese Scheinwahrheit hat sich seines Helden bemächtigt, während er hinter seinem Schreibtisch rechnet und der langatmigen Afterweisheit seines Direktors lauscht. In der Großstadt rauscht das wahre Leben — diesen Aberglauben nährt er im Stumpfsinn seines Hauses, wo die Frau Koteletts brät und die Tochter die Tannhäuserouvertüre stümpert. Weder Beruf noch Heim besteht vor letzten Prüfungen. Da naht sich ihm in Gestalt einer fremdartigen, seideschillernden, pelzknisternden Frau die Versuchung und gleichzeitig die erste Enttäuschung. Das Verbrechen, das er ihretwegen begeht, bleibt fruchtlos. Die schöne Dame aus Toskana ist nicht von der Art, wie er vermutet. Aber die Augen sind ihm durchgegangen, und der ganze Mensch rollt nach. Er eilt mit brünstigem Verlangen auf die Suche nach der Ware, die man mit dem vollen Einsatz kauft. Den Weg weist ihm die Polizei des Daseins, der Tod, der ihm auf verschneitem Friedhof im Wintergewitter erscheint. Doch der Kassierer lehnt diese Auskunft als nicht lückenlos und allzu dürftig ab. Er will nicht weiteren Verwicklungen enthoben sein; er schätzt Komplikationen höher. Er hat bis zum Abend noch eine ganze Menge Verpflichtungen vor sich. Der Tod kann unmöglich die erste sein, vielleicht die letzte. Immerhin ist diese einstweilen vorübergehende Erscheinung „ein Anfang, der Vertrauen einflößt und im Wirbel kommender großartiger Ereignisse den nötigen Rückhalt schafft.“

In diesen Wirbel stürzt er sich alsbald. Er muß sich eilen, wenn er „zu günstigen Resultaten vorstoßen“ will. Fabelhafte Wirkung zu erleben ist sein Wunsch. Im Blödsinn des Sechstagerennens scheint sie zu toben. Er steigert sie, indem er die gestohlene Summe zum heulenden Jubel der in dreifach übereinandergelegten Ringen sich



Der Milliardärsohn (E. Stahl-Nachbaur) vor seinen Arbeitern in Georg Kaisers ‚Gas‘ Volksbühne am Bülowplatz (Phot. Zander & Labisch)

pfropfenden Masse als Preis aussetzt. Hier wähnt er, letzte Ballung des Tatsächlichen zu erleben: „Aus siedender Auflösung des einzelnen geballt der Kern: Leidenschaft.“ Aber der Gewinn, den er schon geschichtet sieht, zerrinnt. Eine Hoheit geruht, das Rennen zu beehren. Das tolle Lärmen verstummt. Die Nationalhymne ertönt. Buckel krümmen sich. Der eben noch lodernde Brand wird ausgetreten von einem Lackstiefel. Das ist Betrug. Der „ungenannt bleiben wollende Herr“ denkt zum grenzenlosen Erstaunen der aus Geschäftigkeit erstarrenden Kampfrichter nicht mehr daran, sein Geld in ein so faules Geschäft zu stecken.

Weiter hetzt der Kassierer auf dem Weg seiner Enttäuschungen. Spitzen sucht er, letzte Ballungen in allen Dingen, das Delikateste vom Delikaten. Aber wie im Sportpalast klopft er im Ballhaus an falschen Türen. Er verliert keine Zeit mit einem weiblichen Harlekin, der trunken nur noch Sekt lallen kann, oder mit einer andern Maske, die er in unerhörtem Wirbel tanzen sehen will und die ein Holzbein vor seinem Zorn nicht zu entschuldigen vermag. Er will etwas erleben und folgt einem Mädchen von der Heilsarmee, die sich, eintönig den Kriegsruf anbietend, an seine Fersen geheftet hat. Von der Bußbank tönt ihm in mannigfachen Abspiegelungen seine eigene Geschichte ins Ohr. In diesem Saal dröhnt ihm Erfüllung, ausgeschmolzen aus diesen glühenden zwei Tiegeln: Bekenntnis und Buße. Er berichtet, was er getan, und als Zugabe spendet er die Weisheit, die er gewonnen: „Mit keinem Geld aus allen Bankkassen der Welt kann man sich irgendwas von Wert kaufen. Man kauft immer weniger, als man bezahlt. Und je mehr man bezahlt, um so geringer wird die Ware. Das Geld verschlechtert den Wert. Das Geld verhüllt das Echte — das Geld ist der armseligste Schwindel unter allem Betrug.“ Und um etwas davon aus der Welt zu schaffen, wirft er seine Scheine und Geldstücke in den Saal, um sie von der Menge zerstampfen zu lassen. Diese jedoch, voran die Bußfertigen, schlägt sich um den elenden Mammon; nur das Mädchen, das den Kassierer in die Versammlung geführt, nimmt an dem Kampfe nicht teil und bleibt bei ihm unter umgeworfenen Bänken in dem leeren Saal. Noch einmal unterliegt der Oftbetrogene einer Täuschung. Er sieht in ihr und sich ein Abbild ewiger Beständigkeit: Mädchen und Mann. Doch auch dieses mystische Erlebnis ist nur Trug. Das Mädchen ist geblieben, um den verfolgten Kassierer dem Schutzmann zu zeigen und sich so die Belohnung zu verdienen. Nun erscheint dem Einsamen und Unbefriedigten rneut als letzte Erfüllung, nicht emehr verlacht, sondern bewillkommt, der Tod. „Von morgens bis mitternachts rase ich im Kreise — nun zeigt sein fingerhergewinktes Zeichen den Ausweg — wohin?!!“

Kurt Götz als König und Dagny Servaes als Clara Ernst in Björnsons ‚König‘ (Lessingtheater (Phot. Zander & Labisch)

Die Antwort auf diese Frage „zerschießt er“ in seine Hemdbrust. Aber dieses unlösbare Fragezeichen ist auch das einzige, mit dem er uns entläßt. Wenn Aug' und Ohr sich an die fast kinomäßig abschnurrende Eile der Begebenheiten und die zu äußerster Kraft und Sparsamkeit erzogene Sprache gewöhnt haben, tritt der sittliche Gehalt dieses Dramas klar zutage, und wir fühlen, was uns nur selten vergönnt wird, die Schaubühne als moralische Anstalt. Kaiser übt eine aristokratische Kunst, die bis zur Schrulle eigentümlich sein will, die aber bei aller scheinbaren Kälte nicht das Ergebnis bloß

klügelnder Berechnung, sondern weit mehr das Erzeugnis tief schürfender Herzenskunde ist. Den Haß auf das Geld kann man als die Keimzelle dieses Dramas betrachten. Um seine Berechtigung darzutun, bedarf es nur der einfachsten Mittel. Diese Mittel jedoch müssen bis aufs letzte ausgenutzt werden. Es gilt, auch künstlerisch „Spitzen" zu geben.

Die Aufgabe, die mit diesem Werk an Felix Hollaender als Spielleiter herantrat, war schwer. Daß ein Massenauftritt wie die Heilsarmee für Reinhardts Bühne mit Leichtigkeit und fast übertriebener Liebe ausgearbeitet wurde, überraschte nicht. Daß anderes wie das Sechstagerennen verblüffend einfach — durch ein bloßes Gerüst —, die Erscheinung des Todes dagegen allzu handgreiflich maschinenmäßig aufgebaut wurde, will nach Lob und Tadel wenig bedeuten im Vergleich zu der wichtigen Frage, wie sich die Schauspieler mit diesem neuen Stil abfinden sollten. Zwei Wege standen offen. Auf dem einen kam man dem Publikum, auf dem andern dem Dichter entgegen. Man konnte die Strenge Kaisers mildern, indem man seine marionettenhaft stilisierten Gestalten zu Menschen von Fleisch und Blut umbildete. Oder man konnte, den Absichten des Dichters treu, sie in ihrer scharfkantigen Härte und unpersönlichen Färbung belassen. Hollaender schlug den zweiten, schwierigeren, aber zweifellos ehrlicheren Weg ein. Freilich gelang der Versuch noch nicht in jeder Hinsicht. Er hatte für die Rolle des Kassierers in Max Pallenberg einen Darsteller, der die haarscharf abgewogenen Sätze Kaisers mit genauester Betonung sprach. Machte er anfänglich den Eindruck eines Besessenen, was nicht zweifelsfrei der Aufgabe entspricht, denn dieser Mensch durchschreitet mit mathematischer Sicherheit sein Schicksal, so wuchs er bald zu dem herrischen Gläubiger, der freilich nur auf falsche Wechsel pocht. Erst zum Schluß, als er den Zusammenbruch seines Irrwahns erlebt, hätte man seiner trompetenhellen, aber dünnen Stimme gewitterdunkle Kraft gegönnt. Dieser letzten Erschütterung war sie und mit ihr Pallenberg nicht ganz gewachsen. Alle übrigen Gestalten des Stückes sind für sich betrachtet nebensächlich. Trotzdem gelang es nicht in jedem Fall, sie dem Stil des Stückes einzuordnen. Die beiden alten Strömungen der Schauspielkunst, Naturalismus und Deklamation, waren nicht völlig eingedämmt. Um so eindrucksvoller war ein Künstler wie Max Gülstorff als Bankdirektor, der in seiner öligen Persönlichkeit die muffige Vornehmtuerei und selbstgefällige Weltkenntnis des Spießbürgertums verkörperte. Als reine Masken wirkten ferner die kubistisch eckigen Kampfrichter, der einsilbige und schnell erledigte Harlekin, sowie die in ihrer trostlosen Langenweile unübertreffliche Familie des Kassierers.


Friedrich Kayßler als ‚Luther' in August Strindbergs gleichnamiger Historie Volksbühne (Phot. Zander & Labisch)

An einem ähnlichen Zwiespalt des Stils litt die Aufführung von Kaisers ‚Gas' in der Volksbühne. Schauspieler wie Jürgen Fehling, der den in seinem Beruf erstarrten Schreiber, Eduard Rothauser, der das leibhaft gewordene weiße Entsetzen gab, fanden sich ähnlich wie die die Industrie der Welt verkörpernden schwarzen Herren in die automatische Starre dieser Gestalten. Andere wie namentlich E. Stahl-Nachbaur in der Hauptrolle des Milliardärsohnes wagten den Flug von der Menschlichkeit in die dünne Luft sinnbildlicher Gestaltung nicht. Das ist nicht zu verwundern. Die Kunst des Schauspielers ist fester an die Überlieferung gebunden als die des Dichters, und eine vielköpfige und mannigfach beschäftigte Truppe läßt sich nicht im Handumdrehen auf wesentlich neue Aufgaben einstellen.

Auch im ‚Gas' erhebt Kaiser Forderungen an die Menschheit. Soll sie in dem Stück ‚Von morgens bis mitternachts' den Unwert des Geldes erleben, so hier den Fluch der Industrie. Den Ekel am Gelde, dem der Kassierer am Ende seiner Umwege verfällt, hat der Milliardärsohn hinter sich. Er hat sich seiner Reichtümer entäußert und erzeugt das neue, die Technik der Welt speisende Gas nicht als Unternehmer, sondern als gleichgestellter Arbeiter in einem sozialistisch geordneten Betriebe. Wenn man politischen und wirtschaft-

lichen Lehren trauen könnte, wäre damit das Glück jedes Angehörigen der Fabrik verbürgt. Aber eines Tages explodiert das Gas, trotzdem die vom Ingenieur sorgsam errechnete Formel stimmt, und das weiße Entsetzen legt das ausgedehnte Werk in Schutt und Trümmer. Der Milliardärsohn beschließt, die Pforte zu verrammeln, durch die die ihrem Beruf verfallenen Arbeiter in den Hexenkessel ständig drohenden Verderbens rennen, indem er an Stelle der zerstörten Fabrik eine Siedlung gründet, die jedem Haus und Garten und damit Wohnung auf natürlichste Weise gönnt. Helfen soll ihm dabei der Ingenieur, dessen Entfernung als Sündenbock die Arbeiterschaft fordert. Aber dessen Fach ist das nicht. Er versagt sich ihm.

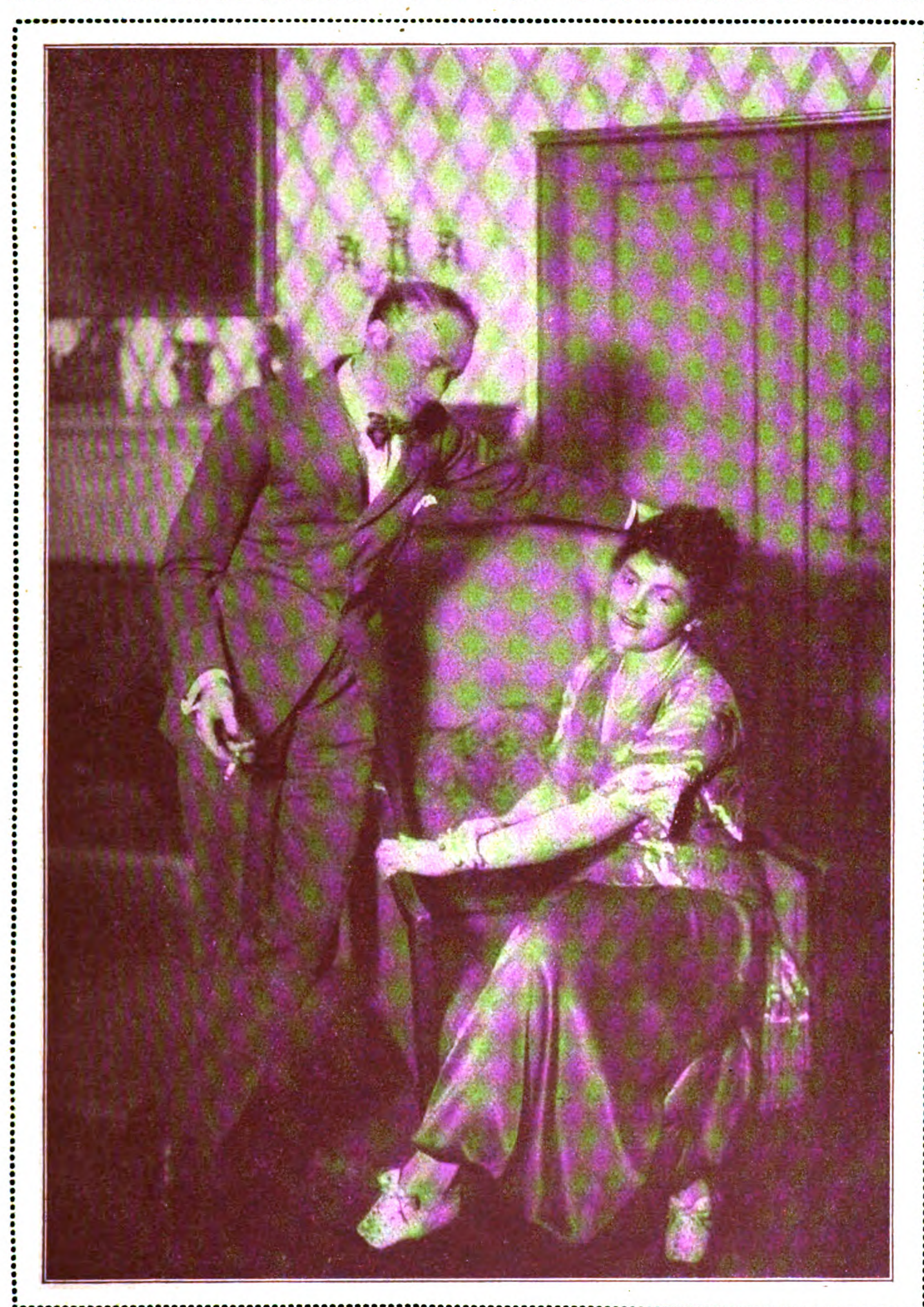
Die Arbeiter streiken, um die Entlassung des Ingenieurs durchzusetzen. Der Kampf zwischen dem Berufsideal der Arbeiter und dem Menschheitsideal des Milliardärsohnes kommt in einer Arbeiterversammlung zum Austrag. Der Jammer der Mütter, Frauen, Bräute, Schwestern durchtost die Halle, und immer wieder wird die Bestrafung des Ingenieurs als des Schuldigen gefordert. In begeisterter Rede versucht der Milliardärsohn den Willen zu entflammen, aus Arbeitern Menschen zu werden: „Ihr habt die Schicht gestellt bis zur äußersten Leistung — — Tote bedecken den Boden — — ihr seid bestätigt!! Was ihr fordert — erfülle ich: — — Menschen in Einheit und Fülle seid ihr morgen! — — Triften von Breite in Grüne sind neuer Bezirk! Über Schutt und Trümmer, die liegen, erstreckt sich die Siedlung. Ihr seid alle entlassen aus Fron und Gewinn! Siedler mit kleinstem Anspruch und letzter Entlohnung: — Menschen ... Kommt aus der Halle — — ermeßt die Gebiete! ... richtet die Siedlung ein!" Als Widersacher ersteht ihm der Ingenieur: „Herrscher seid ihr hier — im Werk von allmächtigster Leistung — ihr schafft Gas! — Eure Herrschaft ist das — die ihr gründet in Schicht um Schicht — in Tag und Nacht — voll fiebernder Arbeit! — Tauscht ihr die Macht um den Halm, der sprießt? — Herrscher seid ihr hier — — da seid ihr — —: Bauern!!" Dieses Schlagwort wirkt. Die hin- und herschwankende Menge wendet sich ab von der Hand, die sie zum Menschentum führen will.

Damit ist das Stück eigentlich zu Ende. Was noch folgt, ist ein Nachspiel. Die Regierung, die das Gas für einen drohenden Krieg braucht, nimmt den Aufbau des Werks in die Hand, und der schwärmerische Milliardärsohn muß die Erfüllung seiner Sehnsucht dem kommenden Geschlecht überlassen: „Wo ist der Mensch? Wann tritt er auf — und ruft sich mit Namen: — Mensch? ... War er nicht nahe zu mir — — kann er verlöschen — — muß er jetzt nicht wieder und wieder kommen, wenn einer ihn einmal erblickte?!"

Kaiser ist ein Seher mit starkem Gesicht. Er schaut über Geschlechter hinweg in Zeiten, die vielleicht ewig Zukunft bleiben, aber so ein Ausblick stärkt und erhebt. Auch Carl Sternheim hat scharfe Augen, doch sind es die Augen eines Kurzsichtigen. Er klebt an den Flecken, mit denen jedes Menschenwerk behaftet zu sein pflegt, und er gerät darüber nicht in das behagliche Lachen des Humoristen, sondern in das boshafte Grinsen des Satirikers. Auch sein 1915 geschriebenes und von der Zensur verbotenes politisches Schauspiel ‚Tabula rasa' erhärtet dies. Ein vortrefflicher Vorwurf: Herr Wilhelm Ständer, eine gut geschmierte Wetterfahne, benutzt einen Streik, um beim Unternehmer wie beim Arbeiter je nach Gelegenheit sein Süppchen zu kochen. Er hetzt und zügelt rechts wie links, erhält sich durch kluge Diplomatie das Wohlwollen beider Parteien, redet mit dem gleichen Phrasendrusch dem einen wie dem andern zum Munde, schiebt die Menschen seiner Umgebung wie Steine im Brettspiel dorthin, wo sie seinen Berechnungen am vorteilhaftesten dienen, stiftet mit abgefeimter Gewandtheit Verwirrung und fischt sich aus dem Trüben eine jährliche Rente, die ihm, dem Proletarier, erlaubt, unabhängig von Arbeit und Genossen den Bourgeois zu spielen, Tabula rasa mit allem zu machen, was ihn bisher peinlich eingeengt hat, und endlich als ein freier Mann in die Welt zu gehen, deren Weite ihm Freiheit und Genuß verspricht. Ist das nicht eine Komödiengestalt ersten Ranges, lebensvoll und lebenswahr? Sie wäre es, wenn Sternheim sie mit dem Herzen und nicht bloß mit dem Verstand erfaßt hätte. Ein durchaus verneinender Geist, froschkalt, berechnend, herzlos schreibt er seine Satire ohne jenen gemütlichen Anteil, die sie dem Deutschen erst wert macht. Er liebt die Gestalten nicht, die er verspottet, und so bleibt seine Dichtung klingendes Erz und tönende Schelle.

Sternheims Forderungen an die Schauspieler sind gemäßigter als die Kaisers. Er läßt sich leichter beikommen, und so schufen die Schauspieler des ‚Kleinen Theaters' unter Georg Altmans Leitung eine Anzahl ergötzlicher Lustspielgestalten. Zwei Frauen gebührt die Krone: Alice Torning, die Ständers aufopferungsvolle und schließlich aufgeopferte Magd spielte, als stamme sie aus Wilhelm Busch, und Johanne Zimmermann, die seine für das Liebesleben in der Natur schwärmende Nichte gab: blond, langweilig, faul, begehrlich — ganz Tier. Hermann Vallentin als Ständer und Lupu Pick als tapriger Heinrich Flocke waren die beiden Künstler, denen Sternheims eigenwillige Sprache Ansporn war, Grotesken zu schaffen.

Man hat den Berliner Bühnen oft den Vorwurf gemacht, sie verständen nicht den Ernst der Zeit. Es scheint, als wollten sie diesen Tadel Lügen strafen, denn die Reihe nachdenklicher Stücke ist noch nicht



Theodor Loos (Tibor) und Leopoldine Konstantin (Frau Ilona) in Franz Herczegs ‚Blaufuchs‘
Lessingtheater (Phot. Zander & Labisch)

erschöpft. Zu den drei besprochenen kommen noch vier hinzu, so daß die heilige Siebenzahl im Verlauf von etwa sieben Wochen erreicht worden ist. Die Volksbühne wagte sich, nachdem sie ihre Kräfte an Schillers ‚Tell‘ erprobt hatte, als einzige ans große geschichtliche Schauspiel, indem sie unter Paul Legbands Leitung Strindbergs ‚Luther‘ oder, wie diese ‚deutsche Historie‘ eigentlich heißt: ‚Die Nachtigall von Wittenberg‘ auf-

führte. Das lose gefügte Werk, das Luthers Lebensgeschichte vom Elternhause bis zur Wartburg eher berichtet als dramatisiert, war ohne Schaden von vierzehn auf zehn Bilder zusammengestrichen und bekräftigte die protestantischen Zuschauer in ihrer schulmäßigen Auffassung von der Entstehung des Reformationsgedankens. Merkwürdig ist, wie Strindberg an den seelischen Kämpfen seines Helden vorbeigeglitten ist. Die Gewissensqualen des Mönches ahnen wir mehr, als daß wir sie erfahren. Der mit unheimlicher Triebkraft durch das Stück geisternde Doktor Johannes Faust belehrt uns über die Entdeckung Amerikas, aber von der politischen Schicksalswende, die über Deutschland mit der Tat des Reformators kam, hören wir kein Wort: Karl V. geht stumm über die Bühne.

Die Volksbühne konnte für die Menge der Gestalten nicht genug tüchtige Schauspieler aufbringen. Es gibt in der Truppe Damen und Herren, die ihr eigenes Wesen unter der Maske Reinhardtscher Größen verbergen. Von selbständigstem Wuchs ist dagegen Friedrich Kayßler, der Leiter der Bühne und Darsteller Luthers. Er ist einer der geradesten und deutschesten Künstler, die unser Theater hat, mannhaft in jeder Bewegung und in jedem Wort. Er kennt den Zweifel, aber es ist jener Zweifel, der in ehrlicher Männerfaust die Pforten der Hölle sprengt. Er ist ein Grübler, aber keine problematische Gestalt. Aus dem Schlingwerk der Gedanken findet er sich zur rettenden Tat. Kayßler hat auch Humor, nicht den leichtherzigen, der mit weitgespannten Flügeln sich im Sonnenlicht über den Dingen wiegt, sondern den schwerblütigen, der aus dem dunkeln Mutterschoß der Erde seine buntfarbigen Blumen zieht.

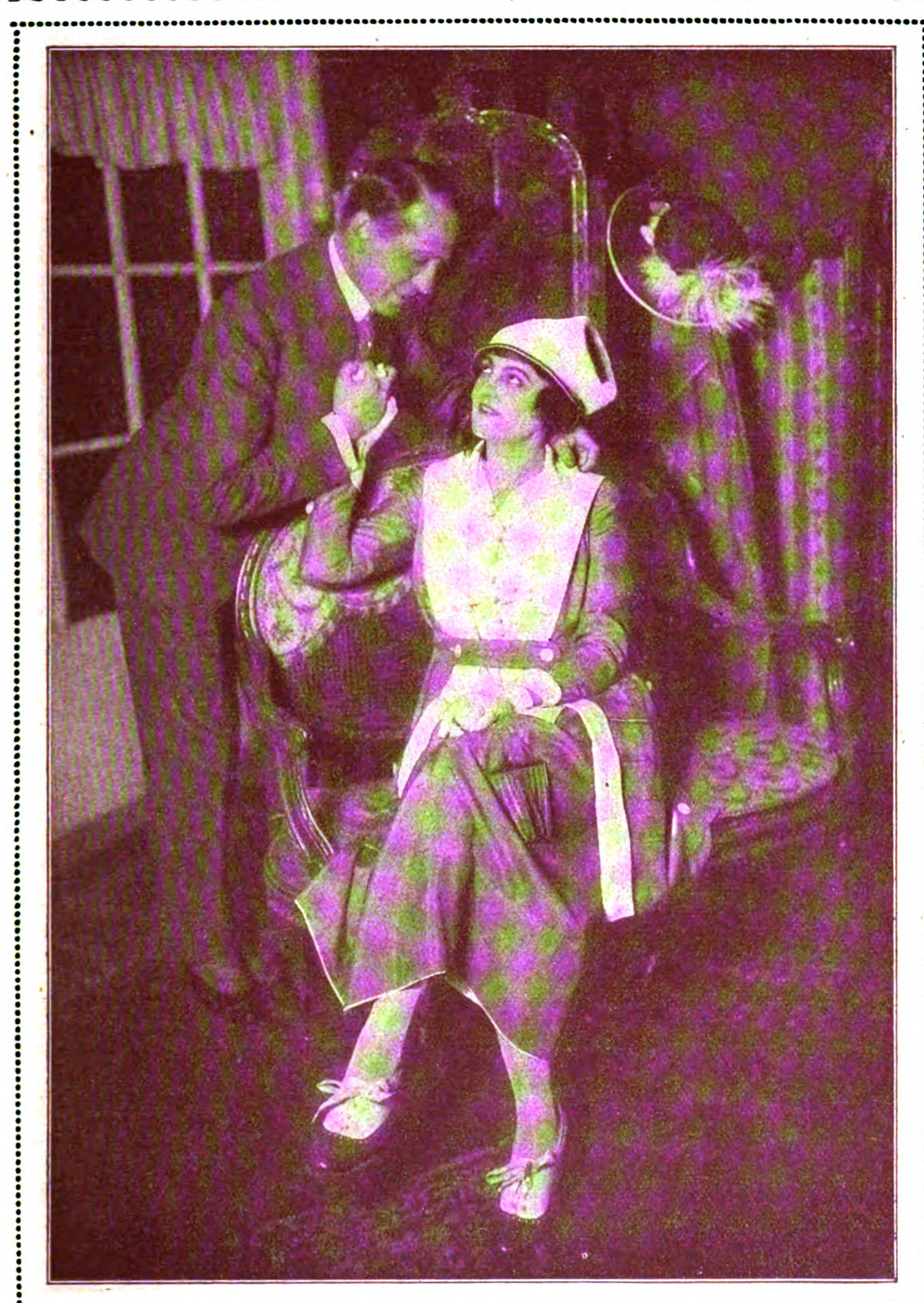


Rosa Valetti als Rachilde Goldfeder im ‚Höheren Leben' von Hermann Sudermann (Residenztheater) (Phot. Lisi Jessen)

Ein religiöses Drama aus neuer Zeit boten die Kammerspiele des ‚Deutschen Theaters' mit dem ‚Sturz des Apostels Paulus' von Rolf Lauckner. Es behandelt das Schicksal eines Friseurs, der zu einem Narren in Christo oder Buddha wird und der, mit seinem bürgerlichen Namen Paul Schumann geheißen, als Pal Shou aus Indien, der Wiege der Menschheit, eine Gemeinde von Neugierigen um sich sammelt, bis er ob des durch Gesundbeterei verschuldeten Todes eines Kindes ins Irrenhaus und Gefängnis kommt und als Leierkastenmann dem Ende seines harmlos gewordenen Prophetenwahns entgegenlebt. Lauckners Begabung liegt in humorvoller Kleinmalerei. Es ist sehr hübsch gesehen, wie sein Held, seiner Sendung noch nicht ganz gewiß, halb komödiantisch, halb



Olga Limburg (Lola) und Carl Clewing (Prof. van Doorn) im ‚Höheren Leben' von Hermann Sudermann. Residenztheater (Phot. Zander & Labisch)



Hansi Arnstädt (Frau Adelaide Nawrotzki) und Eugen Burg (Maler Kurt von Seltzer) im „Höheren Leben" von Hermann Sudermann. Residenztheater (Phot. Zander & Labisch)

ehrlich überzeugt, dem braven Hundefänger Emil Czibulka seine phantastischen Gedanken vorträgt, des Nachts im Mondschein vor dem Spiegel seine Rolle übt und am Tage seine Kunden einseift. Aber bald verliert sich der Dichter in religiöse Fragen, die sein Held mit allgemeinen Redensarten nicht lösen kann. Als er die kleine Erika der armen Frau Hedwig zu Tode betet, hat er unsre Neigung bereits

zum größten Teile eingebüßt, und er verliert sie vollends, als er, zum Gelegenheitsdichter und Reklameschriftsteller herabgesunken, die Frau, die alles für ihn hingegeben, mit eigensüchtiger Eitelkeit quält. Es fesselt oder ergreift uns keineswegs, als er zum Schluß dem Hundefänger wiederum mit allerlei Redensarten die wohlverdiente Nachtruhe zu stören unternimmt, und wir bedauern weniger ihn als die Frau, die ihm in sein Elend ein Päckchen Weihnachtsgaben schickt. Dies Schicksal, das nach seiner Anlage tragikomisch hätte wirken können, versandet in Rührseligkeit.

Trotzdem war der Abend ein Gewinn. Er zeigte Moissi als Pal Shou in der Rolle eines jener weichmütigen Schwärmer, die darzustellen eine Stärke des Künstlers ist. Seine einschmeichelnde Stimme, sein seelenvolles Auge schufen Erschütterungen, für die der Dichter ihm verpflichtet bleibt. Neben ihm standen vor andern Friedrich Kühne, dessen gutherziger Hundefänger so echt und kräftig wirkte, als hätte ihn Gerhart Hauptmanns Meisterhand gezeichnet, und Helene Thimig, die in dem Auftritt, wo sie dem Apostel zum Opfer fällt, ein wunderliebliches Bild gläubig hingegebener Weiblichkeit bot.

Den Banden der Zensur entronnen war das Schauspiel ‚Der König' von Björnson, weniger eine Dichtung als eine politische Auseinandersetzung über die Möglichkeit eines verfassungsmäßigen Königtums in einer nach republikanischer Staatsform drängenden Zeit. Als das Lessing-Theater das Stück aufführte, waren wir nach der Meinung schnellebiger Leute schon über diese Frage zur Tagesordnung übergegangen. Hier und da wurde der umständliche Norweger belächelt. Es hatte doch wirklich keinen Zweck, sich einen politischen Leitartikel, der offene Türen einrannte, vorspielen zu lassen. Der empfängliche Zuschauer urteilte anders. Gewiß war Björnsons Weisheit nicht neu. Gewiß war es nicht die Aufgabe der Bühne, mit so betonter Absicht politische Fragen zu erörtern. Aber zu einer Zeit, wo in dieser Hinsicht sich in Versammlungen und Vereinen unendlich viel Torheit und Übelwollen breit machten, tat es wohl, der Stimme eines klugen und gebildeten Mannes zu lauschen, dessen König an der tatsächlichen und sinnbildlichen Ehe mit dem Volke zwar zugrunde geht und nach der Überzeugung des Dichters zugrunde gehen muß.

Erika Glaeßner (Hulle Obermweg), Ludwig Hartau (Purpus) und Werner Hollmann (Orge Urbeis) in Wilhelm Stücklens ‚Purpus'. Theater an der Königgrätzer Straße (Phot. Zander & Labisch)

Die von Viktor Barnowsky eingerichtete Aufführung — es kam auch darauf an, vieles rein Norwegische auszuscheiden — war mustergültig. Kurt Götz gab dem König Humor und Innigkeit des Empfindens und stieg mit erschütternder Wirkung auf die steile Höhe der Tragik wo der Tod alle Zweifel und Nöte löst. Neben dem König steht sein Jugendfreund Gran, gegeben von Theodor Loos, einem scharfsinnigen Künstler, dem die bewölkten Charaktere besonders gut liegen. Die bürgerliche Braut spielte Dagny Servaes; sie zeichnete mit zartem Stift die Linie, die vom feindselig spröden Mädchen zum liebenden Weibe führt.

Mit einem neuen Stück hat Karl Schönherr seinen schnell errungenen Ruhm als Dramatiker zu festigen versucht. Es heißt ‚Narrenspiel des Lebens' und ist aus ärztlichen Erfahrungen des Dichters erwachsen. Man kann sich nichts Trostloseres denken als diesen



Hans Brockmann als Orlando und Helene Thimig als Rosalinde in Shakespeares ‚Wie es euch gefällt'. Aufführung des Deutschen Theaters (Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft)

Monolog des berühmten Chirurgen Professors Hoffer, denn es ist im Grunde nichts weiter als ein Selbstgespräch, das der Held des Dramas führt; die Menschen und Ereignisse sind nur dazu da, um den Faden dieses Selbstgespräches weiterspinnen zu helfen. Das Leben hat diesen in der Knechtschaft der Arbeit steckenden Mann um Glück und Ruhe betrogen. Ruhm und Geld hat er in Masse geerntet, Liebe und Dankbarkeit hat ihm niemand zugebracht, und wo sie winkten, hat er sie übersehen. In dieser Erkenntnis mischt er sich ein Rattengift und bringt sich post molestam senectutem um die Ecke.

Das Drama ist reich an rohen Auftritten. Schönherr mutet dem Zuschauer Schwererträgliches und noch dazu Überflüssiges zu. Man



Paul Graetz als Korinnus und Hermann Thimig als Silvius in ‚Wie es euch gefällt'. Deutsches Theater (Phot. Zander & Labisch)



Margarete Christians als Phöbe in ‚Wie es euch gefällt'. Deutsches Theater (Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft)

könnte z. B. den letzten Aufzug mit dem Gespräch zwischen der alten und jungen Dirne streichen, ohne den Entschluß des Professors, sich das Leben zu nehmen, auch nur im geringsten zu beeinträchtigen. So erlebte das Stück in Reinhardts Kammerspielen keine unwidersprochen günstige Aufnahme, und es wäre vermutlich bald verschwunden, wenn nicht Paul Wegener die Rolle Hoffers auf seine breiten Schultern genommen hätte. In dieser Leistung war der Eindruck des Theaters völlig überwunden. Hier wurden Kunst und Natur wahrhaft eins, und man wurde in der alten Erfahrung bestärkt, daß es in der Kunst auf keine Lehrmeinungen ankommt. Mag der Naturalismus mit Keulen totgeschlagen sein: er lebt, wenn sich ein Künstler seiner Mittel bedient.

Man sieht sich bei des Ernstes mehr als nöt'ger Menge nach leichteren Genüssen um. ‚Purpus', ein Schauspiel von Wilhelm Stücklen, aufgeführt im Theater in der Königgrätzer Straße, ist noch nicht das Richtige. Es beginnt mit einem ausgezeichneten ersten Aufzug, der das Nötige bringt und die Aussicht auf eine spannende Verwicklung und vielleicht fröhliche Lösung bietet. Purpus (Ludwig Hartau) ist der Inhaber eines Warenhauses, der Beglücker der Frauenwelt. Nur eine einzige, die er seit Jahren sucht, hat er noch nicht in sein Zauberreich gelockt. Da kommt sie, als Ladendiebin erwischt. Sie heißt Hulle Obermweg und wird von Erika Glaeßner als ein entzückender Racker gespielt. Sie hat gestohlen, um sich für ihren Orge (Werner Hollmann) schön zu machen. Der edle Purpus gibt dem recht verdächtigen Orge einen Vertrauensposten und wirbt um Hulle. Die aber zieht ihren muskel-

starken Liebsten vor und weiß es so zu drehen, daß Purpus, als Orge einer Unterschlagung überführt wird, gedemütigt dasteht. An diesem Erlebnis — und nun zerbricht das auf eine Unwahrscheinlichkeit gegründete Gebäude — geht Purpus zugrunde.

Im Residenz-Theater herrscht Sudermanns ‚Höheres Leben‘, eine Komödie, die der Verfasser schon vor Jahren geschrieben hat. Sie erzielt täglich ein ausverkauftes Haus und wird so glatt gespielt, wie sich das für ein ‚Konversationslustspiel‘ gehört. Mehr bedeutet sie nicht, und man staunt, wenn die ebenso eleganten wie unsittlichen Herrschaften vom höheren Leben reden und ihre Geilheiten feierlich zu nehmen beginnen. Echt ist an diesem Stück nur der dritte Aufzug, und vielleicht wurde es ihm zuliebe geschrieben. Er spielt bei Frau Rachilde Goldfeder, der Inhaberin eines Modemagazins und Gelegenheitsmacherin für vornehme Kundschaft. Sie hat anreizende Liköre zu verkaufen und unter dem Diwan für den Notfall eine Klingel angebracht. Dieses „schändlich kupplerische Weib“ wurde von Rosa Valetti so gemein gespielt, daß man ihr mit ästhetischem Vergnügen zusah. Sonst ist über das Stück noch zu bemerken, daß die Hüte vom Modehaus Auguste Münzer geliefert waren. Wieviel liebenswürdiger packt doch Franz Herczeg so ein Ehebruchlustspiel im ‚Blaufuchs‘ an. Das Lessing-Theater hat das unterhaltsame Stück neu einstudiert und gibt fünf Künstlern Gelegenheit, aufs anmutigste zu plaudern. Am besten versteht das Leopoldine Konstantin; ihr kann man nichts übelnehmen, keine Keckheit, keine Leichtfertigkeit, und man stimmt mit ihrem verflossenen Manne trotz allen Bedenken ein: „Aber gut schaut sie aus, die Ilona.“

Doch man will herzhaft lachen. Wo gibt es unbändige Heiterkeit? In Lehars neuer Operette ‚Wo die Lerche singt‘ wird man sie für einen Abend finden, denn das Theater am Nollendorfplatz versteht sich vortrefflich auf diese Art Kunst. Aber man kann höher steigen, und wird dem Größten begegnen: Shakespeare. Reinhardt hat den Mut, ‚Wie es euch gefällt‘ aufzuführen, eine Komödie, die zu den schwächsten des Dichters gehört und auf unseren Bühnen kaum bekannt ist. Dieser höfische Barock in seiner gelehrt-humanistischen Färbung geht uns schwer ein, und es bedarf einer so beschwingenden Regie, wie sie Reinhardt übt, um über die toten Stellen zum Leben vorzudringen. Wie langweilig ist im Grunde diese Geschichte von dem verbannten Herzog, dem verfolgten Bruder, der als Jüngling verkleideten Prinzessin, und wie ergötzlich wirkt das alles in der Aufführung des ‚Deutschen Theaters‘. Freilich den Erfolg tragen nicht Czimegs abgeklärter Herzog, Moissis schwermütiger Jaques, Brockmanns feuriger Orlando, nicht die Schäfergesellschaft mit der schönen Phöbe und dem plumpen Käthchen, selbst nicht Hans Waßmanns Narr, dessen Humor behäbiger und reifer wird, oder Diegelmanns ungeschlacht-putziger Ringer Charles, sondern der Preis gebührt der Rosalinde Helene Thimigs, die mit wunderbarer Beweglichkeit der Laune und erstaunlichem Wechsel des Mienenspiels als Mädchen und Mann von bezaubernder Liebenswürdigkeit war. Aber „guter Wein bedarf keines Kranzes“. Das hat Helene Thimig selbst als Epilog gesagt. Und es ist auch wahr, daß gute Kunst keine Nachrede nötig hat.



Szenenbild aus Franz Lehars neuer Operette ‚Wo die Lerche singt‘
Theater am Nollendorfplatz (Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft)

Frida Schanz zum 60. Geburtstag



Als die ersten Verse der Dichterin Frida Schanz erschienen, dienten die Gedichte in unsern Zeitschriften vielfach nur dazu, bereits vorliegende Bilder anmutig dem Betrachter zu erklären. Man erblickte in dieser Kunst ein gefälliges Kunsthandwerk; Julius Lohmeyer, Victor Blüthgen und Johannes Trojan hatten schon oft solche „Texte" geliefert. Zu ihnen gesellte sich Frida Schanz, die in jenen Zeiten viel Freunde fand, ohne von einer ernsten Kritik für eine wirkliche Dichterin gehalten zu werden. Aber schon damals überraschte sie hin und wieder durch feingeformte und scharfgeprägte Sinnsprüche voll Geist, die durch ihren herbtönenden Klang fesselten und die den Verstand des Ernsten beschäftigten und nicht wieder losließen.

Und während sie so an der Seite ihres leider früh verstorbenen Mannes, des Schriftstellers Ludwig Soyaux, ruhig an sich weiter arbeitete, betreute sie mit ihrem Gatten ganze Scharen junger Lyrikerinnen und Lyriker, da ihr in der Schriftleitung des Velhagen & Klasingschen Verlages die Aufsicht über die eingereichten lyrischen Beiträge zuerteilt worden war.

Wenn man alle diejenigen jungen Dichterinnen und Dichter hier aufzählen wollte, die damals im Soyauxschen Hause Rat und Hilfe gefunden haben, so müßte man wohl alle diejenigen nennen, die im Laufe der letzten zwanzig Jahre in die Öffentlichkeit getreten sind. Mir klingt noch im Ohre der glückliche, freudige Ton, mit dem mir Frau Frida erzählte, wenn etwa Agnes Miegel oder Lulu von Strauß und Torney ein besonders schönes Gedicht gebracht hatte! Frau Frida stand damals unter dem Eindruck, daß so kraftvolle Kunst, wie sie aus den herbschönen Dichtungen dieser jüngeren Kolleginnen sprach, ihr selber versagt sei. Daß sie selber jemals starke, knappe, tönende Balladen schaffen könnte, hat sie damals wohl nie gedacht. So freute sie sich denn, daß es ihr vergönnt war, jüngeren Begabungen zu dienen; sie tat es in herzlichster, schwesterlichster Art; zartsinnig und voll feinsten Taktes war immer ihr berichtigendes Urteil; rein kindlich und ganz neidlos war jedesmal ihre Freude am Gelingen der anderen.

So ungefähr erschien uns Frau Frida Schanz noch etwa vor zehn Jahren, als wir ihren fünfzigsten Geburtstag feiern durften. Viele, welche diese Dichterin schätzten und liebten, glaubten damals, sie könnten sich ein abschließendes Urteil über Frau Frida und ihr Werk bilden. Die Überraschung blieb aber nicht aus. Ganz in der Stille reifte in ihr die Fähigkeit, Balladendichtungen zu gestalten. Ihr Klang wurde stärker und herber, ohne dabei im geringsten frostig zu werden. So reiche Anerkennung ihrem Balladenbuche auch wurde, es verdiente dennoch viel weitere, viel allgemeinere Verbreitung. Da ist nichts Hohles, nichts Geklügeltes, kein Klingklang, kein abgeleierter Reim. Manche dieser Dichtungen ragt vor uns auf wie ein aus Quadersteinen aufgetürmter Bau.

Es ist etwas Seltenes und Schönes, was wir an dieser hochstrebenden Frau beobachten können: wir sehen, wie sie sich geruhsam entwickelt zu immer köstlicherer Reife und Kraft, und wir sehen, daß ihr dieses alles Stück für Stück wie ein väterliches Gottesgeschenk zuteil wird, ohne daß fressender Ehrgeiz die Weiblichkeit ihres Wesens beunruhigend trübt. Hieraus ist es auch zu erklären, daß sie sich der Zeiten nicht schämt, da sie in erster Linie die gute Tante der Kleinen war, denen sie Kinderverschen dichtete. Frau Frida hat die kleinen Hände fest gehalten und schenkte uns auf der Höhe ihres Könnens wiederum liebe, aber jetzt gereiftere Kinderballaden und Kinderlieder. Lieder, die man nicht bloß als kunsthandwerkliche Spielereien schätzen darf, sondern als erlesene, allerfeinste Kunstwerke; Verschen, die an die edelsten Proben japanischer Kleinkunst gemahnen.

Frida Schanz ist getragen von einem starken Glauben an das Gute. Sie, die so viele getröstet hat, blickt getrost in die Zukunft unseres Lebens. Sie ist, trotz ihren Jahren, ein junger Mensch geblieben. Sie wird stolzer und fröhlicher Zeuge des neuen Erstarkens unseres Landes sein.

Marx Möller



1859 • 16. MAI • 1919



Bauerngärtchen

Gemälde von Rudolf Sieck

Macht und Zukunft der Presse

Von Prof. Dr. Friedrich von der Leyen

Vor kurzem ist im sozialistischen Lager an die düsteren Prophezeiungen Ferdinand Lassalles über die Zeitungen erinnert worden. „Einst war die Presse,“ sagt Lassalle, „wirklich der Vorkämpfer für die geistigen Interessen in Politik, Kunst und Wissenschaft, der Bildner, Lehrer und geistige Erzieher des großen Publikums. Sie stritt für die Ideen und suchte die große Menge zu diesen Ideen emporzuheben.“ Durch die Gewohnheit der bezahlten Anzeigen aber wurde die Zeitung eine äußerst gewinnbringende Spekulation für einen kapitalbegabten oder kapitalhungrigen Verleger. Sie suchte nun einen möglichst großen Leserkreis, als Gewähr für die größte Menge der bezahlten Anzeigen und sie gewann sich die Tausende ihrer Leser durch geschickte und unterwürfige Umschmeichelung ihrer Wünsche und Instinkte. „Von Stund an wurden die Zeitungen schnöder Augendiener des abonnierenden Publikums, immer noch unter Beibehaltung des Scheins, Vorkämpfer unserer geistigen Interessen zu sein ... sie wurden nicht nur zu einem ganz ordinären Geldgeschäft, sondern schlimmer, zu einem durch und durch heuchlerischen Geschäft, welches unter dem Schein des Kampfes für große Ideen und für das Wohl des Volkes betrieben wird.“ „Ich nehme keinen Anstand zu sagen,“ fährt Lassalle fort, „wenn nicht eine totale Umwandlung unserer Presse eintritt, wenn diese Zeitungspest noch fünfzig Jahre fortwütet, so muß unser Volksgeist verderbt und zugrundegerichtet sein bis in seine Tiefen.“ „Das sind diese modernen Landsknechte von der Feder,“ heißt es weiter, „das geistige Proletariat, das stehende Heer der Zeitungschreiber, das öffentliche Meinung macht und dem Volk viel tiefere Wunden geschlagen hat, als das stehende Heer der Soldaten!“

Dies vernichtende Urteil wurde vor fünfzig Jahren gefällt. Von damals bis heute schlossen sich ihm eine lange Reihe ernster Verwarnungen an, von Männern, denen die geistige und sittliche Wohlfahrt ihres Volkes Herzenssache war, darunter von solchen, die lange Jahre selbst im Dienst der Presse gewirkt hatten, wie Karl Bücher und Hermann Diez. Mit bitteren Worten hat der erste es beklagt, daß in dem Tempel für Recht und Wahrheit, für Freiheit und Sitte hinten die Wechsler und Krämer ihre Buden aufschlagen, oder nüchterner ausgedrückt: daß die Zeitung im Grunde für die privaten Interessen des Besitzers oder Unternehmers arbeitet, während sie für das Interesse der Öffentlichkeit zu arbeiten vorgibt.

Geholfen haben diese Beschwörungen bisher nur in einzelnen rühmlichen Fällen. Im allgemeinen hat mit der stets wachsenden, kaum noch glaubhaften Verbreitung der Presse, und mit der weltweiten Ausdehnung und staunenswerten Komplizierung ihres Anzeigengeschäftes ihre Gewinngier und ihre Käuflichkeit erschreckend zugenommen, sie hat auch immer skrupelloser gerade die niedrigen und niedrigsten Instinkte der Menge umworben und aufgepeitscht.

Was Käuflichkeit der Presse bedeutet und anrichtet, das hat während des Krieges mehr als eine Erfahrung aus den romanischen Ländern der ganzen Welt gezeigt. Die englische Presse aber, in ihren verbreitetsten Organen, hat die Meisterschaft der dauernden und täglich neu einsetzenden Lüge und Verleumdung erreicht, und dadurch den Massen den stärksten und nie erlöschenden Haß gegen Deutschland eingetränkt. Die Arbeit des Krieges war nur eine Fortsetzung der Arbeit des Friedens, eine Fortsetzung freilich in größtem Stil und offenster Brutalität. Im Frieden hatte England durch die eigene Presse, und durch die Presse der ihm nahestehenden Länder, nicht zum letzten der Amerikas, in unauffälliger, zäher und wunderbar geschickter Arbeit Deutschland moralisch isoliert und damit den Boden geschaffen, auf dem die furchtbare Saat des Krieges aufgehn konnte. Mit vielen Künsten war dafür gesorgt, daß, verzerrt und lieblos beurteilt, Nachrichten über wirkliche und angebliche Mißstände, über Verfallserscheinungen und unliebsame Vorkommnisse in Deutschland den Weg in die Presse der ganzen Welt recht oft fanden: Nachrichten über großartige deutsche Leistungen, an denen auch kein Mangel war, fanden ebensooft verschlossene Türen. Leider wurde der feindlichen Presse die Arbeit gerade durch gewisse deutsche Zeitungen und Zeitschriften sehr erleichtert, die infolge, bald ihrer ausgezeichneten Handelsnachrichten, bald ihres vorbildlich organisierten Anzeigenteils, bald ihres aufreizenden, abwechselnden und fesselnden Inhalts im Ausland weit verbreitet und oft die einzige Quelle blieben, aus deren man dort seine Kunde über das deutsche Reich schöpfte. Diese haben zuerst den deutschen Militarismus in der Welt verhaßt gemacht und haben entstellte und widerwärtige Bilder der deutschen sozialen, häuslichen und sittlichen Zustände in der ganzen Welt angenagelt, in jenem so oft beklagten Mangel an Verantwortungsgefühl, den die Mehrheit der deutschen Presse und der deutschen Parteien auch noch im Kriege dem Ausland gegenüber zeigte, namentlich jene Parteien, die selbst die Verantwortung in Deutschland haben wollten. —

Staatsmänner wie Caillaux, Cambon,

Koerber haben ausdrücklich zugegeben, daß die größte Schuld an diesem Krieg, der die Welt auf Jahrzehnte verwüstete, die Presse trifft. Einige Dutzende von Zeitungschreibern, die das eigene Leben vorsichtig schonten, haben Millionen und Abermillionen in Blut und Elend, in Hunger und Anarchie gestürzt.

Die Prophezeiung von Lassalle ist also, schrecklicher als der Prophet selbst es ahnte, in Erfüllung gegangen. Daß die Presse nicht nur durch ihre Geschäftsgier und ihre Heuchelei den Geist vergiften, daß sie außerdem die Völker gegeneinander hetzen würde, hat Lassalle noch nicht gesehen. Besonders sein Satz: „Das stehende Heer der Zeitungschreiber hat dem Volk viel tiefere Wunden geschlagen als das stehende Heer des Volkes,“ der Satz eines Sozialdemokraten, hat sich in fürchterliche Wahrheit verwandelt. Ob die Erkenntnis sich wohl jemals durchsetzt, daß die Presse ein größeres Unglück der Völker ist, als es der Militarismus je war?

Nachdem nun die größte kriegerische Leistung nutzlos verrauchte, die je die Welt sah, und die nur durch den deutschen Militarismus möglich wurde, ist der Blick auf den eigentlichen Anstifter des Weltbrandes wieder frei. Wird das Strafgericht auch einmal ihn treffen? Scheinen uns doch im Vergleich mit den Untaten der Presse die vereinigten Sünden aller Tyrannen und Cäsaren der Geschichte leicht zu wiegen.

Bisher sieht es in dieser Welt der Verkehrtheiten und Revolutionen so aus, als ob umgekehrt der Schuldigste der Schuldigen sich auf den Sessel des Strafrichters setzen wird. Lord Northcliffe, der wohl unerreichbare Meister der Lüge und der Propaganda, wohl auch der Hauptsieger in diesem Kriege, wird auf den errungenen Lorbeeren schwerlich schlafen. Kurz vor dem Kriege — man vergleiche die interessanten Mitteilungen von Ernst Posse in der Deutschen Revue im Juni und Juli 1914 — meinte er, in London und New York sollten sich drei bis vier bedeutende Tageszeitungen zusammentun, mit ihren Mitteln eigene Drahtleitungen über die ganze Welt spannen und sich dadurch die besten und originalsten Nachrichten sichern. Auch die Betriebskosten sollten sie gemeinsam vereinfachen, etwa sich die Wälder kaufen, aus deren Holz sie ihr Papier billig herstellten, anstatt es teuer von andern zu erwerben, und ähnlich die Besorgung der Maschinen, Gießereien, Lettern in eigene Verwaltung nehmen. Verfügten sie dann über einen stetig wachsenden Leserkreis, über die besten Autoren, über große Kapitalien, so könnten sie jede Konkurrenz niederschlagen. Jede Zeitung, die nicht zugrunde gehen wolle, müßte Mitglied werden oder werde gekauft, die große Presse werde jedem Bezirk und jeder Stadt aufgedrängt „und wie müssen die Missetäter eines Landes“ — also sprach Lord Northcliffe — „zittern, wenn die überwältigende Mehrheit der Presse mit gleicher Stimme spricht, die gleichen Grundsätze verficht und die gleiche Politik unterstützt.“

Ob Lord Northcliffe die geplante englisch amerikanische Preßallianz in diesem Kriege durchsetzte, weiß ich nicht. Man sollte so etwas annehmen. Noch möglicher, ja fast notwendig scheint es, daß der Mann, der schon im Frieden ein Kartell zwischen der Daily Mail, dem Matin, der Nowoje Wremja gründete, nunmehr die Presse des unter englisch-amerikanischem Schutz zu errichtenden Völkerbundes organisiert und ihr alle Länder und nicht zuletzt Deutschland unterwirft. Was wäre denn auch der Völkerbund ohne eine gewaltige, die ganze Welt täglich durchtönende Presse, und welchen Schutz liehe wieder eine Völkerpresse dem Völkerbund! Eine Vertrustung und Vereinfachung der Zeitungen in größtem Maßstab, in jedem Land die maßgebenden Blätter, wenn sie auf gute und unentbehrliche Nachrichten und sonst auf wesentliche Erleichterungen Anspruch machen, in der Hand des Lord Northcliffe, eine Sitte, ein Recht, eine Freiheit, ein Glaube, eine Stimme fliegt täglich über die Welt, nämlich wieder die Stimme des Lord Northcliffe — das wäre freilich das Ideal einer neuen, noch nie erlebten Weltherrschaft, täglich neu aufgerichtet, täglich dreimal, morgens, mittags, abends imstande, jeden etwa aufflackernden Widerstand zu ersticken! Eine Idee von genialer Einfachheit — und uns brächte sie, zu aller andern Schmach, die ewige Tyrannis des Mannes ins Land, der den Krieg gegen uns zusammentrieb und aufrechterhielt, dem keine Verleumdung gegen uns zu niedrig war und der unseren Widerstand endlich zersetzte.

Ein Hirngespinst ist diese Gefahr kaum: die wirtschaftliche Entwicklung treibt auch im Zeitungswesen der Vertrustung zu, und kein Mann ist jetzt auf der Welt erfolgreicher als jener Lord, dessen Großvater, wie es heißt, noch in Frankfurt am Main wohnte und auf den Namen Stern gehört hat. Unsere Zeitungschreiber waren die besseren Menschen, aber er war der bessere Musikant. Auf eine weiße Weste legte er, wie es scheint, keinen besonderen Wert, und sein Geruch ist Blut wie der Philipps II. — aber er hat England nicht nur in den schwersten Krieg seiner Geschichte gejagt, er hat diesen Krieg auch für England gewonnen und die Macht dieses mächtigsten Landes, wenigstens im Augenblick, noch vergrößert — durch seine Presse, durch seine Propaganda.

II.

Bisher haben wohl wenige diese neue gegen uns heraufsteigende Gefahr ins Auge gefaßt. Ihr schleichendes Übel könnte uns verhängnisvoller werden als manche Wunde, die nun vor den Blicken aller Welt unbarmherzig offen daliegt. Eine

deutsche Presse unter der sichtbaren, und noch mehr unter der versteckten Herrschaft des Lord Northcliffe könnte uns in täglichen Dosen, so daß wir selbst es kaum merken, das bißchen nationale Würde, nationalen Stolz und nationale Zuversicht entziehen, das wir aus unserm großen Zusammenbruch noch retteten. Sie wäre dadurch noch entnervender, daß eine feindliche Presse an allen Grenzen des Reiches sie umgäbe, und daß außerdem von den näheren und weiteren Feinden entkräftende Preßstimmen zu uns und in uns drängen.

Gibt es nun eine Gegenwehr?

Das wird niemand von uns verlangen, daß wir nun lernen sollten, den englischen Meister auf seinem eigensten Gebiete der Lüge und der Propaganda zu schlagen. Hätten wir dazu auch die Mittel und die Macht, wohin dringt denn noch heute die deutsche Sprache? Englisch spricht die ganze Welt, französisch möchte alle Welt lernen, deutsch ist eine schwere widerspenstige Sprache und wie oft wurde und wird sie im Lauf des Daseins von ihren eigenen Kindern verleugnet, vom Fürsten herunter bis zum Kaufmann und Arbeiter?

Ein anderer Weg würde besser zum Ziele führen und er ist auch deutscher. Wir sollen in der eigenen Vergangenheit und Gegenwart Umschau halten, von der eigenen Schwäche und der eigenen Kraft lernen, unsere Fehler und unser Können mit den Fehlern und dem Können der anderen messend.

Kein anderes Land war bis in den Krieg hinein und ist immer noch so reich an Zeitungen und Zeitschriften wie Deutschland. Die Zahl der deutschen Zeitungen und Zeitschriften übertrifft die der englischen immer noch um das Doppelte. Das ist ein großer Vorteil, insofern unsere Presse die Interessen der einzelnen Berufe, Parteien, Stände und Konzessionen energischer und sachverständiger vertreten kann als die anderer Länder. Bis zu einem gewissen Grade ist es sogar eine Notwendigkeit, bei der reichen Gestaltung des deutschen Lebens, und außerdem ein Schutz gegen Monopolisierungspläne: die deutsche Presse läßt sich nicht so leicht durch eine Handvoll Blätter beherrschen, wie die Presse in England, Frankreich und Amerika. Aber unser Reichtum ist auch für uns ein Unsegen, denn gerade durch ihn drängen sich die einzelnen Interessen vor das Gesamtinteresse, die Fülle führt zur Zersplitterung und Wirrnis und endlich zum Kampf aller gegen alle. In solchen Kämpfen sucht der Deutsche die Sache vor die Person zu stellen, aber gerade seine starre Sachlichkeit verschließt ihm oft das Auge vor dem wirklichen Leben, macht ihn zum Doktrinär und zeigt ihm den als Schurken, der einer ihm entgegengesetzten Meinung huldigt. In der reinen und großen Aufopferung am Anfang des Krieges wurden alle diese deutschen Erbfehler gedämpft, im Lauf des Krieges flammten sie verzehrender denn je auf und fanden in den krassen und steigenden Mißständen der Heimat leider allzu reiche Nahrung. Nach einem feinen Wort des Grafen Hertling stärkte die Kriegspsychose beim Gegner den Haß auf alles Deutsche ins Unermeßliche, bei uns schlug die Psychose nach innen und schürte den Haß der Parteien aufeinander bis ins Groteske. Gegen Lloyd George, Clemenceau, Wilson waren wir bis zur Selbstentmannung gerecht, aber wie viele, früher ruhige Leute waren im Kriege nicht wieder zu erkennen, die einen, wenn man in ihrem Beisein das Wort Vaterlandspartei aussprach, die anderen, wenn man vor ihnen den Namen Bethmann Hollweg nannte. Im Grunde waren die deutschen Kriegsziele der verschiedenen Gruppen gar nicht so gegensätzlich, daß man nicht hätte eine versöhnende Formel finden und alle Deutschen unter ihr Banner vereinen können. Durch das Ungeschick der Regierung und durch die Wut der Parteien wurden aber die Gegensätze unentwirrbar.

Wo die anderen versagten, fiel der Presse eigentlich die Führung von selbst zu, sie hätte beruhigen und in täglicher Arbeit die große Idee des Krieges, die Selbstbehauptung des deutschen Geistes, wirksam ausprägen und um sie das Volk scharen sollen. Statt dessen vertiefte und verbitterte sie die bestehenden Gegensätze, verdarb in kritischen Lagen durch verwirrende, oft unverantwortliche Gerüchte und Indiskretionen vollends unsere Nerven und versäumte eine nie wiederkehrende Gelegenheit, sich unvergängliches Ansehen zu Deutschlands Bestem für alle Zeiten zu schaffen.

Regierung und Presse haben in Deutschland nie die rechte Stellung zueinander finden können. Das Zeitungswesen Deutschlands war im 16. und 17. Jahrhundert reicher und weiter entwickelt als das Frankreichs und Englands. Besonders England holte im 18. Jahrhundert den Vorsprung ein und ließ Deutschland weit hinter sich, indem es seine Presse frei und selbständig entwickelte. Dagegen lähmte in Deutschland eine vielköpfige staatliche und städtische, geistliche und weltliche Zensur die Zeitung auf Schritt und Tritt. Der politische Abstand zwischen den deutschen und englischen Blättern erweiterte sich dann ins Unabsehbare, als im Anfang des 19. Jahrhunderts die englische Presse sich in den klugen und weitblickenden Anwalt des britischen Weltreichs verwandelte, während in Deutschland nach der kurzen Atempause der Freiheitskriege eine kurzsichtige und oft gehässige Regierung durch ihre Zensur die Presse knebelte und in ein enges und kleinliches Dasein zwang. Die Nachwehen dieser Zeit sind noch immer spürbar. Seitdem betrachten sich Regierung und Presse in Deutschland als die Hauptfeinde. Dem Beamten ist der Zeitungsschreiber der Mann des verfehlten Berufs und dem

Zeitungsschreiber der Beamte der Vater aller Hindernisse. Dadurch wurde die Entstehung einer großen und freien Zeitung nach englischem Vorbild in Deutschland unmöglich. In Frankreich tauschten Zeitungsschreiber und Minister oft den Platz, in England und Amerika verkehrten leitende Staatsmänner und Zeitungsschreiber ebenfalls auf gleichem Fuß, und wie oft vertraut sich der regierende Minister den Spalten einer großen Zeitung an. Bei uns rechneten viele maßgebende Kreise den Zeitungsmann bis vor kurzem im Grunde noch immer zum Gesindel.

Es war gerade für Deutschland ein böses Verhängnis, daß der Krieg die Zensur und alle ihre täppischen Geister wieder geweckt hat. Sie trug eine fade Gleichmäßigkeit in die deutschen Blätter und brachte sie um die Resonanz im Auslande. Durch kleinliche Mißgriffe, schwere Ungleichmäßigkeiten, durch gewaltsame Unterdrückung notwendiger, wenn auch unliebsamer Wahrheiten säte sie außerdem Erbitterung, Unglauben und Kleinmut. Ein Ausgleich war es gerade nicht, daß man dafür den neutralen Zeitungsschreibern übertriebene und nicht einmal erwünschte Höflichkeiten erwies. Wenn auf die Sünden der Zensur einmal das große Licht der Öffentlichkeit fällt, dann werden wir noch besser wissen als vorher, wodurch wir diesen Krieg verloren haben.

An Arbeitsfreude und an eifriger Hingabe an ihren Beruf nehmen die deutschen Zeitungsschreiber es mit jedem Journalisten des Auslands auf. Um so aufrichtiger beklagen wir die Schwierigkeiten ihrer Lage und die ungünstigen Sterne, die bei ihrer Mühe leuchteten. Alle deutschen Parteien, in einem steten Prozeß der Umbildung begriffen, von einem inneren Kampf in den anderen geworfen, entzogen ihrer Parteipresse oft die beste Wirksamkeit. Die Blätter der Rechten und der Mitte waren ihren Kolleginnen auf der Linken an politischer Begabung und Instinkt und an Verantwortungsgefühl meist überlegen, aber die Blätter der Linken beschämten sie durch ihren viel reicheren geistigen Inhalt und es ging von jenen keine werbende Kraft auf das Ausland aus. Gerade die Parteiwirren trieben viele Zeitungen aus der Partei heraus, sie wurden Vertreter ständischer Interessen, oder sie holten ihre Kraft aus örtlichen Anzeigen und Nachrichten und schmückten sich fleißig mit allen Sensationen. Skandale, Mode und Sport mit all ihren Narrheiten, Unglücksfälle, Mordgeschichten, Gerichtsverhandlungen wurden das Rückgrat ihrer leider allzu großen Verbreitung und damit ihres großen pekuniären Erfolges. Die rapide Entwicklung dieser Blätter ist eines der unerfreulichsten Kapitel in der Geschichte des Zeitungswesens der ganzen Welt. Gerade sie hat aus den Zeitungen so oft ein „heuchlerisches Geschäft“ gemacht, sie wehrlos dem Kapitalismus ausgeliefert und wenigen Magnaten die Herrschaft über weite Gebiete der öffentlichen Meinung in die Hand gegeben. Auch hier aber fällt ein starker Unterschied zwischen England und Frankreich hier und Deutschland dort auf. Der Matin und namentlich die Daily Mail, im Grunde doch beides Skandalblätter, benutzten ihre Verbreitung, um bei jeder Gelegenheit die mit den wildesten Drohungen einzuschüchtern, in denen sie Feinde ihrer Länder vermuteten, und sie gewannen dadurch die friedliebenden Massen ihrer Länder für den Krieg. Die entsprechenden deutschen Zeitungen wurden offiziös und höfisch, sie redeten alle bösen Warnungszeichen fort, lächelten allen Völkern holdselig ins Angesicht und erklärten immer von neuem, wie beliebt auf der ganzen Welt Deutschland doch wäre. Und gerade durch das Sprachrohr solcher Blätter hätte die Stimme der deutschen Politik fest und würdig und unerschrocken durch die Welt tönen sollen!

Wenn viele Deutsche sich über die Stimmung täuschten, die man an allen Ecken und Enden gegen uns zusammenbraute, so war das kein Wunder. Das Unglück wollte außerdem, daß der englische und französische Nachrichtendienst besser und mächtiger organisiert war als der unsere, über reichere Mittel gebot und den größten Teil der Weltkabel in seiner Hand hielt. Im Vergleich mit Reuter und Havas ist Wolff nur ein kontinentales Unternehmen. England konnte im Grunde jede wichtige Nachricht zurückhalten, so lange ihm das paßte, oder es konnte sie niederschlagen oder in der englischen Farbe färben: beinah sah die Welt alle Ereignisse nur mit englischen Augen. Trotz aller dieser Schwierigkeiten und Widerstände gewann man oft, und namentlich, wenn man selbst ein bißchen hineinsah, den Eindruck, als hätten unsere führenden Blätter die Zeitungen des neutralen, und soweit sie erreichbar waren, des feindlichen Auslands viel besser lesen sollen. Wie oft ließen sie sich auf närrischen Umwegen zweifelhafte Nachrichten aus Blättern telegraphieren, die sie selbst jederzeit nachprüfen konnten. Die Schriften von Karl Bücher geben von anderen bösen Flüchtigkeiten deutscher Zeitungen im Kriege manches unschöne Beispiel. Angesichts dieser Zeugnisse berührt es nicht angenehm, daß keiner die eigene Bedeutung und Vollkommenheit in diesem Kriege so unablässig pries, wie die deutschen Zeitungen, und daß keiner gegen Tadel so empfindlich war. Wer sich selbst ein Urteil über alles herausnimmt, darf nicht böse werden, wenn andere nun seine Tätigkeit kritisieren, selbst wenn solche Kritik manchmal die Grenzen überschreitet. In der Denkschrift der Hamburger Kaufleute über die Reform unseres diplomatischen Dienstes wird das schöne Wort gesagt, der eigenen harten Arbeit und dem unablässigen inneren Ansporn der Vervollkommnung verdanke der deutsche Außenhandel seine weltumspannenden Erfolge.



Mein Großvater und ich. Gemälde von Prof. H. E. Linde-Walther

Diesen beiden Leitsternen sollte das ganze neue Deutschland folgen; jeder von uns weiß, wie sehr er der Vervollkommnung bedarf.

III.

An der Niederlage in diesem Kriege hat jeder von uns Schuld. Keiner hat dem anderen gegenüber das Recht der Anklage. In diesem gemeinsamen Schuldbewußtsein liegt für uns eine Quelle neuer Kraft. Indem jeder das Maß seiner Fehler zu bestimmen sucht, erkennt er auch die Stellen, wo die bessernde Hand anzulegen ist. Das ganze Volk hat den Krieg verloren, das ganze Volk muß auch an seiner Wiedergeburt arbeiten. So möge man die hier gegebene Kritik auffassen: als Ausfluß des ehrlichen Bemühens, die Quellen des Übels zu entdecken, abzugraben und auf neuem Boden neue Arbeit zu beginnen.

Das Problem des Nachrichtendienstes der Presse und die Besserung der Schäden, die uns im Krieg soviel Abbruch taten, hat bisher bei der Frage der Reform der Zeitungen im Vordergrunde gestanden. Die interessantesten Ausführungen darüber und eine Reihe kluger, wohldurchdachter Vorschläge bringt Paul Eltzbacher in seiner Schrift über die Presse als Werkzeug der auswärtigen Politik (Jena, Diederichs, 1918). Seiner Forderung wird man sich gern anschließen: ein dem Auswärtigen Amt angegliedertes Preßamt soll in großem Stil die Presse des Auslandes lesen und exzerpieren, und in ständige Fühlung mit den Vertretern der maßgebenden deutschen Presse treten, sie mit guten und reichhaltigen Nachrichten versorgen, ihnen taktvolle Winke geben und auch sonst ihren Wünschen und Anregungen zugänglich sein. Dadurch ergäben sich von selbst bessere und würdigere Beziehungen zwischen Presse und Regierung. Einige englische Einrichtungen und die französische im Kriege gegründete maison de la presse seien in manchem ein nachahmenswertes Vorbild. Man muß nur bedenken, daß diese Nachrichten für die Zeitungen nur Material sein können, jedes Blatt muß imstande sein, sie zu prüfen und nach eigenem gewissenhaften Gutdünken zu verwerten.

Der Telegraph und die Schnelligkeit hat den Wert der ausländischen Nachrichten nicht immer erhöht. Heute rafft ein Korrespondent eines deutschen Blattes im Ausland eine Reihe von Preßstimmen auf und telegraphiert sie seiner Zeitung; wie zusammenhanglos, abgerissen und irreführend kann doch solche Berichterstattung sein. Früher schrieb man eingehende Briefe, studierte Bücher und Zeitschriften des Landes, pflog mit seinen Politikern und Schriftstellern eifrigen Verkehr und hielt das Auge und das Herz offen. Korrespondenten dieses alten guten Stiles leben noch immer: wäre es nicht eine schöne Aufgabe, die alte Berichterstattung, soweit es noch möglich ist, zu beleben, die Fixigkeit durch die Richtigkeit zu korrigieren und den lebendigen Reichtum klug und bedächtig auszuschöpfen, den maßgebende Zeitschriften, Bücher und Männer dem erfahrenen Beobachter zeigen? Auch diese Einrichtungen können ein neues Band zwischen Regierung und Presse schlingen. Berichterstatter der alten gediegenen Art werden jedem Botschafter willkommene Gewährsmänner sein.

Auch das Deutschtum im Ausland wäre von hier aus, wie Eltzbacher sehr treffend bemerkt, mit anderer Intensität und systematischer als früher zum Segen der Heimat zu verwerten.

Wer nun dafür eintritt, daß die Zeitungen sich an Stelle der raschen mit guten und eingehenden Nachrichten versehen sollen, muß immer den Einwand hören: die größten Feinde des Journalismus seien Langeweile und schwerfällige Schulmeisterei, die Zeitung gehöre nicht dem ewigen Leben, sondern lebe vom Tag für den Tag, Abwechslung, Erregung und Unterhaltung seien ihr notwendig wie dem Fisch das Wasser. Aber die englischen und französischen Zeitungen lebten nicht für den Tag, sondern für die Größe und die Zukunft ihres Vaterlandes, und gerade dies kurzsichtige Eintagsdasein unsrer verbreiteten Presse hat uns unter anderen ans Messer geliefert. Außerdem ist die Zeitung schon heute für viele Tausende die einzige Quelle, aus der sie ihr Wissen und ihre Bildung schöpfen, und ihre Entwicklung steht hier erst in ihren Anfängen. Wer will es da vor unserm Volk verantworten, ihm täglich nichts als eine rasche, flüchtige, sensationell aufgeputzte Eintagsbildung zu verabreichen?

Es bleibt eben eine unsrer Lebensfragen, daß man unsere Zeitungen über den Tag hinaus fundiert und in Vergangenheit und Zukunft fest verankert. Die eben angedeutete eindringende Beobachtung des Auslandes und seines geistigen Lebens ist dazu ein ausgezeichnetes Mittel. Wichtiger noch wäre, und es müßte sich schließlich auch das erreichen lassen, daß man die maßgebende Tagespresse des Auslandes, nicht nur durch das Presseamt im Krieg und in der Zukunft, sondern bis weit vor dem Kriege zurückverfolgte und so exzerpierte, daß die Exzerpte immer bereit wären. Alle Ausschreitungen des Wortes gegen Deutschland, alle Gehässigkeiten und alle Kriegstreibereien wären dann unwiederbringlich in unsrer Hand. Diese Waffe in unserm Besitz, und die immer spürenden Luchsaugen der Presse könnten jeden Gegner zur Vorsicht und Zurückhaltung zwingen und wären eine bessere Gewähr für Deutschlands Selbstbehauptung im Völkerbund, als vertrauensseliges und humanitätstrunkenes Entgegenkommen. Freilich muß eine Presse, die andere im Zaume halten will, sich selbst im Zaume halten können. Eine kluge Einschränkung unsrer allzuvielen Zeitungen und Zeitschriften und ihre übersichtliche und or-

ganische Gliederung wäre ebenfalls kein unbeträchtlicher Gewinn. In Deutschland fehlt es nicht, wie so oft gesagt wird, an politischer Einsicht und Bildung. Wir hatten und haben unter unsern Schriftstellern eine stolze Reihe von Männern mit politischer Kraft, Begabung und Leidenschaft. Um uns ins 18. Jahrhundert und in die Zeit der Romantik zurückzuwenden: wie stolz wäre ein andres Land auf Justus Möser, Daniel Friedrich Schubart, August Ludwig Schlözer, Friedrich Gentz, Adam Müller, Josef Görres und wie hätte sie diese zur Geltung gebracht! Unser Fehler war und bleibt die falsche Kraftverteilung. Besonders die in Zeitschriften geleistete, oft vorbildliche Arbeit liegt oft brach oder strömt an unserm politischen Leben vorbei, Gelehrte sprechen zu Gelehrten und nicht zum Volk. Es ist hier im wesentlichen eine Frage der Organisation, diese Leistungen in die große Öffentlichkeit der Zeitungen zu lenken und ihr den Einfluß zu schaffen, der ihr zukommt; natürlich geht das bei hundert Zeitschriften leichter als bei fünfhundert.

Voraussetzung bleibt allerdings für eine rechte Wirkung, daß in die deutschen Zeitungen, bei aller Mannigfaltigkeit und Kritik im einzelnen, auch jener feste nationale Wille zum Leben einkehrt, durch den uns nicht nur England und Frankreich, durch den uns auch kleine Völker wie die Serben, Polen und Tschechen übertreffen. Daß dieser Wille allein auf die Dauer den Erfolg bringt, diese Lehre hat doch der Krieg für immer an die Tafeln der Weltgeschichte geschrieben. Der Stolz auf das eigene Volk schließt die Selbstkritik, auch in der schärfsten Form, nicht aus, man denke an Englands Beispiel und sein Verhalten in den Lagen des Krieges, die seine schwersten waren. Wenn wir weiter leben und uns anständig durchsetzen wollen, so müssen wir mit dem civis germanus sum endlich Ernst machen, das heißt, wir müssen unsern Geist und unsere Leistungen täglich stählen und gerechte und sachliche Anerkennung verlangen. Dringt in unsere Zeitungen solcher Geist, so sind sie die beste Propaganda auch für das Deutschtum im Ausland, und für die Deutschen im Ausland eine unersetzliche, ach wie oft schmerzlich vermißte Hilfe. Wie gern würden sich diese Deutschen oft der Heimat anschließen, hätten sie nur die rechte täglich neue Verbindung und den rechten Führer, mit andern Worten, hätten sie aus Deutschland die rechte Presse!

Die angedeuteten Auszüge aus den Zeitschriften können auf verschiedene Art geschehen. Als lockende Hinweise, als kurze Inhaltsangaben, als Zitate wesentlicher Absätze, als kritische Referate. Man kann auch die Autoren zu neuen Variationen über ihr Thema oder zu anderen anregenden Beiträgen veranlassen. Wir denken uns nun dies Verfahren vom politischen auf das wirtschaftliche, technische, industrielle, wissenschaftliche, künstlerische Gebiet ausgedehnt, wir denken uns ferner Hinweise auf volkstümliche Bücher, neue beachtenswerte Erscheinungen, gute Broschüren und auf viel genannte, kaum gelesene und doch immer anregende klassische Werke der verschiedenen Bereiche unter die Hinweise aus Zeitschriften gemischt. Schließlich erinnern wir uns, daß diesen heimischen die Verweise auf die ausländischen Gewährsmänner zur Seite treten sollen. Welch überreiches, fesselndes, gegenwärtiges zugleich und dauerndes Leben könnte dann in unsern Tagesblättern täglich aufleuchten und welche lockende und großartige, wenn auch schwere Aufgabe hätten die Herausgeber, die mit diesen Stimmen täglich das Orchester führen müssen. In unsrer Zeit — und das ist eine gute Fügung und angesichts unsres politischen und wirtschaftlichen Elends ein heller Trost — reckt und streckt sich der Geist wieder überall in Deutschland. Naturwissenschaft und Philosophie schließen einen neuen mächtigen Bund, der große Blick der Denker des 17. und 18. Jahrhunderts kündet sich wieder an, die Religion und ihre Geschichte gewinnen eine neue Gewalt über die Gemüter, die Geschichte verwandelt sich in Geschichtsphilosophie und Mythus, in der Dichtung, namentlich in der Lyrik und im Romane, und in der Musik erblüht ein neues verheißungsvolles Leben auf dem Boden unsrer alten großen Überlieferungen. Welches Geschenk für die Presse und auch welche Sendung, daß sie nun die Blutsbrüderschaft zwischen altem und neuem deutschen Geist täglich zeigen und an der unverwelklichen schöpferischen Kraft unsres Geistes das müde und verarmte Volk täglich aufrichten und ermutigen könnte! Das wäre auch die beste Widerlegung der albernen Fabel von deutscher Barbarei. Der Macht solcher Kundgebungen könnte sich auf die Dauer kein Volk entziehen. Deutschland würde wieder zeigen, daß es Schätze hegt und verwaltet, reicher als die aller anderen Länder, und unser zerstörter Ruf erstände neu auf den Fundamenten des deutschen Geistes.

Unsere Vorschläge sind das genaue Gegenteil von allem, was man journalistisch nennt, und deswegen wird man sie gerade in journalistischen Kreisen mit überlegenem Lächeln abwehren. Sie verlangen weniger rasche als gute und dauerhafte Nachrichten und messen das Leben des Tages am Maßstab des deutschen Wesens und der deutschen Geschichte. Auch stellen sie an Takt, Geschmack und Vorbildung der Herausgeber die höchsten Anforderungen. Schließlich werden sie weder die Menge der Leser durch einen niedrigen Bezugspreis, noch die Gunst der Unternehmer durch hohe Einnahmen gewinnen. Ihr Ehrgeiz darf nicht weiterreichen als bis zu einem anständigen Einkommen ihrer Mitarbeiter und einem mäßigen Reingewinn. Nicht der Masse gedenken sie zu leben, sondern echten ernsten Deutschen.

Gerade diese scharfe Wendung gegen den im äußeren Sinne verbreitetsten und

erfolgreichsten Journalismus der Gegenwart ist aber unsere Absicht. Wir gehen in der Annahme wohl nicht fehl, daß in Deutschland viele Tausende und nicht zuletzt unsere hervorragenden Zeitungsschreiber der Massenherrschaft, die nun die Zeitung ausübt, gründlich satt sind.

Das Unheil, das namentlich die Zeitungen der Feinde durch ihre Massenherrschaft anrichteten, liegt vor aller Augen, die sittliche Verwüstung, die von diesen Zeitungen ausging, schreitet durch die ganze Welt, ist es denn nicht endlich Zeit zur Einkehr?

Wir glauben nicht, daß man diese Masse durch die Masse zwingen kann, die einzige Erlösung bringt der Geist, und eben den rufen wir auf.

Unser Programm ist nun aber nichts Unerhörtes, und das scheint uns seine beste Gewähr. Im Grunde ist es nämlich nichts als eine Rückkehr zu den großen Zeiten der deutschen Zeitung, zur Zeit der Befreiungskriege, des jungen Deutschland, des Jahres 1848. Damals standen deutsche Zeitung und deutsche Bildung, deutsche Hochschullehrer, deutsche Staatsmänner und deutsche Journalisten in engem Bund, und dieser Bund wurde für alle seine Glieder eine Quelle des Segens und brachte die Presse auf eine Höhe, an die wir heute nicht ohne Beschämung denken. Heute haben sich sowohl die deutsche Zeitung wie die deutsche Bildung unendlich erweitert und bereichert, leider auch zersplittert und verwirrt. Trägt man aber durch eine schöpferische Organisation Klarheit und Gliederung in die Wirrnis und stellt man deutsche Bildung und deutsche Zeitung wieder unter ein gemeinsames Zeichen, eben unter das Zeichen des deutschen Geistes, so würde der alte Bund mächtiger und größer vor unsern Augen erstehen. Eben in diese Richtung weisen unsere Vorschläge.

Schwierigkeiten in großer Menge werden sich unsern Ideen noch in den Weg stellen, Schwierigkeiten äußerer, organisatorischer und geistiger Art. Auch werden sich unsere Pläne nicht zugleich und nicht überall, sondern wahrscheinlich langsam und von Fall zu Fall verwirklichen. Deshalb deuten wir sie vorläufig auch nur im allgemeinen Umriß an. Das aber dürfen wir nicht verschweigen: mit der gegenwärtigen Vorbildung unsrer Zeitungsschreiber läßt sich unser Bau nicht aufführen. Hier gähnt nun im ganzen System unsrer Bildung eine von vielen schmerzlich empfundene Lücke: auf der Hochschule finden in Deutschland unsere künftigen Redakteure bisher fast nirgends die ersehnte Gelegenheit zur Vorbereitung auf ihren Beruf. Die Schweiz hat hier vor uns einen Vorsprung, bei uns bietet bisher allein Leipzig eine Art von journalistischem Hochschulstudium. Einführungen in das politische, wirtschaftliche, soziale, geistige Leben der Gegenwart, Vorlesungen über die Bedeutung und den Organismus der Presse, Übungen über Geschichte, Nachrichtenmaterial, Redaktionskunst, wirtschaftliche Grundlage, Parteistellung, Berufsvertretung und Grundsätze unsrer und fremder Zeitungen — wie wichtig wäre das alles, wenn es in großem Zusammenhang und systematisch verabreicht würde, nicht nur für den Zeitungsschreiber, auch für die Erkenntnis der ganzen Zeit. Man begreift kaum, daß so viele Professoren, vor allem so viele Historiker, bisher an der Macht der Presse und ihrer ausschlaggebenden Bedeutung für die Politik der Gegenwart und Zukunft fast wie auf Verabredung vorbeisahen. Einige Anzeichen deuten hier auf einen gründlichen Wandel der Anschauungen: trügen sie nicht, so wären nun die wesentlichsten Vorbedingungen für die von uns ersehnte Zeitung geschaffen.

In England ist gesagt worden, wer diesen Krieg verloren habe, das würde sich erst in zwanzig oder dreißig Jahren entscheiden. Das Volk sei Sieger, dessen Kraft und Geist aus dem übermenschlichen Ringen geläutert und gestählt auftauche. Nun wohlan, wir haben es, nicht zuletzt durch unsere Presse, in der Hand, zu zeigen, wer der endgültige Sieger blieb! Die englische und französische Presse entfesselten diesen Krieg und halfen den politischen und militärischen ungeheuren Erfolg ihrer Länder erreichen. Möge die deutsche Presse für die edlen Ideen des Friedens wirken! Bis heute war die mächtigste Presse der Welt das schnödeste Instrument des Völkerhasses, sie hat die Menschen erniedrigt wie nie zuvor, und hat um des Geldes willen dem Moloch der Masse geopfert. Möge Deutschland aus seiner Presse eine blanke Waffe seines Geistes schmieden und im Dienste des Lichtes und der Wahrheit der Menschheit voranschreiten: das sei die deutsche Antwort auf den Haß und die Verleumdung unsrer Feinde. Eine gewaltige Aufgabe, aber Deutschland hat vor und in diesem Kriege manche gewaltige Aufgabe gelöst. Die Wehrpflicht und Schulpflicht hat Deutschland in der ganzen Welt eingeführt, in Werken sozialer Fürsorge hatte Deutschland den Vortritt: nun erneuere Deutschland die Zeitung aus dem deutschen Geist und verhelfe der neuen Zeitung zum Sieg auf der ganzen Welt. Nach namenlosem äußeren und inneren Elend gewänne dann sogar dieser Krieg einen erlösenden Ausklang und die neue Zeitung wäre eine unzerstörbare Gewähr für die Unentbehrlichkeit deutschen Geistes und deutscher Arbeit für alle Zukunft. Möge die deutsche Stimme im Chor des Völkerbundes immer in alter und neuer, mächtiger deutscher Reinheit erklingen.





Die neue Modelinie

Von Margarete v. Suttner

Ich möchte einen Vergleich wagen und sagen: Es gibt aristokratische und demokratische Moden. Aristokratisch sind die einen insofern, als es ihnen infolge ihres Gesamtaufbaues versagt ist — oder sein sollte! — weitgehende Verbreitung und Beliebtheit zu erlangen, demokratisch die anderen, weil sie alle Bedingungen in sich tragen, die allgemeine Verbreitung und dementsprechend Beliebtheit verbürgen.

Moden als aristokratisch oder demokratisch im umschriebenen Sinne von vornehm, fein, oder unvornehm und unfein zu bezeichnen — das kann der Mode- und Kostümforscher nicht gelten lassen, denn es entspringt einer subjektiven Auffassung.

Nie werden irgendwelche Äußerungsformen der Moden auf das innere Wesen wirklich vornehmer Frauen auch nur den leisesten Einfluß nehmen — das Gegenteil dagegen kann der feine Beobachter oft genug feststellen. Indem sie die Moden mitmachen, werden sie mehr oder minder nur einer Sitte gerecht, denn Moden und Sitten decken sich bis zu einem gewissen Grade, und wenn die vornehme Frau zugleich eine elegante Frau ist — zwei Dinge, die fern davon sind, einander zu decken — dann kann und mag sie sich über die Mode nicht hinwegsetzen.

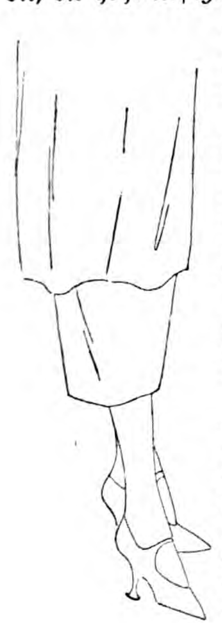
Es ist nun etwas länger als hundert Jahre her, da entblößten die Frauen der damaligen Mode gemäß ihre Brust bis zu einem Grade, den man heute, wollte man Modegebote nach dem Maßstab persönlicher Empfindungen messen, als unmöglich, ja gemein bezeichnen müßte. Trotzdem war auch diese Mode im vorhin angedeuteten Sinne aristokratisch: Was für besondere, sehr wohlgestaltete, junge und graziöse Frauen nur einen Reiz

mehr in der Kette der Reize bedeutete, was die moralisch hochstehende Frau mit der ihr eigenen Unnahbarkeit tragen konnte, das eignete sich nicht für die Allgemeinheit. (Sie umging die Mode, indem sie Kragen, Fichus, Schals über Hals und Büste hängte.)

Rückblickend könnten zahlreiche ähnliche Beispiele angeführt werden, doch sei davon abgesehen zugunsten der Gegenwart, die uns in gleicher Hinsicht nichts schuldig bleibt, ja ein Beispiel liefert, das zu den schlagendsten gehört, die es überhaupt geben kann: den engen und sehr kurzen Rock.

Auch diese Mode ist berufen, so unbedingt wie kaum eine zweite, exklusiv zu bleiben, nur in seltenen Fällen kann sie ganz so, wie sie gedacht ist, angenommen werden — sofern man nicht tragikomische Abstecher ins Land unbegrenzter Geschmacklosigkeiten unternehmen will — und wenn man Änderungen vornimmt, an sich ganz geringe Retuschen, dann ist es um die Linie geschehen! Und das ist kein Wunder: Bei der winzigen Kleinheit des Gegenstandes muß schon ein kleiner Eingriff von großer Wirkung sein.

Wird am Umfang — er mißt 120—140 Zentimeter, ist also so gering, daß scharfes Ausschreiten unmöglich ist, und schon werden daher die Röcke geschlitzt — ein wenig zugegeben, dann paßt die Üppige wohl in das Röckchen hinein, aber glücklich sieht sie in ihm ebensowenig aus wie die schwerfällig gebaute, wie die, deren Schuhe nichts gemein haben mit Aschenbrödels Pantöffelchen, wie die, die hohe Absätze verabscheut, denn noch bleibt ja als zweites: die Kürze, eine noch gefährlichere Klippe als die Enge. Denn ein enger, langer Rock und darunter ein Paar derbe, absatzlose Stiefel — sieht das viel anders aus als ein Kartoffelsack, den ein Mann sich umhängte?



Das ist genug, übergenug, um eine Mode unbeliebt zu machen — man begreift es ...

Nichtsdestoweniger muß der ganz Unparteiische feststellen, daß diese Mode an sich zum Besten gehört, das erhofft werden kann. Kann mehr verlangt werden, als daß sich ein Kleid freihält von schwulstigen Stoffbündeln, von Auswüchsen oder Auspolsterungen oder gewaltsamen Einschnürungen, mehr als daß es den Körperwuchs zu seinem Recht, ja zu voller Geltung kommen läßt? Ästhetisch, künstlerisch gedacht sicher nicht — aber menschlich praktisch — ja! Gerade diese verflixte künstlerische Ehrlichkeit können die Menschen nicht brauchen. Einer will den anderen belügen und will selbst belogen sein. Daher die zähe Widerstandskraft von Krinoline und Schnürleib, diesen beiden Meisterlügnern im Modereiche. Den Schnürleib werden wir nie mehr los — erst muß sich das Menschengeschlecht ändern! — und für die Krinoline ist Ersatz im weiten Rock geschaffen. Man erinnere sich der wahren Wollust, mit der der weite Rock vor vier Jahren empfangen wurde. Kaum hieß es, er sei da, da wehte er auch schon durch die Straßen. Bedeutungsvoll ist die mit dem weiten Rock stets zugleich auftauchende Sucht, ihn immer weiter und weiter zu gestalten, und zweitens die Tatsache, daß er auch in solchen Kreisen, die sich neuen Moden gegenüber stets sehr ablehnend verhalten, immer leicht Eingang findet — er paßt eben auf jeden Leisten. Die Schlanke, Graziöse trägt ihn recht kurz, um den Fuß und Beinansatz — die charaktervollsten Merkmale ihrer Gesamterscheinung — nicht zu verdecken, und die schwerfällig Gebaute trägt ihn recht lang — aus entgegengesetzten Beweggründen.

Vom Dasein des engen, kurzen Rockes redet man nun seit einem geraumen Jahre, und dennoch sieht man ihn fast nie, vor allem nicht auf der Straße. Das ist bezeichnend: die Frauen, die ihn tragen können, sind in der Minderheit, und sie wagen sich nicht heraus, denn es ist bei uns Sitte, die Minderheit öffentlich anzugreifen. Beim Übergang zu einer neuen Mode handelt es sich eben unter Umständen um viel mehr als darum, sie vom rein persönlichen Gesichtspunkt aus ins Auge zu fassen und sie nun restlos mitzumachen — es handelt sich darum, sie vollkommen unparteiisch zu prüfen und auch dann gelten zu lassen, wenn man sich persönlich mehr oder minder von ihr fernhalten muß. Das ist aber viel leichter gesagt als getan.



Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Lyrik. Ina Seidel: Weltinnigkeit — Karl Henckell: Weltmusik — Richard Schaukal: Gedichte — Emil Hadina: Heimat und Seele — Ernst Bowinkel: Seele und Zeit — Fridolin Hofer: Daheim — Lüning: Blühende Welt — Heinrich Studer: Geburt der Venus — Heinrich Husserl: Heilige Stunden — Konrad Bänninger: Weltgarten — Johannes R. Becher: Verbrüderung — Paul Mahn: Die Gedichte des Properz

Achtundfünfzig Gedichtbücher türmen sich als Frühlingsgruß vor uns auf. Aber wer hätte heute nicht das Fürchten verlernt! So gehen wir denn mutig ans Abtragen des Bergs — und schon nach einer harten Stunde atmen wir erleichtert auf: beinahe die Hälfte besteht aus Heften, denen der durchaus intime Wert von Familienangelegenheiten ihren besonderen Reiz gibt, auch wenn sie etwa im Xenien-Verlag oder im Amalthea-Verlag erschienen sind ... Man darf sie nicht unterschätzen als teure Andenken für des betreffenden Lyraschlägers Geschwister, Kusinen, Erbtanten, Großmütter, für verliebte Vettern und Basen. Wer wäre so gefühllos, sich als Fremdling in diese traulichen Kreise drängen zu wollen, noch dazu mit strenger Richterfalte zwischen den Brauen! Wer hätte nicht ein liebevolles Verständnis für diese Gefühle und Gefühlchen, die durchschnittlich vom Konfirmandenalter bis zu den Flitterwochen vorhalten. Ein jeder hat nun einmal seine Leiden und Freuden — nur daß, Gott sei Dank, nicht jeder das Bedürfnis hat, sie in abgedroschene Reime zu bringen. Daß Deutschland nach der furchtbarsten Erschütterung, die es seit dem dreißigjährigen Krieg erlitten hat, noch so viele beschauliche, richtiger gesagt: betuliche Versemacher aufweist, ist an sich gewiß anerkennenswert und ein Zeichen seines idealistischen Wertbestandes, daß aber so wenig Selbstkritik und Verlegerkritik damit verbunden ist, dämpft diese Freude einigermaßen. Denn zwischen rechtem Leben und rechtem Urteil bestehen wechselwirkend engere Beziehungen als zwischen wohlhabenden Autoren und wohlmeinenden Verlegern, ohne im übrigen deren Wechsel-Wirkungen anzweifeln zu wollen.

⌘ ⌘ ⌘

... Die Arbeit ist getan, der Berg abgetragen. Gäbe es nun eine Wage, fein und groß genug, unsterbliche Werte zu wägen — und legten wir in die eine Schale einundfünfzig dieser Bücher, in die andere aber nur ein einziges: **Weltinnigkeit** von **Ina Seidel** (Berlin, Egon Fleischel & Co.), so würden die einundfünfzig steigen, das eine aber würde wie ein schwerer Goldschatz nach unten sinken. Ave, Ina Seidel, moriturі te salutant!

Wir ahnten nach ihren beiden früheren Gedichtbüchern, die hier besprochen wurden, wer sie war, aber wir wußten es nicht. Keine Frage: der Krieg hat Ina Seidel emporgerissen aus versonnener Waldeinsamkeit, hat sie gestählt und gereift, hat Seele und Blick ihr geweitet — er war ihr Vollender. Nun tritt sie mit einem schmalen Gedichtbande vor uns hin, aber sie ist selbstsicher genug, ihm den kühnen Titel Weltinnigkeit zu geben. So kühn wie treffend. Hier steht die Hohepriesterin einer Weltreligion, die kein Dogma, keine Kirche hat, keine Lehre und keine Bräuche, ja nicht einmal Gott im gewöhnlichen Sinne, wiewohl ihr Wesen gerade in einer Gotttrunkenheit ruht, die das eigene Ich nur als eine vorübergehende Erscheinungsform der in der Welt sich entfaltenden göttlichen Wirksamkeit sieht. Das nennt man auch wohl Pantheismus, aber wie alle abgezogenen Begriffe gibt das Wort nicht mehr als das leere Tönen einer Schelle. Nur der Dichter vermag diese Weltreligion zu deuten und zu künden. Sprich denn selber, du Hohepriesterin:

Die Anbetung der Blume

In diesen makellosen Kelch
Atm' ich Gebet und Wunsch hinein,
Es kann kein Engel so schneeweiß,
So golden kann kein Engel sein.

Es kann auch Gottes Auge nicht
Mir stiller in die Augen sehn,
Es kann auch Gottes Herz mir nicht
Verheißungsvoller offen stehn.

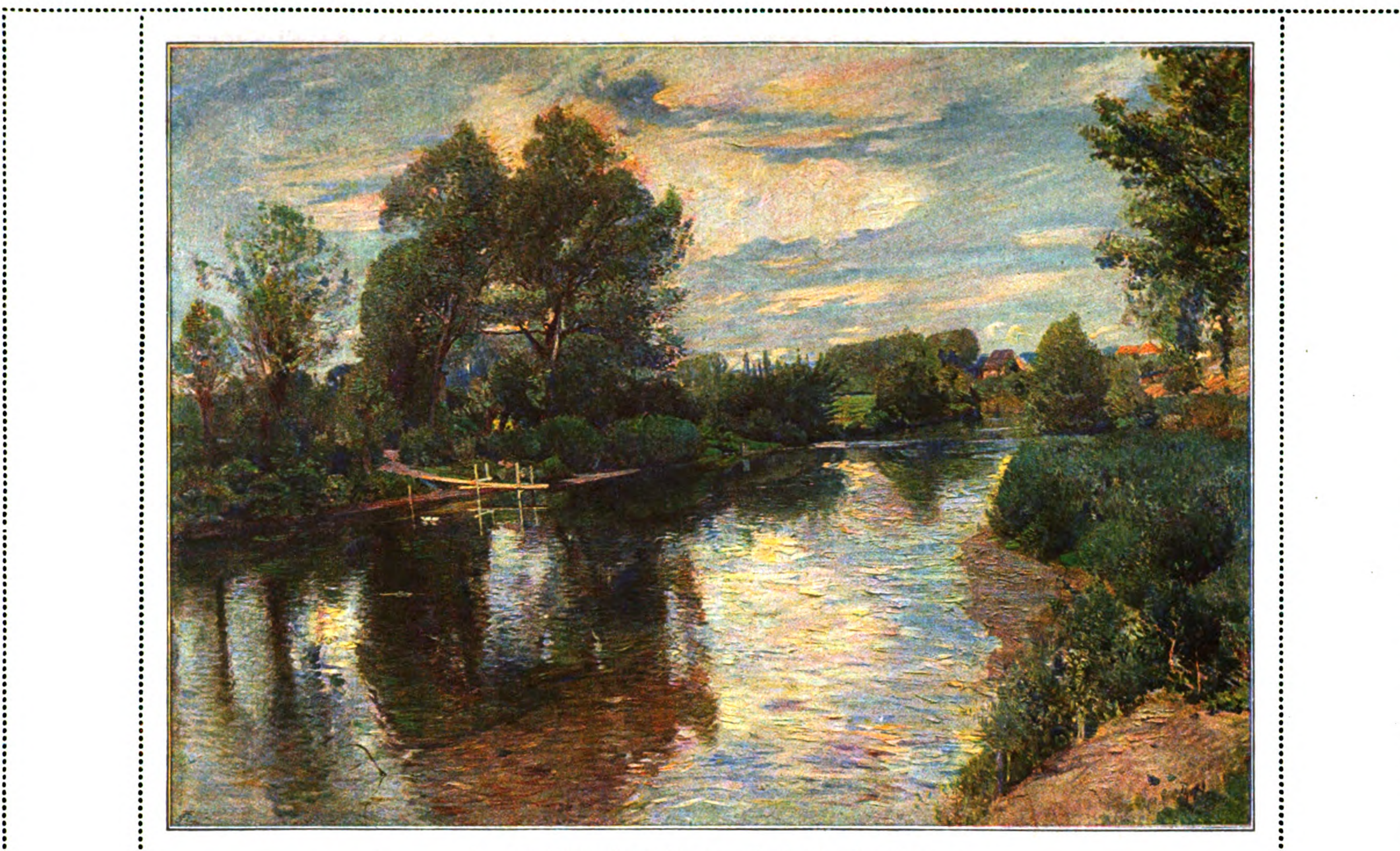
Und wenn sich vorm Altare mir
Der Geist in Stein und Holz verhüllt:
Hier haucht er in die Seele mir,
Die sich mit Duft und Frieden füllt.

Das ist wirk- und wahrlich Weltinnigkeit. Die Erscheinungsform der Menschenseele erkennt in der Erscheinungsform des Lilienkelches sich selber, zugleich beides als eine Teiloffenbarung Gottes — und in inniger Liebe und Gotttrunkenheit vermählt sich diese Seele mit den Kelch, fließt in ihn über. Noch ein anderes Beispiel:

Frühling

Die Wälder rauschen an mein Herz,
Die Wolken schleifen drüber hin,
Da fließt es über in den März
Und atmet aufgelöst darin.

Nun bin ich selig leer, — bin nichts
Als großer blauer Frühlingstag,
Duftend in Strömen goldnen Lichts
Durchläutet hell von Meisenschlag.



An der Ilm. Gemälde von Prof. Theodor Hagen

Weißt du nun, was Weltinnigkeit ist? Sicherlich so weißt du nun, wer Ina Seidel ist, kennst ihren Glauben und ihren Frieden, ihren Gott und ihre Seele. Nur achte noch darauf, wie rein diese Glocke klingt! Das ist ganz echte Lyrik, das ist der große Stil. Den großen Stil in der Dichtung nämlich hat immer nur die große Seele. Stil aber ist nicht nur Form; auch die Größe der Vision bestimmt seinen Rang. ‚Die Wolken schleifen drüber hin.‘ Das ist groß gesehen, vielmehr groß geschaut. Dies Schauen des Dichters ganz zu verstehen, dazu muß man selber ein Schauender sein. Weitabgerückt das Gedicht, wie ein Gemälde. Und ins Weltganze eingefügt. Ist das geschehen, so wird man bald an einem inneren Klingen fühlen, ob hier echte große Kunst zu einem spricht. Horch und schau:

Mondnacht

Fenster tat ich auf in der Nacht,
Ruhte schweigend hinausgewandt,
Bis hinter schwarzen Föhren sacht
Wuchs der silberne Himmelsrand.

Bis der stille wandernde Wind
Wolken atmete zärtlich empor,
Und aus den Wolken groß und gelind,
Schwamm der wachsende Mond hervor.

Was am Tage giftig und schwül,
Rauchte schimmernd auf in dem Mond,
Und mein Herz ward blühend und kühl,
Lag verklärt unterm läuternden Mond.

„Ruhte schweigend hinausgewandt.“ So ganz ohne Gebärde schaut der Dichter. Es gehört Stille, Ruhe und andächtige Sammlung dazu, so wie hier einen Mondaufgang zu sehen. Auch für den Leser. Schweigend hinausgewandt, ruhend, in Stille und Sammlung nur kann er ganz die Dichtung schmecken und auskosten. „Bis der stille wandernde Wind Wolken atmete zärtlich empor.“ Künstlerische Bildkraft vereint sich hier mit jener Wortmelodie des vollendeten Lyrikers.

Aber wie unzulänglich ist jede Erklärung eines Gedichts! Man könnte ebensogut den Duft einer Rose beschreiben wollen. Darum eben muß die Wägung lyrischer Werte durch kennzeichnende Proben bestätigt werden. Wir wollen nicht von dieser Weltinnigkeit scheiden, ohne noch ein Beispiel für ihre Bildkraft, die ebenso ungesucht, wie schwer zu finden ist, zu kosten. Das Gedicht ‚Der Berg‘ beginnt:

Sein Haupt ist starr und ganz zerklüftet,
Es atmet silbern Dunst um sich.
O, er ist alt!
Regenzerweint und eiszerschlüftet. —
Er hat die Brust voll Wald,
Und seine Füße stehen
Tief in der Flut.
Durch seine Felsenzehen
Schwänzelt der Fische bunte Brut ...

Im ‚Spiegelmärchen‘ verrät unsere Dichterin, daß sie auch das Rüstzeug zur Ballade und die Gabe schalkhaften Humors hat, zwei wertvolle Fingerzeige für ihre Entwicklung, die unsere schönste Hoffnung bleibt. Sie ist ja noch jung. Die Droste, ihr in manchem verwandt und wohl allein unter allen deutschen Dichterinnen ihr ebenbürtig, war dreizehn Jahre älter, als ihre ‚Gedichte‘ erschienen, also ...

Im Titel am nächsten verwandt ist dieser Weltinnigkeit Karl Henckells neues Gedichtbuch Weltmusik (München, Franz Hanfstaengl). Aber leider nur im Titel. Es tut einem weh, diesem lebendigen, von schöner Begeisterung leicht entflammten Dichter sagen zu müssen, daß seine Weltmusik in ihrem Klang oft eine peinliche Ähnlichkeit mit dem Klappern tauber Nüsse hat. Nur selten findet sich einmal ein frischer Hauch, der an seinen ‚Amselruf‘ erinnert, etwa im ‚Geleit an die neue Jugend‘, oder ein selbstgeschautes Bild wie das von dem Turm Humor, in dem man sich bei Wetter und Sturm mit Tod und Teufel gütlich tut. Was soll man zu Versen sagen wie diese:

„Erobererwille wirbt um kühne Kronen,
Triumph der Technik ist kein Traum der trügt —
So muß auch deine Sehnsucht sich belohnen,
Du Mensch, der tief der Seele Gründe pflügt.“

Wo bleibt da die Logik? Und darf ein Dichter so mit Zeitungspapier rascheln wie in dem Vers ‚Triumph der Technik ist kein Traum der trügt —‘? Auch die Alliteration veredelt ihn nicht.

Einen stattlichen Band, mehr als 400 Seiten, legt Richard Schaukal mit seinen Gedichten vor (München, Georg Müller). Das wäre kein Fehler, wenn uns jedes dieser Gedichte etwas zu sagen hätte. Aber leider stammt ihrer nur ein Teil von dem Dichter Schaukal, die übrigen stammen von dem gescheiten Literaten Schaukal. Diese zwei Seelen wohnen, ach, in seiner Brust. Aber dieser Brünner verleugnete den Dichter niemals, er wuchs und entwickelte innere Kräfte; das Leben vertiefte ihn, eine leichte Hand kam ihm zustatten. Und wenn er aus den 417 Gedichten — die Zahl ist in dem Buch angegeben — das beste Drittel auswählen wollte, so würde dies Bändchen zu den wertvollen Gedichtbüchern unserer Zeit zu zählen sein. Wie frühlingsfrisch klingt nicht sein ‚Ostern‘:

An die leichte Fiedel schon
Stellt der Lenz den Bogen,
Und ein leiser Silberton
Ist durchs Feld geflogen.

Und nun geht sein starker Strich
Schütternd durch die Herzen,
Baum an Baum entzünden sich
Weiße Blütenkerzen.

Grüner warmer Wiesenglanz,
Bach und Flüsse stürmen,
Schwalbenschwarm und Mückentanz,
Glocken von den Türmen.

Aber neben so feinen und reinen Klängen echter Lyrik stößt man auf nichtssagende Gedichte, wie ‚Oktober‘, das einem Kalenderbericht verzweifelt ähnlich sieht:

Nun sind die Bäume nicht mehr so belaubt:
Man kann bequem in alle Gärten sehn.
Bald werden sie, der Blätter ganz beraubt,
Frierend im Leeren stehn.

Wir stehen schon bei dieser zweifellos richtigen Prophezeiung frierend im Leeren und wissen mit der Bequemlichkeit, in alle Gärten sehen zu können, nichts Rechtes anzufangen, denn wir erblicken hier wenigstens nichts anderes als einen Komposthaufen voll leerer Worthülsen. Mehr Selbstkritik, Dichter!

Eben diese Mahnung richtete ich vor einem Jahr hier an einen anderen österreichischen Poeten, der zweifellos zu den besten Versemachern der Gegenwart gehört, an Emil Hadina. Und in seinem neuen Gedichtbuch Heimat und Seele zeigt er im Gegensatz zu den damaligen ‚Nächten und Sternen' die ganze Sorgfalt eines selbstkritisch wägenden und feilenden Künstlers. In dem ganzen Buch ist kaum eine Zeile (etwa Seite 7 die letzte) zu beanstanden. Hadinas Dichterherz ist schwer bedrückt von der Not der Zeit, mit tiefem Ernst blickt er dieser Not ins Antlitz, aber er ist zu sehr Dichter, als daß er sich nicht an dem Schönen und Großen der Welt immer wieder aufrichtete. Wund und leidgeschlagen, voll von Zweifeln und Schrecken reckt er seine Seele auf zur Weltallkraft der Natur. Er kennt ihre ewigen Heilmittel und er gebraucht sie. Er

Braucht des Waldes rauschende Seele!
Ob um die ragenden Wipfeltürme
Läuten die Stürme,
Ob ganz in Stille sich Baum für Baum
Hertastet ein altverwunschener Traum . . .

Auch hier ist Weltinnigkeit zu finden.

Noch in einem anderen der vorliegenden Bücher, in Ernst Bowinkels Seele und Zeit (Cöln, Salm-Verlag) begegnen uns leise Spuren davon. So, wenn er eine Hängebirke anschaut. „Ihr leises Gefälle tropft immer zur Erde, nie ankommend." So auch die ‚Sehnsüchte seiner müden Seele.' Hier harft eine feine Seele voll dunkler Klangfarbe, man horcht auf, man fühlt eine nachdenklich-herbe Sehnsucht, die anspricht. Die Zahl der Gedichte ist nicht groß, offenbar hat der Dichter eine strenge Auswahl getroffen und kein Verslein durchs Tor des Buchdeckels gelassen, das nicht das Losungswort „Kunst" sagen konnte.

Leider ist von dieser Strenge bei Fridolin Hofer in seinem Daheim (Luzern, E. Haag) nichts zu spüren. Ihm wünschte ich einen klugen Freund, der etwas vom Fach versteht und ihm ernst und eindringlich sagte: „Wer so gute Gaben empfing, der muß wägen und werten." Hofer hat des Dichters Aug'. Wir sehen lachend sein ‚Landmädchen', das, von Sommerlicht umspielt, ins Haus tritt —: „Sonne, Feld, Wald und Quelle strömen dir nach ins Haus." Aber dann stößt man auf Mißgeschöpfe wie ‚Unförmliche Gesichter', oder ‚Träumerei am Kamin', in denen ein an sich annehmbarer Gedanke, anstatt daß ihm die Verse Schwingen gäben, plump wie ein Mauerstein auf den Boden fällt.

Ein unverkennbar weibliches Empfinden spricht aus dem hübschen Bändchen Blühende Welt, Lieder und Balladen von Lüning (Papenburg, Heinrich Rohr). Lüning, Lüning — 's klingt so wunderlich ohne Vornamen. Aber man darf den Namen schon behalten, ein liebenswertes Dichtergemüt verbirgt sich hinter dem Decknamen, und auch die Form ist reif und blank.

Über Land

September war's. Der Regen fiel ins Land.
Der Wagen knarrte durch den feuchten Sand.

Die Pferde gingen nickend und im Schritt
Und feierlich, als führ' ein Toter mit.

Und war doch keins als du und ich dabei.
Vom Wald nur kam des Habichts dünner Schrei.

Da dacht' ich jäh der hellen Fahrt im Mai —
Etwas starb doch: ein Sommer ging vorbei.

Wer einen Wein kosten will und eine leidliche Zunge hat, braucht nicht die ganze Flasche auszutrinken, ein halbes Glas genügt dazu. Bei Heinrich Studers Geburt der Venus (Leipzig, Amalthea-Verlag) und Heinrich Husserls Heiligen Stunden (Wien, Deutsch-Österreichischer Verlag) reichen ein paar Verse völlig aus, ihre Marke zu erkennen. Studer singt:

O Liebste, deiner Liebe Glut
Was die für Wunder wirken tut.
Ich weiß nicht, wie ich jubeln soll:
Gott! wie bin ich des Glückes voll!

Und nicht minder musisch hebt Husserl in dem Gedicht ‚Eigene Sprache' an:

Der Herbst hat seine eig'ne Sprache,
Die deutlich in Erscheinung tritt:
Er spricht zum Aug' in bunten Farben,
Zum Ohr mit herbem Blätterrascheln;
Heut noch Mildsonnenschein uns schenkend,
Braust morgen er mit Sturmesschritt.

Auch diese beiden Heinriche haben ihre „eig'ne Sprache". Ja, es gibt noch Dichter in Deutschland! . . . Daß man, namentlich bei Studer, auch bessere Verse findet, versteht sich, denn sonst würde vermutlich nicht nur der Verleger gestreikt, sondern auch der Drucker, der Setzer, der Korrektor, der Abzugjunge würden energisch Einspruch erhoben haben.

Im Ernst: es wäre unverantwortlich, wollte man derartiges Geschluder hingehen lassen, die Folge von solcher Nachsicht — man ist heute allgemein viel zu nachsichtig — wäre, daß die Zahl der Lyriker noch massenhafter, die Lyrik noch seltener würde. Ernste Selbstprüfung ist auch Konrad Bänninger zu empfehlen, der einen dünnen Gedichtband unter dem zuviel versprechenden Namen Weltgarten (Zürich, Rascher & Co.) herausgibt. Bänninger ist ein Könner. Namentlich die ersten Gedichte seines Buchs bezeugen es. Er hat ein eigenes Verhältnis zur Natur, eine eigene Netzhaut für ihre vertrauten und nur feinen Sinnen zugänglichen Offenbarungswunder. Aber schon in seinen fünf ‚Gesängen', von denen der vierte viel Schönes enthält, gerät er in ein unklares Gesäusel, das freilich immer wieder einmal von einem packenden Bild erfreulich unter-

brochen wird. Mehr und mehr scheint Bänninger in die Zeitströmung des Expressionismus zu geraten. Schade, denn er war selbständig, zum Beispiel in der Demut vor dem Kleinen (‚Mit einem dürren Stabe'). Sieht man ihm genau auf die Finger, so findet man seinen Wortschatz arm bei dem Anschein des Reichtums. Immerhin eine Bekanntschaft, die einen nicht reut.

Mit Bänninger sind wir an die Schwelle der neuen Ausdruckskunst gelangt. Tretet ein, auch hier sind Götter. Wer Freude hat an allem jungen Blühen, an jedem Morgenlicht und Kinderauge, wer als Sucher die Entdeckerlust eines Botanikers, der eine neue Blume findet, nachfühlt bei Entdeckung eines neuen Talents (und ich bekenne, diesen Empfindungen nicht ganz fern zu stehen), der wird mit besonderer Gewissenhaftigkeit aufmerkend in den Frühbeeten der Literatur Umschau halten. Die Auswahl ist denn auch bald getroffen. Unter den Lyrikern des jungen Expressionismus scheint zurzeit Johannes R. Becher der begabteste. Prüfen wir in seiner Verbrüderung (Leipzig, Kurt Wolff) sorgfältig Seite für Seite, Zeile für Zeile — diese Behutsamkeit ist hier vonnöten, wo man nur mit Kopf- und Nervenarbeit die einzelnen Spritzer der Neulyrik zu einem Bilde zusammenzuraten vermag —:

Dein Gang elastisch. Die Gebäude wirbeln.
Ein roter Dorfturm stach verzückt ins Blau.
Die Rinnsal-Straßen mögen dich nie fassen.
Turban deines Haupts —: Spirale blumigen Regenbogenflusses.

Wir sehen in dieser getupften Strophe, die zu den verständlichsten und besten des Buchs gehört, das bewußte Sichauflehnen gegen das sprachlich und dichterisch Hergebrachte. Das ist ein altverbrieftes Recht der Jugend, und wenn man das Lirumlarum von ein paar Dutzend Unlyrikern und Nachtretern alten Stils soeben gelesen hat, versteht man diesen Wunsch des Nachwuchses: es unter allen Umständen anders zu machen. So dachten auch die Lenz und Maler Müller, so die Büchner und Grabbe, so vor allem der noch immer nicht genügend geschätzte Hermann Conradi, der im Zeitalter des Impressionismus den Expressionismus schon kannte und ausübte, viele seiner Verse könnten heute im Almanach ‚Vom Jüngsten Tag' stehen.

Nur daß Becher und die um ihn stehen, alle in der gleichen Manier dichten, so daß man tatsächlich die Buchtitel und Dichternamen ruhig vertauschen kann, ohne einen einzelnen zu berauben. Wenn man einen liest, kennt man alle. Ihre Kunst ist Programm, Manier. Und sie wollten doch gerade eine „Thronerhebung des Herzens" (Otten), eine Vollmachtserklärung der Phantasie. Wie alt oftmals diese Jungen sind, zeigt eine schwärmerische Anhimmelung Zolas in diesem Buch („Der Hymnische. Du Leiter mir und Schirm. In dir verstrecken sich die jungen Dichter. Wir knospen auf aus deinem Inselgarten"). Zola! Der alte Zola! Der Photograph Zola ist die neueste Entdeckung dieser Zukunftskinder. Fortschritt des Krebses ...

Becher konnte man einst für einen Wipfelsänger halten. Aber er hat es für vorteilhafter gehalten, von seinem Zweige abzustreichen und sich dem Krähenschwarm der Programmacher mit ihrer aufkreischenden Sprache anzuschließen. Nun tupft und spritzt er mit ihnen, nun „drückt er aus" ... Seelenloses Wörtermosaik, mit einem geheimen Grimm auf Syntax und Logik, kleckst um Dirnenleiber, Großstadtbilder, Ästhetenkonventikel, oder lallt hymnisch von unklaren Kommunistenideen. Das Verblüffen ist die Hauptsache. Alles muß verschwimmen oder eckig sich schneiden' oder spitz sich stechen, Sprachverrenkung ist schon Talent.

Wer das heute offen ausspricht, schwimmt freilich schon gegen den Strom. Denn die Kriegs- und Revolutionspsychose hat auch auf die Kunst sich erstreckt, beeinflußt und unterstützt von dem Bluff, dem ohrenbetäubenden Reklamegeschrei gewisser Verleger und behender Mitläufer ‚unter dem Strich'. Nur immer dem Neuesten nachhasten — sonst verlieren wir den Anschluß, sonst blamieren wir uns — so rief von jeher der geistige Parvenü, der keine Persönlichkeitswurzel, kein selbständiges Urteil hat. Demgegenüber erlauben wir uns, zwischen Künstler und Macher nach wie vor zu unterscheiden und Impotenz auch dann beim rechten Namen zu nennen, wenn sie sich krampfhaft zu sprachlichen Veitstänzen aufreckt. Der selbständig Urteilende wird trotz diesem Lärm in Becher ein Talent sehen und erwarten, daß sein vulkanisches Brodeln, Zischen und Sprühen sich noch einmal zur reinen Flamme klärt.

Nur wenig Raum bleibt leider zur Empfehlung eines ‚Außenseiters' an dieser Stelle, denn die Übersetzungen lateinischer Gedichte blieben sonst außerhalb unserer lyrischen Maischau. Aber Paul Mahns Verdeutschung der Gedichte des Properz (Berlin, Verlag der Täglichen Rundschau) verdient diese Ausnahmestellung, denn es ist wirkliche Nachdichtung des bekanntlich von Goethe ganz besonders geschätzten Dichters und darf daher zum deutschen Schrifttum gezählt werden. Mahn, der seinen Übertragungen eine tiefpeilende und vortrefflich geschriebene Einleitung voranschickt, ist es zum größten Teil gelungen, die oft harte und dunkle Ausdrucksweise dieses Dichters, dessen Poesie aus seiner Liebe quoll, in fließendes Deutsch zu übertragen. Ein ebenso schwieriges wie verdienstvolles Werk, denn die Bekanntschaft mit Properz, dem feurigen, schwermütigen, feingebildeten, tiefen, vornehmen Menschen ist ein Gewinn, und getrost könnte bei einer Neuauflage des Buchs, wie seinerzeit bei Knebels (unzulänglicher) Properzübertragung, ein Titelkupfer mit dem Muster von Goethes Siegelring verwendet werden, „dem allgemeinen Geiste in Properzens Werken verwandt" — wie H. Meyer an Knebel schrieb.

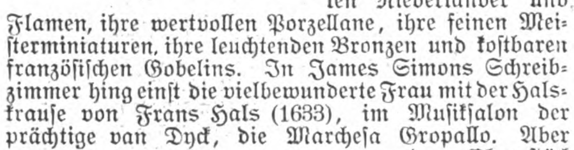
Illustrierte Rundschau

Die Auflösung der Sammlung James Simon in Berlin — Abschiedsfeier für F. von Miller und E. von Stieler — Doubletten der sächsischen Museen auf dem Kunstmarkt — ‚Die ehrwürdige erlesene Chronik der Malerherberge auf Frauenwörth' — Zu unsern Bildern — Louis Tuaillon †

Man empfindet es schmerzlich, daß Dr. James Simon in Berlin seine Kunstsammlung auflöst. Sie gehörte zweifellos zu den schönsten und an Werten reichsten Galerien des Reiches. Nur das eine mag unsere Kunstkreise trösten: daß er eine Reihe seiner wertvollen Kunstdinge, darunter die altniederländischen Tafelbilder, dem Kaiser Friedrich-Museum zukommen läßt, das seinen Namen schon längst in Ehren hält. Man weiß ja, daß Dr. James Simon es war, der ihm vor Jahren eine Fülle von Plastiken der Renaissance schenkte. Aber daß er es tat, verdankt das Museum gewiß keinem andern als Bode. Der Generaldirektor der Museen zu Berlin war es, der in Dr. James Simon den Sammler entdeckte, der seine Liebhaberei förderte, ihr die richtigen Wege, die richtigen Ziele gewiesen hat, so wie Bode überhaupt ein ganz neues Sammlergeschlecht in Berlin förmlich aus dem Boden stampfte.

Anthonis van Dyck, Bildnis der Marchesa Gropallo
Sammlung James Simon, Berlin

Die meisten Bilder aus der Sammlung Simon werden nun nach Holland oder anderswohin wandern. Eigentlich kann man es sich nicht gut vorstellen, daß jetzt die so künstlerisch eingerichteten Räume des Hauses Simon in der Tiergartenstraße ihren Hauptschmuck verlieren sollen, ihre wundervollen Niederländer und Flamen, ihre wertvollen Porzellane, ihre feinen Meisterminiaturen, ihre leuchtenden Bronzen und kostbaren französischen Gobelins. In James Simons Schreibzimmer hing einst die vielbewunderte Frau mit der Halskrause von Frans Hals (1633), im Musiksalon der prächtige van Dyck, die Marchesa Gropallo. Aber das Glanzstück der Sammlung war doch „Der Brief", diese unsagbar schöne Farbensymphonie des Delfter Vermeer. Und daneben sah man eine kleine „Dame" von Rembrandt, dann Terborch und Metsu, sah man Ostade, sah man viele von den stärksten Kleinmeistern der holländischen Landschaft und des holländischen Stillebens aus dem 17. Jahrhundert, sowie die Spanier und Italiener des 18. Jahrhunderts: Goya (mit drei Werken) und Tiepolo. — Es ist übrigens schon die zweite große Privatsammlung Berlins, die seit Kriegsbeginn zum großen Teil in Kunsthändlerhände übergeht. Die erste Sammlung, die um etliche Millionen — man sprach von fünf Millionen — weitergegeben wurde, war die Galerie Carl von Hollitschers, die Bode und Friedländer katalogisiert haben und von der auch einmal an dieser Stelle ausführlich die Rede gewesen ist. A. D.





Frans Hals, Bildnis einer Unbekannten
Sammlung James Simon, Berlin



Jan Vermeer, Der Brief
Sammlung James Simon, Berlin

⌘ ⌘ ⌘

Ein gutes Stück deutscher Kunstgeschichte stellte die ansehnliche Tafelrunde dar, die sich in München zusammenfand, um zwei ehrwürdigen Künstlern



Abschiedsfeier des Lehrerkollegiums der Akademie der Künste in München aus Anlaß des Scheidens des Direktors Prof. Ferdinand von Miller und des ständigen Sekretärs Prof. Eugen von Stieler. Im Vordergrunde von rechts beginnend und sodann nach links um den Tisch herum: Eugen von Stieler, Ferdinand von Miller, Franz von Defregger, Heinrich von Zügel, Hans Welzel (Syndikus), Carl Becker-Gundahl, Peter Halm, Martin von Feuerstein, Hermann Hahn, Erwin Kurz, Friedr. von Thiersch, Franz von Stuck, Angelo Jank, Adolf Hengeler, Ludwig von Herterich, Hermann Gröber, Carl von Marr, Gabriel von Hackl (Phot. H. Hoffmann, München)



Teekanne in Böttger-Porzellan
Weiß mit plastischen Blumen. Um 1715

bei ihrem Ausscheiden aus ihren Ämtern noch einmal zu huldigen. Zu allen Zeiten wird vorwärtsstürmende Jugend auf Akademien schelten. Wieviel tüchtige und mannigfaltige Begabung trotzdem in diesen Anstalten steckt, zeigt ein Blick auf die Versammlung unseres Bildes. Mancher, den wir noch lange nicht ‚akademisch' empfinden, sitzt hier neben Männern, die aus dem Streit der Meinungen bereits als geschichtlich aufzufassende Werte hervorgegangen sind, und darum scheint uns diese Gelegenheitsaufnahme von dauernder Bedeutung zu sein. Die Feier galt dem Direktor der Akademie zu München und ihrem ständigen Sekretär: Prof. Ferdinand von Miller und Prof. Eugen von Stieler. Miller, einer der vielen namhaften Söhne des großen Erzgießers (geb. 1842), hat sich als tüchtiger Bildhauer hervorgetan. Manche bayerische Stadt erfreut sich eines seiner Denkmäler, die nicht den neuzeitlichen Ehrgeiz kennen, durch Absonderlichkeit zu überraschen, wohl aber dem allzeit gültigen Grundsatz huldigen, durch Ernst und Treue zu wirken. Der Meister leitete seit 1900 die Akademie. Seit demselben Jahre stand ihm Eugen von Stieler als Sekretär zur Seite. 1845 geboren und aus der Schule Pilotys hervorgegangen, hat Stieler geschmackvolle Bildnisse und Sittenschildereien gemalt. Um das gesellige und wirtschaftliche Leben seiner Berufsgenossen hat er sich als Vorsitzender der Münchner Künstlergenossenschaft in dem Jahrzehnt von 1885 bis 1895 unvergeßliche Verdienste erworben.



Japanischer Teller in Blau, Rot, Gelb und Schwarz. Um 1700

Meißner Herold-Porzellan
Vierkantige Spritzflasche mit japanischen Blumen
Um 1728

⁂ ⁂ ⁂

Daß Museen von Weltruf einiges von ihren Beständen auf den Markt bringen, kommt alle heiligen Zeiten einmal vor. Natürlich sind es in solchem Falle bloß Doubletten, die man abstoßen möchte, erstens um dem Platzmangel abzuhelfen, zweitens um Summen



Kobaltblaue Balustervase
China, um 1700

Japanische Deckelvase in Blau, Rot und Gold. Um 1700

zu gewinnen, die man dann neuen Zwecken dienstbar machen kann. In der reichhaltigen Doublettensammlung zum Beispiel, die von den öffentlichen Dresdner Sammlungen dem Kunsthause Lepke in Berlin übergeben wurde, finden sich Porzellane, die selbst für große Museen von Rang Seltenheiten darstellen. Schon der Begriff „Kändler" genügt, um den Wert dieser Sammlung zu kennzeichnen.



Große Schüssel aus dem 1730 für König August den Starken angefertigten Prunkservice. Mit dem sächsisch-polnischen Wappen

Allerdings dreht es sich hier nicht um die berühmten Figuren und Gruppen aus der Blütezeit der Meißener Fabrik, sondern zumeist um die außerordentlich gesuchten ‚Tiere' des größten Meißener Modelleurs und seiner ausgezeichneten Mitarbeiter. Diese ‚Tiere' waren in den ersten vier Jahren von Kändlers Meißener Zeit, also von 1731 bis 1734, geschaffen worden, und zwar zu dem Zweck, das Japanische Palais in Dresden und seinen Garten zu zieren. Mehrere von den weißen Tierfiguren zeigen die Hand Kändlers selbst, mehrere die des Gottlieb Kirchner, dessen bedeutendstes Porzellanwerk, der ‚Apostel Paulus' im Kunstgewerbemuseum zu Leipzig, selbst manche Arbeit seines Meisters Kändler an Schärfe der Charakteristik übertrifft.



Meißener Madonna, weiß 1733 von Kändler modelliert



Affe (Waldteufel). Meißener Porzellan, weiß. 1732 von Kändler modelliert

Doch auch aus der Porzellanmalerei der Meißener Zeit Kändlers bietet diese Doublettensammlung Außerordentliches dar. Was uns hier besonders fesselt, sind die Herold-Porzellane. Johann Gregor Herold, den sich August der Starke 1718 aus Wien kommen ließ, wo ein Jahr vorher die Wiener Porzellanmanufaktur gegründet worden war, arbeitete zwar zunächst nach ostasiatischen Vorbildern, aber in seinen zeichnerisch und koloristisch eigentümlichen Chinoiserien wuchs er bald zu solcher Eigenart, daß die Meißener Fabrik für den Hof und den



Groteske Vase. Mit Rot und Gold teilweise übermalt. Arbeit Kirchners, von Kändler modelliert

Adel nicht genug liefern konnte. Teile aus den bekannten Servicen der Herold-Zeit kann man auch in dieser Doublettensammlung bewundern. Übrigens enthält die Sammlung auch die allerfrüheſten Meißener Erzeugniſſe: das Böttger-Steinzeug und das Böttger-Porzellan: hier die rotbraunen und ſchwarzen Kannen und Kännchen des einſtigen Alchimiſten, dort die erſten Proben ſeines weißglaſierten, reliefgeſchmückten Porzellans, das etwa 1713, drei Jahre nach der Gründung der Meißener Fabrik, in den Handel kam. Daß die Sammlung daneben auch eine reiche Reihe der China- und Japanporzellane aus der Zeit um 1700 bringt, viele von den Stücken der grünen und der roſa Familie, die gerade August dem Starken gefallen haben, macht ſie noch feſſelnder. Die Katalogiſierung der Porzellane der Sammlung hatte W. von Seidlitz auf Grund der Angaben Prof. Zimmermanns vom Johanneum übernommen. Die Waffendoubletten des Hiſtoriſchen Muſeums, die außer den Porzellanen gleichfalls Lepke übergeben wurden, katalogiſierte Prof. Haenel in Dresden.



Federzeichnung von Franz von Seitz in der ‚Künſtlerchronik von Frauenchiemſee'. (Verlag F. Bruckmann A.-G.)

Eine Seite der ‚Künſtlerchronik von Frauenchiemſee'. Aquarell von Georg Papperitz. In der von Prof. Karl Raupp und Franz Wolter beſorgten Veröffentlichung (Verlag F. Bruckmann A.-G. in München) mehrfarbig wiedergegeben

❦ ❦ ❦

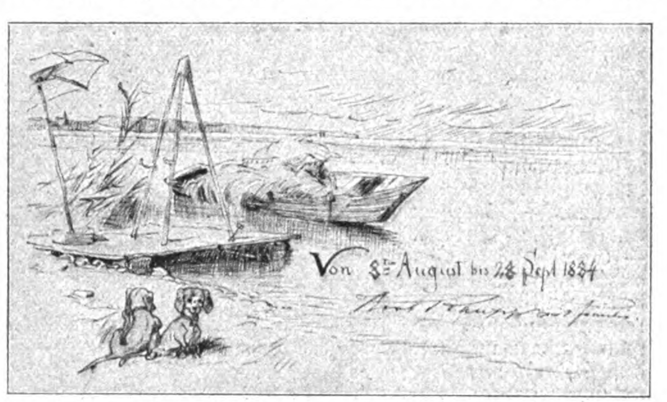
„In der Zeit, da man ſchrieb Eintauſendzwanzig und acht, begab es ſich, daß von München, der guten Stadt, etliche tapfere Geſellen auszogen, zu ritterlich Fahrt und Abentheuer. Als ein Hauptmann und Führer hatten ſie ſich auserkoren Maxen Haushofer und hatten ihren Zug gericht gegen Süd, allwo die Gebürg ſtehen und die großen Waſſer." So berichtet ‚Die ehrwürdige erleſene Chronik der Malerherberge auf Frauenwörth' von der Entdeckung der damals weltverlorenen Inſel, und ſeit der liebenswürdige Landſchafter Haushofer ſie mit fröhlichen Genoſſen zum Schauplatz künſtleriſcher Arbeit und mehr noch heiterer Erholung erkor, ſind dort durch Jahrzehnte Maler und Dichter eingekehrt und haben zu der nun auf vier Bände angeſchwollenen Chronik mit Stift und Feder beigeſteuert. Der Sohn des Entdeckers, der 1907 verſtorbene Dichter Max Haushofer, hat dieſe Chronik mit Liebe gehütet und gefördert, und jetzt iſt von zwei Getreuen aus ihrem über-



Ludwig von Langenmantel, Julius Adam, Ludwig Lesker
Selbstkarikatur in der ‚Künstlerchronik von Frauenchiemsee‘

reichen Schatz eine knappe Auswahl getroffen worden, die jedem Freund der Insel und der Münchner Künstler zu Herzen sprechen wird.

Zu Beginn des Heftes grüßt uns **Eichlers** ‚Maienzeit‘, ein Frauenbildnis, eingehüllt in die Herrlichkeit der frisch begrünten und blumengestickten Welt. In diesem Mädchen steckt der Geist einer neuen Zeit, die frei von Schwärmerei gesunder, helläugiger Lebensfreude huldigt. — **Agathe Herrmann** ist eine junge Berliner Künstlerin, die in ihren Bildern, Landschaften und Innenräumen auf zarte Farbenreize und romantische Stimmungen ausgeht. So auch in dem ‚Treppenhaus‘ (zw S. 232 u. 233). In diesem altmodischen Hause, vor dessen Fenstern sich ein schattiger Garten breitet, wohnen stille, man möchte sagen: Stormsche Gestalten. — Die Zeit, wo **Fritz August von Kaulbach** in jedem Sinne ein moderner Maler war, ist vorbei. Man arbeitet heute mit derberen, packenderen Mitteln, aber zu den besten Gestaltern der vornehmen oder eleganten Welt wird er immer zählen. Schöne Frauen werden sich gern von ihm malen lassen, denn er versteht sich wie kein zweiter darauf, eine ge-



Federzeichnung von Karl Raupp in der ‚Künstlerchronik‘



Aquarell von August Dieffenbacher in der ‚Künstlerchronik von Frauenchiemsee‘.

pflegte Erscheinung aufs vorteilhafteste zu gestalten. Gern hat er Künstlerinnen gemalt, etwa Fräulein Farrar oder Cléo de Merode. Unser Bild zeigt die Schauspielerin Hanna Ralph-Jannings (zw. S. 240 u. 241); die Künstlerin ist gegenwärtig an den Meinhard-Bernauerschen Bühnen in Berlin tätig. — Ein Stück altmünchner Gemütlichkeit überliefert uns das mit breitem Pinsel gemalte Herzogsche Bild ‚Auf dem Viktualienmarkt in München' (zw. S. 248 u. 249). — Zu den phantasievollsten deutschen Künstlern der Gegenwart zählt Julius Diez. Eine eigentümliche Stellung in seinem Schaffen nimmt die ‚Heilige Cäcilie' ein (zw. S. 264 u. 265). Von der Derbheit seiner Gestalten lassen nur die Englein etwas spüren. Die in Natur und Musik wie in einen doppelten Wohlklang gebettete Heilige ist von außerordentlicher Zartheit. — Einen farbig wie gegenständlich gleich fesselnden Blick in Kairo läßt uns der Münchner Tony Binder tun (zw. S. 268 u. 269). — Carl Spitzwegs aus Wehmut und Schelmerei gemischte ‚Frühlingsahnung' muß man auch als Landschaft auf sich wirken lassen, um ihren ganzen dichterischen und malerischen Reiz zu fühlen (zw. S. 272 u. 273). — Der Berliner Arthur Lewin-Funcke ist unsern Lesern als ein Bildhauer von weicher Anmut bekannt. Er versteht den Marmor mit schmiegsamer Kraft zu behandeln und liebt, auch wenn er in Bronze arbeitet, die Idylle. So auch in seinem ‚Vogler' (zw. S. 288 u. 289). — Jean Seiberths künstlerische Aufnahme ‚Frühling' (zw. S. 292 u. 293) mag manchem wanderfrohen Naturfreund zur Anregung dienen. Wer den photographischen Apparat geschickt und mit Geschmack zu benutzen lernt, sichert sich einen Schatz von Erinnerungen, der jede Reise, jeden Ausflug doppelt wertvoll macht. — Wenn man den Namen Rudolf Sieck hört, denkt man sofort an Blumen und Wiesen. Er sieht die Größe in der Natur ähnlich wie Stifter im Milden und Sanften, und ihre Lieblichkeit ahnen wir auch in einem so begrenzten Ausschnitt wie seinem ‚Bauerngärtchen' (zw. S. 316 u. 317). — Ein eindringliches Doppelbildnis hat der Berliner Sezessionist Prof. H. E. Linde-Walther geschaffen. Es heißt ‚Mein Großvater und ich' und predigt die Freude an der Familie, an der Heimat (zw. S. 320 u. 321). — Zum Gedächtnis an den vor kurzem verstorbenen Prof. Theodor Hagen bringen wir die Landschaft ‚An der Ilm' (zw. S. 326 u. 327). Seit dem Jahre 1871 hat der 1842 in Düsseldorf geborene Meister in Weimar gewirkt, von 1877 bis 1881 als Direktor der dortigen Akademie. Er war ein Schüler Oswald Achenbachs, ist jedoch auf dem Wege zur Einfachheit, den dieser einschlug, mit Entschiedenheit fortgeschritten und war so geeignet, einer auf Schlichtheit drängenden Jugend ein einflußreicher Lehrer zu werden. Er hatte die Gabe, nicht bloß in den Alpen, sondern auch in der als öde verschrieenen Eifel, im ernsten Westfalen, im lieblichen Thüringen starke, selbst dramatische Schönheiten zu entdecken.


Prof. Louis Tuaillon († 22. Februar) (Phot. Boedecker)

Noch einen andern Verlust hat die deutsche Kunst zu beklagen: der Berliner Bildhauer Tuaillon ist gestorben. Der Siebenundfünfzigjährige hat sich durch Denkmäler Kaiser Friedrichs (Bremen, Cöln) und Kaiser Wilhelms II. (Cöln) einen Namen gemacht; sein volkstümlichstes Werk ist die vor der Berliner Nationalgalerie stehende und im Tiergarten vergrößert und vergröbert wiederholte Amazone geblieben. Es gibt wenig Pferde, die so lebendig, fast möchte man sagen: nervös gebildet sind wie dieses. Tuaillon war ein Schüler der Berliner Akademie, Reinhold Begas war sein Lehrer. Die entscheidenden Einflüsse hat er jedoch in Rom empfangen, wo er in den Kreis von Hildebrand und Marées eintrat. Hier hat er das Geheimnis der Form ergründet, jene neuklassische Ruhe, die sich glättend auch über das leidenschaftlichste Leben legt.

P. W.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Adolf Bothe in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Otto Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Herman

33. Jahrg. / Juni 1919 / 10. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50, Tauentzienstraße 7b

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien



MANNESMANN
MOTORLASTWAGEN
OMNIBUSSE
MULAG-AACHEN



Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 3 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Post-Anstalten. In der Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte“ eingetragen. Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Post-Anstalten bezogen werden.



Inhalt des Juniheftes:

Kunstbeilagen:

Einschaltbilder:

Selbständiges Textbild:

* * *

Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Prof. Heinrich Wieynck in Dresden.

Inserate:



Aus Schloß Freienwalde
Gemälde von Kurt Haase-Jastrow


Velhagen & Klasings Monatshefte
33. Jahrg. / Juni 1919 / 10. Heft

Die Grenzen. Roman von Ernst Zahn

Ihr Haus lag am Neumarkt. Es war mit vielen andern zusammengebaut, und Tausende, die vorbei gingen, wußten nicht, daß es besser war als drüben das des Küfermeisters oder das mit dem kleinen Spezereiladen im Erdgeschoß oder das mit der Wirtschaft zum Spiegel im ersten Stock, wo man für siebzig Rappen Mittagstisch bekam. Alle paar Wochen vielleicht fiel es indessen einem Vorübergehenden auf, daß dieses Haus, dessen Front sich mit Fenstern und Dach ganz in die Reihen der andern fügte, einen Türbogen aus Sandstein mit einem Wappen als Zierde hatte und daß an der dunklen, schweren Eichentür, die doppelflüglig war, sich ein prachtvoller, messingener Klopfer in Form einer Schlange befand. Ein solcher Fußgänger blieb vielleicht einmal stehen, musterte das Wappen näher und wunderte sich über die sechs schlanken Tannen, die da in den Stein gehauen waren, und dann fielen ihm wohl die Jahreszahl 1410 in die Augen und das Alter der Stadt in den Sinn, und daß in der holprigen Straße zu wohnen vorzeiten vielleicht ein vornehmes Privilegium gewesen. Mehr Bescheid über das Haus zum Wald wußten natürlich die Nachbarn und alle die, die heute, am Erstmaitag, bei der Frau Bürgermeisterin Dorothea Eßlinger ihren Zins zu entrichten hatten. Von denen gab es manchen, der, ob er zum ersten oder zwanzigsten Male kam, mit einer scheuen Bewunderung in den gewölbten, breiten Hausflur trat; gelangte er doch aus der Holperstraße mit dem Alltagsgesicht in eine ganz andere und eigenartige Welt. Der mit Sand bestreute Fußboden hallte unter seinem Schritt. Durch eine zweite, nach hinten in einen Garten führende Tür fiel oft wie heute der Schein der Morgensonne und zeigte die satten Farben des Flurs, das fleckenlose Weiß der Decke, das saubere Grau des Bodens und das tiefe, glänzende Braun der breiten Treppe, die in das erste Stockwerk hinauf führte. Selbst Adrian Leuthold, der Weinhändlerssohn, der ein derber Spötter und von vornehmer Herkunft war, konnte sich dem Eindruck auch heute wieder nicht entziehen, daß dem Eßlingerschen Hause jenes unbeschreibliche Etwas von Strenge, schlichter Gediegenheit und entschwindender Größe eigen war, das in die Großmachtzeit der alten Stadt St. Felix gehört hatte. Adrian Leuthold versagte es sich auch nicht, in einem Gemisch von Neugierde und Eigenmächtigkeit, das seinem Charakter eigen war, die schweren Hände in die Hosentaschen geschoben, bis an die Hintertür zu gehen und in den Garten hinauszublicken. Eine Art Kreuzgang lief da zur Linken und Rechten der Tür hin, und durch die Öffnungen zwischen seinen Holzsäulen fiel die Sonne ein und gab den roten Ziegelplatten des Bodens eine Wärme, als ob sie Ofensteine wären. Draußen aber lag der Garten, umstanden von Häusern, die ihm häßliche Rückseiten zudrehten, ein wenig düster, stets arm an Blumen, auch wenn es nicht wie jetzt noch zu früh im Jahr, aber um so reicher an alten Tannen, Kiefern und dunklem Buschwerk, durchzogen von braungelben Wegen, deren Lohebelag scharf zum Schwarzgrün der Bäume im Gegensatz stand. Adrian Leuthold dachte daran, daß solche Gärten in der Stadt, deren alte Herrlichkeit der Moloch Neuzeit quartierweise hinunterschlang, selten zu werden anfingen. Er fügte heimlich eine kräftige Verwünschung hinzu; denn er war an Geist so ungeschliffen wie an Körper, vielleicht weil er zu lange bei den Bauern einer Seegemeinde gelebt hatte, wo eines der großen Weingüter seines Vaters gelegen war. Während er nun sich

zurückwandte und die Treppe hinaufzusteigen begann, bohrte er in der Hosentasche nach der Schweinsblase, in welcher er den Zins für die Bürgermeisterin trug. Ein leises Rot stieg ihm in die bartlosen Wangen. Trotz aller Rauheit wurde er immer ein wenig verlegen, wenn er bei der alten Dame zu tun hatte.

Er erreichte gerade den oberen Flur mit den vielen alten, breitspurigen Schränken, Kommoden und Truhen und den dunkelgebeizten Türen dazwischen, deren Messingbeschläge blitzten, als zwei der letzteren sich gleichzeitig öffneten und hüben Brigitte, die Magd in schwarzem Kleid, weißen Armstulpen und weißer Schürze, drüben Lotte, die Enkelin der Frau Bürgermeisterin, erschienen, jene um ihm entgegen zu gehen, diese um bei seinem Anblick rasch und ohne Gruß in das Zimmer wieder zu verschwinden, das zu verlassen sie Miene gemacht hatte. Leuthold trug Brigitten sein Anliegen vor und wurde in dasselbe Gemach geführt, dessen Tür sich hinter Lotte Eßlinger so ungastlich rasch wieder geschlossen hatte. Den Hut in den roten Händen haltend, den etwas struppigen Kopf leicht gebeugt, fand der stämmige Gast sich gleich darauf vor den zwei Frauen des Hauses stehend.

„Guten Tag, Herr Leuthold," begrüßte ihn die Bürgermeisterin. Sie stand in ihrem reichlich weiten, schlichten, dunklen Kleide da wie ein Bild aus einem vergangenen Jahrhundert. Obwohl sie die Mitte der Fünfzig noch nicht überschritten hatte, trug sie sich, als stamme sie aus einer weit entlegenen Zeit. Ihr braunes, leise ergrauendes Haar war noch hochgetürmt und fiel in zwei Locken zu beiden Seiten ihres feinen Gesichtes auf die Schultern. Selbst in der Rede hatte sie etwas Altväterisches und Umständliches.

„Sie bringen mir den Zins," fuhr sie fort. „Ich muß Ihren Vater loben wegen seiner Pünktlichkeit."

Mit einer zierlichen Handbewegung lud sie ihn ein, auf einem der an einem langen Tische stehenden Stühle Platz zu nehmen, und indem sie sich an das junge Mädchen an ihrer Seite wandte, bat sie dieses: „Willst du so freundlich sein, Enkelin, Herrn Leuthold die Quittungen übergeben?"

Das Schriftstück lag schon bereit unter einer Anzahl von anderen, die heute zur Verwendung kommen sollten. Lotte Eßlinger holte es hervor, durchlas es, machte eine Einzeichnung in ein Buch, das daneben auf dem Tisch lag, und trat dann schweigend auf den Besucher zu, ihm das Blatt reichend.

Inzwischen hatte die Großmutter das Gespräch weitergeführt und nach dem und jenem gefragt, was Leutholds Familie und Haus betraf. Er gab linkische, zerstreute Antworten. Mit Gedanken und Blicken folgte er mehr dem Tun des jungen Mädchens. Dabei zog er aber die Schweinsblase und begann Geld auf den Tisch zu zählen. Hart klapperten die Silbertaler auf der Eichenplatte.

Lotte Eßlinger wartete, ruhig auf ihn niedersehend, bis er die Münzen in kleinen Schichten geordnet hatte. Sie stand an Wuchs dem Gaste nicht nach, nur waren ihre starken Glieder und Schultern von weicherem Rund, und ihr kohlschwarzes Haar umgab ein Gesicht von regelmäßiger Schönheit und feinem Schnitt der Züge. Mit großen, blassen Händen zählte sie das Geld ihm nach.

Adrian Leuthold weidete seine Augen an den dunkeln, schmalen Linien der Brauen und Wimpern, die, während sie mit niedergeschlagenem Blick dastand, sich scharf und wie mit der Schere geschnitten vom Weiß der Stirn und Wangen abzeichneten.

„Es stimmt," sagte sie knapp und gleichgültig, zum erstenmal die Lippen öffnend.

Leuthold faltete die Quittung zusammen, erhob sich und bog vor der alten Frau, so gut es ging, den ungefügen Nacken.

„Grüßen Sie mir Ihren Vater," bat die Bürgermeisterin.

Er dankte und versprach Ausrichtung. Dem jungen Mädchen gönnte er weder Wort noch Gruß, sondern verließ das Zimmer mit lauten Schritten; es war ein Wunder, daß er den Hut nicht schon innerhalb des Raumes wieder aufsetzte.

„Was für ein Tölpel," spottete Lotte Eßlinger, als er hinaus war. Sie stand in ihrem schwarzen Kleide hoch aufgerichtet in der niederen Stube, so daß die Zöpfe beinahe das dunkle Täfelwerk der Decke erreichten.

Die hagere Großmutter war zu dem Fenstertritt gegangen, der breit der Front des Zimmers entlang sich hinzog, und setzte sich dort in den Stuhl mit der hohen, geraden Rückenlehne und den steifen Armstützen. „Es ist nicht so schlimm, wie es den Anschein hat," widerstritt sie. „Er soll ein tüchtiger Mensch und ein besonders trefflicher Soldat sein."

„Davon verrät er nichts," entgegnete das Fräulein.

Allein die Großmutter bestand auf ihrer Behauptung und setzte dem Mädchen auseinander, aus wie altem Bürgerstand auch die Leutholds stammten, wie sie zuzeiten von Lottes Großvater, der der letzte Bürger-

meister der Stadt gewesen, Ratsmitglieder und hohe Beamte gestellt und jetzt vermöge ihres großen Wohlstandes in der Stadt eine Rolle spielten.

„Indessen wir zurückgegangen sind," bemerkte Lotte mit einem Zucken der Lippen.

Frau Eßlinger sah durch das Fenster die Mauer des Nachbarhauses an. Sie antwortete nicht. Nur die zwei Locken zitterten ein wenig wie vor Erregung.

Lotte fuhr zornig fort: „Wenn die lieben Nachbarn in diesen Tagen die Wallfahrt der Zinser nach deinem Hause sehen, Großmutter, dann wird wieder das fade Gerede vom Reichtum der alten Frau Eßlinger umgehen, und das Buch da" — sie schwang das schmale Zinsregister ein wenig — „erzählt doch ganz andere Dinge."

„Wir haben uns nicht aufs Geschäftemachen verstanden," erwiderte die alte Frau. „Dein Großvater hat das Fürsichbehalten nie gelernt. Er ist nicht umsonst Armenvater gewesen. Wenn wir hätten, was verschenkt und verbürgt worden ist, könnten wir uns wohl mit andern messen. Und doch wollte ich nicht, daß es anders wäre."

Ihre lange Gestalt schrumpfte auf dem Stuhle etwas zusammen. Die schmalen Finger zupften an einer mit Metallperlen bestickten Schnupftuchtasche, die ihr am Arm hing. „Zudem haben wir, was wir brauchen," schloß sie.

„Wir brauchen eben nicht viel," hielt die Enkelin ihr entgegen.

Die Großmutter tat die klugen Augen weit auf. „Bist du wieder unzufrieden, Lotte?" fragte sie.

Das Mädchen kam mit großen Schritten zu ihr herüber und setzte sich ihr zu Füßen auf den Fenstertritt. „Ich bin kein Kind mehr," sagte sie, den Blick dunkel. „Ich fange an, nachzudenken. Und es scheint mir etwas Unnatürliches in vielem zu liegen, was wir uns zur Pflicht gemacht haben."

„Nun?" fragte die Bürgermeisterin, die Hand auf ihre Schulter legend.

Es sprach eine große gegenseitige Liebe und Vertraulichkeit aus Wesen und Ton der zwei Frauen.

„Unser Geiz geht zu weit," erwiderte Lotte. „Wir zählen uns doch das Essen nach Loten vor. Wir flicken und wenden unsere Kleider, damit wir andern Neues schenken können. Wir gehen wenig aus, damit wir uns den Schuster sparen. Und wir markten um den Rappen, damit wir den Franken nicht anbrechen müssen."

„Es ist seit langem so Sitte gewesen," sprach die alternde Frau sinnend vor sich hin. „Ich will nicht sagen, daß wir in allem recht gehabt haben. Aber" — sie hob den Kopf, bis er ihr gerade und frei im Nacken saß — „wenn wir unrecht taten, so geschah es nur gegen uns selbst."

Lotte legte die Arme um die Knie, der starke, gebeugte Nacken gab ihr eine leise Störrischheit.

„Ich begreife dich, Kind," fuhr aber die Großmutter fort. „Du bist nicht immer bei uns gewesen, wenn du auch früh zu uns gekommen bist. Deine Mutter war eine Ausländerin und mein Sohn, dein Vater, viel außer Lands. Wenn sie gelebt hätten, würdest du wohl in andere Verhältnisse gekommen sein."

„Ich weiß nicht, ob ich mir das wünsche," versetzte das Mädchen. „Ich weiß überhaupt nicht, was ich will. Ich bin mir oft selber zu eng. Vielleicht ist es der Frühling."

„Der Frühling, ja der Frühling," lächelte die Bürgermeisterin. Dabei tippte sie mit den feinen Fingern in leiser Liebkosung auf des Mädchens Achsel.

⁂ ⁂ ⁂

Lotte Eßlinger saß auf der Mauer des Gartenkreuzgangs, die Arme um eine der Säulen gelegt und die Beine lässig hin und her schwingend. Vor ihr stand Felix Heß, der Student, der Kamerad. Sie kannten einander, seit sie kleine Kinder gewesen waren. Eine Weile hatten sie zusammen die Spielschule besucht, vielfach während der spätern Schulzeit einander bei den Aufgaben geholfen, auch in zwei Wintern gemeinsam Tanzstunde gehabt. Zudem war der Vater von Felix Heß mit der Frau Bürgermeisterin weitläufig verwandt.

Im Garten herrschte der Frühling mit Sonne und Vogelluft. Die Sonne ging aber wie ein vornehmer Gast nur gleichsam auf Zehen über die halbfeuchten Wege. Sie sandte Licht in die Bäume und Büsche, die eben ins Sprießen kamen, über die Dächer und Zinnen der Häuser ringsum und in die Kreuzgangnische, wo Lotte saß, aber es war ein kühles, fernes Licht wie ein mit den Fingerspitzen gespendetes Almosen. Die Vögel jedoch sangen wacker zu und waren für die Grüninsel dankbar, die sie da mitten im Mauergewirr fanden.

„Berlin," sagte Felix Heß, und antwortete damit auf eine Frage Lottes, wohin er reisen wolle; denn er hatte ihr soeben die große Neuigkeit gebracht, daß er von seinem Vater die Erlaubnis bekommen habe, eine auswärtige Universität zu beziehen.

Lotte richtete die schwarzen Augen auf ihn, halb über seine Begeisterung lächelnd, halb von Neugier auf seine weiteren Schilderungen erfüllt.

Heß machte eine Bewegung, die die Schöße seines Gehrocks fliegen machte, und sagte: „Ich kann dir das Gefühl nicht beschreiben, das mich jetzt erfüllt, da ich einmal in die Welt hinaus soll. Einmal frei sein! Einmal nicht jeden Schritt unterm Blick von Vettern und Basen tun! Einmal das Beste und Größte empfangen, was Kunst und Gelehrsamkeit bieten können, nicht nur Mittelgut wie hier."

In seinen schwarzgrauen, klugen Augen stand eine Begeisterung und ein Feuer, als zöge er in den Krieg, und seine hohe, weiße Stirn, von der das weiche Haar in langlockigen Strähnen zurückfiel, leuchtete eigen.

Lotte atmete ein wenig rascher. „Man merkt, wie du dich fortgesehnt hast," sagte sie.

Der Ton ihrer Worte störte ihn. Er wollte nicht undankbar gegen das erscheinen, was die Gegenwart ihm geboten hatte.

„Nein — nein, so ist es nicht," widersprach er, ohne augenblicklich das rechte, ausdruckssichere Wort zu finden.

Ihre Blicke begegneten sich. Und plötzlich wurden sie verlegen. Es war ihnen, als ob die Sonne auf einmal heiß wäre. Ihre Herzen klopften. Lotte glaubte zu fühlen, daß der Student sich näher zu ihr neige. In einer Art plötzlicher Furcht oder Befangenheit schwang sie sich von ihrem Sitz.

„Laß uns mehr in den Schatten gehen," sagte sie, und ihre Stimme war nicht ganz fest.

Felix Heß schritt neben ihr. Sein Inneres war voll einer tiefen, ihm nicht klaren Erregung. Die heitere, etwas burschikose Kameradschaft, die sie bisher verbunden hatte, wich andern ungewohnten Empfindungen, hervorgerufen durch den Gedanken an nahen Abschied. Aber Felix Heß besaß eine starke Selbstbeherrschung. Abkühlende Erwägungen, ehrliche Bedenken drängten sich ihm auf. Etwas von ihnen lag in seinen nächsten Worten.

Er sagte: „Es ist für den Vater ein großes Opfer, mich fortzuschicken. Für neun Kinder sorgen und sie standesgemäß hochbringen, ist keine Kleinigkeit. Was dem einen recht, ist dem andern billig. So heißt es dem einen nicht zukommen lassen, was dem andern zu gewähren unmöglich wäre."

Lotte fühlte, warum er das sagte. Sie achtete ihn nicht minder hoch darum. Und doch fröstelte sie. Vielleicht war es nur, weil sie jetzt in dem schattigen, noch winterfeuchten Teile des Gartens standen. „Das Geld, das leidige Geld," klagte sie mit der leicht zornigen Raschheit, die manchmal in ihrem Wesen war. „Da siehst du auch, wie es mit deiner gepriesenen Freiheit aussieht."

„Man muß sie sich eben noch ausbauen. Es kommt nicht alles auf einmal."

Sie aber hielt ihm entgegen: „Ich glaube, daß der Mensch nie frei wird."

„Lotte!" schalt er.

Sie hielt seinem erstaunten Blick stand. Die weichere Stimmung von vorhin war verflogen. Des Mädchens mühsam verhehlte heftige Bitterkeit beherrschte den Augenblick. „Die Verhältnisse sind uns immer feind, sind immer stärker als wir," behauptete sie.

„Ich habe dich nie so unzufrieden gesehen," entgegnete Heß.

„Bah," gab sie zurück. „Man dämmert so hin, wenn man jung ist. Nur zuweilen zuckt man ein wenig auf. Und einmal wird man tagwach sein."

Sie sprach sich in eine nicht ganz natürliche Lebhaftigkeit hinein, nun auch von dem unbewußten Bemühen geleitet, das Gespräch nicht abermals eine Wendung zu größerer Vertraulichkeit nehmen zu lassen.

„Ich sollte aber ja schon längst wieder bei der Großmutter sein," unterbrach sie sich dann selbst. Und schon wendete sie sich und schritt dem Hause wieder zu.

Felix Heß folgte ihr.

„Kommst du noch mit hinauf?" fragte sie.

Er verneinte. Im Flur gaben sie sich die Hände. Und nun kam noch einmal das Seltsame von vorhin über sie. Die Hände drückten sich länger, als sie das sonst getan. Ihr Blut wallte. Ein langes Nachzittern blieb in ihren Seelen.

Felix Heß schritt in die Straße hinaus. Er hatte das Haus so oft betreten und wieder verlassen, immer erheitert, immer im frohen Bewußtsein, daß ihm da ein Freund und Kamerad wohne. Aber die Bewegung, die heute in ihm war, hatte er nie gefühlt. War es nur der Frühling, das Vorgefühl des Abschieds oder irgend etwas geheimnisvoll Neues? Er empfand, daß eine andere Zeit für Lotte und ihn begann. Sein Herz schlug in einer verwirrenden, ungestümen Freude. Dennoch verlor er keinen Augenblick die klare Überlegung. Viele Jahre der Arbeit lagen noch vor ihm, ehe er sich ein Haus bauen konnte. Er zwang das stürmische, drängende Glücksgefühl in sich nieder. Er durfte das Mädchen nicht so früh an sich fesseln, durfte sich selbst nicht binden, ehe er seine Zukunft klarer vor sich sah. Vielleicht war es ein wenig Philistertum, was sich in ihm regte, vielleicht ein wenig der Ehrgeiz zur Selbstbeherrschung, die ihm schon immer Pflicht und Ziel gewesen war. Je weiter er durch die hallenden Gassen schritt — und er suchte sich enge, stille, kühle aus — um so mehr reifte über die glückliche Unruhe seines

Innern hinaus der Entschluß, solange er noch in der Stadt weilte, nicht Nutzen aus dem zu ziehen, was sich ihm heute aus Lottes Wesen verraten. Einmal ging dabei auch ein Gedanke weit voraus in die Ferne: ‚Was wird es schön sein, wenn wir zwei, Lotte und ich, uns nach Jahren wiedersehen und uns noch die gleichen sind.‘ Und es war gar kein Zweifel an der Erwahrung des Gedankens in ihm.

Unterdessen war Lotte Eßlinger die Treppe zur Wohnung hinaufgestiegen. Sie beabsichtigte, in einem Drang nach Einsamkeit, rasch und still nach ihrer kleinen Stube, die nach dem Garten zu lag, zu gehen. Allein die Bürgermeisterin hatte ein scharfes Ohr. Sie hatte sie gehört, vielleicht erwartet. Sie rief durch die nur angelehnte Tür der Wohnstube nach ihr.

„Das war Felix unten bei dir, nicht wahr?“ fragte sie, als Lotte hereintrat. Es klang natürlich, freundlich, selbstverständlich; der junge Heß gehörte ja zum Hause.

Dennoch errötete Lotte. „Er verläßt uns,“ erzählte sie. „Er hat die Erlaubnis nach Berlin zu gehen.“

„Das ist viel von seinem Vater, dem Stadtschreiber,“ meinte die Bürgermeisterin.

Sie war zu ihrem Arbeitskorbe geschritten. Steil aufrecht stand sie dort. Das Licht des Fensters umfloß ihre schmalen, aristokratischen Schultern. Aus dem Korbe nahm sie einen Brief. „Ich habe hier ein etwas merkwürdiges Schreiben, Enkelin,“ sagte sie.

Lotte schaute auf. Ein unwillkürlicher Widerspruch regte sich in ihr und blähte ihre Nüstern, ohne daß sie ahnte, was der Brief enthielt. Ungeduldig über die Aufhaltung nahm sie das Schreiben und las.

Der Brief war an die Bürgermeisterin gerichtet; Adrian Leuthold fragte darin um Erlaubnis, Lotte zur Dampferfahrt einer wohllöblichen Wappenzunft der Stadt nach der Halbinsel Stad einzuladen. Er war in recht umständlicher Sprache abgefaßt, mit altüberlieferten Höflichkeitsformen verschnörkelt. Der Satz stand darin: „Ich habe nicht Gelegenheit gefunden, dem ehrenwerten Fräulein Enkelin mich zu nähern oder ihr anderswo zu begegnen, weshalb ich mir gestatte, sie auf diesem Wege meiner Devotion zu versichern, annehmend, daß die Gesellschaft der Wappenzunft, der auch ihr seliger Vater angehörte, ihr keine unliebe Gaststatt sein werde.“

Lotte lachte während des Lesens, dann meinte sie ärgerlich: „Eine ganz neue oder dann eine sehr altmodische Art der Einladung.“

„Altmodisch, du hast recht,“ entgegnete Frau Eßlinger, „aber nicht unhöflich.“

„Wie der Mensch nur gerade auf mich verfällt?“

„Darüber würdest du dich weniger wundern, wenn du mehr unter die Leute kämest,“ erwiderte die Bürgermeisterin.

„Das ist nun einmal so,“ sagte Lotte. Ein kleiner Seufzer, aus irgendeiner Bedrängnis geboren, klang in den Worten, und als sei damit die Sache abgetan, ging sie der Türe zu.

„Was soll ich denn antworten?“ fragte die Bürgermeisterin.

Lotte drehte sich mit einem Ruck um. Sie wollte sagen: ‚Wie kannst du nur fragen?‘ Aber sie milderte die Rede unwillkürlich.

„Ich gehe nicht mit, natürlich,“ sagte sie.

„Ist das so natürlich?“ hielt ihr die Großmutter entgegen. „Du bist in den Jahren, da du anfangen mußt, dich in Gesellschaft zu zeigen.“

„Aber doch nicht — mit —“

Frau Eßlinger unterbrach sie. „Du bist voreingenommen. Was hast du gegen den jungen Leuthold? Wie ich dir sagte: er ist ein tüchtiger Mensch bei all seiner Ungelenkigkeit. Und ich schätze seine Familie sehr.“

Lotte senkte den Kopf. Sie empfand vor der Großmutter die große, ehrfurchtsvolle Scheu, die in der Familie Überlieferung war. Niemand hatte der alten Dame je ernstlich und auf die Dauer widersprochen. Und doch rebellierte jetzt ihr Inneres. Sie zog die starke, hochschultrige Gestalt noch mehr in die Höhe. Einen Augenblick schwankte sie. Dann ging sie doch hinaus, ohne das Gespräch zu Ende zu führen.

Frau Eßlinger sah ihr nach. Als die Tür zufiel, ließ sie sich in ihrem Armstuhl nieder. Sie stützte den klugen, alternden Kopf in die Hand. Der Ärmel ihres schwarzen Kleides mit der Spitzenmanschette glitt ein wenig von dem feingeformten Gelenk zurück. Sie verfiel in Nachdenken. Die Gestalten des Studenten Felix Heß und des Bürgers Adrian Leuthold traten vor ihre Augen. Sie wußte selbst nicht, warum sie die beiden zueinander in Beziehung brachte. Aber sie begann sie zu vergleichen. Sicher — der junge Weinhändler mußte zehnmal den kürzeren ziehen. Aber — war nicht die Knappheit im eigenen Hause der Enkelin eine schwere Fessel, zu schwer, um sie einmal ins Leben hinaus zu schleppen? Und — die Leutholds waren eine vortreffliche Sippe, der Vater, der Oberst, trotz aller Rauheit, ein angesehener Mann, dem der Sohn nachschlagen konnte und bei aller Eckigkeit auch würde.

Frau Dorothea spielte mit dem Briefe.

Lotte hatte sich so ablehnend verhalten, daß sie eigentlich die Antwort so gut wie kannte, die sie zu geben hatte. Allein sie war zu dieser Antwort noch nicht entschlossen. Es schien ihr, daß das letzte Wort noch nicht gesprochen sei.

Lotte war indessen nach ihrem Zimmer gegangen. Sein Fenster stand offen. Seine Einrichtung zeigte ein Gemisch von alten, schweren Möbelstücken und leichtem, hellem, zierlichem Machwerk der Neuzeit. Die hellblaue Tapete und das schneeweiße Bett mit den blauen Seidenschleifen an den weißbemalten Pfosten bekamen etwas ängstlich Zimperliches neben dem tolpatschigen Stuhl mit der hohen Lederlehne und den geschnitzten Armstützen oder gar in der Nähe der bauchigen Kommode aus Nußbaumholz, die ihre gelben, schweren Beschläge eitel in die das Zimmer füllende Sonne hinaushielt. Lotte liebte die hellen, neuen Möbel mehr als die Urväterstücke. Aber heute sah sie weder die einen noch die anderen. Ärgerlich war sie hereingekommen. Noch ganz erregt saß sie im Lehnstuhl. — Was wollte dieser Leuthold?

Aber das Bild verblaßte. Die Mißstimmung verrauchte. Die Stube war still und einsam. Der Brodem des frühlingsberührten Gartens drang durch das offene Fenster. Und — — da unten hatte er gestanden — — Felix! Sie spürte wieder seine Nähe, seinen langen Händedruck. Sie sah ihn vor sich.

Lotte Eßlinger war ihres Herzens in dieser Stunde sehr sicher und eines Besitzes sehr froh. Und sie träumte vor sich hin. Wann würde Felix Heß wiederkommen und was würde wohl noch alles geschehen, ehe er reiste?

❀ ❀ ❀

Es geschah nichts, gar nichts. Erwartungen verwandelten sich in Erstaunen und Befremden. Das war alles. Felix Heß, der Student, der sonst ein fast täglicher Gast im Eßlingerschen Hause war, blieb fort. Selbst den Musikabend am Mittwoch versäumte er, an dem Lotte mit ihm und andern jungen Freunden zusammenzuspielen pflegte, sie Klavier, er Violoncell, andere Geige. Statt seiner kamen, von einigen Nelken begleitet, ein paar Zeilen: „Ich stecke so tief in Reisevorbereitungen und werde so von den Meinen beansprucht, daß Ihr mich entschuldigen müßt." Sollten die Blumen alles sagen, was noch unausgesprochen und doch schon verstanden war? Lotte zweifelte nicht. Sie fühlte sich nur ein wenig zurückgesetzt, spürte eine fast schmerzliche Abnahme einer Freude, die sehr hoch geflammt hatte.

Nicht, daß Felix Heß nicht an sie dachte. Nicht, daß es ihn nicht jeden Tag nach dem Haus „zum Wald" zog. Und doch hielt ihn noch etwas anderes zurück, als was er zu seiner Entschuldigung anführte. Er war vielleicht seiner selbst nicht ganz sicher. Er zählte kaum zwanzig Jahre. Er kannte die Welt noch nicht. Er war aber schon ein fertiger Mensch, und je mehr er sich zugestand, daß er Lotte Eßlinger gut war und es ihr verraten hatte, um so mehr fühlte er sich verpflichtet, ihr zu zeigen, daß er dazu eigentlich noch kein Recht besaß und eine Art Damm noch einmal zwischen ihr und sich aufrichten müsse.

Er blieb solange fort, daß Lotte ungeduldig wurde.

Da ging sie eines Tages aus und absichtlich einen Weg, auf dem sie ihm begegnen mußte. Von weitem schon sah sie ihn. Er kam vom Konservatorium und trug in der Hand sein großes, unbequemes Instrument. Aber er war nicht allein. Ein Mitschüler schritt neben ihm, mit dem er sich in eifrigem Gespräch befand. Er erblickte sie. Nun würde er, das wußte sie, auf sie zutreten! Kameraden wie sie gingen doch nicht aneinander vorüber! Aber — sie täuschte sich. Er lächelte wohl und winkte ihr vertraulich zu, während er den Hut zog. War er nicht auch errötet? Aber er hielt keinen Augenblick im Gespräch mit seinem Begleiter inne.

Lotte fühlte ihr Herz klopfen. Wieder und stärker befiel sie ein Gefühl der Enttäuschung. Sie fröstelte. Und fast zögernd setzte sie ihren Weg fort. —

Einen leisen Groll gegen Felix in sich, kam sie von diesem Gang nach Hause.

Es war Abendessenszeit. Brigitte stellte eben zwei Teller mit Suppe auf den gedeckten Tisch, und die Großmutter stand an ihrem Stuhl und fragte, wo sie gewesen sei.

Sie legte Hut und Schirm beiseite und gab einen Grund für ihren Ausgang an. Sie bemühte sich, gleichgültig zu erscheinen, allein sie täuschte die Großmutter nicht.

Sie setzten sich zu Tisch.

„Felix ist heute wieder nicht hier gewesen," sagte Frau Dorothea.

„Abschied nehmen wird er wohl noch kommen," erwiderte Lotte.

Sie war ein wenig bleich und ihr Mund hart halb von Spott, halb von Schmerz.

Die Bürgermeisterin wußte Bescheid. Es kam ihr nicht unerwartet, daß die Kameradschaft zwischen der Enkelin und dem Studenten jene Wendung nahm, die zwischen Mann und Frau immer kommen und überwunden werden mußte. Und in vollem Bewußtsein, daß etwas zwischen Lotte und Felx nicht stimmte, förderte sie das, was nicht außer acht zu lassen ihr klug schien. —

Adrian Leuthold hatte noch immer keine Antwort auf seine Einladung. Sie hatte nicht mehr davon gesprochen, weil sie nicht drängen, aber auch die Angelegenheit nicht fallen lassen wollte. Jetzt bemerkte sie nach einer Weile des Schweigens: „Es wird übrigens Zeit, Enkelin, daß ich dem jungen Leuthold Bescheid gebe."

Lottes Blässe verwandelte sich in ein jähes Rot. Vielleicht ahnte sie den Gedankengang der Großmutter. Sie fühlte sich ein wenig hilflos in den Händen der zielbewußten Frau. Es war ihr, als würde sie gegen eigenen Willen in etwas hineingestoßen.

Gleichzeitig aber meldete sich in ihr der Verdruß zu Wort darum, daß Felix sich so gar nicht um sie kümmerte, und neben das Widerstreben, das sie gegen Leuthold und seine Einladung empfand, trat jetzt ein Gefühl der Genugtuung darob, daß der kühle Felix nicht der einzige war, der sich Mühe um sie gab. Dennoch antwortete sie der Großmutter: „Ich dachte, du hättest ihm längst abgeschrieben."

„Du hattest dich nicht bestimmt erklärt," erwiderte Frau Dorothea. „Ich wollte nicht zu rasch sagen, was dich vielleicht reute."

„Nein doch! Ich mag nicht hingehen," beteuerte Lotte wieder. Aber es klang nicht so entschlossen wie zuerst.

„Wie du willst," antwortete die Großmutter. „Freilich sollte man nichts von sich weisen, was man noch nicht kennt. Prüfen schadet nie." Sie schwiegen und beendeten die Mahlzeit.

Als sie sich erhoben, fragte Lotte: „Du siehst es nicht gerne, daß ich absage?"

„Ich lasse dir selbstverständlich deinen Willen."

„Du meinst — freilich — das eine Mal verpflichtet zu nichts."

„Das eben ist meine Ansicht."

„Dann — so werde ich gehen."

Mit diesem Gespräche war die Annahme der Einladung Leutholds beschlossen. Die Sache war Lotte so gleichgültig, daß sie sie in der nächsten Stunde schon vergaß. Ihre Gedanken hatten andere Arbeit. Sie kehrten immer wieder zu Felix zurück. Die Erwägung, daß er ihr die Erfüllung dessen schuldig blieb, was jene Stunde im Garten ihr zu verheißen schien, drängte sich immer deutlicher und schmerzlicher auf. Mit jedem Tage wuchs ihr unruhvolles Befremden.

Und eines Abends kam Felix doch. —

Es war schon dunkel. Die beiden Frauen saßen, mit Handarbeiten beschäftigt, am Tisch im Wohnzimmer. Sie erwarteten keinen Besuch mehr, so spät durfte nur ein ganz naher Freund noch eindringen.

Da scholl die Hausglocke.

Mit wenigen Sprüngen klomm Felix Heß an der die Tür öffnenden Brigitte vorüber die Stufen hinauf. Den Hut in den Händen, verneigte er sich gleich darauf vor den Damen und bat um Entschuldigung für sein in doppeltem Sinne spätes Kommen.

Frau Dorothea lud ihn ein, sich zu setzen. Sie war ihm gut. Wenn zwischen Lotte und ihm ein größerer Altersunterschied bestanden, wenn seine Aussichten raschere Erfüllung versprochen hätten, sie würde beinahe gewünscht haben, daß aus dem, was zwischen den zwei jungen Menschen spann, Ernst werden würde.

Lotte hatte nur kurz von ihrer Stickerei aufgeblickt und Felix kühl die Hand gereicht. Nun stichelte sie weiter, als nehme die Arbeit ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Felix ließ den Blick auf ihren kräftigen Schultern ruhen. Dann streiften seine Augen ihr feines, schönes Profil. Er verbarg mühsam eine starke Erregung.

„Ich bin solange nicht hier gewesen, daß ich es selber nicht begreifen kann," sagte er. „Und nun ist es gar das letztemal." Nun erhob Lotte doch den Kopf. Ihre Augen begegneten sich. Die Verstimmung des jungen Mädchens schwand. Sie sah dem Freund seine stumme Bitte, ihm nicht zu zürnen, an.

Er verteidigte sich indessen weiter: „Ich kann euch nicht erzählen, wieviel in der letzten Zeit auf mich eingedrungen ist. Ein Berliner Freund meines Vaters sucht einen jungen Menschen, der ihm einige Stunden des Abends Sekretärdienste leistet. Es hat Eile. Es war eine Möglichkeit geboten, damit meinem Vater einen Teil der Ausgabelast für mein Studium abzunehmen. So griff ich zu. Nun muß ich morgen schon fahren. Denkt euch die Hast des Einpackens, der Verabschiedung bei der Verwandtschaft. Und Vater wünschte noch meine Hilfe da und dort. So verflogen die Tage."

Lotte legte die Arbeit beiseite und die Arme über den Tisch.

Es sah fast aus, als ob sie Felix dankend die Hände hinreichen wollte. In der Tat hatte sie ein heftiges Verlangen, ihm zu danken, ohne zu wissen wofür, so erleichtert fühlte sie sich durch die Erklärung seines Fernbleibens.

Darauf sprachen sie von Reise und Zukunft. Auch vom Wiederkommen.

Felix sagte: „So bald werde ich nicht zurückkommen, die Reise ist lang und teuer."

Frau Eßlinger stand auf, öffnete in einem Nebenzimmer einen Sekretär und kam mit einem Gegenstand wieder. „Studenten rau-

chen gern," sagte sie. „Ich habe da eine Pfeife meines seligen Mannes. Vielleicht macht sie dir als Andenken Freude, Felix."

Auch die beiden andern hatten sich erhoben. Ungewöhnlich hohe Gestalten standen sie alle beieinander. Felix dankte in lebhaften Worten. Lottes Augen leuchteten die Großmutter an; es war ihr, als hätte sie selber ein Geschenk bekommen. Jedes von ihnen fühlte sich dem andern nah verbunden und das Herz von Freude am andern durchwärmt.

Dann erzählte Felix: „Mein Vater hat heute das Geld geholt, das er meinetwegen auf sein Haus aufgenommen hat." Und seltsamerweise berührten diese Worte alle drei, selbst den, der sie sprach, wie eine Mahnung zur Vorsicht oder Maßhaltung. Ihre Unterhaltung wurde unmerklich lauer, zurückhaltender. Sie sprachen von der Stunde der Abfahrt, von Reisemißhelligkeiten. Es kam ein wenig mehr Alltag in ihr Gespräch. Aber sie suchten, ohne es zu wissen, die kleine Ernüchterung, die sie befallen, voreinander zu verbergen.

Eine Stunde war vergangen, als Felix nach der Uhr sah. „Es wird Zeit," sagte er, und nach einiger weiterer Wechselrede nahm man Abschied.

Frau Eßlinger ging bis zur Wohnstubentüre mit. „Ich werde wohl durch Lotte von dir hören," sagte sie.

Die beiden Jungen lachten einander an.

Dann trat die alte Dame zurück, und Lotte geleitete Felix die nur schwach erleuchtete Treppe hinunter. Sie sprachen nicht. Erst nahe der Haustür drehte der Student sich um. „So werde ich dir also schreiben, weil deine Großmutter es wünscht," bemerkte er scherzend, aber beider Wesen war unfrei, obschon Lotte ebenso fröhlich erwiderte: „Du kannst jetzt wohl nicht gut anders."

„Lebewohl," sagte er dann und streckte ihr die Hand hin.

„Reise glücklich," entgegnete sie.

Als aber ihre Hände sich nun wieder fanden, überfiel sie doch die Bedeutung der Stunde. Lottes Lippen und Hände zuckten. Sie wollte ihn bitten, sie nicht zu vergessen, und brachte es doch nicht heraus. Auch Felix wurde von einem heftigen Zwiespalt erfaßt. Alle Überlegung, deren er in der letzten Zeit so reichlich gepflogen, war ihm auch jetzt gegenwärtig, aber es lebten Wünsche in ihm, die die Dämme der Selbstbeherrschung zu durchbrechen drohten.

„Bleibe nicht zu lange fort," sagte Lotte dann mit einer weichen, nicht mehr beherrschten Stimme.

„Nicht länger, als ich muß," stieß er heraus. Plötzlich aber umfaßte er sie stürmisch, küßte sie und machte sich ebenso rasch los. Ihre Hände fast von sich stoßend, riß er die Tür auf und verließ das Haus.

Lotte stand ganz verwirrt da. Sie hörte seine sich entfernenden Schritte und ein Geräusch, das von oben aus Brigittens Küche kam.

Was war geschehen? Was sollte nun werden? Ihre Wangen waren heiß. Sie hatte ein atemraubendes Glücksgefühl. Zögernd begab sie sich wieder hinauf und trat bei der Großmutter ein.

„Er wird keinen leichten Weg haben," sagte diese, als hätten sie das Gespräch mit und über Felix nie unterbrochen.

Lotte antwortete nicht. Ihr fiel in diesem Augenblick die Einladung Adrian Leutholds ein, und ein tiefes Widerstreben dagegen erwachte mächtiger als je in ihr.

Frau Eßlinger fiel ihre Schweigsamkeit auf. Sie kannte den Grund.

„Du wirst gern allein sein wollen, Enkelin," sagte sie ruhig. „Laß dich nicht stören, wenn du in dein Zimmer gehen willst." Dabei wickelte sie mit stillen Händen einen Faden auf ein Wollknäuel.

Lotte hatte große Augen. Sie fühlte, daß die Großmutter wußte, wie es um sie stand. Aber sie konnte davon nicht zu ihr sprechen.

„Ich gehe gern," erwiderte sie, kam herüber und küßte Frau Dorothea auf die Stirn. „Gute Nacht, Großmutter," sagte sie. Dann entfernte sie sich. —

Auf ihrem Zimmer saß sie lange am offenen Fenster, in einen Schal gehüllt. Das Mondlicht kam über die vielen Dächer der Nachbarschaft. Es rann über schwarze Ziegel wie goldenes Wasser. Auf einer Zinne hing Wäsche. Die schimmerte bleich, und kein Wind bewegte sie. Über einen First schlich eine schwarze Katze und stand einen Augenblick so ganz vom Mondlicht umflossen, daß ihr dunkler Pelz weiße Funken zu sprühen schien. Lotte Eßlinger sah das alles nicht. Ihr Herz war voll Sehnsucht und voll Glück und voll Zweifel. Sie hörte noch immer die Schritte, die in einer nächtigen Gasse verhallten. Und sie dachte an den Augenblick, da er, Felix, sie geküßt hatte. Warum verreiste er nun morgen?

Sie hatten sich doch noch so viel zu sagen. Sie mußte ihn doch noch einmal sehen. Sollte sie morgen noch nach dem Bahnhofe — —? — — Mit Leuthold jedoch — ging sie nun nicht, sicher nicht. Es würde sich schon ein Absagegrund finden.

⌘ ⌘ ⌘

Da war nun wieder die Not: Wochen waren seit Felix' Abreise vergangen, aber er



Bildnis

Gemälde von Carl Hans Schrader-Velgen

schrieb nicht, wie er nach jenem Beisammensein im Garten nicht sich hatte blicken noch von sich hören lassen.

Lotte war schon nach einigen Tagen ungeduldig. Ihr Glücksgefühl hielt vor dieser Ungeduld nicht stand. Sie war bei seiner Abfahrt nicht mehr auf dem Bahnhof gewesen. Sie wußte, daß sie ihn doch kaum mehr allein gesprochen haben würde. Aber warum gab er keine Nachricht? Immer noch nicht? Sie verstand sein Wesen nicht. Eine Nachlässigkeit schien ihr in seinem Benehmen zu liegen. Schon jenes erste Mal hatte er sich so seltsam benommen. Sie konnte nicht dafür, sie nahm ihm das übel.

Inzwischen rückte der Tag jener Zunftfahrt heran, zu der Lotte von Adrian Leuthold geladen war. Ihre Lust zur Teilnahme war nicht gewachsen, im Gegenteil, sie begann jeden Tag mit dem Entschluß, der Großmutter zu erklären, daß sie noch absagen müsse. Ein Unwohlsein war ja leicht vorzuschützen. Aber gerade da brachte Frau Dorothea eines Morgens die Rede auf Leuthold und sagte: „Ich will dir doch gestehen, Enkelin, daß ich über deinen Entschluß, Leutholds Einladung anzunehmen, froh bin. Ich begreife eigentlich nicht, warum sein Vater, der Oberst, nicht längst die Hypothek abgelöst hat, die wir noch auf dem Leuenberg, seinem Gute haben. Es liegt mir viel daran, daß er es nicht tut, noch den Zins ermäßigt. Darum ist es mir lieb, wenn wir uns freundlich zu den Leuten stellen."

Etwas an ihren eigenen Worten mißfiel ihr. Sie zog die hohe Gestalt straff auf danach, ordnete einige Falten ihres Kleides mit sorglichen Fingern, und die eckigen Schultern hochgezogen, fügte sie hinzu: „Das sieht aus, wie kleinliches Buhlen um Gunst und ist doch nur Lebensverstand, den die Not uns lehrt."

Dabei flog durch den sonst so gleichmäßigen Ausdruck ihrer Züge eine schmerzliche Bitterkeit, wie sie Lotte noch nie gesehen hatte. Seither wagte diese nicht, ihr von ihrer den Zunftausflug betreffenden Meinungsänderung Mitteilung zu machen.

Und Felix schrieb nicht. —

Und wieder bekam in Lottes Kopf der Gedanke Raum: ‚Siehst du, der eine kümmert sich nicht um dich; des andern Einladung aber bezeugt doch etwelche Rücksicht.'

Auf einmal war der Tag der Zunftfahrt da, und sie hatte noch immer nicht abgesagt. Adrian Leuthold sandte frühmorgens Bericht, daß er Lotte im Wagen zur Dampfschifflände bringen werde. Noch schwankte sie. Noch betrachtete sie das bereitgelegte Sonntagskleid und erwog, daß es leicht wieder zurückzuhängen war. Aber fast mechanisch legte sie es an, ohne Freude oder Teilnahme. Es stand ihr nicht besonders. Ihre Gestalt war zu üppig, ihr Rücken zu hoch für weißes, leichtes Gewand. Aber die Schönheit ihres Gesichtes war so groß, daß man das andere darüber vergaß.

Die Großmutter betrachtete sie, als sie herüberkam, ordnete ein Band dort und eine Falte hier. „Es ist ein prachtvoller Tag geworden," sagte sie.

In der Tat flutete eine Fülle von Gold durch den Morgen. Selbst am Neumarkt war die sauber gekehrte Straße schon zur Hälfte von Sonne verklärt, als der Leutholdsche Wagen am Haus zum Wald vorfuhr. Der Leutholdsche Wagen! Es herrschte am Neumarkt kein großer Fuhrwerkverkehr. Sonntags schon gar nicht. Darum schossen in der Nachbarschaft so viele Köpfe an die Fenster, als Adrian Leuthold vor dem Eßlingerschen Hause hielt. Es war auch ein Anblick: Georg, der Kutscher, auf dem Bock und Johann, der Diener neben ihm, beide in den hohen Hüten mit den schwarzen Kokarden und den gelbbraunen Livreen, an welchen die silbernen Knöpfe nur so blitzten, dann die beiden Pferde, weiße Rassentiere von adeliger Ungeduld, endlich der Wagen, poliert, daß man sich darin spiegeln konnte, mit gleißenden Scheiben, durch die das mit blauer Seide ausgeschlagene Innere sichtbar wurde.

Aus dieser Staatskutsche stieg Adrian Leuthold, in hellem Anzug, den Strohhut in der Hand. Johann, der Diener, hielt den Schlag für ihn offen und nachher die Haustüre. Lotte sah es vom Fenster herab, und es schmeichelte ihrer Eitelkeit, daß diese Auffahrt und Hoffahrt ihr galt, wenn sie sich auch nicht verhehlte, daß das einzige, was in all die Pracht nicht paßte, Adrian Leuthold selber war, der ungefüge, grobschlachte Mensch. Noch einmal flog ein Gedanke weit hinaus zu einem, von dem der Briefträger auch an diesem Morgen keine Nachricht gebracht hatte. Dann trat Leuthold herein, linkisch, in dem bartlosen Gesicht mit dem groben Zügen eine schlecht verhehlte Verlegenheit.

„Da wäre ich eben, wenn das Fräulein Eßlinger bereit wäre," führte er sich ein.

Sie wäre bereit, antwortete Lotte und nahm ein weißes Seidentuch auf, das auf einem Stuhl lag.

Frau Eßlinger sprach einige schickliche Worte des Dankes und richtete ein paar Mahnungen an die Enkelin, sich auf dem Schiffe vor Erkältung und am Fahrtziel vor übereifrigem Tanzen zu hüten.

Leuthold bat um die Erlaubnis, noch einmal am väterlichen Hause vorfahren zu dürfen, um dort die Schwester mitzunehmen, die, ganz im Gegensatz zu Lottes lobenswerter Bereitschaft, mit ihrem Putz noch nicht fertig gewesen sei.

Lotte willigte höflich ein. Doch fuhr es ihr durch den Sinn, daß sie bestimmt im Wagen sitzen bleiben und sich keinenfalls zum Aussteigen und Ins-Haustreten bewegen lassen wolle. Dabei war ihr, als müsse sie ein Netz abschütteln, das man ihr überzustreifen suchte.

Während sie durch den Wohnflur schritten, über die Treppe stiegen und unten im Hausgang der Türe zustrebten, war es Lotte, als reckten alle die alten Herren und Damen, die Ahnen der Eßlinger, die Bürgermeister und Landammänner, die Obersten und Kommandanten mit ihren Frauen, die da in verblaßten Goldrahmen, in Öl gemalt, an allen Wänden hingen, die Hälse nach ihr. Und sicher, Adrian Leuthold mußte eine ähnliche Empfindung haben, denn er bemerkte, mit den Blicken dem ihren folgend: „Das ist hier gerade wie bei uns, man nimmt bei jedem Ein- und Ausgang den Segen oder die Mißbilligung der ganzen Verwandtschaft mit."

„Was von beiden wäre es denn heute?" fragte Lotte. Eine leise Lust ihn zu ärgern zwang sie zu den Worten.

Aber er sah ihr, ihre Absicht durchschauend, mit einer Sicherheit gerade in die Augen, die sie nicht bei ihm gesucht hätte. „Das werden wir wohl erst später merken," erwiderte er.

Er hatte ihr inzwischen die Haustür geöffnet. Der Diener stand wieder am Schlage. Dem warf er ein kurzes Wort zu. Dann setzte er sich neben Lotte auf das Polster. Und nun hatte diese auf einmal wieder die Empfindung, sie müsse sich gegen eine sie umspinnende Macht wehren. Leuthold schien ihr verändert. War es das Bewußtsein, daß er nun nicht mehr ihr, sondern sie sein Gast war, oder hatte ihr unvorsichtiges Wort von vorhin sein Selbstbewußtsein aufgerüttelt — jedenfalls entdeckte sie in seinem Gesicht einen überlegenen Ausdruck, der ihr deutlich sagte, daß er sich nicht höhnen lasse. Ihr Widerspruchsgeist und ihr Unabhängigkeitsgefühl erwachten darob erst recht. Sie betrachtete die Polsterung des Wagens und sagte: „So viel Pomp zur Einleitung eines bescheidenen Festchens scheint fast Überfluß, Herr Leuthold."

Wieder ließ er sich nicht unterkriegen. „Hätte ich Sie vielleicht in einem Leiterwagen abholen sollen, Fräulein Eßlinger?"

Ob dieses Gedankens mußte sie lachen; doch war ihre Lustigkeit keine freie.

Da nahm Leuthold die Unterhaltung an sich. „Man könnte ja sagen, daß Luxus in den Augen mancher Leute zur Lächerlichkeit werde. Sicher würden mein Großvater und Urgroßvater ihre schwarzen Seidentücher ein wenig fester um den Vatermörder geknüpft und den Rücken noch ein wenig steifer gestreckt haben, wenn ein Sohn ihnen vorgeschlagen hätte, so wie wir heute durch die Stadt zu fahren, allein unsere Zeit ist einmal auf das Äußere gestellt, und — Sie wissen, meine Mutter ist eine Französin. Sie liebt das Dekorum und die Eleganz. Beides scheint immerhin besser als Nachlässigkeit."

Indessen näherten sie sich nach ganz kurzer Fahrt dem Leuenberg, dem Gut des Obersten Leuthold. Es lag etwas tiefer als die Straße, die aus späterer Zeit stammte als das alte langgestreckte Gebäude mit den grauen Fensterläden, den seitwärts angebauten Kellergewölben und dem altersschwarzen Ziegeldach. Das Haus hatte nur zwei Stockwerke und machte auf den ersten Anblick einen fast häßlichen Eindruck, allein wenn abends an dem langen Eisengitter, das die Besitzung von der Straße schied, die die mächtigen geschmiedeten Tore, die den ganzen Tag weit offen standen, geschlossen wurden, stand das Gebäude in einer schlichten Vornehmheit hinter dem Schutze der Stäbe. Schritt man über den gepflasterten Vorhof auf das Wohnhaus zu, so gewahrte man eine seltsame erkerartig ausgebuchtete Form der Fenster und über jedem einen hochgewölbten Granitbogen. Eine unscheinbare, grüngestrichene Türe führte in einen steinplattenbesetzten, einem Klostergang ähnlichen Flur, in dessen weißgetünchten Wänden eine große Anzahl Brauntäfeltüren mit blinkenden Messingklinken eingelassen waren. Wie im Eßlingerhause so hingen hier an allen Mauern die Familienbilder.

Vor eine der Türen führte Adrian Leuthold Lotte trotz ihres festen Vorsatzes, nicht auszusteigen.

„Ich kann doch hier im Wagen warten," hatte sie gesagt, er ihr aber geantwortet: „Meine Eltern lassen bitten, Ihnen guten Tag sagen zu dürfen."

Er sprach das nicht etwa mit Weltmannshöflichkeit, sondern mit einem breiten, etwas spöttischen Lachen im Gesicht, als ob er zum voraus von ihrer Zustimmung oder der Unmöglichkeit, nein zu sagen, überzeugt sei.

Lotte willfahrte auch, zögernd freilich und mehr denn je unter dem Gefühl eines Zwanges sich windend.

Der Diener Johann öffnete einen Tür-

flügel. Lotte trat in einen großen Empfangsraum, dessen Parkett vor Glätte glänzte und dessen Einrichtung, die vielen Goldrahmenspiegel, Konsolen und zierlichen, mit schweren Seidenstoffen bezogenen Möbel sie an die Prunkzimmer eines fürstlichen Schlosses erinnerten, das sie auf einer Reise einst besucht.

Adrian schritt mit harten, bäurischen und doch sichern Tritten über diesen Boden. „Man könnte meinen, wir wären tanzlustig, wir Leutholds, nicht wahr?“ sagte er.

Sie erreichten eine Seitentür, sahen durch mehrere Zimmer, die zum Teil ebenso reich, zum Teil wohnlich schlichter eingerichtet schienen. Durch die Flucht dieser Räume kam ihnen Oberst Leuthold mit Frau und Tochter entgegen.

Der Oberst war in Uniform. Er befand sich häufig im Dienst, und sein Geschäft, der große Weinhandel, von den Vätern ererbt und seit Jahrhunderten im Besitz der Familie, wurde ohne viel Beihilfe seinerseits von langjährigen, treuen Angestellten und seinem Sohne Adrian besorgt. Ein übermittelgroßer, grobknochiger Mann mit weißgrauem Kinnbart und einem roten Gutessergesicht, trat er zuerst auf Lotte zu, behauptete, sie schon bei ihrer Großmutter, der Frau Bürgermeisterin, gesehen zu haben, und stellte ihr Frau und Tochter vor. Frau Leuthold reichte ihr eine weiße Hand, hatte die Bewegungen einer großen Dame und angenehme, von reichem Haar umrahmte Züge. Der Tochter eignete Wesen und Wuchs des Bruders. Die Art des Vaters schien allein auf die Kinder übergegangen zu sein. Der Oberst war ein Polterer, seine Stimme klang rauh und überlaut, aber er besaß bessere Manieren als seine eckige Nachkommenschaft, von der die Tochter jedes jugendlichen Liebreizes entbehrte und, den Bruder noch um einen Kopf überragend, ebensowenig in das Sommerkleid paßte wie Lotte in das ihre. Sie trieb viel Sport, ritt, spielte Tennis, lief im Winter mehr auf Schneeschuhen, denn auf gewöhnlichen und hatte daher eine gebräunte und wie verbrannte Haut. Sie hieß Elise; die Mutter sprach ihren Namen weich und mit kaum anklingender Endsilbe aus, der Vater und der Bruder drückten ihn in der unschönen Mundart der Stadt gehörig breit.

Die Leutholds erkundigten sich angelegentlich nach Frau Eßlinger, sprachen von der Wettergunst des Tages, vom voraussichtlichen Erfolg des Festchens, das der Wappengilde noch immer gelungen sei, und veranlaßten Lotte, Platz zu nehmen. Ein Dienstmädchen erschien und brachte auf silbernem Teller Backwerk und Dessertwein. Lotte mußte trotz anfänglichen Widerstrebens den spanischen Süßwein und die Schleckereien kosten. Der Kopf schwindelte ihr ein wenig. Sie war in letzter Zeit selten unter die Leute gekommen, und das Neue, Verschiedenartige dieser Umgebung verwirrte sie. Dabei war am Grunde ihrer Gefühle eine heftige Abneigung gegen ihre Gastgeber, und doch verglich sie nicht ohne leisen Neid und eine uneingestandene Bewunderung das Großzügige ihres Reichtums gegen die Knappheit des eigenen Heimes. Endlich schickte man sich zum Gehen an. Frau Leuthold begleitete die jungen Leute bis zur Schwelle des Empfangraumes, während der Oberst bis hinaus zum Wagen mitging und in ein paar mehr derben als guten Witzen Lotte mahnte, mit ihren schönen Augen nicht zu viel Herzen zu entflammen, der eigenen Tochter aber riet, sich nicht allzu nah an das Fräulein Eßlinger zu halten, damit ihre eigene Häßlichkeit nicht zu stark zutage trete.

Lotte wunderte sich weniger über die Worte als über die Art, wie sie gesprochen wurden und die Tochter sie aufnahm. Es lag ein solches Bewußtsein des eigenen Wertes und eine solche Überlegenheit in der Offenheit des Vaters wie in dem lächelnden Achselzucken, mit welchem Elise den Spott gleichsam von sich schüttelte, daß Lotte erkannte, wie eben Vorzüge und Vorteile anderer Art sie befähigten, auf dererlei Äußerlichkeiten nichts mehr zu geben. Sie wurde wiederum ein wenig klein vor diesen Leuten, und das Empfinden, wider Willen doch nicht über sie hinweg sehen zu können, wurde stärker.

Dann saß man zu dritt im Wagen. Der Diener Johann hatte wieder seinen Platz neben dem Kutscher. Es ging fort nach der Lände, wo der flaggengeschmückte Dampfer auf seine Gäste wartete.

⌘ ⌘ ⌘

Das war für Lotte Eßlinger eine denkwürdige Fahrt. Die bunten Wimpel flatterten über dem Dampfboot. Die Radschraube rauschte und warf weiße Wellen in den glatten blauen See. Die Sonne schien. Festlich reckte die Stadt ihre Türme. Aber das Schiff entfernte sich von ihr, und ihr Bild versank in der Flut. Adrian Leuthold führte die beiden Damen auf dem Festboot umher. Bekanntschaften wurden gemacht und erneuert. Eine Musikkapelle spielte auf dem Verdeck. In der Hauptkajüte, die rings an ihren Wänden die Wappenschilder der Gesellschaftsmitglieder trug, schlugen welsche Mandolinenspieler ihre Instrumente.

Lotte Eßlinger war mit Abneigung gekommen, aber das anfängliche Mißbehagen

verlor sich. Es waren Menschen ihres Standes, die das Schiff füllten, sie traf viele Freunde der Familie an, die meisten von der einfachen und doch selbstbewußten, der liebenswürdigen und doch zurückhaltenden Art der Großmutter. Gewiß, es gab andere, die der Neuzeit ihren Tribut gezollt, die im Schnitt der Kleider, im Gebaren, in der Art, wie sie ihren mehr oder weniger großen Wohlstand zeigten, etwas Herausforderndes oder Großzügiges hatten, allein Lotte fand keinen unter ihnen, der sich der Zugehörigkeit zu der altangesehenen Gesellschaft unwürdig gezeigt hätte. Merkwürdigerweise aber schienen ihr hier auch Leuthold und seine Schwester nicht aus dem Rahmen zu fallen. Gewiß, sie waren anders als die andern, aber sie bewegten sich zwischen ihnen ohne Mühe, und man begegnete ihnen allseitig mit einer so augenscheinlichen Schätzung, daß Lotte unwillkürlich einiges von ihrer eigenen Zurückhaltung abstreifte und mit dem Geschwisterpaar sich nicht übel zu unterhalten begann. Elise geriet indessen bald unter eine Anzahl Bekannte beiderlei Geschlechts, mit denen sie Sport zu treiben pflegte und sogleich beiden Teilen naheliegenden Gesprächsstoff fand. Adrian aber führte Lotte an den Bug des Schiffes und zeigte und erklärte ihr von da aus die ihr wohlbekannten Seeufer in einer Weise, wie es ihr nie geschehen war. Er kannte jeden Geschlechtersitz, jedes Landhaus, insbesondere aber jedes Weingut, die da in der hellen Sonne lagen. Er begann ihr die Mühen und Sorgen des Weinbaues zu schildern und zeigte dabei Kenntnisse und einen Ernst, die ihr dieses ihr so fernliegende Gesprächsthema interessant machten. Aus seinen Worten waren die tiefen Beziehungen ersichtlich, die er selbst zu seinem Geschäfte hatte. Es schien manchmal, als sei er selber einer der Winzer, die aus sonnegedörrtem, staubigem Rebberg, gebräunt, nacktarmig, schweißheiß niedersteigen, und er verteidigte vor ihr, ohne es zu wissen, die Daseinsberechtigung von Leuten seines grobschlachten Schlages, indem er das Lob des Land- und Handarbeiters im Gegensatz zu der geistigen Tätigkeit der Gelehrten, Stubenfleißigen und Schreiber zu singen begann.

„Es ist weniger vornehm,“ sagte er, „man lebt weniger den Leuten zu Gefallen und sich selbst zum Vorteil, aber daß es zu jener Feder- und Wissenstätigkeit mehr Begabung, Verstandesschärfe, kurz einen geistesadligeren Menschen brauche, das ist Larifari. Wer etwas ist und etwas weiß, wird auf jedem Gebiete Ganzes schaffen.“

Lotte wunderte sich. War das der Tölpel, der vor Wochen den Zins ins Haus gebracht hatte? Sie entdeckte auf einmal die Persönlichkeit, die hinter diesem Herrenbauern stand. Als er aber von den Wissenschaftlern sprach, gingen ihre Gedanken zu dem fernen Felix Heß hinaus. Es gab ihr einen heftigen Stich. ‚Noch immer kein Brief von ihm!‘ dachte sie. Sie überhörte Adrian Leutholds nächste Worte und geriet in eine solche Zerstreutheit, daß er darauf aufmerksam wurde. Da schwieg er plötzlich, drehte sich rücksichtslos ab von ihr und pfiff leise vor sich hin.

Nun erwachte sie und bat ihn fast wider Willen um Verzeihung. „Meine Gedanken sind mir davon gegangen,“ gestand sie offen.

Ebenso rasch versöhnt, schlug er ihr vor, in die Kajüte zu steigen, wo Erfrischungen bereitlagen.

Sie gehorchte, aber den ganzen Tag blieb sie in einem Zwiespalt, der sie zwischen der schmerzhaften Erinnerung an Felix und dem aufrichtigen Bemühen, gegen ihren jetzigen Kavalier höflich und dankbar zu sein, hin und her zerrte.

Der Tag nahm indessen seinen Verlauf. Man legte nach angenehmer Fahrt auf der Halbinsel an, wandelte in Paaren und Gruppen auf Wiesenpfaden, saß an einer von Buschwald überschatteten Halde beim kalten Mittagbrot, lachte, scherzte, spielte und tanzte im Freien zu den Klängen der mitgebrachten Musikkapelle.

Lotte hatte bald eine Schar junger Herren um sich, die ihr den Hof machten, sie verwöhnten und sie manchmal auch zu zerstreuen vermochten. Adrian ließ sich aber durch sie nicht vertreiben, und wenn er auch ein schlechter Tänzer und beim Spiel der Unbeholfenste von allen war, so zeigte er sich ihnen doch überlegen. Er bewies eine aufs Ziel gehende, rücksichtslose, fest zugreifende Art, leitete die Aufwärterinnen, daß sie gerade Lotte immer das zutrugen, was sie zu essen oder zu trinken wünschte, eroberte die Tombolalose, die an einer einzigen Stelle feilgeboten und in kürzester Zeit unter einem Ansturm der Liebhaber abgesetzt wurden, und sorgte nachher im Wirtshaus auf der Höhe, in das man sich bei zunehmender Abendkühle begab, für Platz, so knapp derselbe war.

Und der Tag ging zu Ende.

Man fuhr im Schein unzähliger Sterne, die im schwarzen, glatten See ihr zuckendes Abbild hatten, der Stadt wieder zu. Man tanzte noch auf dem Schiff. Aber Lotte fühlte sich müde, und Adrian Leuthold saß neben ihr und tat gerade das, was ihr lieb war: er versuchte nicht, sie zu unterhalten.

Am Ufer, wo das Schiff anlegte, stand

unter wenigen weiteren Karossen der Leutholdsche Wagen abermals bereit, ausgerechnet die Staatskutsche, während die andern Festgäste größtenteils zu Fuß oder mit der letzten Straßenbahn sich nach Hause begaben. Lotte bemerkte wohl, wie viele Blicke ihr folgten. Sie empfand, wie sie unter der ansehnlichen Gesellschaft zum Kreise der Bevorzugten gehört hatte, und als im Wagen ein wundervoller Strauß frischer Rosen lag und sich herausstellte, daß es eine letzte Aufmerksamkeit ihres Begleiters an sie bedeutete, als auch Elise, soweit es ihre burschikose Weise zuließ, sich freundlich, ja herzlich zeigte, konnte sie sich des Gefühls nicht erwehren, einige leidlich vergnügte Stunden gehabt zu haben und ernstlich in Schuld der Leutholdschen Geschwister zu stehen.

Man fuhr am Neumarkt vor. Lotte stieg aus, nahm Abschied von den Geschwistern und wurde von Elise eingeladen, sich manchmal an ihren Ballspielen zu beteiligen. Sie konnte nicht nein sagen, ohne unhöflich zu sein, und hatte auch nicht ein eigentliches Bedürfnis, es zu tun.

Auf einmal sah sie sich allein im Flur. Das Haus lag still. Großmutter und Magd waren schon zur Ruhe gegangen. Lotte stieg die Treppe hinauf und betrat ihr Zimmer. Sie hatte das Licht draußen abgedreht, drinnen aber versehentlich noch nicht entzündet und sah nun durch das geöffnete Fenster dieselbe Nacht hereinschauen, die schon auf dem See durch ihre Schönheit ihr Gemüt bewegt hatte.

Ohne recht zu wissen, was sie wollte, setzte sie sich ans Fenster. Sie spürte nicht, wie kühl es war. Sie betrachtete den Himmel, diesen sammethaften, schwarzblauen Himmel, mit den Tausenden von Sternen, die wie Goldfunken und weiße Glühsteine in einer unermessenen und unmeßbaren Tiefe schwebten, scheinbar an ihre Stelle gebunden und doch von keiner sichtbaren Macht gehalten.

Lotte seufzte. Es war ihr schwer zumute, sie wußte nicht warum, und sehnsüchtig, sie wußte nicht wonach. Das Leben schien ihr etwas so Unbefriedigendes, und doch sagte sie sich, daß sie den Tag über ganz zufrieden gewesen war. Dann erkannte sie auf einmal, daß ihr innerstes Verlangen keinen Augenblick aufgehört hatte, nach Felix Heß zu gehen. Sie fühlte den Schmerz über sein hartnäckiges Schweigen neu. Warum war er denn überhaupt fort? Warum hatte ihn nicht danach verlangt, zuerst Klarheit zwischen ihm und ihr zu schaffen? Sie starrte an den Himmel hinauf, als stände dort eine Antwort. Sie legte ihre Hand an die Stirn. Ihr Kopf war müde. Es rauschte darin noch das Radstampfen des Dampfbootes, das Stimmengewirr der Festteilnehmer, die Tanzmusik. Es wollte ihr nicht klar werden, was sie eigentlich denken sollte und wollte.

Endlich wandte sie den Blick in die Stube zurück. Plötzlich fiel ihr Blick auf etwas Weißes, das auf ihrem Tische lag. Ein Brief! Der Herzschlag stockte ihr. Hastig sprang sie auf und griff nach dem Schreiben. Ebenso eilig machte sie Licht. Doch als sie nun die Aufschrift las und Felix' Handschrift erkannte, zitterten ihr die Finger, und sie konnte sich nicht freuen. Sie hatte Angst. Oder war das nur die Schwere noch, die an diesem Abend überhaupt sie bedrückte? Dennoch riß sie sogleich den Umschlag auf und begann zu lesen. Dann setzte sie sich an den Tisch und las noch einmal. Wie sonderbar das war! Als ob die Nachtkühle ihr den Rücken überströme und bis ins Herz dringe.

So lautete der Brief: ‚Liebe Jugendfreundin Lotte! Ich habe Dir lange nicht geschrieben, obwohl ich Dir schuldig war, bald und viel zu schreiben. Verzeihe mir und versuche, mich zu verstehen. Ich glaube, daß wir einander gut sind. Nein, ich glaube es nicht nur, sondern ich weiß es. Als ich von Dir fort mußte, habe ich es gespürt. Es wehte von Dir zu mir und von mir zu Dir. Wie das ist, kann man nicht sagen. Aber es geschah so im Garten, als wir von meinem Fortgehen sprachen, und geschah so, als wir — uns küßten, damals ganz zuletzt. Manchmal bin ich sehr glücklich, daß das so ist, und manchmal ist mir seltsam zumute, als befehle mir etwas, zu wünschen, daß wir noch nicht wüßten, was wir wissen. Du wirst denken, daß ich ein Grübler sei. Doch dem ist nicht so. Ich suche nur, innerlich klar zu sein. Du weißt, ich habe immer die ganzen Menschen geschätzt, diejenigen, die wissen, was sie wollen, und denen die Lauterkeit in ihrem Leben über alles geht. Darum bin ich in den letzten Tagen meines Dortseins nicht mehr zu Euch gekommen und darum schreibe ich Dir jetzt nicht: ‚Du bist vor Dir und mir meine Braut. Laß uns beraten, wie nun unsere Zukunft werden soll.‘ Ich schreibe Dir das nicht, obgleich ich es Dir schuldig geworden bin. Zwar nicht nach landläufigen Gepflogenheiten, aber vor meiner Überzeugung habe ich Dir ein Gelöbnis gegeben, von dem nur Du mich entbinden kannst. Glaube nicht, daß ich entbunden zu werden wünsche. Im Gegenteil, während ich Dir schreibe, sind Angst und Schmerz in mir, daß ich Dich verlieren könnte. Aber ich muß die Dinge sehen und

Dich sehen lassen, wie sie sind. Ich bin ein armer Student, nicht einmal einer, der sich ein Brot oder gar Güter verheißendes Studium gewählt hat. Wenn nicht der Zufall mir ein besonderes Glück in den Schoß wirft, so werde ich meiner Lebtag ein armer Gelehrter bleiben. Darf ich Dir nun zumuten, Dein Los schon jetzt an das meine festzuknüpfen? Wenn ich bedenke, wer Du bist und wie Du bist, möchte ich es fast bejahen. Aber da ist noch etwas anderes: Wir haben beide noch nichts von der Welt gesehen. Im engen Kreise einer schlichten, auf Wunschlosigkeit gestellten Häuslichkeit erwachsen, wußten wir nicht, was die weite Welt zu bieten hat. Jetzt erst hier draußen ahne ich etwas von ihrem unendlichen Reichtum. Mißverstehe mich nicht. Nicht neuerwachte Wünsche, nicht Zweifel an Deinem Wert lassen mich so sprechen, nur die Ehrlichkeit zwingt mich zu überlegen, ob Du und ich über unsere Zukunft entscheiden dürfen, ehe wir mehr von dieser Zukunft und ihren Möglichkeiten wissen als bisher. Ich habe lange gezögert, aber heute, liebe Jugendfreundin Lotte, schreibe ich Dir im vollen Bewußtsein, daß ich Dich aus tiefstem Herzen liebe. Laß noch Schranken zwischen uns bestehen, damit uns, keines von uns — und ich denke dabei vielleicht mehr an Dich als an mich — reue, sie zu früh niedergerissen zu haben. Antworte mir nicht sogleich! Ich sehne mich nach Deiner Antwort und bitte Dich doch, sie nicht zu übereilen. Je bedachter sie ist, um so gültiger wird sie sein. Dein Kamerad Felix."

Lotte legte den Brief auf den Tisch. Dann ging sie und schloß das Fenster. Wie kalt es doch war! Nur hinter ihrer Stirn blieb es heiß und wirr. Was sollte sie von diesem Briefe denken?

Im ersten Augenblick sagte sie sich, daß hinter ihm der ganze Felix stehe, der Wahrheitseiferer, der er von Jugend auf gewesen war. Und sie freute sich und dachte mit der großen Achtung an ihn, die sie stets für ihn als einen ungewöhnlichen Menschen gehegt hatte. Aber es blieb etwas in ihr leer. Es war, als seien Wünsche, die sie selbst nicht kannte, unerfüllt geblieben. Ein Hunger brannte in ihr, den Felix' Brief nicht stillte und der sie nun mehr als je vorher quälte.

Die Unbefriedigtheit, die ihr nun heftiger und heftiger zu schaffen machte, ließ sie in Zweifel und fast in Zorn verfallen. War das Liebe, die so klug überlegte, so kühl urteilte? War das Liebe, die sich nicht binden wollte?

Und plötzlich schoß ein Verdacht in ihr auf. Felix verneinte es zwar, aber ging nicht sein ganzes Benehmen darauf aus, sich selbst die Freiheit zu erhalten? Hatte er in jener großen Stadt Leute gesehen, die ihn wünschen ließen, freizubleiben? Sie verwarf den Gedanken wieder. Aber sogleich verfolgte sie ein anderer.

Darin hatte Felix recht, daß ihre und seine Zukunftsaussichten kleine waren. Sparsamkeit und Knappheit lagen vor ihnen, Sparsamkeit, wie sie jetzt im Hause der Großmutter herrschte. Wie schrecklich war sie doch! Sie, Lotte, brauchte nur an sich herunter zu sehen. Ihr Kleid! Wie hatte es gegen so manches Gewand abgestochen, das am heutigen Fest getragen worden war! Dreimal schon war es geändert, immer wieder aufgefrischt.

Was war dagegen, dachte sie dann weiter, der Leutholdsche Haushalt großzügig! Welcher Überfluß dort, nicht begehrenswert um seiner Prunkhaftigkeit, aber um der Unabhängigkeit willen, die er gewährte!

Lotte Eßlinger spürte an diesem Abend, wie nie zuvor, daß sie für Sinn und Körper Weiten haben mußte, sich auszugeben und auszudehnen.

Sie legte sich zu Bett. Aber ihre schlaflosen Augen und die Sterne vor dem offenen Fenster sahen einander lange an in dieser Nacht.

⁂ ⁂ ⁂

Lotte zögerte nicht lange, ehe sie auf den Brief ihres Jugendfreundes antwortete. Nicht etwa, weil sie fühlte, daß sie zur innerlichen Klarheit gelangt war, als vielmehr, weil sie einsah, daß sie doch den Widerstreit der Stimmen, die in ihr waren, nicht besiegen werde. Sie suchte Felix möglichst gerecht zu werden. Sie dankte ihm für seine Offenheit, rühmte seinen besonnenen, ehrlichen Sinn, aber sie verhehlte in einigen Briefwendungen auch nicht ihre heimliche Enttäuschung, ihre innere Zerfallenheit, oder konnte sie nicht verhehlen. Ganz gerade heraus aber, ja mit einem fast leidenschaftlichen Bedürfnis, ihn darüber nicht in Zweifel zu lassen, gestand sie ihm ihre Abneigung gegen kleine und beengende Verhältnisse. So wurde ihr Schreiben zu einem treuen Spiegelbild ihrer selbst.

Der Brief ging ab. Die Antwort blieb aus. Sie blieb viel länger aus, als Felix' erste Nachrichten auf sich hatten warten lassen.

Die Tage nahmen weiter ihren Gang. Die beiden Frauen am Neumarkt lebten das Leben, das sie immer gehabt hatten. Nur die Beziehungen zum Hause Leuthold begannen für Lotte einige Abwechslung hinein-

zutragen. Die angesponnenen Fäden waren nicht zerrissen worden. Zwar war es zunächst nicht Adrian, der sie fortspann, sondern Elise, seine Schwester. Vielleicht tat sie es aus eigenem Antrieb, vielleicht auf Wunsch des Bruders, jedenfalls veranlaßte sie bald nach jenem Ausflug Lotte, an ihren Ballspieltagen teilzunehmen. Daraus ergaben sich allerlei weitere Verknüpfungen. Man kam beim Tee zusammen. Man arbeitete gemeinsam zu Wohltätigkeitszwecken. Zuweilen war Lotte bei den Leutholds zu Tische, allein oder mit andern Gästen. Der Diener wartete auf. Die Tischgeräte waren reich, reicher die Schüsseln. Lotte erzählte der Großmutter von diesen Dingen und fand sie angenehm, fand auch die Menschen ganz erträglich, den lauten, lebenliebenden, derben Oberst, die stillere, aber vornehm liebenswürdige Hausfrau, und die ganz auf Kraft und Körperbetätigung gestellte Tochter. Allmählich befreundete sie sich sogar mit ihnen.

Am wenigsten wußte sie von Adrian. Manchmal vergaß sie ganz, daß er da war, so selten begegnete sie ihm und so wenig Eindruck machten ihr die Begegnungen. Nur hie und da schien ihr, als stehe er am Fenster seines Geschäftskontors und schaue ihr nach, wenn sie über den Vorplatz nach dem Wohnhause schritt.

Wiederholt hatte sie indessen den Oberst mit Tochter und Sohn ausreiten sehen. Eines Tages ließ sie Elise gegenüber ahnungslos die Bemerkung fallen, sie halte das für eines der schönsten Vergnügen, die sie sich denken könne. Sogleich griff die neue Freundin ihre Worte auf, und es geschah auf ihre Veranlassung, daß der Oberst, ein ganzer Soldat, Lotte vorschlug, sie reiten zu lehren. Sie hatte große Lust dazu. Obwohl zögernd, stimmte sie zu. Nun bekam sie in der Militärreitschule Unterricht und war nach wenigen Stunden so weit, daß sie die neuen Freunde auf ihren Ritten begleiten konnte. Sie empfand eine ungeahnte Lust. Sie vergaß, daß das Pferd, das sie ritt, nicht ihr Eigentum war. Sie hatte beim Ausritt ein Gefühl des Erhöhtseins, das nicht nur körperlich war. Sie nahm, was ihr geboten wurde, ohne zu bedenken, daß es über ihre Verhältnisse ging. Unmerklich lebte sie sich überhaupt in die Großmannsgepflogenheiten der Leutholds ein.

Adrian nahm übrigens selten an den Ritten teil. Es fiel ihr auf, und sie erfuhr nun erst, daß er durch das große Geschäft stark in Anspruch genommen wurde. Eine Bemerkung des Obersten dann und wann, eine gelegentliche Unterhaltung, die dieser mit dem Sohne pflegte und der sie beiwohnte, gaben ihr dann weiteren Aufschluß. Adrian schien die Führung des Geschäftes ganz in Händen zu haben. Zuweilen bekam sie zu hören, daß er sehr tüchtig sei. Der Oberst fragte ihn etwa nach dem Stande der Weinbergsarbeiten, der Keller, der Bestellungen. Er gab stets mit einer Überlegenheit Auskunft, die bewies, wie sehr er auf jedem Gebiete Bescheid wußte. Dann sah Lotte ihn bei den Küferknechten und den Fuhrleuten stehen. Sie hörte seine laute, barsche Stimme, auch seine Derbheiten überhörte sie nicht. Manchmal sah sie ihn mit Handgepäck zum Bahnhof eilen und erfuhr, daß er zum Kundenbesuch auf Reisen ging. Einmal bekam sie Gelegenheit, ein Gespräch mit anzuhören, das er mit einem solchen Kunden, einem Schenkwirt, führte. In einer Sprache, die an Derbheit nicht hinter der des gewöhnlichen Mannes zurückstand, unterhandelte er mit ihm; aber er tat es mit einer seltsamen selbstbewußten Ruhe und Zurückhaltung. Worte wie: „Ich werde es mir überlegen, ob wir Ihnen liefern können," und: „Unsere Bedingungen stehen ein für allemal fest" brachten den andern in eine Art Abhängigkeit, als habe er es für einen Vorzug anzusehen, daß er mit der Firma Leuthold & Sohn in Verbindung stehen dürfe. Alle diese Beobachtungen gaben Lotte zu denken. Adrian war doch anders, als sie ihn anfänglich beurteilt hatte. Irgendwie hatte er doch etwas von dem Aristokraten an sich, als der er seiner Familienzugehörigkeit wegen gelten konnte. Unwillkürlich begann sie eine gewisse Achtung vor ihm zu empfinden und gestand auch der Großmutter, daß sie in bezug auf ihn sich in manchen Dingen getäuscht habe. Ihr Verkehr auch mit ihm gestaltete sich infolgedessen herzlicher. Zuweilen kamen sie in ein freundliches Gespräch, und Lotte lernte dabei, daß hinter Adrians Derbheit und geschäftlicher Tüchtigkeit sich auch eine gewisse Güte barg. So redeten sie einmal von der Kunst des Schenkens, und Adrian meinte, es liege in manchen Beschenkungen eine Aufdringlichkeit, eine zu große Freiheit des Gebers und infolgedessen eine Unbequemlichkeit oder Demütigung für den Empfangenden. Es bedürfe eines großen Taktes, einem Fernerstehenden zu zeigen, wie gern man ihm Liebes tun möchte. An diese Unterhaltung wurde Lotte bald nachher erinnert. Da kam nämlich ihr Geburtstag, und sie erhielt einen merkwürdigen Besuch. Ein kleines, blondes Mädchen brachte ihr ein Sträußlein Wiesenblumen. Sie hatte das Kind nie gesehen. Als sie es aber freundlich an sich nahm, ihm

Süßigkeiten zusteckte und es befragte, woher es um ihr Fest wisse und wer es sende, verweigerte die Kleine jede Auskunft. Erst nach vielem Zureden und auf allerlei Umwegen brachte sie heraus, ein Herr, dessen Namen das Kind nicht sagen dürfe, habe vor einiger Zeit erfahren, daß es krank und seine Mutter arm sei, habe sich seiner angenommen, ihm den Arzt bezahlt und die Möglichkeit eines Aufenthalts in gesunder Bergluft verschafft. Der Wohltäter habe allen Dank der Mutter abgelehnt und einzig sich ausbedungen, daß es an diesem Tage dem Fräulein Eßlinger ein paar Blumen bringe, ausdrücklich aber verboten, seiner dabei irgendwie Erwähnung zu tun.

Ganz verwirrt brachte Lotte nachher das kleine Wesen zur Tür. Sie erriet, an jenes Gespräch mit Adrian Leuthold sich erinnernd, sogleich den Zusammenhang, und daß niemand anders als Leuthold der Wohltäter und Absender des Kindes sein konnte. In ihrem Herzen breitete sich die Wärme einer stillen Freude über das Zartgefühl aus, das sich in diesem Benehmen zeigte. Sie wunderte sich nur noch, wie er den Tag ihrer Geburt erfahren habe, sah aber bald ein, daß es ihm nicht schwer gefallen sein könne, von seiner Schwester das Nötige zu erfahren.

Um so schmerzlicher berührte es sie, daß ein anderer des Festes so ganz vergaß. Von Felix Heß kam kein Zeichen seines Gedenkens. Lange wurde sie das Gefühl der Enttäuschung nicht los.

Noch im Laufe der Woche erhielt sie dann wohl einen Brief, doch machte er jenes Versäumnis nicht gut. „Du hast in diesen Tagen auch Geburtstag gefeiert," schrieb Felix Heß. „Ich wünsche Dir aufrichtig Glück." Allein das war so nebenbei gesagt, als legte er der Tatsache wenig Bedeutung bei.

‚Die Gelegenheit, dir etwas Liebes zu sagen,' galt ihm nichts, überlegte Lotte. Ebenso bitter aber empfand sie, daß in dem Brief zwar allerlei Berichte über Felix' Ergehen, auch Nachfragen nach ihrem Tun und Lassen standen, der zwischen ihnen liegenden, noch ungelösten Fragen jedoch gar nicht mehr Erwähnung getan wurde. Lottes Stolz bäumte sich auf. Sie nahm sich vor, die Korrespondenz mit Heß vollständig einzustellen. Sie konnte ja nicht wissen, daß fern in der deutschen Hauptstadt ein junger Mensch Tag und Nacht beinahe an seiner Arbeit war, ehrlich bestrebt, die Opfer des Vaters nach Möglichkeit zu verkleinern, mit einer rührenden Verehrung und kindlichen Dankbarkeit dieses Vaters gedenkend, mitten in Werkeltag und Pflichterfüllung aber auch viele und sonntägliche Gedanken zu ihr schickend. Freilich war es Felix Heß nicht unlieb, daß sein Verhältnis zu Lotte keine völlige Abklärung erfuhr. Aber wie es ihm eben unmöglich erschien, sich noch einmal völlig von ihr zu lösen, so hielt er anderseits in seiner jetzigen Lage eine weitere Erörterung dessen, was Lotte ihm geschrieben, ihrer Zustimmung und ihrer Darlegung, wie sehr sie Armut oder Kleinlichkeit fürchte, für zwecklos. Mit einer heimlichen Freude fühlte er aus ihren Zeilen die Leidenschaft ihrer jungen Natur heraus. Sie weckte Gegenströmungen auch in ihm, und so ehrlich er gewillt war, die Geliebte wie sich selbst nicht zu binden, so stark war doch sein Verlangen nach ihr und so uneingestanden groß seine noch unberechtigte Hoffnung auf ein einziges Endziel, die Vereinigung mit ihr. —

Wenige Tage nach Lottes Geburtstag hatten sie und ihre Großmutter, in der Dämmerung beieinander im Garten sitzend, ein gar ernsthaftes Gespräch. Zwar war es wohl aus der Stimmung der Stunde geboren, vorbereitet aber durch das, was die beiden Frauen seit Wochen, jede für sich, mit sich herumgetragen.

Auch die Frau Bürgermeisterin hatte in der letzten Zeit viel über die Enkelin nachgedacht. Sie hatte nicht ohne Befriedigung das Fortschreiten von Lottes Freundschaft mit den Leutholds gesehen, dies eigentlich nicht, weil sie ernstlich eine Annäherung zwischen Lotte und dem jungen Leuthold wünschte, sondern weil jene der Enkelin Wege in die Welt öffnete. Dabei vergaß sie nicht jenes andern, der — sie wußte es wohl — Lottes Liebe mit sich genommen hatte, als er ins Ausland gefahren war. Sie spürte mit der Feinfühligkeit, die lange Lebenserfahrung gibt, daß dieser Liebe Prüfungszeit begonnen hatte. Nicht umsonst hatte Lotte ihr wenig von Felix' Ergehen und seinen Nachrichten erzählt. Es mußte da etwas nicht stimmen. Und die alte Frau maß am Wachsen der Freundschaft mit den Leutholds den Stand von Lottes Beziehungen zu Felix Heß. Sie gewahrte mit Beruhigung, daß die Enkelin — Lottes Erzählungen verrieten ihr das — die Lebensumstände der Leutholds so würdigte, wie ihre eigenen Ansprüche erwarten ließen, und es schien ihr eine gute Sicherheit gegen etwaige Unbesonnenheit, zu der die junge Liebe sie hätte verleiten können.

Im häuserumstandenen Garten saßen die beiden Frauen in der Laube aus leichten, von einer kümmerlichen Kletterrose nur schwach umsponnenen Holzgitterstäben. Es war ein warmer Tag gewesen. Die Luft kühlte nur langsam ab, und es hing noch



Bildnisstatuette. Von Prof. Robert Cauer

ein Atem von Staub und Rauch über der Rundbank mit dem Tisch, auf welchen die Frauen ihre Handarbeiten gelegt. Aber es herrschte eine große Stille. Jener Stadtteil, ohnehin dem Fuhrverkehr stark entrückt, versank um diese Abendzeit in eine Art Dornröschentraum. Die vom Tagewerk ruhenden Leute saßen unter ihren Fenstern, auf ihren Zinnen, selbst vor ihren Haustüren; Gärten waren wenige vorhanden. Die Geräusche der Fußgänger, der arbeitenden Handwerker, der schnatternden Weiber verstummten, und vollends im Eßlingerschen Garten war kein Laut zu hören. Nicht einmal der Wind rührte sich. Die paar armen, blassen Baumrosen gaben, was sie an Duft hatten, der Kletterdorn streckte seine Blüten und Blätter reglos vor sich hin. Manchmal noch huschte ein Vogel durch nahes Laub, aber er sang nicht mehr. Der dunkler werdende Himmel allein zeigte etwelche Unruhe. Geheimnisvoll und jäh brachen an ihm da und dort die kleinen fernen Sterne auf.

„Schon ein Stern," hatte Lotte gesagt. „Nein, schon viele," fügte sie gleich darauf hinzu.

Sie saß an einem der beiden Laubenfenster, den Ellbogen aufgestützt. Ihr Gesicht war von irgendeinem Spätschein noch verklärt. Als eine schwarze Linie liefen die Brauen über ihre Stirn, und die Augen waren groß und dunkel und gedankentief.

Die Großmutter hatte ihren Platz mehr im Schatten. Sie saß gerade und schlank da, den aufrechten Rücken an das Gitterstabwerk der Laube gelehnt. Nur auf ihre Hände, die soeben das Strickzeug weggelegt hatten, fiel noch das Licht und zeigte ihre Blässe, die feine Gliederung und die leisen Hautfalten, die Anzeichen beginnenden Alters und nachdenklicher Jahre. Die Bürgermeisterin liebte es, in der Dämmerung müßig zu sitzen, und war es schon aus Sparsamkeitsrücksichten gewöhnt.

„Wie viele Blicke," sagte sie, „gehen jeden Abend von untereinander meilenweit entfernten Menschenstätten zu den Sternen hinauf!"

„Es ist einem, als würde einem von dort oben geantwortet," meinte Lotte.

„Hast du so viel zu fragen?" sagte Frau Eßlinger.

Lotte errötete und wurde unruhig. Sie empfand wohl, daß die Großmutter ihre innern Erlebnisse ahnte. „Es ist Zeit für mich, nachzudenken," antwortete sie aber. „Es ist nicht mehr zu früh für mich, mich mit dem Leben auseinanderzusetzen."

„Und mit der Liebe," gab die Großmutter zurück und schaute sie fest an.

Lotte erschrak. Ging das alles auf ein Examen hinaus? Dennoch verließ sie das Thema nicht, ja es erwachte plötzlich ein Drang in ihr, es mit derjenigen zu besprechen, die ihr seit vielen Jahren am nächsten stand, nah, wie nur eine Mutter einem stehen konnte.

„Ich weiß," fuhr sie fort, „daß in meinem Alter leicht die Rede auf die Liebe kommt, weil man gern von der Ehe handelt."

„Du sagst das, als ob die beiden nicht zusammengehörten."

„Das tun sie auch nicht, Großmutter." Ein Gedanke an Felix durchzuckte Lotte.

„Ich weiß freilich zwei, die bessere Kameraden sind," sprach die Bürgermeisterin.

„Nun?"

„Ehe und Achtung."

Lotte verstummte.

Frau Dorothea fuhr fort: „Es ist die Tragik des Menschenlebens, daß man das, wenn man es wissen sollte, meistens noch nicht weiß, und wenn man es weiß, es zu wissen nicht mehr not hat."

„Ich kann mir eine Ehe ohne Liebe nicht denken," stieß Lotte heftig heraus.

„Das heißt ohne Leidenschaft," entgegnete die Bürgermeisterin.

Lottes Jugend bäumte sich auf. Sie wollte tausend Dinge erwidern, aber es waren ihrer so viele, daß sie keinen Anfang fand.

Frau Dorothea bog sich ein wenig näher an den Tisch heran. Ihre Finger spielten mit den Strickzeugnadeln. Sie war jetzt tief in Gedanken und sprach mehr aus eigenem Sinnen heraus als zur Belehrung der andern. „Wir haben aus der Liebe etwas gemacht, was sie nicht war. Wir haben sie zu sehr vermenschlicht. Sie war einmal eine Andacht, wir haben sie zur Erwartung, zur Forderung, zur Unruhe und Ungenügsamkeit gemacht. Sie war die Fähigkeit, in andern das Gute neben allen Schlacken zu sehen und das Böse zu verzeihen, sie war vielmehr die Lust am Vergeben als die Hoffnung auf Freude, sie war ganz die herzwarme Geduld, nicht die herzheiße Angst vor dem Verlust. Sie war einst klar und kühl wie Vollmondlicht. Die Menschen haben aus ihr ein Zorn- und Notfeuer gemacht."

Lotte erwiderte: „Nun müssen wir sie eben nehmen, wie sie ist."

„Müssen wir? Meinst du?" gab die Großmutter zurück. „Mag sein! Vielleicht wäre es aber euch Jungen besser, wenn ihr manchmal uns Alte nach unseren Erkenntnissen fragtet."

Lotte stand auf. Sie trat an die Laubentür, griff mit dem Arm hoch in die Holzgitterstäbe und lehnte den Kopf an den vollen

Arm. Es war, als riesele durch ihren Körper noch etwas von der Glut des vergangenen Tages. Sie dehnte und reckte sich.

„Ach, Großmutter,“ sagte sie. „Wer weiß, ob die Erkenntnis alles ist. Vielleicht ist das Erlebnis, das zu ihr führt, viel mehr als sie selbst.“ Sie schritt hinaus in den Garten.

Frau Dorothea sah ihr nach. Wie das gärte und kämpfte! Und das war nun immer dasselbe von Mensch zu Mensch, von Geschlecht zu Geschlecht. Sie kamen und vergingen wie die Jahre. Und jedes hatte seinen Frühling. Und jedes seine Not, die Knospen zu sprengen.

Die alternde Frau legte die Hand auf die Brüstung der Laubenfenster. Gerade ging der Mond auf und warf eine leise Heiterkeit auf das schlanke Glied mit den feinen Zeichen erlebten Lebens.

✠ ✠ ✠

Ja, wie das kämpfte und gärte! Lotte Eßlinger war seit jenem Abend, da der Student Felix Heß ihr von seiner nahen Abreise gesprochen, wach. Oft meinte sie, ihm schreiben zu müssen: Hilf mir doch! Du hast ein übermächtiges Leben in mir aufgeweckt, das über alle Dämme will. Ich kann die kühle Geduld nicht finden, die Du für nötig und richtig hältst. — Aber sie schämte sich. Sie fühlte auch, daß er ihr dazu kein Recht gegeben hatte. Immer wieder drängte sich auch in alle Unrast der Gefühle die Erwägung, daß ihr von Felix Heß lange, lange nicht kommen konnte, was sie von den Kleinlichkeiten des Lebens unabhängig machte. So blieben ihre Briefe an ihn äußerlich wie die seinen. Es war für beide eine schmerzvolle Zeit. Sie griffen oft zur Feder und legten sie unbenützt wieder hin. Dann wieder begannen sie Briefe aus innerstem Bedürfnis, sich darin selbst und ganz zu geben, und wenn sie geschrieben waren, so enthielten sie nur Alltäglichkeiten und waren jedem von ihnen eine Enttäuschung. Felix hatte dabei der philisterhafte Drang zur Mäßigung die Hand geführt, Lotte die Scheu und der Groll über des andern Zurückhaltung in Schranken gehalten. All das wurde schuld, daß über die schöne, keusche Blüte von Lottes junger Liebe hinaus das Zweig- und Blattwerk anderer Empfindungen lustig zu ranken begann. Es wurde ihr eben doch nach und nach eine wachsende Freude, daß sie mit Elise Leuthold beim Sport sich ergehen, mit Altersgenossen beiderlei Geschlechts lachen und vergnügt sein konnte. Es fing doch an, ihr Vergnügen zu machen, wenn sie in den schönen Räumen des Leutholdschen Hauses weilte, unter Gästen am reichen Tisch saß, wenn die Silberschüsseln von den Dienstboten in weißen Handschuhen herumgereicht wurden und der Oberst zwar mit hochrotem Gesicht und von schwerem französischem Wein seligen Äuglein, aber doch immer in guter Haltung einem seine Artigkeiten sagte, während die Ruhe und Gemessenheit der geschmeidigen Hausfrau angenehm von seinem lauten Wesen abstach.

Auch Adrians Gesellschaft war gar nicht mehr so abstoßend.

Adrian Leuthold befand sich jetzt im Militärdienst. Er war schon Oberleutnant. Da er in der Stadt selbst Dienst tat, kam er jeden Sonntag nach Hause. Wie gut ihm die Uniform stand! Wie straff er sich hielt! In seinem glatten, unschönen und derben Gesicht trat der Ausdruck von Entschlossenheit und Tatkraft stärker hervor. Es schien, als achte er auch mehr auf seine Manieren. Wenn er mit Lotte und seiner Schwester ausritt, blickten die Leute ihnen nach. Hm, es mißfiel einem nicht, wenn man angestaunt wurde! Und — Adrian gab sich viel Mühe um Lotte. Das fühlte sie. Hatte ein Beweis für seine Teilnahme schon in der Einladung zur Fahrt der Wappenzunft und in jenem Geburtstagsgruß gelegen, so mehrten sich jetzt seine Aufmerksamkeiten. Blumen, Bücher und sonstige kleine Gaben machte er zu Fürsprechern seiner Empfindungen. Was Lotte mehr Eindruck machte, war, daß er, dem es im Geschäft, als Offizier und in der Familie an Selbstgefühl und der Gabe, sich Geltung zu verschaffen, nicht fehlte, ihr gegenüber hilflos war wie ein Kind. Hatte sie früher die Verlegenheit, die ihn oft in ihrer Gegenwart ergriff, Tölpelhaftigkeit gescholten, sich heimlich über ihn lustig gemacht, wenn er die entschlossenere Schwester stets zur Sprecherin machte, wo es sich um an Lotte zu richtende Vorschläge oder Wünsche handelte, so erwachte jetzt allmählich eine Neugier in ihr, welche Form seine offenbaren Bemühungen um sie noch annehmen würden. Es vergnügte sie, der Steigerung seiner Verliebtheit beizuwohnen. Manchmal schmeichelten seine kleinen Dienste ihrer Eitelkeit. Dann beurteilte sie seine Fehler und Mängel milder.

Die Dinge begannen jedoch eine ernstere Wendung zu nehmen. Lotte konnte sich eines Tages nicht mehr verhehlen, daß Adrian und die Seinen die ernstliche und bestimmte Absicht hatten, sie für immer zu sich zu ziehen. Nicht nur machte ihre Freundin Elise manche Andeutung. Auch allerlei deutliche kleine Scherze des Obersten und die steigende Wärme im Wesen seiner Frau ließen sie nicht mehr im Zweifel, daß sie bald vor eine

Entscheidung gestellt werden würde. Eine Zeit neuer und schwerer Unentschlossenheit und innern Zwiespalts begann. Ihre Liebe zu Felix, die schmerzlich süße Erinnerung an zwei glückliche Augenblicke gewannen an heißer Kraft. Mit ihnen mischte sich das Leid über die am Freunde erlebten Enttäuschungen. Der Verstand meldete sich zu Wort und tat ihr die Vorteile des Leutholdschen Reichtums, die Sorglosigkeit der sich ihr bietenden Zukunft ebenso dar, wie er ihr die Enge der Bescheidenheit, zu welcher sie zu Hause verurteilt war, immer wieder mit schmerzlicher Schärfe verdeutlichte. Stärker aber als alle diese Stimmen, denen sie lauschen mußte, war eine Gewalt, die keinen Namen und keine Gestalt hatte. Sie ließ sie Adrians Nähe, seinen Händedruck, seine in ihrer Gesellschaft ihn überfallende sichtliche Erregung als eine Art Freude empfinden. Oft haßte sie sich selbst um dieses Gefühls willen. Sie kämpfte dagegen, aber es war wie ein Fieber, und als es am Tage stark geworden, drängte es sich in den Traum ihrer Nächte und machte diese unruhig und voll Qual.

Eines Sonntags lud Adrian Leuthold sie zu einer Spazierfahrt ein. Er hatte ein neues Pferd und wollte es in einer ersten Fahrt prüfen. Es hatte geheißen, daß Elise mit von der Partie sein werde, aber am Ende erschien er allein vor dem Hause am Neumarkt, konnte nicht einmal absteigen, weil sein junges, feuriges Tier nicht stillstehen wollte und ließ nur durch einen zufällig Vorübergehenden die Hausglocke ziehen. Lotte kam herunter und sie fuhren auf dem Zweiräderwagen, in den das Pferd gespannt war, den See entlang in den Morgen hinein.

Im Anfang nahm das Pferd die ganze Aufmerksamkeit Adrians in Anspruch. Sein aufgeregtes Gebaren, sein Widerstand gegen die harte Hand des Leiters fesselten auch Lottes Gedanken. Das Gefühl einer leisen Ängstlichkeit, daß etwas geschehen könnte, verbunden mit Bewunderung für die Sicherheit, Kraft und den harten Willen, mit welchen Leuthold sein Tier bändigte, erregte ihre Nerven. Einige Male versuchte Adrian, ein Gespräch anzuknüpfen, doch spürte das Pferd das geringste Nachlassen seiner Handführung, verfiel in schärfere Gangart, bockte oder stieg und vereitelte so jede zusammenhängende Unterhaltung.

„Sehen Sie diesen Eigensinn von Vierbeiner," murrte Adrian. „Achten Sie auf seine Schlauheit! Wenn ich ihm die Zügel locker gäbe, würde er die Stange zwischen die Zähne nehmen und mit uns auf und davon gehen. Aber wir halten ihn gut."

Seine Sicherheit machte ihr Eindruck. Sie wurde selber ganz ruhig dabei. Eine seltsame Stimmung überkam sie.

Es war ein schöner Morgen, frisch und sonnig. Ein Windlein strich über den See und kräuselte die blaue Oberfläche. Die Straße war leer, aber draußen auf dem Wasser glitt zuweilen ein Ruderboot vorüber. Stimmen klangen ans Ufer. Einmal läutete jenseits des Sees eine Kirche.

Lotte genoß die Fahrt und empfand unwillkürlich Dankbarkeit gegen den, der ihr den Genuß verschaffte. Das Fuhrwerk gefiel ihr, und sie rühmte innerlich Leuthold, weil es sich in seiner Hut so sicher fuhr. Ihr Herz war vielleicht noch nie so wohl für ihn gestimmt gewesen. Nach längerer Fahrt wurde das Pferd ruhiger. Adrian bekam die Möglichkeit, sich mit ihr zu unterhalten, und sie stand ihm mit freundlicher Munterkeit Rede. In fröhlicher Laune, beide im Gefühl ganz guter Kameradschaft, machten sie dann vor einem Wirtshause am See halt. Leuthold übergab das Pferd der Obhut eines Knechtes. Sie aber nahmen eine kleine Stärkung ein.

Das Ufer stieg an dieser Stelle steil in die Höhe, und hoch über der Seestraße stand eine Kirche. Adrian rühmte die Aussicht, die man von dort über See und Gebirge habe, und schlug vor, hinauf zu steigen. Sie machten sich also auf den Weg, den die höher steigende Sonne mit einer angenehmen Wärme übergoß. Adrian schien nachdenklich. Den Zweck ihres Spaziergangs berührte er nicht mehr, sondern sprach plötzlich ernsthaft von daheim und wie er den Frieden schätze, der sie beide Kinder mit den Eltern verbinde. Er fragte, ob Lotte nicht auch finde, das Haus zum Leuenberg sei in seiner Eigenart ein herrlicher Wohnsitz.

Lotte ging ein wenig rascher und gab nur durch ein Kopfnicken Antwort. Sie fühlte heraus, daß ihr Begleiter etwas auf dem Herzen hatte, das er vielleicht in der nächsten Minute aussprechen werde. Es bangte ihr davor, und sie begriff sich selbst nicht, wie sie sich dem Alleinsein mit Leuthold hatte aussetzen können.

Sie erreichten indessen bald die Höhe, traten in die Kirchhofumfriedung und an die Mauer vor und standen nun in der freien Morgenherrlichkeit. Zu ihren Füßen lag der blaue See; die freundlichen Ufer und der dunkelviolette Kranz der Alpenvorberge umgaben ihn. Dahinter aber, von feinen Schleiern nur leise verhüllt, grüßten geheimnisvoll die blassen Ewigschneegipfel. Schweigend schauten sie hinaus. Doch das Schweigen drängte Worten zu. Lotte riß erregt die

Unterhaltung an sich. Sie fragte nach den Namen der Berge, nach ihrer Höhe und dergleichen Alltagsdingen mehr, und dabei schien ihr, als erlustige sich ihr Gefährte heimlich über ihre Nervosität und ihr Bemühen, ihm den Weg zu verlegen.

Als der Bär, der er war, tappte er dann plötzlich über all die kleinen Hindernisse hinweg, die sie ihm zu bereiten gesucht hatte, und zwang sie, dem schönen Landschaftsbild den Rücken zudrehend, ihm zuzuhören.

„Ich möchte Sie etwas fragen, Fräulein Lotte," begann er und fuhr plump und gerade fort: „Ich möchte Sie fragen, ob Sie meine Frau werden wollen."

Das war ganz seine Art. Ohne den Firlefanz irgendwelcher beschönigenden Umschreibungen stellte er sie vor die Wahl. Sie konnte ihm nicht entwischen; wie sein störrisches Pferd hielt er sie gleichsam in der Hand, daß sie ihm stillhalten mußte.

Sie sah sich um, ob niemand in der Nähe sei, aber es tat ihr kein Lebensmensch den Gefallen, gerade jetzt um die Kirche zu biegen. Indessen war sie ja keine Furchtgrete. Sich fassend, sagte sie unwillig: „Warum überfallen Sie mich hier, Herr Leuthold? Derlei Dinge lassen sich doch nicht so plötzlich — —"

„Gemerkt werden Sie es wohl haben," unterbrach er sie fast spöttisch. „Ich kann keine Umstände machen."

Seine Stimme klang aber merkwürdig tief und verhalten. Lotte spürte, welch tiefe Bewegung hinter seiner draufgängerischen Derbheit sich verbarg. Da kam wieder jenes Seltsame über sie, daß seine Nähe sie anzog, obgleich mit jäher Raschheit ihre Gedanken zu Felix Heß gingen. Sie wehrte sich. Mit einem Drang zur Offenheit gestand sie: „Ich liebe Sie nicht, Herr Leuthold," und fuhr fort: „Ich achte Sie. Ich weiß auch, daß ich Ihnen dankbar sein muß für vieles, was Sie und die Ihrigen mir getan haben, aber ich liebe Sie nicht."

„Da ist also ein anderer?" fragte er.

Das war das Entscheidende. Es versagte etwas in Lotte. Konnte sie zugeben, daß da ein anderer sei? Felix Heß hatte ihr einmal das Recht gegeben, aber er hatte es nicht aufrechtgehalten. Mit einer peinigenden Deutlichkeit wie noch nie kam ihr das zum Bewußtsein. Sie grollte Felix mehr denn je. Ihr Trotz erwachte. Sie geriet in Verwirrung. Gequält und unwirsch erwiderte sie: „Ich weiß nicht, ob da ein anderer ist."

Damit trat sie ein wenig fort von ihm und trommelte mit den schlanken Fingern auf der Mauer.

Er war betroffen. Sie sah, daß er bleich wurde. Auf einmal tat er ihr leid. „Sie dürfen mir nicht zürnen," bat sie, „ich weiß ja selbst nicht, was ich Ihnen sagen soll."

„Daß Sie mich nicht lieben," antwortete er, „habe ich wohl gespürt. Aber — man kann sich das vielleicht verdienen."

Sie schwieg und sah zu Boden.

Eine Weile blieb es still.

Dann kam wirklich jemand um die Kirche gegangen und stellte sich wie sie drüben an die Mauer. Es war ein Fremder, der die Aussicht besah. Aber das konnte nun die Dinge nicht mehr unterbrechen noch aufhalten. Leuthold fragte leise: „Ich muß also wohl annehmen, daß Sie mir abgesagt haben?"

Weiß der Himmel, warum sie das nicht bejahen konnte.

Nach einer abermaligen Pause sprach er eindringlicher: „Das müssen Sie mir doch sagen können, ob mir jede Aussicht genommen ist."

Lotte erwiderte: „Drängen Sie mich nicht. Ich kann keinen klaren Gedanken fassen. Ich muß Zeit haben und allein sein."

Mit einer Bewegung, deren Ritterlichkeit ihr auffiel, lud er sie sogleich ein, den Rückweg anzutreten. „Nichts liegt mir ferner als Sie zu drängen," sagte er. Er fügte nicht einmal bei, er habe noch Hoffnung. Als ob sie nie von etwas anderem gesprochen hätten, warf er noch ein Wort über die schmucke Kirche hin und fragte dann, ob es ihr recht sei, die Rückfahrt anzutreten.

Sie bejahte, und sie erreichten nach kurzem Gang ihr Fuhrwerk wieder, das sie sogleich bestiegen.

Ihre Unterhaltung blieb dann einsilbig, aber beide gaben sich Mühe, natürlich und vergnügt zu erscheinen. Lotte empfand es dankbar, daß Adrian jede weitere Anspielung vermied. So behielt sein Antrag nur den Charakter einer Feststellung, eines Zuwissentuns. Ihre Achtung für ihn stieg. Zeitweise schlief ihr Gespräch ganz ein. Da aber jedes von ihnen mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt war, waren sie überrascht, wie bald ihr Gefährt wieder am Hause Eßlinger stand.

Lotte stieg aus. Sie reichte Leuthold, der nicht vom Bocke kam, die Hand und dankte ihm. Auch da noch bat er mit keinem Wort, daß sie bald seine Zweifel lösen möge.

„Sie sind eine mutige Gefährtin," meinte er. „Manche junge Dame würde wenig Genuß von der Fahrt mit einem so unruhigen Pferde gehabt haben."

Nun mußte sie lächeln. „Das ist nur Ihr Verdienst," erwiderte sie. „Ich spürte sogleich, daß bei Ihrer sichern Führung nichts geschehen konnte."

Er machte eine kleine Verbeugung. Sein Tier zog an. Mit einem raschen, wilden Ruck wandte sich der Wagen. Aber mit harter Hand leitete er das Pferd im Davonfahren.

‚Wie sicher er ist,‘ dachte Lotte wieder. Dann trat sie ins Haus.

⌘ ⌘ ⌘

Frau Dorothea Eßlinger merkte, daß auf der Spazierfahrt der Enkelin mit dem jungen Leuthold etwas Außergewöhnliches sich ereignet haben mußte. Sie fühlte das aus der zerstreuten Art heraus, mit welcher Lotte von dieser Fahrt erzählte, und aus dem nachdenklichen Wesen, das sie seither hatte.

Zuweilen in den nun folgenden Tagen kamen Blumen ins Haus. Ganz still und beiläufig wurden sie abgegeben, nicht zu häufig, nicht in prunkhafter Form oder Fülle und doch immer auserlesene Blüten. Sie stammten nicht von Adrian. Einmal schickte sie der Oberst. Ein andermal stellte Elise sie in Lottes Stube.

Frau Dorothea wartete. Die Enkelin, so schien ihr, würde bald reden.

Inzwischen ging sie mit sich zu Rat um die Dinge, deren Entwicklung sie voraussah. Sie dachte an das Gespräch, das sie mit der Enkelin jüngst gepflogen und das von der Liebe gehandelt hatte. Glocken hatten in ihm geschwungen, die jetzt in Lottes Innerem Sturm läuteten. Was für Wege sollte sie ihr in der entscheidenden Stunde weisen? Vermochte sie das überhaupt? Man sprach von Erzieherpflichten.

Aber nicht Elternsorge — Strenge — oder Klugheit, das Leben selbst hatte zuletzt immer das entscheidende Wort. Dem Erzieher blieb nur eine Waffe, die Möglichkeit, dem welterfaßten Kinde die Heimat zu wahren.

Lotte Eßlinger stritt mit sich selbst und allen den Erwägungen, die schon früher sie beschäftigt hatten. Sie wußte aber, daß sie zu einem Entschlusse kommen mußte. Es wurde ein harter Entscheid. Wie war das schön gewesen, als Felix noch da war, wie glücklich hatte er sie an jenem letzten Abend in einem einzigen flüchtigen Augenblick gemacht! Ein Wort nur von ihm, das an diese Stunden erinnert oder ihnen einen Nachklang gegeben hatte, würde ihre ganze Seele entzündet und sie einer raschen Entschließung zugeführt haben. Allein Felix' Briefe glichen einer dem andern. Sie redeten von ernster Arbeit, sie berichteten treulich von allerlei Erlebnissen, nur aus jener Tiefe, aus der Lotte eine Stimme hören wollte, drang kein Ton zu ihr. —

Lotte bedurfte eines neuen Kleides. Das hatte von jeher zu großen Beratungen zwischen Großmutter und Enkelin geführt. Es war alles so teuer, was mit Schneiderin und Putz zusammenhing. Diesmal mahnte Frau Dorothea nicht so oft wie sonst, nur das Bescheidene und Sparsame zu wählen, allein Lotte fühlte wohl, daß es der alten Frau keine geringere Sorge als gewöhnlich war. Sie aber zog Vergleiche, zu denen sie früher nicht Anlaß gehabt hatte. Wie leicht die reichen Leutholds es hatten, ihre Wünsche zu befriedigen! Dabei wußte sie wohl, daß der Umgang mit jenen sie selbst anspruchsvoller gemacht hatte. Doch ja — die Leutholds! Sie schätzte sie, schätzte sie wirklich. Sie wußten alle um Adrians Antrag, das merkte sie wohl.

Elisens burschenhaft fahrige, manchmal schroffe Art hatte jetzt einen Unterton von Wärme. Manchmal schien Lotte fast etwas von demütiger Ängstlichkeit darin zu liegen, als hänge von ihr, Lotte, das Allergrößte ab. Jene sprach dabei kein Wort von ihres Bruders Absichten. Nur ganz zufällig und unauffällig wies sie etwa einmal auf eine gute Eigenschaft Adrians hin oder erzählte irgendein Vorkommnis, das zu seinen Gunsten sprach. Ebenso freundschaftlich, ebenso wohltuend gütig und doch nie durch ein Zuviel den Takt verletzend, zeigte sich ihr Adrians Mutter. Nur der derbe Polterer von Vater durchbrach eines Abends, da sie sich allein von ihm verabschiedete, die Zurückhaltung, indem er ihre Hand festhielt und sagte: „Sie sind uns ein rechter Segen geworden, Fräulein Lotte. Es hat uns im Hause etwas Warmes gefehlt. Wir sind zum Teil zu schroffe, zum Teil zu verschlossene Menschen. Sie sind uns so eine Art Bindeband geworden. Wir verstehen einander viel besser seither. Es wäre schade, wenn das einmal nicht mehr wäre. Und es wäre für Adrian sehr schwer.“

Während dieser langen Rede ließ er ihre Hand nicht los. Eine natürliche Überlegenheit und ein großer, freundlicher Ernst lagen in seinem Wesen. Lotte drückte hart die Hand, die die ihre hielt.

An diesem Abend erwog sie zum erstenmal ernstlich den Gedanken, Adrians Werbung anzunehmen.

Es war noch lange kein Entschluß. Die Zweifel kamen wieder. Und gegen die Zweifel kämpften die Sehnsucht nach größerer Freiheit, nach Großzügigkeit und jener geheimnisvolle, innere Drang, der schwül war wie Frühlingsluft und zehrend wie ein Fieber.

Regelmäßiger als vorher trafen die nüchternen, tüchtigen Briefe des Felix Heß ein

und schmerzten Lotte, weil in ihnen das nicht tönte, wonach sie mit gespannten Sinnen lauschte.

Da sprach sie mit der Großmutter: „Sage mir, was ich tun soll."

„Das hat lange gedauert, Enkelin," erwiderte Frau Dorothea, allein der Vorwurf, der in ihren Worten lag, wurde durch die Wärme ihres Blickes, und die Art, wie sie den Arm um Lottes Hüfte legte, völlig gutgemacht. Dann fügte sie hinzu: „Ich begreife, wie schwer es dir wird. Du liebst Felix Heß?"

„Ich habe es gemeint," gestand Lotte und erzählte alles, was bei und nach Felix' Weggang geschehen war. Sie glaube, sagte sie, Adrian Leuthold nicht länger warten lassen zu können. Er dränge sie ja nicht, aber in seinen wie in den Augen seiner Eltern und Schwester liege es allmählich wie Vorwurf, weil sie solange zögere.

Frau Dorothea faltete die Hände im Schoß und saß mit steifem Rücken da. Die Locken an ihren Schläfen zitterten leise. Dann legte sie Lotte ihre Gedanken dar, und es waren dieselben, die diese selbst gehabt. Wenn sie Felix Heß liebe, so stark liebe, daß sie auf ihn Jahre und Jahre warten und mit ihm einst vielleicht Schlichtheit und Mangel tragen könne, dann dürfe sie Adrian keine Hoffnung machen, obwohl zu bedenken bleibe, ob in der langen Zeit nicht vielleicht Felix' Sinn sich wandeln könne. Wenn sie aber Adrian achte und die Vorzüge der äußern Verhältnisse schätze, dann bleibe ihr Frau Dorotheas Wort bestehen, daß Ehe und Achtung gute Kameraden seien.

„Das alles habe ich bedacht," erwiderte Lotte. Ihre Augen waren heiß. „Ich habe es so oft bedacht, daß ich für nichts sonst mehr Sinn gehabt habe. Aber ich habe den Weg nicht gefunden."

„Und doch mußt du selbst und allein ihn finden."

„Aber — was würdest du tun, Großmutter?"

„Ich würde mein Herz fest in die Hand nehmen, Enkelin, und würde das Unsichere meiden."

Lotte schluchzte plötzlich auf. Wie ein Sturm überfiel sie noch einmal der Schmerz um den Jugendfreund. Es schien ihr, als entriß man ihn ihr mit Gewalt. Dann regte sich ihr Trotz, und sie zürnte der Großmutter, daß sie so gesprochen hatte. Sie stand von ihrem Stuhle auf und verließ überstürzt das Zimmer.

Aber dann lagen in ihrer eigenen Stube die Briefe des Felix Heß, und sie sagte zu sich: ‚Was willst du von ihm? Er hat sich dir ja nicht angelobt.' Da sank der Trotz zusammen. Und sie grübelte wieder. Und der Rat der Großmutter erschien ihr anders. Und Adrian Leutholds Gestalt tauchte auf. Wie gut ihm die Uniform stand! Wie stattlich saß er zu Pferde!

Am Abend dieses Tages schrieb Lotte Eßlinger an Adrian Leuthold, daß sie sich entschlossen habe, seine Frau zu werden, und sandte den Brief mit Wissen der Frau Bürgermeisterin ab, die von da an und lange in ihrer Stimme eine große Weichheit hatte, wenn sie mit ihrer Enkelin sprach. Sie wußte, daß Menschenentschluß ein Lotteriespiel ist und wie launisch das Leben im Verteilen der Gewinne. —

Danach kam für Lotte Eßlinger eine große Zeit, eine Zeit, die sie mit fortriß und sie bis zum Übermut beglückte. Da stand zuerst ihr Zimmer, nein, das ganze Haus voll Blumen und Gaben, als ihre Verlobung mit Leuthold bekannt gegeben war. Da funkelte an ihrem Finger ein prachtvoller Ring, den der Bräutigam ihr geschenkt, und schmückte ihren Hals eine Perlenkette, die der künftige Schwiegervater ihr gespendet. Da kamen Feste und Fahrten, Besuche und Gastmähler. Die Vorbereitungen für die Aussteuer begannen, die Einkäufe, das Staunen über all das Wertvolle und Schöne, das die reichen Mittel des Bräutigams und die freudevolle Güte seiner Eltern für den jungen Haushalt erwarben.

Im obern Stock des Leuenbergs wurde eine Flucht von Stuben für das junge Paar bestimmt und neu hergerichtet.

Die Freude der Leutholds äußerte sich aber nicht nur in Geschenken, sie leuchtete ihnen aus den Augen.

Adrian kam oft, doch keinmal zu viel zu seiner Braut und war nicht anspruchsvoll. Er sprach davon, daß er sich vor Glück nicht zu fassen vermöge und seinen Weg kaum würde gefunden haben, wenn sie ihn verschmäht hätte. Es kam Lotte so vor, als habe sie ein gutes Werk an ihm getan. Sie drückte ihm unwillkürlich die Hand. Darob erwachte seine Zärtlichkeit, und er nahm sie stürmisch an sich. Das Starke, fast Wilde seiner Umarmung verwirrte Lotte. Sie wußte nicht, was sie empfand. Aber ihre Empfindungen fügten sich in das Wirbelnde dieser ereignisreichen Tage. So viel Mitsichfortreißendes, so viel Überwältigendes hatten sie, daß ein Glückwunsch fast übersehen wurde, der aus dem Ausland kam und nicht von Blumen, nicht von einer Gabe begleitet war.

„Soll ich dir gestehen, daß ich überrascht

bin?" stand darin zu lesen. „Ich will dir lieber sagen, daß ich dir alles Glück wünsche, das du verdienst und das erfüllt, was du erwartest."

Lotte las Felix' Worte mit Herzklopfen, wie sie den Brief mit klopfendem Herzen geöffnet hatte. Es tat ihr etwas bitterlich weh, allein sie kam nicht dazu zu überlegen, ob es der Bruch mit dem Freunde selbst sei oder der Gedanke, daß in seinem Briefe sich nichts von Leid zeigte. Sie las diesen zum zweitenmal und suchte emsiger, ob sie nichts darin von einem geheimen Kummer finde. Dann wurde sie verstimmt und sagte sich, es habe den Anschein, als ob Felix froh sei, sie los zu werden. Darauf aber tauchte sie tiefer in den Taumel der Tage ein und ließ sich von Übermut und Lebenstrunkenheit fürbaß peitschen.

Die Hochzeit kam, ein großes, prunkendes Fest, von dem die ganze Stadt sprach. Die Kirche war noch nie so verschwenderisch mit Blumen geschmückt gewesen, erzählte man sich, noch nie hatte eine so endlose Zahl von Kutschen die Gäste geführt, noch nie war für das Hochzeitsmahl eine so hohe Summe angelegt worden. Freunde grüßten und gratulierten und sprachen unzählige glatte und liebenswürdige und herzliche Worte. Freunde überboten einander am Festabend und suchten durch allerlei scherzhafte und ernste Darstellungen das Brautpaar zu zerstreuen und zu erfreuen. Freunde sandten Gaben um Gaben.

Die Stunde der Heimkehr mit Adrian Leuthold, dem Gatten, ging vorüber, und es folgten die Tage der Hochzeitsreise. Lotte Eßlinger erlebte alles gleichsam mit geschlossenen Augen, aber vergnügt, betäubt von einem Gefühl, das Glück schien. Sie hatte keinerlei unangenehme Nacherinnerungen an diese Zeit, die sie ganz mit ihrem Manne verband.

Er war rücksichtsvoll, fast zaghaft, und es schien ihr oft, sie liebe ihn wirklich. Dunkel lag ihr in Gedanken, daß Adrian und sein Vater am Festmahl viel Wein, sehr viel Wein getrunken hatten und daß sie ein paar Redensarten gehört, die ihr mißfallen, die ein wenig schroffer und rauher geklungen hatten, als sie es gewohnt war, allein sie nahm sich die Mühe nicht, darüber zu grübeln, oder zwang sich, es nicht zu tun.

Sie kehrte von der Hochzeitsreise, die sie nach Paris geführt, von den vielen Gängen in die Theater, die Museen, die Schlösser und Kirchen, aus den schönen Gasthofzimmern und dem üppigen Reiseleben nach St. Felix und in das Haus zum Leuenberg zurück, wunderte sich, wie rasch alles verging, und nahm wie eine noch Träumende, was kam.

Die Großmutter, Frau Dorothea, die nun mit ihrer Magd einsam im Haus am Neumarkt wohnte, hatte sich über eine gewisse Aufgeregtheit der Enkelin während der Verlobungszeit und am Hochzeitstage Gedanken gemacht und hatte dieselbe Erregtheit in Lottes Briefen gefunden, als hätte sie zwischen Reise und Reise, zwischen Vergnügen und Vergnügen nicht Zeit, Bericht zu geben. Nun befremdete sie auch an der Heimgekehrten, wie sie mit vielen raschen Worten die Herrlichkeiten ihres neuen Heims, die Güte ihrer neuen Familie und die Trefflichkeit ihres Mannes pries. Ihr Befremden steigerte sich zur Bedenklichkeit, allein sie wußte, daß ihr nichts zu tun übrig blieb, als zu warten, wie alles sich gestalten werde. Indessen vernahm sie mit Genugtuung, daß Felix Heß, der Student, noch lange nicht heimkehren werde, weder in den Ferien, noch nach Abschluß seiner Studien. Er habe aber in der deutschen Hauptstadt ein Lebensbrot gefunden, das ihm nicht nur gestatte, dem Vater seine Opfer zu erleichtern, sondern später auch ihn in die Möglichkeit versetzen werde, seinerseits für seine zahlreiche Familie etwas zu tun.

(Fortsetzung folgt)

Ich will ganz erleben dieses Leid

Ich will ganz erleben dieses Leid,
Keinen Tropfen Bitternis will ich vergießen,
Wie Arznei will ich den Schmerz genießen,
Also weiß ich, daß es mir gedeiht.

Kummer fließt als Blut in meinem Leibe,
Gram baut in mir Zelle und Gewebe.
Schmerzhaft fühl' ich, daß ich lebe,
Schmerzhaft fühl' ich, daß ich wachs' und treibe.

Ernst Lissauer



Annette von Droste

Schloß Meersburg überm Bodensee. Hoch kreist im Licht ein Weih.
Die Möwen spielen um die Wasserlilien, schilfversteckt,
Und oben ums Gemäuer klingt des wilden Falken Schrei —
Des Geierfalken, der hier oft die wilde Muse weckt.

Die deutsche Sappho, Sonne in dem offnen, langen Haar,
Das frei und froh-behaglich fliegt in Wind und Sturm,
Und Gottes Himmel in dem blickverkürzten Augenpaar,
Das mehr mit selten-feinen Nerven trotzig-schön vom Turm

Die Landschaft sucht und einer Sehnsucht Märcheneinsamkeit:
Fern im Westfalenland den alten, roten Backsteinbau,
Stockstill und spitzgegiebelt schlafend in der Rosenzeit,
Die nur von Nachtigallen weiß und einer stillen Frau,

Die wie ein Klostergeist dort von der Steinmoostreppe huscht
Durch Puttenpark und Buchsbaumgarten in das Heideland,
Wo Moorrauch grau wie Nebel schwelt und erlgestrüpp-umbuscht
Der Weiher schläft mit seinem glitzergelben Ginsterbrand.

Und wo die Halme pfeifen in dem braunen Binsenfeld
Und rauh ein Rispeln in den sonnenmüden Kräutern weht,
Nachts der Wacholder spukt..., ein Eichenstamm, vom Blitz zerspellt,
Die Unke schreit und furchtgeduckt der Igel mausen geht.

Und wo durch Niederung und Bruch der Weidmann beutesacht
Mit seinen Bracken streift, und bei dem dunkeln Föhrenstrich
Und Torfgeschicht ein Hirtenfeuer glimmt in fahle Nacht — —
O wundervolle Heideheimlichkeit, wir grüßen dich!

Wir grüßen sie am bergefernen See in ihrer Gruft:
Das allerliebste, zarte Jüngferchen, das tief im Sinn
Mit fraulich-stiller Treu dich trug und das in deiner Luft
So herrlich-herb und stark ward, Deutschlands große Dichterin!

Fritz Alfred Zimmer



Hafenbild aus Neuwarp

Gemälde von Prof. Hans Looschen

Hans Looschen

Zum sechzigsten Geburtstag des Künstlers, 23. Juni

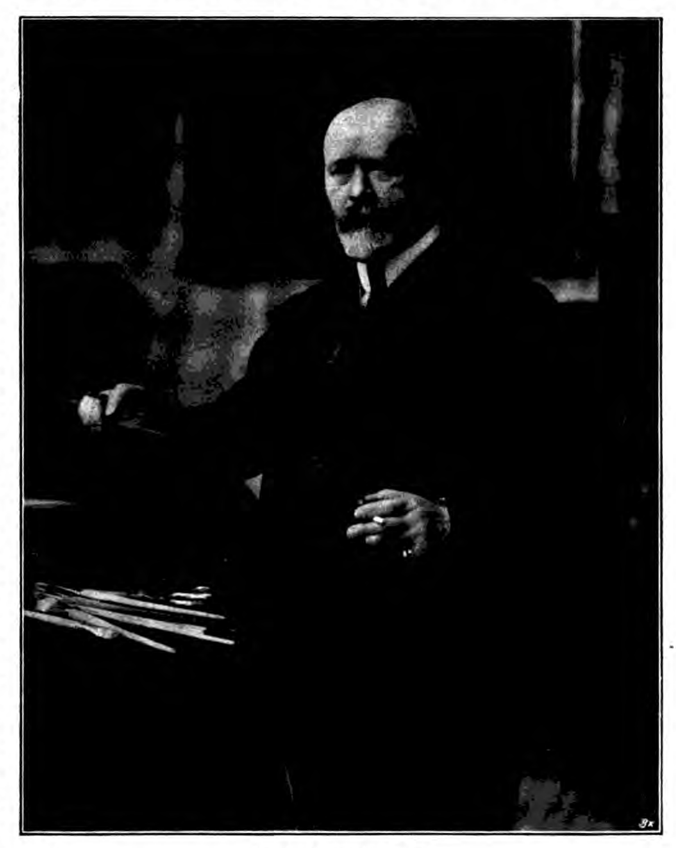
Von Hans von Stegmann

Wer vermag heut zu sagen, wie stark der 9. November 1918 die Stetigkeit unserer Kulturentwicklung auch in der bildenden Kunst gestört hat? Mag es auch nicht in allem zutreffend sein, zur Beantwortung solcher Fragen das Muster der französischen Revolution heranzuziehen, so bietet sich in ihr doch das größte Beispiel für den Einfluß solcher gewaltsamen politischen Umwälzungen auch auf Gebiete, die nicht unmittelbar von ihnen berührt werden. — Da sahen wir nun, daß die alten Götter, die damals die Revolution stürzte, nicht so tot waren, wie es auf den ersten Blick scheinen mag, wenn man den Schwur der Horatier des Jakobiners David mit einem Bild von Boucher oder Fragonard vergleicht. —

Wenn Frankreich das führende Volk in der Malerei während des 19. Jahrhunderts wurde, so verdankt es dies nicht der Revolution, sondern der alten Geschmackskultur und der handwerklichen Tüchtigkeit, die sich aus der vorrevolutionären Zeit in das Empire und zu den Romantikern herüberrettete. Der Inhalt des Dargestellten hatte gewechselt, aber man wußte noch, worauf es ankam, um ein gutes Bild zu malen, wußte es mehr als jenseits des Rheins, wo man glaubte, Kunstgesetze aus Büchern lernen zu können. Und selbst später, als in der Schule von Barbizon und dem Impressionismus, der ihr folgte, die Anfänge einer neuen Kunstübung sich regten, vergaß man nicht, wieviel man der alten Geschmackskultur verdanke. — Es ist ein Unding zu glauben, daß die Kunst, nur weil sich das politische Glaubensbekenntnis geändert hat, von vorn anfangen müsse; und wenn sie es wollte — sie kann es nicht. Die Netzhaut des menschlichen Auges und die nicht erforschbaren Gesetze der Reize, die auf ihr Lustgefühle auszulösen vermögen, ändern sich nicht, mag der Künstler seine Aufträge von der alleinseligmachenden Kirche, von einem absoluten Herrscher oder vom Jakobinertum erhalten und den Stoff seiner Darstellung danach wählen. — Gott sei Dank! —

Wir in Deutschland haben immer unter dem starken Einfluß des Theoretisierens auch in der Kunst gelitten, des Theoretisierens, das uns auch politisch soviel Unglück gebracht hat. Wollen wir aber nach unserem tiefen Niedergang noch ein Kunstvolk bleiben, so müssen wir uns nach den Künstlern umsehen, die frei von kunstfeindlicher Theorie auch schon vor dem Ausbruch der politischen neuen Zeit über einen reichen Besitz an Geschmack verfügten.

In solcher Zeit ziemt es sich, daß wir uns eines Künstlers erinnern, der, ohne sich irgendeinem ‚Ismus' mit Haut und Haaren zu verschreiben, sich schon vor dem Kriege und



Prof. Hans Looschen
Aufnahme von R. Siegert in Charlottenburg

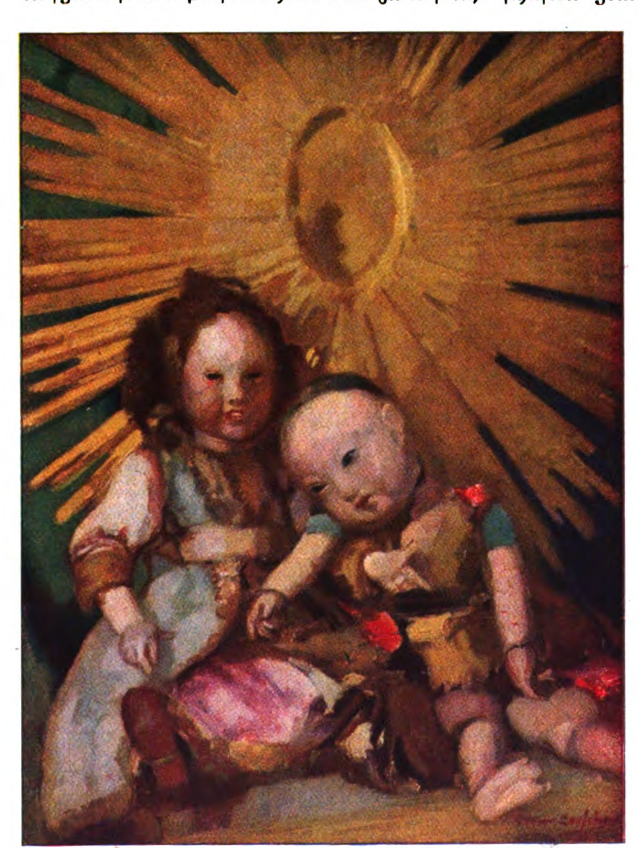
vor der Revolution in seinem Schaffen nur bestimmen ließ von der Freude an der farbigen Erscheinung der Umwelt und seine inneren Gesichte nicht in abstrakten Linien, sondern in Farbenakkorden der Mitwelt verkündete. —

Hans Looschen, der am 23. Juni sein sechzigstes Lebensjahr vollendet, verdankt die Anerkennung, die ihm reichlich von seinen Berufsgenossen, nicht nur in Deutschland, gespendet wurde — besitzt er doch außer den Berliner und Münchner goldnen Medaillen auch eine solche aus der spanischen Heimat der großen Farbenkünstler —, den rein künstlerischen Mitteln, mit denen er arbeitet.

Bis die bürgerliche Kunst in den vom spanischen Joch befreiten Niederlanden entstand, verdankte das Kunstwerk seine Entstehung einem Auftrage der Kirche oder eines Mächtigen. Erst Rembrandt und seine Zeitgenossen malten Bilder für unbekannte Käufer, in denen sie ihre Augenerlebnisse der Mitwelt offenbaren konnten, unbekümmert um den Besteller. So wurde der moderne Künstler frei, freilich nur, wenn er sich nicht aus Not oder Eitelkeit dazu erniedrigte, der vielköpfigen Käuferschar unter Aufgabe seiner Persönlichkeit das zu liefern, was der Allerweltsgeschmack verlangte. Dieser Klippe entgeht nur die starke, bodenständige Persönlichkeit, die das Handwerk meistert und deren Geschmack und Empfinden den besten Volksgenossen nicht fernsteht, sondern zu ihnen ohne Liebedienerei eine verständliche Sprache spricht.

Betrachten wir Meister Looschens Bildnis, wie er uns ruhig mit scharfen, klaren Augen, behaglich und frei von Nervosität anblickt, so fühlen wir schon, daß wir es mit solcher geschlossenen Persönlichkeit zu tun haben, und sehen wir uns in seiner Werkstatt um, so finden wir unter allerlei zum Bilde umgewerteten Impressionen viele Stücke, die erfüllt von Poesie, ja von einer gewissen Mystik, von einem reichen Innenleben zeugen, das nicht der Romantik entbehrt, von der wir uns hoffentlich auch in die Zeit der öden Gleichmacherei ein gutes Stück hinüberretten.

Aus niederdeutschem Stamm entsprossen, hat er wie Rembrandt den frohen Wirklichkeitssinn, der gepaart ist mit allerlei inneren Gesichten, die aber nie spekulativ, sondern mit malerischen Mitteln Ausdruck suchen und finden. So stehen in dem Lebenswerk des Sechzigjährigen neben Stilleben und Landschaften gemalte Märchen, von denen man glauben möchte, sie illustrierten irgendeine alte Märe, die wir nur vergessen haben, bis man erfährt, daß die Geschichte, die wir im Bilde erleben, dem Künstler erst bei der Arbeit entstand und daß er sie nicht einmal erzählen kann. Ganz fehlt die gemalte Novelle, denn auch ‚Der Tod und das Mädchen‘, das unsere die koloristischen Feinheiten gut wiedergebende Abbildung zeigt, ist weder ein Novellenabschluß noch ein Stück Totentanz, sondern eine Malererinnerung an eine Tanzdarbietung in irgendeinem Varietétheater. Die besten modernen Bilder sind ja meist der Ausdruck eines Augenerlebnisses, das den Künstler nicht wieder losließ und das er sich von der Seele malen mußte. Oft sind es malerisch besonders reizvolle Gegenstände aus dem Besitz des Künstlers, die der Anlaß zu einer ganzen Reihe von Bildern wurden. Wie viele Porträts Rembrandts verdanken ihre Entstehung dem malerischen Reiz eines Helmes, eines Schmuckstückes, und die gelbe Jacke reizte Vermeer immer wieder zu neuen Bildern, auf denen sie viel wichtiger ist als der dargestellte Vorgang. — Bei



Stilleben. Ölskizze



Päonien. Gemälde

Looschen spielt dieselbe Rolle ein von goldenem Strahlenkranz umgebenes Marienkind, das von dem Altar irgendeiner katholischen Kirche stammt und dem er nicht müde wird, immer wieder neue koloristische Reize zu entlocken. Es sind so eine Reihe ganz eigenartiger Werke entstanden, auf die die landläufige Bezeichnung Stilleben nicht recht paßt. Auch Puppen aus der Kinderstube werden zu einem reizvollen Farbenakkord zusammengestellt, verlieren aber dabei nichts von ihrem eigentümlichen, die Kinderphantasie anregenden Zauber und führen auf diesen Bildern ein Eigenleben wie der Zinnsoldat in Andersens Märchen. Der Tierbändiger im leuchtend blauen Frack vor dem gebändigten gelben Stofflöwen ist ein Beispiel solchen Humors aus dem Kinderzimmer.

Daß daneben die Farbenpracht der Blumen unsern Künstler immer wieder fesselt, ist nur natürlich, wuchs er doch im Elternhaus zwischen den Werken des Vaters auf, dessen Blumen- und Fruchtstücke heut noch neben Familienbildern das Wohnzimmer des Künstlers im Grunewald schmücken. Von einem unmittelbaren Einfluß des Vaters, der als Vorsteher der Malerabteilung der königlichen Porzellanmanufaktur in Berlin die an den holländischen Stillebenmalern geschulte Überlieferung pflegte, auf das künstlerische Schaffen des Sohnes kann freilich keine Rede sein, war doch Hans Looschen — ein Nachzügler in der großen Kinderschar — erst 13 Jahre alt, als der Vater starb. Die Farbenfreudigkeit aber, die uns heut noch in den geschmackvollen Werken des Vaters erfreut, ist ein kostbares Erbteil des Sohnes, denn das Beste muß dem Künstler angeboren sein und kommt ihm von den Vorfahren. Der Lehrer — Looschen war vier Jahre Schüler der Berliner Akademie und arbeitete in der Malklasse von Hildebrandt — kann nur das Handwerk lehren; das freilich hat er sich ganz zu eigen gemacht. Die Breite des Vortrages und die Sicherheit der Pinselführung sind Vorzüge in Looschens Werken, die man bei vielen seiner Zeit-

genossen in Deutschland trotz ihrer klangvollen Namen vermißt. Er besitzt das, was die Franzosen coup de brosse nennen, und holt aus der Ölmalerei das heraus, was ihr auch heute noch das Übergewicht gegen Tempera und Aquarell verleiht, ohne dabei sich immer nur der pastosen Malweise zu bedienen, sondern auch dünn lasierend, wo es ihm geboten erscheint. — Oft fragt man sich vor den Werken unserer Modernsten, ob es Mangel an Können oder Absicht sei, daß sie so auf die kostbaren Eigenschaften ihres Materials, der Ölfarbe verzichten.

Zu diesem Verzicht gehört auch die Scheu vor allen satten Tiefen. Looschen, der den Reiz der silbergrauen Luftstimmung wohl kennt und zu geben weiß (siehe das Hafenbild aus Neuwarp), scheut sich nicht, in der Anbetung der Hirten nur mit braunen Lasuren und wenig Weiß zu arbeiten. Er hat eben nicht umsonst auf wiederholten Reisen die alten Meister in den Galerien von Paris und London studiert, und keinem seiner Werke, mag es nun hell oder dunkel sein, fehlt die malerische Haltung, der Galerieton — eine Bezeichnung, die freilich heut oft als Vorwurf gilt. — Neben den Niederländern sind es die großen Spanier, die eine alle Schwankungen des Geschmackes überdauernde Augenkultur besaßen, und so mag es nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung unseres Künstlers gewesen sein, daß er als junger Akademiker den berühmten Murillo der Berliner Sammlung nicht nur einmal, sondern, als das gelungene Nachbild bald einen Käufer fand, mehrmals kopierte. — Wir wissen, von welcher Bedeutung für Lenbach, den Looschen besonders verehrt und von dem er gern zwei Skizzen zeigt, die ihm dieser vormalte, um ihm seine Hand zu weisen — wie Dürer sagte —, die Kopien waren, die er für Schack malte. —

Von den Alten und dem auf ihnen fußenden Meister Lenbach hat Looschen aber nicht nur die malerische Gesamthaltung gelernt, sondern auch die Kunst, bei seinen Porträts unter Hintenansetzung des Unwesentlichen den Wesenskern der dargestellten Persönlichkeit herauszuholen, das Porträt nicht als reine Naturabschrift von außen nach innen, sondern von innen nach außen zu gestalten. — Eine verständige, kluge Persönlichkeit, ruhig in sich gefestigt, blickt uns aus dem altmeisterlichen Bildnis des Geheimrats Klönne an. — Und als Dr. Preuß, der heute soviel Genannte, sein Bild von Looschen malen ließ, wußte noch niemand, daß dieser Mann, dessen Kraftnatur sich in dem Porträt deutlich ausspricht, das den mächtigen Körper mit dem willensstarken Kopf zeigt, den Mut haben würde, die Axt an die hundertjährige, ruhmvolle Überlieferung Preußens zu legen. — Augenblicklich beschäftigt den Künstler ein Familienbild, in dem er die schwere, aber reizvolle Aufgabe, sechs Personen verschiedenen Alters auf einer Leinwand zu vereinigen, in ebenso einfacher wie reizvoller Weise zu lösen weiß. Frei von jeder künstlichen Gruppierung wandert die Familie durch die Landschaft, die hier nicht ganz naturalistisch, sondern so behandelt ist, daß die Köpfe sich wie von einem Gobelin abheben. — In anderen Landschaften aber, wie in dem oben erwähnten Hafenbild von Neuwarp und den Winterlandschaften, die eine Ausbeute eines Aufenthaltes in einem schlesischen Kurort nach schwerer im vorigen Jahr überstandener Krankheit sind, ist er dem vollen Reiz der Luft und Winterstimmung nachgegangen.

Eines dieser Winterbilder zeigt im Vordergrund eigenartige Schneekegel wie große Pilze. Es sind dicht beschneite Zwergkoni-



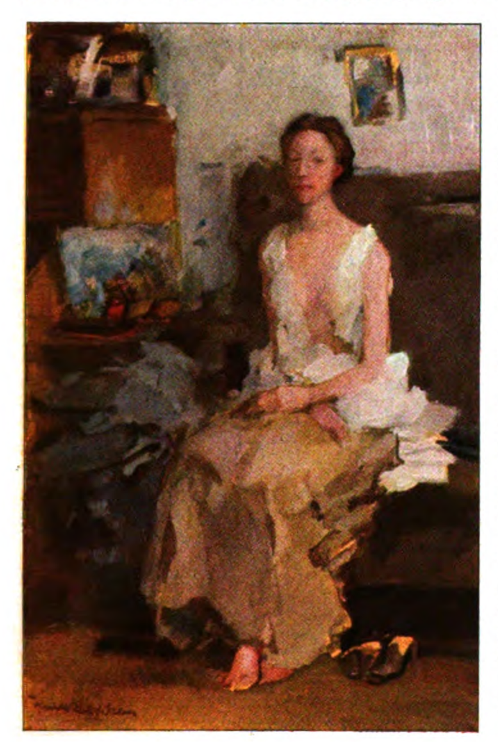
Bildnis von Geheimrat Klönne. Gemälde



Mutter und Kind

Gemälde von Prof. Hans Looschen

(In der Nationalgalerie zu Berlin)



Atelierstudie. Ölskizze

Künstler auch wieder besonders die koloristischen Aufgaben gefesselt, sei es nun der Gegensatz lebhafter Farben oder der Zusammenklang der braunen Hautfarbe des stumpf dasitzenden Marokkaners mit der Umgebung und Gewandung. Die eintönige Sandfläche des Lagers, auf der die Inder ihr Bairamfest feierten, wurde durch die Reihen der blauen Gestalten mit den leuchtend roten Schärpen zu einer Symphonie in Weiß-Blau-Rot, deren leuchtendes Blau auf dem Bild selbst noch viel stärker und reizvoller wirkt als auf unserer Wiedergabe.

Die lustigen, hellen Farben haben Looschen auch während einer Studienreise in Böhmen schon vor Jahren zu einer Studie ‚Mutter und Kind' gereizt, aus der später das liebenswürdige Bild wurde, das unseren Künstler in der Nationalgalerie vertritt. Bei diesem Bild aber ist neben der Aufgabe, die hellen Farben, in denen das leuchtende Köpfchen des Wickelkindes als Dominante wirkt, zusammenzustimmen, noch ein anderes gelungen. Der freundlich fragende Ausdruck, mit dem solch kleines Menschenkind in die wunderbare Welt hinausschaut, ist köstlich festgehalten. Hans Thoma hat in seinen Betrachtungen ‚Aus dem Herbst des Lebens' wunderbare Worte über solche fragende, lachende Kinderaugen gesagt, die des großen Lebensrätsels beste Lösung bieten. Wer

feren, und gerade sie haben den Künstler gereizt. Er fand sie ‚besonders nett'. Dieser Humor des Auges ist ein echt deutscher Zug. Nur einen humorvollen Künstler konnte der komische, erschrockene Blick des gefangenen Kosaken so fesseln, als dieser im Gefangenenlager plötzlich über sich den Flieger surren hörte, daß ihm diese Episode zum Bilde wurde. So ist ein Kriegsbild entstanden, das unsglauben macht, der Künstler sei unseren siegreichen Heeren bis tief nach Rußland hinein gefolgt, während er dies seinem Sohn, dem talentvollen Tiermaler, überließ. — Er selbst aber zog mit seinem Handwerkszeug immer wieder in das Gefangenenlager in Wünsdorf, wo ihn die malerischen Trachten der dort untergebrachten Orientalen und farbigen Hilfsvölker unserer Gegner zu einer großen Zahl trefflicher bildmäßiger Studien anregten.

Bei diesen Studien im Gefangenenlager haben den



Der Löwenbändiger. Gemälde

diesen Zauber festzuhalten weiß, muß selbst ein kindlich Gemüt voll Poesie besitzen und empfänglich sein für all das, was, ohne voll ins Bewußtsein zu treten, uns freut und traurig macht von der Wiege bis zum Grabe.

Wäre Looschens Begabung erschöpft mit der geschmackvollen Wiedergabe der Erscheinungen der Umwelt, so wäre er nicht mehr als so viele romanische Künstler, denen er es an Malfertigkeit gleich tut. Ein Künstler aber, der schon in jungen Jahren Eichendorffs, unseres deutschen Sängers, frohe Weisen und sinnige Lieder so illustrieren konnte, wie er es getan, muß besonders empfänglich sein für Stimmungswerte, die sich fühlen, aber nicht umgrenzen lassen. Besonders gelungen sind unter diesen Illustrationen die landschaftlichen Stimmungsbilder; wenn der Dichter von der ‚dunkelgrünen Nacht‘ singt und uns der Künstler mit wenigen schwarzen Tuschtönen den ganzen Zauber solcher Sommernacht zu geben weiß, oder wenn sich zu den Versen:

> Dämm'rung will die
> Flügel spreiten,
> Schaurig rühren sich
> die Bäume

das Zwielicht als graue Frauengestalt durch die dürren Äste auf Berg und See herniedersenkt. Eine solche Verkörperung von Naturvorgängen, wie wir sie ja im Mythus aller Völker antreffen, ist ein früheres liebenswürdiges Bild des Künstlers: ‚Luna und der Abendstern‘. Langsam und friedlich ist der Mond, dessen volle Scheibe die Aureole einer weißen gradlinigen Frauengestalt bildet, aus dem weiten Wiesengelände heraufgestiegen, mit neckischem Blitzen aber naht sich ihm ein lustiger Knabe, der ‚Abendstern‘, der ja auch der Stern der Liebenden heißt. Hier ist es nicht die unmittelbare Gestaltung des Augenerlebnisses, das der Künstler gibt, sondern der Eindruck, den er empfangen, hat sich in ihm zu innerem Schauen verdichtet und ist ihm zum Bilde geworden. Der Eindruck wächst über die Illustration heraus und schafft, ohne der Anlehnung an Worte zu bedürfen, etwas Neues. Durch das Bild, das er ‚Waldesschatten‘ nennt, klingt ein geheimnisvolles Weben, und die Frauengestalt in ihrer nackten, leuchtenden Schönheit erscheint ebenso selbstverständlich in dieser Märchenumgebung wie in Böcklins ‚Schweigen im Walde‘ das Fabeltier mit seiner wundersamen Reiterin. — Fabeltiere sind es auch, die Looschen in dem Exlibris, das er sich entwarf, zum

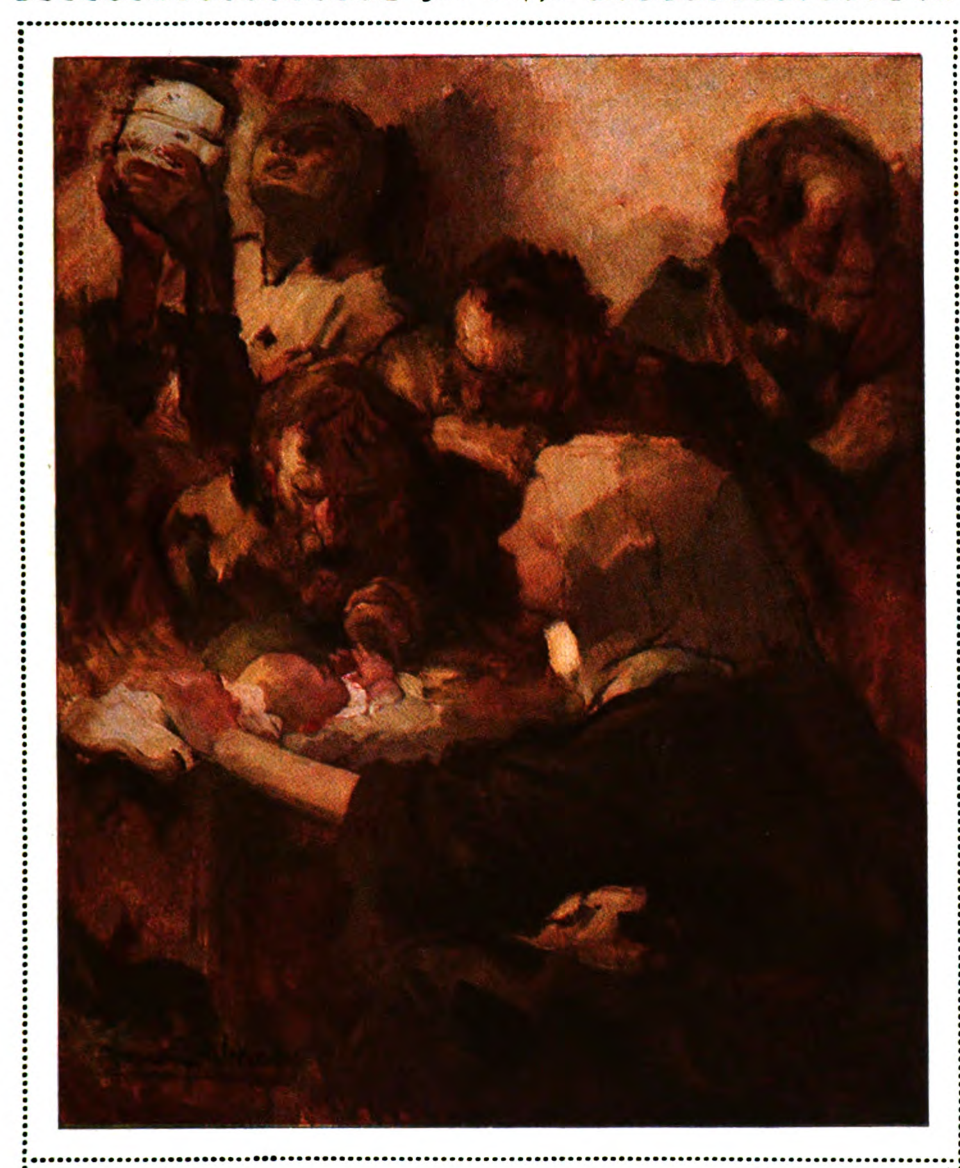
Im Waldesschatten. Gemälde
(Im Museum zu Santiago)



Madonna. Gemälde



Die Jungfer am Weg
Gemälde von Prof. Hans Looschen



Die Geburt Christi. Gemälde

Wahrzeichen wählte und in kunstvoller kalligraphischer Verschlingung zu einem Kabinettstück der Buchkunst zu gestalten wußte.

Und aus der Märchenwelt, die in ihm lebt, stammt auch die ‚Jungfer am Wege', vor der plötzlich die gleißende, goldene Karosse mit dem galanten alten Herrn erscheint. Wird dieser ihr nur die glühend rote Nelke zuwerfen oder sie mit sich führen auf sein Schloß, um das grüne Vögelchen, das er sich am Wege gehascht, in einen goldenen Käfig zu sperren? Wir wissen es nicht, wohl aber, daß hier aus Gold, Grün und Rot ein farbiges Gedicht entstanden.

Ein Künstler mit so reger Phantasie und solch deutschem Dichtergemüt konnte es sich nicht versagen, seine Gestaltungskraft auch an den heiligen Geschichten der christlichen Kirche zu erproben.

Wie oft ist es schon geschildert worden, das holde Wunder von Bethlehem, und wie die Hirten eilend hingingen, zu sehen, was da geschehen. Zwei Probleme sind es, die die Künstler seit Hugo van der Goes und Correggio bis zu Rembrandt an diesem Stoff gereizt

haben: das Nachtstück mit dem gesammelten Licht, das die Gestalten überströmt, und der Gegensatz zwischen dem lieblichen Kindlein mit seiner jungen Mutter und den anbetenden rauhen Hirten. Beide Aufgaben hat Looschen mit den denkbar einfachsten Mitteln gelöst. Das Licht, nicht wie bei dem großen Italiener von dem Christuskinde ausgehend, sondern von einer Quelle, die ganz in die obere Ecke des Bildes verlegt ist, überflutet die eng zusammengedrängten Gestalten mit einem geheimnisvollen Zauber, der an Rembrandt erinnert, und die Andacht der redlichen Hirten ist so tief empfunden, wie wir es nur bei den besten deutschen und altniederländischen Meistern finden. Die Muttergottes aber mit ihrem süßen Profil beugt sich über das Kind mit einer Bewegung voll von rein menschlicher Mutterliebe, in der nichts enthalten ist von jener scheuen Anbetung des Gottessohnes, wie sie die Madonnen der Meister des 15. Jahrhunderts in ihren Bildern der Geburt Christi zeigen. Wohl gaben später Raffael und die Robbias in ihren Madonnen auch mit manch liebenswürdigem Zuge die menschlichen Beziehungen, doch nur selten vergißt man ganz die Himmelskönigin. In Looschens Bild aber, das auf den ersten Blick so stark von der Überlieferung beeinflußt erscheint, ist hiervon in der jungen Mutter nichts zu finden. Sie ist ganz modern empfunden.

Völlig neue Wege aber schlägt unser Künstler auf einer erst jüngst entstandenen Tafel ein, die die Madonna zeigt mit dem aufrechtstehenden, unbekleideten Christusknaben. Leider müssen wir in unserer Wiedergabe auf die Farbe verzichten. Der wundervolle musikalische Zusammenklang der Farben aber, die vom tiefen Blau ausgehend das Gesicht und die Hände der Mutter und den Körper des Jesusknaben in einem emailleartigen Schmelz erstrahlen lassen, verleiht diesem Stück einen mystischen Zauber. Und ohne Mystik vermögen wir Kinder einer Zeit allzu rauher Wirklichkeit ja auch nicht, uns diese unerforschlichen, geheimnisvollen Dinge vorzustellen.

Zwischen der Entstehung des Nationalgaleriebildes ‚Mutter und Kind' und dieser Muttergottes mit dem Jesusknaben liegt nur etwas weniger als ein Jahrzehnt. In den ganz veränderten Zielen dieser beiden Bilder und den grundverschiedenen Mitteln, mit denen sie der Künstler erreicht hat, wird uns aber ein ganzes Stück Zeit- und Kunstgeschichte begreiflich vor Augen gestellt.

Wohl neigt sich auch die Bäuerin mit stolzer Freude auf ihr gesundes, pausbäckiges Kindlein herab, wohl strahlt uns aus den Augen des Kindes, dessen Bewegungen mit der Schnelligkeit des Augenblicksphotographen erhascht sind, eine Frage an die Zukunft entgegen. Schließlich aber ist das ganze Bild doch erfüllt von gesundem Realismus, der nur durch die Art, wie die hellen Farben fein gegeneinander gestimmt sind, veredelt wird. Die Madonna aber gehört einer ganz andern Welt an, die frei von aller Erdenschwere ist.

Durch den grausigen Krieg haben wir es heute etwas vergessen, wie in den letzten Friedensjahren schon durch die Geister eine Abkehr vom Naturalismus ging, ein Gottsuchertum, eine Sehnsucht nach dem Übersinnlichen, nach dem geistigen Inhalt auch in der Kunst. In Schlagworten ausgedrückt war es die Ablösung des Impressionismus durch den Expressionismus. Der Künstler sollte sich nicht mehr mit der Wiedergabe des äußeren Eindruckes, sei er nun rücksichtslos naturgetreu oder veredelt durch den Geschmack, begnügen, man

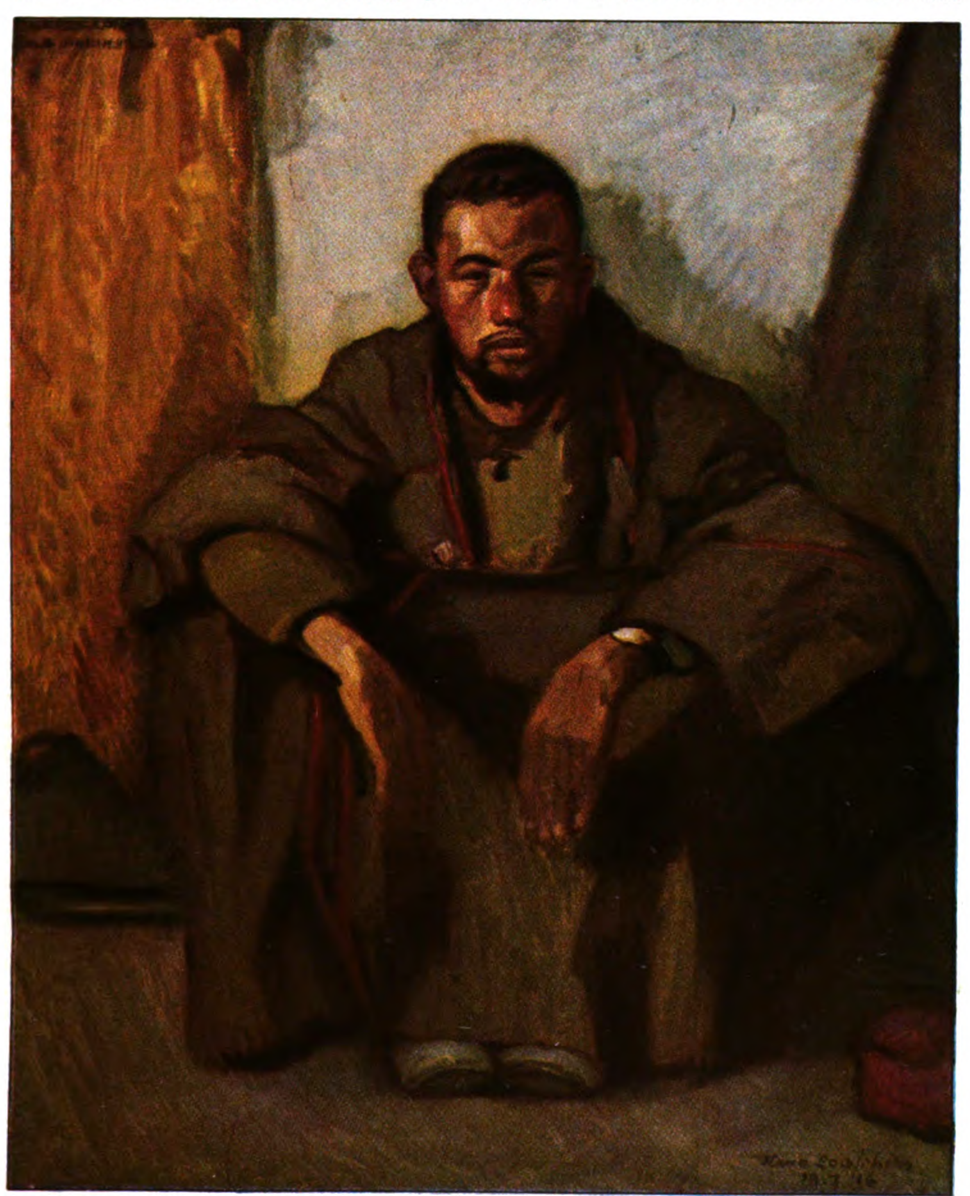


Bildnis des Reichsministers Dr. Preuß. Gemälde



Kampf

Gemälde von Prof. Hans Looschen



Marokkaner. Studie aus einem Gefangenenlager

forderte von ihm wieder den Ausdruck eines inneren Erlebnisses. Je reicher nun sein Innenleben ist, je mehr er mit seinen Mitteln, der Form und der Farbe, das, was er innerlich geschaut hat, dem Beschauer zu übermitteln vermag, desto mehr wird er dem Geist der Zeit gerecht. Dazu aber braucht man nicht wie unsere Expressionisten auf die primitivsten Anfänge christlicher Kunst, ja sogar auf die ungefügen Fetische der Negerstämme zurückzugreifen. Diese bewußte Rückkehr zum Allerprimitivsten brachte den ungesunden dekadenten Zug in die Werke der Allermodernsten. Der wahre Künstler schafft sich seine Farben- und Formensprache unbekümmert um jede Reflexion. Daß es hierbei zu ähnlichen Einzelerscheinungen kommt wie in geistesverwandten Zeiten ist verständlich. So ist die Verwandtschaft zwischen den überschlanken Händen auf Looschens Madonna mit den Werken der altkölner Schule, als dort die Geister von den Mystikern beherrscht wurden, unverkennbar, wenn auch der Künstler wohl frei ist von einer bewußten Anlehnung. Die vollen Akkorde der Farben, die er, um seine

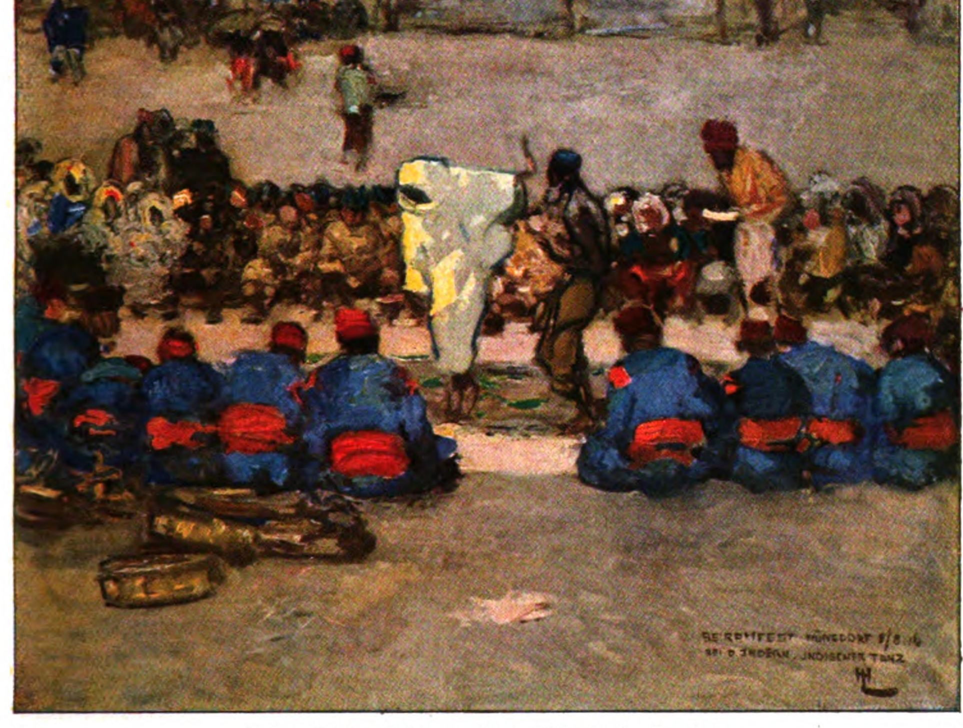
Figuren aus der nüchternen Wirklichkeit herauszuheben, anschlägt, und die er auf die farbige, tonige Gesamtwirkung stimmt, sind ja auch ganz verschieden von den starken, hellen Lokalfarben jener Künstler. Noch mehr in manchen Einzelheiten gemahnt an solche mittelalterlichen Künstler Looschens eigenartiges Bild: ‚Es ist ein' Ros' entsprungen', das die Monatshefte im Dezember des Vorjahres brachten. Und doch ist schließlich auch dort etwas ganz anderes entstanden als auf den Tafeln der Zeitgenossen des Meisters Eckhard. Feierlich wie die Töne des alten, lieben Weihnachtsliedes schreiten die beiden Gestalten — sind es Engel? — aus dem Bilde heraus, in dessen Hintergrund wie ein Juwel oder eine Zauberrose das Wunder vom Stall und von der Krippe hervorleuchtet. Das ist kein Andachtsbild, bestimmt für einen Altar, ebensowenig wie die ‚Madonna', die heut das Musikzimmer eines Kunstfreundes ziert, aber es ist der malerische Ausdruck der musikalisch-poetischen Werte, die durch die Jahrhunderte ausgingen von diesem kindlich großen Geheimnis.

Noch einen Schritt weiter geht Looschen in dem Bild, das er ‚Kampf' benennt. Hier ist es weder eine Erfahrung des körperlichen Sehens, ‚ein Augenerlebnis', das der Anlaß des Werkes wurde, noch sind die Träger der Empfindungen, die dem Künstler den Pinsel in die Hand drückten, Personen und Vorgänge, die als Allgemeingut bekannt sind wie die biblischen Erzählungen und die heiligen Gestalten.

Früher, im 17. oder 18. Jahrhundert, wäre der Kampf als ‚Allegorie' gegeben worden. Man hätte sich aus der Mythologie eine Reihe von Göttergestalten, denen je nach der Aufgabe die Musen oder auch die Furien und andere Gestalten aus der Ober- und Unterwelt beigesellt wurden, bereitgestellt, um jeden Begriff, jede Leidenschaft je nach Bedürfnis zu schildern. Der Künstler mußte wohl Bescheid wissen in dieser Requisitenkammer der Gelehrsamkeit, um seine möglichst leicht verständliche Scharade zusammenzubauen. Über ein achtbares Können verfügten zwar diese alten Künstler, und wenn sie daneben auch noch Phantasie und Temperament hatten, so schadete das nichts. Heut genügen unseren jüngsten Stürmern und Drängern wilde Linien und willkürlich zusammengesetzte geometrische Figuren, ausgefüllt mit grellen Farben, um die verwickeltsten Empfindungen zu geben. Jedes Können und Naturstudium ist Nebensache. — Um so weit zu gehen besitzt Looschen zuviel künstlerische Kultur. Aber auch er verzichtet in seinem ‚Kampf' beinah ganz auf die festumgrenzte Form und gibt mit anscheinend willkürlichen Farbenflecken eine Szene, die sich kühn über die Einheit des Ortes und der Zeit hinwegsetzt. Der assyrische Bogenschütze, der mit unaufhaltsamem Schritt ganz vorn im Bild vorwärtsstürmt, dem eben entsandten Pfeil, dessen Schwirren man noch zu hören vermeint, mit grimmigem Blick folgend, ist die einzige festumrissene Figur in diesem Getümmel. Alles andere, das Rad eines Kampfwagens, ein stahlgepanzerter Ritter, ein bäumendes Pferd, ein am Boden liegender Besiegter ist in dem Gewirr von Farben und Formen kaum erkennbar. Und doch kommt durch das leuchtende Rot, das mitten im Bilde aufschreit, durch die hellen Pinselhiebe hinter dem schwarzen Bogen, durch die wilde Luft mit ihrem harten Blau eine Kampfesstimmung zum Ausdruck, ein Gemisch



Der Tod und das Mädchen. Ölskizze

Bairamfest im Gefangenenlager Wünsdorf. Gemälde

von Grausamkeit und Siegesstolz, von Ringen und Unterliegen, wie schmetternde Fanfaren, Schlachtruf und letzter Aufschrei. Das ist Ausdruckskunst (Expressionismus) gegeben mit künstlerischen Mitteln, die Zeugnis ablegt vom starken, männlichen Empfinden ihres Schöpfers, aber auch von der Beherrschung seines Instrumentes, der Palette, der er hier Töne in Dur zu entlocken weiß, ebensogut wie er in der ‚Madonna' die Skala auf Moll stimmte.

Hermann Bahr, der in seinem Buch: ‚Expressionismus' Goethes Wort an Schopenhauer anführt: „Idee und Erfahrung werden in der Mitte nie zusammentreffen: zu vereinigen sind sie nur durch Kunst und Tat", hat dabei nicht an unser Bild gedacht, auf das es trefflich paßt, wohl aber an Pechstein und Picasso und die Größen des ‚Sturms', vor deren expressionistischen, kubistischen, futuristischen Werken man ausrufen möchte: Ist dies schon Tollheit, hat es doch Methode! Methode hat schließlich auch der Spartakismus und sein geistiger Vater, der Bolschewismus. Kunst-Bolschewismus aber hatte sich bei uns in Deutschland eingenistet, noch ehe das Knattern der Maschinengewehre die Spaziergänger auf dem Kurfürstendamm kaum mehr erschreckte. —

Die künstlerischen Aufgaben, die die Revolution und ihre Machthaber bisher zur Lösung stellten, grinsen uns in unzähligen Plakaten von allen Ecken und Zäunen an. Ihr künstlerischer Wert ist ein bedauernswert niedriger. Hoffen wir, daß, wenn erst einmal aus Schutt und Trümmern ein Reichsbau wieder entstanden, in diesem für die Kunst auch ein bescheidener Platz vorhanden ist, und daß man Künstler, deren Bezeichnung als solche wirklich von ‚können' herkommt, zu Worte kommen läßt. Dann wird man sich auch Looschens erinnern müssen, der schon vor Jahren in seinen Wandbildern für das Rathaus in Nordhausen bewiesen hat, daß er jeder monumentalen Aufgabe gewachsen ist, und der in seinen jüngsten Arbeiten zeigt, daß er frei von jedem konventionellen Schema ist. Er würde es schon verstehen, große Versammlungsräume mit Wandgemälden zu Ehren der werktätigen Arbeit zu schmücken.

Daß der Sechzigjährige die Kraft dazu besitzt, ist unbestreitbar. Es sei nur daran erinnert, daß der sechzigjährige Tizian — möge Looschen ein so hohes Alter wie dieser erreichen! — auf der Höhe seines Schaffens stand, und daß Menzel mit sechzig Jahren das ‚Eisenwalzwerk‘ schuf. Alt wird nur ein Künstler, der sich festklammert an eine alternde Kunst.

Looschens Schaffen begann, als Zolas Wort: „Kunst sei Natur, gesehen durch ein Temperament“ in Deutschland zur Geltung kam, aber er hat sich nicht von dieser Formel bannen lassen, dazu lebt zuviel deutsche Innerlichkeit in ihm, die, je mehr er die Herrschaft über die Ausdrucksmittel seiner Kunst gewann, zur Gestaltung drängte. Diese ‚Kunst aus Eigenem‘, wie sie Cornelius Gurlitt im Hinblick auf Marées, Feuerbach, Böcklin, Thoma und andere nennt, birgt die Gefahr der Abkehr von der Natur und des Verfallens in die Manier in sich, der Manier, der heut schon all die Neuerer, die von gewisser Seite als die Apostel einer neuen Offenbarung gepriesen werden, verfallen sind. Hiergegen gibt es nur ein Mittel, das ist die dauernde Schulung und Arbeit vor der Natur, und daran läßt es unser Künstler nicht fehlen, sind doch, während die ‚Madonna‘ und der ‚Kampf‘ im Atelier geschaffen wurden, draußen die Gefangenenbilder in Licht und Sonne und das Stück modernen Lebens auf dem Bollwerk von Neuwarp entstanden.

Nicht aus der dekadenten Kunst einer Zeit, die vorüber, aber auch nicht aus dem rücksichtslosen Ablehnen aller künstlerischen Kultur, die uns die Jahrhunderte vererbten, kann uns eine künstlerische Zukunft erwachsen. Denken wir daran, welch großes Erbe uns Germanen überkommen an ehrlicher Innerlichkeit von dem großen Oberdeutschen Dürer, aber auch an sinnenfroher, gesunder Farbenfreudigkeit von dem Künstler, der auch aus niedersächsischem Stamm entsprossen ist wie unser Looschen, von Rembrandt.

Sie waren beide kerngesund, und gesunde Künstler wie Looschen brauchen wir heut mehr denn je, damit unser armes Volk an ihrer Kunst genese.



Zeichnung von Prof. Hans Looschen



Studienkopf. Gemälde



Der Flieger. Gemälde von Prof. Hans Looschen

Geistesepidemien

Von Karl Hildebrand

Erfahrungen über Geistesansteckungen haben wir in den Kriegsjahren mehr als sonst gemacht. Wenn die Begeisterung von einem zum anderen sich entzündete, wenn der Pessimismus durch die Lande schlich, wenn einzelne Gerüchte weite Landstriche überschwemmten, immer waren Suggestionen im Spiele; es sind Erscheinungen, die im Strome der Zeiten auftauchen und wieder verschwinden und die man füglich mit dem Namen Geistesepidemien zusammenfassen kann, weil sie, so verschieden sie ihrem Umfange und der Art ihres Auftretens nach sein mögen, den gleichen Gesetzen unseres geistigen Lebens ihren Ursprung verdanken und nach der Art ansteckender Krankheiten von Kopf zu Kopf sich weiter verbreiten.

Alsbald, wenn die Menschen in größerer oder kleinerer Zahl in geistigen Verkehr treten, bildet sich durch Suggestion auch ein geistiger Gemeinbesitz in der öffentlichen Meinung. Keiner bleibt von dieser Macht unberührt. J. G. Hamann schildert es in der Dedikation seiner sokratischen Denkwürdigkeiten in unübertrefflicher Laune: „Du findest Glauben und tust keine Zeichen, ihn zu verdienen, du erhältst Ehre und hast weder Begriff noch Gefühl davon. Du mußt alles wissen und lernst nichts, du mußt alles richten und verstehst nichts usw." Ein einzelner spricht einen Gedanken öffentlich aus, und es ergeht mit ihm wie mit dem Kolumbusei. Das haben Tausende auch schon gedacht, aber sie fanden nicht den Ausdruck dafür. Er brauchte nur von den Lippen genommen zu werden. Ein anderes Mal wird ein Gedanke von jemand ausgesprochen, der einen Ruf besitzt, der ein überragendes Ansehen bei seinen Zeitgenossen genießt. Er spricht es aus, und augenblicklich sprechen, ohne sich zu besinnen, auf dessen persönlichen Kredit Tausende es nach. So entsteht in dem fortdauernden Verkehr der Genossen eines Volkes eine Summe von Vorstellungen, welche in der Tradition die geistige Substanz des Volkes ausmachen und nach verschiedener Richtung als Gewohnheit, Herkommen, Sitte wirken und den Obersatz seiner praktischen Induktionsschlüsse bilden. Solche Gedanken machen die Runde durch verschiedene Völker, bilden ihren Gemeinbesitz und eben damit auch das Band für ihre Gemeinschaft; wie bedeutungsvoll solche Substanzen ganzer Völker sind, hat Deutschland zur Genüge und in ganz überraschender Weise im Verlauf des Weltkrieges erfahren. Auch das Parteileben beruht auf denselben Gesetzen. Einer wird der Sprecher der vielen; oder die vielen werden die Trompeten, welche der eine mit Wind versorgt. Es ist nicht immer die Wahrheit und die Mehrheit, welche siegt, sondern es sind einzelne, welche das Pathos der vielen für sich zu gewinnen verstehen, und Sätze erhalten den Sieg, die nicht selten den Beteiligten selbst Überraschung bereiten.

Noch viel größere Widersinnigkeiten sind in der Herrschaft der Mode vereinigt, die sich ebenfalls auf Suggestionen gründet. Sie zieht mit ihren Regeln, die sich bis in das Abgeschmackte, Lächerliche, Widersinnige, ja Gesundheitswidrige verlieren, ein eisernes, unzerreißbares Band um die Gesellschaft; sie herrscht mit unbeschränkter, despotischer Gewalt und bildet ein Weltreich, wie kein zweites bestanden hat. Jeder einzelne, der sich ihr ergibt, trägt willig allen Aufwand, alle Not, allen Spott, selbst allen körperlichen Schmerz um den einen Preis, dem Bild der neuesten Modezeitung zu gleichen. Die Mode ist so recht ein Beispiel für unser Thema, ein Beweis für den Mangel an selbständigem Urteil und an Willenskraft, für den psychologischen Zwang, der auf dem Menschen lastet und ihn mit einer Idee genau so widerstandslos gefangennimmt wie eine Seuche mit den Bakterien. Man kann von einer Ideenansteckung reden, von einem Herdeninstinkt, einem Überbleibsel einer früheren Entwicklungsstufe des Menschen, der die Herde kopfüber hinter dem Leithammel hertreibt. Die Mode hypnotisiert den Menschen, beraubt ihn der selbständigen Willenskraft, so daß der seelische Mechanismus nur noch im Dienste einer fremden Willenskraft arbeitet. Auf der Straße hat sich ein Haufen Menschen angesammelt. Sie stehen sprachlos und starr vor einem Nichts. Der Kanarienvogel, der seinem Bauer entflogen war, ist längst über alle Berge. Trotzdem wird der Haufe immer größer, bis ein Witzwort die seelische Spannung löst. Es ist kein Unterschied zwischen dieser Erscheinung und der Erscheinung beim Hypnotisieren eines Huhnes, das man zwingt, einen Kreidestrich zu fixieren. Auch das Huhn verharrt regungslos in einer seelischen Spannung, in die es durch äußeren Eindruck versetzt wurde. Das Gesetz der Nachahmung, der geistigen Ansteckung ist es, das plötzlich und unaufhaltsam genau wie beim Gange von Seuchen ein Lied, eine Melodie, wie: ‚Mutter, der Mann mit dem Koks', über ganz Deutschland verbreitet, das alle Welt mit einem Spielzeug wie dem Cri-Cri beschäftigt, das Europa mit Lord Byron für die Griechen schwärmen ließ und Kosciuskos Namen auf alle Lippen brachte. Dasselbe Gesetz ist es, das das allgemeine, widerstandslose Ergriffenwerden verursacht von einem Buche wie dem ‚Lederstrumpf', von den Worten eines Dichters, eines Schriftstellers, eines Predigers, von der Stimme eines Sängers, von den

Eigenschaften eines Arztes, eines Badeortes, eines Gasthauses. Man kann nicht immer auf die Mode schelten. Sie wird zum Träger von Ideen und Wohltaten; auch die beste, vortrefflichste Einrichtung muß oft erst Mode werden, wenn sie wirken soll. Mußte doch selbst die Freiheit erst Mode werden, ehe sich die Bauern Josephs II. damit befreundeten, und die Kartoffel, unsere Wohltäterin, ehe man sich in Frankreich an die ungewohnte Frucht gewöhnen wollte. In Rom waren bis 23 v. Chr. nur warme Bäder Sitte, als aber der freigelassene Antonius Musa den Kaiser Augustus von einer gefährlichen Leberkrankheit durch Anwendung der Kaltwasserkur heilte, errichtete man an vielen Orten des Reiches Kaltwasserheilanstalten, und das edle Schwefelbad Bajae wurde schnöde verlassen.

Auch das Vielessen war einst eine Mode wie vor dem Kriege das Magerwerden. Die englische Gesellschaft nahm es Lord Byron stark übel, daß er sie wegen ihres Vielessens verspottete; denn damals hatte sich der Prinzregent gemästet, und es galt für fein, sich ebenso fett zu machen. Unter Augustus und seinen Nachfolgern litt Rom an der Dichtwut; man konnte sich nicht in einen stillen Winkel retten, ohne von einem Dichterling verfolgt zu werden, der seine Verse an den Mann bringen wollte. In der Sturm- und Drangperiode vor hundertunddreißig Jahren war die gebildete Jugend Deutschlands in dichterischer Schwermut und poetischer Verzückung, selbst die Überspannung Werthers fing an Mode zu werden. Die Auswüchse der Mode aber treten zurück gegenüber ihren Vorteilen. In dem Kulturhaushalte der Menschheit ist sie das erste Mittel, die großen Massen in Bewegung zu setzen. Jene großen starken Geister mit selbständigen Ideen und hervorragender Willenskraft gleichen den Erregern von Elektrizität, die Massen sind die Leiter des elektrischen Stromes. Ist der Widerstand überwunden, dann folgt ein dauernder Strom. Jene Geister gleichen den Erregungsnerven des Herzens, die Massen den Hemmungsnerven; beide in Wechselwirkung erzeugen eine gleichförmige Bewegung.

Die großartigste Wirkung brachte das Gesetz der Ansteckung in den Kreuzzügen hervor. Die Zahl des Ganzen und die Begeisterung des einzelnen geben übereinstimmendes Zeugnis für die Kraft der hier wirkenden Idee. Die bei weitem größere Hälfte eines ganzen Weltteils reißt sie mit fort, Millionen, die sich dem Zuge anschließen, werden durch keine einheitliche Führung, durch keine taktische Aufstellung, durch keinen Gesetzeskodex, durch keine Regeln der Disziplin zusammengehalten. Die Stelle aller dieser Mittel vertritt die Idee. Alle diese Scharen, sie wurden durch keine Niederlagen entmutigt und nur von dem einen Verlangen getrieben, von der einzigen Hoffnung durchdrungen, einmal auf dem Boden zu knien, über den ein göttliches Leben hingegangen war, einmal unter dem Himmel zu beten, der sich über ihm gewölbt hatte.

Die schrecklichste Wirkung aber brachte das Gesetz der geistigen Ansteckung hervor im 12. Jahrhundert, als ganz Europa von den Gesängen der Geißelbrüder ertönte, als die Hexenprozesse sich schnell vermehrten und die Veitstänze in Flandern und Deutschland Entsetzen verbreiteten. Tausende und Abertausende versammelten sich in Kirchen und Plätzen unter sonderbaren Ausrufen und Gebärden und verkündeten mit Schreckensgekreisch, mit Verrenkungen und Zuckungen der Glieder die Macht und den Triumph des Satans. Es war eine Zeit religiöser Konvulsion, religiösen Krampfes, der alle ansteckte, die nicht starken Geistes waren. Die fanatischen Reden der Priester, alle Literatur, alle Malerei verdichtete sich in dem schrecklichen Thema von den satanischen Einflüssen auf allen Seiten und von den Leiden der Hölle, und vollständig ungewöhnt an ein selbständiges Denken, irrten die Geister der Menschen hin und her, durchzuckt von dem wildesten Schrecken.

Die lieblichste Deutung des Gesetzes der geistigen Ansteckung endlich bringt die Legende von dem wunderbaren Spielmann, der mit geheimnisvollen Melodien das Land durchzieht und Herzen und Sinne gefangennimmt: erst einige, dann mehr und immer mehr, bis sie schließlich scharenweise ihm folgen müssen.

Wir haben aber das Gesetz bisher sehr oberflächlich und nur in Bildern und in seinen hervorstechendsten Merkmalen erklärt und möchten den rätselhaften Phänomenen doch mit Hilfe einiger Grundlehren des Seelenlebens näher treten. Wir werden dann zur Begründung auf weitere Beispiele stoßen.

Unsere Sinnesorgane laden unser Gehirn gleich einer elektrischen Batterie fortwährend mit neuen Eindrücken, Bildern, Empfindungen, und diesen Zufuhren entsprechen im Kindesalter als Ausgabe und Entladungen des Gehirns die Bewegungen, die durch eine Muskelpartie unseres Körpers ausgeführt werden auf einen Reiz des Gehirnes hin mittels der Bewegungsnerven. Sehen und greifen, riechen und niesen, hören und strampeln gehören beim Kinde in der Regel zusammen. Mit der Zeit nun schiebt sich zwischen Empfindung und Bewegung ein selbständiges Gebiet, auf dem die eigentliche Seelentätigkeit zur Erscheinung kommt, das Gebiet der Vorstellungen. Die Empfindungen dürfen nun nicht mehr so ohne weiteres passieren: sie werden verglichen mit früheren, werden gewertet und müssen sich über ihre Berechtigung ausweisen. Wir halten mit der Bewegung zurück, wir hemmen unsern Schritt, wir binden unsere Hände, ballen die Faust in der Tasche, schließen den Mund, besinnen uns eines Besseren, kehren um, knöpfen zu. Wir werden besonnen. Ist aber ein Sinneseindruck besonders stark, so

tritt selbst bei vollständiger Besonnenheit jener ursprüngliche innere Zusammenhang zwischen Empfindung und Bewegung wieder in sein volles Recht. Wir fahren zusammen bei plötzlichem Knall, der Beter faltet unwillkürlich die Hände, der Reuige sinkt in die Knie, der Zornige ballt die Fäuste. Die Sprache drückt die Entäußerung, die Entladung so treffend aus: wir weinen uns aus; wir schütten uns aus vor Lachen. — So läßt sich auf umgekehrtem Wege, nämlich von außen nach innen, an der Bewegung die Empfindung erkennen. ‚Er läßt den Kopf hängen‘; ‚er trägt die Nase hoch‘; ‚er macht einen krummen Buckel‘ ist für die innere Beschaffenheit so kennzeichnend, daß kein Irrtum möglich ist. Also der Zusammenhang zwischen beiden Prozessen ist ein so inniger und tiefliegender, daß er auch in umgekehrter Reihe sich geltend macht. Damit stehen wir auf dem Boden, der uns die Rätsel der Geistesepidemien überschauen läßt.

Eine Bewegung, die wir sinnlich wahrnehmen, erregt in uns dieselbe oder eine ähnliche Empfindung wie diejenige, die jene Bewegung hervorgerufen hatte. Durch Sinneseindrücke entstehen entsprechende Gefühle; durch Gefühle allerhand Vorstellungen ähnlicher Art. Man nennt solche Wechselwirkungen (namentlich im hypnotischen Zustande) Suggestionen. Durch Angst werden Vorstellungen ängstlicher Art ausgelöst; der Anblick von Ungeziefer erregt Hautjucken; wir werden traurig, wenn wir jemand weinen sehen; wir hören lachen, und werden zur Heiterkeit aufgelegt. Auf diese Weise entstehen Wein- oder Lachepidemien in Schauspielhäusern; auf diese Weise gründet sich die Wahrheit der Sprichwörter, daß man unter Wölfen heulen müsse und daß böse Beispiele gute Sitten verderben; von diesem Gesetze lebt die Mode, die wir schon in ihrem Wesen ausführlich kennen gelernt haben. Es ist bekannt, daß ausführliche Schilderungen von Verbrechertaten in denselben Ideengang hineinführen und zur Nachahmung auffordern. Die öffentlichen Hinrichtungen taten ein gleiches.

Plutarch erzählt von einer Selbstmordmanie unter den Jungfrauen von Milet. Von einem heißen Sehnen nach dem Tode erfaßt, von einer unheimlichen Lust überkommen, die Süßigkeiten des Selbstmordes zu kosten, erhängten sie sich in Massen trotz aller Bitten und Tränen der Ihrigen. Ein Mittel half: man stellte die nackten Körper der Selbstmörderinnen mit einem Stricke um den Hals auf dem Markte öffentlich zur Schau. Ein mächtigeres Gefühl, das der Scham und Schande, besiegte den unseligen Trieb. Auch wir haben Duell- und Selbstmordepidemien gehabt, die allen Gesetzen trotzten. Selbst hier macht sich die Mode geltend. In Paris sprangen eine Zeitlang alle Selbstmörder von den Türmen herunter, und im Invalidenhotel hingen sich, nachdem das erste Opfer den Weg gezeigt, dreizehn hintereinander an derselben Säule auf, bis man durch Entfernen der Säule der Sache ein spätes Ende machte.

Im Armenhause zu Harlem ereignete es sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts, daß ein Mädchen erschrak und in Krämpfe verfiel. Ein anderes Mädchen, das Zuschauerin der Szene gewesen war, stürzt ebenfalls zu Boden, es folgt ein drittes, ein viertes, auch Knaben werden mitergriffen, schließlich ist das ganze Armenhaus ein Schauplatz des Schreckens und der Verwirrung. Die Szenen wiederholen sich täglich. Der berühmte Leydener Arzt Boerhave wird zu Hilfe gerufen. Gerade als er ins Armenhaus tritt, stürzt ein Mädchen in Konvulsionen zusammen; ein zweites folgt bald nach. Boerhave hat genau beobachtet und weiß, was er zu tun hat. Er läßt sämtliche Bewohner des Hauses um sich versammeln und befiehlt, ein Becken mit glühenden Kohlen mitten in den Saal zu stellen. Nun legt er Glüheisen in die Kohlen und heißt im bestimmten Tone sämtlichen Anwesenden, den rechten Arm zu entblößen, denn wer zunächst befallen würde, müsse zur Heilung bis auf den Knochen gebrannt werden. Damit hatte die Epidemie ein für allemal ihr Ende erreicht; es wurde nicht eine Person mehr von Krämpfen befallen. Der Scharfsinn dieses Mannes hatte genau wie einst die Mileter erkannt, daß die Krankheit ein Ausdruck verloren gegangener Besonnenheit sei und daß es gelte, durch einen mächtigeren Eindruck den Kreislauf zwischen Bewegung und Empfindung zu sprengen.

Nur bei den Veitstänzern — als 1418 in Straßburg die Tanzwut losbrach, benutzte man die Kapelle des heiligen Veit zu Beschwörungen — verfing dieses Mittel nur zum Teil. Da kommen sie gezogen: voran einige Sackpfeifer, dann eine Herde Neugieriger, dann die Befallenen. Hand an Hand schließen sie einen Kreis und beginnen in wilder Raserei ihre Sprünge und Verrenkungen, bis sie brüllend und wutschäumend zur Erde stürzen. Die jammernden Angehörigen sind auch zur Stelle, klagen und mahnen, und siehe, einige versuchen das Boerhavensche Rezept und sehen zu, ob sie nicht durch wuchtige Stöße und Schläge die Besonnenheit zurückzurufen vermögen. Bei einigen gelingt es, andere werden noch ausgelassener, stürzen sich blindlings ins Wasser oder zerschmettern den Kopf an den Wänden.

Es ist nicht ein Zufall, daß der Boerhavensche Fall in einem Armenhause sich zutrug. Noch öfters beobachtete man bei schlecht genährten Kindern, in Kranken- und Waisenhäusern, derartige Erscheinungen. Ja, auf die gleiche Ursache, auf große, verheerende und erschöpfende Volksseuchen, gehen die fürchterlichen Geistesepidemien zurück, von denen wir oben gehört haben. Aus China kommend durchzog um die Mitte des 14. Jahrhunderts der schwarze Tod Asien, die Krim, Italien, Frankreich, England und

erreichte im Jahre 1349 Deutschland. Die Opfer zählt man nur nach Millionen; ihre Wirkung auf das soziale Leben hat Boccaccio in dem Dekamerone mit plastischer Wahrheit beschrieben. Die durch den unsäglichen Jammer eingetretene Erschöpfung des Nervensystems hat gleichsam die tierische Natur des Menschen herausgekehrt. Die fortschreitende Kultur hat uns vor Wiederholungen solcher Art bewahrt, aber in milderer Form tritt uns der Verlust der Besonnenheit als ein ansteckendes Massenübel noch oft genug entgegen. Man kann ruhig von religiösen, politischen und wissenschaftlichen Geistesepidemien bis in unsere Tage hinein reden. Sobald eine dunkle Vorstellung sich in den Vordergrund unseres Bewußtseins drängt, hört das Abwägen, das Überlegen des Fürundwider im Bereiche unserer Vorstellungen mehr oder weniger auf, alle Empfindungen nehmen denselben Weg, und es entsteht ein unbestimmtes Streben, das sich in ebenso unbestimmten Bewegungen ausspricht und fortpflanzt. Geistesepidemien, durch einseitige religiöse Geistesrichtung hervorgerufen, hat jedes Jahrhundert in großer Zahl aufzuweisen, so daß bei der großen Ähnlichkeit der Fälle auch nur eine flüchtige Erwähnung ermüden würde. Bei keinem Volke kommt der direkte Übergang von sinnlicher Empfindung zur Bewegung häufiger und reiner zur Erscheinung als bei den Franzosen. Ihre Geschichte ist reich an epidemischen Bewegungen, als deren Triebfeder politische Ideen anzusprechen sind. Im Laufe der Revolution begegnen wir einem fein durchdachten System von Sinnesreizen, welche in schrittweiser Steigerung die Menge in Bewegung hielten. Robespierre hatte eine richtige Ahnung, als er in der Mannigfaltigkeit äußerer Eindrücke den größten Feind der Republik erblickte und immer wieder auf die Notwendigkeit der Rückkehr zu einfachen Zuständen hinwies. Es ist hochinteressant, auch in der schrankenlosen Bewegung der französischen Revolution einen Mann zu sehen, der sich anschickte als ein zweiter Boerhave, größeres Unheil abzuwenden und die Freiheit aus den Händen der „Freiheitshelden“ zu retten. Mirabeaus frühzeitiger Tod war ein unersetzlicher Verlust.

Bei all diesen Beispielen handelt es sich um den gleichen seelischen Vorgang, mag es nun die große französische Revolution sein oder ein alltäglicher Vorgang, daß einer des anderen Stellung der Füße oder sein Greifen mit den Händen über das Gesicht oder den Kopf nachahmt, ganz ohne Bewußtsein, unwillkürlich. Durch den Anblick oder das Gehör werden in uns die gleichen Muskelzentren erregt, die bei dem ersten in Bewegung gesetzt wurden. Und so ist es auch mit den Vorstellungszentren. Die gleichen Vorstellungen werden leicht ausgelöst, wenn der Wille schwach oder sonst irgendwo anders beschäftigt ist (Hypnotismus). Ein guter Boerhave ist unsere Volksschule mit ihrem Bilden starker Vorstellungsreihen. Willensbildung müßte noch mehr ihr Ziel werden. Wie der einzelne nun Stimmungen hat, denen gemäß er in der Welt handelt, so gibt es eine Gesamtstimmung, von der schon eingangs die Rede war, eine Gesamtstimmung einer Gemeinde, eines Standes, einer Nation, von der das Einzelindividuum eine Teilseele ist und Färbung erhält als Kind seiner Zeit und seines Volkes. Die Gesamtstimmung ist das Produkt geschichtlicher Ereignisse, des Ganges der Kultur, maßgebender, bahnbrechender Männer, die neue Ideen dem Zeitgeiste einmeißeln. Wir alle stehen in dem Banne solcher Einflüsse und werden des epidemieartigen Charakters mancher Strömungen gar nicht recht bewußt. Doch kann es hier nicht die Aufgabe sein, dieser Richtung weiter zu folgen.

Hochaktuell im wahren Sinne sind solche Ausführungen schon um der Mahnung willen, die diese Kapitel predigen, die Besonnenheit auch in schweren Strömungen zu wahren und einer Störung in dem psycho-physischen Mechanismus beizeiten zu wehren.

Liebeslied

Du hast die Sonne durch dein Aug' berückt,
Daß sie die goldnen Strahlen heller zückt.

Du hast den Mond bezaubert in der Nacht,
Daß er noch tags vor deinem Fenster wacht.

Als einst dein Fuß an einen Stein gerührt,
Den Stein ein Flügelpaar ins Weite führt'.

Als deine Hand auf meiner Stirne lag,
Da ward die ewige Nacht zum ewigen Tag.

Als du dich mir geschenkt mit Seel' und Blut,
Vertraute Gott die Tochter meiner Hut.

Klabund

Nächte. Erinnerungen von Hans Bethge

Wenn ich im Garten der Erinnerung gehe, denke ich oft an Nächte zurück. Der Tag ist hell, man sieht alles in einem klaren und nüchternen Licht, aber die Nacht webt wunderliche Schleier um die Dinge, um die Gestalten und um die Sinne der Menschen, und was der Schüchterne bei Tag nicht wagte, er wagt es bei Nacht, ermuntert von dem verführerischen Mond, dem Freunde der Liebenden.

In euch, ihr Nächte, schlafen die Begebenheiten übermütiger Jahre und Stunden. Ihr seid ganz erfüllt von den Abenteuern der Liebe und des Hasses. Ihr seid voll von Geheimnissen, an euch hängt der Duft seliger Stunden des Rausches und der Verklärung. Ihr zittert von den lallenden Worten der Sehnsucht und den jubelnden Worten der Erfüllung. In euch keimen Gedanken auf, dunkle und schimmernde, in euch zittert es, in euch blüht es, in euch duftet es wild und berauschend. Ihr erfüllt die Wünsche der Liebe, ihr zeigt uns die Bilder anderer Welten, zauberisch liegen die Gärten in euch da. Ihr spendet uns den alles heilenden Balsam Schlaf, — ihr laßt uns freilich auch matt, mit heißen Augen, gequält von Gedanken des Grauens, schlaflos auf dem Lager der Verzweiflung schmachten.

⁂ ⁂ ⁂

Ein Abend kam, eine Nacht, aufwühlend bis ins Tiefste: als von der Bühne her Wagners „Tannhäuser" das erste Mal auf den erschreckten Knaben niederrauschte, gleich einem Lenzgewitter. Ha! Sinnverwirrende Klänge irdischer Liebe, unheimlich gemischt mit brausenden Akkorden religiöser Ergriffenheit, — der tastende Drang des Jünglings ward quälerisch hinauf- und hinabgerissen, wie in einem atemraubenden Strudel. In mir brandete es, Venusberg und Rom mischten sich gleich wild anstürzenden Wogen des Meeres Verderben drohend durcheinander; die Katarakte der Melodien, die zugleich aus geöffneten Stellen des Himmels und aus den rosigsten Frauenhälsen quollen, entfachten einen Sturm des Herzens, der in die Knie zwang und kaum zu ertragen war.

Ich verließ das Theater wie im Taumel. Ich mochte nicht nach Hause in enge Wände, durch die Nacht wollte ich streifen, unter Sternen den Sturm in der Brust zu sänftigen. Planlos irrte ich durch die Straßen, alles Dasein drang fast schmerzlich auf die gereizten Nerven ein. Gingen Menschen vor mir her, die lachten, so zuckte ich auf, — wie konnten Menschen lachen in dieser Nacht? Hörte ich von Vorübergehenden Worte gleichgültiger Unterhaltung herüberdringen, so stieg es wie Haß auf, — wie konnten Menschen so gleichgültig sprechen in dieser Nacht? Ich kam an einer hell erleuchteten Gastwirtschaft vorüber, darin war großes Treiben. Eine schreckliche Kapelle spielte, die Menschen sangen, eine Tür öffnete sich, ich sah in eine bläulich qualmige Atmosphäre, Papiergirlanden hingen durch den Raum, die Menschen trugen Narrenkappen, Paare hatten sich umarmt, die Gesichter waren gerötet, die Augen schwammen. Ein Gefühl des Ekels überkam mich. Wie? Es gab Menschen, die sich bunte Kappen auf die Köpfe stülpten und Gassenhauer grölten, zu einer aufdringlichen Blechmusik? Es gab Menschen, die es als Glück empfanden, in schlecht gelüfteten Wirtsstuben dazusitzen, Bier in sich hineinzugießen und lärmend zu lachen?

Schnell schritt ich weiter. Durch kleine, verschlafene Straßen mit verhangenen Fenstern ging es hinab an den Fluß. Dort war es still und schön. In dem schmalen schwarzen Wasser lag der zitternde Widerschein der Sterne. Am anderen Ufer war eine Weide, die sich sehnsüchtig, wie ein seliger Gedanke, über das Wasser neigte, und dicht daneben wölbte sich eine zierliche Brücke auf hölzernen Pfeilern, fast japanisch. Ich taumelte auf die Brücke, lehnte an das Geländer und fühlte, wie das Herz gegen die Brüstung schlug. Da stand ich hilflos im unruhevollen Drang meiner sechzehn Jahre, von irdisch-himmlischen Melodien durchbraust, starrte in den Fluß und wußte nicht, was ich mit meinem aufgewühlten Fühlen beginnen sollte.

Jenseits auf den Wiesen schweiften Nebel. Wie Tücher schweiften sie, Umrisse von Bäumen hoben sich gigantisch daraus hervor, an manchen Stellen war der Nebel wie Qualm, der in Fetzen trieb. Langsam schritt ich in die Wiesen hinab, es wehte kühl, ich sah Gestalten in Schleiern, die sich phantastisch durch die Luft bewegten, Frauen aus dem Venusberg mit lockenden Armen, dann standen Kopfweiden da, erregt und melancholisch, wie eine zerknirschte Schar Pilger auf dem Wege nach Rom.

Auf einer Bank ließ ich mich hin, knabenhafte Verse wirbelten durch das Hirn,

aber Geigen und Harfen übertönten sie, voll Inbrunst und Frohlocken. Dann kam ein Schauer, der den Körper schüttelte, es war zu kalt hier in den Wiesen, ich stand auf und schlich heim, matt, zermürbt, ein unklar-wildes Sehnen in der Brust, ahnend die Erschütterungen des kommenden Daseins.

Am nächsten Morgen war man ein blasser, zerfahrener, schlechter Schüler, auf den die Zornesworte vernichtenden Tadels von den dürren Lippen des Lehrers niederhagelten. Mit Resignation, stolz, beinahe hochmütig und ungerührt nahm der Knabe die Worte des Grolls entgegen.

⌘ ⌘ ⌘

Die Nacht war blau und mild, in silbernem Dunste hing der Mond.

Wir lagen unter alten Akazienbäumen, die mit weißen Blütentrauben bedeckt waren: ein paar junge Leute, ein paar Mädchen, alle in Kostümen des achtzehnten Jahrhunderts. Ein Fest war gefeiert worden. Die meisten waren schon heimgefahren, nun lagen wir wenigen noch da, die letzten vom Fest, und blickten müde in die laue Luft. An mich gelehnt lag ein Mädchen in gelber Seide, Mathilde mit Namen, an ihren jungen Schultern hing ein milder Glanz. Es roch nach Wein und Frühling, die Luft war berauschend, in den Bäumen regten sich die ersten Vögel schon.

Plötzlich hörten wir ein Surren in der Luft, es kam näher, wir sahen erstaunt hinauf: ein Luftschiff fuhr über uns fort, riesenhaft und seltsam. Da lagen wir halbtrunken in den Seidenkleidern eines verrauschten Jahrhunderts, und die Phantastik des Augenblicks trat uns überwältigend in das Bewußtsein. Wir rissen die Augen auf und starrten verwirrt nach oben, wo das Ungetüm durch die weißschimmernden Blüten der Akazien stürmte, bunte Lichter an Bord. Jemand nahm eine Sektflasche, trank den Rest und schleuderte sie gegen einen Akazienstamm, daß sie zerschellte. Ein anderer nahm die Laute und griff wild hinein. Ein Paar erhob sich und fing zu tanzen an, — bald fielen sie hin vor Müdigkeit und blieben liegen, mit leisem Lachen. Niemand sagte etwas, das Luftschiff entschwebte, die Vögel rührten sich heftiger in den Zweigen.

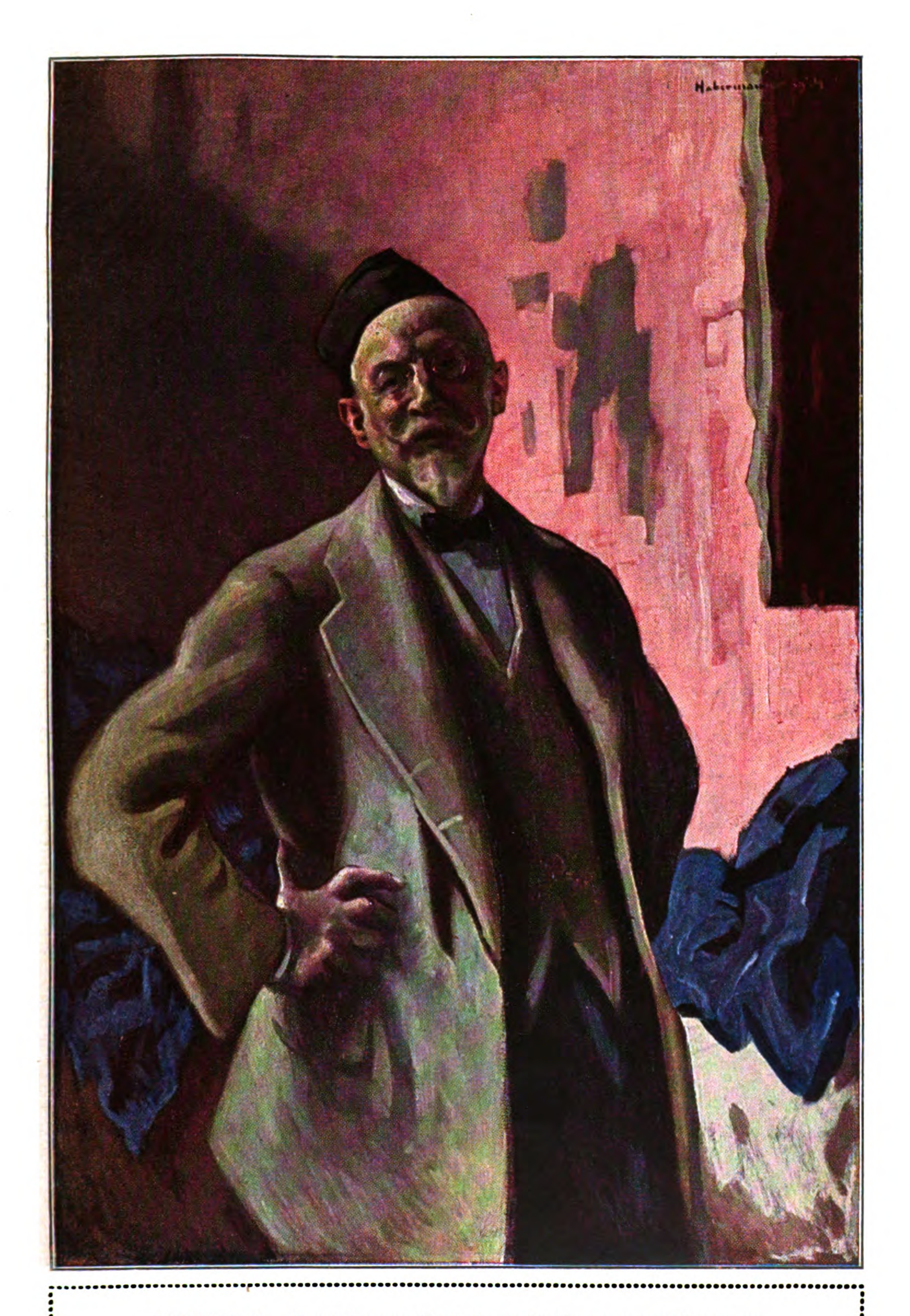
Endlich rafften wir uns auf und wankten zu den Wagen hinüber, die am Portal des Parkes warteten. Wir fuhren der Stadt entgegen, neben mir lehnte Mathilde. Ihr Antlitz war müde und blaß, ich spürte den Hauch ihrer Schultern, der schmale Kopf ruhte leise an meiner Brust. Ich sah das Schönheitspflästerchen auf ihrer Wange und auf meinem weißen Jabot ein paar verschüttete Rotweintropfen. Als meine halbgeschlossenen Augen müde über die Felder gingen, grüßten sie am Himmel das letzte, fahle, im Morgenlicht vergehende Blinken der Venus.

⌘ ⌘ ⌘

Das besuchteste Varieté in Barcelona ist das alte Varieté Eden. Eines Sommers tanzte dort Mercedes, eine Sevillanerin, blaß und schön wie der Mond. Sie tanzte ruhig, gelassen, fast kühl, — aber plötzlich überkam es sie, dann loderte sie auf wie eine Flamme und erschöpfte sich in den kühnsten, leidenschaftlichsten Rhythmen. Sie trat immer in Schwarz auf, ein großes, schwarzseidenes Tuch, das mit roten Blumen bestickt war, rieselte an ihr herunter. Viele waren in sie vernarrt. Am meisten liebte sie ein alternder Torero, er kam jeden Abend ins Theater, starrte sie wie entgeistert an, wenn sie tanzte, und setzte sich dann hinten ins Parterre, wohin auch die Artistinnen kamen, um mit ihren Freunden Erfrischungen zu nehmen. Dort blieb er den Abend über, Mercedes saß mit Bekannten an einem anderen Tisch, er ließ sein Auge nicht von ihr ab, das große, unglückliche Auge des alternden Torero. Ich habe ihn oft dort sitzen sehen, es war erschütternd, seine verzückten, zugleich verdüsterten Züge zu betrachten. Mercedes beachtete ihn nicht. Höchstens daß sie einmal über ihn lachte, sonst war er Luft für sie.

Jede Nacht stand er ihrem Hause gegenüber auf der Straße, starrte zu ihren Fenstern empor und schlich erst heim, wenn der Morgen graute. Ich kam fast allnächtlich durch jene Straße, aus einem Klub, der in der Nähe lag, — immer stand er dort, den großen spanischen Mantel um die Schultern, auf dem Haupt den breitkrempigen Hut der Stierkämpfer, meist an das Haus gelehnt, das dem der Geliebten gegenüber lag, stumm hinaufstarrend zu ihren Fenstern. Mitunter ging er auch langsam hin und her, rauchte eine Zigarette und sah mit verstörten Augen vor sich hin. Vorübergehende sah er nicht, er grüßte niemanden, auch Freunde nicht. Er wurde immer müder und hagerer. Eines Nachts erschoß er sich auf der Schwelle ihres Hauses.

Als ich in jener Nacht von dem Klub her nach Hause ging, war ein Auflauf in der Straße. Das Geschehnis selbst war schon vorüber. Aus den erregten Gesprächen der Leute erfuhr ich, daß sich der Alte stehend, das Auge zu ihrem Fenster emporgerichtet, eine Kugel durch die Stirn gejagt hatte. Vor ihrem Hause war der Tumult am dichtesten. Mercedes stand in der Tür,



Selbstbildnis. Gemälde von Prof. Hugo Freiherrn von Habermann
(Im Besitz der Kunsthalle zu Hamburg)

blaß und aufrecht, mit blutrotem Mund, eine schwarze Mantilla überm Haar. Ihr Gesicht war reglos, fast steinern. Freunde sprachen auf sie ein, lebhaft gestikulierend, sie schien ganz unberührt. Ein paarmal schüttelte sie den Kopf und sagte etwas, ich konnte es nicht verstehen. Die Polizei zerstreute die Menge; ich sah noch, wie Mercedes starr aufgerichtet in ihrem Hause verschwand, dann ging ich.

Ein Mensch hatte sich das Leben genommen aus Liebe, — nichts weiter. Die nächsten Straßen ging es schon nichts mehr an. Dort saßen die Leute vor den Cafés, lachten und plauderten, der Himmel war sternklar, ein feines Wehen ging durch die Wipfel der Platanen.

Am nächsten Abend saß ich im Varieté Eden. Mercedes tanzte hinreißend, die Männer applaudierten wie toll, sie nahm den Beifall mit dem gewohnten kühlen Lächeln auf. Nachher ging ich schlendernd durch die Straße, in der sich nachts zuvor ein Mensch aus Liebe eine Kugel in die Stirn gejagt hatte. Die Straße lag friedlich wie sonst im Mondschein der Sommernacht, — nur der verrückte Alte lehnte nicht mehr an dem Haus.

⌘ ⌘ ⌘

Während des großen Krieges war ich eine Zeitlang an einen Luftschiffhafen im Bereiche der Nordsee kommandiert. Unter meinen Kameraden war ein junger Lothringer mit Namen Groff. Er stammte aus Metz und liebte ein schwarzhaariges lothringisches Mädchen, Léontine Dezavelle, die er zu heiraten gedachte.

Er sprach nur von ihr, eine andere Unterhaltung war kaum mit ihm möglich. Die lange Trennung hatte ihn ganz krank gemacht. Er zeigte mir auch Bilder von ihr, sie schien ein hübsches, temperamentvolles Ding zu sein. Groff gestand mir, daß er überhaupt keinen andern Gedanken mehr fassen könnte als Léontine, bei jeder Arbeit, bei jedem gesprochenen Wort dachte er nur an sie, sein Herz und Hirn quollen über von ihr, und schon die bloße Vorstellung, daß sie ihm untreu geworden sein könnte, versetzte ihn in Raserei.

Des Nachts konnte er nicht schlafen um ihretwillen. Fast jede Nacht stand er auf, voll Unruhe und Qual, er nahm eine alte Trompete, die er besaß, ging damit in die Luftschiffhalle, und nun war es ihm eine Lust und Befreiung zugleich, seine Sehnsucht und Liebe in das Dunkel der riesigen Halle zu blasen, das die Lieder mit einem ungeheuer dröhnenden Echo wiedergab. Wenn er so geblasen und das mächtige, einsame Rauschen der Melodien wie das Flügelschlagen urweltlicher Vögel um sich her gehört hatte, ward er ruhiger, er legte sich wieder hin und schlief bis zum Morgen, wo er dann mit neuen Gedanken an die ferne Geliebte erwachte.

Unvergeßlich werden mir jene Nächte bleiben, in denen ich jäh auffuhr und die Luftschiffhalle erbrausen hörte von den gewaltsamen Liebesliedern an die hübsche Léontine Dezavelle.

⌘ ⌘ ⌘

Herbst! Das Laub der Birken in dem kleinen Heidedorf war gelb wie Quitten, Schwärme wilder Gänse stoben durch die Luft. Die Nächte waren kühl und sternklar, es duftete nach Wacholder. Eines Nachts wanderte ich draußen, erregt und ruhelos, die Gedanken schwankten durcheinander wie lange rhythmische Wellen des Meeres. Auf der Heide war es dämmerig, der Mond stand wie ein dünnes Komma, unendlich zart, beinahe im Zenit. Ich ging wie beflügelt, seltsam schwärmerisch war diese Nacht. Ringsher war etwas Ätherschönes, Sphärenhaftes, Verse schwirrten durch die Luft, leicht und silbern, Reime ballten und lösten sich, ich griff nach ihnen und gab sie wieder frei, es wehte wie Harfenklang herüber.

Links auf der Heide lag ein Nebelfleck, geisterhaft weiß. Ich schritt eine Höhe hinan, dort stand eine uralte Birke, darunter eine Bank. Ich setzte mich. Plötzlich rauschte es hell zu meinem Haupte, ich sah hinauf, die gelben Blätter rührten sich durcheinander, — unerklärlich, denn ich konnte nicht den mindesten Luftzug entdecken. Der Orion lag breit und gewaltig über der Heide, wie trunken. Trunken machend war die zauberische Luft dieser Nacht, — waren das nicht schöne, paradiesische Gestalten, die dort phantastisch über die Heide zogen? Stürmische Bilder formten sich in meinem Gefühl, Kompositionen, kühne, aus Menschenleibern gestaltete Rhythmen, — wenn ich jetzt Maler wäre, dachte ich, was könnte ich niederschreiben mit erregten Farben auf die lodernde Leinwand! Plötzlich kam mir zum Bewußtsein, daß die Bilder, die ich sah, in ihrer Gestaltung den Bildern eines mir befreundeten Malers glichen. Unterdessen hörte ich ein feines Lachen, gemischt aus Spott und Ironie: das Lachen des befreundeten Künstlers. Das Lachen war so deutlich, daß ich mich umsah, natürlich war niemand da. Aber die Bilder wogten immer verlockender vor mir über die Heide, immer kecker wurden sie, Sphärenklang war in ihnen, ich war verzweifelt, daß ich sie wieder zerrinnen lassen mußte, — wie unbe-

greiflich herrlich wäre es gewesen, wenn ich sie in den Pinsel meines Freundes hätte fluten lassen können, es wären Bilder geworden, schöner und mächtiger, als er sie je gemalt hatte, hinschwebende Bilder mit dem Glänzen aus einer anderen Welt.

Ich spürte ein paar feine Stiche in den Schläfen, stand auf und ging. Todmüde kam ich heim, wie flügellahm, kaum noch fähig, mich aufrechtzuhalten. Ich setzte mich in das dunkle Zimmer an den alten Tisch, lehnte den Kopf auf die Arme und schlief ein. Das letzte, was ich fühlte, wie aus namenloser Ferne, war das überirdische, erregte Klingen des eigenen, wie in mystischen Träumen rauschenden Blutes.

Am nächsten Vormittag saß ich in dem bunten Bauerngarten, müd und träge, und ließ mich von der Sonne bescheinen. Der Postbote kam auf dem Rad herbei und brachte ein Telegramm. Es teilte mir mit, daß mein Freund, der Maler, in verflossener Nacht nach schweren Kämpfen schwer gestorben sei.

❦ ❦ ❦

Nächte im Kriege, in dem gespenstischen Gebiet der Somme, während des Vormarsches auf Amiens, im Frühjahr 1918. Alle Städte und Dörfer in Trümmern, manche nicht mehr zu finden, ausgelöscht von der Erde, auch ihre Spuren verweht ins Unendliche. Englische Kanonen standen auf den Feldern, frei aufgefahren, zertrümmert und verdreckt, die Toten noch darüber, Kadaver von Pferden, zerbrochene Lafetten, Munitionslager, englische Stahlhelme ohne Zahl, Gewehre, Mäntel, Röcke, alles wüst durcheinander. Der Boden zerwühlt von Granaten aller Kaliber, in manchen Gegenden so furchtbar, daß es schien, als ob die Landschaft nur noch aus Sandgruben und Steinbrüchen bestünde. Nicht mehr auf Erden meinte man zu schreiten, sondern auf einem Stern der Verdammnis oder in einer Gegend von Dantes Inferno. Diese Verwüstungen, die alles menschliche Maß überstiegen, schienen von gigantischen Kräften der Hölle verübt zu sein. Wo einst Wälder standen, ragten zersplitterte Pfähle, die Kirchhöfe waren durchwühlt bis in ihr Innerstes, — abgeschlagene Engelsköpfe, ein bitteres Lächeln um die süßen Lippen, und zertrümmerte Christusbilder mischten sich mit den gebleichten Knochen jener, die einstmals hier begraben waren und nun das Tageslicht wiedersahen. Wie ein geschändeter Leichnam lag die Erde da, zerfetzt, zerstampft, die Eingeweide nach außen, — meilenweit, unabsehbar, immer das gleiche, trostlose, erschütternde Bild, das einem die Tränen in die Augen trieb und Schauer über den Rücken jagte. Fassungslos stand man da, man begriff nicht, was hier mit der Erde geschehen war, — daß dies Menschen vollbracht hatten, schien kaum zu denken.

Dazu der graue, ewig rieselnde Regen, — mir ist, als ob es immer geregnet hätte, solange ich im Felde war, mir ist, als hätten wir immer nur durch Dreck gewatet, der ekelhaft an den Stiefeln und Kleidern klebte wie zäher Brei, — gab es denn wirklich Tage, an denen die Sonne schien? Kein Sonnentag ist in meiner Erinnerung.

Nachts lagen wir in zugigen, halbzertrümmerten Wellblechbaracken, die die Engländer zurückgelassen hatten. Draußen brüllte das Feuerwerk des Todes, man konnte klar die Abschüsse der deutschen und die Einschläge der feindlichen Batterien unterscheiden. Mitunter, wenn das Getöse uferlos zu werden anfing, fragte man sich schaudernd: Ist das die Sintflut, welche die von Gott verfluchte Menschheit frevelhaft gegen sich entfesselt hat, oder ist es das Vorspiel zum Untergang der Welt? Ratten liefen über uns weg, widerlich fett und groß wie junge Hunde. Wir stießen nach ihnen, sie warfen sich wütend gegen die Wand und pfiffen. Diese wütenden Pfiffe der Ratten, vermischt mit dem Donner der Geschütze, den grellen Einschlägen, dem trostlos in die Baracken rinnenden Regen, höre ich oft, wachend oder träumend, in der Erinnerung — eine wehmütige Melodie.

Nichts mehr von jenen Nächten.

❦ ❦ ❦

Schöne, warme, weinduftige Sommernächte am Rhein.

Wir saßen in einer alten Kneipe zu Bacharach und tranken schwelgerisch von dem unvergeßlichen Dreiundneunziger mit dem Muskat-Arom. Da war ein junger Maler, Andreas, immer ohne Geld und immer in guter Laune, dann ein Arzt, und in dem blumigen Kanapee lehnte Julie, die Braut des Malers, jung und schlank wie eine Rebe. Wir sprachen von altem und neuem Wein, natürlich von Kunst und dann von tausend Dingen durcheinander. Um uns zogen dicke Rauchwolken, Andreas verpaffte die Zigaretten nach Dutzenden, die blasse Julie hustete ab und zu und wehrte den Rauch von sich ab. Sie war immer ein wenig müde, etwas Verwehtes war in ihrer Stimme, ihr Mund war seltsam üppig und kupferrot, sie war brustkrank, und wir wußten, daß sie frühe sterben mußte.

Endlich gingen wir hinaus, die heißen Köpfe zu kühlen. Der Fluß lag in feinem Dunst, Sterne zogen herauf. Sie funkelten

durch die zierlichen Fensterbogen der gotischen Ruine, die über Bacharach liegt. Julie sagte: „Wir wollen Kahn fahren."

„Oho!" sprach Andreas, der Maler, „das ist nichts für so zarte Mädchen. Auf dem Fluß ist es kühl, und du bist heiß vom Weine."

„Wir wollen die Lorelei grüßen," sagte sie, „ich will sehen, wer mehr Gewalt hat über euch, sie oder ich. Ich will mit ihr um die Wette singen, — wem werdet ihr gehorchen?"

Wir taten ihr den Gefallen, lösten einen Nachen vom Ufer und fuhren hinaus. Julie saß vorn am Bug, ein dunkles Tuch hing um ihre Schultern, ihre Schultern hatten etwas Gleitendes. Sie neigte sich seitwärts und ließ die Hand im Wasser treiben. Plötzlich warf sie das Tuch ab, stellte sich auf die vorderste Spitze des Bugs und sagte lächelnd: „Ich bin die Lorelei, und ihr müßt ertrinken!"

„Setz' dich," sagte Andreas, „es ist gefährlich, dort zu stehen."

Sie hörte nicht. Sie löste sich das blonde Haar, griff hinein, als ob sie es kämme, und fing zu singen an: „Es liegt eine Krone ...", mit einer süßen, bestrickenden Stimme, über der es wie Samt lag. Ein paarmal hüstelte sie, ihr Gesicht war fast so weiß wie ihr Mullkleid im unsicheren Licht der Nacht. Es hatte etwas Geisterhaftes, wie sie da aufrechtstand und sang.

„Setz' dich nieder," sagte Andreas nochmals, doch sie sang weiter, ein seliger Triumph war in ihrer Stimme. Wir fuhren langsam und mit Obacht, — aber plötzlich gab es einen Ruck, der Kahn war gegen eine Planke gestoßen, die im Wasser trieb, Julie taumelte, dann glitt sie lautlos in den Strom, wie ein welkes Blatt, wie ein Schatten.

Andreas warf den Rock ab und stürzte hinter ihr her, — aber sein Kopf tauchte allein wieder auf, von Julie wurde nichts sichtbar. Er schwamm hierhin und dorthin, nichts war zu sehen, endlich gab er es auf, er schwang sich erschöpft in den Nachen zurück, und zu dreien lenkten wir heim nach Bacharach, von wo wir zu vieren ausgefahren waren.

Julies Leiche wurde am nächsten Tag unterhalb Koblenz von Fischern geborgen. Der Arzt und ich fuhren nach Koblenz hinunter, Andreas mußte das Bett hüten, er hatte Fieber und phantasierte wirr durcheinander. Julies zarter Körper war auf eine grauenhafte Art verändert. Entsetzen faßte uns, als wir sie betrachteten, um festzustellen, daß dieser schreckliche, aufgeblähte Leichnam die Vermißte sei.

Sie liegt in Bacharach begraben.

⌘ ⌘ ⌘

Eine letzte Nacht wird kommen, ich kenne sie nicht.

Wo wird sie mich treffen? Werde ich auf weißem Schiff durch die Wogen des Ozeans treiben, die knarrenden Masten zu Häupten, unten das wundervolle, geliebte, ewig geheimnisvolle Rauschen der aufgerissenen See? Werde ich in einem blühenden deutschen Garten sitzen, mit Freunden zechen und lachen? Werde ich irgendwo ahnungslos den Mond ansehen, aufrecht, schwärmerisch und leicht, oder werde ich daliegen, krumm gebogen von Schmerzen, zerwühlt und jammernd in trostloser Verzweiflung? Was wird zuletzt an meine Seele rühren: ein Duft, ein Klang, ein Schmerz — oder ein Traum? Wo werde ich weilen, in Hütte oder Palast, auf einsamer Landstraße, in einem rollenden Zug der Eisenbahn, in einer spanischen Schenke, auf einer Insel der Südsee, in einem Luftballon oder in einer bunten, von Papierlaternen umschwankten Gondel auf dem Yang-Tse-Kiang? Werde ich tanzen? Werde ich über den Bildern alter, längst gestorbener Dichter sinnen, wird Musik mein Ohr erreichen oder das Stöhnen meiner eigenen vertrockneten Lippen, winterlicher Nordwind, der durch die Wälder braust, oder das Frühlingswehen in Kamelienbäumen? Werde ich durch die Großstadt schreiten, müde und alt, den letzten Becher edeln Weines in vertrauter Schenke schlürfen und heimwandelnd die trüben Augen noch einmal mit den weltlichen Bildern der Freude und des Leichtsinns füllen? Werde ich einsam in heißem Bette schmachten, fiebernd, krank, abgezehrt, an hoffnungslosen Strand geworfen vom wilden Meere des Lebens, voll Sehnsucht nach dem Ende?

Ich grüße dich, letzte, unbekannte, rätselvolle Nacht, dich, letztes Dunkel, euch, letzte silberne Sterne, dich, o Mensch, auf den der letzte Strahl meines brechenden Auges fallen wird. Ich grüße euch, seid mir gnädig, ich weiß, daß ihr kommen werdet, so wie ich weiß, daß ich über euch hinaus entgleiten werde, verwehend in das unbegriffene Nichts, in das schwebende All, in das ewig Ungebundene, in die göttliche Freiheit, der ich entstamme.

Sei gegrüßt, letzte, unbekannte, geheimnisschwere Nacht!

Bayern in der deutschen Volkswirtschaft in und nach dem Kriege

Von Dr. Friedrich Zahn, Präsident des Bayr. Statistischen Landesamtes



Die bayrische Volkswirtschaft hat sich seit Anschluß Bayerns an das Reich rascher und günstiger entwickelt als in den Jahrzehnten vor 1871. Dies bekunden in unzweideutigster Weise das Wachstum des Volkes, die zunehmende Leistungsfähigkeit seiner Landwirtschaft, die Ausbildung seiner hochwertigen Qualitäts- und Exportindustrie, die Ausgestaltuug seines mehr und mehr in den deutschen und europäischen Verkehr hineingezogenen Personen- und Güterverkehrs, die Erhöhung der Finanz- und Steuerkraft des Landes, die steigende Pflege der Kultur.

Allerdings ging die Entwicklung nicht so stürmisch vor sich wie in den Mittel- und Brennpunkten des deutschen Aufschwungsgebiets (z. B. im niederrheinischen Industriegebiet, in Groß-Berlin usw.). Denn von Natur aus unterliegen Produktion und Absatz in Bayern viel zu großen Hemmungen. Ich verweise bloß auf die große Entfernung von Kohle und Eisen, auf die ungünstige Lage zu Wasserstraßen, zu Hochstraßen des Weltverkehrs und zur Küste, auf die mittelmäßige Kaufkraft der einheimischen Bevölkerung, den Mangel eines für den Absatz vorteilhaften Hinterlandes, auf die lange Auslandsgrenze im Osten und Süden.

Trotzdem gelang es der Bevölkerung, mit zähem Willen, klugem Verstand und nachhaltigem Fleiß die heimische Volkswirtschaft zu ansehnlicher Höhe emporzuführen und so zum Aufschwung, den die gesamte deutsche Volkswirtschaft bis zum Kriegsbeginn zu verzeichnen hatte, ihr gut Teil beizutragen.

❀ ❀ ❀

Auch im Kriege stellten die Bayern ihren Mann. Sie leisteten ihr vollgerüttelt Maß von Arbeit, Pflicht und Aufopferung an der Front wie in der Heimat. Die militärische und wirtschaftliche Kriegsführung des Reichs wurde auch von Bayern und den Bayern mit größtmöglichem Nachdruck unterstützt. Noch in aller frischem Gedächtnis sind die heldenmütigen Taten, mit denen bayrische Truppen häufig zu wichtigen Siegen verhalfen; auch die Zahl der im Krieg gefallenen bayrischen Soldaten — 154 094, darunter 6148 Offiziere (von insgesamt 1,6 Millionen Gefallenen des Reichs, darunter 60 375 Offiziere) — redet eine vernehmliche Sprache.

Was die wirtschaftliche Kriegsführung anlangt, so hat Bayern in weitem Umfang an der Ernährung des auf sich selbst angewiesenen deutschen Volkes, an der Beschaffung des Heeresbedarfs, an den Erfolgen der Kriegsanleihen mitgewirkt.

Dank des guten Standes unserer Landwirtschaft, dank der Energie, mit der sie die Kriegsschwierigkeiten meisterte, konnte Bayern nicht nur großenteils sich selbst versorgen, sondern noch Überschüsse ans übrige Reich bzw. ans Heer abgeben, z. B. an Vieh und Fleisch, Milch, Butter, Käse, Eiern, Kartoffeln, Gemüse und Obst, Gerste, Bier, Hafer, Heu, Stroh, Holz.

Für eine Reihe von Lebens- und Gebrauchsmitteln benötigte Bayern allerdings wiederum Zuschüsse vom übrigen Reich, und zwar mehr als im Frieden, weil ja die ausländische Zufuhr jetzt fehlte. So brauchten wir Zuschüsse z. B. an Brotgetreide, Brotstreckungsmitteln, Mais, Zucker und Süßstoff, Fischen, Futter- und Düngemitteln, Benzin, Benzol und Ersatzstoffen, Kohle, Eisen.

Es hätte etwas Verlockendes, über die wechselseitigen Gesamtlieferungen Bayerns und des übrigen Reichs eine förmliche Bilanz aufzustellen. Das ist jedoch nicht möglich, da die einschlägigen Posten vom Versand und Empfang zu wenig vollständig der Statistik zugänglich sind. Immerhin verdient Hervorhebung, daß die von Bayern ans Reich gelieferten Lebensmittel nicht nur der Quantität nach erheblich, sondern auch nach der Qualität, besonders wegen des ihnen eigenen hohen Eiweißgehaltes für die Ernährung sehr wertvoll waren. (Nähere Nachweise darüber in meiner Schrift „Bayern und die Reichseinheit". München, Karl Gerber, 1919.)

In der Regel erfolgten die Leistungen der Landwirtschaft zu befriedigenden Preisen — obschon diese vielfach niedriger waren als in Norddeutschland —, so daß Getreide- und Viehwirtschaft sich gut lohnte. Obst und Wein erzielten Preise, wie sie seither in den einschlägigen Erzeugungsgebieten Bayerns nicht gekannt waren. Holz fand ebenfalls als Nutz- und Brennholz großen Absatz zu wesentlich höheren Preisen, weswegen auch für die Waldbesitzer ein guter Gewinn sich ergab.

Wie die Landwirtschaft, so leistete Bayerns Industrie, was in ihren Kräften stand, um die gewaltigen Bedürfnisse von Heer und Marine an der Front, in der Etappe und zu Hause rasch und gut befriedigen zu helfen. Sie hatte ihren Betrieb alsbald dementsprechend umgestellt. Dem Mangel an Roh- und Betriebsstoffen begegnete sie

mit Hilfe der erfinderischen Technik, die ausreichenden Ersatz schuf, z. B. für Salpeter, Gummi, Baumwolle, Kupfer, Fett, Öle. Da es an ausreichenden Arbeitskräften fehlte, griff man wie anderwärts in großem Umfang zu Ersatzkräften; jugendliche und alte Leute, Kriegsbeschädigte, Kriegsgefangene, vornehmlich aber Frauen und Mädchen wurden massenhaft verwendet.

Die Zuteilung von Heeresaufträgen an bayrische Firmen war anfänglich sehr knapp, teils wegen der geringer entwickelten industriellen Leistungsfähigkeit in Bayern als in Norddeutschland, teils aber auch weil so manche norddeutsche Firma in besserer Beziehung bereits stand zum großen Auftraggeber des preußischen Kriegsministeriums und sich da vor allem die großen und lohnenderen Aufträge zu verschaffen verstand. Späterhin hat sich der Anteil Bayerns an den Heereslieferungen fast bis zur Größe des Anteils Bayerns an der Reichsbevölkerung gebessert, ungerechnet die Unterlieferungen, zu denen bayrische Firmen von norddeutschen mit herangezogen wurden. Immerhin bleiben sie noch beträchtlich zurück gegenüber dem, was für die norddeutsche Industrie an lohnenden Heeres- und Marinelieferungen abfiel.

Nimmt man die Fortschritte hinzu, die im Lauf des Kriegs durch industrielle Neugründungen und Kapitalserhöhungen gemacht wurden, so gewinnt man den Eindruck, daß es mit dem bayrischen Wirtschaftsleben besser ging, als es bei den gewaltigen Schwierigkeiten und der Länge des Kriegs erwartet werden konnte. Wohl wurde eine Reihe von Betrieben (Bau-, Textilgewerbe), eine Reihe von Existenzen, namentlich des Mittelstands, unter den Kriegsverhältnissen notleidend. Aber das Gesamtbild erfuhr hierdurch keine grundsätzliche Änderung.

Finanziell äußerte sich daher die Kriegswirtschaft derart, daß die vorwiegend industriellen, insbesondere die kriegsindustriellen, wie auch die vorwiegend landwirtschaftlichen Bezirke eine teilweise recht beträchtliche Mehrung ihrer Finanz- und Steuerkraft erlangten. Allerdings war diese trotz erfolgter Geldentwertung verbliebene Erhöhung bei weitem nicht so groß wie in gewissen norddeutschen Bezirken.

Jedenfalls wurde die unter diesen Umständen auch in Bayern eingetretene Geldflüssigkeit in hohem Maß den Kriegsanleihen dienstbar gemacht. Banken, Sparkassen, Genossenschaften, Träger der Sozialversicherung, Unternehmer-, Arbeiter-, Angestellten-, Mittelstandsgeld beteiligten sich ungemein rege an den Kriegsanleihen; die dabei erzielten Ergebnisse dürfen auch im Lichte dessen, was andere Bundesstaaten zur Kriegsfinanzierung beigetragen, als recht befriedigend gelten. Bayern hat seine Sparkraft ausgiebig dem Reich und dessen finanzieller Schlagfertigkeit zur Verfügung gestellt.

Alles in allem hat sich Bayerns Volkswirtschaft während des Kriegs nicht unbefriedigend entwickelt, indessen nicht so günstig, wie es im Vergleich zu anderen Bundesstaaten, insbesondere zu Preußen, wünschenswert gewesen wäre. Das infolge natürlicher wirtschaftlicher Vorzüge bereits bestehende Übergewicht Norddeutschlands hat sich daher im Lauf des Kriegs noch weiter zuungunsten Bayerns verschoben.

⌘ ⌘ ⌘

Aber es sind Ansätze vorhanden, daß in der kommenden Friedenszeit dieses Übergewicht wenigstens teilweise den erwünschten Ausgleich zugunsten Bayerns erfährt.

Auf der einen Seite wird infolge des unglücklichen Ausgangs des Kriegs der bisherige Hochstand der norddeutschen Industrie — leider — einen Rückschlag erleiden. Zum anderen haben sich die Vorbedingungen für eine gesteigerte wirtschaftliche Tätigkeit in Bayern verbessert. So manche Produktion kann hier intensiver gestaltet werden, so manche Produktion wird nunmehr lohnender werden wegen der fürs Reich bestehenden Notwendigkeit, an Rohstoffen, Lebensmitteln, Qualitäts-, Ersatzwaren künftig mehr als ehedem aus dem Inland herauszuholen. Außerdem hat die Verkehrslage Bayerns eine Wendung zum Besseren erhalten.

Um diese Aussicht nur an einigen Beispielen zu veranschaulichen, so kann die Landwirtschaft durch weitere Verbesserung der Betriebstechnik, durch Erweiterung der Wirtschaftsfläche, durch Hebung der Viehzucht noch beträchtlich höhere Leistungen hervorbringen, was sowohl dem eigenen Besten der Landwirtschaft wie namentlich der Selbstversorgung des Reichs zugute kommen wird. Vielversprechende Maßnahmen in dieser Richtung sind bereits im Gange.

Wertvolle Reserven bietet ferner Bayern für Gewerbe und Handel. Es verfügt noch über eine Reihe von Bodenschätzen und mineralischen Rohstoffen, über beachtenswerte Kräfte, die einstweilen im Boden schlummern oder in reißenden Flüssen ungenützt dahinschwimmen. Viele von jenen Bodenschätzen (z. B. Eisenerze, Kaolin, Speckstein, Bausteine, Graphit, Torflager) konnten bislang nicht lohnend abgebaut werden wegen unserer Kohlennot und wegen der ungünstigen wirtschaftlich-geographischen Lage. In beiden Richtungen sind die Produktionsbedingungen besser geworden.

An Stelle der schwarzen Kohle und der durch sie erzeugten Kraft stehen uns die durch die Wasserkräfte (weiße Kohle!) erzeugten elektrischen Energien zur Verfügung. Die Leistungsfähigkeit der bayrischen Wasserkräfte, deren Ausbau bereits in Angriff genommen ist, wird auf über 1 Million Pferdestärken geschätzt, der bekannte Ingenieur J. Hallinger berechnet sogar 1,8 Millionen PS (1,3 Millionen PS Großwasserkräfte und 400 000 PS mittlere und Kleinwasserkräfte). Und zwar lassen sie sich sehr vorteilhaft aus-

bauen, so daß der Wettbewerb mit dem Ausland möglich ist, und namentlich die elektrochemische und -metallurgische Großindustrie die Kraft mit Nutzen verwenden kann. Erfreulicherweise sind gleichzeitig gewisse Rohstoffe in Bayern vorhanden, deren Verarbeitung gerade durch den elektrischen Strom eine besondere Bedeutung erlangen wird, so z. B. die Aluminiumerden und die Kalke.

Überhaupt ist ein organischer Ausbau unserer Gewerbe noch in großem Umfang möglich. An die bodenständige, natürliche Produktion des Landes können mancherlei Industrien angegliedert werden, die die heimischen Rohstoffe im eigenen Lande veredeln, daraus Halbfabrikate herstellen und auch die letzte Reife des Veredlungsverfahrens mit einschließen (z. B. gewerbliche Verwertung des Getreides in Mühlen und Nährmittelfabriken, gewerbliche Verwertung unseres Holzreichtums in Sägemühlen, Möbel-, Holz-, Zellulose-, Papierfabriken usw.).

Bei der Standortwahl für industrielle Neuanlagen spricht ferner zugunsten Bayerns, daß die Stein- und Braunkohlen — selbst für die bisher kohlenbegünstigten Gegenden — und die darauf basierten Dampfquellen immer teurer werden, während die Wasserkräfte den Vorzug der Kontinuität und der zunehmenden Verbilligung haben. Außerdem ist nach den Kriegserfahrungen der nationale Sicherheitskoeffizient nicht zu übersehen. Die Orte des rechtsrheinischen Bayerns liegen weit genug von gefährdeten Landesgrenzen, um wegen industrieller Neuansiedelungen mit anderen, bisher bevorzugten Gegenden erfolgreich konkurrieren zu können.

Noch in anderer Richtung wandelt sich Bayerns Binnenlage in einen Vorteil. Der in Aussicht genommene Donau-Main-Rhein-Großschiffahrtsweg schafft für Bayern Anschluß an die Nordsee und ans Schwarze Meer. Die Donau wird in demselben Maß, als der deutsche Weltverkehr in den nächsten Jahrzehnten mehr nach Südosten sich orientiert, bzw. orientieren muß, die bisher ihr fehlende Bedeutung als Hochstraße des Weltverkehrs gewinnen. Das Ausfalls- und Eingangstor dieses südöstlichen Weltverkehrs bildet aber dann Bayern; seine Binnenlage wird zur Brücke werden zwischen Nordwest und Südost Europas. Ja es besteht Aussicht, daß Bayern seine ungünstige Stellung als Randland mit langen Auslandsgrenzen verliert; wenn Deutsch-Österreich sich enger an Deutschland anschließt, kommt Bayern mehr ins Zentrum eines großen deutschen Wirtschaftsgebietes zu liegen. All dies erleichtert ihm die günstige Verwertung seiner wichtigsten Naturschätze, seiner Wasserkräfte, fördert Produktion und Absatz und schafft auch sonst viel Leben für Bayerns Handel und Wandel.

Die hiernach zu erwartende vielseitigere Gestaltung des bayerischen Erwerbslebens wird die Leistungsfähigkeit des Staatsganzen steigern und das volkswirtschaftliche Budget des Landes bessern, vorausgesetzt, daß die derzeitigen politischen Wirren bald wieder einer zielsicheren, vernünftigen Verwaltung des Landes Platz machen und die Friedensbedingungen unser Wirtschaftsleben nicht ganz unterbinden.

Ein wirtschaftlich hoch entwickeltes Bayern ist aber zugleich der beste, wertvollste Beitrag, den wir reichsfreudigen Bayern zur künftigen wirtschaftlichen und politischen Größe des Reichs leisten können. Bayern, dem aus der Zugehörigkeit zum Reich so großer Segen erfloß und erfließt, kann durch Ausschließung seiner Reserven seinerseits wieder ein Segen für das Reich und dessen Zukunft werden. Im wohlverstandenen Eigeninteresse und im Interesse der deutschen Sache muß und wird denn auch Bayern festhalten an der Reichseinheit auf föderierter Grundlage.

München, Januar 1919.

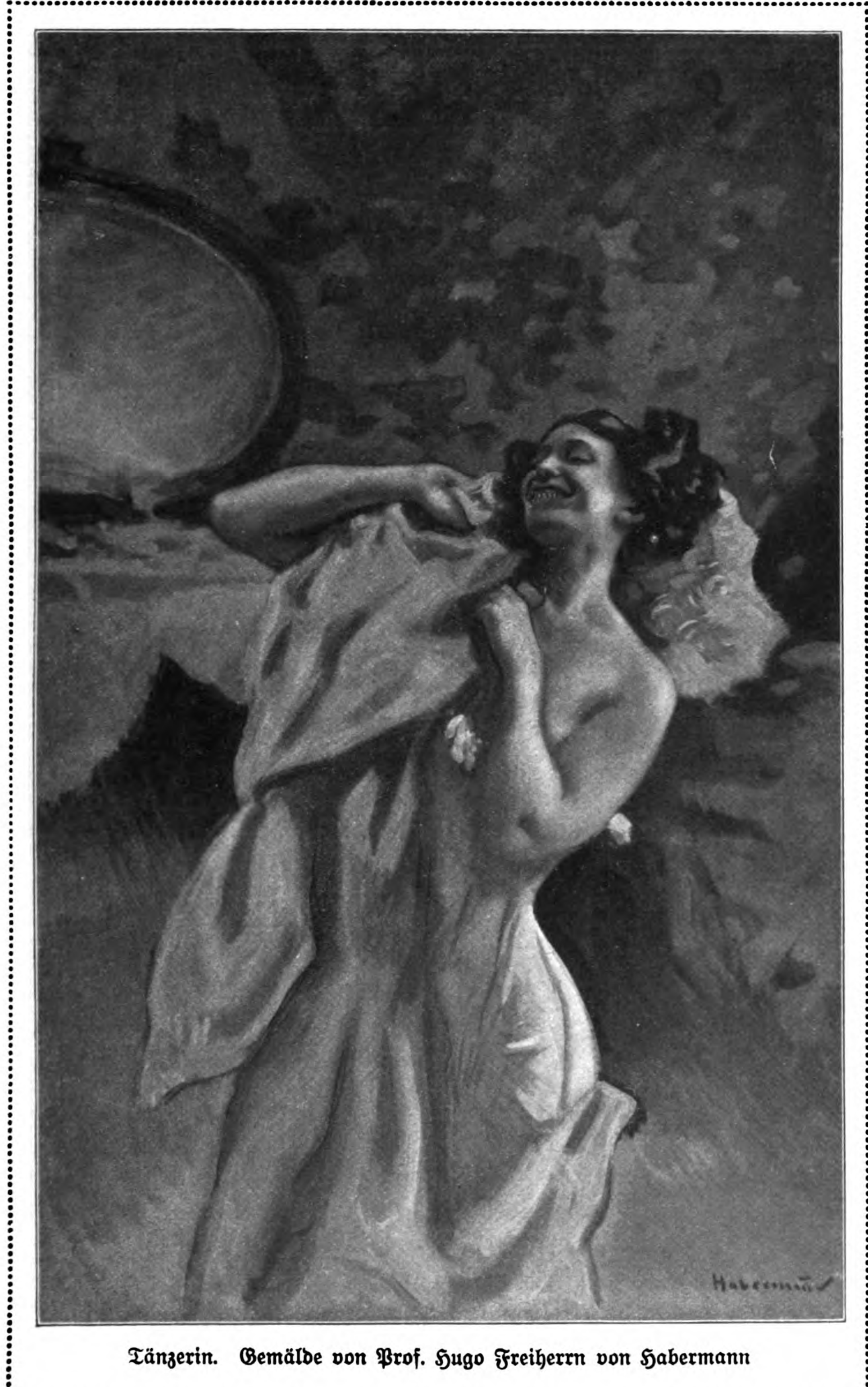
Amarapura

An einem Tag baute ich Amarapura,
Die neue Götterstadt, weiß und gold.
Die Hänge meines Landes sind so hold,
In Blüten ertrinkt Amarapura.

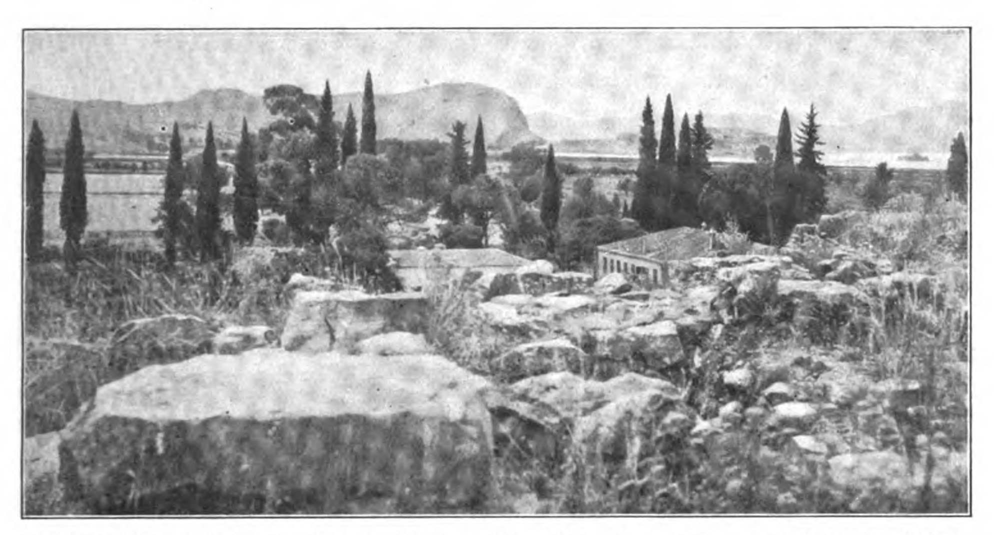
Der Frühwind bauscht auf meinen Zitadellen
Goldrote Fahnen, wogendes Purpurmeer.
Es kommt ein Zug zartbrüstiger Mädchen, schwer
Von Ketten den Hals und schlank wie die Gazellen.

Sie tragen Lotos mit blühenden Mangozweigen
Zu meinem Thron von Elfenbein und Gold.
Wie sind die Hänge meines Landes hold.
Und Mädchen, Blumen, Götter: all mein eigen.

Margarete Reichert



Tänzerin. Gemälde von Prof. Hugo Freiherrn von Habermann



Auf der Platte und in den Grundmauern der homerischen Akropolis von Tiryns. Blick über das südliche Argos nach Nauplia und dem argolischen Busen. Edle und wilde horizontale Zypressen, Eukalyptus

Die Schönheit der griechischen Landschaft

Von Josef Ponten

Landschaft ist das gefühlvolle Wort für Land wie Menschheit für Mensch. Wenn wir ‚Landschaft‘ sagen, denken wir uns mit dem Lande zusammen. Landschaft heißt das Land und wir oder das Land gesehen durch uns. Das Land als eine Summe von deutlichen und deutbaren Tatsachen ist Gegenstand der Erforschung der Wissenschaft und seine Begriffsumgrenzung ein Vergnügen des Geistes; die Landschaft ist Inhalt eines Gefühles und ihre Erfassung eine Tat des Gemütes. Der Begriff Land wird beobachtet und erdacht, Landschaft wird erlebt. Land ist Erkenntnis, Landschaft ist Ereignis. Das Land als Land ist eines, aber der Landschaften desselben Landraumes sind viele. So viele, als es selbständige Köpfe gibt, den Landraum zu erleben. Landschaft ist Leidenschaft. Ich will nicht von Griechenland reden, sondern von griechischen Landschaften.

Diese Begriffstrennung soll aber nicht die Wissenschaft zum Feinde machen. Wir wollen uns im Gegenteil dessen bedienen, was die Wissenschaft an Erkennen voraufgearbeitet hat, denn das Erkennen des Landes wird das Genießen der Landschaft vertiefen.

Das landschaftliche Erlebnis aber ist wie das religiöse — das erlebte Himmelreich, die Sehnsuchtslandschaft der Seele, ist auch nicht außer uns, sondern nach dem Worte Jesu inwendig, in uns. Das Land ist auswendig, die Landschaft aber inwendig. Ebenso wie die Theologie nicht Religion, aber Dienerin der Religion ist, ist die Erdkunde Helferin beim landschaftlichen Erlebnis. Das Himmelreich sieht in jedem Religiösen anders aus, so auch die Landschaft. Der Geist ordnet nach seinem Geschmack und seinen Gesetzen das Sichtbare seinem innersten Gefühl unter, indem er Störendes geflissentlich übersieht, Fügsames und Dienliches unterstreicht und steigert — kurz, er dichtet das Landschaftsbild um.

Wenn wir das Gemälde einer Landschaft betrachten oder ein Gedicht über sie, eine Schilderung von ihr lesen, hat uns der Maler, der Dichter, der Schriftsteller die Arbeit des Umgestaltens vorgemacht. Wir brauchen nur zu folgen. Darum ist Kunstgenuß leichter als Naturgenuß. Je weniger ausgesprochen in Formen und Farben ein Land ist, um so schwerer ist meine geistige Arbeit an ihm. Die sogenannten alten Landschaften, das heißt Landschaften mit verwaschenen flauen Formen der alten Gebirge, die unter dem

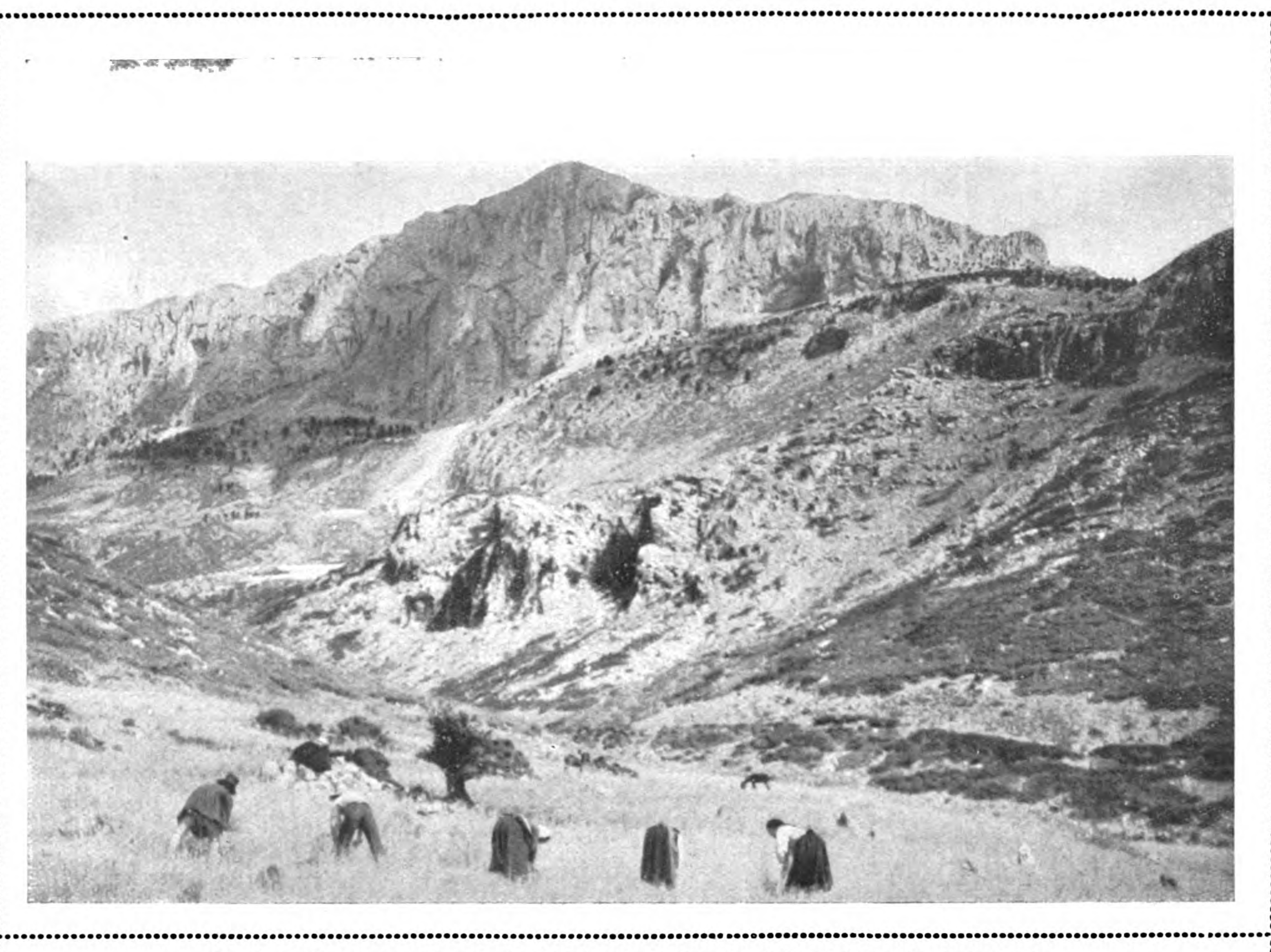
Josef Ponten stellt sich in seinem Werke ‚Griechische Landschaften, ein Versuch künstlerischen Erdbeschreibens‘ (ein Textband, ein Bilderband, Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart), die bemerkenswerte und schwierige Aufgabe, am Beispiele Griechenlands das persönliche, willkürliche Landschaftserlebnis des einzelnen durch die allgemeingültigen Ergebnisse der erdkundlichen Wissenschaft zu regeln und zu vertiefen. Dieser Aufsatz führt in die Betrachtungsweise des Buches ein. Bei seinen Bilderbeigaben handelt es sich durchweg um eigene Aufnahmen des Verfassers, die Abbildungen auf den Seiten 387, 389, 393 und 395 sind mit freundlicher Bewilligung der Verlagshandlung dem Buche selbst entlehnt.

langsamen Einfluß der Jahrhunderttausende verändert, vom „Zahne der Zeit" angefressen sind, machen größere Mühe als die jungen Landschaften, Gebiete, die erst vor geologisch kurzer Zeit aus dem Schoße des Meeres oder dem Muttermunde der Vulkane geboren wurden und die noch frische und scharfe Formen haben. Diese sind die malerischen Landschaften, die, wie man auf jedem Aussichtspunkte erleben kann, dem naiven Geiste leichter eingehen als jene, die stimmungsvollen. Die junge schwäbische Alb zum Beispiel ist leichter zu begreifen als der alte Harz, die triassischen Dolomiten leichter als das kristalline Zentralgebirge der Alpen, die jungen quartären Vulkanlandschaften Italiens leichter als die älteren der Eifel oder der Rhön. Im allgemeinen finden sich in Europa die jungen Landschaften im Süden, die alten im Norden. Freilich ist die alte Landschaft kaum jemals formenrein, meistens ist sie durch spätere dramatische Ereignisse der Erdgeschichte verjüngt, so das rheinische Schiefergebirge und die Eifel durch die tertiären Vulkane, so die Zentralalpen durch die Eiszeit. Die spitzen Grate, die schönen Kare, die Moränen und die Trogtäler, die Hängetäler, deren Wasser sich in Klammen oder Staubbachfällen nach dem übertieften Haupttale durchfinden, die Alpen- und die Vorlandseen, die Fjorde Norwegens und Spitzbergens, all das sind frische Spuren junger Wirkungen an alten Gebirgen. Vor der Eiszeit war Europa gewiß eine langweilige Landschaft. Die verwaschenen, undeutlichen, schwer deutbaren Formen, die ausgeglichenen Linien, das trübe Licht und der Nebel im Norden sprechen mehr zum Gemüte, dort sind stimmungsvolle Landschaften. Bis zu welchem Grade, dafür sind die ossianischen Gedichte über die Landschaften Schottlands Zeugnis. Da scheint nicht mehr die Landschaft die Stimmung zu tragen, sondern die Landschaft scheint in einem Meere der Stimmung zu schwimmen. Die Stimmung ist stärker als das Wirkliche. Es wäre sehr schwer, über sie zu reden. Im Süden wird die Stimmung nicht überwiegen. Die jungen Landschaften sind so eigenwillig und sie erscheinen im klaren, oft allzuklaren Lichte so deutlich, daß sie sich aufdrängen. Auch im Norden tun das junge Formen, wenn nur Licht und Luft es gestatten. In den frischen Vulkanlandschaften Islands, wo schwarze Erdbebenspalten in braunen Lavaströmen gähnen, wo in krauser Lava glatte Seen blauen und rote Hütten mit grünen Wasen gedeckt widerspiegeln, kann man an wolkenlosen Sommertagen fast ein südliches Landschaftserlebnis haben.

Das südliche Landschaftserlebnis ist das Erlebnis der klaren Form, der verstandenen Ursache, der erkannten Bildungsgesetze. Etwas Verstandesmäßiges ist darin und ist deshalb günstig für eine Darstellung in Worten. Es ist gewiß mehr als ein Zufall, daß die Kunst jener Völker, die in den mittelmeerischen Landschaften heranwuchsen und deren Künstler die Landschaften von Kind auf vor Augen hatten, einen Einschlag von verstandesmäßiger Klarheit hat. Apollo, der Gott der Helle, ist der Musenführer, nicht der berauschte Dionysos. Die fessellose Begeisterung liebt Apollo nicht.

Griechenland liegt in der großen Architekturlinie, die vom Atlas über die Alpen, das Dinarische Gebirge, den kretischen Inselbogen und den Taurus bis tief nach Asien hineinschwingt. Ob das eine einheitliche, das heißt gleichzeitige Bildung, ist für die Landschaft ohne Bedeutung. Dafür ist vielmehr wichtig, daß Griechenland gerade an einem Drehpunkte dieser Erdbewegung liegt, dort wo die nordsüdliche in die westöstliche Richtung umbiegt. Die beiden Richtungen schließen nun nicht glatt aneinander, sondern durchkreuzen sich noch im Lande. So kommt durch Erhebungen und Abbrüche in beiden Richtungen ein rostförmiger Bau des Landes zustande. Die Natur des Griechenland in der Hauptsache bildenden Kalkkarstes begünstigt eine solche Bildung. Es entstehen, wie zwischen Mauern von Haus und Hof, geschlossene Kammern, allseitig umschlossen und ohne Abfluß nach dem Meere wie Binnenarkadien, die Gegend von Tegea, Mantinea und Orchomenos. Oder offene Kammern wie die von Asea, Megalopolis und Sparta, wenn ein meerangeschlossener Fluß sie entwässert. Oder Landschaftshöfe, wenn eine nur dreiseitig von Gebirgen umschlossene Landschaft mit der vierten offenen an die große Weltstraße des Meeres stößt, wie der elische, der messenische, der argolische, der athenische Landhof. Oder Gassenlandschaften, eingeklemmt zwischen dem Meere und einem Gebirge, wie die von Patras, von Sikyon und Korinth. Die großartigen Meerbusenlandschaften, dort wo das Meer einen solchen Hof ganz oder teilweise überflutet: der messenische, lakonische, argolische, saronische, besonders der korinthische Busen. Kleine Nischenlandschaften an Steilküsten wie die von Leonidi, dort wo ein kleiner Anschüttungsfächer sich unter dem Parnon ins Meer hinausbaut. Dazu die ägäische Inselflur, weit ausschwärmend und doch in die strenge Bauregel des nunmehr westöstlichen Zuges gebannt — welch ein Reichtum des Grundrisses!

Und auf wie kleinem Bauplatze ist dieser Grundriß entwickelt! Das Griechenland vor dem Bukarester Frieden, das eigentliche Griechenland, war so groß wie das rechtsrheinische Bayern, und der Peloponnes, das Herz Griechenlands, das innere Griechenland, wie die Alten sagten, ist so groß wie Württemberg. Den Bauplan im Kopfe, wandelt einen nirgendwo im Lande das Gefühl des Verlorenseins an, welches das Landschaftsbehagen so empfindlich, besonders in Gebirgen, stört. Wer will also leugnen, daß die Wissenschaft der Erdkunde unserem genießenden Verständnis wesentlich gedient hat?



Ein Vorstufenberg des Parnaß. Kalksteinlandschaft eines durch Landbrüche entstandenen Tales

Die Alten nannten im gleichen Bedürfnis, ein eindeutiges Bild für den Grundplan zu haben, den Peloponnes die Akropolis Griechenlands, und Strabo verglich sein Kartenbild mit einem Platanenblatte. Besser ist, es mit dem Fuße eines Schwimmvogels zu vergleichen, weil dadurch gleich den feinen Schwimmhäuten zwischen den Fußknochen die zwischen den südpeloponnesischen Gebirgen ausgespannten Anschüttungsebenen Messeniens, Argoliens und die von Helos versinnbildet werden; der nordarkadische Hauptgebirgsstock des Landes findet im Ständer des Vogels sein Gegenstück. Man achte solche Vergleiche nicht gering; unser Geist empfindet das Bedürfnis, die Vielheit der Naturdinge in einfache, sinnbildliche Vorstellungen umzudichten.

Ich kenne kein Land der Erde von einem solchen Reichtum der Anlage und der Grundformen. Dieser kleine Peloponnes, diese winzige Halbinsel, hat auf der Erde sein Gegenstück im großen Asien. Ein Gebirgsstock in der Mitte, von dem nach Süden drei Halbinseln ins Meer hinausstreben. Die in ihren Winkeln liegenden Anschüttungsebenen sind die besten Landstriche und die Sitze der alten Kultur. Sibirien hat sein Gegenstück ebenso wie die von alten und neuen Vulkanen begleitete Ostseite, in beiden Fällen eine große Bruchlinie, die in Inselschwärmen sich verliert. In beiden Fällen liegt auf dieser Ostseite der Sitz der auf Seegeltung sich gründenden größten politischen Macht: Japan, Athen.

In Asien machte Richthofen nach der Tätigkeit der Flüsse den formenerklärenden Unterschied zwischen dem abflußlosen Innern, das sich durch den im Lande bleibenden Schutt der Flüsse allmählich aufhöht, tektonische Formen erstickend, den Übergangslandschaften, wo die zum Meere strebenden Flüsse aus dem hohen Innern in tiefen, wilden Schluchten entweichen, und den platten, ausgeschütteten Deltaebenen im Unterlaufe der gelben, schuttführenden Ströme. Mesopotamien, Indien und China heißen im Peloponnes Elis, Messenien, Helos und Argos. Übergangslandschaften hat der Rand Arkadiens, und dieses selbst ist das griechische Tibet. Die Landschaften des geschlossenen Arkadiens höhen sich durch den Schutt der Randberge langsam an, die Flüsse sind nicht eingeschnitten, sondern laufen zwischen natürlichen und künstlichen Dämmen und schütten den felsigen Untergrund der Landschaft zu, deren Spitzen als die gleichsam ertrunkener Berge aus dem weichen Untergrunde herausragen. Von den ältesten Ansiedlern wurden sie besetzt, bewohnt und befestigt, und das ist die *eine* Form der Akropolis. So Tegea, so auch — freilich in der meernahen Deltalandschaft von Argos, aber auf dieselbe Weise entstanden — das uralte homerische Tiryns. Das Wasser der Flüsse verdampft allerdings nicht wie in Asien im Lande, Salzseen erzeugend, sondern entweicht durch Schlucklöcher — die Urbilder des Hadestores — und durch unterirdische Kanäle — die Kozytosvorbilder — durch die karstigen Randberge, um am und sogar einmal im Meere als starke Süßwasserquellen, gleichsam in den Karstbergen von Schutt filtriert, herauszukommen. Erasinos, der Liebliche, hieß im Altertum einer dieser kurzen, starken, gereinigten Flüsse.

Wir sind damit von der Betrachtung des Grundrisses schon in die der Formenwelt eingetreten. Reich wie die Grundrißanlage ist das Aufgehende des Landgebäudes. Ich sagte vorhin, daß südliche Landschaft wie südliche Kunst im Gegensatz zu stimmungsschwerer nördlicher Landschaft und Kunst etwas Klares, Verständiges hat. Daß sie mit ihrer deutlichen Form, ihren festen Linien und umrissenen Gebilden den Verstand beschäftigt, ja geradezu herausfordert. Da tritt der Parnaß aus den Ketten des Pindus als Gebild und Persönlichkeit hervor wie etwa die Zugspitze aus den bayrischen Alpen. Der alte Hymettus, ein rundliniger, alter Block, sieht einem alten Stocke des mitteldeutschen Gebirgszuges ähnlich. Der Taygetus ist ein zweistöckiges Kalkgebirge, das Sparta seine wundervolle Stirnseite zukehrt. Der zweistöckige Bau entsteht durch die Zwischenlage einer Schicht Glimmerschiefer, die leichter als der Kalk verwitternd einen Rücksprung der Gebirgsfront, eine großartige Gliederung, erzeugte. Bewußtsein eines Architekten möchte man im Erdbau annehmen. Da sind Stufenlandschaften wie die elischen und achäischen, die sich vom Olonosgebirge zum Meere abtreppen. Lägen die Stufen der Treppe aber eben wie bei einer wirklichen Treppe, so würde durch das Fortwittern der Stoßwinkel sehr bald nur eine geneigte Fläche, eine formenflaue, schiefe Ebene übrigbleiben. Daher — möchte ich fast sagen — sind die Stufen nach innen eingesunken, so daß die Stoßwinkel herausragen. Die Erdbewegung arbeitete im Formensinne der Abtragung entgegen. Wie ein Künstler besonders starke Wirkungen erzielt, wenn er die Form *entgegen* der zufälligen Natur meistert, so fallen zum Beispiel die archaischen Schichten an der Südspitze Attikas, am Kap Sunion und an den Inseln, entgegen dem Landabbruche, wodurch sich die herrlichen Kaps besonders deutlich herausheben. Da gibt es ein immer wiederkehrendes Landschaftsgebilde, das ist die zweite Hauptform der Akropolis. Nicht als Menschengebilde, das ist eine Stadtburg oder Burgstadt auf einer Berghöhe, sondern als Landschaftsform. Diese, von der Natur vorgebildet, wurde von den Menschen oft rein, wie sie da war, benutzt. Diese Akropolisform entsteht so: Eine weichere und eine härtere Schicht, jene meistens Schiefer, diese gewöhnlich Kalk, liegen übereinander. Wenn bei der allgemeinen Abtragung und Ausräumung eine Insel aus diesen Schichten stehen bleibt, ist die Akropolis da. Der Schiefer verwit-

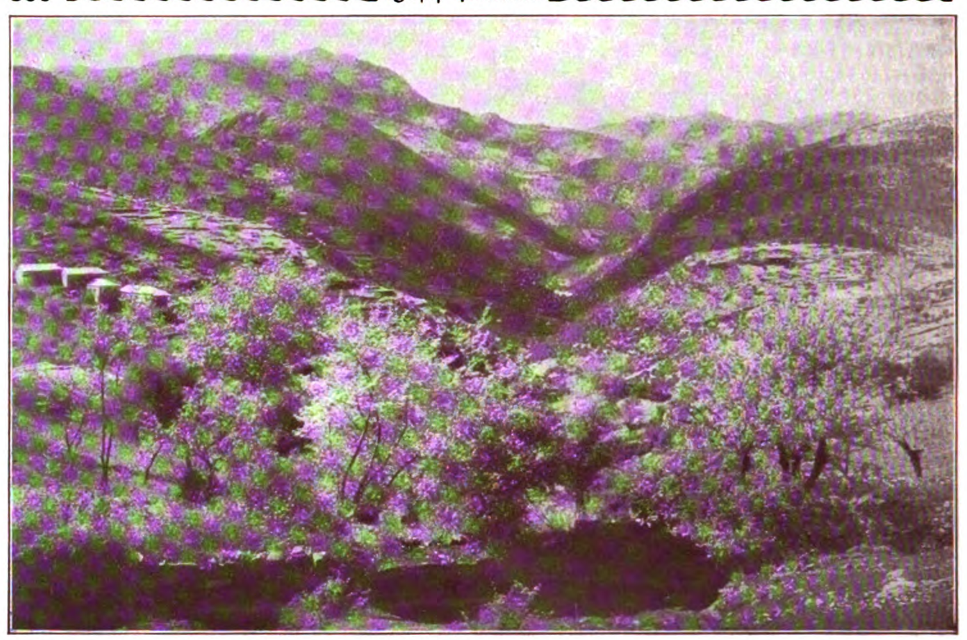
tert schneller und leichter als der Kalk, dieser wird unterhöhlt und bricht überhängend in Stücken steil ab, einen Brockenkranz auf den Schiefer streuend. Der Steilabbruch wird durch Mauern verstärkt. Kalk läßt Wasser durch, weil er sich im Wasser löst, auf der Schiefer- oder Tonsohle als auf einer undurchlässigen Schicht aber sammelt sich das Wasser und tritt an der tiefsten Stelle des Kalkes als Quelle aus: so die berühmte Klepshydra am Ithome, in der der Knabe Zeus von den Nymphen gebadet wurde, und die noch berühmtere Quelle Klepshydra an der athenischen Akropolis. Das sind die ältesten Staatsquellen und die für die Verteidigung der Stadtburg oder Burgstadt so wichtigen Burgquellen.

⌘ ⌘ ⌘

Es fiel mir auf, daß manche der Hauptorte Griechenlands, namentlich Athen und Sparta, gerade an Stellen liegen, von wo aus gesehen die umgebende Berglandschaft besonders schön, ja, die nach den Umständen denkbar schönste ist. Gewiß haben dingliche und praktische Gründe die ältesten Ansiedler in der Ortswahl beeinflußt. Aber es scheint doch, als ob selbst in dunklen Urzeiten der Sinn für landschaftliche Schönheit wach gewesen sei. Sparta liegt an und auf einem kleinen Akropolishügel in der Eurotaslandschaft. Es gibt aber der geeigneten Hügel mehrere, so ein wenig südlich der von



Athen mit der Akropolis. Rechts dahinter der Lykabettos. Im Hintergrunde rechts der Pentelikon, links der Parnes



Arkadische Landschaft in der Kalkgegend. Frühlingszeit: Blühende Pfirsich- und Mandelbäume

Amyklä, der ein schon den Kulturalten altertümliches Heiligtum des Apollo trug. Doch der Taygetus ist von Amyklä aus betrachtet, weniger schön denn von Sparta aus. Seine Linien und Massen verschieben sich, aber von Sparta aus zeigt er ein vollkommen ausgewogenes Bild. Ist es undenkbar, daß viele Leute solch einen Punkt als Kernpunkt der Landschaft empfanden, an dem sie sich besonders gern aufhielten? Kann das, wenn nicht die älteste Auswahl der Ansiedlung, so doch das Wachsen dieser Orte durch Zuwanderer erklären? Goethe sagt von Regensburg: „Regensburg liegt gar schön; die Gegend mußte eine Stadt herlocken." Athen liegt in der athenischen Hoflandschaft so, daß von der Akropolis aus gesehen die drei berühmten die Landschaft umgrenzenden Berge, Parnes, Pentelikon, Hymettos, ihre schönsten Bilder zeigen. Man kann die Gegenprobe machen, indem man sich in der Landschaft bewegt. Am Eingange des Golfes von Korinth erheben sich zwei Berge, Klokova und Varassova, so, daß das alte Patras gerade im Schnittpunkte der nach schönheitlichen Empfindungen gezogenen Linien liegt. Ich habe das den schönheitlichen Brennpunkt von Landschaftsbildern genannt. Der Golf von Neapel ist vielen eine bekannte Landschaft; unvergeßlich wird jedem der wundervolle Umriß der Insel Capri in der Golflandschaft sein. Kein Künstler hätte sie schöner erfinden können. Aber etwa von Bajä aus gesehen ist der Reiz der Linie dahin. Dasselbe gilt von Rom in seiner Lage zu den etrurischen Vulkanen, dem sabinischen Gennaro und den Albaner Bergen. Wer die Albaner Berge einmal etwa seitlich von Ostia oder südlich von Ninfa aus betrachtete, hat vergeblich das schöne Bild gesucht.

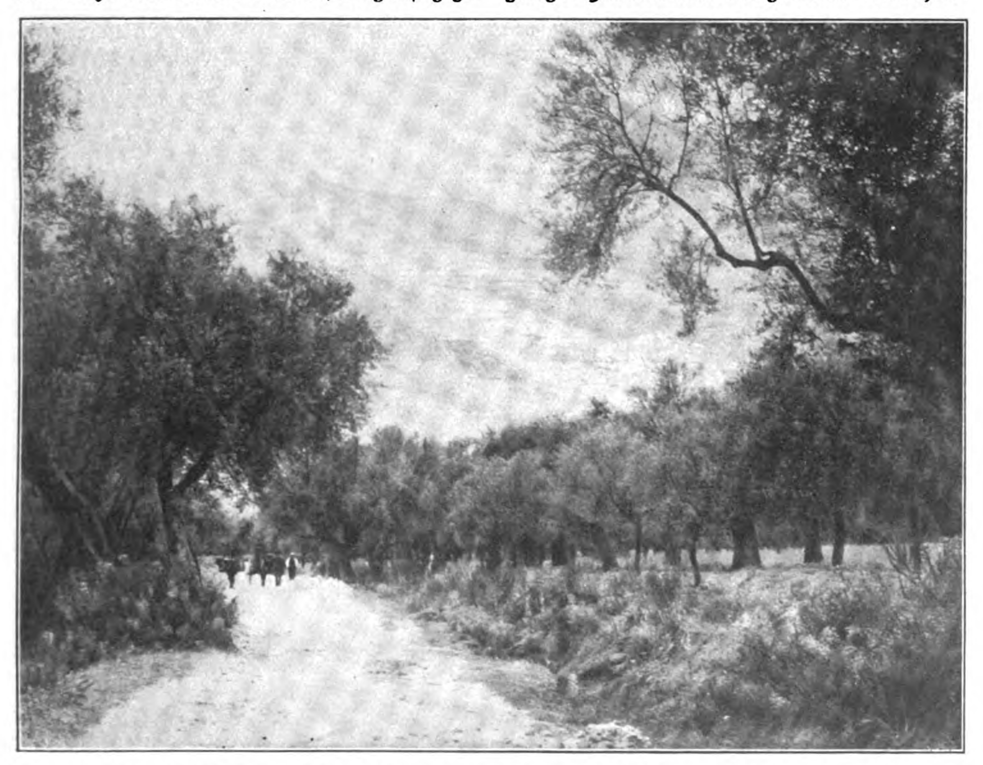
Land ist ein totes Ding, aber Landschaft ist ein lebendiges Wesen. Was von Dingen lebendig ist, macht einen bedeutenden Teil ihres Wesens aus. Das sind die Pflanzen. Die einheimische Pflanzenwelt ist auf lange Dürre und große Hitze eingerichtet. Aus der Erkenntnis dieser harten Naturnotwendigkeit fließt auch ein ästhetisches, fast dramatisches Genügen. Ölbäume, Myrte, Pistazie, Erdbeerbaum haben kleine und harte Blätter. In den höheren Gebirgen gibt es wie in Mitteleuropa Laub- und Nadelwälder. Die Gebirge sind eben Mitteleuropa, denn die Klimagürtel liegen nicht nur nach den Breitengraden um die Erde geordnet, sondern sie liegen auch in der Luft übereinander, und zwar sehr nahe übereinander. Aber die Pflanzen in den tiefen Landschaften, die uns heute als Charakterpflanzen Griechenlands erscheinen, sind nicht alle einheimisch. Die Agave und der Kaktus, der besser als jede Mauer ein Grundstück umhegt, kamen im 16. Jahrhundert aus Amerika, der Eukalyptus im 18. aus Australien. Die Apfelsine, den chinesischen Apfel, brachten die Portugiesen, weshalb die Frucht Portokali heißt; der rote Oleander, die Sommerblume Griechenlands, kam wahrscheinlich erst zur Zeit der Kaiser aus Spanien. Man muß aber schon sehr pedantisch sein, wenn man deshalb etwa die Prellerschen Bilder, welche diese Pflanzen zeigen, nicht als homerische Landschaften wollte gelten lassen. Selbst die Zypresse ist nicht einheimisch. Ihre Heimat liegt zwischen

Kreta und Persien. Die Annäherung an diese ihre Heimat drückt sich in dem Vorkommen der wilden Zypresse mit den wagerechten Ästen aus; das entlegenere Italien kennt nur die senkrechte, sogenannte edle Zypresse.

Ein Land kann man von Gesichtspunkten aus betrachten, welche die Luft außer acht lassen; zu einer Landschaft aber gehört das, was über ihr ist, die Luft, oder besser die tätige Art der Luft, das Wetter. So sehr, daß das flüssige Element der Luft wichtiger sein kann als das feste der Erde. Mit zum Schönsten Griechenlands gehört das schöne Wetter. Auf der Westseite regnet es wohl noch soviel wie im Mittel in Deutschland. Nach dem Osten vermindert sich die Regenmenge aber schnell, um in der athenischen Landschaft auf ein Drittel zu sinken. Aber nicht die Regenmenge, sondern die Zahl der Regentage ist für die Beurteilung des schönen Wetters wichtig. Auch auf der Westseite Griechenlands regnet es an viel weniger Tagen als bei uns, weil die gleiche Menge in stärkeren Güssen fällt. Die schlimmste Form des Regens ist ja bei uns der in Griechenland sehr seltene Landregen. Noch viel wichtiger für das schöne Wetter ist die Wolkenbedeckung des Himmels. Bei uns ist, wenn wir mittlere Verhältniszahlen ausrechnen, der Himmel im Mittel des Jahres immer zu drei Vierteln bedeckt, an günstig gelegenen Orten Griechenlands nur zu einem Drittel, in der athenischen Landschaft nur zu einem Sechstel. Da sich diese mittlere Bewölkung in Wirklichkeit im Winter zusammendrängt, so ist der Himmel im Sommer fast stets wolkenlos und niemals ganz bedeckt. Dann strahlt mit den Worten Homers die „heitere Bläue herab, von Glanz überlaufen".

Wenn wir in Deutschland, in einem Lande des fatalen Regens zu allen Jahreszeiten, eine Sommerreise planen oder uns zu einem Ausfluge verabreden, so vergessen wir nicht hinzuzufügen: wenn gutes Wetter ist. In Griechenland ist das nicht nötig. Das ist wichtig zu wissen, denn Griechenland wird nach dem Kriege, besonders nachdem seine Bahnen im Kriege an das mazedonische und damit das europäische Bahnnetz in Saloniki angeschlossen worden sind und sich das Gespenst der Seekrankheit nicht mehr zwischen Griechenland und uns erhebt, und nach der bitteren Erfahrung, die wir mit Italien machten, ein bevorzugtes Reiseland der Deutschen werden. Wer dann einmal einen ganzen Sommer in Griechenland verbringt, der wird nach einem deutschen Regentage, nach einem rechten, trüben, langweiligen Landregentage, wie nach einer Erlösung seufzen.

Aber auch im wütenden Sommer hält ein gütiger Himmel Linderung bereit. Griechen-



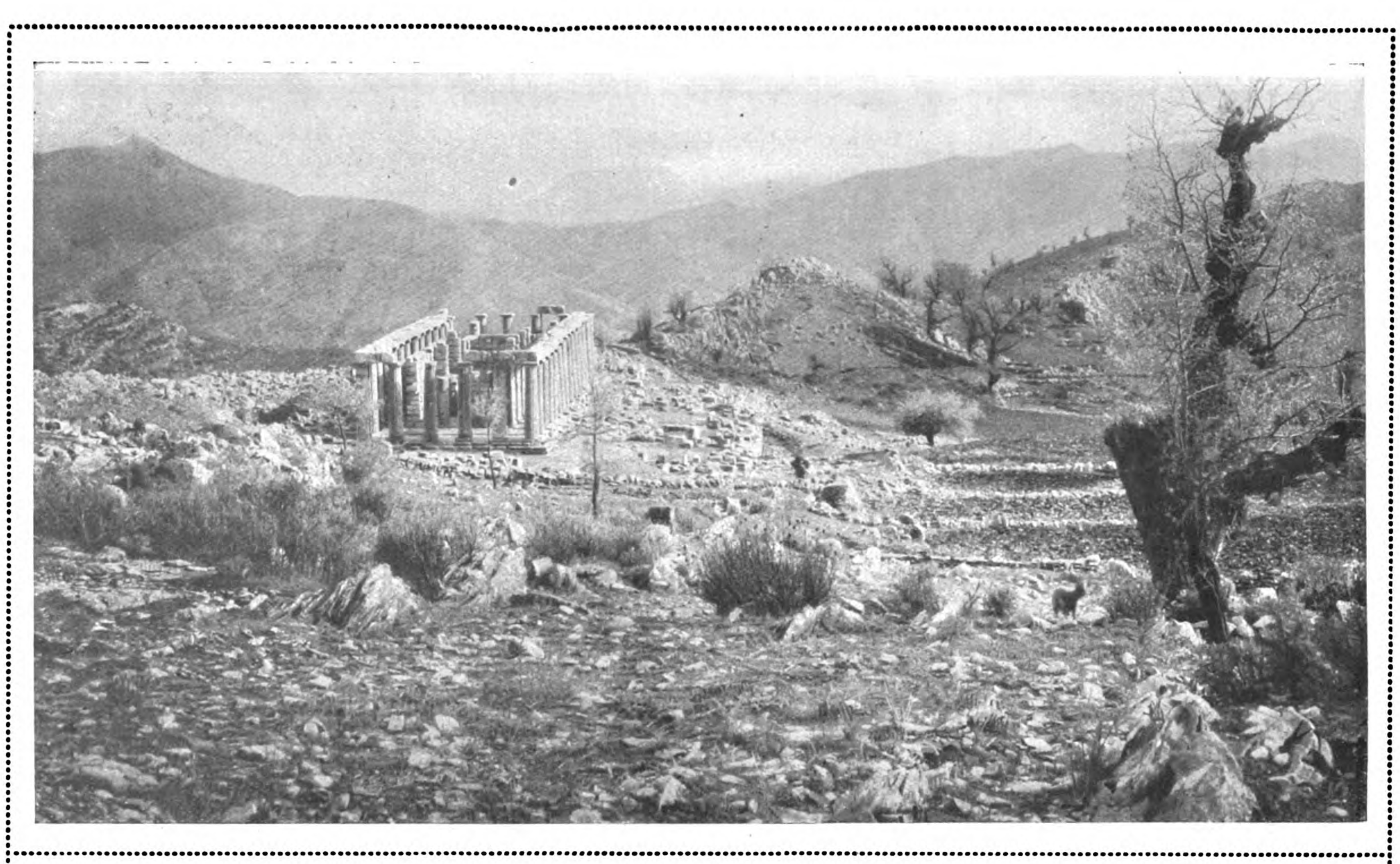
In der Landschaft von Sparta. Straße durch den Ölbaumhain nach Mistra am Taygetus

land ist vom Meere ganz durchdrungen; Cicero, der in Griechenland studiert hat, sagt, daß alle Staaten Griechenlands Seestaaten seien. Das Land erwärmt sich unter der Sonne schneller als das Meer, die erhitzte Luft über ihm steigt auf, und der entstandene leere Raum saugt kühlere vom Meere heran. Jeden Morgen um zehn Uhr setzt ein erfrischender Seewind ein, der sich in den Mittagstunden bis zum Sturme steigern kann. Zeus euanemos, der frischwehende Zeus, hat sich aufgemacht. Abends kehrt das Geschehnis sich um, weil das Land sich auch schneller verkühlt als das Meer. Das ist dasselbe in kleinem Maße wie der Wechsel von auflandigem Sommersüdmonsun und ablandigem Winternordmonsun an den Küsten Asiens. Den freundlichen Tagesmonsun wird der in Griechenland im Sommer Reisende in dankbarer Erinnerung halten. Im langen Golfe von Korinth erscheint der durch das umliegende Land vom Jonischen Meere angesogene Morgen-Landmonsun als ein der Golfgasse einwärts, der Abend-Seemonsun auswärts folgender Wind. Strabo sagt dichterisch schön: Der Golf atmet ein und aus.

Südamerika gehört zu den durch landschaftliche Schönheit bevorzugten Teilen der Erde. Aber wenn Reisende das großartige Bild schildern, das sich dem von der Höhe der Anden in die nahen Ebenen der Ostseite oder auf das Meer der Westseite Niederschauenden bietet, so pflegen sie hinzuzufügen: Aber eines fehlte — die menschliche Mitarbeit an der Landschaft. Nicht nur die gegenwärtige, die sich ausdrückt in Feldern, Straßen und Ansiedlungen, sondern auch die vergangene. Geschichtslos ist die Landschaft. Außer dem sinnlichen Klima eines Landes gibt es, was Lampe einmal das geistige Klima nennt. Amerika ist ungeheuer groß, die zwei alten Kulturen der Inkas und Mexikaner sind im Vergleich zum Landraume nur kleine Verbreitungsgebiete, und ihre sichtbaren Zeichen verschwinden im Lande. In das Licht der Weltgeschichte trat der Weltteil erst vor vierhundert Jahren ein. Im Sinne der Geschichte ist Griechenland, ja ist eine seiner kleinen Landschaften zum Beispiel Sparta, die Großberlin mit seinem Häusermeere füllen würde, das Sparta, das vielleicht soviel Einwohner hatte wie eine Straße in Berlin, ein größerer Erdteil als Amerika. Die Bucht von Salamis, in der im Jahre 480 die für Europa und die weiße Kultur vielleicht wichtigste Seeschlacht der Weltgeschichte geschlagen wurde, ist nicht größer als etwa die Havel zwischen Spandau und Potsdam und viel kleiner als der Bodensee. Gerade wegen dieser ungeheuren Bedeutung der Geschichte für die Landschaft muß ich mir auch nur den Versuch einer Skizzierung versagen.

Auch von den Sagen, mit welchen die Alten ihre Landschaften und deren Eigentümlichkeiten umdichteten, wie die von Herkules, der den Augiasstall, das ist eines der verstopften Flußschwundlöcher des geschlossenen Arkadiens reinigte, will ich nicht sprechen, sie sind gar bekannt. Aber einige weniger bekannte, unsere Landschaften kennzeichnende alte Namen und Aussprüche der alten Schriftsteller über sie will ich nennen. Das auch heute offene Sparta heißt bei Homer breit und bei Thukydides dörflich, und das Senkungsfeld Lakonien zwischen den Bruchlinien an Taygetus und Parnon heißt das leicht erschütterte. Eurotas bedeutet Schönströmer und Sparta Saatboden. Tegea in Arkadien ist das Schattige, und Elis, eine gleich der Kölner Bucht im rheinischen Schiefergebirge in den arkadischen Kalkbergen eingesunkene Landschaft, heißt bei Strabo hohl. Elis mit dem Volksheiligtum Olympia ist durch Verträge der ewigstreitenden Kleinstaaten neutralisiertes Levitenland mit nicht ummauerten Städten, eine Ackerbauer- und Gärtnerlandschaft. Einem guten Freunde wünscht man die fruchtbare Mergellandschaft am korinthischen Golfe, in der im 14. Jahrhundert die nach der Stadt Korinth benannte Korinthe als Rebenabart zuerst gezogen wurde, „das was zwischen Sikyon und Korinth liegt". Zeus ist der Wettergott und hat nach Pausanias als Zeus Ombrios, regenbringender Zeus, einen Altar auf dem Hymettus, auf den die Athener im dürren Sommer, wenn die nackten Berge nach Platos elegischem Worte wie bleichende Knochen daliegen, sehnsüchtig nach Wolken spähen; hat er als Zeus Semaloes, Wetterzeichen gebender Gott, einen Altar auf dem etwas ferneren Parnes, und als Zeus aller Griechen, Zeus panhellenios, einen auf dem vulkanischen Oros, dem ‚Berge' schlechthin, auf der Insel Ägina im saronischen Busen. In dieser vulkanischen Gegend, wo große Bruchlinien herziehen, wird der Erderschütterer Poseidon durch Altar und Tempel verehrt und versöhnt. Das Delphische Orakel redet die Arkader „eichelnessende Söhne Arkadiens" an, und von den von Hocharkadien nach dem korinthischen Golfe steil abstürzenden Tälern, die im Sommer trocken, im Frühling von wilden Fluten erfüllt sind, heißt heute eines Phonissa, Mörderin. Genug!

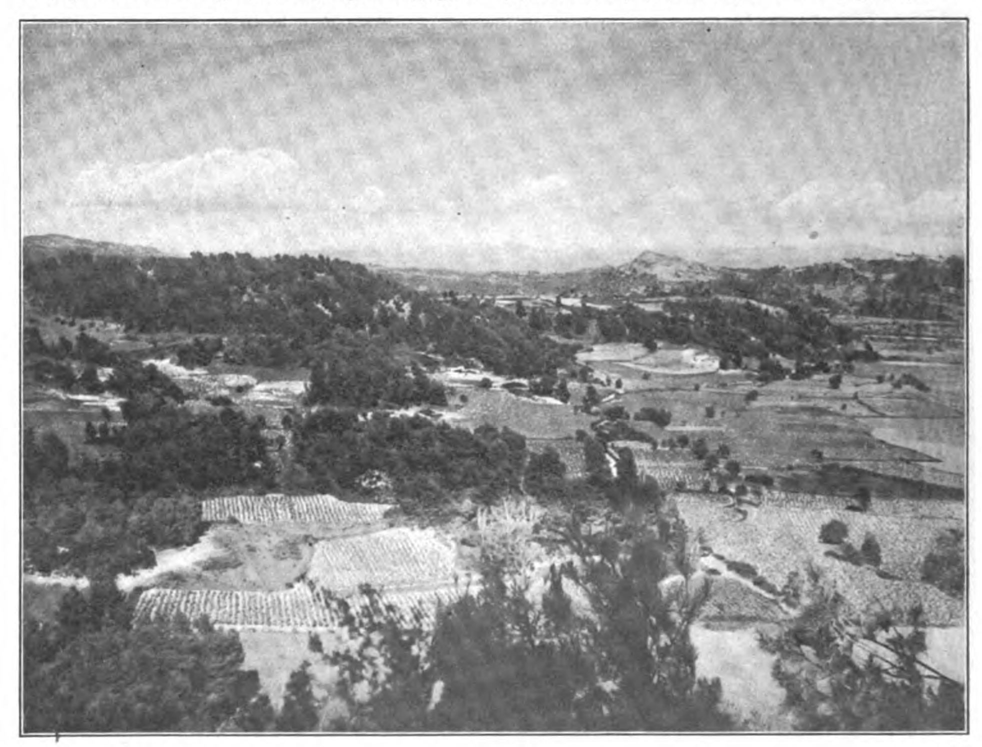
Die Sprache als Denkmale der Alten im Lande berührten wir, und wir haben uns bis zuletzt aufgespart, was als kostbarstes menschliches Schmuckstück der Landschaft, als reinstes, sinnliches Gebilde und zugleich edelstes Denkmal des menschlichen Geistes und glühenden, doch gebändigten Schönheitsdurstes übriggeblieben ist und noch heute in der Landschaft lebt, die Denkmale der Baukunst, das, was für viele Besucher Griechenlands das Griechenland ist. In Olympia, der stillen, nordisch grünen Landschaft zwischen den milden Höhen von Elis, steht nichts mehr von dem aufrecht, womit die Alten ihre Landschaften geschmückt haben. Die Erschütterungen des Bodens und der Zeiten legten alles um. Olympia, die Stadt sommerlicher Pilgerfahrten, der Ort öffentlicher



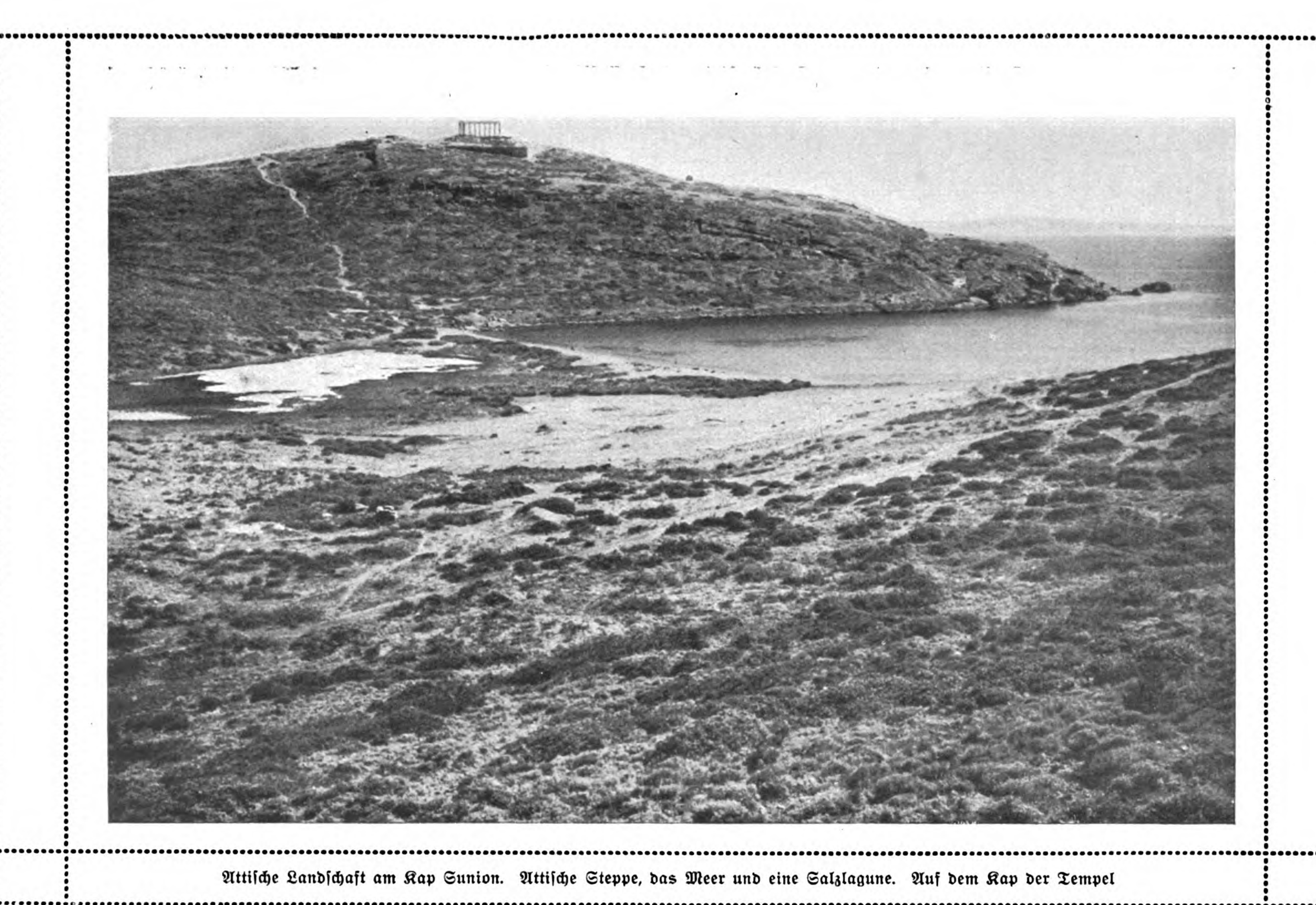
„Die Säulen". Der Tempel von Bassä in arkadischer Kalklandschaft. Links das Bergtal von der messenischen Irafestung, fern hinten Ithome (bekannte Namen aus den Kriegen der Messenier mit den Spartanern)

Wettkämpfe und lauten Jahrmarktstrubels, ist heute nur noch Landschaft. Es ist, als ob die Natur sich den heiligen Ort nicht von grabenden Gelehrtenhänden entreißen lassen wollte, denn mit ihren harzigen Seekiefern, dem süßduftenden Thymian und der stolzen, stillen, bleichen Unterweltsblume Asphodelos sucht sie die freigelegten Grundrisse der Gebäude zu überziehen. Wie Olympia am Grunde eines weiten Tales ist Delphi hoch auf der sockel- und gesimsartig aus dem Kalkberge hervortretenden Schieferlehne heute nur noch Landschaft. Blau und rot fließen die Farben in diesem wilden Sonnenlichte die steilen Wände des hehren Felsenpaares der Phädriaden herab, geteilt durch das mystische blaue Dunkel der Schlucht, in der die kastalische Quelle rauscht, und begegnen sich auf der Schieferlehne, dort wo Theater, Apollotempel, heilige Straße und Schatzhausgasse wenigstens in Grundlinien angedeutet sind, mit der silbergrünen Masse des herrlichsten Ölbaumhaines, die aus der Tiefe des Bergtales heraufleckt. War Olympia still, so ist Delphi laut — jedes Geräusch und jeder Ton wird in der steilen Landschaft von Delphi vervielfacht und gesteigert: die Rufe des Geißbuben, der Sang des Schafhirten, das Peitschenknallen der Drescher auf offenen Tennen, das Schreien der Geier und Adler im Geklüfte der Phädriaden, der Schuß eines in den Felsen verstiegenen Jägers — ein gewaltiger Orgelton ist die Landschaft!

Einer der Adler aber entweicht vor der Kugel des Jägers, und wir fliegen mit ihm die Landschaft hinab zum Korinthischen Golfe und über diese herrliche Meergasse und über gelbe, blendende Mergeltäler Achajas und fallen mit dem Vogel des Zeus ein auf drei braunen Säulen eines Porostempels, der dem Zeus heilig war. Wir sind in Nemea, in einer freundlichen Landschaft voll Wein und Korinthen, und die drei Säulen sind das einzige, was von dieser Stätte der nemeischen Spiele übrigblieb. Nun wehen wir mit dem frischen Bergwinde dahin über Arkadiens kalte und steinige Berge, mit dem frischen Bergwinde, der kranke Lungen heilt und die Fieberdünste der Niederungen vor sich herbläst, mit dem Bergwinde des pestabwehrenden Apollo, und stehen in hoher Einsamkeit in einer Gegend, welche das Volk einfach „die Säulen" heißt. Kahl, nackt und starr ragen die Bergkämme Arkadiens um uns, unwegsam mit ihren verkarsteten und verschratteten Felsen und mit dem harten Holze immergrüner Makia bedeckt; eine oder zwei Tagereisen braucht es, um von Orten eines bescheidenen Wohlbehagens in diese Bergwildnis heraufzureiten — aber alle Mühe wiegt leicht gegenüber dem Erlebnis, inmitten dieser garstigen und abschreckenden, fast möchte man sagen form-



Landschaft von Olympia. Weiche Tertiärstoffe, Seekiefernhaine und Korinthenfelder bedecken das alte Stadion



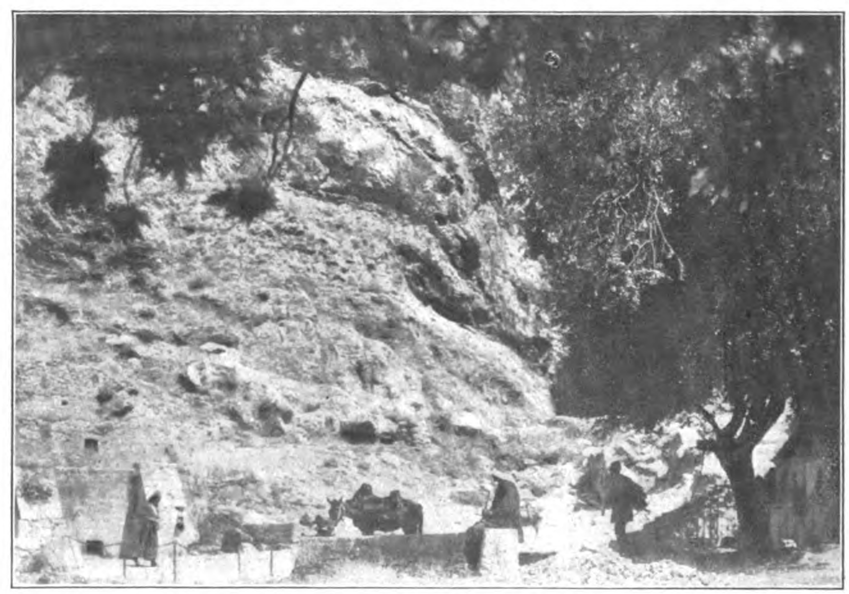
Attische Landschaft am Kap Sunion. Attische Steppe, das Meer und eine Salzlagune. Auf dem Kap der Tempel

losen Felswüste dieses formvolle, edle Gebilde eines dorischen Tempels zu sehen. Fast bis zum Gebälk erhalten steht dieses Werk des größten griechischen Baumeisters Iktinos da.

Und nun lassen wir uns vom Monsun des Korinthischen Golfes, wenn der Golf nach Strabos Ausdruck atmet, einatmen und ruhen bald auf dem Architrav über den sieben Säulen des Tempels, der auf einer alten Terrasse in der erhabenen Landschaft zwischen dem hohen, steinigen Akrokorinth und dem Wasser des Golfes aufragte. Vom doppelmeerigen Korinth eilen wir über den Isthmus dahin, um uns verlocken zu lassen von den zwanzig Säulen der Kalksteinruine des Aphaiatempels, der auf einem Vorgebirge Äginas aus dem vom sommerlichen Mittagssturme umgewühlten harzduftenden Kiefernwalde leuchtet. Das tintige Meer ist klarer als unsere Nordmeere, weil keine größeren schuttführenden Ströme hineinmünden; der Schutt der größten Flüsse Europas, Donau und Wolga, verbleibt hinter der hohen Schwelle des Bosporus. Seine Farbe ist schwer zu beschreiben; Homer nennt sie purpurn, und wirklich kann sie auf hoher See oftmals violett genannt werden; an den Küsten aber ist sie grün, oft smaragd- oder chrysoprasgrün, und das Land bringt an die Küste das edle Blau und Grau und das Eisenrot seiner Kalkkaps, das schimmernde Weiß und das süße Rosa der Fischerhäuser, das Zitronengelb der Boote und das Blutrot der Segel — dieser Farbenbahn um Inseln und Kaps folgend kommen wir zur Südspitze Attikas, zum Kap Sunion. Weiße Säulen ragen auf diesem „Säulenkap", wie das Volk sagt, inmitten einer weiten Wüste von Wasser, Stein und trockener attischer Steppe auf. Weißes Salz liegt unten in einer abgeschnürten Lagune gleich einer Eistafel, nach Salz schmecken die Lippen, Salz knistert im Kopfhaare, und von den Säulen schabt man das Salz, das man etwa zum kalten Mittagbrote braucht.

Und nun zuletzt das Schönste, Erhabenste, das Größte! Die Akropolis von Athen ist ein blauer, plumper Fels mit wirren Sprüngen, über den sich das edle, weiße Gefüge der Tempel und Hallen erhebt wie Geschenke, welche die Erde den Göttern darreicht. Nicht von Kunst sei die Rede, nicht von Geschichte, nur vom Stoffe und von der Farbe! Der Baustoff ist der edle pentelische Marmor. Er ist durchaus nicht weiß, sondern gelb und wird von der Sonne bis zur Tiefe einer Hand wie ein Körper aus Fleisch und Blut durchleuchtet. Man fühlt eine Inbrunst zu den gelben Säulen und umarmt sie wie einen geliebten, festen, gesunden Menschenkörper. Die Schlagseite, die Luvseite der Säulen ist weiß, die Leeseite ist grün von feinen Moosen, und die neutralen Seiten sind rot von dem wenigen bei der Verwitterung des Marmors freiwerdenden Eisen. Der warme Seewind braust am Sommermittag um die Säulen, man meint die Pfeile des Sonnenlichtes klingen zu hören, und die Farben glühen von allen Seiten heran, vom purpurnen Meere, von den blaugrauen Bergen des Parnes, vom roten Hymettos und Pentelikon und vom weißen, blendenden Athen — die Akropolis von Athen ist das herrlichste Stück Landschaft in Europa!

Um die Akropolis einmal zu sehen, verlohnt es sich, geboren zu werden, den Sprung in dieses fragwürdige Leben zu wagen.



Die Schlucht der kastalischen Quelle am Parnaß. Platane und Ölbaum

Erinnerungen an Peter Gast

Von Dr. A. Mendt

Ein innerlich überaus reiches, äußerlich stilles Gelehrten- und Musikerleben ging zu Ende, als am 15. August vorigen Sommers Peter Gast in seiner Geburtsstadt Annaberg im Erzgebirge die Augen für immer schloß, die feurigen, kühnen, so schauensfrohen Augen, die ihm in seinem letzten Jahr den Dienst immer mehr versagten, so daß er dem völligen Erblinden nahe war. Ob seine jahrelange Gepflogenheit, nur nachts zu arbeiten, wenn der laute Tag verstummt war, daran schuld war? Leicht möglich, denn so hielt er es; und der Besucher, der zur üblichen Mittagsstunde anklopfte an dem schönen alten Haus, das er mit Gattin und Tochter allein bewohnte, fand ihn nicht zu sprechen, sondern wurde auf den Nachmittag wieder gebeten, wo er dann eines liebenswürdigen Empfangs sicher sein konnte, wenn irgend er geistige Kost brachte oder suchte. Und anregendste, geistvolle Stunden schenkte er, einst Nietzsches bester Freund, dem hier einige rein persönliche Erinnerungszeilen gewidmet sein sollen.

Eine eingehendere Darstellung seines Lebens und Wirkens bereitet der Verfasser dieses Aufsatzes vor.

Eine umfassende Belesenheit in allem, was irgendwie Kraftvolles, Bedeutendes über die wichtigsten Dinge der Lebensanschauung geschrieben war, in Altem und Neuem, Deutschem und Fremdem, eine überlegene Kenntnis in Kunstsachen, vor allem der Werke der Renaissance — und eine heiße Liebe zur Musik: alles das offenbarte sich bald, wenn man ihn näher kennen lernte. Gern bot er einem die Früchte eines nur der Ausbildung des eigenen Menschen, dem Studium und der Musik gewidmeten ganzen Lebens; mit Vorliebe führte er den Besucher hinauf ins Giebelstübchen mit dem einfachen Hausrat, dem zweiten Klavier, das eben nachts oft von neu gefundenen Weisen erklang, und mit der erlesenen Bücherei. Da war bei Tag der Schreibtisch schön aufgeräumt, aber der suchende Blick fand dort die dicke Partitur unter vielen Büchern und Zetteln, sein Schmerzenskind, die Oper ‚Der Löwe von Venedig'. Die letzten Jahre seines Lebens galten hauptsächlich der Umarbeitung dieses Werks, das Nietzsche über die Musikdramen Wagners stellte wegen der echteren Musik! Leider ist die Umarbeitung nicht vollendet, aber vielleicht kommt doch die Zeit, wo neben den lauten Neutönern auch dieses Werk wieder zu uns spricht, wie so viele Lieder von Peter Gast schon ihre Freunde haben.

Er war doch eigentlich Musiker! Der Philosoph war vielleicht die Gabe des Schicksals an den Musiker, die sein Wesen zwiespältig gestaltet hat und die zuviel Kraft von ihm nahm. Denn wer Lieder schreibt wie das machtvolle ‚Deutsche Schwert 1914' (das Gedicht ist von Isolde Kurz und mit Recht weit verbreitet), der ist ein echter Musiker.

Keine andere Vertonung dieses vielkomponierten Textes erreicht die Wucht, Ausdruckskraft und innige Schönheit von Peter Gasts Schöpfung. Man wird es dem Freund Nietzsches verzeihen, wenn er den Wortlaut einer Stelle änderte und auf die Frage: „Wer bleibt uns treu?" statt „Nur Gott allein" antwortet: „Wir uns selbst allein!" Seine Musik ist immer feine Kunst, nie banal, erreicht aber oft wahrhaft volkstümliche Sangbarkeit, so, um nur einiges zu erwähnen, in dem einstmals vom ‚Kunstwart' gebrachten Lied ‚Mein Töchterlein', so auch in den vier ‚Deutschen Heeresmärschen', die Freunden guter Hausmusik warm empfohlen seien; es sind wirkliche Märsche voll Schwung und Melodie und mit moderner orchestraler Behandlung des Klaviers. Er spielte gern gerade diese Märsche vor dem Besucher; einige davon hat er einst bei dem Wettbewerb der ‚Woche' eingereicht — die Preisrichter entschie-

Peter Gast, geb. 10. Januar 1854, gest. 15. August 1918
Photographie von H. Föppel in Annaberg

Kaisermarsch von Peter Gast

Hier veröffentlicht mit Genehmigung des Verlegers Friedrich Hofmeister in Leipzig





ff
Trio
ff
Schluß
mf
dolce
cresc.
ff
meno f
hart f
sff
f
mf
cresc.
sff
f
ff
dim.
dolce
Marsch von vorn bis Schluß

den nicht dafür, wohl weil sie für wirkliche Militärmusik doch zu geistreich sind. Ganz eigenartig war die Wirkung seines Spiels gerade dabei, denn er sang gern mit einem zwischen Trompete und Violine schwebenden Ton die Melodie dazu. Das tat er auch sonst manchmal, wenn er unter vier Augen spielte — und er spielte wundervoll. Kein Virtuos war er, aber ein Vollblut-Musikant; Chopins Barcarole habe ich auch von bedeutenden Künstlern wie Rosenthal und Elly Ney nie so spielen hören wie von Peter Gast. Chopin liebte er, wie ja Nietzsche auch, vor allen andern; mit Chopin beschäftigt sich eine ganze Reihe noch unveröffentlichter Tagebuchnotizen z. T. streitbarer Art gegen Liszts Buch über den großen Klavierpoeten. Wie es scheint, trug sich Peter Gast mit dem Gedanken eines eigenen Buches über ihn. Einmal sagt er: „Es wird Liszten schwer, die Wahrheit rund herauszusagen, nämlich, daß Chopin zu den Künstlern allerersten Ranges gehört, daß er ein Ausblühender, ein Vollender im höchsten Verstande ist, — und als Vollender zugleich ein Neuerer. So wie er verstanden nur wenige, eine Stimmung zu Ende zu führen."

Eins seiner Lieblingsstücke war die beliebte As-dur-Etüde op. 25, die er einst im Kunstverein in Annaberg sehr hübsch verwendete, um eine Streitfrage zu beantworten. Man stritt in der Aussprache nach einem Vortrag über „musikalische Ausdrucksmittel", der ihn offenbar lockte, so daß er sogar in einem Verein erschien, man stritt also über die Notwendigkeit oder doch Möglichkeit, sich beim Anhören von Musik etwas vorzustellen, etwas zu ‚denken'. Schumanns Kinderszenen bildeten die Grundlage. Da zog der Leiter der Aussprache den bisher schweigenden Komponisten als maßgebend in den lebhaft gewordenen Streit. Das Reden vor größerem Kreise war nun seine Sache durchaus nicht, und so setzte er sich statt aller Rede kurz entschlossen ans Klavier und spielte jene Etüde. Alles lauschte entzückt den köstlichen Harmonien und vergaß alles Denken und Vorstellen, so daß man gern die Antwort aus der lächelnden Frage entnahm: „Nun, was haben Sie sich dabei gedacht?"

Trotz aller theoretischen und philosophischen Gegnerschaft spielte er auch gelegentlich — Wagner, seinen musikalischen Gegenfüßler, dessen Größe er doch anerkannte; allerdings mochte er den ‚Lohengrin' lieber als die späteren Werke! Daß er vom ‚Parsifal' nicht viel wissen wollte, ist ja klar, da stand eben die Weltanschauung zwischen ihnen: dort Christus, hier Zarathustra. Aber die ‚Meistersinger' schätzte er hoch, und vom ‚Tristan' bewahrte er als kostbares Gut das Handexemplar der Partitur von Wagner selbst, mit Dirigiernotizen und einer Widmung von Nietzsches Hand an seinen Freund, seinen getreuesten Peter Gast.

Auch sonst besaß er so manches Wertvolle für die Geschichte des Zeitgeistes — das Schließfach in der Bank, in dem die Schätze größtenteils ruhen, bis des Bruders Wille Näheres darüber bestimmen wird, birgt eine Fülle von Briefen, vor allem die von ihm selbst an Nietzsche (die von Nietzsche an ihn sind ja schon veröffentlicht) und viele an ihn von bedeutenden Zeitgenossen. So hatte er von Langbehn, dem Rembrandt-Deutschen, 21 Briefe aus dem Jahre 1890, wo Langbehn den zusammengebrochenen Nietzsche retten zu können meinte. — Peter Gast liebte es, sich brieflich mitzuteilen, so daß jetzt seine Geisteserzeugnisse weit verstreut sind. Es würde sich lohnen, sie zu sammeln und herauszugeben. Seine Briefe sind fürs Auge ein Genuß, wie gestochen ist seine Handschrift, es machte ihm Freude zu schreiben. Auch die Briefwechsel früherer Zeiten studierte er gern, besonders die großen französischen Briefschreiber aus der Enzyklopädistenzeit; den geistvollen Abbé Galiani, den Don Juan im Priesterrock, schätzte er da besonders. Sonst hatte er noch gewisse Liebhabereien in literarischen Dingen: die Tagebücher der Brüder Goncourt und von deutschen das trotz der billigen Ausgabe in Meyers Volksbüchern viel zu wenig bekannte Buch ‚Geschichte des deutschen Genius' von Bogumil Goltz, und Lagardes Schriften empfahl er mir noch besonders auf meinem letzten Besuch bei ihm im Kriege.

Sein Verdienst um die deutsche Geistesgeschichte liegt in seinem Zusammenwirken mit Nietzsche; denn es war ein wirkliches Zusammenwirken. War er schon einer der ganz wenigen, die Nietzsche wirklich verstangen und bejahten, als Nietzsche noch ganz unbekannt war, so hielt er treu zu ihm, als Ende der siebziger Jahre die entscheidende Wendung in Nietzsches Entwicklung kam und manchem anderen das Neue, das Unerhörte zu kühn war. Es waren gemeinsame Nöte, gemeinsames Suchen, innere Wesensverwandtschaft in den beiden; und bis über die letzte Erkrankung, bis über den Tod Nietzsches hinaus währte die 1876 in Basel geschlossene Freundschaft; erst als die letzten Veröffentlichungsarbeiten im Nietzsche-Archiv beendet waren, zog sich Peter Gast in die Erzgebirgsstadt zurück, um wieder mehr und mehr Musiker zu werden. Wie Nietzsche selbst seinen Freund schätzte, beweisen nicht nur seine zahlreichen Briefe an ihn, sondern auch andere Äußerungen. Gerade aus der Zeit der Entstehung des großen Zarathustra-Gedankens schreibt er selbst 1888 in ‚Ecce homo': „In einem kleinen Gebirgsbade hinter Vicenza, Recoaro, wo ich den Frühling des Jahres 1881 verbrachte, entdeckte ich, zusammen mit meinem Maestro und Freunde Peter Gast, einem gleichfalls ‚Wiedergeborenen', daß der Phönix Musik mit leichterem und leuchtenderem Gefieder, als er je gezeigt, an uns vorüberflog": eine ‚Wiedergeburt' in der Kunst zu hören, war eine Voraussetzung zum Zarathustra, „den man vielleicht ganz unter die Musik rechnen darf".

Was unsereinem besonders nahelag: über das Verhältnis der beiden und über Nietzsches Persönlichkeit etwas zu erfahren, war nicht so leicht. Unter vier Augen nur gab er — und auch da selten — etwas heraus, was das vor allem durch seine sehr lesenswerten Einleitungen, besonders zum „Zarathustra" und zu „Menschlichem, Allzumenschlichem", schon bekannte Bild etwas abrundete. Er bekräftigte, was er dort (Nietzsches Werke, große Ausgabe Bd. VI) gesagt hat (S. 487): „Nietzsche würde, in ein Zeitalter hineingeboren, das wirkliche Herren gehabt hätte, sofort zu dem geworden sein, der er einst werden wollte: ein Mann der Tat, ein Ordensstifter, ein Kolonisator. In das unsrige hineingeboren, mußte er erst zum Lehrer und Philosophen werden." Es wird ja immer wieder gegen Nietzsche ins Feld geführt, er sei im Leben sich selbst nicht treu gewesen. So finde ich z. B. in Pfennigsdorfs „Christus im deutschen Geistesleben" (1915) S. 166: „Es war ein Abgrund zwischen seinem Denken und seinem Leben. Er verdammt das Mitgefühl, und niemand war zartfühlender als er. Er verherrlicht die Raubtierinstinkte und schreibt Bücher! Er bewundert die brutalen Gewaltmenschen und gefällt sich in feinsinnigen Aphorismen!" Solchen Gedanken gegenüber hatte Peter Gast nur ein überlegenes, grimmiges Lächeln — oft genug mag er sie im Leben gehört haben, so daß er schon 1892 (a. a. O. S. 500) geschrieben hat: „Für die, welche sich diese Dinge nicht zurechtlegen können und wohl gar von Zarathustras Milde und Hoheit keinen Eindruck empfangen, daher immer in Gefahr sind, sich an Nietzsche (einer der höchsten Erscheinungen des Menschengeschlechts) durch Andichten ihrer persönlichen Vulgarität zu vergreifen, sei noch gesagt, daß gerade der hochentwickelte, der Zarathustra-Mensch, dem Mitleiden am zugänglichsten ist: aber er darf ihm nicht nachgeben, er muß es sich verbieten. Er hat die schwerste Aufgabe unter Menschen, — so darf er nicht tun, was Millionen andere tun dürfen: nämlich sich wegschenken, vergeuden, sich von seinem Ziele ablenken lassen." Das Mitleid des Zarathustra-Menschen schaue über die zunächst vorhandene Not hinweg zur großen Not überhaupt! In seinem Tagebuch steht schon aus den achtziger Jahren die hierher gehörende Bemerkung: „Wer sich vorsetzt, ein Mitleid mehr zu haben, wird mit dem verwechselt, der sich vorsetzt, grausam zu sein." Wer denkt da nicht an das ähnlich mißverstandene, tiefe Wort Hindenburgs vom grausamen, darum eigentlich mitleidigeren Krieg! — So bestätigte Peter Gast wiederholt, daß Nietzsches Leben und Lehre doch eins waren, daß die Einheit seiner Gedankenwelt in seinem Charakter wurzelte. Daß die strenge Folgerichtigkeit des Denkens ihn zu äußersten Schlußfolgerungen, letzten schroffen Gipfeln führte, zu denen er als Mensch selbst nicht hinaufkonnte, das gab Peter Gast willig zu. Der „Zarathustra" ist ebensosehr Bekenntnis wie Dichtung, ein Ideal, das unerreicht ist im Leben, wie ja auch das Christusideal von keinem erreicht wird

Auch in der Frage Nietzsche-Wagner meinte Peter Gast, Nietzsche sei in der Leidenschaft des Kampfes und des Schmerzes über den Abtrünnigen etwas über das Ziel hinausgeschossen. Noch immer war ihm allerdings Wagner derjenige, der abtrünnig, von sich selbst abgefallen sei; aber die zwanzig Jahre, die damals, als ich mich mit ihm darüber unterhielt, schon seit der Zeit seiner Darstellung des Verhältnisses der einstigen Bayreuther Freunde vergangen waren, hatten ihn doch etwas von seinem früheren hitzigen Standpunkt zurückgebracht. So war, wie ich abschließend sagen möchte, seine Stellung freimütiges Bekenntnis, daß Nietzsche kein Ende sei, kein Ziel, sondern ein Anfang.

Ich glaube daher, daß die Neuen, die weiter wollen, die die schon von vielen praktisch vollzogene Vereinigung von Christus und Zarathustra auch als Lehre ausbilden wollen, seine Billigung finden würden. Der Krieg und sein früher Tod haben es verhindert, daß ich mir hätte Gewißheit holen können, was er z. B. über Hermann Burtes ‚Wiltfeber' dachte! Denn der zeigt meines Erachtens einen Weg zur Weiterbildung des Erbes des großen Antichristen; er verspricht die wahre Eindeutschung Zarathustras zu bringen, so daß er mithelfen kann an dem großen Werke der inneren Erneuerung Deutschlands. In Deutschland allein ist ja Nietzsche-Kenntnis und -Verständnis wirklich zu Hause, trotz Nietzsches eigener oft geringschätziger Verkennung deutschen Wesens. Und wenn er einst begründend sagte: „Die Deutschen sind von Vorgestern und Übermorgen, sie haben noch kein Heute" — so hoffen wir jetzt doch, daß wir nun von Morgen sind! Bald wird es ein Heute sein, wenn wir dem Besten in uns treu bleiben!

Mittag

Der besonnte Platz
Liegt in runder Ruh' —
Häuser machen ihre
Müden Augen zu.

Im uralten Baume
Raunt ein Rauschen tief:
Leben singt im Traume —
Tod uns dunkel rief —

F. W. Wagner

Die Augen

Eine Novelle von Franz Nabl

Auf einem jener Bahnhöfe an der äußersten Grenze von Wien, wo die Geleise der Stadtbahn in die Schienenwege der Hauptbahnen einmünden, stand neben dem Pavillon der Tabaktrafikantin und dem der Bücher- und Zeitungsverkäuferin noch ein dritter Pavillon, in welchem allerhand Bäckereien und Zuckerwaren zum Verkauf ausgeboten wurden. Die Verkäuferin in diesem Hüttchen, ein etwa neunzehnjähriges Mädchen namens Rosa Schweiger, war mittelgroß, eher klein, und obwohl die Schultern und Hüften schmal genug abfielen, doch von einer beinahe frühreifen Fülle. Nur die Haut des sonst ziemlich unbedeutenden Gesichtes war von außergewöhnlicher Feinheit, und auch die grauen Augen erhielten durch einen mehr neugierigen als fragenden Blick einen nicht ganz gleichgültigen Ausdruck. Das reiche, aber glanzlose, mattblonde Haar war nach irgendeiner vorübergehenden, von Vorstadtfrauen und Mädchen aber begierig aufgegriffenen Mode in einem beinahe überhängenden Wulst vorgeschoben und ließ so die Stirn niedriger erscheinen, als sie in Wirklichkeit war.

Nun war es einmal im Spätsommer in den Abendstunden, bei der Einfahrt eines Vorortzuges nach den nahegelegenen Sommerfrischen. Teilnahmslos, ja beinahe unbewußt blickte die junge Verkäuferin in den sekundenlangen, aufgeregten Wirbel während des Einsteigens. Sie konnte nichts Einzelnes sehen, der ganze Vorgang spielte sich ab wie eine Gesamtheit, wie etwas Zusammengehöriges. Aber als schon das erste Trompetenzeichen zur Abfahrt des Zuges gegeben war, hatte sie mit einem Male das sichere Gefühl, als ob jemand sie fest und starr ansehe. Aus diesem Gefühle heraus löste sie ihren Blick von dem immer ruhiger werdenden Wirbel und wandte ihn, ohne erst suchen zu müssen, nach einer ganz bestimmten Richtung. Und da sah sie an dem Fenster eines ihr schräg gegenüberstehenden Wagens erster Klasse einen Männerkopf, dessen Augen starr und unbeweglich an ihrem Gesicht hingen. Einer ersten Regung folgend, wollte sie mit einem ungeduldigen Zucken des Mundes zur Seite blicken. Aber dann konnte sie es nicht. Aus einem ihr kaum bewußten Gefühl des Zwanges heraus mußte sie den auf ihr ruhenden Blick aushalten und erwidern. Und obwohl sie nur in die nach ihr gerichteten Augen hineinsah, erkannte sie doch gleichzeitig das ganze Gesicht des Mannes. Die Stirn war von der etwas herabhängenden Krempe eines weichen, schwarzen Hutes überschattet und nur undeutlich sichtbar. Dafür sprangen die ungewöhnlich stark ausgearbeiteten Backenknochen so weit vor, daß sie förmlich in ein helleres Licht gerückt waren und daß der untere Teil des Gesichtes beinahe schmal und spitz zulaufend erschien. Von den ziemlich weit auseinanderstehenden Nasenflügeln liefen zwei tief eingegrabene Falten um den glatt ausrasierten Mund und gaben ihm so ein herabgezogenes, ein wenig verächtliches Aussehen. Die festhaltende Kraft lag aber nicht in dem sehr scharf geprägten Ausdruck des Gesichtes, sondern nur in dem Blick der beiden, wenn vielleicht auch nicht ganz schwarzen, so doch jedenfalls sehr dunklen Augen. Im Anfang mochte es nur ein Hängenbleiben an einem zufällig ins Gesichtsfeld gerückten Gegenstand gewesen sein. Dann aber wurde es ein hastiges, beinahe angstvolles Suchen, ein Fragen. Und die junge Verkäuferin meinte zu fühlen, daß in den so krampfhaft nach ihr gerichteten Augen eine heimliche Verzweiflung zu zittern begann, als könne ein großes, beglückendes Schicksal auf immer versäumt und verloren werden. Und wie nun der Zug sich langsam in Bewegung setzte, wie der Wagen, an dessen Fenster der Mann saß, an ihr vorbei und dann weiter hinausrollte, glaubte sie zu bemerken, daß er sein Gesicht, in dem Verlangen, die Bewegung des Zuges auszugleichen, allmählich nach ihr zurückwandte, um sie so lange wie möglich im Auge zu behalten. Da konnte sie auch ihren eigenen Blick nicht mehr abwenden und als der Zug die Station schon verlassen hatte, starrte sie noch immer nach jenem Punkt im Leeren, an dem sie die Augen des Mannes zum letztenmal auf sich ruhen gefühlt hatte ...

⌘ ⌘ ⌘

Als sie an diesem Abend nach Hause kam und die Glocke an der Wohnungstür gezogen hatte, wurde sie von ihrer Mutter viel lebhafter und aufgeregter empfangen, als es sonst die Art der stillen und von den beengten Lebensverhältnissen ein wenig gedrückten Frau war. Sie umarmte die Tochter sogar mit einer gewissen rührseligen Feierlichkeit und küßte sie auf beide Wangen, und als das Mädchen ein erstauntes Gesicht machte, sagte sie mit kindischer Geheimnistuerei: „Ich

darf nichts verraten! Er will es dir selbst sagen. Komm nur herein."

Dann traten sie in das Wohnzimmer und auch dort war es ganz anders als an früheren Tagen. Die Petroleumlampe konnte zwar nicht heller brennen, aber der runde Tisch darunter, über dem sonst nur eine grobgemusterte Wichsleinwand gebreitet lag, war mit einem weißen Tischtuch gedeckt, in seiner Mitte stand eine bemalte Porzellanvase mit einem Rosenstrauß und dicht daneben eine längliche, in einen schmalen Hals auslaufende Weinflasche vor drei Stengelgläsern.

Auf dem Sofa hinter dem Tisch saß der Bräutigam des Mädchens, der Beamte Rudolf Krumholz. Er verbrachte jeden Abend bei seiner Braut und ihrer Mutter. Die Mutter legte dem Mädchen in aufwallender Zärtlichkeit den Arm um den Leib. „Er hat endlich eine Gehaltsaufbesserung bekommen. Und jetzt könnt ihr heiraten."

Jetzt stand auch der Herr Krumholz auf, stellte sich knapp vor seine Braut hin und legte ihr behaglich lachend beide Hände auf die Schultern. „Mir scheint, Rosel, du kannst es gar nicht glauben, was? Ja, jetzt wären wir endlich so weit." Er verstärkte den Druck seiner Hände auf ihren Schultern. „Endlich!" Und als die alte Frau anfing, in ihr Schnupftuch hineinzuschluchzen, ging er wieder an den Tisch zurück. „Aber Mutter, das ist doch kein Grund zum Weinen!... Wir bleiben ja alle beisammen. Kommen Sie und stoßen Sie lieber mit uns an."

Er schenkte ein, und sie ließen die Gläser zusammenklingen. Die Frau Schweiger hatte noch immer verweinte Augen und sagte, bevor sie ihr Glas an den Mund setzte: „Ich wünsch' euch halt recht, recht viel Glück. Allen beiden. Verdient habt ihr es euch!"

Dann saßen sie bei ihrem bescheidenen Abendbrot und sprachen von der Zukunft. Eigentlich führten nur der Bräutigam und die Mutter der Braut das Gespräch. Doch endlich wandte sich die alte Frau an ihre Tochter. „Denk' dir nur, Rosa, sogar eine Wohnung hat der Rudolf schon gefunden, ganz bei uns in der Nähe. Und in drei oder vier Wochen soll die Hochzeit sein!"

Der Bräutigam hatte sich eine Zigarette angebrannt und saß, zufrieden ins Sofa zurückgelehnt, ganz so, als sei er schon in seinem eigenen Heim.

„Ich seh' wirklich nicht ein, warum man es noch länger hinausschieben soll. Gewartet haben wir lange genug, gelt, Rosel?"

Er blinzelte ihr geheimnisvoll vertraulich zu, und da dachte sie plötzlich an ein großes, starkes Tier, das ein viel kleineres und schwächeres erbeutet hat und nun seinen Raub vor dem Verschlingen noch eine Weile ruhig und besitzfroh betrachtet, weil es weiß, daß er ihm nicht mehr entrinnen kann.

Die Frau Schweiger aber nickte. „Es ist ja wirklich nicht notwendig, daß ihr noch wartet. Ihre Aussteuer hat ja die Rosa schon fertig." — Und dann, während sie voll Wichtigkeit und Genugtuung die Augenbrauen in die Höhe zog: „Siehst du, wie gut es war, daß ich dir immer gesagt hab', du sollst lieber nähen, anstatt lesen."

Der Herr Krumholz machte eine nachsichtig überlegene Handbewegung. „Lassen Sie gut sein, Mutter. Wenn die Rosa einmal verheiratet ist, wird sie so keine Zeit mehr zum Lesen haben." Er richtete sich ein wenig aus seiner lehnenden Stellung auf. — „Ja also, was die Wohnung betrifft, hab' ich mit der Mutter schon darüber gesprochen. Es sind zwei Zimmer, ein Vorzimmer und eine Küche. Der Zins beiträgt fünfhundertsechzig Kronen."

Da wollte das Mädchen endlich auch etwas sagen. „Das ist ja gar nicht so teuer ..."

„No, wie man's nimmt. Das eine Zimmer ist freilich sehr finster, weil es in einen ganz kleinen Hof hinaus geht. Aber das können wir ja als Schlafzimmer einrichten."

„Ein Schlafzimmer soll doch recht viel Luft und Licht haben. Wegen der Gesundheit. Das hab' ich einmal irgendwo gelesen."

Herr Krumholz wurde ein wenig ungeduldig. „Das ist ja alles sehr schön, aber wir sind doch beide gottlob! gesunde Menschen. Und wenn einmal ein Besuch zu uns kommt, kann man ihn doch nicht in so ein finsteres Loch führen, wo die ganze Aussicht auf eine Feuermauer geht!"

Sie erschrak über den verdrossenen Klang seiner Stimme und versank wieder in ihr früheres teilnahmloses Schweigen. Er aber sprach mit der alten Frau über die Wohnungseinrichtung und über die Möbelpreise.

Etwa um halb zehn stand Herr Krumholz von Tisch auf und verabschiedete sich von den Frauen. Seine Wohnung war zwar nicht weit entfernt, aber er wollte das Sperrgeld sparen. Nachdem er im Vorzimmer den Hut und den Regenschirm, den er immer mit sich herumtrug, vom Kleiderständer genommen hatte, umarmte er das ganz willenlose Mädchen noch einmal und sagte ihm dabei leise ins Ohr: „Laß dir was Schönes träumen heute nacht, Rosel ... ja!" Dann reichte er auch der Mutter die Hand und ging.

Das junge Mädchen bewohnte einen kleinen Raum neben der Küche, der eigentlich als Dienstbotenkammer gedacht war. Sein

Fenster ging in einen sogenannten Lichtschacht, aber diese Benennung war ganz unberechtigt, denn nur an sehr hellen Tagen erfüllte ein trüber, nebliger Lichtschimmer diesen gleichsam künstlich geschaffenen, enge im Geviert ummauerten Abgrund. Die Küchenfenster aller Wohnungen im Hause mündeten in diesen Schacht.

Nachdem die junge Verkäuferin in die Kammer eingetreten war, hatte sie tief und mühevoll aufgeatmet, so als könne sie die dumpfe, stickige Luft nur schwer einziehen oder als müsse sie durch das Heben der Brust irgendeine hemmende Last zur Seite schieben. Langsam und mit trägen Schritten trat sie an das Bett heran, schlug die Decke zurück und setzte sich nieder. Dann neigte sie den Oberkörper über die Knie, um die Schuhe von den Füßen zu streifen. Aber bevor sie noch die Riemen gelöst hatte, stockte ihre Bewegung, und sie blieb mit vornübergeneigtem Oberkörper und mit schlaff herabhängenden Armen regungslos sitzen. Wie in einem langsamen Erwachen drängte sich ihr der Gedanke ins Bewußtsein, mit welchem Rechte jener Mann, der sie vor kurzem noch in seinen Armen gehalten und geküßt hatte, über sie selbst und über ihre Zukunft verfügen konnte.

Vor vier Jahren, als der Vater gestorben war und sie selbst eben aus einem Kinde ein Mädchen geworden war, hatte die Mutter das in früherer Zeit von ihrem verstorbenen Manne bewohnte Zimmer an einen jungen Beamten vermietet. Durch die Gewohnheit des Beisammenlebens abgestumpft und kurzsichtig gemacht, hatte sie das Reifwerden ihrer Tochter nicht beobachtet, und weil sie noch immer das Kind in ihr sah, so überließ sie dem jungen Mädchen die Bedienung des Zimmerherrn. Um so deutlicher aber erkannte Herr Krumholz, daß er hier sehr zur richtigen Zeit gekommen war, um ohne sonderliche Mühen und auch ohne Kostenaufwand etwas für sich in Anspruch zu nehmen, was vor ihm noch kein anderer besessen hatte.

Es kam zur Überraschung der Mutter zu einem feierlichen, gut bürgerlichen Verlöbnis. Sobald aber Herr Krumholz durch dieses Verlöbnis ein gewissermaßen gesetzlich nachweisbares Recht auf das junge Mädchen erlangt zu haben glaubte, hörte sein Werben auf, und er erklärte sogar, seine Grundsätze erlaubten ihm nicht, noch weiter mit der anverlobten Braut unter einem Dache zu wohnen. Die Frau Schweiger mußte, damit das Mädchen nicht den etwaigen Angriffen neuer Zimmerherren ausgesetzt sei, eine kleine Wohnung mieten und um den auf diese Weise durch seine Schuld verursachten Schaden zu ersetzen, verschaffte Herr Krumholz seiner Braut die Stelle einer Verkäuferin in dem kleinen Bahnhofspavillon. Seit jenen in das Leben einfacher und bescheidener Leute tief einschneidenden Ereignissen waren nun zwei Jahre voll einschläfernder, abstumpfender Eintönigkeit vergangen. An jedem Abend, Sonntags aber schon im Verlaufe des Vormittags, erschien Herr Krumholz im Hause, und weil er einstweilen nichts weiter zu erreichen hatte und auch gar nichts erreichen wollte, wurden seine Besuche zu einer gleichgültigen Gewohnheit, zu einem Teil des Alltags, in dem deutlich ein Spiegelbild der künftigen Ehe zu erkennen war.

Langsam richtete sie sich aus ihrer zusammengesunkenen Stellung auf und begann sich zu entkleiden. Aber als sie dann im Bette lag, nahm sie nicht das abgegriffene, schwarzgebundene Buch vom Sessel, um nach ihrer Gewohnheit vor dem Einschlafen noch eine Zeitlang zu lesen, sondern sie löschte das Licht und starrte, die Arme hinter dem Kopf verschränkt, ins tiefe Dunkel. Und wie sie vorhin an all das gedacht hatte, was bis jetzt gewesen war, so dachte sie nun auch an das, was noch kommen sollte. Sie sah, wie sie des Nachts in einem Zimmer lag, das viel dumpfer und stickiger war als diese kleine Stube, sie fühlte, wie sie die ohnehin karge Luft des Zimmers noch mit einem zweiten teilen mußte, und sie hörte, wie der zweite in einem Schlaf, der sich in nichts von seinem schamlosen, gleichgültigen Wachen unterschied, den Atem prasselnd einzog und wieder ausstieß, als sei die ganze Luft sein Eigentum. Und dabei wußte sie, daß sie nicht mehr wie jetzt, wenn sie nicht schlafen konnte, die Kerze anzünden und stundenlang in einem Buche lesen durfte. Sie sah den Morgen, der dieser Nacht folgte. Sie sah, wie sie aus dem Bett ins kalte Zimmer hinausstieg, während der Mann an ihrer Seite noch weiterschlief, wie sie den Ofen heizte und dann draußen in einem noch viel kälteren Vorraum die Schuhe und die übelriechenden Kleider des Mannes reinigte, wie sie ihn weckte und ihm gleich einer Magd beim Ankleiden half und endlich, den eigenen Leib von sättigendem Widerwillen erfüllt, am Herd das Frühstück bereitete. Und sie sah, daß sie auch dann, nachdem der Mann die Wohnung schon verlassen hatte, noch nicht frei war von ihm, und daß die Sorge für ihn sie umklammert hielt, wie ein spinnenartiges, langfingeriges Gespenst.

‚Und wofür?‘ fragte es sie. ‚Für die paar elenden Bissen, die dir das Leben

fristen von einem Tag zum anderen? Für das Stück Dach über dir und für das Kissen unter deinem Kopf? ... Und sonst für nichts? Für kein Glück, für keine Freude? Nur für dein tägliches Leben? ... Das schaffst du dir selbst, aus eigenem Willen! Dafür mußt du nicht das Geschöpf eines anderen sein! ... Und sonst — gibt es noch ein anderes? Was ist es? Sie dachte an viele Frauen, die sie gesegneten Leibes und schwerfällig hatte über die Straße gehen sehen. Sie dachte an viele kleine Kinder, und alle diese Kinder hatten eine Unreinheit oder ein aussätziges Mal im Gesicht. Sie hörte ein Stöhnen aus dem Munde gequälter Weiber, sie hörte häßliches, gellendes Kindergeschrei, und da stöhnte sie selbst auf, riß die Hände unter dem Kopf weg und preßte sie in sinnlosem Jammer gegen die Schläfen. Dann fuhr sie hastig auf und zündete das Licht an. Schweiß strömte ihr unter den Haaren hervor, die Decke lag zusammengeballt und zusammengetreten am Fußende des Bettes, und ihre Augen irrten angstvoll und tastend über den ganzen Raum. Und wie sie diesen Raum nun erkannte, wie sie sah, daß sie ihn noch mit keinem zweiten teilen mußte, daß sie das Licht anzünden durfte nach eigenem Willen, und wie sie fühlte, daß ihr Leib noch schlank und ungesegnet war, da warf ein wildes, befreiendes Aufschluchzen sie zurück aufs Bett, und ihr war zumute wie einem Menschen, der sein Leben schon verloren geglaubt und nun in einem plötzlichen Erwachen sieht, daß er es noch einmal beginnen darf. Jetzt, da er alle Tücken und Abgründe erkannt hat und seinen Weg an ihnen vorbeileiten kann ...

❧ ❧ ❧

Am anderen Tage beim Frühstück hatte die Frau Schweiger ihren Kummer vom vergangenen Abend schon vergessen. „Wie hast du geschlafen, Rosa?"

„Gut."

Wenn die alte Frau fähig gewesen wäre, zu beobachten und zu unterscheiden, dann hätte sie den abweisenden Ton in der Stimme der Tochter und den harten, entschlossenen Zug um ihren Mund bemerken müssen. Aber so hörte sie nur das eine Wort und sah nur das Gesicht, wie sie es an jedem Tag gesehen hatte, und da lächelte sie, erfüllt von kindischer Genugtuung. „Das glaub' ich, daß du gut geschlafen hast."

Nach einer Weile fragte sie wieder: „Heute gehst du wohl noch ins Geschäft?"

Das Mädchen nickte, während es die Tasse an den Mund führte. „Ja."

„Aber du wirst doch schon mit dem Herrn sprechen?"

„Ich weiß nicht."

Da begann die alte Frau aufmerksam zu werden. „Ja aber, Rosa, du wirst doch noch eine ganze Menge zu tun haben. Wenn in drei Wochen schon die Hochzeit sein soll."

Die junge Verkäuferin hatte jetzt aufgehört zu essen und blickte starr vor sich auf den Tisch.

Und dann stieß sie mit einer heftigen Bewegung, die beinahe wie ein nach außen hin sichtbares Zeichen ihres plötzlichen Entschlusses erschien, die Kaffeetasse von sich weg. „Du, Mutter, ich mag den Rudolf gar nicht heiraten!"

Die Frau Schweiger starrte sie eine Zeitlang verständnislos an. Endlich sagte sie mit stammelnder Zunge: „Ja Rosa, ... bist du denn wahnsinnig?"

Die junge Verkäuferin zuckte ungeduldig die Achseln. „Ich bitt' dich, Mutter, frag' nicht erst lang. Je mehr ich dir's erklär', desto weniger wirst du es verstehen. Ich kann es auch gar nicht erklären!" Sie stand unvermittelt auf und machte ein paar Schritte vom Tisch weg. „Ich mag einfach nicht!"

Die alte Frau war nicht fähig, sich vom Sessel zu erheben. Sie verschränkte nur die Hände über dem Tisch und starrte ihr ratlos nach. „Ja — aber Jesus Maria! ... Was hast du denn auf einmal?"

„Was soll ich denn haben? ... Das ist doch nichts so besonderes, daß einem Mädel ein Mensch zuwider wird."

„Zuwider? ... So auf einmal?"

„Das braucht halt immer erst eine Zeit, eh' man es weiß ... Und ob's früher oder später kommt, ist doch alles eins!"

Die Frau Schweiger preßte sich beide Hände gegen den Kopf. „Rosa! ... Ich bitt' dich!"

„Was denn?"

„Um Himmels willen, ... so überleg' doch nur!"

„Überlegt hab' ich mir's schon, Mutter. Heut in der Nacht! ... Zu Mittag reden wir weiter." Damit ging sie hinaus.

Als sie während der Mittagspause nach Hause kam, setzte sie sich im Wohnzimmer ganz ruhig an den bereits gedeckten Tisch und wartete, bis die Mutter die Speisen brachte. Dann begannen sie zu essen, ohne daß sie auch nur ein einziges Wort gewechselt hätten. Endlich sagte die Mutter mit einem plötzlichen Entschluß: „Bist du vielleicht schon vernünftiger geworden?"

Das Mädchen schlug die Augen erstaunt zu ihr auf. „Mir scheint, du glaubst wirklich, ich hab' in der Früh nur Spaß gemacht?"

„Ich kann mir's nicht anders denken!"

„Du wirst dich halt doch daran gewöhnen müssen, Mutter. Ich mag den Rudolf nicht heiraten."

Jetzt brach die Frau Schweiger beinahe mit einem Schrei los. „Ja aber warum hast du dich dann mit ihm verlobt und bist drei Jahre lang mit ihm herumgezogen?"

„Wie ich mich mit ihm verlobt hab', war ich noch um drei Jahre jünger."

„Und jetzt gefällt er dir auf einmal nicht mehr?"

„Nein!"

Einen Augenblick saß die Frau ganz still und zusammengesunken. Plötzlich richtete sie sich wie neubelebt auf. „Du hast einen andern kennen gelernt?"

Rosa verstand die Mutter nicht gleich. Dann erschrak sie und brauchte eine Weile, bevor sie den Kopf schütteln konnte. „Nein!" Sie schlug in plötzlich losbrechender Ungeduld auf den Tisch. „Ich hab' ihn schon immer nicht leiden können. Aber so richtig gespürt hab ich's erst gestern. Wie's auf einmal geheißen hat, daß wir schon in drei Wochen heiraten sollen."

Sie schwiegen eine Zeitlang und begannen wieder zu essen. Nach einer Weile erschien auf dem Gesicht der Frau Schweiger ein beinahe schadenfroher Ausdruck. „Wie wirst du es ihm denn beibringen?"

Rosa zog die Stirn in Falten und nagte an der Unterlippe. Sie begann zu fühlen lassen. „Ich werde ihm gar nichts sagen. Du wirst es ihm sagen, Mutter." — Die Worte kamen ganz ruhig und selbstverständlich heraus. Und die alte Frau erschrak so, daß sie sich mit beiden Händen gegen die Brust fuhr, als habe sie dort einen Stich empfunden. „Ich?"

„Ja. Ich mag ihn überhaupt nicht mehr sehen."

Die Frau Schweiger starrte sie mit weit aufgerissenen Augen an und hielt die Hände noch immer gegen die Brust gepreßt. „Du bist wohl nicht bei Trost!"

Aber Rosa zuckte gleichgültig die Achseln. „Ich kann dir nicht helfen, Mutter. Ich will mit dem Menschen nichts mehr zu tun haben." Du hast die ganze Geschichte eingefädelt, Mutter, jetzt mußt du sie halt auch wieder in Ordnung bringen. Ich glaub', das kann ich schon von dir verlangen."

Die Mutter rückte den Sessel vom Tisch und sprang auf. „Da hört sich doch alles auf! Ich soll die Geschichte zwischen dir und dem Krumholz eingefädelt haben? ... Du weißt wohl nicht, was du sprichst? ... Zuerst kriechst du fortwährend um ihn herum, ohne daß ich eine Ahnung davon hab, ... verlobst dich mit ihm, ohne daß mich jemand etwas fragt ... und dann soll ich das Ganze auch noch eingefädelt haben?"

Das Mädchen blieb ruhig sitzen und hielt die Augen fest auf die Mutter gerichtet. „Warum hast du mich denn in einem fort mit ihm zusammengebracht, kaum daß er das Zimmer genommen hat? ... Das Frühstück hab' ich ihm hineinbringen müssen ... und die Schuhe und die Kleider! ... Und fortwährend hab' ich ihn fragen gehen müssen, ob er nicht etwas braucht! ... Ob ich ihm nicht einen Knopf annähen soll ... oder einen Strumpf stopfen! ... War das wirklich nur aus lauter Gefälligkeit?"

„Rosa! ... Um Gottes willen!" — Die alte Frau hatte es wie einen Schrei ausgestoßen. Dann ließ sie sich auf das Sofa fallen und brach in ein plötzliches Weinen aus. — „Wie kannst du mir denn nur so etwas vorwerfen!"

Rosa wußte, daß sie der Mutter unrecht getan hatte, und sie bereute jetzt, daß sie sich hatte hinreißen lassen. Sie ging zu der alten Frau hin und setzte sich neben sie. „Schau, Mutter, ... du mußt mir jetzt helfen ..."

„Ja aber wie denn?"

„Ich komm' heute abend erst später nach Haus. Ich geh' vielleicht auf einen Sprung zur Theres'. Damit ich nicht so bald nach Haus kommen muß! ... Und unterdessen, wenn er kommt, dann sagst du's ihm, ja? ... Du kannst es ja viel leichter tun als ich."

Die Mutter schien sich der ganzen Angelegenheit erst jetzt wieder voll bewußt zu werden und sah das Mädchen entsetzt an. „Ich soll es ihm sagen? ... Nein!" ... Wenn du ihn nicht magst, kann ich dich natürlich nicht zwingen, aber mach' dir's nur gefälligst selbst mit ihm aus!"

Das Mädchen stampfte mit dem Fuß auf. „Gut, dann komme ich überhaupt nicht mehr nach Haus!" Wenn ich um zehn Uhr zurückkomm und er ist noch da, dann geh' ich unterdessen zur Theres' und morgen such' ich mir ein Kabinett! Damit du's nur weißt!"

„Aber ... aber was soll ich ihm denn sagen?"

„Ganz einfach, daß ich ihn nicht mag!"

„Aber das geht doch nicht so, wie du dir's vorstellst!"

„Warum denn nicht? ... Hat er uns vielleicht etwas zu befehlen? Das ist doch unsere Wohnung und nicht seine! ... Wenn er nicht geht, kannst du ihn sogar mit der Polizei abführen lassen."

Die Frau Schweiger fuhr sich mit beiden Händen an den Kopf. „Jesus Maria!"

„Fürcht' dich nur nicht, Mutter. Er wird

schon von selbst gehen. Sag' ihm nur ganz einfach, daß ich ihn nicht mag und daß er mir Ruh' geben soll!"

Und dann ging das Mädchen, so wie am Morgen, rasch und ohne Gruß aus dem Zimmer, um der Mutter jede Gelegenheit zu einer Fortsetzung des Gespräches abzuschneiden.

❦ ❦ ❦

Durch die im Verlaufe weniger Stunden eingetretene vollständige Änderung ihrer Lebensverhältnisse, ja ihrer ganzen Zukunft, war die eigentliche Ursache dieser Änderung beinahe aus dem Bewußtsein der jungen Verkäuferin geschwunden.

Aber während sie durch das mittägige Hasten der Straßen dem Bahnhof zuschritt, während sie dann in den ersten Nachmittagsstunden im Verkaufspavillon saß und das Leben sich immer näher, immer greifbarer an sie herandrängte, begann das noch junge Gefühl ihrer Sicherheit und Selbstverständlichkeit schwächer zu werden, und sie verlangte nach einem Halt, aus dem sie neue Festigkeit gewinnen konnte. Und dieses Verlangen ließ die Erinnerung an die Begebenheit des vergangenen Abends immer deutlicher und lebendiger werden.

Die junge Verkäuferin kannte die einzelnen Züge und sie wußte, daß nun auch bald jener kommen mußte, dessen Durchfahrt am vergangenen Tage so bedeutungsvoll für sie geworden war. Und ihr ganzes Empfinden war so sehr auf den einen Gedanken zusammengedrängt: ‚Wird dieser Mensch im Zuge sein und werde ich sein Gesicht — nein, seine Augen wiedersehen?' — daß alles andere, was rings um sie geschah, ja was sie selbst tat und dachte, nur in einem gewissen Unterbewußtsein Raum fand.

Da die einzelnen Züge immer an einer bestimmten Stelle zu halten pflegten und da die Wagen immer in der gleichen Weise eingeteilt waren, so kam ein Abteil der ersten Klasse dem Pavillon wieder schräg gegenüber zu stehen. Und die junge Verkäuferin fand es beinahe selbstverständlich, daß sie hinter einem Fenster des Abteils wieder den Männerkopf vom vergangenen Abend erkannte. Das heißt, sie erkannte eigentlich nur den weichen, schwarzen Hut mit der herabhängenden Krempe, denn das Gesicht selbst war über ein Zeitungsblatt geneigt. Und das berührte sie beinahe wie eine leise Enttäuschung. Aber wie sie nun, förmlich aus einem unbewußten Willens- und Kraftgefühl heraus, ihre Augen unbeweglich auf den Mann an dem Fenster geheftet hielt, hob er plötzlich den Kopf, und ihre Blicke begegneten einander. Und nun mußte, ohne daß sie es ahnte, etwas wie ein lachender, glücklicher Triumph über ihre Züge geglitten sein, denn auch sein starres Gesicht wurde plötzlich belebt und leuchtend, und dann — gerade als der Zugführer das Zeichen zur Abfahrt geben wollte — stand er jäh auf, verließ den Wagen und ging auf den Verkaufspavillon zu.

Sie war durchaus nicht überrascht. Ihr stark gereiztes Erwartungsgefühl ließ ihr, vielleicht gerade weil es auf nichts Bestimmtes gerichtet war, auch nichts unmöglich erscheinen. Aber sie streckte doch mit einer leicht abwehrenden Bewegung die Hand aus und sagte: „Sie werden den Zug versäumen."

Der fremde Mann schüttelte lächelnd den Kopf und erwiderte: „Das macht nichts. Ich kann mit dem nächsten fahren."

Er begann ganz ungezwungen und natürlich als Kunde verschiedene Bäckereien auszuwählen. Und weil er doch einigermaßen die Notwendigkeit fühlte, das plötzliche Verlassen des Zuges zu erklären, erzählte er, er sei beauftragt worden, süßes Gebäck aus der Stadt mitzubringen, und wolle nun, da er darauf vergessen habe, das Versäumte nachholen. Die Verkäuferin wußte, daß er damit nicht die Wahrheit sprach, und wunderte sich beinahe darüber, daß er einen Vorwand suchen zu müssen glaubte. Aber sie hörte ihn ganz zufrieden an, und als er einige gleichgültige Scherze in sein Gespräch einflocht, vermochte sie ihm sogar mit der gleichen alltäglichen Freundlichkeit zu antworten. Nachdem sie die ausgewählten Bäckereien in eine kleine Schachtel gepackt und sein Geld dafür in Empfang genommen hatte, blieb er noch immer bei ihr stehen und sprach weiter. Und seine Worte begannen weniger gleichgültig zu werden; er fragte sie, ob ihr Geschäft wirklich so lustig und abwechslungsreich sei, wie er es sich vorstelle, und auf ihre Entgegnung, wie er das eigentlich meine, sagte er: „Ich stelle mir das Verkaufen überhaupt sehr hübsch vor. Wenn ich ein Verkäufer wäre, dann möchte ich mir alle meine Kunden ganz genau ansehen und möchte mir ausdenken, für wen sie alle die Sachen einkaufen und was mit dem Gekauften dann weiter geschieht ... ob es Freude bereitet oder Verdruß, ... und ob nicht irgend welche schrecklichen Verwicklungen daraus entstehen ..."

Sie mußte lächeln und sagte: „Nein, daran hab' ich nie gedacht."

Und er sah sie mit seinen ruhigen, beinahe etwas starren Augen an. „Auch jetzt nicht?" Sie wollte seinem Blick ausweichen, aber sie konnte nur unmerklich den Kopf

schütteln. Er trat ganz nahe an den Verkaufstisch heran und hielt die Augen noch immer auf sie gerichtet. „Würde es Sie, zum Beispiel, gar nicht interessieren, zu erfahren, für wen ich die Bäckereien gekauft habe?"

„Das geht mich ja doch nichts an."

„Gut. Aber Sie können doch darüber nachdenken, nicht?"

„Ja ... das schon."

„Sehen Sie! — Und da denken Sie vielleicht: Er hat die Sachen für eine Dame gekauft."

Sie lachte ein wenig gequält auf. „Woher soll ich denn das wissen?"

„Oder für seine Kinder?"

„Ja ... vielleicht ..."

Da trat er einen Schritt zurück und wurde plötzlich ganz ernst. „Nein. Ich hab' keine Dame und ich hab' auch keine Kinder."

Jetzt, da er nicht mehr in ihrer unmittelbaren Nähe stand und seine Augen nicht mehr so fest nach ihr gerichtet hielt, fühlte sie sich ein wenig freier. „Für wen haben Sie denn dann die Sachen gekauft?"

Er zog die Augenbrauen hoch, als sei er sehr erstaunt.

„Für wen? ... Mir scheint, das weiß ich selber nicht ..." Und dann, nach einem kurzen Nachdenken: „Gut, daß meine verheiratete Schwester, bei der ich wohne, einen kleinen Buben hat."

Sie versuchte einen Scherz zu machen. „Ich hab' geglaubt, Sie sind von jemand beauftragt, Bäckereien mitzubringen."

„So?" Er spielte noch immer den Erstaunten. „Jetzt kommt es mir wirklich selbst so vor, wie wenn ich das geglaubt hätte."

Indessen begannen sich wieder Menschen auf dem Bahnsteig zu sammeln, da die Ankunftszeit des nächsten Zuges näher kam. Der Mann blieb immer neben dem Verkaufstisch stehen und auch wenn jemand herzutrat, um die Waren zu besehen oder etwas davon zu kaufen, rührte er sich nicht von seinem Platz, sondern sah freundlich zu, wie das Mädchen die Bäckereien zur Auswahl vorlegte, wie es sie verpackte und das Geld in Empfang nahm. Waren die Kunden befriedigt, dann sprach er wieder und endlich fragte er: „Können wir uns nicht einmal ungestört sehen und sprechen?"

Und da war es ihr wieder ganz leicht, seinen Blick auszuhalten. „O ja. Warum denn nicht?"

„Und wann?"

„Ich habe eigentlich nur Sonntag frei."

Er dachte eine kurze Weile nach.

„Also gut." Und dann vereinbarten sie, daß sie sich am Nachmittag des künftigen Sonntages — es war dies der übernächste Tag — an einem bestimmten Punkte in der Stadt treffen und zusammen spazieren gehen wollten. „Morgen werde ich nicht aussteigen," fügte er hinzu, „sonst könnte es vielleicht auffallen." Sie war damit zufrieden.

Als schon der nächste Zug ausgerufen wurde, meinte der Mann lachend: „Soll ich die Bäckereien wirklich meinem Neffen mitbringen?"

„No freilich!"

„Vielleicht ess' ich sie sogar selbst auf!" — Und er lachte noch immer, während er den Wagen bestieg ...

Als das Mädchen spät am Abend nach Hause kam, war der Herr Krumholz wirklich schon weggegangen. Die Mutter hatte ganz verweinte Augen und wollte gleich zu jammern beginnen. Aber Rosa wehrte ab.

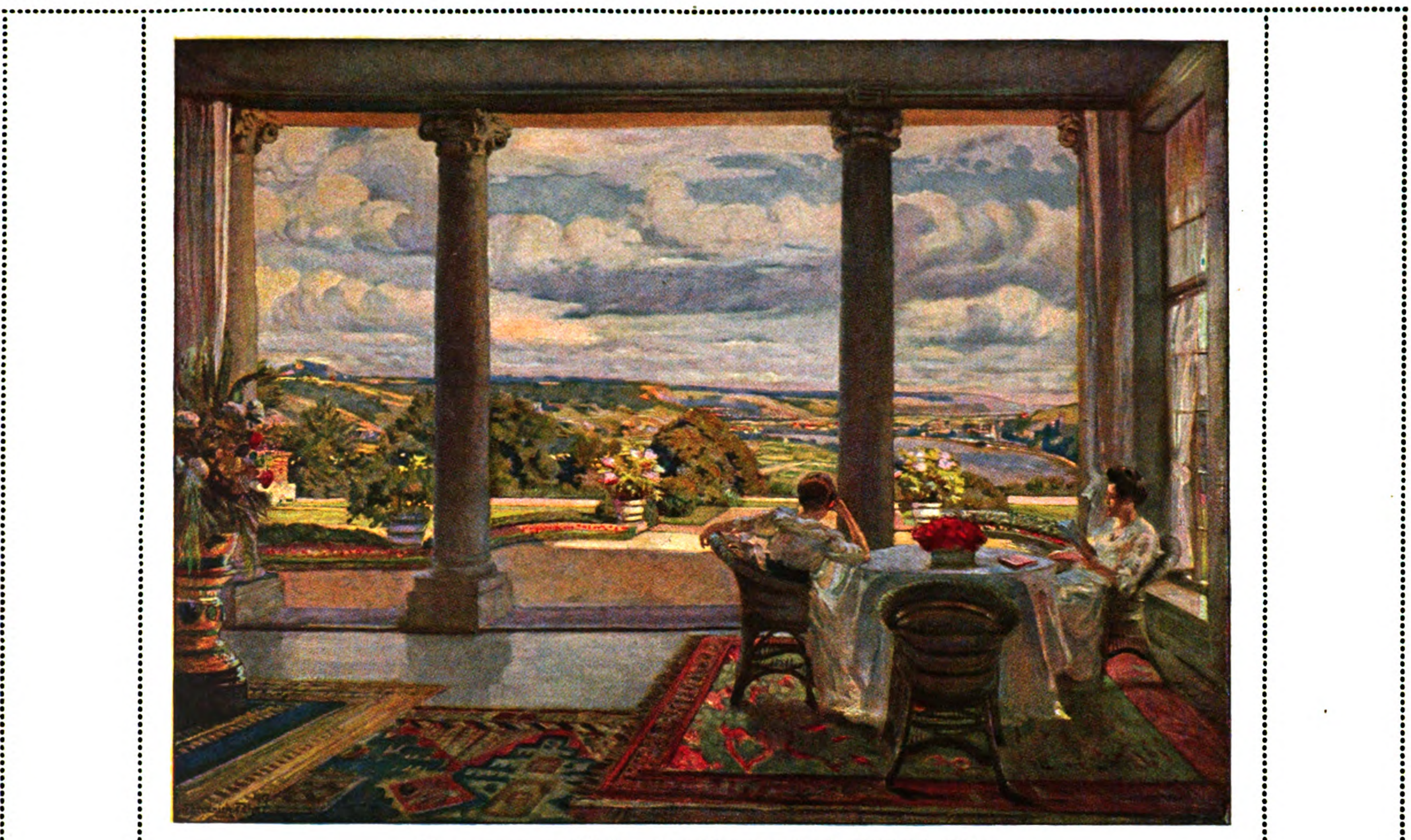
„Ich bitt' dich, laß mich in Ruh!"

Dann ging sie, ohne ein Abendbrot zu verlangen, an der alten Frau vorbei und schloß sich in ihr kleines Zimmer ein.

⁂

Der folgende Tag erschien der jungen Verkäuferin so leer und inhaltlos, daß sie sich zu ihm in kein zeitliches Verhältnis zu setzen vermochte. Er schien keiner Zukunft mehr anzugehören, aber auch noch keiner Vergangenheit, und am allerwenigsten konnte sie glauben, ihn gegenwärtig zu erleben. Und ihr Benehmen war auch nach außen hin so abwesend und dadurch so zurückweisend, daß die Mutter weder am Morgen noch bei der Mittagsmahlzeit ein Gespräch zu beginnen wagte, wie sehr es sie auch dazu drängte. Erst gegen den Abend hin, als sie in dem Verkaufspavillon saß und als die Ankunftszeit des Zuges näher rückte, empfand sie eine Art von Erwachen zur Erkenntnis, und sie freute sich darauf, den Mann hinter dem Fenster seines Abteils wieder zu sehen, wenn sie auch wußte, daß er heute nicht aussteigen und mit ihr sprechen wollte. Aber als dann sein Gesicht längs des ganzen Zuges nicht sichtbar wurde, empfand sie gar keine Enttäuschung und dachte, daß er wohl durch irgendein Dazwischenkommen verhindert worden war, den Zug zu benützen. Sie glitt nur wieder in ihre frühere Empfindungslosigkeit zurück, in jenen halb traumhaften, unbewußten Zustand, durch den der kommende Tag undeutlich und doch wie ein sicheres Ziel hindurchschimmerte ...

Während sie dann inmitten eines dichten Menschenstromes heimwärts ging und nur mehr wenige Minuten von ihrer Wohnung entfernt war, tauchte plötzlich der Herr Krumholz an ihrer Seite auf. Sie erblickte ihn erst, als er schon knapp neben ihr stand und die Hand auf ihren Arm legte. Er wollte



Sommertag am Rhein. Gemälde von Prof. Friedrich Fehr

sie durch diese Berührung nicht zwingen, stehen zu bleiben; er wollte sich ihrer nur versichern und ging neben ihr weiter.

Sie versuchte, ihm ihren Arm mit einer heftigen Bewegung zu entziehen. „Laß mich los!"

Aber er gab sie nicht frei.

„Nein! ... Oben kannst du dich einsperren vor mir, aber hier kommst du mir nicht aus. Wenn du willst, so schrei! ... Von mir aus können die Leute zusammenlaufen. Mir ist alles Wurst!" Er hielt sie fest und da ging sie mit gesenktem Kopf und trotzig verbissenen Lippen neben ihm her. „Mir scheint, du bist ein bissel verrückt geworden, Rosa!"

„Denk' dir, was du willst."

Sein Griff wurde härter. „Ich denk' mir gar nichts. Ich will wissen, was das Ganze heißen soll!"

Sie versuchte wieder sich loszuzerren, und ihre Stimme klang empört und greinend wie die eines Kindes, das sich seiner Schuld wohl bewußt ist, sich aber doch gegen eine Züchtigung auflehnt. „Die Mutter hat es dir ja gesagt!"

„Und du bildest dir ein, daß ich mich einfach so abfertigen lass'?" — Bei den letzten Worten hatte er seine Stimme lauter erhoben, aber dann verstummte er plötzlich, als habe er selbst Furcht, die Aufmerksamkeit der Leute zu erregen. Sie war indessen schnell weiter gegangen, um das Wohnhaus zu erreichen. Und als sie vor dem Tor standen, gelang es ihr, ihn zu überraschen und sich mit einem heftigen Ruck freizumachen. Und bevor er seine Fassung wiedergewonnen hatte, riß sie, einer plötzlichen Eingebung folgend, den Verlobungsring vom Finger und hielt ihm ihn hin. „Da — und jetzt laß mich in Ruh!"

Während er sie noch ganz verständnislos anstarrte, ließ sie den Ring vor ihm zu Boden fallen und verschwand im Hause.

Als er zu sich kam, hatten sich schon ein paar Menschen mit schadenfrohen Gesichtern um ihn angesammelt, und einer von ihnen deutete mit der Fußspitze nach dem auf dem Pflaster liegenden Ring. „Mir scheint, das g'hört Ihnen!"

Da raffte er den schmalen Goldreif vom Boden auf und eilte durch die nächste Seitengasse davon ...

Die junge Verkäuferin aber band, sobald sie zu Hause war, eine Photographie des Herrn Krumholz und einige andere Kleinigkeiten, die sie von ihm geschenkt erhalten hatte, zu einem kleinen Paket zusammen. Dann ging sie ins Erdgeschoß in die Hausmeisterwohnung, gab dem halbwüchsigen Sohn des Hausbesorgers einen kleinen Geldbetrag und bat ihn, das Paket dem Herrn Krumholz in seine Wohnung zu bringen. Sie tat dies weniger aus einem inneren Antrieb, als weil sie in sehr vielen Geschichten gelesen hatte, daß es bei der Auflösung von Verlöbnissen so der Brauch sei.

❧ ❧ ❧

An Wochentagen pflegte Herr Krumholz das Mittagsmahl unweit von seinem Büro in einem bescheidenen Gasthause einzunehmen. An Sonntagen aber und an dienstfreien Feiertagen erschien er seit seiner Verlobung schon am späteren Vormittag bei seiner Braut und deren Mutter, aß mit ihnen zu Mittag und verbrachte dann den Nachmittag in ihrer Gesellschaft. Wie sehr er an dieser Gewohnheit hing, das empfand er eigentlich erst jetzt so ganz deutlich, da er den ersten Sonntag wieder allein sein mußte. Er fühlte sich vor ein unabänderliches Schicksal gestellt, und das machte ihn sehr elend ...

Der Kellner drückte sein Erstaunen aus, den Stammgast an diesem ungewohnten Tage zu sehen, und Herr Krumholz hatte die Empfindung, als wisse dieser Mensch schon alles und wolle sich über ihn lustig machen. Nach Beendigung seines Mahles blieb er noch sitzen, weil er nicht wußte, was er beginnen sollte, und ließ sich, über sein gewohntes Maß hinaus, noch ein Glas Wein geben. Dazu rauchte er eine Virginiazigarre und dachte nach, womit er es verdient hatte, so elend und niederträchtig behandelt zu werden. Hatte er sich nicht von allem Anfang benommen wie ein grundanständiger Mensch, wie ein Ehrenmann? Wie leicht hätte er das Mädel zu seiner Geliebten machen und dann einfach sitzen lassen können! Aber nein! Er hatte es ehrlich gemeint und sich immer zurückgehalten, hatte ihr die Zukunft einer anständigen Frau an seiner Seite bieten wollen und ihr eine Stellung verschafft, hatte selbst auf alles verzichtet und immer nur gespart und jeden Kreuzer beiseite gelegt, um später einmal, wenn es so weit war, daß sie heiraten konnten, nicht blank dazustehen. Und was hatte er jetzt davon? Was war sein Lohn? — Daß er einen Fußtritt bekam, daß er verabschiedet wurde, wie irgendein dahergelaufener Kerl! Warum denn? Ja Himmelherrgott noch einmal, warum? Das mußte doch einen Grund haben! War er denn vielleicht ein ekelhafter, zuwiderer Kerl? ... Herr Krumholz riß unwillkürlich seinen Taschenspiegel heraus und bearbeitete ein paar Sekunden lang sein Haar und seinen Schnurrbart mit einem kleinen Kamm. Dann ließ er sich in den Sessel zurücksinken und trommelte mit der Faust leise gegen die Tischplatte.

Während er mit geschlossenen Augen an dem Stroh seiner Zigarre sog, dachte er an eine ganze Reihe von vergnügten Abenden und Sonntagnachmittagen, die er früher einmal mit seinen Freunden und auch noch mit anderen Leuten verlebt hatte. Er glaubte eine ferne, fröhliche Musik zu hören, er fühlte den Geschmack eines guten, starken Weines auf der Zunge, — und da machte er die Augen wieder auf. Mit einem plötzlichen Entschluß rief er den Kellner und beauftragte ihn, eine Flasche Wein zu bringen. Aber von dem Besten und Teuersten, den der Wirt im Keller habe. Und der Wein war teuer und stark. So war es damals auch gewesen, damals, als er die Rosa noch nicht kannte und als er manchmal am Abend mit seinen Freunden und noch mit anderen Leuten beisammen gesessen und solche Weine getrunken hatte. Wäre es schrecklich, wenn das alles jetzt wiederkäme? Und noch viel öfter als früher, als damals? ... Er hatte ja ein paar hundert Gulden zusammengespart, er hatte ja ein höheres Gehalt!

Herr Krumholz trank, und wieder fühlte er die Wärme durch seinen Körper gleiten, aber jetzt nicht mehr so plötzlich und brennend, sondern langsam und lind und doch viel stärker als früher beim ersten Glas ... Wäre es wirklich so schrecklich, wenn alles jetzt wiederkäme? Die lustigen Abende und die starken Weine, die Freunde und ... und das andere? Das andere? ... Hatte er sich denn eigentlich nicht schon oft danach gesehnt, seitdem er es nicht mehr mitmachen wollte? Freilich nur heimlich und uneingestanden, weil es sich ja doch nicht mehr gehörte. Und weil er wußte, daß er nichts anderes tun konnte, als die Rosa mit dem Arm umschlungen halten und zu streicheln und dann beim Gehen ein paarmal abzuküssen? ... Und wieder übermannte den Herrn Krumholz ein unendliches Mitleid mit sich selbst und ein sehr bitteres Gefühl, wenn er so daran dachte, wieviel er aufgegeben und geopfert hatte, um als anständiger Mensch zu handeln. Nein! Nicht einmal das! Sondern nur, um etwas zu tun, wozu er gar nicht verpflichtet war, wozu ihn keine Seele zwingen konnte! ... Stand denn die Rosa überhaupt dafür? Gar so etwas Besonderes war sie ja doch nicht. Sie hatte ja ein ganz hübsches Gesicht und eine recht nette Figur. Aber mein Gott, war denn das auch schon etwas? Und hatte er nicht sehr oft Mädchen und Frauen gesehen, die ihm viel besser gefallen hatten als die Rosa, wenn er es sich natürlich auch nicht eingestehen wollte! ... Was glaubte denn die Person ei entlich? Was fiel ihr denn jetzt auf einmal ein? ... Und in diesem Augenblick fand Herr Krumholz die Spur, auf welche ihn die alte Frau Schweiger während des Gespräches am vorvergangenen Tage in ihrer völligen Ratlosigkeit hingewiesen hatte: daß die Rosa vielleicht mit jemand anderem bekannt geworden war. Ein anderer! Ein anderer!! — ... Das war es! Das mußte es sein! Sie hatte einen anderen kennen gelernt, einen, der ihr besser gefiel, oder einen, der ihr mehr zu bieten vermochte, aber jedenfalls einen anderen! ... Einer, von dem sie vielleicht vor ein paar Wochen noch nichts gewußt hatte und dem sie jetzt nachlief, an den sie sich wegwarf! ... Und er, er hatte sich benommen wie ein Ehrenmann, wie ein anständiger Mensch! Hatte zwei Jahre lang gewartet und sich immer zurückgehalten, hatte sie sich förmlich aufgehoben und aufgespart wie die paar hundert Gulden in der Sparkasse, um sie endlich in aller Ruhe und mit Behagen genießen zu können. Hatte sich nur damit begnügt, sie anzuschauen und zu streicheln, sie höchstens zu küssen — und jetzt war ein anderer da, der an all das gar nicht dachte, der sie vielleicht gar nicht heiraten wollte — Gott bewahre, woher denn? So dumm würde er gewiß nicht sein! — der sich sie einfach nahm! Nahm, so wie er sich sie hätte nehmen können, zehn-, hundert-, tausendmal! — Und es doch nicht getan hatte! ... Und nun wußte der Herr Krumholz auf einmal auch wieder, wie hübsch die Rosa war, um wieviel besser sie ihm gefallen hatte als alle anderen. Er hätte aufheulen mögen wie ein wildes Tier, und alles, was um ihn war, zerschlagen und zerstampfen ... Aber er rief nur mit klangloser Stimme nach dem Kellner und bezahlte seine Zeche. Dann verließ er das Gasthaus.

Er ging ohne weitere Überlegung bis in das Wohnhaus der beiden Frauen. Als er aber die Stiege betreten wollte, die zu der Wohnung selbst hinaufführte, kehrte er wieder um und klopfte an die Tür der Hausmeisterwohnung an. Die Hausbesorgerin kam heraus und er fragte sie, ob die beiden Frauen daheim seien.

Nein, sie wären ausgegangen.

Beide zugleich?

Nein, zuerst das Fräulein und dann die Mutter. Aber die Mutter erst um vieles später.

Da ging er, ohne der Hausmeisterin zu danken oder sie zu grüßen, wieder weg. Jetzt brauchte er nichts mehr. Jetzt hatte er volle Gewißheit. Wohin hätte die Rosa denn allein gehen sollen?

Als er wieder auf der Straße stand und die Menschen an ihm vorbeikamen, allein

und paarweis, Burschen und Mädchen oder Männer mit ihren Frauen und Kindern, aber alle mit so frohen und glücklichen Mienen, wie er sie noch nie gesehen hatte, und selbst die stumpfsten und häßlichsten Gesichter vom Widerschein der Sonne erhellt und verschönt, erfaßte ihn eine so namenlose Sehnsucht nach seiner Braut, daß er in Tränen ausbrechen zu müssen glaubte. Und zugleich kam ein Gefühl über ihn, als könne es noch nicht zu spät sein, als könne er noch alles verhindern, wenn er sich nur genügend beeile. Und aus diesem Gefühl heraus begann er ohne einen bestimmten Gedanken immer schneller und schneller zu gehen, die ganze Gasse entlang und noch eine und wieder eine und zuletzt, als sei ihm das alles noch viel zu langsam und zu wenig, bestieg er einen Wagen der Straßenbahn, der ihn gerade einholte. Erst als der Schaffner ihn fragte, wohin er fahren wolle, kam er zu sich und weil ihm in der Eile nichts anderes einfiel, sagte er: „In den Prater . . .“ Warum auch nicht? Sie konnte ja dort sein und so fuhr er hin. Und dann drängte er sich durch die dichten Menschenmassen, blieb stumpfsinnig vor den verschiedenen Buden stehen, und der Gedanke, das Mädchen finden und irgend etwas verhindern zu können, erschien ihm plötzlich albern und lächerlich. Und wie er in der Türe eines Ringelspieles stand und dem kreisenden Wirbel zusah, kam auf einem sich hin und her wiegenden Pferdchen eine Frauensperson an ihm vorbei und lachte ihn frech und herausfordernd an. ‚Ja,‘ dachte er, ‚jetzt ist doch schon alles eins‘ und machte an ihrer Seite eine Runde mit. Dann ging er mit ihr weiter von Bude zu Bude, von Wirtshaus zu Wirtshaus. Bei den Volkssängern und bei der Damenkapelle, bei den Künstlern — überall saß er und trank mit ihr, lachte er zu allen Zoten, die gerissen wurden, und wollte sich mit aller Gewalt wieder in jene Stimmung hineintreiben, die ihn zu Mittag eine Zeitlang gefangengehalten hatte. Aber es wollte ihm nicht gelingen, und er wußte nicht, ob ihm die Freunde fehlten und der starke Wein, oder ob damals die Frauenzimmer anders gewesen waren. Lustiger und hübscher . . .

Endlich begann es zu dunkeln, und er zog mit seiner Begleiterin über die schon weniger belebten Plätze, ohne zu wissen, was er eigentlich wolle. Von dem starken und ungewohnten Trinken war ein dumpfes, seltsames Brausen in seinem Kopf, und er ließ sich willenlos führen. Aber als schon die mächtigen Aubäume ihre tiefe Dämmerung vor ihnen aufbauten, kamen sie noch an einer letzten, außerordentlich grellbeleuchteten Bude vorbei. Der Ausrufer fing sogleich an, mit klanglos-brüllender Stimme die Wunder der Schaubude anzupreisen, und die Frauensperson, die selbst leicht trunken war, blieb stehen. Das grelle, bläulich-weiße Licht fiel auf ihr Gesicht, und der Herr Krumholz sah, wie alt und verlebt sie war und wie schlaff ihre in die Breite gegangene Gestalt. Da mußte er daran denken, was für ein junges und frisches Gesicht die Rosa hatte, und was für einen festen, unverbrauchten Körper. In einem Zeitraum von wenigen Sekunden fühlte er wieder, wie er diese Gestalt in seinen Armen gehalten und dieses Gesicht geküßt hatte — dann machte er eine gereizte, wütende Bewegung: „Laß aus!“ — und lief davon . . .

Vor dem Tor des Hauses, in welchem die Frau Schweiger und ihre Tochter wohnten, saß die Hausbesorgerin und besah sich das Treiben der heimkehrenden Sonntagsausflügler.

Plötzlich stand der Herr Krumholz vor ihr.

„Ist die Frau Schweiger schon zu Haus?“

„Na.“

„Das Fräulein Rosa auch nicht?“

„Na.“

Die Hausmeisterin schüttelte den Kopf und wollte eine teilnehmende Frage an ihn stellen, aber er ging schon wieder davon.

Nach einer Viertelstunde war er wieder da.

„Sind sie vielleicht gekommen, während ich weg war?“

„Die Frau Schweiger is scho' z'Haus.“

„Das Fräulein Rosa noch nicht?“

„Na.“

Er nahm den Hut herunter und strich sich mit der Hand leicht über die Stirn. Und die Hausmeisterin sah ihn wohlwollend an. „Hat's 'leicht was geb'n mit der Fräul'n Rosa?“

Der Herr Krumholz machte eine mühselig abwehrende Handbewegung. „Ah nein!“

„No i hab' g'mant! . . . Weil d' alte Frau a so damisch herschaut!“

Er sagte noch einmal: „Ah nein!“ — und dann ging er ganz langsam die Straße hinab.

❦ ❦ ❦

Während der Abendstunden dieses selben Sonntages saß die junge Verkäuferin in einem altertümlich und vornehm eingerichteten Zimmer jenem Manne gegenüber, mit dem sie den ganzen Nachmittag beisammen gewesen war.

Sie hatten sich zur verabredeten Stunde und am vereinbarten Ort getroffen, waren eine Zeitlang durch die Straßen gegangen und zuletzt, als das Mädchen sich damit ein-

verstanden erklärte, mit einem Automobil aus der Stadt hinausgefahren in ein stilles, auch an Sonntagen nur wenig besuchtes Tal. Für eine kurze Weile waren sie in eine ländliche Gastwirtschaft eingekehrt, dort mußte das Fahrzeug sie erwarten, und sie waren dann wohl zwei Stunden lang über Wiesen und durch Wälder gegangen. Und schon während dieser Wanderung hatte der Mann erkannt, daß er nicht jenem alltäglichen Abenteuer gegenüberstand, das er gefunden zu haben glaubte. Denn als er ein scherzhaftes, doppeldeutiges Gespräch beginnen wollte, wie es ihm bei einem solchen Mädchen passend erscheinen mochte, sah sie ihn erstaunt und erschreckt an, und er hatte die Empfindung, wenn er in der gleichen Weise weitersprächе, würde sie ihn stehen lassen und von ihm gehen. So begann er, nachdem er ein leises, beinahe mißtrauisches Unbehagen überwunden hatte, von ganz ernsthaften Dingen zu reden oder doch von Dingen, die wenigstens ernsthaft erschienen, wenn er sie selbst auch nicht ganz aufrichtig meinte. Er machte Andeutungen über seine Tätigkeit in einer großen Industrieunternehmung, die er gemeinsam mit seinem Schwager leitete, und sprach, noch ein wenig flunkernd, von seinem gesellschaftlichen Leben, seinen Reisen und seiner Vorliebe für altertümliche Gegenstände. Aber als er merkte, daß sie seinen Reden mit kluger, ungekünstelter Teilnahme folgte und daß sie dort, wo sie nicht mehr folgen konnte, ihre Unwissenheit nicht ängstlich zu verhüllen suchte, sondern ohne falsche Scheu um Aufklärung bat, da wurde sein eigener Anteil an dem Gespräch immer ehrlicher und aufrichtiger, und er vergaß, daß er ja eigentlich etwas ganz anderes erwartet hatte.

Und doch, als sie wieder in den Gasthof zurückgekehrt waren, hatte er sie aufgefordert, nun mit ihm in seine Wohnung zu fahren, und sie hatte seiner Aufforderung Folge geleistet, ruhig und selbstverständlich, so wie am vorvergangenen Tage seiner Bitte, mit ihm in der Stadt zusammenzutreffen.

Er hatte ihr Wesen, so weit er es erfaßt zu haben glaubte, mit ihrem Benehmen nicht in Einklang zu bringen vermocht. Aber als er dann in seiner Wohnung mit ihr allein beisammen war, als sie ihm nichts versagte und alles gewährte, auch das, worum er kaum in zartester Weise zu werben wagte, und als er in allem erkennen mußte, daß nicht er es war, der nahm, sondern sie, die ihn beschenkte, so überreich, so rein, wie er noch nie in seinem Leben beschenkt worden war, meinte er sich in ein tiefes, unergründliches Rätsel zu verlieren.

Und wie sie nun in dem verschleierten Licht einer kunstvoll geschmiedeten, schwarzeisernen Lampe einander gegenüber saßen, sah er sie wieder mit seinen etwas starren Augen lange an. Und dann sagte er: „Ich kann es nicht begreifen ...“

Sie zuckte zusammen und erwiderte seinen Blick, erschreckt und fassungslos, als könne sie die Frage nicht verstehen.

„Was?“

Er sah sie noch immer an. „Du bist ja doch nicht so wie hundert und wie tausend andere. Ganz abgesehen davon, daß ich der erste Mann bin, der dir in die Nähe gekommen ist ... Aber es ist etwas ganz anderes in dir, etwas, was ich eigentlich bis jetzt noch nicht kennen gelernt habe. Und gerade darum kann ich es nicht begreifen.“

Und sie fragte wieder: „Was?“

„Daß du — dich mir so an den Hals geworfen hast“ — er unterbrach sich plötzlich und lächelte — „verzeih, aber du weißt, daß ich diese Worte nicht so meine. Ich meine, daß du so mit mir gegangen bist, gleich am ersten Tag und ohne mich zu kennen. Es haben es ja auch andere getan, aber das waren eben andere. Das warst nicht du! — Daß du es getan hast, das kann ich nicht begreifen. Und es muß doch einen Grund haben.“

Jetzt lächelte auch sie in kindlich-glückseliger Überlegenheit. „Glaubst du?“

„Ja.“

Und sie neigte sich gegen ihn vor. „Soll ich es dir sagen? Wirst du mich nicht für verrückt halten?“

Er blieb unbeweglich und erwartungsvoll. „Wenn du es sagen kannst ...“

Und da begann sie zu sprechen. Erst langsam und stockend, als empfinde sie vor jedem Wort, das sie aussprechen wollte, eine geheime Scheu. Sie erzählte von dem langen, seltsamen Blick, mit dem er sie damals angesehen hatte, und von der tiefen Erregung, die durch diesen Blick in ihr geweckt worden war. Und sobald sie dieses gleichsam Schwerste gesagt hatte, brach in plötzlicher, leidenschaftlicher Heftigkeit alles aus ihr heraus, was tagelang in ihr verschlossen geblieben war. Sie riß alle Schleier herab von jener einsamen Nacht, in der sie ihr bisheriges und ihr künftiges Leben erkannt hatte in seiner erbarmungslosen Nacktheit. Ihre geheimen Ängste und Bangnisse breitete sie vor ihm aus und das jähe Erwachen ihres Ekels vor dem Herrn Krumholz. Alle die armseligen Kleinlichkeiten und Beengungen ihres Daseins schrie sie aus sich heraus, glückselig, sich endlich davon befreien zu können, und zugleich ihren Jubel über die plötzliche Er-

kenntnis all dessen und über die Möglichkeit, sich noch daraus zu retten. Und sie begann von dem Erwachen einer Sehnsucht zu sprechen, einer Sehnsucht nach einer besseren, schöneren Zukunft, nach einem ganz anderen Leben, von dem sie sich noch keine rechte Vorstellung machen konnte. Sie sprach aber auch von einer jähen, würgenden Angst, dieses neue Leben zu versäumen, es an sich vorbeigleiten zu lassen, wenn sie nicht dem heimlichen Winke folgte, den sie erkannt zu haben glaubte. Und immer und immer wieder kam sie darauf zurück, daß sie diese Befreiung nur ihm — nein, nicht einmal ihm, sondern nur dem Blick aus seinen lieben, dunkeln Augen zu danken habe.

Er hatte ihr ruhig und unbeweglich zugehört. Nur als sie von ihrer nächtlichen Angst und Verzweiflung sprach, hatte er sich gegen sie vorgeneigt und ihre Hand gestreichelt. Aber dann war er wieder in den Sessel zurückgesunken.

Eine Weile blieb es ganz still zwischen ihnen. Endlich neigte er sich wieder ein wenig vor und stützte, während er sie unverwandt ansah, das Kinn gegen die Hand. „Das ist eigentlich merkwürdig. Du sagst immer, ich hätte dich angesehen ...“

Ihr Gesicht nahm einen leise fragenden Ausdruck an. „Ja ...?“

„Und dabei hast doch du mich angesehen. Wenigstens zuerst!“

Sie schüttelte mit weitgeöffneten Augen den Kopf. „Aber nein.“

Er lächelte. „Ganz bestimmt. Erst wie ich deinen Blick gefühlt hab', hab' ich aufgeschaut ... und bin dann aufgestanden.“

Sie machte eine ungeduldige Handbewegung. „Das war ja vorgestern! .. Aber vorvorgestern?“

Er zog die Augenbrauen nachdenklich zusammen. „Vorvorgestern?“

„Ja.“

Eine Weile schwieg er noch, dann machte er eine preisgebende Handbewegung. „Da hab' ich dich doch noch gar nicht gesehen!“

Sie stützte sich mit beiden Händen gegen die Sessellehne und hob sich so halb vom Sitz auf. „Aber um Gottes willen, du bist ja doch schon mit demselben Zug gefahren! ... Und die ganze Zeit, während der Zug gestanden ist, hast du mich angeschaut, — nein, angestarrt! ... Und dann wie du weitergefahren bist, hast du noch den Kopf nach mir gedreht und hast noch immer geschaut, solange es überhaupt möglich war! ... Und das hat mich ja so gepackt.“

Eine Zeitlang sah er sie noch nachdenklich an, dann warf er, wie in einem plötzlichen Erinnern den Kopf zurück und stand auf. Er trat ans Fenster, und während er den Vorhang zurückschlug, um auf die dunkle Gasse hinabzublicken, sagte er: „Das ist wirklich sehr merkwürdig.“

Sie fühlte bei diesen Worten, ohne zu wissen warum, eine furchtbare Angst und Verzweiflung in sich aufsteigen und mußte sich in den Sessel zurückfallen lassen. „Ja, was ist denn daran so merkwürdig?“

Er setzte sich mit einem leisen Lachen ihr wieder gegenüber. „Es ist wahrscheinlich sogar mehr als merkwürdig ... Du glaubst also, daß ich dich vorvorgestern am Abend während der ganzen Zeit angesehen habe?“

„Was heißt glauben? ... Ich hab's doch gefühlt!“

Er war jetzt ganz ernst. „Und in der Nacht nach diesem Abend ist alles andere über dich gekommen?“

Sie war nicht fähig, ihm eine Antwort zu geben. Aber er mochte wohl auch gar keine erwartet haben, denn er sagte mit einem tiefen Atemzug: „An diesem Abend hab' ich dich überhaupt nicht gesehen. Du hast es dir nur eingebildet.“

Sie fuhr sich mit beiden Händen gegen die Schläfen. „Aber das ist doch unmöglich!“

Er nickte. „Es ist genau so, wie ich dir sage. Du kannst mir glauben. Und du wirst auch, wenn ich dir alles erzählt habe.“ ... Er griff nach einer silbernen Dose, die neben ihm auf einem kleinen Tische lag, und brannte sich eine Zigarette an. — „Allerdings muß ich von einem Teil meines Wesens den Schleier lüften ...“ Er schwieg eine Weile und sah einer Rauchwolke nach, die er eben aus dem Mund geblasen hatte. Dann sprach er weiter, ohne das Mädchen anzusehen. „Ich bin abergläubisch. Es ist kein Aberglaube im großen oder bei irgendwelchen bedeutenden Anlässen. Nein, ein ganz kindischer, kleinlicher Aberglaube. Oder, wenn du willst, nur ein Aberglaube aus Laune. Er kommt manchmal ohne jeden Grund, ohne jede bestimmte Ursache über mich, und ich muß mich ihm fügen, ob ich will oder nicht. Und so ist es mir auch damals am Abend gegangen. Vorvorgestern, wie du sagst.“ — Er streifte die junge Verkäuferin mit einem Blick, aber sie schien ihn gar nicht anzuhören. Sie hielt den Kopf gesenkt und hatte die Hände im Schoß gefaltet. Und er fuhr fort: „Schon während der Zug in die Station eingefahren ist, hab' ich an deinem Pavillon aus der Ferne eine schmale, längliche Reklametafel gesehen. An der Glaswand über dem Verkaufstisch. Und in dem Augenblick, in dem ich diese Tafel gesehen hab', ist es mir durch den Kopf gefahren:

wenn ich diese Tafel entziffern kann, bevor sich der Zug in Bewegung setzt ... oder bevor ich sie wieder aus dem Gesicht verliere — dann geht mir irgend etwas gut aus. Etwas, was mir noch bevorsteht und wovon ich noch gar nichts weiß ... Die Schrift auf der Tafel war sehr klein und undeutlich. Ich hab' meine Augen scharf anstrengen müssen, auch während der Zug schon in Bewegung war. Es war die Reklametafel einer Schokoladenfabrik ... Sie war jedenfalls neben oder knapp über deinem Kopf aufgehängt, und da hast du dir eingebildet, daß ich dich ansehe."

Die junge Verkäuferin blickte noch immer nicht auf. Sie legte nur die eine Hand über die Augen und stieß ein kurzes, krampfhaftes Lachen aus. Er rückte seinen Sessel an ihre Seite und faßte sie leise an der Schulter. „Mein Aberglaube hat aber recht gehabt... Es ist mir ja doch etwas gut ausgegangen."

Sie zuckte unter seiner Berührung zusammen. „Laß mich!"

Dann sprang sie plötzlich vom Sessel auf und während sie mit schlaff herabhängenden Armen dastand, starrte sie ihn wie in einem furchtbaren Erwachen an. „Jesus Maria!... Was hab' ich denn gemacht? ... Was ist denn geschehen?"

Er war jetzt auch aufgestanden und wollte ihren Arm ergreifen. „Was hast du denn?"

Aber sie wich von ihm zurück. „Lassen Sie mich gehen! . . . Lassen Sie mich gehen!"

Ihr Blick irrte rund durchs Zimmer und vor jedem Gegenstand, den er traf, schien er zurückzuschrecken, wie vor etwas Entsetzliches, Niegesehenem. — „Wo hab' ich denn meinen Hut und meinen Schirm? . . ." Dann stürzte sie an ihm vorbei ins Nebenzimmer. Und bevor er ihr nacheilen konnte, kam sie schon wieder zurück. In der linken Hand trug sie den Schirm, mit der rechten suchte sie den Hut auf dem Kopf zu befestigen.

Er trat ihr in den Weg. „Was fällt Ihnen denn ein?"

Sie wollte an ihm vorbei. „Lassen Sie mich gehen! ... Bitte!"

Aber er hielt sie fest. „Nein. Ich bin doch nicht wahnsinnig. Sagen Sie mir zuerst, was Sie auf einmal haben?"

Ihre Augen standen plötzlich voll Tränen und ihre Stimme wurde von einem mühsam unterdrückten Schluchzen erstickt.

„Bitte ... lassen Sie mich gehen! ... Sie haben ja doch alles gehabt, ... was Sie verlangen können! ..."

„Aber mein Gott ..."

In seiner völligen Fassungslosigkeit gab er sie frei, und im nächsten Augenblick schlug sie die Tür hinter sich zu.

❧ ❧ ❧

Eine Zeitlang ging sie durch dunkle, menschenleere Gassen, ohne recht zu wissen, wo sie war. Sie nahm sich auch gar nicht die Mühe, einen Weg zu suchen, sondern war froh, auf der Straße zu sein. Denn sie hatte das undeutliche Gefühl, als sei sie jetzt, nachdem die Räume sie nicht mehr umgaben, in denen sie die letzten Stunden verbracht hatte, auch frei von allem, was darin geschehen war. Aber dieses Gefühl wurde schwächer und schwächer, und statt seiner drängten sich ihr langsam und deutlich alle jene Gedanken auf, die ihr während der letzten Augenblicke des Beisammenseins mit dem Mann hastig und schattenhaft durch den Kopf gejagt waren ... Er hatte sie nicht angesehen, er hatte sie überhaupt nicht gesehen. Aber sie hatte ihn angestarrt, gierig und schamlos wie ein freches, zudringliches Frauenzimmer. Und erst dann, als er dieses Anstarren bemerkte, hatte er sie mit seinen Augen gestreift, hatte ihr Benehmen nach seiner Weise gedeutet und sich mit ihr abgegeben, weil es ihm gerade behagte. Was half es, daß er von ihr glaubte, sie sei keine von den Hunderten und Tausenden, und keine von den Vielen, mit denen er es getrieben hatte wie mit ihr! ... Was wurde dadurch anders? ... Nichts! Gar nichts! ... Sie war einem Menschen nachgelaufen, der sich gar nicht um sie bekümmert hatte, dem sie vielleicht nicht einmal gefiel! Er hatte sie nur genommen, weil es seiner Eitelkeit schmeichelte, daß sie sich ihm an den Hals warf. Er hatte es ihr ja gesagt! Mit denselben Worten! ...

Sie mußte einen Augenblick stehen bleiben und tief Atem holen, bevor sie weiter gehen konnte. Und nun wollte sie sich beruhigen. Wollte sich einreden, daß das alles lächerlich und gleichgültig war und daß ihr das Beste und Schönste jetzt doch nicht mehr verloren gehen konnte. Ihre Befreiung, die Erkenntnis ihres eigenen Lebens und ihres Willens! ... Aber was konnte sie jetzt wollen! Was für ein Leben stand ihr jetzt noch bevor? Konnte sie ein Beisammensein mit dem Herrn Krumholz jetzt erträglicher finden? Konnte ihr das Verkommen und Verdumpfen in der grauen, trostlosen Alltäglichkeit jetzt lockender erscheinen? ... Ein paar Augenblicke lang vermochte sie keinen Gedanken zu fassen. Sie hatte das Gefühl einer dumpfen, schmerzenden Leere im Kopf. Dann fiel ihr ein, ob es nicht das klügste wäre, zu dem zurückzugehen, von dem sie kam. Er hatte ihr ja gesagt, daß sie besser

sei als die vielen anderen, er hatte sie ja nicht aus seinem Zimmer fortlassen wollen! Er würde sie gewiß wieder aufnehmen und bei sich behalten. Nicht für immer, nein, vielleicht für Jahre, vielleicht nur für Monate, aber doch jedenfalls für so lange, daß sie jetzt nicht mehr weiterzudenken brauchte. Und wenn er sie nicht mehr mochte, dann fand sich vielleicht ein anderer und noch einer und wieder einer! ... Wenn sie nur nicht mehr zurück mußte, ... und nicht mehr denken, nicht denken! ... Freilich würde zuletzt eine Zeit kommen, in der sie sich auch mit Menschen abgeben mußte, die so waren wie der Herr Krumholz ... und schließlich wohl auch mit Menschen, die noch tiefer standen. Aber diese Zeit war noch weit. Wer weiß, erlebte sie sie überhaupt! ... Und bis dahin gab es ja doch noch eine Zukunft, doch noch ein Leben! ...

Sie ging noch immer, ohne einen Weg zu suchen, durch dunkle menschenleere Gassen. Und plötzlich kam ihr eine mit nachlässiger Auffälligkeit gekleidete Frauensperson entgegen. Sie trat rasch zur Seite, als wolle sie einer Berührung ausweichen. Und im gleichen Augenblick faßte es sie wie ein Würgen, wie ein entsetzliches Grausen ... Warum weichst du ihr aus? In ein paar Jahren wirst du vielleicht gerade so durch die Straßen streifen, und wer weiß, wie weh es tut, wenn einem die anderen ausweichen ... Ihre Angst und ihr Entsetzen wuchsen und trieben sie aus den dunkeln, einsamen Gassen heraus. Sobald sie sich wieder unter vielen Menschen fühlte, fand sie sich zurecht. Sie wollte nach Haus. Wollte sich in ihr Zimmer einschließen und schlafen. Schlafen und ausruhen. Mochte dann kommen, was wollte. Eines wußte sie jetzt. Kein Mensch konnte sie zu etwas zwingen. Und sie hatte noch Zeit vor sich, viel Zeit ...

Sie fuhr mit der Straßenbahn bis in die Nähe ihres Wohnhauses. Als sie ausgestiegen war und in der Richtung nach dem Hause zuging, tauchte plötzlich der Herr Krumholz neben ihr auf. Beinahe an derselben Stelle, wie am vergangenen Abend.

Er faßte sie wieder am Arm, aber sie war zu stumpf, um sich irgendwie zu wehren und ließ ihn neben sich hergehen.

„Wo warst du?"

„Das geht dich nichts an."

Er schüttelte ihren Arm. „Ich weiß es. Du brauchst mir's nicht erst zu sagen!"

„Warum fragst du dann?"

Er stöhnte leise auf. „Du! ... Spiel' dich nicht mit mir!"

Da versuchte sie, ihm ihren Arm zu entziehen. Die Leute, die an ihnen vorbeikamen oder vor ihnen hergingen, drehten sich nach ihnen um. Aber sie hielten sie wohl nur für ein harmlos streitendes Liebespaar und lachten.

„Mach' doch nicht auf offener Straße einen Skandal!"

Aber er hielt sie fest. „Jetzt ist mir schon alles eins! ... Du warst bei einem andern?"

Sie biß die Lippen übereinander und ein kindischer Trotz stieg in ihr auf. Wenn sie soviel ausgestanden hatte, warum sollte er leer ausgehen. „Ja!"

Er preßte ihren Arm zusammen, daß sie hätte aufschreien mögen. Sie standen jetzt vor dem Haustor, und er drängte sich ganz nahe an sie heran. „Du gehst jetzt mit mir!"

Wieder versuchte sie sich von ihm frei zu machen. „Aber du bist ja verrückt."

Er stampfte mit dem Fuß auf. „Du gehst mit mir, sag' ich! ... Ich bin doch kein Trottel! ... Was ein anderer haben kann, will ich auch haben!"

Er hatte seinen Mund ganz nahe an ihr Gesicht gebracht. Und wie sie seinen nach Wein und Bier riechenden Atem spürte, faßte sie ein solcher Ekel, daß sie ihre freie Hand zur Faust ballte uud ihm ins Gesicht stieß. „Du bist ja betrunken!"

Er taumelte zur Belustigung einiger Leute, die sich schon angesammelt hatten, ein paar Schritte zurück, und sie trat in den Hausflur.

„Rosa ..." Seine Stimme klang bettelnd und weinerlich hinter ihr her, aber sie ging weiter. Im nächsten Augenblick hörte sie einen kurzen, gellenden Knall. Und was dann geschah, war alles in ein paar Sekunden vorbei. Sie wandte sich mit einem Aufschrei um, sie sah den Herrn Krumholz mit ausgestrecktem Arm hinter sich stehen, über ihm wiegte es sich wie ein kleines graublaues Wölkchen — und sie wußte alles, alles! Wie oft hatte sie davon gelesen in Büchern und Zeitungen! — Ein zweiter kurzer, scharfer Knall, ein zweiter Aufschrei — und mit ein paar Sprüngen hatte sie die Stiege erreicht. Zwei oder drei Stufen lief sie hinauf, dann verlor sie den Boden unter den Füßen. Sie griff mit beiden Armen in die Luft, und weil sie auch dort keinen Halt fand, begann sie zu sinken, zu fallen ... Und fiel tief, ... unendlich tief ...

Auf die beiden Schüsse hin waren sofort die Hausmeisterin und ihr Mann in den Hausflur hinausgestürzt.

„Jesus Maria! ... Was is denn? Was is denn?"

Und gleichzeitig kamen auch schon Leute von der Straße herein.

„G'schoss'n haben's!"

„Erst haben's g'stritt'n, dann haben g'schoss'n!"

„Zwamal hat's kracht!"

„Na dreimal! I' hab's deutli' g'hört!"

Und dann auf Herrn Krumholz eindringend, der regungslos mit dem Revolver in der Hand dastand: „Da is er ja!"

„Der is' g'wesen!"

„Das is' der, was mit'n Madel g'stritt'n hat!"

Und jetzt kreischte die Hausmeisterin dazwischen. „Maria und Joseph! Der Herr Krumholz!"

„Wer is'?"

„Der Bräutigam vo' der Fräul'n Rosa, die was im zweiten Stock wohnt!"

„Raubmörder!" — „Revolverheld, elendiger!" — „Schlagt's 'n z'samm!" — „Reißt's eam die Darm außa!"

Immer mehr Menschen drängten fragend und schreiend von der Straße herein und jetzt kamen auch über den Hof und über die in den Hausflur mündenden Stiegen die anderen Bewohner des Hauses herbei. Und da ertönte plötzlich von der Treppe, die zu der Wohnung der Frau Schweiger hinaufführte, ein durchdringendes Geschrei.

„Jesus! Da liegt wer!"

„Die Fräul'n Rosa!"

Und jetzt sehr hastig: „Net hergehen, Frau Schweiger! Es is nix!"

„Bleiben's oben!"

Aber die Warnungen mußten zu spät gekommen sein, denn man hörte noch einen langgezogenen, heulenden Schrei und dann einen dumpfen Fall. Der Hausmeister und seine Frau eilten die Treppe hinauf, die anderen Menschen drängten zum Teil nach, zum Teil hielten sie den Herrn Krumholz umringt. Aber sie wagten sich nicht näher an ihn heran, denn er hielt noch immer den Revolver in der Hand.

„Hund, elendiger! ... Schamst' di' net a arm's Madel umz'bringen?"

Da bewegte er zum erstenmal die Lippen.

„... Ich hab' ihr nur einen Denkzettel geben wollen ..."

Während er sprach, schlich sich ein tückisch aussehender geschniegelter und gestriegelter Bursch hinter ihn, holte mit seinem Spazierstock aus und schlug ihn wuchtig über die Hand. Der arme Herr Krumholz stieß einen leisen Wehkuf aus, ließ den Revolver fallen und taumelte gegen die Wand. Im Nu hatte der Bursch die Waffe ergriffen und dann drängten die anderen brüllend und mit erhobenen Armen und Stöcken auf den Herrn Krumholz ein. Er sah ihnen mit stumpfsinnigen, glasigen Augen entgegen und bewegte fortwährend die Lippen. Aber er machte keine einzige Bewegung der Abwehr. Und gerade während die ersten Schläge auf ihn niedersausten, drängten sich zwei Wachleute durch das Haustor herein. Sie wurden von dem Vorgefallenen rasch verständigt, und der geschniegelte, tückisch aussehende Bursch reichte ihnen eifrig den Revolver.

„I bitt', da is der Revolver! ... I hab' ihn ihm abg'nommen, i bitt'!"

Dann brachen sie sich durch das Gedränge Bahn, bis sie den Herrn Krumholz erreicht hatten. Sie sahen gleich, daß sie es mit keinem gewalttätigen Menschen zu tun hatten und forderten ihn auf, mitzukommen. Er ließ sich unter den Drohungen und Verwünschungen der erbitterten Menge ruhig abführen und murmelte nur ununterbrochen: „Ich hab' ihr nur einen Denkzettel geben wollen! ... Ich hab' ihr nur einen Denkzettel geben wollen! ..."

Ein dritter Wachmann, der eben kam, wurde in die Wohnung der Frau Schweiger hinaufgewiesen.

Ein Teil der Menschen folgte dem Herrn Krumholz noch auf seinem Gange zum Polizeikommissariat, die anderen hielten das Unglückshaus bis weit auf die Straße hinaus umlagert. Etwa nach zehn Minuten ertönte ein immer näherkommendes, schrillendes Pfeifen und dann fuhr, noch bevor man es recht gehört hatte, das Automobil der Rettungsgesellschaft vor. Mühevoll mußte sich der Arzt mit seinen Begleitern bis zu der Wohnung der Frau Schweiger durcharbeiten. Aber er konnte nur noch den bereits eingetretenen Tod des Mädchens feststellen und beschäftigte sich dann mit der ohnmächtigen Mutter.

Frühlingsnacht

O stille Nacht! So lind,
Weil jedes Sternchen lächelt;
Und weil der Wind, sacht wie ein Kind,
In dessen Augen Ängste sind,
Herniederfächelt.

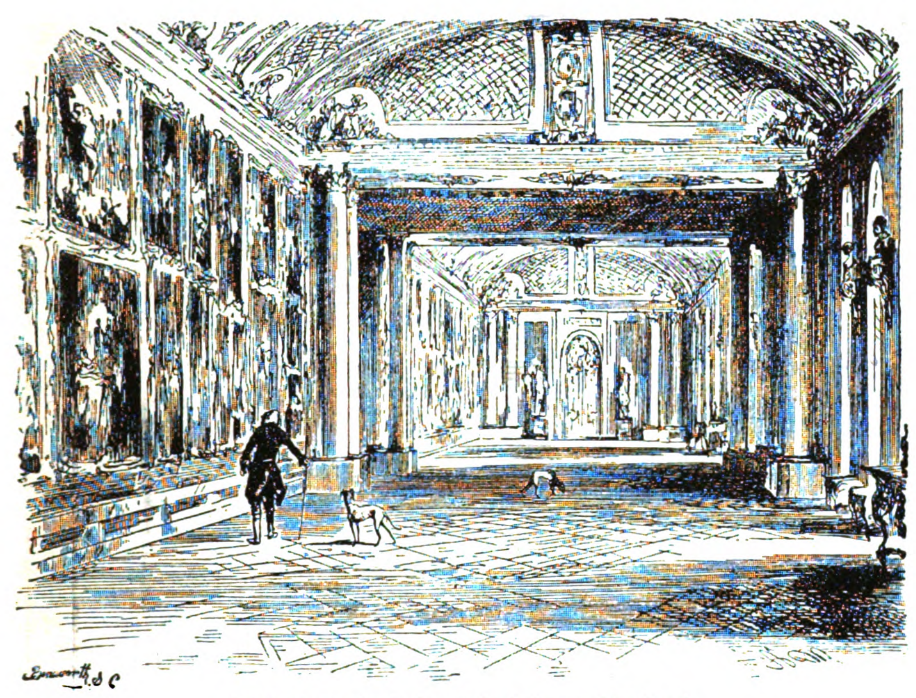
O stille Nacht! So lau,
Weil alle Sterne weinen;
Weil hoch im funkelseidnen Blau
Die Lippen meiner liebsten Frau
Zu beten scheinen ...

Karl Lieblich



Aus deutschen Landen: Bürgerbauten in Miltenberg

Künstlerische Aufnahme von E. Gaßmann



Friedrich der Große in der Galerie von Sanssouci
Zeichnung von Adolph Menzel in Franz Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen

Die Galerie Friedrichs des Großen

Von Walther Unus

Friedrich der Große war eine Sammlernatur. Er begann zu sammeln, sobald ihm das Geschick nach schwersten Prüfungen die allererste Möglichkeit dazu bot; in Rheinsberg hatte er zwei Zimmer mit Bildern der Watteau, Pater, Lancret, also der besten zeitgenössischen Maler, der damals modernsten. Wie in den andern Künsten galt sein Hauptaugenmerk den lebendigen Kräften der Gegenwart; es sei gleich hier festgestellt, daß er die Teilnahme für diese Kunst sein ganzes Leben lang nie verlor; solange er Bilder kaufte, finden sich immer wieder solche seiner geliebten Rokokomeister darunter, deren Werke ja auch bis an sein Lebensende unverändert die von ihm bewohnten Zimmer der Potsdamer Schlösser zierten und zum Teil noch heute dort in ihren alten Räumen bewahrt und ihnen hoffentlich nicht entzogen werden.

Die persönlichen Äußerungen des Königs über die Werke der bildenden Kunst sind im Vergleich mit denen über die Literatur nicht allzu zahlreich und werden bedauerlicherweise im Laufe der Jahre immer sparsamer, d. h. also in der Zeit, wo er nicht nur zum Schmucke seiner Privatgemächer kaufte, sondern eine ‚Galerie' zu bilden begann und ausgestaltete. Der erste Gedanke dazu scheint ihm im Winter 1754/55 gekommen zu sein, also etwa acht Jahre nach Vollendung seines Sanssouci und am Schluß jener kurzen krieglosen und glücklichsten Periode des 18. Jahrhunderts. Es ist möglich, daß die Briefe der geliebten Bayreuther Schwester aus Italien ihm den Plan nahe gebracht haben. Nicht



Titel-Vignette von Meil aus dem zu Lebzeiten des Königs erschienenen Katalog der Galerie zu Sanssouci



Der Mittelteil des Galeriebaues zu Sanssouci

ohne Einfluß war jedenfalls auch die unter einem Decknamen unternommene Reise nach Holland, auf der er sich Gartenanlagen und Kunstsammlungen mit größter Aufmerksamkeit ansah: genannt werden uns die Galerien Bramkamp und Dorville, sowie ein Besuch in der Tulpenburg des portugiesischen Juden Pinto mit ihren berühmten Grottierungen.

Wie bei allen Plänen, politischen und privaten, war sich Friedrich auch beim Galeriebau über alles klar: auf dem Hügel östlich von Sanssouci wurde ein langgestrecktes, ebenfalls nach Süden blickendes Gebäude errichtet, ein echtes Rokokogebäude mit wenig vorspringenden Risaliten, das seinen Schmuck in der Dekoration des Daches und der Mittelkuppel, sowie vor allem durch achtzehn Marmorfiguren und sechs Marmorvasen vor der Front erhielt. Baumeister war Büring, der dritte, mit dem Friedrich nach Knobelsdorff und Boumann auszukommen suchte. Büring, ein geborener Berliner, war nur zögernd auf des Königs Ersuchen aus Hamburg gekommen und deshalb mit geringerem Rang und minderem Einkommen, als ihm erst zugesagt, angestellt worden. Er war geschmeidig und geschmackvoll, ein Verehrer des Palladio, und hatte seine Geschicklichkeit und seine Fähigkeit, auf des Königs Gedanken einzugehen, schon im Bau der Gewehrfabrik und des Nauener Tors bewiesen.

Der große Hauptsaal der Galerie bringt die klassizistische Note im Gegensatz zur Rokokofassade klar zum Ausdruck; das Weiß und Gold der Decke, der kostbare gelbe und rötliche Marmorbelag der Fensterseite, der aus weißen und hellgelben Marmorrauten hergestellte Fußboden vereinigen sich zu einem hellen und festlichen Klang. Leider sind die starken Reflexlichter zusammen mit der Beleuchtung aus den bis zur Erde hinabgehenden Fenstern den Gemälden gar nicht günstig. Das im Osten an den Bildersaal anschließende, wieder ganz rokokohaft geschmückte Kabinett war für die kleinen Gemälde bestimmt.



Das an den großen Bildersaal anschließende Kabinett

Sehr kostspielig wurden die von Friedrich mit ungewöhnlicher Freigebigkeit erbauten Gartenanlagen vor dem Hause: zwei Terrassen, eine obere mit Muschelmosaiken, eine untere ganz aus Marmor erbaute. Auf letzterer stehen ein paar der gelungensten Gartenskulpturen: spielende Putten von den Brüdern Ränz und hübsche Vasen nach Zeichnungen des geschickten Meil, der auch die auf S. 417 abgebildete Katalog-Vignette radiert hat. Vollendet wurden alle diese Anlagen erst nach der großen Pause des Siebenjährigen Krieges.

Inzwischen hatte der König längst eine große Menge von Bildern zusammengekauft, die während der Bau-

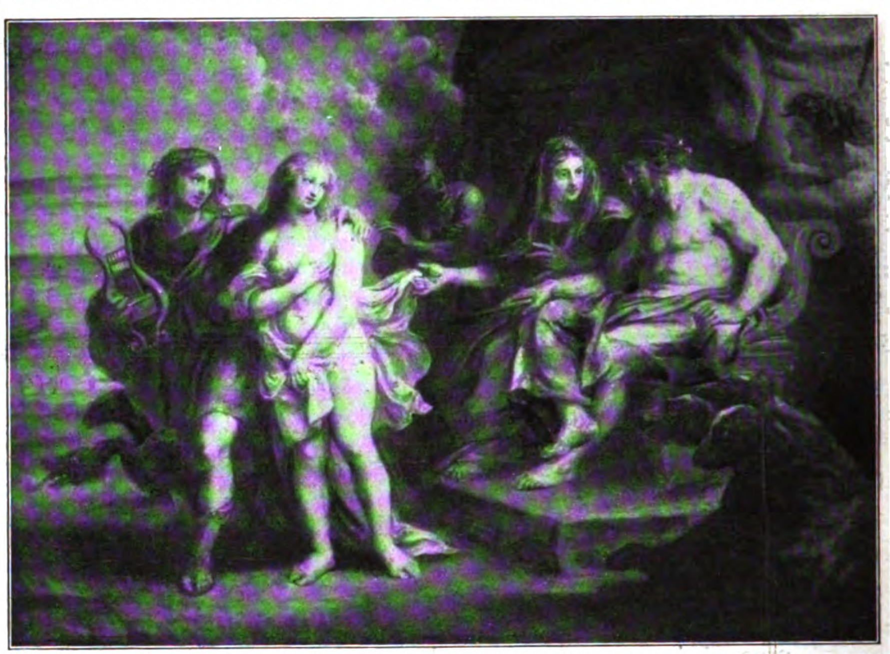
zeit der Galerie im Berliner Schloß untergebracht worden waren. Seine Sammelneigungen hatten sich im Lauf der Zeit planmäßig erweitert. Es war nur natürlich, daß er auch den „großen Stil“ zu ständiger Betrachtung in seiner Nähe haben wollte, denn Kunst war immer eines der wichtigsten Stoffe der Unterhaltungen, und ein Voltaire galt auch in bezug auf Malerei und alle bildenden Künste als ein Orakel seiner Zeit, dem sich Friedrich manchmal nur zu willig anschloß. Von antiken Skulpturen besaß der König schon seit dem Ankauf der Polignac-Sammlung einen erklecklichen Schatz; den Ruhm der großen italienischen und flämischen Meister aber vernahm er immer nur aus dem Munde seiner weitgereisten Freunde. Nicht wenige von ihnen kannten ihre Hauptschöpfungen aus eigener Anschauung, besonders Algarotti hatte für seine Zeit ein ungewöhnliches Verständnis; war doch schon 1743, als er noch im Dienst des sächsischen Hofes stand, durch seine Vermittelung die große Kopie der Holbeinschen Madonna in Venedig für Dresden gekauft worden. Friedrich hatte in der Ungunst seiner Jugend ja nicht einmal die übliche große Europa-Rundreise gemacht und blieb später durch sein strenges Pflichtgefühl an sein Vaterland gekettet. So versuchte er, sich Rom und Paris daheim aufzubauen, und begnügte sich mit der lebhaftesten Teilnahme an den Reisen derer, die ihm nahestanden. Fünfhundert Meilen würde er reisen, schreibt er 1753 an Algarotti, um ein Wunder wie Herculanum zu sehen. Und rührend sind noch in seinen letzten Jahren die Briefe an seinen Bruder Heinrich nach Paris mit all ihrer unerfüllten und unerfüllbaren Sehnsucht. Von großen Sammlungen kannte er selbst eigentlich nur Dresden und den Braunschweiger Besitz, der damals in Salzdahlum aufgestellt war, wo Friedrich seine erzwungene Hochzeit gefeiert hatte.



Der Berliner Großkaufmann Gotzkowsky

Der große Eifer, mit dem er plötzlich seinen Galerieplan anfaßte und auch im wesentlichen durchführte, wird von ihm selber, seiner Gewohnheit nach, in den Briefen an die geliebte Bayreuther Schwester ein bißchen ironisiert. Er schreibt ihr am 6. November 1755: „Ich richte jetzt eine Galerie in Sanssouci ein. Sie wird in Sanssouci eine angenehme Verschönerung sein und als Promenade dienen, wenn schlechtes Wetter es unmöglich macht, in den Garten hinabzugehen.“ Und am 30. November 1755 meldet er stolz, daß er fast hundert Bilder besitzt und keine aus den Berliner Beständen genommen habe: „Du siehst, meine liebe Schwester, die Philosophie verbannt nicht immer die Narrheit aus Menschenköpfen. Die Bildernarrheit wird bei mir kurz sein, denn sowie es der Elle nach genug sein wird, kaufe ich nichts mehr.“ Ähnliche Versicherungen wiederholt er noch gelegentlich, erfüllte sie aber doch nicht ganz. Es zieht sich eine lange Reihe von Erwerbungen bis gegen 1780 hin, wobei alsdann die Ausschmückung des Neuen Palais einen großen Teil erforderte und die Galerie wohl vielfach nur zu Auswechslungen beansprucht wurde. Doch war er eben viel zu sehr Sammler, um der Freude an neuen Stücken ganz entsagen zu können — wenn er es mit seinem Haushalt in Einklang bringen


Frans Floris: Lot mit seinen Töchtern



Peter Paul Rubens: Orpheus und Eurydike in der Unterwelt

konnte. Als ihn Voltaire 1770 auf einen Carle Vanloo aufmerksam machte — „Drei Grazien“ für 11 000 Livres — antwortet er, er kaufe keine Bilder mehr, seit er Subsidien bezahle: man müsse seinen Gelüsten (goûts) wie seinen Leidenschaften Grenzen vorschreiben können. Und 1773 an Henri de Catt wegen eines Correggio, den er ihm aus Modena in Aussicht gestellt hat, er könne unmöglich 14 000 Dukaten bezahlen, wohl aber 12 000 Taler, was für die Mönche immer noch ein schöner Handel sei, von Ketzergeld eine Kapelle bauen zu können. Zu Ende seines Lebens scheinen die Käufe dann aufgehört zu haben. Er hatte eine schmerzliche Freude am Vergehen der Dinge, die seiner Zeit angehört hatten. Es erfüllte sich die beklemmende Ahnung, die ihn schon in der Jugend geängstigt hatte, einsam zu werden. Und wie Voltaire schon 1763 geschrieben hatte, Friedrich wäre seiner Zeit um fünfzig Jahre zurück, so wurde schon damals das Rokoko gegen den siegreichen Klassizismus als spielerisch, frivol und völlig fremd empfunden. Da mag er oft allein und nur zur Freude seiner Windspiele durch den Bildersaal gewandert sein, wie es Menzel gezeichnet hat.

Als Vermittler seiner Erwerbungen bediente sich Friedrich nicht nur der Kunsthändler in Paris, den Niederlanden und Italien, auch in Berlin, das damals eine achtbare Zahl von Gemäldesammlern hatte, machte er eine ansehnliche Zahl von Ankäufen. Dann gab er Aufträge für bedeutende Auktionen, und gelegentlich werden fast alle seine literarischen Freunde mit Auskünften oder Anfragen bedacht. Unmittelbare Bestellungen bei Künstlern finden sich verhältnismäßig selten, wenn man die Hofmaler ausnimmt. Bemerkenswert ist 1756 die Bestellung eines „Parisurteils“ bei Mengs als Gegenstück zu einem „Kampf der Lapithen und Zentauren“. — Der einzige, der über den gesamten Umfang der friderizianischen Kunstpflege bisher umfangreiche Untersuchungen angestellt hat und sie hoffentlich bald zu einem Abschluß führen wird, ist Geheimrat Seidel, der derzeitige Direktor der Königlichen Kunstsammlungen und



Peter Paul Rubens: Cäsarenkopf



Peter Paul Rubens: Heilige Familie

bei, daß der König eine gewisse Vollständigkeit erstrebte und nicht ohne großen Plan sammelte. Da er früher einmal schon den Besitz von zwei Correggios, zwei Renis, zwei Veroneses, zwölf Rubens' und elf Van Dycks aufzählte, wobei unter den Correggios zweifellos die „Leda" und die „Jo" gemeint waren, haben wir hier einen Beweis für seine große, zweifellos in Dresden gewonnene Schätzung dieses Meisters.

Konservativ, wie Friedrich seinem ganzen Wesen nach war, hielt er trotz manchen Enttäuschungen lange an einmal angeknüpften Verbindungen fest. Aber jene prachtvoll freie Gesinnung, die ihn 1749 wahrheitsgemäß an Algarotti schreiben ließ, alles was gut sei, habe bei ihm Bürgerrecht, machte allmählich der „eigensinnigen, voreingenommenen, unrektifizierbaren Vorstellungsart" Platz, die Goethe an ihm tadelte. Wäre Friedrich in der Wahl seiner Berater umsichtiger gewesen, so hätte er bei seiner hohen natürlichen Kunsteinsicht eine noch viel wertvollere Galerie hinterlassen. Ganz seinem Gutdünken folgte er bei Besetzung des Direktorpostens der Galerie. Zu Beginn des Siebenjährigen Krieges lernte er in Dresden einen gewissen

des Hohenzollern-Museums. Er hat das Ergebnis mühsamer Archivforschungen in den Jahrbüchern der Preußischen Kunstsammlungen veröffentlicht. Wir ersehen aus ihnen, daß der Verkehr mit den Kunsthändlern, gewiegten und sicher nicht immer ehrlichen Geschäftsmenschen, für den König durchaus keine reine Freude war. Es ist bewundernswert, daß der König in den ersten paar Jahren eine so große Zahl vortrefflicher Werke zusammenbekommen konnte, ebenso erstaunlich allerdings, daß er später, wo ihm doch eine bedeutende Zahl echter und guter Arbeiten zum Vergleich zur Verfügung standen, wieder auf Werkstattarbeiten und schlechte Kopien hereinfiel.

Unter den Berliner Sammlern, die mit Friedrich in Verbindung standen, nimmt der Berliner Großkaufmann Gotzkowsky die erste Stelle ein. Seinen Bilderkatalog ließ er sich 1760 ins Kriegslager schicken: „Um die Sammlung vollkommen zu machen," schreibt er an d'Argens, „wäre ein schöner Correggio nötig, ein schöner Giulio Romano, ein italienischer Jordanus" (Luca Giordano). Wir erfahren hier neben-



Anthonis van Dyck: Die beiden Johannes
(Jetzt in der Berliner Galerie)

Matthias Österreich kennen, einen Enkel Kellers, Neffen Heinekens, jenes um die Schöpfung der Dresdner Galerie höchstverdienten Sekretärs des Grafen Brühl, eines in Kunstdingen höchst erfahrenen Mannes. Leider konnte Österreich mit seinem Onkel sich nicht entfernt messen. Wenn wir auch nicht dem giftigen Urteil Winckelmanns zu folgen brauchen, der ihn einen „großen Esel und Erzbetrüger“ nennt, „der dem Dreck, darauf er tritt, Schande macht“, und seine Ernennung auf „Menage“ zurückführt, „um auf niemand die Reisekosten zu verwenden“ — die Wahl war nicht glücklich. Aus seinen Katalogen sehen wir eine Durchschnittsbegabung; weder Beschreibung noch Bewertung der Kunstwerke erheben sich über das Mittelmaß seiner Zeit. Es ist zu bedauern, daß eine Anstellung Winckelmanns nicht zustande kam: als 1764 von einer Italienreise des Königs gemunkelt wurde, war Winckelmann sehr geneigt, eine Bedienung in seiner preußischen Heimat anzunehmen; nur das geringe Gehalt von 1000 Talern, das nach Friedrichs Meinung für einen Deutschen genug war, ließ die Sache scheitern. Die damals für Winckelmann in Aussicht genommene Stellung als Bibliothekar ohne Museum wäre freilich auch nicht die richtige für ihn gewesen.



Rembrandt: Moses zerschmettert die Gesetzestafeln (Jetzt in der Berliner Galerie)



Rembrandt: Simson und Delila. (Jetzt in der Berliner Galerie)

Die erste Auflage des Österreichschen Katalogs erschien bereits ein Jahr nach Beendigung des Siebenjährigen Kriegs. Er verzeichnet 146 Bilder, deren Hauptmenge der König in den Jahren 1754—56 gekauft haben muß, da er während der Kriegszeit selten Zeit, Geld und Lust dafür übrig hatte. Im allgemeinen schließen die Italiener, die den Reigen eröffnen, nicht allzugünstig ab. Wenn wir auch den Wechsel des Zeitgeschmacks in Rücksicht ziehen, ist die Zahl der leichtsinnigen Taufen über Erwarten groß: wie überall sollten auch hier sofort die größten Namen unbedingt vertreten sein. Das kostbarste Bild, noch heute eine der höchsten Zierden des Kaiser Friedrich-Museums, war die „Leda“ Correggios, die Friedrich zusammen mit der alten Kopie der „Io“ 1755 aus der Sammlung Pasquier erworben hatte. Beide Hauptfiguren trugen schon damals nicht mehr die von Correggio gemalten Köpfe. Leonardo da Vinci


Govaert Flinck: Verstoßung der Hagar. (Jetzt in der Berliner Galerie)

Der Vorwurf ist sehr anmutig (très-gracieux!): es ist Lot, den seine Töchter trunken machen.“ Dem Urteil des Kaufmanns und des literarischen Freundes muß sich der König wohl angeschlossen haben, denn wir finden das Bild in seiner Sammlung — heute freilich steht es als ein unzweifelhafter Frans Floris im Vorrat des Kaiser Friedrich-Museums. Auch die übrigen Italiener bilden, soweit sie heute noch nachweisbar sind, nicht allzuviel hochwertige Stücke. Genannt werden zwei Giulio Romanos, sechs Guido Renis, ferner Veronese, Agostino Caracci, Caravaggio, Albani, Maratti. Noch jetzt sind in Sanssouci vorhanden: ein „Petrus im Gefängnis“, ein gutes Bild aus der Schule des Domenichino, während ein „Hl. Hieronymus“ des Meisters ins Berliner Museum gelangt ist; ferner ein Brustbild eines nach oben blicken-

ist mit zwei, Tizian gar mit sechs Bildern vertreten, von denen wohl eines, das noch an seinem Platz hängt: „Venus scheucht spielende Liebesgötter vom Lager des toten Adonis“, doch wenigstens venezianischer Herkunft sein dürfte. Es wurde mit 5000 Talern, der Rahmen mit 180 Talern bezahlt. Ferner werden drei Raffaels genannt: eine heilige Familie, deren Echtheit Österreich leidenschaftlich verteidigt — Raffael hätte Michelangelo nachgeahmt — und sie mit dem von Vasari erwähnten Bilde für Leonello da Carpi gleichsetzt; ferner ein Brustbild eines „leidenden Christus“, eine schwache, manierierte und unerfreuliche Arbeit eines italianisierenden Niederländers, der das Ideal Correggios nachzuempfinden versucht. Bezeichnend für die beim Erwerb italienischer Bilder fehlende Prüfung durch Sachverständige ist die Geschichte des dritten Raffael, der zuerst in einem Brief des Marquis d'Argens über Gotzkowskys Gemäldebesitz auftaucht. d'Argens schreibt: „Er (Gotzkowsky) hat seit drei Jahren eine herrliche Sammlung von Bildern des Carlo Maratti, Ciro Ferri, Tizian usw. zusammengebracht; er hat einen Correggio und einen bewundernswürdigen Tizian. Aber alles das ist nichts im Vergleich mit einem Raffael, den er in Rom gekauft und durch Bestechung als Konterbande herauszubringen das Geheimnis gefunden hat: denn da es sicher das schönste Gemälde ist, das Raffael gemacht hat, hätte man nie erlaubt, es aus Rom fortzulassen.


Jan Steen: Die Raucherinnen

den „Petrus“ von Ribera, das nicht mit Unrecht von Österreich gerühmt wird, mehrere Bilder des Venezianers Andrea Celesti und ein „Koriolan mit Mutter und Gattin“, ein Riesenbild von Ciro Ferri, jenem Römer, der als einer der frühesten die kühlen Reize des Klassizismus vorempfand und mit einer etwas frostigen und gezierten Eleganz anwendete. Eine Anzahl ausgezeichneter Spätitaliener hat das Kaiser Friedrich-Museum übernommen, darunter das „Parisurteil“ des Luca Giordano, eine der allerglücklichsten Schöpfungen dieses Malers, durch Gotzkowsky erworben; ferner die „Vermählung der Psyche“ von Battoni, der damals in der Blüte seiner Schaffenskraft und seines Ruhms stand und auch von Friedrich für das Neue Palais Bestellungen auf drei Bilder erhielt, zu denen der König die Stoffe selber wählte.



Gerrit W. Horst: Der Segen Jakobs. (Jetzt in der Berliner Galerie)

Wahrhaft stattlich war Friedrichs Besitz an Bildern der flämischen Schule, und zwar sowohl der Zahl wie der Güte nach. Unter den Rubens befand sich: die „Auferweckung des Lazarus“, die „Krönung Mariä“, die „Hl. Cäcilie“, die „Büßende Magdalena“, „Perseus befreit Andromeda“, sowie eine Anzahl kleinerer Bilder und Studien, darunter die herrliche Skizze zu dem Augustinerbild in Antwerpen, bei der Österreich bemerkt, einen so schönen Entwurf wie diesen habe er noch nie gesehen. Nicht immer kann man ihm so beistimmen; zwar weist er eine große „Anbetung der hl. drei Könige“ nur im Entwurf dem Rubens zu — heute trägt sie, auch noch zu optimistisch, den Namen Jakob Jordaens — und eine „Eherne Schlange“ will er nur als Kopie gelten lassen, auch läßt er hie und da Zweifel durchblicken — aber daß er z. B. die „Himmelfahrt Mariä“, die im wesentlichen von Schülerhänden gemalt ist, eines der schönsten Werke von Rubens nennt, läßt uns an seinen Kenntnissen irrewerden. Eine schöne „Heilige Familie“, von Bode allerdings dem Albert Rubens, dem Sohne Peter Pauls, zugewiesen, ist neben guten Werkstattbildern noch heute eins der trefflichsten Werke der Galerie. — Noch reicher als Rubens war Van Dyck vertreten, und zwar mit einer Reihe seiner schönsten Arbeiten aus der Rubenszeit: der „Verspottung Christi“, den „Beiden Johannes“ und der „Sendung des Heiligen Geistes“, alle drei zusammen für 20000 Fl. in Brügge gekauft. Sie schmückten zusammen mit der Rubensschen „Erweckung des Lazarus“ den mittleren Kuppelraum; die unteren Reihen füllten noch ein paar kleinere Rubens, sowie Bilder von Livens und Bol — ein wahrhaft fürstlicher Mittelpunkt einer Galerie. Von den übrigen Van Dyck genannten Bildern sind noch mehrere in



Godfried Schalcken: Der angelnde Knabe (Jetzt in der Berliner Galerie)

der Galerie vorhanden; echt darunter die Köpfe Christi und der Maria, aus der Frühzeit des Meisters. Von den Schulbildern entbehren die „Vier Evangelisten", mit kalten grünen und violetten Tönen gemalt, dessen Entwurf wohl Rubens gehört, eine „Hl. Magdalena" (Österreich: dem G. Dow und Rembrandt nachgeahmt!) sowie ein „Schlittschuhlaufender Amor" in winterlicher Landschaft nicht des Interesses. Ein „Segen Isaaks" hängt jetzt unter der richtigen Bezeichnung Peter van Mol im Berliner Museum.

Rembrandt war mit vier Bildern vertreten, die sämtlich jetzt in Berlin sind: dem „Simson, der seinen Schwiegervater bedroht" (damals auf einen Prinzen von Geldern gedeutet, der seinen gefangenen Vater bedroht), dem „Moses mit den Gesetzestafeln", dem „Selbstbildnis von 1634" und dem „Porträt eines Rabbiners", das heute als eine der zahlreichen Kopien dieses Bildes erkannt ist. Letztgenanntes Bild, meint Österreich, ist nach der Natur gemalt, „daher sich Rembrandt mehr Mühe gegeben hat, weshalb dies Stück den Vorzug vor seinen übrigen Werken hat". In demselben Sinne schreibt er über ein nicht mehr in der Galerie vorhandenes „Gastmahl des Belsazar" von Bol: Bol besäße bisweilen mehr Anmut und Klarheit als Rembrandt. Auch Livens zeichnet nach Österreich besser als Rembrandt, auch seien seine Vorstellungen edler! Ebensogut kam die von Gotzkowsky gekaufte „Verstoßung der Hagar" von Govaert Flinck (jetzt Berlin) weg, „der in gewisser Absicht vielleicht schöner und besser als Rembrandt sei". Man merkt, daß Österreich nur widerwillig und vom allgemeinen Urteil großer Kenner gezwungen, Rembrandt seinen ersten Platz läßt. Man muß sich erinnern, daß die Schriftstellerurteile hier schroff gegen die Malerurteile standen, daß selbst Lessing, der doch wohl die Rembrandtschen Wunder der Salzdahlumer Galerie kennen mußte, schrieb, die Rembrandtsche Manier schicke sich zu niedrigen, possierlichen und ekeln Gegenständen sehr wohl. Hier gelangte das allgemeine Urteil der rein literarisch gebildeten Liebhaber und vielleicht auch Friedrichs des Großen selbst zum Ausdruck. Der Kreis um den Großmeister war um jene Zeit noch recht ungeklärt. Einige Namen haben wir schon erwähnt, der Segen Jakobs von Gerrit W. Horst galt als Livens (jetzt Kaiser Friedrich-Museum). Frans Hals fehlte gänzlich; das Bild des „Reeders mit seiner Frau" (jetzt in Berlin), das damals im Neuen Palais hing, galt als seine Arbeit: Der Name klang wohl noch, aber die sinnliche Vorstellung fehlte.

Zu diesen Ansichten stimmte es sehr gut, daß die kleineren Meister der flämischen und holländischen Schulen, die in den Berliner Schlössern aus den vielfältigen Beziehungen der Hohenzollern zu Holland recht gut vertreten und dem König sicher bekannt waren, nur in einer ganz bestimmten Auswahl Eintritt in die Galerie fanden. Am meisten scheinen dem König noch die bunten vielschildernden und vielerzählenden Stücke gefallen zu haben. Von Teniers fanden sich drei Bilder, darunter als Ausnahme eine Bauerngesellschaft — jetzt als Ryckaert erkannt, — und die „Versuchung des heiligen Antonius" (letztere jetzt in Berlin), von Dow und Schalcken ein paar Feinmalereien, und dann, wie eigentlich selbstverständlich für eine Galerie jener Zeit, eine reichliche Zahl Bilder des ‚Chevaliers' Adriaen van der Werff, sowie seines Schülers Peter van der Werff und des Heinrich Limburg. Auf allen Auktionen wurden diese Bilder heiß umworben, und Friedrich war ein eifriger Käufer, bis



Francesco Melzi: Pomona und Vertumnus
(Jetzt in der Berliner Galerie)



Pompeo Girolamo Battoni: Vermählung Amors mit Psyche
(Jetzt in der Berliner Galerie)

hauen worden, indem man ihm statt des besonders geschätzten und geleckten ‚Chevaliers‘ Bilder des weniger gewandten und eleganten Peter verkaufte.

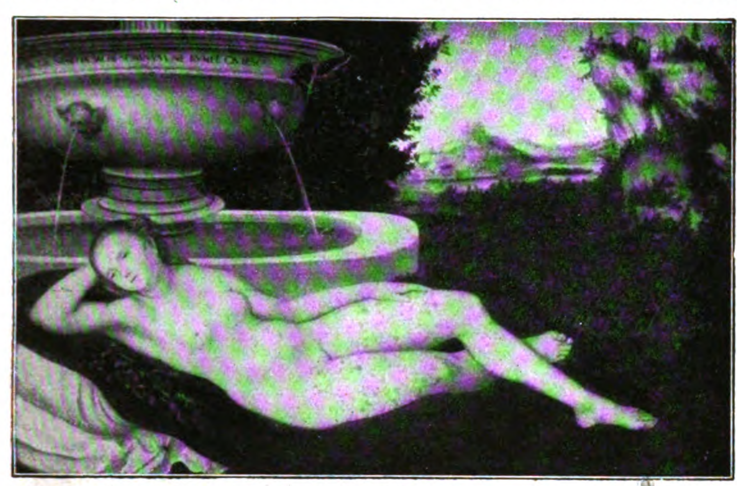
Rottenhammer und Netscher reihten sich diesen Meistern würdig an. Diese beiden — Netscher wegen seines Heidelberger Geburtsorts — stellten etwa die Vertretung der deutschen Schule in Friedrichs Sammlung vor. Man kann sich dieserhalb freilich nicht wundern, daß seine Meinung von den Deutschen als Kunstvolk nicht hoch war; auch in der bildenden Kunst verfolgte ihn, nicht ohne seine Schuld, dasselbe merkwürdige Pech wie in der Literatur, das ihn zum Fremdsein in seinem eignen Lande verdammte.

tief in die siebziger Jahre hinein, als alle anderen Erwerbungen selten geworden waren. Wir verstehen heute nur mit Mühe, was die Menschen damals an dieser kalten, glatten Malerei so sehr gefesselt hat. Es sind doch reine Triumphe jener „industrie mécanique des artistes“, wegen deren gerade Friedrich selbst einst die bildenden Künste gegen die des Geistes zurückstellen zu müssen glaubte. Schon im Katalog von 1764 finden sich elf Bilder dieser Künstler, zehn weitere bringt der Bestand von 1770. Übrigens ist der König auch mit ihnen meist übers Ohr gehauen worden, …

Den Beschluß des Katalogs bilden die Franzosen: da die zahlreichen Hauptbilder seiner großen und ausgesuchten französischen Sammlung bereits ihre festen Plätze in den Wohnungen des Königs hatten, blieb für die Galerie nicht viel übrig, die ja überdem von vornherein für die Bilder des „großen Stils“ da sein sollte, während sein Verhältnis zu den französischen ein herzlicheres war. Wir finden nur zwei Bilder von Lancret aufgeführt, sowie eine noch im Kabinett befindliche „Diana mit Nymphen“ in weiter Landschaft, ein echtes Rokokobild von Ch. de la Fosse. Von zwei Bon Boullogne sagt Österreich später selbst, aber ohne Grund, daß sie keine Zierde der Galerie wären, ferner wird noch ein — nicht mehr vorhandenes — „Bacchanal“ von Poussin mit vielen Figuren genannt, das auf Giulio Romanos



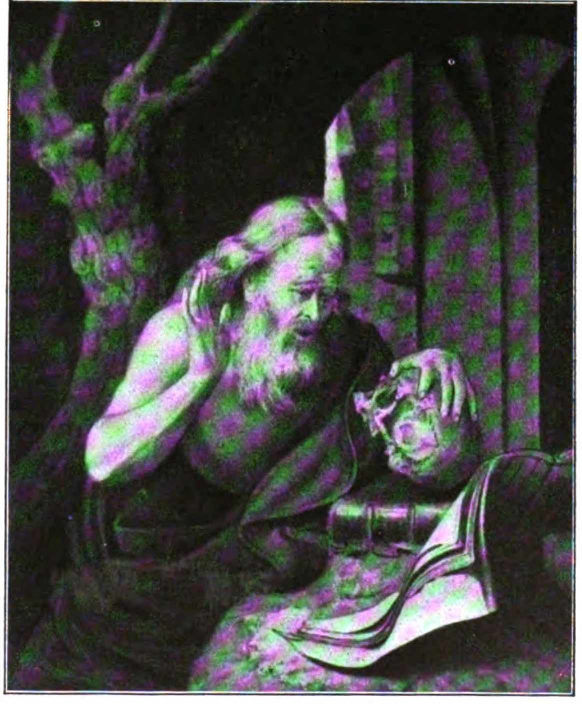
Luca Giordano: Das Urteil des Paris. (Jetzt in der Berliner Galerie)


Lukas Cranach: Ruhende Nymphe

Welche seltsame Reihenfolge die italienischen Meister damals in der Schätzung der Kunstfreunde einnahmen, sehen wir aus einer Bemerkung zu einer in ihrer Art trefflichen „Schäferszene" von Carlo Cignani: dieser müßte in eine Klasse mit Correggio, Tizian, Luca Giordano und Pietro da Cortona gerechnet werden. Verwunderlich ist, daß von Rubens und van Dyck trotz ihrer guten Vertretung in der Galerie wieder schwache Arbeiten erworben wurden: daneben allerdings von ersterem auch die treffliche Skizze „Romulus und Remus". Bemerkenswert erscheint, daß damals die beiden schönen, kleinen Watteaus, die jetzt im Kaiser Friedrich-Museum hängen, die italienische und die französische Komödie, ihren Platz in der Galerie hatten.

Auch nach 1770 dürften die Veränderungen des Galeriebestandes nicht abgeschlossen gewesen sein, wenigstens stammt ein jetzt im Entwurf zurückgehen sollte. Von Le Sueur, dem „französischen Raffael", dem „größten Zeichner des Jahrhunderts", können wir dagegen noch immer einen „Christus, einen Blinden heilend" bewundern, unserer heutigen Meinung nach ein hartes, ungefühltes und buntes Bild böser akademischer Art.

Die Vermehrungen der Galerie ließen jedenfalls die Gesichtspunkte unverändert, unter denen der König die Sammlung begonnen hatte. Natürlich wurden ihm die von ihm besonders bevorzugten Meister in wachsender Zahl angeboten und leider auch noch öfter gekauft, was wieder vor allem für die Italiener zutraf. Die glücklichste der Neuerwerbungen ist das schöne, natürlich als Leonardo erworbene und ihm ja auch sehr nahestehende Bild des Melzi: „Pomona und Vertumnus" (Berlin). Sonst finden sich wieder Raffael, drei Giulio Romanos, darunter eine als anstößig getadelte Liebesszene; das Bild „Orion verfolgt Merope" dieses Malers ist vermutlich das vom Kaiser in den Kriegsjahren unter der richtigen Bezeichnung Cavaliere d'Arpino einer Wohltätigkeitsversteigerung gestiftete Werk. Es werden weiter genannt: drei Tiziane, darunter eine Kopie des „Raffael mit seiner Geliebten" (ohne den Jüngling) in Florenz, nicht weniger als fünf Correggios, von denen noch heute eine schwache Kopie der „Zingarella" in der Galerie hängt. Eine andre nach der Londoner „Erziehung des Amor" ist nicht mehr dort vorhanden. Ferner waren Domenichino, Maratti, Guido Reni, Celesti gekauft worden.


Adriaen van der Werff: Der heilige Hieronymus

Kaiser Friedrich-Museum befindlicher Apostelkopf von van Dyck nach einer alten Notiz aus der Galerie, ist aber noch in keinem der Österreichischen Kataloge aufgeführt. Doch verminderte sich wohl mit den zunehmenden Leiden des Alters auch des Königs Interesse für diese seine Schöpfung.

Von Watteau zu Rubens führt den Kunstverständigen leicht eine Brücke, und seinen Watteau hatte der König in der Zeit seiner bilderbegeisterten Jugend sehr genau studiert und gerade diesen Meister immer besonders geliebt. Dafür, wie sein künstlerischer Gesichtskreis sich damit erweitert, führt der König treffend den Vers an:

Jeune, j'aimais Ovide,
Vieux, j'estime Virgile.

Er ist ja den Freunden seiner Jugend nicht untreu geworden, er hat es nur den neuen gegenüber nie zu jener innigen Teilnahme gebracht, die in seiner Frühzeit alles, was er schrieb und sprach, so strahlend verklärte und so unerhört fruchtbar und lebendig machte. Als er für die Galerie zu kaufen begann, war noch viel von diesem Feuer da. Die Erwerbungen der ersten Zeit brachten ihn mit kleinen Mitteln sofort in den Besitz von Meisterwerken, daß an ein Wunder glauben möchte, wer nicht weiß, was wahre Begeisterung vermag. Nach dem Kriege war er nicht nur älter und müder geworden, auch das Temperament und der Horizont hatten sich verändert. Er war nur mehr der König und verlangte, daß die Kunst zu ihm käme. Und nie sollten die Zeiten der schönen Narrheit wiederkehren, da er aus dem Felde schrieb — damals, als Knobelsdorff das unvergleichliche Wunder seiner goldnen Galerie im Charlottenburger Schloß baute — er wollte, daß die Beschreibung jedes Ornaments vier Seiten füllte! „Verführerisches Kolorit und sanfte Illusion," die er einst von den Bildern forderte, hatten dem Begehr nach packendem Inhalt, nach starken, aber einseitigen Qualitäten Platz gemacht, und selbst ihn vermochte der Glanz bloßer Namen zu blenden.



Anton Graff: Der Schauspieler Iffland als Pygmalion



Antoine Pesne: Die Tänzerin Barberina

In einer Beziehung wurde die poetische Idylle Watteaus und die verklärte Historie des Rubens allerdings aus demselben Gesichtspunkt beurteilt! Es darf nicht übersehen werden, daß Friedrich in vieler Hinsicht der letzte der großen Renaissancefürsten ist, die in der Barockzeit fast zur idealen Unbeschränktheit der Persönlichkeit gelangt wären.

An der Grenze zweier Weltzeitalter beschließt Friedrich die alte Zeit, während er zugleich die neue als einer ihrer stärksten Charaktere schaffen hilft. So stark sich bei ihm, auch in seiner Wohnweise und im privaten Freundschaftsverkehr, der moderne Mensch geltend macht, war ihm doch die Galerie wieder eine rein private Angelegenheit des Fürsten: die Art der Aufstellung, der königliche Raum, die — noch heute vielfach vorhandenen — kostbaren Rahmen stempelten sie ganz dazu. Wenn Winckelmann die Künste schon in Sachsen eine fremde Kolonie nennt, so waren sie es in Preußen noch mehr: es wäre Friedrich gewiß ein merkwürdiger Gedanke gewesen, weitere Volkskreise an seinem Gemäldebesitz Anteil nehmen zu sehen. Wohl erscheint ihm die ernste Pflege der Künste der einzige und höchste Ruhm der Fürsten. Doch bleibt sie ihm nur immer die schönste Blume des Daseins. Er erwartet von ihr Genuß, Erhebung und sinnvolle Verschönerung des Daseins, aber nicht etwa Offenbarungen. So ist ihm der humanistisch-bürgerliche Geist, der noch zu seinen Lebzeiten in Deutschland seine erste hohe Blüte erlebte, ebenso fremd, wie ihm die historische Objektivität, fünfzig Jahre später, unverständlich gewesen wäre. Mit Recht betont er bis in sein Alter immer, er hätte die Künste von Kind auf geliebt, und wahrlich anders wie Ludwig XIV., von dem D'Argensville mit Recht sagt, nur um sie zu beschützen. Sein Herz war bei der Sache. Aber was er bestellt, sind doch immer wieder Mythologien und Allegorien, wie jene bei Mengs, bei Battoni und die Vorschläge zu Deckenmalereien für das Berliner Palais des Prinzen Heinrich, die Gregorio Guglielmi malte.

So fehlten in der Galerie nicht nur die alten Deutschen, Niederländer und Italiener vollkommen, auch die holländische Malerei des Volks- und Bauernbildes und die Landschaft, sowie das nicht repräsentative Porträt. Alle diese Bilder müssen ihm leer und unbedeutend erschienen sein. Nur der bedeutende Stoff ließ Mängel übersehen und entschuldigte sie. Die gens d'esprit forderten zuerst Stoff zu Unterhaltungen und bonmots, zu zweit eine kleine Schwelgerei in Linien oder Farben.

Friedrichs Galeriewerk, damals wie noch heute das Glück aller ehrgeizigen Gemäldesammler, kam schon nach der zweiten Lieferung ins Stocken, was wir heute nicht mehr allzusehr bedauern. Auch die Stiche L. A. Krügers nach den zwölf Büsten der Galerie sind nicht allzugut gelungen.

Von den antiken Skulpturen der Galerie sind die besseren ins Berliner Alte Museum gewandert, unter ihnen war die „Knöchelspielerin", auf einem der vier kostbaren Tische, die noch heute die Galerie schmücken. Zwei antike Kolossalstatuen zu Seiten des Mitteleingangs sind jetzt durch marmorne Nachbildungen des vatikanischen Apoll und der Diana von Versailles von Tenerani ersetzt. Auf einem der Tische steht noch die kleine Marmorgruppe eines Bacchus mit Satyr und Panther, die Friedrich 1770 als „Schule Michelangelos" aus der Sammlung Julienne erwarb. Erfreulicherweise sind auch noch die vier großen Marmorstatuen vorhanden, die Friedrich selbst in Frankreich bestellt und für ihre Plätze bestimmt hat. Geheimrat Seidel hält es für möglich, daß sie noch mit dem schon 1745 an Rothenburg nach Paris geäußerten Wunsch zusammenhängen, zwei große Marmorgruppen für seine Gärten zu bekommen: der Gegenstand wäre ihm gleichgültig, wenn sie nur schön wären — gewiß ein höchst kunstverständiger Standpunkt. Erst im Jahre 1771 sah er die vier Marmore aufgestellt: am Westeingang „Diana" von Louis Bassée, die schönste, auch in Frankreich bewunderte Statue dieser Reihe,



Charles de la Fosse: Diana und Kallisto

und einen „Apoll" von Lemoyne, an der östlichen Tür „Mars" und „Venus", beide vom jüngeren Guilleaume Coustou. Aus Friedrichs Besitz, wenn auch nicht aus der Galerie selbst, stammt eine herrliche Bronzebüste Richelieus, Girardon zugeschrieben, ein Meisterwerk breiter und kühner Charakterisierung, sowie eine zierliche Gruppe Tassaerts: „Venus verbrennt Amor die Pfeile". Von den antiken Marmorwerken sind einige dekorative Marmorarbeiten, sowie die mit der Sammlung Polignac erworbenen antiken Reliefs über den Türen von großem Reiz.



J. F. de Troy: Mme. Cochois (?) als Sophonisbe

Gleich Sanssouci war die Galerie bei Friedrichs Tode bereits eine Reliquie, und man wird nicht viel verändert haben. Der Besuch Napoleons aber, der sie gleich dem Schloß besichtigte und der ihm nachfolgende, verhängnisvollere des intelligenten Denon bescherten ihr die übliche Plünderung. Das war 1807. Dafür kamen 1814 die ersten Gipsabgüsse aus der kaiserlichen Sammlung als Ersatz nach Potsdam. Mittelbar hat die Galerie der Napoleonzeit sogar eine Bereicherung zu verdanken: die Statue Napoleons von Chaudet. Drei Exemplare gelangten nach dem Lose unter den drei verbündeten Monarchen zur Verteilung: das Potsdamer Exemplar kam später aus dem Berliner Museum, wo es eine Zeitlang gestanden hatte, wieder in den Privatbesitz des Königs.

Benutzt wurde die Galerie nicht viel, doch hielt der Inspektor, Hofrat Puhlmann, der noch ein Schüler Battonis war, dort koloristische Übungen ab. Dann aber kam die große Museumsgründung, für welche Friedrich Wilhelm III. aus den Schlössern und natürlich auch aus Friedrichs Sammlung die geeigneten Stücke zur Verfügung stellte, eine großherzige und weitblickende Tat, auch wenn damit notwendig ein Stück von des großen Königs Lebenswerk für immer zerrissen wurde. Aber er gerade hätte es wohl zu allererst verstanden, daß dem Sammler die Nachwelt keine Kränze flicht. In die Lücken gelangten einige Bilder der großen Sammlungen Solly und Giustiniani. Schon damals tauchten übrigens Pläne auf, an Stelle der alten Sanssouci-Sammlung eine vaterländische Galerie zu setzen, aus denen sich später die National-Galerie entwickelte. Es gehörte in der veränderten Zeit gewiß schon ein Stück Romantik und romantischer Heldenverehrung dazu, wenn Friedrich Wilhelm IV. alsbald nach seinem Regierungsantritt an die Berliner Museumsleitung die Forderung stellte, sämtliche Bilder der Schlösser und besonders die aus der Galerie entnommenen sofort an ihre alten Stellen zurückzuliefern. Es ist nicht das kleinste von Waagens vielen Verdiensten, dieses Verlangen durch Gegenvorschläge erst hinausgeschoben und schließlich abgewendet zu haben. Der König ließ dann eine Anzahl Kopien anfertigen, für die er ansehnliche Summen bezahlt haben soll, die aber jetzt auch alle wieder verschwunden sind. Doch verzichtete er nicht auf den ihm teuren Gedanken, der Schöpfung seines Ahnherrn neues Leben einzuhauchen. Vor allem ist es sein Verdienst, die verwahrlosten Gartenanlagen ringsum, schon in historischem Sinn, wieder hergestellt zu haben. Dann aber sammelte er in der Galerie auch die Kunst seiner Zeitgenossen. Besonders die Zahl der Bildwerke muß zuzeiten groß gewesen sein; auch Arbeiten in Holz sowie galvanische und Zinkgüsse fanden sich dabei. Übrig geblieben ist aus dieser Zeit u. a. eine kleine Statuette der Königin Elisabeth von Rauch, sowie ein Porträt Friedrich Wilhelms aus schwarzweißem Granit.

Nach Friedrich Wilhelms Tode ist die Galerie zwar immer sorgfältig verwahrt worden, aber sie verfiel in einen totenähn-

lichen Schlaf, aus dem sie erst wieder Geheimrat Seidel erweckte, indem er aus altem königlichem Besitz freigewordene Bilder dort aufhängen ließ und die klaffenden Lücken mit einem Material füllte, das uns heute in vielen Beziehungen höchst fesselt, auch wenn es nicht aus Friedrichs Sammlung stammt. Von älteren Deutschen ist Lukas Cranach mit drei Bildern vertreten, darunter eine reizvolle „Ruhende Nymphe“ im Grünen, und Hans Baldung Grien mit einer „Madonna mit Kind“, ferner M. v. Heemskerk und C. Cornel. v. Haarlem. An die Kunstpflege des Großen Kurfürsten erinnern ein Willem Honthorst und ein Fromantiou („Rebhuhnstilleben“). Auch von Willeboirts sind ein paar jener großen mythologisch kostümierten Erinnerungsbilder vorhanden, mit denen die Gekrönten die Ereignisse ihres Lebens verewigen ließen. Von Friedrichs Zeitgenossen finden wir von J. F. De Troy eine Tänzerin als Sophonisbe, sowie von Pesne eine „Susanna“ und eine koloristisch höchst zarte „Barberina, auf der Bühne tanzend“ in Lebensgröße. Fügen wir hinzu, daß auch Dietrich und Rode vertreten sind, ja, daß ein paar vortreffliche Holländer, u. a. zwei „Raucherinnen“ von Jan Steen, ein kleines aber feines Bild, und ein guter Jan Miense Molenaer „Die Armut“ sich dazugefunden haben, und jenes große Graffsche „Porträt Ifflands als Pygmalion“ vor der Medici-Venus mit dem Apollo von Belvedere im Hintergrund, das in Ifflands Todesjahr 1814 auf der Berliner Akademieausstellung war, so ist die Liste zwar recht bunt, aber reich genug, um jeden Kunstfreund zu belohnen. Vor allem sind diese Ergänzungen doch nicht so groß, um die Erinnerung an den Erbauer und Besitzer der Sammlung zu verdrängen, vornehmlich, weil der köstliche Rahmen getreu derselbe geblieben ist. Und wo hat man in Deutschland sonst noch Gelegenheit, eines berühmten Fürsten Sammlung an ihrem alten Platze zu sehen, und sich, den Anblick des entführten Restes so in der Nähe, in Berlin, zu verschaffen? Noch immer herrscht hier der reiche und strenge Geist des ‚Einzigen‘.



Antoine Watteau: Die italienische Komödie. (Jetzt in der Berliner Galerie)



Antoine Watteau: Die französische Komödie. (Jetzt in der Berliner Galerie)

Die Freier

Eine bayrische Geschichte von Lena Christ

Der Moserbauer von Kreuth galt schon von jeher als ein wohlhabender Mann, und man schätzte ihn leichtlich auf hunderttausend Mark.

Aber — was sind hunderttausend Mark, wenn man sie durch sechs teilt? Nimmer viel. Grad noch eine von den bekannten Fliegen, die der Teufel in der Not frißt.

Nun waren aber auch beim Moserbauer ihrer sechs Kinder. Und sie waren so verteilt, daß immer auf ein Maidl zwei Buben folgten. Also vier Buben und zwei Dirndln.

Alle sechs gesund, nicht uneben von Gestalt und im besten Alter — so zwischen zwanzig und dreißig. Und sie hätten wohl sicherlich längst alle gut verheiratet sein können, wenn eben nicht diese Sechsteilung gewesen wäre. Mangel an Überfluß schreckt jeden Freier und macht jeden unwert, je nachdem.

Also die Moserkinder waren noch ledig, da kam der Krieg. Und die Buben mußten hinaus — alle vier.

Und da es endlich hieß: ‚Friede wird! Parole Heimat!', da war von den Moserbuben kein einziger mehr dabei, der mit einmarschierte in das kleine Dorf.

Alle vier liegen draußen im fremden Land — zur guten Ruh gebettet. —

So sind nun aus den sechsen zwei geworden und gelten plötzlich als gute Partie. — Denn hundert Tausender geteilt durch zwei gibt ein gerechtes Häuflein nicht zu verachten als Morgengabe für einen Freier! —

Besonders dem Schweigerlenz von Lindach wär's nicht ungelegen, wenn ihm einer von den Mosergeldsäcken in den Schoß fiele!

Und drüben in Au ist auch einer, der so denkt. Der Schneithubermichel.

Darum sagt der eines Morgens zu seinem Alten: „Du, Voda, was moanst?"

Und der alte Schneithuber erwidert: „Was soll i moana?"

Darauf erklärt der Sohn: „No, zwegn der Heiraterei. I wisset mir oane."

„Ja so," sagt da der Alte; „heiratn sagst. Ja no. Dees wirst scho selm wissen, wer, wie und was."

„Woaßt, fuchzgtausad March und gar net schiach!" erklärt der Michel weiter.

Jetzt horcht er aber auf, der Schneithuber.

„Fuchzgtausad sagst? Mei Liaber, nachher is 's koane von Au! Nachher muaß i s' scho wo anders suacha." Er überlegt eine Weile. „Da is amal d' Rauthalerlies von Seeon; aber die hat grad dreißgtausad. — Und d' Nackmoarsusann von Berg ... naa — die hat ja an Buckel und schiergelt auf oan Aug. Und du sagst, daß s' net schiach is. — Ja mei — was kunnts nachher leicht für oane sein? Da wüßt i koane, als wia eppa oane von dee zwoo Moserdirndln von Kreuth! ..."

Sein Sohn, der Michel, hat eine Endsfreud. „Derraten hast es, Voda!" schreit er; „akrat derraten!" Und er schlägt sich lachend auf die Knie. Aber sein Vater hat Bedenken. „Moanst, daß von dene oane Schneithuaberin werdn möcht?"

Doch sein Bub lacht noch mehr. „Was moanst? Net mögn, moanst? Mi, den Schneithuabermichel von Au? O mei, Voda! Da bist gstimmt! Bis zum Sunnta bin i Hochzeiter, da wett i! Oane von dee Moserdirndln wird Schneithuaberin — so gwiß, wie zwoa und zwoa vier is!"

So denkt und spricht der Schneithubermichel von Au.

Und droben in Straß der Windelbauer, ein Wittiber in den besten Jahren, hat auch gerad den schwarzen Plüschhut in der Hand, steckt eine feuerrote, papierene Rose darauf und macht sich auf den Weg nach Kreuth, indem er zu sich selber sagt: ‚Bal oaner 's Zwoaspannigfahrn gwohnt is, soll er 's oaspannig bleibn lassen. Entweder nimm i d' Nanndl oder i nimm d' Mirl. Oane von dee Moserdirndln muaß's werdn. Nachher kann i dem Heimerlbauern, dem Spitzbuam, aa glei sei Hypothek hoamzahln.' —

Drunten in Holzen aber spannen die beiden Reiserbuben das Bräundl vor den Schlitten und fahren gleichermaßen nach Kreuth, fest davon überzeugt, daß einer von ihnen in längstens acht Wochen Moserbauer ist, während der andere nach derselben Frist die Schwester des Bräutls als Reiserbäuerin heimführt.

Welcher von ihnen die Mirl und welcher die Nanndl nehmen soll, ist ihnen völlig gleichgültig. Der Geldsack macht's — und der ist bei beiden gleich.

Also fahren sie guten Muts dahin und kommen just zu der Stund an den Moserhof, da gerade noch ein paar Bewerber dort eingetroffen sind.

Alle miteinander aber haben es schlecht erraten mit dem Besuch; denn die Nanndl treibt eben die beiden Ochsen um den Klöppel der Gesottschneidmaschine, knallt mit der Geißel



Der alte Weidenbaum. Gemälde von Jakob Gensler (Im Besitz der Kunsthalle zu Hamburg)

und plärrt alle Augenblick: „Wüah! Hüh! Gehts zua, sag i!“

Und die Mirl steht droben am Heuboden, räumt das geschnittene Gesott von der Maschine weg und schiebt es hinab in den Futterschacht des Stalles.

Da die Nanndl die verschiedenen Mannsbilder vor sich sieht, stößt sie einen gellenden Pfiff aus und schreit: „Ööh! Öha!“, worauf die Ochsen stillstehen.

Dies hat zur Folge, daß auch droben am Heuboden ein Pfiff ertönt und daß die Mirl ihren bestaubten Kopf aus der Fensterluke streckt und zur Schwester hinabruft: „Was geihts?“

„Kemma han wieder a paar!“ erwidert diese, mustert Roß und Schlitten, dessen Insassen und die andern Besucher und treibt danach wieder ihre Ochsen an.

Und auch die Mirl werkt nach einem kurzen Blick auf die Angekommenen wieder weiter, ohne ihrem Vater, der die Schneidmaschine bedient, auch nur ein Wort zu sagen.

So kommt es, daß die vier Mannsbilder reichlich und gutding Zeit und Derweil haben, sich den Moserhof und die eine von den Erbinnen genau zu betrachten.

Auch kommt bald eine kleine Unterhaltung in Gang zwischen ihnen.

„Habts aa a Gschäft da?“ fragt einer von den Reisersöhnen.

„Ja.“

„Woher seids denn ös?“

Die beiden andern tun fremd. „Mir ghörn net zsamm. Mir ham grad oan Weg ghabt. Oana is von Lindach und der ander von Au.“

Die beiden Reiserbuben wollen noch mehr wissen. „Seids leicht da zwegn an Viech?“

Aber die andern zwei haben bloß ein Nein als Antwort.

Und der eine, kein anderer als der Schneithubermichel von Au, stellt sogar eine Gegenfrage! „Zwegn was seids denn ös da? Eppa zwegn dera da hint?“ Er zwinkert vielsagend mit den Augen nach der Nanndl hin.

Doch die Reisersöhne sind auch nicht dumm. Sie wollen bloß um einen Heißen fragen — um ein Rößl, ein gutes.

Aha. Nun ja. Er, der Michel, will bloß ein paar Zentner Samenweizen. Und sein Weggefährte, der Schweigerlenz von Lindach, will um ein schweres Stierkalb fragen. Denn die Moserkälber sind gar berühmt weit und breit! Nur so nebenbei meint er: „Der wird jetz hübsch überlaufa werdn, der Moserbauer. Zwegn dee Weibsbilder moan i.“

Jetzt sind es die anderen, die sich unwissend stellen. „Warum zwegn dee Weibsbilder? — Ja so — zwegn eahnan Heiratsguat. No ja — mei — der oa möcht die und der ander die ...“

Die Unterhaltung gerät ins Stocken, denn die Nanndl spannt auf einen Pfiff ihres Vaters hin die Ochsen aus und weist sie in den Stall. Und die Mirl steigt vom Heuboden herab und geht ins Haus, indem sie die Angekommenen mit einem züchtigen „'ß Good beinand“ begrüßt.

Derweil tritt auch der Moserbauer aus der Tenne und sieht die Leut.

Er geht bedächtig auf sie zu, hört sich ihren Gruß und ihre Wünsche an und sagt: „Hübsch Schnee ham mir wieder kriagt, ja. Is aber recht. Nachher tuat eahm der Frost net so viel — an Troad ...“

„Hast an Samawoaz für mi?“ fragt, ihn unterbrechend, der Michel von Au. Denn er ist der Ungestümste von allen Freiern.

Doch der Moserbauer ist nicht auf den Kopf gefallen. Er weiß genau, was der ander will. „Wieviel Tagwerk möchst denn anbaun damit?“ fragt er.

„Fuchzehne,“ sagt der Michel arglos.

„Baust mehra Korn? Oder hast a Tagwerk Mischling aa im Sinn?“

Je nun. Auf solche Fragen sagt jeder die Wahrheit. Und so erfährt der Moser, daß man beim Schneithuber so an die zwanzig Tagwerk Korn, fünf bis sechs Tagwerk Mischling und etwa zwanzig Tagwerk Haber anbaut. Erdäpfel gibt's auf zwölf Tagwerk Land.

Und der Alte rechnet im Kopf: „Fuchzehne, — fünfadreißg — vierzg — sechzg — siebazg. Und Wiesen ... aha. Wird er leicht so hundert Tagwerk stark sein.“

Er mustert genau den Anzug des Michel. Er wär' gar nicht übel; gutes Tuch — der Mantel schwer — die Stiefel vom Bauernschuster gemacht — keine Stadtware.

„Alsdann, i will schaugn,“ sagt er langsam, „ob i dir no a paar Zentner gebn kann. Geh eine in d' Stubn derweil und hock di a weng nieder.“

‚Ja, Herrgott! Das schaut ja schier aus, als täts was werden!‘ denkt schmunzelnd der Michel. Und die andern denken zähneknirschend dasselbe.

Der Schweigerlenz aber kann sich nicht mehr beherrschen. Er vergißt ganz auf sein Stierkalb und auf die angestammte Bauernschlauheit

„Daß d' jetz du den Pfenningfuchser zu an Tochtermo nehma magst!“ sagt er. „Da gäbs do wirkli no andere aa, die für a deinigs Dirndl passetn. Schaug mi o! Der oanzige Bua, hundertfuchzg Tagwerk und vierzg Stuck Vieh im Stall! Und schuldenfrei! Durft si a jede d' Finger bis zu dee Ellabogn abschlecka, bal s' mi kriagn kunnt!“

Au weh, Lenz! Diesmal hast du zu weit

geschossen! Der Moserbauer lacht bloß. Und schüttelt den Kopf. Das Antworten aber besorgen die beiden Reiserbuben.

„Ja, da schaug her!“ meint der eine. „A solchener is mir aa no net vürkemma, der si selber anfeilt wie der billige Jakob sei Kraxenglump!“

Und der andere fügt bei: „Und vom Fingerabschlecka is beim Moserbauern seine Töchter überhaupts koa Red, dees mirkst dir! Die Arbeit derfst scho du selber macha!“

Solche Worte sind keine schöne Musik für den Lenz und auch kein Schlafpülverlein. Sie sind eher zu vergleichen mit den Stichen der Wespen oder Hornissen, und es ist nicht zu verwundern, daß der gute Lenz in die Höh' fährt und zuschlägt.

„Wird di aber weni oder gar nixen ogeh!“ schreit er. „Und den andern Springginkerl aa net! Gott sei Dank, daß mir net drauf ostehn auf die paar Kreuzer vom Moserbauern! Aber ös Hungerleider! Ös Fretter! Ös ...“ Weiter kommt er nicht, denn die Reiserbuben haben ihn schon bei der Gurgel und bei den Haaren.

Aber just in dem Augenblick erscheint der festtäglich aufgeputzte Windelbauer von Straß im Hof. „Ja, Himmelseiten! Is bei enk heunt scho Kirta?“ fragt er verwundert; „jetz hab i gmoant, i geh auf Brautschau, derweil kimm i zum Raafa recht.“

Und er wendet sich zum Moserbauern, der vergebens versucht, die drei Hitzköpfe zu beruhigen: „Zwegn was gehts denn her, Moser? Hams dein Zweschbenschnaps derwischt? Oder gehts zwegn dee Weiber her?“

Der Moser winkt ab. „Ah was! Laß s' raaffa! Die hörn scho wieder auf, bals gnua habn. — Wo kimmst her und was möchst?“

Der Windelbauer schiebt unternehmend den Hut ins Genick. „Was i möcht, fragst,“ sagt er; „paß auf, i sag dirs glei grad außa: a deinige Tochter möcht i.“

Der Moser tut verlegen. „A so sagst! A meinige Tochter möchst? Ja mei, Windel, da werds epps habn. Die andern da, die drei — und der Schneithubermichl vo Au möchtn halt aa oane. Und i hab grad zwee. Und a Stuck a fuchzehne san scho dagwen und habn gmoant, es muaß sein. Kannst ja amal einegeh in d' Stubn.“

So was hört jeder gern. Wenn's ihn selber angeht. Aber die drei, die sich derweil noch rechtschaffen abgerauft und abgestritten haben, haben auch gute Ohren. Und es paßt ihnen gar nicht, daß da schon wieder einer den Vorzug haben soll.

Darum wenden sie sich nun endlich an den Moserbauern mit ihrem Anliegen: „Der Voda laßt dir sagn, obst net an saubern Heißen hättst? An Schimmel oder a Rapperl. Was er kosten soll, will er aa wissen, und du sollst amal umeschaugn zu eahm. Er hätt allerhand zum dischbetiern mit dir. Und d' Muata hat uns epps mitgebn für deine Dirndln.“ Sie holen geschäftig ein Handkörblein aus dem Schlitten. „A paar Zuckersträuberl, daß's a süaß's Mäu kriagn deine Dirndln.“

Der Moser lacht sein verschmitztes Lachen. „Aha. Für d' Dirndln sagts. — Und zwegn an Heißn sagts. Aha. No ja. Müaßts halt amal eineschaugn. Spannts halt aus derweil. Wern mirs nachher scho sehng.“

Also. Nun sind alle glücklich beieinander bis auf den Schweigerlenz.

Dem aber fällt plötzlich das Stierkalb ein und er tut so wichtig und lobt die Kälber des Moserstalles so sehr, daß der Alte wirklich nichts Besseres zu tun weiß, als auch ihn zu bitten, er mög' ins Haus gehen.

So sind sie denn alle beisammen, die Freier. Und der Moserbauer pfeift seinen Töchtern. „A Bier am Tisch und a Brot für d' Leut!“ befiehlt er.

Die beiden erscheinen schüchtern und mit fromm gesenktem Blick. Und nachdem sie das Gewünschte auf den Tisch gebracht haben, verlassen sie sogleich wieder die Stube.

Dafür erscheint jetzt die Moserbäuerin, eine dicke, hinkende Alte mit vorquellenden Augen und einem dichten Bartflaum um Mund und Kinn.

„So, seids da!“ begrüßt sie die Besucher. „I kann mirs scho denka, zwegn was daß's da seids. Ja no. Dees woaß ma ja. — Da — trinkt amal a jeder!“

Sie deutet auf den bauchigen Humpen und setzt sich danach auf das Kanapee.

Kreuzmillion! Es ist nicht leicht, seine Wünsche zu offenbaren, wenn noch vier dastehen, die das Gleiche möchten!

Ein wahres Glück, daß der Moserbauer so schöne Rehgewichtl in der Stube hängen hat — und daß er die Photographien seiner vier gefallenen Buben aufgestellt hat. Das ist doch wenigstens ein Gesprächsstoff.

Und man gewinnt Zeit. Und man kann zeigen, daß man nicht auf der Brennsuppe dahergeschwommen kam.

Der Schneithubermichel ist der erste, welcher dies zeigt. Er setzt sich zur Moserin aufs Kanapee, lobt ihr schmackhaftes Brot und die Hand, welche es gemacht hat, schwatzt von diesem und jenem und rückt sich ins denkbar schönste Licht.

Und er versichert, daß er, wenn er nun noch seinen letzten Wunsch — die andern hätt' ihm unser Herrgott so alle erfüllt —

zur Wahrheit machen könnt; nämlich daß er Tochtermann einer so guten, riegelsamen und werten Frau Mutter werden könnt, wie die Moserin eine wär', — ja — er sage es keck — dann möcht' er mit keinem Prinzen tauschen.

Darauf erwidert ihm freilich der Windelbauer, mit einem Prinzen tät jetzt überhaupt kein vernünftiger Mensch mehr tauschen; denn im Volksstaat hätt' sich die Prinzenschaft aufgehört.

Damit hat auch er die Klippe überwunden. Und nicht lange währt es, da weiß auch von ihm die Moserin alles, was er glaubt, daß es ihr angenehm in den Ohren klinge.

Die andern haben den Moserbauern derweil hübsch in Beschlag genommen.

Von der Jagd reden sie und vom Krieg, von der Politik und vom Vieh.

Und wollen doch alle miteinander damit nichts anderes sagen, als: ‚Gib mir eine von deinen Töchtern! Mir!'

Der Windelbauer und der Schneithubermichel aber haben derweil die Moserbäuerin ganz freundlich und lustig gemacht und sind fest davon überzeugt, daß sie beide die Bevorzugten sind. Daher schauen sie allmählich immer öfter und immer tiefer in den Humpen, werden immer lauter und anmaßender in ihren Reden und treten endlich kurz entschlossen auf die Reiserbuben und den Schweigerlenz zu, indem sie fragen: „Zwegn was san denn dee da? Jetz werds aber bald Zeit, daß's verschwindts! He, Moservoda! Gib eahna an Tritt, daß s' außefliagn! Für dee Handwerksburschen gibts koan Zehrkreizer nimmer! — He! Habts ghört, ös drei?"

Ob sie's gehört haben!

O Windelbauer! O Schneithubermichel! Sie haben's wohl gehört! Und sie zahlen euch's heim mit gutem Zins!

Der Schweigerlenz, welcher sich noch von der vorhergehenden Erregung kaum erholt und beruhigt hat, ist der erste, der in die Höh' fährt. „Wia habts gsagt? Habts ös net Handwerksburschen gsagt?"

Der Windelbauer lacht: „Warum? Bist leicht du epps anders?"

Und der Michel stupft die Reiserbuben: „Dee zwee Fliagnfanger aa scho! Dee arma Hund, dee arma!"

Auweh! Jetzt hat er das Häflein zu voll gegossen! Jetzt läuft's über!

Die Reiserbuben stürzen sich gleich wilden Hunden auf die beiden Spötter.

„Was habts gsagt? Hund habts gsagt! Handwerksburschen habts gsagt! Fliagnfanger habts gsagt!"

Und schon dreschen ihre Fäuste auf die beiden los, daß es nur so kracht. Und der Lenz schiebt auch die Händ' nicht in den Hosensack; der drischt auch mutig und tapfer mit und schaut nicht lang, ob er einen von den Sprüchmachern unter seiner Faust hat oder einen von den Reiserbuben.

Der Moserbauer fährt fluchend und scheltend darein: „Ja Himmelherrgott! Auseinander, sag i! Ös waarts mir no die rechtn! Solcherne Hallodri kunnt i no braucha auf mein Sach! Ausanand sag i und marsch weiter! Sinst kann sei, daß i mit der Goaßel kimm!" Die Moserbäuerin aber springt erschrocken vom Kanapee in die Höhe, ruft alle Heiligen an und läuft zitternd und zagend davon.

Unter solchem Geraufe ist es kein Wunder, daß alle miteinander die Ankunft eines Schlittens überhören, dem zwei saubere Burschen entsteigen — die beiden Söhne des Posthalters von Kreuth.

Und daß sie übersehen, wie die beiden Mosertöchter den Burschen entgegenlaufen, wie sie sich tätscheln und kosen lassen und tun, als wären sie der lautere Zucker!

So kommt es denn, daß plötzlich die Tür der Stube aufgeht und daß das Gelächter der vier so laut und vergnügt zwischen die Raufenden fährt, daß die ganz erschrocken auseinanderrumpeln und an die Tür stieren.

Ja — das ist ja — das sind ja . . .

„Da san meine Dirndln," sagt in dem Augenblick der Moserbauer wieder ganz friedlich und vergnügt, „und da san meine zwee Tochtermanna. Zu der Hochzat seids alle mitanand eing'laden. — Soo, und was is's jetz mitn Stierkaibe . . . und mitn Heißen . . . und mitn Samawoaz . . ."

‚O du Erztropf, du miserabliger!' denkt der Schneithubermichel.

„I pfeif dir auf dei Kaibe!" murmelt der Lenz.

Und: „Gehn ma . . . sinst vergiß i mi . . ." sagt der eine Reisersohn zu seinem Bruder.

Der Windelbauer aber seufzt: „Teife, Teife! Jetz kann i dem Hanswurschtn, dem Heimerl, sei Hypothek aa net zruckzahln! — Der Geldsack kimmt halt allemal wieder zum Geldsack, da kannst macha was d' willst . . ."

Und er folgt zähneknirschend den andern und schlägt die Haustür zu, daß alles knallt.





König Vondram, der junge

Ein Märchen von Otto Wohlgemuth

König Vondram, das Kind, stand auf in der Nacht,
Hat im Dom die junge Schäfrin zu seiner Königin gemacht.
Liebes Tirilei, Rosen im Mai.

Ohne Bischof, ohne Kanzler, alles schlief, alles schlief,
Auch die alte Frau Königin auf Erlenburg schlief.
Liebes Tirilei, Rosen im Mai.

Brannten neun Kerzen am Altar, die blies er nun aus
Und küßte sein Gespiel, und sie traten hinaus.
Liebes Tirilei, Rosen im Mai.

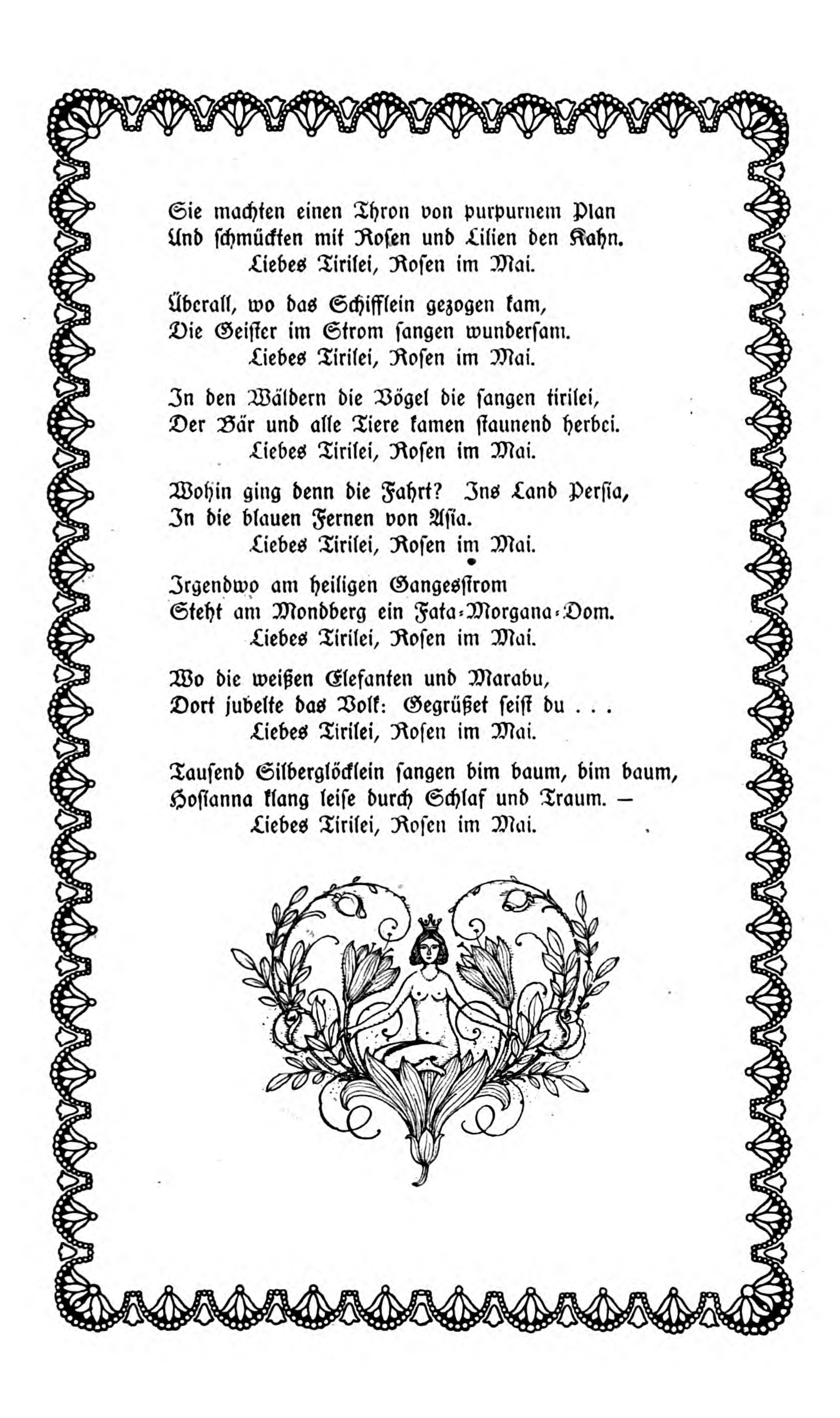
Was sollten sie denn nun tun? Er war es schon leid,
Zu regieren die Grafen im ewigen Streit.
Liebes Tirilei, Rosen im Mai.

So wollten sie wallen als Pilgrim verkleid't,
Wo Jesus geboren, ins Morgenland weit,
Liebes Tirilei, Rosen im Mai.

Vom Thüringerland durch den böhmischen Wald,
An der blauen Donau standen sie bald.
Liebes Tirilei, Rosen im Mai.

Da kam ein seltsames Schifflein gefahr'n,
Darinnen die alten drei Weisen war'n.
Liebes Tirilei, Rosen im Mai.

Der eine spielt die Harfe, der andre der sang,
Der dritte brachte Gold und Kleinodien blank.
Liebes Tirilei, Rosen im Mai.



Sie machten einen Thron von purpurnem Plan
Und schmückten mit Rosen und Lilien den Kahn.
Liebes Tirilei, Rosen im Mai.

Überall, wo das Schifflein gezogen kam,
Die Geister im Strom sangen wundersam.
Liebes Tirilei, Rosen im Mai.

In den Wäldern die Vögel die sangen tirilei,
Der Bär und alle Tiere kamen staunend herbei.
Liebes Tirilei, Rosen im Mai.

Wohin ging denn die Fahrt? Ins Land Persia,
In die blauen Fernen von Asia.
Liebes Tirilei, Rosen im Mai.

Irgendwo am heiligen Gangesstrom
Steht am Mondberg ein Fata-Morgana-Dom.
Liebes Tirilei, Rosen im Mai.

Wo die weißen Elefanten und Marabu,
Dort jubelte das Volk: Gegrüßet seist du . . .
Liebes Tirilei, Rosen im Mai.

Tausend Silberglöcklein sangen bim baum, bim baum,
Hosianna klang leise durch Schlaf und Traum. –
Liebes Tirilei, Rosen im Mai.

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Wilhelm Raabe-Bücherei. Erste Reihe. 16 Bände kleinere Erzählungen (Grunewald-Berlin, Verlagsanstalt für Literatur und Kunst) — Jakob Wassermann: Christian Wahnschaffe (Berlin, S. Fischer) — Fritz v. Unruh: Opfergang (Berlin, Erich Reiß) — Ernst Heilborn: Die kupferne Stadt (Berlin, Egon Fleischel & Co.) — Horst Wolfram Geißler: Der ewige Hochzeiter. Ein Spitzweg-Roman (Weimar, Alexander Duncker). Ilse Linden: Der letzte Brief (Berlin, Oesterheld & Co.)

Nicht oft ist dem Bücherwart dieser Hefte beim Öffnen eines verdächtigen Pakets in grauem Umschlag solche Freude widerfahren, wie beim Herausschälen der sechzehn schmucken Bändchen, die sich als Raabe-Weisheit und Raabe-Geist entpuppten. Sie enthalten nur die kleinen Erzählungen des Altmeisters — nebenbei dreißig — aber gerade die sind vielleicht in unseren Tagen, wo man zeitlose Kunst verwechselt mit einer Kunst, die niemals Zeit hat, gefälligere Vermittler als die großen Kanonen, die schwer und dumpf wie der ‚Schüdderump' daherrumpeln. Denn was heute nottut, ist zunächst einmal wieder ein Bekanntwerden der lesenden Deutschen mit ihrem besten Besitz und Eigentum. Hier liegt ein Goldschatz der Erzählungskunst, dessen Wert man nur in Ruhe und seelischem Schauen erkennt. Daß dieser Wert aber größer ist als der von hundert lebenden Erzählern zusammengenommen, darauf sei denn doch bei diesem Anlaß mit gebührlichem Nachdruck hingewiesen. Tolle, lege! Nimm und lies! können wir nur mit dem grauhaarigen Krieger sagen, der am Tage des heiligen Laurentius 1453 das Wunderbuch ‚Des Reiches Krone' schrieb. Ist es wirklich fünf Jahrhunderte her, seit die zornige Jungfrau in dieser Meistererzählung zu ihrem Volke sprach: „... Meister Theodor, sagt Ihr es ihnen doch, daß man heute in eisernem Harnisch bleiben muß, wenn man sein Weib, seine Kinder und sein Haus vor Schmach, Tod und Verwüstung schützen will, wenn man nicht heimatlos umherfahren will, ein Fremder in der Fremde."

Auf Wilhelm Raabe zurückgehen heißt fortschreiten, heißt sich besinnen auf das, was unseres Volkstums Bestes war und was wir bei unseren wirklichen Dichtern gerade als leuchtende Kleinodien wiederfinden: Vornehme Kultur, Mut, edle Selbstzucht und innerliche Festigkeit. Deutsch war Raabes Lied und deutsch sein Leid, aber auch seine Sehnsucht und sein Humor kamen aus seines Volkes Herzkern.

Vielen freilich gilt Wilhelm Raabe als veraltet, seine Weitschweifigkeit als ungenießbar. Und wer wollte bestreiten, daß einige seiner Werke etwas Abschreckendes haben; sein Christoph Pechlin ist nur durch die gute Gesinnung zu entschuldigen, mit der er dem Gründerunwesen zu Leibe geht, seine Jugendwerke: ‚Ein Frühling', ‚Der heilige Born', ‚Unsres Herrgotts Kanzlei', und selbst die vielgelesene ‚Chronik der Sperlingsgasse', so viel Schönes und Sinniges sie enthält, gehören nicht zum Besten seiner Feder. Kennzeichnend für Raabes schwere Zugänglichkeit ist, daß gerade eine seiner tiefsten und eigentümlichsten Erzählungen: ‚Stopfkuchen' beim ersten Lesen, zumal wenn es in der flüchtigen Art der Heutigen geschieht, kaum zu verstehen ist. Aber nun schlage man unter diesen kleinen Erzählungen etwa ‚Die schwarze Galeere' auf: in spannendster Form läuft die ganze Erzählung dahin, sie ist ein Muster straffer Novellenkomposition und vorwärtsdrängender Handlung; nicht leicht kann auf so kleinem Raum mehr äußeres Geschehen mit dieser Farbigkeit und dichterischen Plastik vereinigt werden als in der ‚Schwarzen Galeere'. Also Raabe konnte es schon, was das Publikum verlangte, aber er hatte eben mehr zu geben als die äußere Epikergewandtheit, die Kunst zu fesseln und zu spannen. Er wollte uns in unserer Tiefe fassen, er ging den großen Schmerzen und Rätseln des Daseins mit großem Blick entgegen. Vom Einzelnen strebte er in die Weite.

Darum begrüßen wir diese gute und preiswerte Ausgabe gerade seiner kleineren Schriften, weil sie die Brücke werden können zur dauernden Bekanntschaft mit diesem Halbvergessenen. Neben den schon genannten beiden Meistererzählungen mag sich der Leser da an ‚Else von der Tanne', ‚Die Innerste', ‚Höxter und Corvey', ‚Der Marsch nach Hause' erquicken und so Lust verspüren, auch Raabes große Meisterwerke: ‚Die Akten des Vogelsangs', ‚Das Odfeld', ‚Im alten Eisen', ‚Das Horn von Wanza', ‚Abu Telfan', ‚Schüdderump' und wie sie alle heißen, kennen zu lernen. Wir müssen Raabe wieder lieben lernen, denn hier sprudeln die tiefen Quellen unserer Kraft, — die große, träumende Seele, die Ewigkeitsahnung, damit aber auch die gewappnete Festigkeit und der verklärende Humor und jene echt deutsche Weltbetrachtung, die schroffste Subjektivität mit duldsamster Sachlichkeit vereinigt. Tolle, lege!

Es ist ein weiter Weg von Wilhelm Raabe zu Jakob Wassermann, keine Brücke führt von dem einen zum andern, ganz abgesehen von den Größenmaßen, die hier anzulegen ungerecht gegen den Zeitgenossen

wäre. Wassermann fehlt künstlerisch die eigene Wurzel. Am ursprünglichsten war er noch in den ‚Juden von Zirndorf‘, aber ob er sich später an die Franzosen — z. B. sichtlich an Flaubert und Rolland — anlehnte, ob er sich im Stil der deutschen Legende versuchte, es blieb ebenso ein Geben aus zweiter Hand wie in dem großangelegten, umfangreichen Roman ‚Christian Wahnschaffe‘, an dem er nach eigener Angabe von 1915 bis 1918 gearbeitet hat. Hier segelt er ganz im Fahrwasser der Russen, und zwar kreuzt er abwechselnd hinter der Kiellinie von Tolstoi und Dostojewsky her, wodurch der Zickzack des Ganzen noch vermehrt wird. Nach Tolstoi ist die Anlage seines Romans gebildet. Wie der Fürst Nechludow in Tolstois ‚Auferstehung‘ und sein Geistesverwandter in ‚Das Licht scheinet in der Finsternis‘ geht auch Christian den Weg der sozialen Buße von höchstem Glanz zu tiefster Selbsterniedrigung. Christian Wahnschaffe ist unermeßlich reich, ein Apoll des Kapitalismus, ausgestattet mit allen Vorzügen eines Wunderexemplars goldener Jugend, von Zärtlichkeit umhorcht, von Anbetung verwöhnt. Langsam bildet sich der Keim des Überdrusses an diesem Glanz in ihm, eine Schuld scheint ihm am Wege zu lauern, die Frage nach ihr beginnt sein Leben zu beherrschen, und er findet, daß Freude und Schuld zwei durcheinander bedingte Begriffe sind; die Tagediebe, die auf den Höhen des Lebens wandeln, sind ihm die eigentlich Schuldigen. In einer Unzahl von bunt an uns vorüberwirbelnden Einzelbildern, Skizzen, Anekdoten, Porträts beleuchtet nun der Dichter diesen Grundgedanken, nicht ohne oft vom Thema abzuirren. Der alte Fehler, der Wassermann schon in seinen früheren Romanen anhaftet, tritt hier in verstärktem Maße hervor: ein bunt zusammengewürfelter, gänzlich unübersehbarer Schwarm von abenteuerlichen Gestalten verwirrt das Bild: Verbrecher und Snobs in der Mehrzahl, aber aus allen Berufsständen, Klassen, Rassen und Völkern, meist krankhaft oder absonderlich; nur ein paar Aristokraten sind mit einfachen, geraden Linien gezeichnet — alles andere schwelgt in seelischer und geistiger Abirrung; gräßliche Morde und andere Untaten sind an der Tagesordnung, oft mutet das Buch an wie eine Sammlung gewählter Reporterberichte aus der Zeitungsecke: „Unglücksfälle und Verbrechen.“

Diese kalten, artistischen Blender, deren erkünstelte Psychologie sich leicht behaupten, schwer begründen läßt, entspringen spitzfindiger Gehirnkunst. Der Zufall herrscht und die Willkür. Wohl sucht Wassermann den immerfort abgerissenen Faden immerfort neu zu knüpfen, um uns an ihm zu einem Ziel zu leiten, aber diese hastigen Fingerbewegungen sind eben nur nicht die eines Epikers, dem der Faden gleichmäßig, glatt und beständig über die Spule läuft.

Der immer wieder angeknüpfte Faden ist Christians sozial-ethische Wandlung. Aber daß dieser Grundgedanke übernommen — eben von Tolstoi übernommen — ist, statt aus des Dichters Innerstem drangvoll emporzuquellen, erkennt man an der Gestalt des Titelhelden selber, zu dem der Leser nicht einen Augenblick ein inneres Verhältnis gewinnt, eben weil es dem Verfasser selber fehlt. Einmal nennt er ihn ‚kalt wie eine Hundeschnauze und glatt wie ein Fisch‘; ein andermal: ‚Der Feine, Edle, Stolze, Eisesluft war um ihn, die unendliche, gläserne Klarheit wie auf Bergen, bevor es dämmert.‘ Dann: ‚Es war in seiner Brust ein leerer Raum, in den von außen nichts einströmen konnte.‘ Also ein Schemen, eine Larve, eine gut gewachsene und gut gekleidete Figur. Wie wäre es möglich, daß wir an dieser leeren Nüchternheit irgendwelchen Herzensanteil nähmen, daß wir die Bekehrung dieses Seelenlosen mit anderen Gefühlen anhörten als etwa die Erzählung einer Anekdote? Ja — daß wir sie überhaupt glaubten! Denn im Grunde — das merkt man an jeder Schilderung, besonders an der ‚des Krammon ohne Furcht und Tadel‘ — ist Wassermann viel zu sehr verliebt in diesen Snobismus, als daß er an die Bekehrung mehr als artistische Darstellungssorgfalt, daß er irgendwelches Gefühl daranwendete.

Eben so sichtliche Nachahmung sind die Demütigungen, denen sich der Verwandelte unterwirft. Dies Niederknieen vor dem elenden schmutzigen Weibe des ‚Attentäters‘, das Bedienen der widerwärtigen Hafendirne ist der berühmten Stelle bei Dostojewsky nachempfunden, wo Raskolnikow sich plötzlich vor der Dirne Sonja hinwirft und ihre Füße küßt. Nur daß dieser Vorgang bei dem russischen Dichter doppelt begründet ist, einmal durch die slavische Natur, die solcher Demütigung eher zuneigt, sodann durch das heimliche, aus Schuldbewußtsein, Mitleid und Reue gewebte Band, das den Mörder Raskolnikow mit der Gefallenen verknüpft — Gründe die nur gerade bei dem germanischen Aristokraten Wahnschaffe nicht zutreffen.

Mag man den Roman als Ganzes, mag man ihn in den Einzelheiten betrachten: überall stößt man auf ein ernsthaftes Talent, das fleißig an der Arbeit ist, das aber seine Motive aus fremden Gärten gräbt, ohne das Wurzelreich mitzunehmen; das seine Menschen äußerlich kennzeichnet, statt sie mit Blut und Leben zu erfüllen. Diese Personen wissen alle sehr klug und selbstsicher über ihr eigenes Ich zu sprechen, wohlgeordnet sind ihre Erinnerungen, die wie ihr ganzes Dasein am Äußeren haften. Nirgends begegnen wir einer inneren Ergriffenheit des Verfassers, nirgends jener liebevollen Verknüpfung von Mensch und Tun, die das Kennzeichen rein dichterischen Fabulierens ausmacht.

Es ist beinahe tragisch, daß Wassermann, der ernst wie wenige über das Problem der Erzählungskunst nachgedacht hat, seine eige-

nen Forderungen nicht zu erfüllen vermag. Wieviel Mühe und sorgsames Feilen, wieviel unverdrossenes Zusammentragen hat er an diesen fast 900 Seiten starken Roman verwendet.

Der begabte Mann macht es sich nicht leicht und oft bekundet er in knapper anschaulicher bildhafter Darstellung der einzelnen Vorgänge den Meister (z. B. I, 4: die Erzählung von dem Überfall des Mönches auf Eva) aber auch in vielen Kapitelchen des letzten Teiles. Aber Wassermann scheint nicht die innere Widerstandskraft zu haben, das, was er einst in ruhiger Forschung als wichtig und richtig für den Epiker erkannt hat, gegenüber den ausgearteten Modetorheiten der Jüngsten zu behaupten. In seiner ‚Kunst der Erzählung' wirft er den jungen Dichtern vor, sie verständen nicht in großem Atem zu erzählen. Er sagt sehr richtig, daß, so wenig ein Mensch lange Zeit hindurch im Zustand der Atemlosigkeit verweilen kann, so wenig dies ein Buch vertrage. Aber wo ist der große Atem in diesen kurzen Flimmerbildchen, die meist ohne Verbindung und Überleitung den ganzen Roman ausmachen? In jenem theoretischen Zwiegespräch wirft der ‚Alte' dem ‚Jungen' vor: „Du erzählst eigentlich nicht Ereignisse, sondern du schilderst Situationen. Du hüpfest von Situation zu Situation, das Dazwischenliegende ist dir ein Notbehelf." Im ‚Christian Wahnschaffe' vergißt er diese Weisheit und folgt dem gerügten Rezept des Jungen. Vielleicht um Jugend vorzutäuschen? Benutzt er die Fehler der Jugend absichtlich als verjüngendes Elixier? Theoretisch verlangt er vom Epiker, daß er den Leser mit Behaglichkeit erfülle, daß es dem Stoffe nicht an Daseinsnotwendigkeit fehle. Beide Forderungen stößt er hier praktisch um. Dort sagt er, in der Kunst sei das Naive eine letzte Konsequenz, ein Gipfel. Wo aber ist er in diesen Roman naiv? Dort rühmt er an Goethe, wie keusch und zurückhaltend er das außerordentliche Ereignis (die Feuersbrunst in Meisters Lehrjahren) behandele, hier schwelgt er in Sensationen, gerade in einer ausführlich beschriebenen Feuersbrunst, in dem Tode einer Löwenbändigerin unter den Pranken der Bestien, in der Beschreibung von blutigen Krawallen, Lust- und anderen Morden. Dort tadelt er mit Recht an Zola: ‚Einzelheit drängt sich an Einzelheit. Die ungeheure Flut der Einzelheiten vernichtet das Bild und überschwemmt die Phantasie.' Den hier gerügten Fehler erhebt er in seinem neuen Roman zum Kunstprinzip. In seiner ‚Kunst der Erzählung' sagt er sehr treffend: „Nicht Abenteuerlichkeit der Vorgänge, nicht Weitspurigkeit der Anlage, nicht die ausgesuchteste psychologische Tüftelei, keine Neuartigkeit des Themas, keine äußere Spannung ... kann ein Werk, dem wahre epische Breite und Ruhe mangeln, zum Kunstwerk erheben." Der Fall trifft hier in jeder Einzelheit zu: ‚von der Abenteuerlichkeit der Vorgänge' bis zur ‚äußeren Spannung'. Die Form dieses Romans ist die Formlosigkeit, ist der Zettelkasten mit Situationen. Der Artist spricht, nicht der Künstler. Muster der Erzählungskunst werden in einzelnen, blendenden Stücken gleichsam ins Schaufenster gelegt. Die Menschen werden (geschickt) zergliedert, nicht gestaltet.

Wenn ich bei diesem Roman sehr lange verweilt und einige Grundbegriffe der Erzählungskunst an ihm zu erläutern versucht habe, so ist die Zeit nicht verloren, denn um so kürzer kann die Nutzanwendung bei anderen Erzählungen sein, insbesondere bei Fritz v. Unruhs Opfergang, der freilich als Ganzes sogleich eine halbe Treppe tiefer zu stellen ist als der Wassermannsche Roman. Eine Reihe von Kriegsskizzen aus den Kämpfen vor Verdun, Schilderungen von äußerster Knappheit und Zusammendrängung, oft mit einer Kleinkunst getüpfelt, die den kleistischen Erzählungsstil noch durch Raffiniertheit expressionistischer Schulung übertrumpft. Aber doch eben weiter nichts wie Kriegsschilderung, die sattsam genossene, ohne dichterische Weite, nur zum Zweck, uns zu überzeugen, wie grauenvoll der Krieg ist. Das wissen wir nun nachgerade. Erwachsene Menschen bedürfen keiner Belehrung darüber. Wenn Unruh uns weiter nichts mehr zu sagen hat, wenn er die Verstiegenheiten seines ‚Geschlechts' hier lediglich in Prosa naturalistisch belegt, so ist das ein Zeichen von dichterischer Enge und Beharrungskunst, um nicht zu sagen Plattheit, die erschütternder wirkt als seine erzählten Greuelschilderungen. Auch über seine Stellung zu Form und Programm scheint dieser Expressionist sich nicht klar zu sein. Er schildert sehr anschaulich: „Vorbei holperte Artillerie. Scharf gebremste Geschütze rutschten starr gassenhinunter. Der Kanoniere Helme und Körper zitterten. Pferde, hinter vorausflatterndem Geschirr, fingen, Schritt für Schritt sich gegen das Pflaster stemmend, massigen Eisendrang auf. Geschütz entgegen kamen Feldküchen. Ein Bursche, mit vollen Backen kauend, wurde vom Kessel geworfen, gesichtblutend. Suppe, dicke Bohnen, lag fleckig auf der Straße." Ist das nun Expressionismus? In einzelnen Wendungen ja, aber im Grunde ist es das von ihm bekämpfte Gegenteil, Eindruckskunst, Naturalismus, Abklatsch aus dem Notiz- und Skizzenbuch, Zola ...

Über die platte Wirklichkeit hinweg sucht sich hingegen Ernst Heilborn in seiner Kupfernen Stadt zu setzen, nicht in kühngeschwungenem Irisbogen, sondern mehr in einem feinen Irisieren der Geschehnisse, einem Farbenspiel bunt darüber hinhuschender Lichter, die das Wirkliche seiner kalten Alltagsnüchternheit entkleiden und in Elfenkleider hüllen, die so phantastisch nach einer unhörbaren Melodie wallen und wehen, daß man an ihren Linien die Grenzscheide zwi-



Sie halten Siegesfest ...
Sie meinen unser Deutschland zu begraben.
Brich nicht, mein Herz! Noch sollst du Freude haben;
Wir haben Kinder noch, wir haben Knaben,
Und auch wir selber leben, Gott sei Dank! — — —

Nach einem Gedicht Theodor Storms aus dem Jahre 1851 — Zeichnung von Prof. Bruno Héroux

schen Wirklichkeit und Vorstellungsbild nicht mehr zu erkennen vermag.

Gleich die erste dieser zwölf kleinen Erzählungen gibt das beste Beispiel für das Absonderliche der Heilbornschen Kunst. In dem nüchternen Haushalt einer ehrbaren Lehrerfamilie taucht plötzlich, als alle Erwachsenen Grund zum Zagen und Verzagen zu haben glauben, ein Wunder auf: ein Sonnenkringel liegt mitten in der Wohnstube auf der Diele und weicht nicht bei Tag und bei Nacht. Er hält allem Wischen und Scheuern ebenso stand wie allen Anfechtungen der Wissenschaft, der Geistlichkeit, der Behörden und des Okkultismus. Nur Agnes, das einzige Töchterlein tritt nachts wohl zu dem Sonnenkringel und spricht wie im Gebet mit ihm von ihrer Seelennot: sie trägt ein Kind unter dem Herzen von dem Kriegsfreiwilligen Franz Finkenbusch, der im Felde steht und nun schon solange, sehr lange keine Nachricht gegeben hat. Wenn der gute Vater ihre Schande erfährt — der überlebt es nicht! Aber sieh da: der Sonnenkringel ist nicht ohne Grund und tieferen Sinn da, Franz Finkenbusch hat lange im Lazarett gelegen, jetzt schreibt er, daß er in vierzehn Tagen zurückkommt und daß dann Hochzeit sein soll. So hat der Sonnenkringel die Hoffnung, die nicht zu Schanden werden läßt, durchgehalten durch die schwere Zeit der Angst und Not, bis die Erfüllung kam. Natürlich ist die Erzählung selbst nicht so deutlich in der Deutung, der Erklärer streift ihr schon immer etwas Sammetstaub von den Schmetterlingsflügeln. Es sind durchweg zarte Gebilde einer feinen Poetennatur, deren Grundzüge in sinnigem Schauen, im Lächeln verhaltener Güte und Wehmut liegen. Weniger gelingt Heilborn die Satire, z. B. im Varieté — sie ist ungelenkig und ohne Eigenart, aber ihre feinere Abart, ein mit ganz leisem Spott gemischter, das Tragikomische streifender Humor entfaltet sich um so besser, etwa in ‚Fräulein Pudel‘. Eine besondere Kunst eignet Heilborn in der Behandlung des Sinnbilds — ganz im Gegensatz zu den modernen ‚Symbolikern‘ mit ihrer Aufdringlichkeit — hier bahnt er etwas wie eine neuzeitliche Form der Legende an.

Altfränkischer kommt uns **Der ewige Hochzeiter**, ein Spitzwegroman von Horst Wolfram **Geißler** (man achte auf die Vornamen), aber altfränkisch in gutem Sinne, nämlich selber ein wenig spitzwegisch. Humoristisch erschaut, gesund empfunden, mit Liebe fürs Kleinste ausgemalt und doch letzten Endes auf das Große hinsteuernd. Wir lernen den kleinen Apotheker Karl Spitzweg im Bade Sulz kennen, wo er, durch Zufall zum Zeichnen eines alten Ofens gebracht, von Malern als ein ungewöhnliches Talent erkannt und auf den rechten Weg geführt wird. Seine Lehr- und Wanderjahre sind es, die das Buch erzählt, wie Spitzweg in Scherz, Güte und leiser Wehmut seiner Bestimmung näherrückt, wie er das Glück zu haschen sucht, das ihm aber immer wieder ausweicht, bis er endlich, als seine Klara ihm durch den Tod entrissen wird, voll nachdenklicher Ruhe sagt: „So hab' ich immer gestanden und habe das Glück von ferne gesehen. Einen einzigen kurzen Augenblick war ich ihm nahe, aber dann schwand es wieder im Nebel. Und nun tragen sie es zu Grabe ... Der Tod und die Ewigkeit sind eins — nun muß ich auf das ewige Morgen hoffen. Ach, wir ewigen Hochzeiter!" „Aber," tröstet er sich, „ein kostbares Erbe hat mir das tote Glück gelassen —: ich gehe an meine Arbeit." Die Erzählung hat die Eigenschaften eines guten Haustrunks, sie wärmt und stärkt, es sitzt sich gar behaglich dabei. Der Verfasser hat die seltene Gabe eines nie versagenden, leise nur lächelnden, aber kernechten Humors; schon darum verdient er gelesen zu werden.

Ein seltsames und sehr nachdenkliches Büchlein liegt in **Der letzte Brief** von **Ilse Linden** vor. Eine Sammlung von Briefen, bei denen der Sensenmann dem Schreiber schon über die Schulter guckt, weil seine Uhr abgelaufen ist. Manche fühlen seine kühle Nähe, so Vater Gleim, wenn er von Klopstock rührend Abschied nimmt, so Turgenjew bei seiner Beschwörung an Tolstoi, sich wieder der Dichtkunst zuzuwenden, so Maria Theresia, Karoline v. Humboldt und Henriette Feuerbach. Andere wieder spüren noch nichts von dem schwarzen Flügel, der ihre Stirn schattete, so Novalis, Schiller, Jean Paul, Flaubert, Dostojewsky, oder sie werden gar noch von irdischen Sorgen gequält wie Bürger, E. T. A. Hoffmann, Grabbe. Friedrich der Große schreibt eine skeptische Betrachtung über den Wert des Zeitlichen. Bekanntlich war das letzte Wort dieses großen Pflichtmenschen: „Was ist die Glocke? um vier Uhr will ich aufstehn" ... Der erstaunlichste Brief von allen ist aber der Goethes. Fünf Tage vor seinem Tode schreibt der Dreiundachtzigjährige einen langen, meisterlich klaren Brief an Humboldt, er spricht von der langsamen Entstehung des ‚Faust‘ und den Gründen, warum der zweite Teil erst nach seinem Tode erscheinen soll, er verbreitet sich eingehend über angeborenes Talent und erworbene Kunst, erläutert die Unterschiede und Zusammenhänge zwischen beiden und schließt: „Verwirrende Lehre zu verwirrtem Handel waltet über der Welt, und ich habe nichts angelegentlicher zu tun, als dasjenige, was an mir ist und geblieben ist, womöglich zu steigern und meine Eigentümlichkeiten zu kohibieren." Ob Freund Hein, der hinter seinem Stuhl stand, nicht ein Schlottern in die bleichen Knochen gefahren ist, als er diese Worte las? Worte einer unbezwingbaren Lebensmacht, geistigen Ewigkeitssieges ...

Illustrierte Rundschau

‚Sie halten Siegesfest ...' Zeichnung von Prof. Bruno Héroux — Freimarkenentwürfe zur Erinnerung an die deutsche Nationalversammlung — Sammlung des Freiherrn August von der Heydt — Ausstellung zur Erinnerung an das Unionsparlament in Erfurt — Rudolf Schiestls Kriegsflugblätter der Liller Kriegszeitung — Zu unsern Bildern

Am 1. Januar 1851 wurde von den Dänen auf dem Kirchhof zu Husum ein Denkstein zu Ehren der bei der Verteidigung von Friedrichsstadt gefallenen dänischen Krieger errichtet. Ein Festzug marschierte durch die graue Stadt am Meer, aber nur ein einziger Husumer nahm daran teil. Mit finsterm Stolz sahen die vom großen Vaterlande nach heldenmütigem Kampf im Stich gelassenen Bürger dem Jubel des Feindes zu, und einem von ihnen formte sich das Gefühl der Stunde zum Gedicht. — Was Schleswig-Holstein erlitt, läßt sich nicht vergleichen mit dem, was wir erdulden müssen, aber das quälende Bewußtsein, zu Unrecht geschlagen und verraten zu sein, herrschte in den Besten von damals wie von heut, und darum greift uns das von Schleswig-Holstein auf Deutschland gedeutete und gewandelte Stormsche Gedicht ans Herz, als wäre es jetzt geschrieben. Vermutlich hat Prof. Bruno Héroux nicht an diese Verse gedacht, als er seine Zeichnung ‚Sie halten Siegesfest' schuf (S. 441). Aber sicher ist, daß sie aus einer verwandten Stimmung geboren wurde. Stolz aufgerichtet steht die im Unglück ungebeugte Frau. Sie läßt die Hoffnung nicht hinter sich, versinkt nicht in Schmerz wie jene andere, die uns der Künstler ahnen läßt. Sie wendet der Nacht und der Schwermut den Rücken und wendet ihr Antlitz mit Entschlossenheit dem Morgen zu. Eine glücklichere Zukunft bietet sich dem Knaben dar, der sie mit kindlicher Neugier und ahnungsvoller Sammlung erwartet. Man sieht, Héroux erzählt viel und regt zum Nachdenken an. Der Leipziger Meister ist eben ein echter Griffelkünstler, für den nicht der von der Natur gegebene Vorwurf, sondern der geistreiche Einfall den entscheidenden Anstoß zum Schaffen bedeutet.

⌘

Auf einen geistreichen, schlagenden Einfall kommt es auch an, wenn das Reich die deutschen Künstler um eine neue Reichspostmarke bittet. Ein erster Versuch ist mit einem Preisausschreiben für Freimarken zur Erinnerung an die deutsche Nationalversammlung gemacht worden. Leider wurde die Frist sehr knapp gestellt, ein Fehler, den das Reichspostministerium nicht zu wiederholen gelobt. Trotzdem wurden gegen 5000 Entwürfe eingesandt, darunter, wie unsere Abbildungen dartun, fesselnde, wenn auch nicht endgültig befriedigende Lösungen. —



Entwurf von Willi Schmid, München Erster Preis

Entwurf von Ernst Böhm, Charlottenburg Erster Preis. Zur Ausführung als 15 Pf.-Marke vorgesehen



Entwurf von Georg A. Mathey, Berlin. Erster Preis. Zur Ausführung als 25 Pf.-Marke vorgesehen

Entwurf von Hugo Frank, Stuttgart. Dritter Preis. Zur Ausführung als 10 Pf.-Marke vorgesehen



Entwurf von Lili Schultz, München. Zweiter Preis

Preisgekrönte Entwürfe aus dem Wettbewerb für Freimarken zur Erinnerung an die Nationalversammlung 1919



Entwurf von Prof. E. R. Weiß, Berlin Dritter Preis



Eduard Bick: Bildnisbüste des Frhr. August von der Heydt



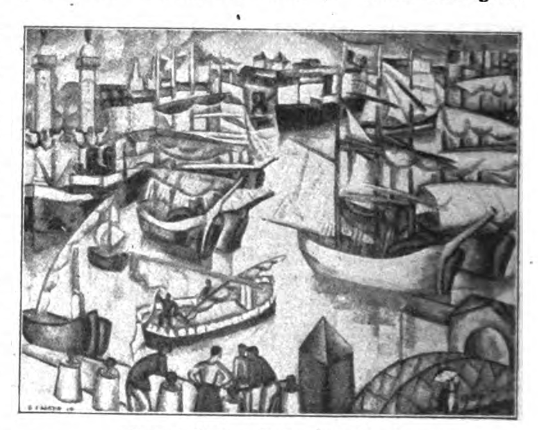
W. O. Lüthy: Bildnis

Die Sammlung des Freiherrn August von der Heydt in Elberfeld hat nicht den Ehrgeiz, einem Museum den Rang abzulaufen, sondern hat sich in den Dienst der Entwicklung der Gegenwartskunst gestellt. Während das Museum, und sei es das fortschrittlichste, warten muß, bis sich der dauerhafte und bezeichnende Wert einer Leistung herausgestellt hat, kann der Sammler unbedenklich dem Zuge seines Herzens folgen und auf die Gefahr der Enttäuschung hin um Anerkennung ringende Jugend fördern. Diesen Ehrgeiz hat der Freiherr von der Heydt und teilt ihn mit seiner Gemahlin. Ob neben dem Ehrgeiz auch Liebe mitspricht, wird manchem zweifelhaft erscheinen, der die Sammlung oder auch nur die hier wiedergegebenen Proben betrachtet. Nur wenige dieser Schöpfungen bereiten dem Auge oder gar dem Herzen reinen Genuß; die Mehrzahl legt Zeugnis ab von dem noch unklaren Ringen nach Ausdruck, das das Geschlecht der achtziger Jahre beseelt, oft ergreifend auch im Irrtum, aber selten beglückend.



W. Lehmbruck: Torso

Zu den rühmlichsten Entdeckungen des Barons von der Heydt zählt der Bildhauer Hoetger, der später in Darmstadt eine so reiche Tätigkeit entfaltete. Ihm verwandt in der gefühlsstarken Keuschheit seiner Gestalten ist der jüngst freiwillig aus dem Leben geschiedene Wilhelm Lehmbruck, der kurz vor seinem Tode in die weitherziger geöffnete Berliner Akademie gewählt worden war. Rege Aufmerksamkeit hat der Sammler den Schweizern geschenkt. Von dorther, aus der Gegend von St. Gallen, kam der Bildhauer Eduard Bick, ursprünglich Ziseleur und Silberschmied, ein Künstler, der in dieser Umgebung beinah schon altmodisch wirkt. Aus



André Lhôte: Hafen von Bordeaux

Paula Modersohn: Stilleben

Aus ‚Die Sammlung des Freiherrn August von der Heydt in Elberfeld. Ausgewählte Werke der Kunst der Gegenwart. Herausgegeben von Carl Georg Heise' (Kurt Wolff Verlag in Leipzig)

der Schweiz, aus Bern, jedoch stammt auch W. O. Lüthy, dessen Mädchenbildnis man sich in Farben denken muß, um seine aufreizende Kühnheit zu ahnen: blaue Haare, rotes Kleid, grüner Grund. Von Ausländern begegnen uns u. a. neben dem Spanier Picasso, dem Führer des Kubismus, der Franzose André Lhôte, der mit geringen Mitteln das Gewimmel eines Hafens kindlich einfach darzustellen versteht. Paula Modersohn-Becker, eine vielseitige und kühne Künstlerin, kann man in dieser Sammlung in mehr als zwei Dutzend Bildern kennen lernen. Den jungen Bremer Dietz Edzard hat der Baron von der Heydt bereits in seinen ersten Anfängen ermutigt, indem er seine ungemein zarte ‚Verkündigung' erwarb. Die Namen Pechstein und Kokoschka endlich gehören schon beinah zu den ‚Klassikern' dieser Galerie der Jugend. Ist doch so ein Stürmer wie Kokoschka auch unter dem jüngsten Akademikerschub gewesen.


Dietz Edzard Verkündigung

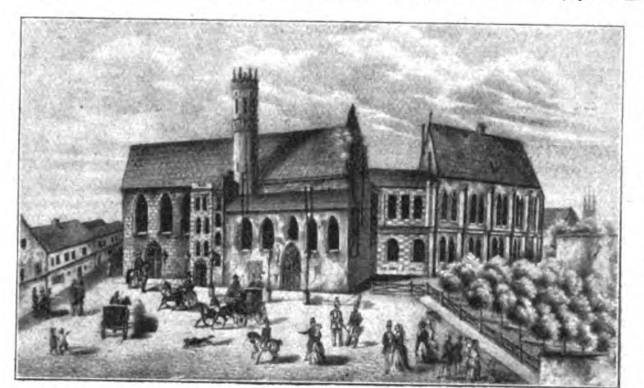

Oskar Kokoschka Selbstbildnis


Pablo Picasso Der Raucher

Das Städtische Museum zu Erfurt hat zurzeit eine Ausstellung zur Erinnerung an das Unionsparlament veranstaltet (reich illustrierter Führer vom Museumsdirektor E. Redslob). Walter Passarge schreibt uns dazu: Im März und April 1850 hat diese Versammlung in der Augustinerkirche getagt, ein letzter totgeborener Versuch, eine Einigung Deutschlands auf verfassungsmäßigem Wege herbeizuführen. Schon im April 1849 hatte Radowitz, der von Friedrich Wilhelm IV. mit der Bearbeitung der deutschen Frage beauftragt war, einen Verfassungsentwurf ausgearbeitet, der dem zwischen Preußen, Hannover und Sachsen abgeschlossenen Dreikönigsbündnis, aus welchem sich dann nach Ausscheiden der beiden letzteren Königreiche und Hinzutreten der meisten deutschen Kleinstaaten die Union entwickelt hatte, zugrunde gelegt wurde. In Erfurt sollte nun nach Annahme der Verfassung eine Unionsregierung geschaffen und damit der erste Schritt zu einer Einigung Deutschlands getan werden. Am 20. März wurde das unter sehr geringer Be-


Max Pechstein Hafen

Aus ‚Die Sammlung des Freiherrn August von der Heydt in Elberfeld. Ausgewählte Werke der Kunst der Gegenwart. Herausgegeben von Carl Georg Heise' (Kurt Wolff Verlag in Leipzig)



Die Augustinerkirche in Erfurt, der Sitz des Unionsparlamentes im Jahre 1850

teiligung des Volkes erwählte Parlament im Festsaal des Regierungsgebäudes eröffnet. Dann begaben sich die Abgeordneten in die für den Zweck umgebaute Augustinerkirche Lutherischen Andenkens, wo das Volkshaus im Schiff, das Staatenhaus, d. h. die Vertreter der einzelnen Regierungen, im Chor tagte. Für den Radowitzschen Verfassungsentwurf erklärte sich die erbkaiserliche „Gothaer Partei" unter der Führung von Gagern, Dahlmann, Vincke, Häusser und Bekkerth. Dagegen waren vor allem die preußischen Altkonservativen, als deren Häupter der Berliner Jurist Prof. Stahl, der Mitbegründer der ‚Kreuzzeitung', Ludwig von Gerlach und der junge Bismarck-Schönhausen zu nennen sind; indem sie für eine Revision vor der Annahme stimmten, gedachten sie die Vorlage zu verschleppen und damit Preußens Machtstellung zu erhalten. Durch die schwankende Haltung Friedrich Wilhelms IV. sah sich Radowitz gezwungen, gegen sein eigenes Werk Stellung zu nehmen und eine Annahme des Verfassungsentwurfs en bloc dringend zu widerraten; trotzdem wurde die Vorlage nach zweitägiger Verhandlung in beiden Häusern mit überwältigender Mehrheit angenommen, zumal auch ein Teil der preußischen Staatsmänner wie Manteuffel, Bodelschwingh usw. dafür stimmten. Nach der Annahme schritt man sogleich zur Revision, die ganz im preußischen Sinne durchgeführt wurde. Am 29. April wurde das Parlament geschlossen; da sich Preußen nicht zur Bildung einer Unionsregierung entschließen konnte, zerfiel die Union allmählich, bis sie im Olmützer Vertrag endgültig in Stücke ging.



Das Volkshaus im Schiff der Augustinerkirche



Das Staatenhaus im Chor der Augustinerkirche

⌘ ⌘ ⌘

Vom Herbst 1917 ab hat der Nürnberger Professor Rudolf Schiestl als künstlerischer Mitarbeiter und Landsturmmann der Schriftleitung der von Paul Oskar Höcker herausgegebenen ‚Liller Kriegszeitung' angehört. Er hat das Ende der Zeitung im September 1918 und das Ende der deutschen Herrschaft in Lille im Oktober miterlebt, und die

Das Erfurter Unionsparlament des Jahres 1850

Freunde seiner Kunst haben noch heute Grund zu klagen, daß dies Ende so eilig gekommen ist. Das letzte der 25 Verlagswerke der ‚L. K.‘, eine Sammlung von Schiestls Kriegsflugblättern, lag ausgedruckt vor, als der Befehl zur Räumung Lilles gegeben wurde. Wohl gelang es, einen Teil der Druckbogen mit nach Brüssel zu flüchten, aber nach Deutschland ist so gut wie nichts mehr gekommen, und wir verdanken die Möglichkeit, aus dem Buch ein paar Blätter, allerdings nur einfarbig wiedergegeben, zu zeigen, dem Künstler. Schiestl stand, als er in der Nachfolge Karl Arnolds in Lille zu arbeiten begann, vor einer schwierigen Aufgabe. Wohl lag ihm von vornherein der holzschnittmäßig treue und derbe Stil, den die Kriegsflugblätter forderten. Aber er mußte bei einer jeden dritten Tag erscheinenden Zeitung die bedachtsame Gewissenhaftigkeit seines Schaffens beflügeln, mußte sich in Menschen, Stadt und Landschaft der Fremde hineinsehen, sich auf dem ihm völlig unbekannten Boden der politischen Karikatur bewegen lernen. Wie glücklich ihm dieser Dreiklang seines Schaffens gelang, zeigt diese Sammlung. Von den politischen Bildern ist vieles und leider auf sehr schmerzliche Weise veraltet, obgleich ein Bild wie das vom Völkerbund traurige Wahrheit geblieben ist. Aber Schiestl zeigt uns auch das, was ewig ist von deutscher Art: die Macht des Gemüts, und er hat mitten unter den Eindrücken einer fremden und vielfältig fesselnden Umgebung und einer aufs Höchste getriebenen kriegerischen Spannung nichts lieber geschaffen als so ein Blatt wie das vom Rosengarten.


Joseph Maria von Radowitz, preuß. Regierungskommissar im Erfurter Unionsparlament

Tisch mit den gastlich wartenden Stühlen wohl sein zu lassen. Schloß Freienwalde, jetzt im Besitz von Dr. W. Rathenau, wurde von dem Berliner Baumeister David Gilly 1798 für Ulrike Friederike, zweite Gemahlin Friedrich Wilhelms II., erbaut. Namentlich in den Zimmern ist die Hand Gillys, dessen Stärke der Landhausbau war, wohltuend zu spüren. — Ein lebhaftes Frauenbildnis hat der Münchner Sezessionist Carl Hans Schrader-Velgen gemalt (zw. S. 344 u. 345). Es ist gar nicht gestellt und wirkt wie aus dem Eindruck eines Augenblicks geboren. Bewundernswert ist, wie mannigfach der Künstler das Weiß des Gewandes behandelt und zu dem Graublau des Hintergrundes und der Fleischfarbe von Gesicht und Händen abgestuft hat, so daß es nirgends erkältet. Dabei ist er nicht tüftelnd vorgegangen, sondern hat in großen, frischen Zügen die Farbe aufgetragen. — Aus einer weitverzweigten Künstlerfamilie stammt Robert Cauer d. J. Sehr bekannt wird den älteren Lesern sein gleichnamiger Onkel geworden sein, der mit bedeutender, uns allzu zierlich anmutender Geschicklichkeit unsere deutschen Märchen (‚Dornröschen‘, ‚Schneewittchen‘ u. a.) in Stein gebildet hat. In Kreuznach ist die Heimat des Geschlechts; dort ist auch unser Künstler 1863 geboren. Er war der Schüler seines Vaters Emil und hat wiederholte Reisen nach Rom und Nordamerika unternommen,

⌘ ⌘ ⌘

Unser Heft wird eröffnet durch einen Innenraum von dem Berliner Kurt Haase-Jastrow. Festlich gestimmt sind die Farben. Dieser sonnendurchflutete Einklang von Gold und Rot lädt jeden ein, es sich an dem runden

Ausstellung im Städtischen Museum zu Erfurt


Das Haus am Anger, wo Bismarck zur Zeit des Erfurter Unionsparlamentes wohnte

bis er sich 1906 in Darmstadt ansiedelte. Sein Knabenbildnis (zw. S. 352 u. 353) gibt die verträumte Dumpfheit und verschlossene Kraft eines Jungen vortrefflich wieder. — Seinen 70. Geburtstag begeht am 15. Juni Hugo Freiherr von Habermann. Um an den festlichen Tag zu erinnern, bringen wir neben dem farbig ungemein kühnen Selbstbildnis des Meisters (zw. S. 378 u. 379) eine für seine Auffassung der Frau bezeichnende Tänzerin (zw. S. 384 u. 385). Über solche Frauenbildnisse, die seinerzeit das stärkste Aufsehen erregten, hat sich Habermann im Jahre 1910 in unsern Heften ausgesprochen, und da er auch heute noch nicht jedem ohne weiteres verständlich ist, seien diese Worte hier wiederholt: „Ich male nach Anschauung des Publikums häßliche Frauen, bedaure also, wenn sie nur mir gefallen. Daß ich keinen Hang zur Süßlichkeit habe, rechne ich mir gerade bei dem Metier des Damenmalers zum Vorzug, — denn eigentlich ist es ein Prüfstein malerischen Könnens, folgendes Problem zu lösen: ein hübsches, elegantes, oder irgendwie distinguiertes Frauenbildnis zu malen, das zugleich malerisch frei behandelt, vollendet und ohne Süßlichkeit ist." Habermann setzt sich seine Ziele weit, und wenn er mit gutem Humor einmal gemeint hat, er würde im günstigsten Falle erst mit 90 Jahren malen können, so wollen wir uns gern nach zwanzig Jahren darüber noch einmal unterhalten. Für heute haben wir ihm gerade genug zu danken. — Von dem vielseitigen Friedrich Fehr bringen wir das heiter-stille Bild ‚Sommertag am Rhein' (zw. S. 408 u. 409). Es stammt aus Remagen, und die Amerikaner haben sich natürlich ausgerechnet diesen weit über die Lande schauenden Herrensitz für ihr Hauptquartier erkoren. — Die schöne Aufnahme von E. Gaßmann führt uns in das fränkische Miltenberg (zw. S. 416 u. 417). — ‚Der alte Weidenbaum' von Jakob Gensler endlich (zw. S. 432 u. 433) stellt dem Leser einen Meister vor, der zu den vergessenen gehört. Gensler ist 1808 in Hamburg geboren und schon sehr früh, 1845, verstorben. Seine Lehrzeit hat er bei W. Tischbein in Eutin genossen. Wanderjahre führten ihn über München und Wien 1831 zurück in seine Vaterstadt. Eine 1841 unternommene Reise nach Holland und Belgien brachte ihm vielleicht die Landschaft nahe. Vorwiegend hat Gensler seine Stoffe aus dem Volksleben genommen. Uns ist er als ein Bahnbrecher der deutschen Landschaftsmalerei, die im 19. Jahrhundert eine so hohe Blüte erlebte, wertvoll und lieb.

P. W.



Spottbild auf Friedrich Wilhelm IV. aus der Ausstellung zur Erinnerung an das Erfurter Unionsparlament des Jahres 1850



Aus Rudolf Schiestls Kriegsflugblättern der Liller Kriegszeitung



Aus Rudolf Schiestls Kriegsflugblättern der Liller Kriegszeitung

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker in Berlin**
Künstlerische Leitung: **Adolf Bothe** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing** in **Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig in Leipzig** — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Otto Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

33. Jahrg. / Juli 1919 / 11. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50, Tauentzienstraße 7b

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 3 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Post-Anstalten. In der Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte" eingetragen. Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Post-Anstalten bezogen werden.



Inhalt des Juliheftes:

Kunstbeilagen:

Einschaltbilder:

* * *

Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Prof. Heinrich Wieynck in Dresden.

Inserate:



Am Wannsee
Gemälde von Prof. Philipp Franck



Die Grenzen. Roman von Ernst Zahn

Fortsetzung

Frau Adrian Leuthold war eine glückliche Frau. Wie? Sagte jemand, daß sie es nicht war? Ihr Glück war geradezu sprichwörtlich in der Stadt. Ihre Wohnung, über derjenigen der Schwiegereltern gelegen, war nicht so stilvoll wie jene, aber mit aller Spitzfindigkeit der Neuzeit eingerichtet, bequem, schön, traulich.

Zwei Mägde standen der jungen Frau zur Seite, obwohl die Mahlzeiten gemeinsam mit den Eltern eingenommen wurden und ihre Zubereitung Lotte nicht zu kümmern brauchte. Sie ritt mit ihrem Manne aus. Sie huldigte gemeinsam mit der Schwägerin dem Sport. Sie empfing bei sich Gäste, wann und wie sie wollte und hatte ihre Musikabende, die viel bedeutsamer waren als die am Neumarkt, wo Felix und seine Freunde mit ihr gespielt hatten. Zwar erschien Adrian, ihr Mann, nicht immer, wenn musiziert wurde oder, wenn er anwesend war, so gähnte er manchmal verstohlen und saß hinter seinem Glase, unterhielt sich auch oft etwas laut mit irgendeinem Bekannten, aber man durfte ihm das nicht übelnehmen, sein Interesse ging eben nach andern Dingen.

Lotte Leuthold dachte noch immer sehr gut von ihrem Manne. Sie begriff zuweilen sogar nicht, daß sie ihn einst tölpelhaft und häßlich gefunden hatte. Er war die Güte selbst. Sie brauchte nur zu wünschen: er tat ihr, was er ihr von den Augen absehen konnte. Gewiß, er hatte so seine kleinen Eigenheiten. Etwa, daß er nie nachgab, wenn er einmal seinen Kopf auf etwas gesetzt hatte, daß er in kein Konzert oder Theater ging, daß er gern schweren Wein trank und davon, ohne sich zu betrinken, einen roten Kopf und glänzende Augen bekam, die Lotte widerwärtig waren. Aber das war doch nichts, um ernstlich darüber ungehalten zu sein, nichts, was man nicht, nachdem man hie und da darauf gesprächsweise hingewiesen, nachher geduldig und mit Stillschweigen hinnehmen konnte. Lotte dachte auch noch immer sehr gut von ihren übrigen Hausgenossen und empfand angenehm des Obersten polternde Freundlichkeit, die mit so viel Entschlossenheit gepaart war, seinen Einfluß in den führenden Kreisen der Stadt, die Weltdamenhaftigkeit der Schwiegermutter und die unbekümmert freie Art der Schwägerin. Gewiß, sie entdeckte, daß bei der Weise, wie jedes der vier Familienglieder seine eigenen Wege ging, die gegenseitige Liebe etwas zu kurz kam, daß eine Vertraulichkeit, wie sie zwischen ihr selbst und der Frau Bürgermeisterin bestanden, in der Leutholdschen Familie nicht denkbar war, allein die Menschen waren eben verschieden, und man konnte sie nicht alle nach dem eigenen Muster oder den eigenen Wünschen formen.

Es gab daher für Lotte keinen Anlaß zu Beschwerden. Es gab auch für die Großmutter nichts, gar nichts zu klagen. Es war sicher Altfrauengriesgram, daß Frau Dorothea eines Tages sich einbildete, Lotte rühme ihr Leben nicht mehr so wie am Anfang.

Freilich — es hatte zwei — drei Abende gegeben. Man hatte Musik gemacht, edle, tiefe Musik. Dann waren die Freunde gegangen, und Lotte selbst hatte nach Verabschiedung von den Ihrigen sich nach ihrem Schlafzimmer begeben, wo Adrian noch nicht war. Vor den offenen Fenstern hatten die Sterne geschienen oder ein Regen gerauscht, im Zimmer aber war es still gewesen, ganz seltsam still. Da war eine Wehmut in Lotte Leutholds Herz gefallen, als hätte sie einmal etwas besessen, was jetzt nicht mehr war.

Aber hat man nicht solche Anwandlungen und weiß nicht, woher sie kommen?

Freilich — an solchen Abenden geschah es,

daß Adrian dann ins Schlafzimmer trat, gleichgültig nach den Ereignissen des Tages frug, noch an seinem Geschäftsnotizbuche herumstudierte und vielleicht heimlich vor sich hin schimpfte, weil er einen Ärger gehabt. Er rauchte noch eine Zigarre, war noch durstig und schenkte sich im Speisezimmer ein Glas ein. Er kam wieder mit seinen schütternden Tritten, entkleidete sich und warf sich ins Bett, schnarchte auch bald und —

Freilich, dann war Lotte etwas nicht recht, sie wußte selbst nicht was und — sie mußte an ein schmales, hochgestirntes Gesicht denken. Felix Heß fiel ihr dann ein, und wie sie oft ernste Gespräche geführt, wie nahe sie sich innerlich gestanden.

Aber — wer sagt, daß Lotte Leuthold nicht glücklich war?

Wäre sie es aber nicht gewesen, so wurde sie es. Im zweiten Jahre ihrer Ehre wurde ihr Knabe Hans David, im dritten ihr Töchterlein Angelika geboren.

„Es ist alles gut, wie es ist," sagte sie zu ihrer Großmutter.

Diesmal war es kein erregtes Anpreisen aller Herrlichkeiten, die ihre Ehe ihr bescherte, sondern ihre prachtvollen, dunkeln Augen blickten still, mehr nach innen als nach außen, und ihre Worte kamen aus dem Innersten herauf.

„Es gibt kein größeres Glück für die Frau, als Mutter zu werden," antwortete Frau Dorothea, und sie dachte, daß die Enkelin nun in einem festen Schloß geborgen sei, in dem die Lebensstürme sie nicht mehr versehren würden.

Es wurde stiller in Lotte Leutholds Wohnräumen. Sie sah weniger Gäste. Sie stieg seltener zu den Schwiegereltern hinunter, und die Ritte wie den Sport gab sie gänzlich auf. Aber sie lebte den Kindern und erlebte sie, ihr Erwachen mit roten Bäcklein aus ihrem köstlich heiligen Schlaf, da der feine Atem vom offenen Munde fliegt wie Duft von einer Blume, ihr Händeklatschen und ihrer Stimmlein Jauchzen und Kauderwelsch. Sie wusch die weißen, kleinen Glieder und kleidete sie in feines Linnen. Sie kämmte dunkles und goldenes Haar, so kraus jenes wie Wollgras, so fein dieses wie schimmernde Seide. Sie sah sie wachsen und ihre Seelen Licht gewinnen. Sie gewahrte, wie das Verständnis ihnen kam und die Liebe. O diese Liebe, die unbegreiflich in die kleinen Wesen gelegte, die sie die Ärmlein nach ihrem Halse ausstrecken, ihre kleinen Häupter an ihren Busen schmiegen hieß! Sie hörte ihr Flüstern: „Du bist lieb, Mutter." Sie dachte nicht nach, wie reich sie davon wurde, sie war nur weich und froh gestimmt, und vor lauter Glück kamen ihr manchmal fast Tränen.

Ihr Gatte hatte nicht viel teil an diesen kleinen Erlebnissen. Er stand im Alltag, war, nachdem er das Außergewöhnliche, seine Liebe zu und seine Bemühung um Lotte Eßlinger, hinter sich hatte, in diesen zurückgekehrt und ließ sich an der Genugtuung darüber, was er errungen und besaß, genug sein. Er liebte seine Frau noch immer, war auch mehr als einmal stolz auf sie, aber da er ihrer sicher war, so ging dem Gefühl, daß sie sein war, der Reiz der Neuheit, seinem Besitzerstolz der Hochschwung des Ehrgeizes verloren. Die Kinder nun sah er mit Vergnügen kommen und gedeihen, er besah sie als kleine Wesen, küßte seine Frau, die sie ihm geschenkt, ermaß mit Vatereitelkeit ihre kleinen Fortschritte, wußte aber wenig mit ihnen anzufangen und fühlte sich in ihrer Nähe nicht recht am Platze. So kehrte er auch von ihnen zu seinen Geschäften zurück.

Da Lotte den größten Teil des Tages in der Kinderstube zubrachte, so sahen sich die Gatten weniger häufig. Adrians Weg führte in die Keller, Höfe und Schreibstuben. Er begab sich in die Rebberge, dann und wann auch immer noch auf Kundenbesuche. An den Abenden verkehrte er wieder mehr in Freundeskreisen und liebte ein Karten- oder Kegelspiel. Es gab Tage, an denen Mann und Frau nur bei den Mahlzeiten und am Abend vor Schlafengehen zusammentrafen. Bei beiden Anlässen sprachen sie nur von oberflächlichen Dingen; von ihren innersten Gefühlen redeten sie nicht, ja dachten kaum daran, daß es Dinge zu besprechen gegeben hätte, die tieferen Wertes waren als die Berichte von den Tagesvorgängen.

Adrian war es indessen, der eines Tages seiner Frau erzählte, Felix Heß, der Doktor Felix Heß, sei wieder in der Stadt. Sie habe ihn ja als Knaben und Studenten gekannt. Er, Adrian, habe gehört, daß jener sich als Geschichtsforscher einen Namen zu machen im Begriff sei und als ein außerordentlich feiner Kopf gelte. Er halte sich wohl nur vorübergehend in St. Felix auf, aber sein alter Vater leuchte vor Stolz, wenn er seinen Namen nenne.

Lotte wurde unruhig von dieser Nachricht. Sie machte ihr zu schaffen, drängte sich tagelang in alle ihre Gedanken und zeitigte eine Furcht, die ihr Herzklopfen bereitete. Wenn sie Felix begegnete! Nur bei ihren Kleinen fand sie Beruhigung. Mit einer Kinderhand in der ihren hätte sie gelassen auch Felix entgegentreten können.

Dieser kreuzte jedoch ihren Weg nicht, und

als sie nach abermals einigen Tagen hörte, daß er wieder abgereist sei, legte sich auch ihre Erregung, und es blieb nur ein wehmütiges Bedauern, eine Art Leid wie über einen unerfüllten Wunsch in ihr zurück. —

Die Tage, die Monde, — Jahre vergingen.

Immer wieder wurde es Herbst, und immer wieder füllten sich die Leutholdschen Keller mit Fuhren von Wein und sagte Adrian: „Dieses Jahr haben wir noch viel mehr eingekauft als je vorher."

In diesen vergehenden, fliegenden Tagen und Monden und Jahren zog sich der alte, von Gicht geplagte und viel in Bädern weilende Oberst aus dem Geschäfte zurück und legte es ganz in Adrians Hand. Noch weiter zurück aber zog sich dessen Mutter. Die stille, doch weltsichere Frau erlag einer heftigen Erkältung. Ein wenig später verließ Elise, die Tochter, das Haus und folgte einem Oberförster, einem rauhen und Rauheit suchenden Mann, in sein Leben in der Natur und einem entlegenen Forsthause. Es wurde leer im Haus zum Leuenberg.

Der Oberst schlug vor, das junge Paar möchte nach unten ziehen, damit die großen Räume nicht freistünden, allein Lotte wollte nicht und bequemte sich nur ungern, dann und wann einen Empfang zu veranstalten, bei dem die alten Freunde des Leutholdschen Hauses sich in den weiten Zimmern des Erdgeschosses einfanden.

Die Tage, Monde und Jahre ließen aber die Kinder, Hans David, Lottes Sohn, und Angelika, ihre Tochter, aus Wickelmenschlein zu Schülern und Leuten mit eigenem Willen werden.

Hans David war blond. Seine weichen Locken fielen unter der Schere, als er zur Schule kam, seine weiche, frauenhafte Art verlor er damit nicht. Er hatte eine zarte Haut und große blaue Augen, die sich leicht mit Tränen füllten. Seine Schwester Angelika war dunkel wie die Mutter, doch ihr Haar krauser, ihre Haut brauner als die Lottes. Als das Haar wuchs, steckte die Mutter es in Schneckenform zu beiden Seiten des runden Köpfleins fest; das stand dem Gesichte lieblich, aus dem die Augen groß, ein wenig erstaunt und eigenwillig schauten.

Zweien hatten Tage, Monde und Jahre nichts an. Das waren Lotte selbst und ihre Großmutter, Frau Dorothea. Lotte war nie zierlich, nie so recht ein Kind gewesen. So blieb ihr lange das Aussehen, das sie als Jungfrau gehabt. Sie war stattlich, frauenhaft sicher in Wesen und Bewegungen. Ihr Antlitz aber, Zug um Zug, zeigte immer dieselbe große Schönheit, so daß sie anzusehen vielen Leuten eine Erquickung blieb. Frau Dorothea indes, die nie ins Haus zum Leuenberg kam, ihre Räume am Neumarkt überhaupt nicht verließ, saß an ihrem Fensterplatz, hager, etwas hagerer noch als früher, gerade, das Haar jetzt schneeweiß, die Hände noch schlanker, noch faltiger, aber so gesund, so ruhig ihre Tage abwandelnd, als sei sie gesonnen, ihr Leben zu einer Ewigkeit zu machen.

Adrian Leuthold hatte eine große Hochachtung vor der Frau Bürgermeisterin. Auch sie mochte ihn leiden. Zuweilen saß er bei ihr, ohne daß Lotte darum wußte. Warum er eigentlich kam, war weder ihm noch der Frau Bürgermeisterin völlig klar; vielleicht geschah es nur, weil er es dem Anstand schuldig zu sein glaubte; denn er hatte nie eine eigentliche Erklärung für seine Besuche. Er sprach auch wenig und nur, was Frau Eßlinger ihn fragte. Wenn sie von seiner Frau und seinen Kindern wissen wollte, so kam er mit seinen Gedanken augenscheinlich weit aus allerlei andern Dingen her und sagte: Ach so ja, die Kinder seien sehr drollig oder sie wären gesund und bös, und Lotte scheine recht vergnügt und sei eine treffliche Hausfrau.

Frau Eßlinger ließ ihren Blick mit lächelnder Verwunderung auf seiner breitschultrigen Erscheinung ruhen.

Bei seinem Wiederweggang versicherte er immer, er würde das nächstemal Lotte oder die Kinder mitbringen, allein das geschah nicht; es klappte nie mit seiner und der Seinen Muße.

Die Kinder wuchsen heran. Gestern noch schien es erst, daß Lotte Hans David zur Schule gebracht hatte, und schon war Angelika an der Reihe. Und gestern noch schien es erst, daß sie ihnen beim An- und Auskleiden hatte helfen müssen. Nun saß sie schon mit ihnen an den Schulaufgaben. Selten hatten Mutter und Kinder so zusammengehört. War es, weil Lotte sie von frühester Kindheit an unter ihren Händen gehabt? Hans David insbesondere wich ihr nicht vom Kleide.

Wenn er einmal in irgendeiner Ferienzeit zu Verwandten aufs Land gebracht werden sollte, weinte er schon tagelang vor seiner Abreise.

Aus einem solchen Aufenthalt hatte Lotte den weichmütigen Knaben sogar zurückholen müssen, weil er vor Heimweh krank zu werden drohte.

Eines Abends — sie saßen immer gern im Dämmerlicht — spannte er die Arme um Lottes starke Hüften, und zu ihr aufsehend, sagte er: „Weißt du, Mutter, so wie du ist niemand."

„Wieso?“ fragte Lotte.

„So stark und so gut,“ antwortete Hans David, die Augen tränengefüllt.

Dann kam Angelika heran, die mehr ein Schmeichelkätzchen und weniger tief schien, vielleicht auch noch zu kindisch war, und stimmte bei: „Ja, Mutter, du bist eine Mütterkönigin.“

Sie hatte gerade gehört, daß Könige über allen andern ständen.

Lotte wunderte sich über der Kinder Anhänglichkeit; denn sie behandelte sie streng und verwöhnte sie nicht mit Zärtlichkeit, aber jene beglückte sie doch und machte sie wunschlos zufrieden.

Sowohl Hans David wie Angelika hatten während der Schulzeit die Krankheiten zu überstehen, die in solchem Alter gewöhnlich sind. Lotte aber war eine wundersame Pflegerin. Sie zeigte nie, selbst nicht wenn sie um das liebe Leben des Erkrankten bangte, Unruhe oder Angst. Mit einer Festigkeit und Sicherheit, die dem Kranken wohl tat, handelte sie nach den Vorschriften des Arztes. Ihre sonstige Strenge wurde zur milden und wortstillen Barmherzigkeit. Sie durchwachte Nächte und klagte nicht um den eigenen verlorenen Schlaf. Jedes Opfer war ihr selbstverständlich. Aber darüber hinaus hatte sie eine große Gabe, mit kleinen Dingen, Blumen, Lieblingsspeisen, einer Erzählung den Genesenden wohl zu tun.

Dieselbe Klugheit des Wünscheerfüllens offenbarte Lotte bei den Festen. Sie vergaß nie, den Kindern zu bedeuten, daß sie die Mittel zum Schenken deren Vater verdankte. Zu Adrian sandte sie sie, ihre Freude über empfangene Gaben kundzutun; allein sie galt dennoch den Kindern als die eigentliche Wohltäterin, weil diese in ihr die Urheberin erkannten. Nicht daß Knabe und Mädchen dem Vater nicht auch gut gewesen wären. Dieser nahm sie manchmal mit sich auf einen Spaziergang, und sie folgten ihm gern. Doch war Angelika schon früh eine große kleine Dame, rümpfte das Näschen und sagte, es sei schade, daß der Vater auf diesen Gängen immer in ein Wirtshaus treten wolle, wo gewöhnlich so viel Pöbel sitze. Dagegen war es ihnen ein Hauptspaß, wenn Leuthold sie nach den Ställen mitnahm und sie reiten ließ. Andächtig hörten sie zu, wenn die Mutter ihnen vom Fleiß und der Geschäftstüchtigkeit des Vaters erzählte. Sie dachten sehr hoch von Adrian, aber mit dem Herzen schienen sie mehr zur Mutter zu gehören.

Lotte gewahrte das, und es hob ihr die Brust. Sie empfand aber auch, daß, während das Verhältnis zwischen ihr und den Kindern inniger wurde, dasjenige zwischen dem Gatten und ihr sich unmerklich lockerte. Ohne Ursache und ganz von selbst. Sie bedurften einander nicht. Adrian kam, wenn seine Freude an der schönen Frau gerade wach war, aber da er sie so fest besaß, so bemühte er sich nicht mehr wie früher um sie.

⌘ ⌘ ⌘

Als Hans David sein erstes Gymnasiumsexamen hatte, sah Lotte Leuthold den Geschichtsprofessor Felix Heß wieder. Er war zufällig in der Stadt und wohnte, da ein Neffe von ihm Hans Davids Mitschüler war, der Prüfung bei.

Hans David, keineswegs ein Musterschüler, zeichnete sich in der Deutschprüfung durch die verständnisvolle Wiedergabe einer längeren Dichtung aus; er hatte eine besondere Begabung für Sprechkunst. In der Pause trat Felix Heß auf Lotte zu, die mit ihren beiden Kindern in einem der Schulflure auf und nieder schritt.

Lotte strömte das Blut zum Herzen. Zum ersten Male seit der Trennung, zum ersten Male seit jenem großen Jugendereignis stand sie ihm wieder gegenüber und sah ihn völlig unverändert, als habe ihm die Zeit nichts angehabt.

„Ich wünsche dir Glück zu deinem Sohn,“ sagte er und stand mit derselben Steifheit vor ihr, über die sie vor vielen Jahren sich manchmal lustig gemacht hatte.

Er gab sich keine Mühe, eine gesellschaftliche Schranke zwischen ihnen aufzurichten. Als wäre er noch gewöhnt, jeden Mittwoch zum Musikabend zu kommen, knüpfte er genau da wieder an, wo sie vor vielen Jahren aufgehört hatten. Er nannte sie du. Er reichte den Kindern seine Hand und sagte ihnen, daß er ein alter Freund ihrer Mutter sei. Dann schloß er sich ihrem Auf- und Abschreiten an. Er ging neben Lotte, die ihren Arm durch den Angelikas geschoben hatte. Hans David bat um Erlaubnis, zu seinen Kameraden zurückkehren zu dürfen.

Lotte wußte nicht mehr, daß Angelika an ihrer Seite schritt. Wie in Lüften ging sie, als wären Zeiten ausgelöscht. Sie fragte und hörte viele Dinge. Daß Felix nun alljährlich seine Ferien in der Stadt zuzubringen gedenke. Daß er unabhängig, Genießer eines hohen Gehaltes, als Verfasser eines immer stärkere Verbreitung findenden Geschichtswerkes den Geldsorgen enthoben und noch immer unverheiratet sei. Sie hörte ihn mit all der großen Anhänglichkeit, die sie von früher an ihm kannte, von seiner Familie sprechen, und er sprach so offen und natürlich, als sei nie etwas zwischen sie getreten. So stark hatte Lotte die Empfin-

dung, daß sie beide noch die Alten seien und nur dort wieder zu beginnen brauchten, wo sie beim Abschied vor vielen Jahren stehen geblieben, daß seine Worte allmählich an ihrem Ohr vorüberklangen und ihr eigentlicher Sinn ihr unklar blieb. Statt dessen mußte sie immer denken, wie schön das sei, daß er wieder da war. Sie schrak heftig zusammen, als ein schrilles Glockenzeichen den Wiederbeginn der Prüfung ankündigte.

Dann verabschiedete sie sich von Felix. Sie spürte einen heftigen Händedruck, ihr Blick begegnete dem seinen, und es schien ihr etwas Schmerzliches darin zu liegen.

Wie sie nachher noch zwei Stunden im Schulsaal saß, wie sie mit den Kindern nach Hause kam, mit ihnen sich unterhielt, wie sie den Abend, die gemeinsame Mahlzeit mit den Ihrigen verlebte, wußte sie nicht. Sie handelte und sprach wie eine ausgeklügelte Maschine. Ihr Mann ging an diesem Abend aus. Sie war ungeduldig, bis er sich entfernt hatte, ungeduldig, bis die Kinder sich zu Bett gelegt hatten. Dann begab auch sie sich nach ihrem Schlafzimmer und suchte ihr Lager auf. Sie vergrub sich in die Kissen. Wie gut, daß Adrian fort, daß sie allein war, daß sie nicht mehr zu reden, reden, reden, nichts anderes mehr in sich aufzunehmen brauchte, als was sie jetzt innerlich verarbeiten mußte. Dann dachte sie an Felix Heß. Jeder Zug seines Gesichtes wurde ihr wieder lebendig und jedes Wort, das er gesprochen. Seltsam! Seltsam! Sie hatte vielmehr das Gefühl, daß sie zu ihm gehörte als zu ihren Nächsten. Er war zuerst in ihrem Leben gewesen. Es schien ihr, er hole sie zurück in eine Zeit, aus der sie nur vorübergehend eine Reise in eine Fremde getan hätte.

Sie lag noch so und ihr Herz klopfte laut, als sie im Nebenzimmer Hans David im Traume sprechen hörte. Der zarte Knabe war durch die Prüfung stark erregt worden und schlief unruhig. Der Laut seiner Stimme stach Lotte. Sie erhob sich und begab sich an sein Bett. „Fehlt dir etwas, Hans David?" fragte sie. Er sah sie mit seinen großen Augen an, ohne völlig zu erwachen, lächelte still und schlief weiter.

Da begab sie sich auch noch in das dahinterliegende Zimmer Angelikas, stand ebenso an ihrem Bette und hatte eine tiefe, sie fast zu Tränen bringende Wehmut im Herzen, eine Mischung von Schmerz und Glück.

Behutsam und liebevoll strich sie über Angelikas Deckbett. Dann suchte sie ihr Lager wieder auf. Sie war ruhiger geworden.

Sie entschlummerte bald, wurde aber durch Adrian wieder geweckt, der spät heimkam und wie gewohnt wenig tat, um Geräusch zu vermeiden. Sie ließ nicht merken, daß sie wach war, obwohl er nach ihr schaute und geneigt schien, ein Gespräch anzufangen. Zum erstenmal in ihrer Ehe empfand sie die Abneigung wieder, die sie in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft mit Adrian gegen ihn gefühlt hatte.

Lotte Leuthold sah Felix Heß zu dieser Zeit nicht wieder. Nach einigen Tagen schon erfuhr sie, daß er wieder abgereist sei. Die Erinnerung an das Zusammentreffen mit ihm blieb indessen wie ein Spiegel, in den manchmal unwillkürlich ihr Blick fallen mußte, in ihrem Innern. Sie war vielleicht schuld an einer gewissen Empfindlichkeit, die sie gegen Adrian zu zeigen begann. Der eine Augenblick, in welchem sie den stilleren, gelehrtenhaften, innerlich und äußerlich mehr Form besitzenden Felix Heß wiedergesehen, hatte genügt, um ihre Neigung zu kritischer Beurteilung zu wecken. Sie verglich den Gatten nicht wissentlich mit jenem, aber auf einmal mißfiel ihr an diesem wieder manches, was sie während ihrer Ehe übersehen hatte, beschwichtigt durch Adrians Vorzüge und seine Güte gegen sie. Vielleicht war diese Güte etwas erlahmt, wie es oft geht, wenn die Zeit lang wird. Jedenfalls hinderte sie Lotte nicht, zu finden, daß Adrian öfter als früher die Abende auswärts zubringe, daß das Geschäft ihm auch gar allen Sinn für Höheres nehme, und die paar rauhen oder häßlichen Worte so besonders mißfällig zu hören, die Adrian bei Fuhrleuten, Bauern und Knechten aufgefangen und selbst wieder anzuwenden pflegte. Es war zwar nicht erstaunlich, daß Adrian, der durch häufigen Militärdienst abgehärtet war und ohnehin eine eiserne Gesundheit besaß, Lotte manchmal einer allzugroßen Ängstlichkeit für ihre und der Kinder Gesundheit zieh. Aber früher hatte seine Frau das nicht beachtet. Jetzt verletzte es sie. Allerlei kleine Vorkommnisse, sich ereignend, sich wiederholend, wurden spitze Häkelchen in Lottes Seele. Sie schmerzten und stachen und waren schuld, daß jener Gedanke wieder lebendig werden konnte, der lange geschlummert hatte: ‚Warum hat der Mensch sich an dich gedrängt?'

Lotte litt unter diesem Gedanken. Sie erkannte, wieviel Ungerechtigkeit darin war, und sie kämpfte gegen die Stimmung an, die er zeitigte. Sie hörte nicht auf, den Kindern von der Tüchtigkeit und dem guten Herzen ihres Vaters zu sprechen; sie rühmte Adrian bei der Großmutter und bei dem kränker werdenden Obersten, ihrem Schwiegervater, und sie zwang auch sich selbst und begegnete ihrem Manne mit Herzlichkeit. Aber

sie fühlte den Zwang. Sie spürte, daß er Ungeduld niederhielt, daß er jetzt und jetzt ein verdrießliches oder scharfes Wort dämpfte und daß er vielleicht einmal nicht hinreichen würde, um ihre Verstimmung zu verbergen. Denn eine Verstimmung hatte sie ergriffen. Sie war wie ein in ihr wirkendes Gift, das ihren Geist durchdrang, ohne daß sie es zu wehren vermochte.

Es wurde wieder einmal Herbst, die Zeit, in welcher Adrian besonders beschäftigt war. Er erhob sich jetzt so früh, daß Lotte stets noch aus tiefem Schlaf geweckt wurde; denn er gab sich keine Mühe, diesen Schlaf zu schonen und leise zu sein. Nicht aus Rücksichtslosigkeit tat er das, sondern aus einer Art fröhlicher Überzeugung, daß so frühe Stunde niemandem schaden könne.

„Nur heraus mit dir, Frau Siebenschlaf," lachte er, wenn er sie die Augen auftun sah. Manchmal, wenn sie sich schwer ermunterte, trat er an ihr Bett und fuhr ihr im Scherz mit dem nassen Schwamm ins Gesicht. Dann polterte er wohl zu den Kindern hinüber und trieb auch sie aus den Federn, war aber selbst längst aus dem Hause, wenn seine Angehörigen zum Frühstück erschienen.

Lotte sah den Nutzen dieses soldatenhaften Morgenzapfenstreichs nicht recht ein. Auch die Kinder lehnten sich dagegen auf, und der zarte Hans David, der einige Male schwindlig wurde, weil er zu plötzlich hatte aufstehen müssen, bat: „Sprich doch mit dem Vater! Wir sind doch nicht Rekruten, die er drillen muß."

Innerlich gab seine Mutter ihm recht, aber sie sprach ihm zu, daß des Vaters Grundsatz, die Morgenstunde sei die beste, richtig sei, daß er sich ans Frühaufstehen gewöhnen müsse und bald froh sein werde, im Freien sich noch ergehen zu können, ehe er zur Schule gehe.

Kinder sind aber mit einer wundersamen Fähigkeit begabt, Ungesagtes zu verstehen, Verhehltes herauszufühlen. So spürten die Geschwister die geheime Zustimmung der Mutter aus der Besorgnis, mit welcher sie den schwächlichen Sohn von einem Schwindelanfall durch Wiederniederlegen sich erholen hieß, aus der weichen Güte, mit welcher sie zu Angelika sagte: „Hei, wie wird uns unser Frühstück schmecken," oder beiden, um sie zu erfrischen, von irgendeiner Freude sprach, die sie ihnen für den Tag in Aussicht hatte. War es ein Wunder, daß die Kinder die Mutter vergötterten?

Hans David hatte so viele kleine Sorgen. Er kam in der Schule in manchen Fächern nicht recht nach, weil er langsam im Denken war. Er war ein schlechter Turner und wurde von Kameraden ob seiner Zaghaftigkeit, die fast Zimperlichkeit war, viel verspottet.

Mit all seinen Bedrängnissen kam er zur Mutter. Sie half ihm bei den Aufgaben, sie entschuldigte ihn bei Lehrer und Vater, weil er Entschuldigung wirklich verdiente. Da er sich schwer an Altersgenossen anschloß, so war sie ihm Kamerad, wanderte mit ihm, las mit ihm, spielte mit ihm. Sie waren unzertrennlich, und es war in der Stadt ein Alltagsbild, daß der schlanke, blonde, feine Knabe dicht an die starke, etwas ungefüge, stattliche Mutter mit dem dunklen Madonnenantlitz geschmiegt, durch die Straßen ging, während ihr Arm um seine Schulter gelegt war.

Aber auch die kleine, selbständigere Angelika blieb nicht beiseite. Sie und Lotte saßen ganze Nachmittage und nähten. Zuerst waren es Puppenkleider, die sie schneiderten. Dann im Lauf der Jahre ging es an allerlei Putz für die Tochter selbst. Lotte Eßlinger hatte ja gelernt, ihre Kleider selbst zu verfertigen, und wenn auch Lotte Leutholb das nicht mehr nötig hatte, so wurde es ihr und Angelika doch ein vergnüglicher Zeitvertreib. Die Jüngere plauderte über solcher Arbeit unablässig. Die Mutter erfuhr jedes ihrer kleinen Tageserlebnisse. Da erzählte sie, wie die Anna Lutz ein so unreinliches und ungebildetes Armleutekind sei und wie die Berta Kunz sich in der Schule so mächtig auszeichne. Später aber berichtete sie, wie Herr Dr. Escher, der Deutschlehrer, so wunderbar Gedichte spreche, und ein andermal, wie Walter Ulrich, der Gymnasiast, ihr bei der Frau, die immer am Schulwege Blumen feilhielt, ein Sträußlein erste Veilchen gekauft.

Die Mutter verstand alles. Die Mutter war immer bereit zu hören und zu raten.

Wie waren die Abende gut, an denen die drei Menschen in der Wohnstube saßen! Die Lampe mit dem langen, roten Schirm brannte und warf ihr Licht nur eben auf den Tisch; alle die behaglichen Polstermöbelecken aber hatten ihre tiefen Schatten. Man las erst vielleicht oder arbeitete — und auf einmal war man im Plaudern. Zwei junge Gesichter erhoben sich, ein dunkles, mit eigenwilligen, fast schwarzen Augen und ein blondes, weiches, müdes.

„Was meinst du, Mutter, ist alles das so, wie der Pfarrer es von der Kanzel redet?"

„Was glaubst du, Mutter, wie es kommt, daß Menschen einander gut sind, ohne sich zu kennen, und andere wieder sich feind, ohne zu wissen weshalb?"

„Was sagst du, Mutter, vom Tode?"

Solche Fragen wurden laut.

Lotte Leuthold legte dann ihre Arme weit in den Tisch hinein und mit großem Blick, der tiefer in ihr eigenes Innere hinab als ins Stubendunkel hinaus forschte, antwortete sie nach bestem Wissen und Gewissen etwa, daß Gott in uns selber sein müsse, wohl nicht in einem sichtbaren Himmelreich, daß seltsame Fäden zwischen Menschen spännen, geheime Beziehungen zu bestehen schienen, die uns noch nicht offenbar — und wie der Tod seine Furchtbarkeit verliere, sobald man in ihm die große Ruhe, das Stillwerden aller Nöte, Kleinlichkeiten und Irrtümer sehe.

Zeitweise über solchen Gesprächen fanden sich die Hände der Kinder und der Mutter, oder Hans David und Angelika standen auf und setzten sich neben Lotte aufs Ruhebett. Dicht aneinander geschmiegt, verharrten sie so, Lotte nichts empfindend, als wie reich die beiden gläubigen jungen Menschen sie machten, vergessend, daß es zwei Männer gab, die in ihrem Leben standen und die Adrian Leuthold und Felix Heß hießen — und die Kinder wie Küchlein wohlig in den Schutz der Mutter sich schmiegend.

⌘ ⌘ ⌘

Hans David und Angelika trugen in das alte Haus am Neumarkt, zu der hohen, hageren Urgroßmutter ihre Bewunderung für die Mutter.

„Was habt ihr gestern getrieben?" fragte Frau Dorothea, und Hans David antwortete: „Die Mutter hat uns vorgelesen. So kann es niemand wie sie."

Oder Angelika hatte ein neues Kleid an, zeigte es der Frau Bürgermeisterin und rühmte der Mutter Geschmack und Geschicklichkeit.

„Urgroßmutter," sagte Hans David, „es gibt keine Frau mehr, wie unsere Mutter ist."

Die Tränen standen ihm dabei in den Augen.

Angelika erklärte: „Ich werde nie von der Mutter fortgehen. Ich könnte es nie schöner bekommen als bei ihr."

Frau Dorothea mußte ihnen aus Lottes Kinder- und Jugendzeit erzählen. Sie wurden nie müde zu fragen. Und wenn die Bürgermeisterin von Lottes Eltern sprach und wie früh sie verwaist war, zuckten die jungen Lippen vor Mitleid und Rührung. Aber daß jene auch eigenwillig und oft unzufrieden mit ihrem Los gewesen sei, wollten sie nicht glauben.

Nach der Kinder Weggang saß die alte Frau immer mit in den Schoß gelegten Händen und sann über alles nach, was gesprochen worden war. Sie freute sich über die Enkelin. Ihre eigene Liebe durchströmte sie als ein warmer und stärkender Quell.

Aber zuweilen machte ihr die leidenschaftliche Anhänglichkeit der Kinder an die Mutter fast Sorge. Lotte war doch eben ein Mensch, Anfechtungen ausgesetzt und voller Fehler. Dann wünschte sie, das Leben möge nicht Wendungen bringen, die das Bild der Vollkommenheit, das die Kinder von der Mutter sich gemacht, zu trüben vermöchten. Und dann ließ sie wieder die vier an ihrem Geiste vorübergehen, den schlichten, plumpen Schwiegersohn, der so viel zu leisten und so wenig aus sich selbst zu machen verstand — und Lotte, die heiße und starke, den feinen Hans David und das dunkle Hexlein Angelika, in der das stolze und warme Blut der Mutter und der nüchterne Sinn des Vaters gleichermaßen ihr zu rumoren schienen. — Wie verschieden sie waren! — Die Urenkel schienen mehr der Mutter als dem Vater zuzuneigen, zwischen ihnen und Leuthold manchmal die Brücken zu fehlen. Ganz sicher aber fehlten diese zwischen Lotte und ihrem Manne. Frau Dorothea erkannte das mit der Hellsehgabe eines Menschen, der die Welt nur im Spiegel seiner eigenen Seele schaut, sie gleichsam nur im Echo empfindet und im Urteil durch keine eigenen Hoffnungen und Wünsche mehr getrübt.

Aus den Erzählungen der Urenkel wußte Frau Dorothea auch Bescheid über deren Vater. Sie bekam ihn deutlich zu sehen, wie er sich als Geschäftsmann hervortat; denn die Kinder berichteten in vielen kleinen Zügen von seiner Tüchtigkeit und Umsicht, seiner Rauheit und dem strengen Regiment, das er über seine Untergebenen führte. Sie schilderten folgenden Vorfall: Ein Küferbursche, ein stämmiger, untersetzter Mensch mit dem Nacken eines Stiers und dem Gesicht einer Bulldogge, hatte über den Durst getrunken. Leuthold traf ihn im Hofe an der Arbeit beim Abladen eines Fasses, das auf einer starken Leiter vom Wagen gerollt werden sollte, und sah, daß er seiner Glieder nicht mehr recht mächtig war. Er hieß ihn wegtreten. Der andere widersetzte sich.

„Weg! sage ich," gebot Adrian Leuthold hinzutretend.

Er war schlanker, wenn auch größer als der Knecht.

Dem Burschen schoß das Blut in den Kopf. „Ich lasse mich nicht wegjagen wie einen Hund," trotzte er und legte Hand an das Faß. Außer ihm waren noch vier weitere Männer an der Arbeit beteiligt. An den Pferden des Wagens stand ein Fuhrmann.

Von drüben sah Lotte mit den Kindern erschreckt auf den Auftritt.

Die Leute wollten in ihrer Arbeit fortfahren.

„Halt!" befahl Adrian. Seine Stimme hatte auf einmal einen merkwürdig scharfen Klang.

Die Männer hielten unwillkürlich inne.

Nur der Betrunkene rüttelte am Fasse.

Adrian trat auf ihn zu, schlug ihm die Hand weg und stieß ihn beiseite.

Der Knecht stutzte. Er schien Lust zu haben, den tätlichen Angriff heimzuzahlen.

Leuthold wandte sich an den Fuhrmann. „Ruft mir den Kassierer," herrschte er.

Der Knecht fluchte und ballte die Fäuste. Ein Kamerad trat zu ihm und sprach ihm zu. Der Fuhrmann begab sich in die Kontorräume.

Leuthold verschränkte die Arme. „Eines nach dem andern," sagte er. „Zuerst will ich mit diesem fertig sein. Dann mag die Arbeit weitergehen."

Die Männer warteten. Zwei machten mürrische Gesichter, aber keiner widersprach.

Indessen erschien der Kassierer. Mit zwei Worten frug ihn Leuthold nach der Dienstdauer und dem Lohnguthaben des fehlbaren Küferburschen.

Der Beamte entfernte sich und kam wieder. Der betrunkene Knecht wurde ausbezahlt. „Ein zweites Mal wird er bei mir nicht eingestellt," entschied Leuthold.

Alles geschah so rasch, daß Besinnung und Widerspruch nicht aufkamen. Der Betrunkene nahm schimpfend, aber verwirrt sein Geld. Er lungerte herum. Dann trollte er sich.

Leuthold aber stellte sich an seiner Statt an die Arbeit. „Vorwärts, Leute!" ermunterte er aufgeräumt. „Manchmal muß man dem Mann, nicht nur dem Faß, die Reifen antreiben." Gemeinsam holten sie die Ladung vom Wagen.

Darauf trat Leuthold zu den Seinen. Die Hände, die er sich an einem nahen Wasserhahn gewaschen, mit dem Taschentuch trocknend, meinte er: „Das wäre nichts für dich, Hans David, mein Sohn, du Stubenprinz, nicht wahr?"

Mit einem plötzlichen Einfall aber rief er den Fuhrmann noch einmal heran, der eine schwerkranke Frau hatte. Nach der erkundigte er sich herzlich und ob der spanische Wein, den er ihr zur Stärkung regelmäßig schickte, ihr wohl bekomme.

So war Adrian Leuthold. So zeigte er sich Frau Dorothea aus den Schilderungen der Urenkel. Diese aber schienen nicht recht zu wissen, ob sie den Vater fürchten oder bewundern sollten.

Besondern Eindruck machte es Lottes Kindern, als diese sie eines Tages nach der Allmend, dem nahe der Stadt gelegenen Waffenplatz, mitnahm, wo eine große, militärische Schlußschaustellung nach stattgehabten Truppenübungen, ein Vorbeizug dreier Regimenter vor dem Höchstkommandierenden, stattfinden sollte. Die ganze Stadt war auf den Beinen. Wagen, Reiter und Fußgänger strebten zu vielen Hunderten nach dem grünen, weiten, auf drei Seiten von waldigen Hügeln umsäumten Felde. Es war ein wolkiger Gutwettertag mit einem frischen Ostwind, der Fahnen und Frauenbänder flattern machte. Im Leutholdschen Wagen, einem der schönsten Gespanne der Stadt, fuhr Lotte mit den Kindern in den für die Fuhrwerke bestimmten Zuschauerring. Sie war es nun längst gewöhnt, die bewundernden Blicke zu sehen und das Flüstern zu hören, die ihr sagten, wie das Volk den Leutholdschen Reichtum begaffte und besprach. Aber es tat ihr doch immer wieder wohl. Stolzer indessen, viel stolzer war sie auf das junge Blut, das neben ihr im Wagen war, auf die beiden schönen Kinder, die nicht wie sie selbst in die Hut des Geldes erst hineinzuwachsen brauchten, sondern alles als selbstverständlich ansahen, was des Vaters Mittel ihnen boten und erlaubten.

Bald begann indessen das Schauspiel. Der Höchstkommandierende, ein stattlicher, wohlberittener Offizier, mit einem großen Gefolge zog auf und hielt gerade gegenüber der Stelle, wo sich Lottes Wagen befand. Militärmusik ertönte. Dann kamen die Truppen, die sich weit drüben an einem Waldrand gesammelt hatten, gezogen, Fußvolk im Stechschritt, kleine Reiterabteilungen, Geschütze mit ihren Mannschaften.

„Jetzt kommt der Vater!" jubelte Hans David, der wie die andern im Wagen aufrechtstand.

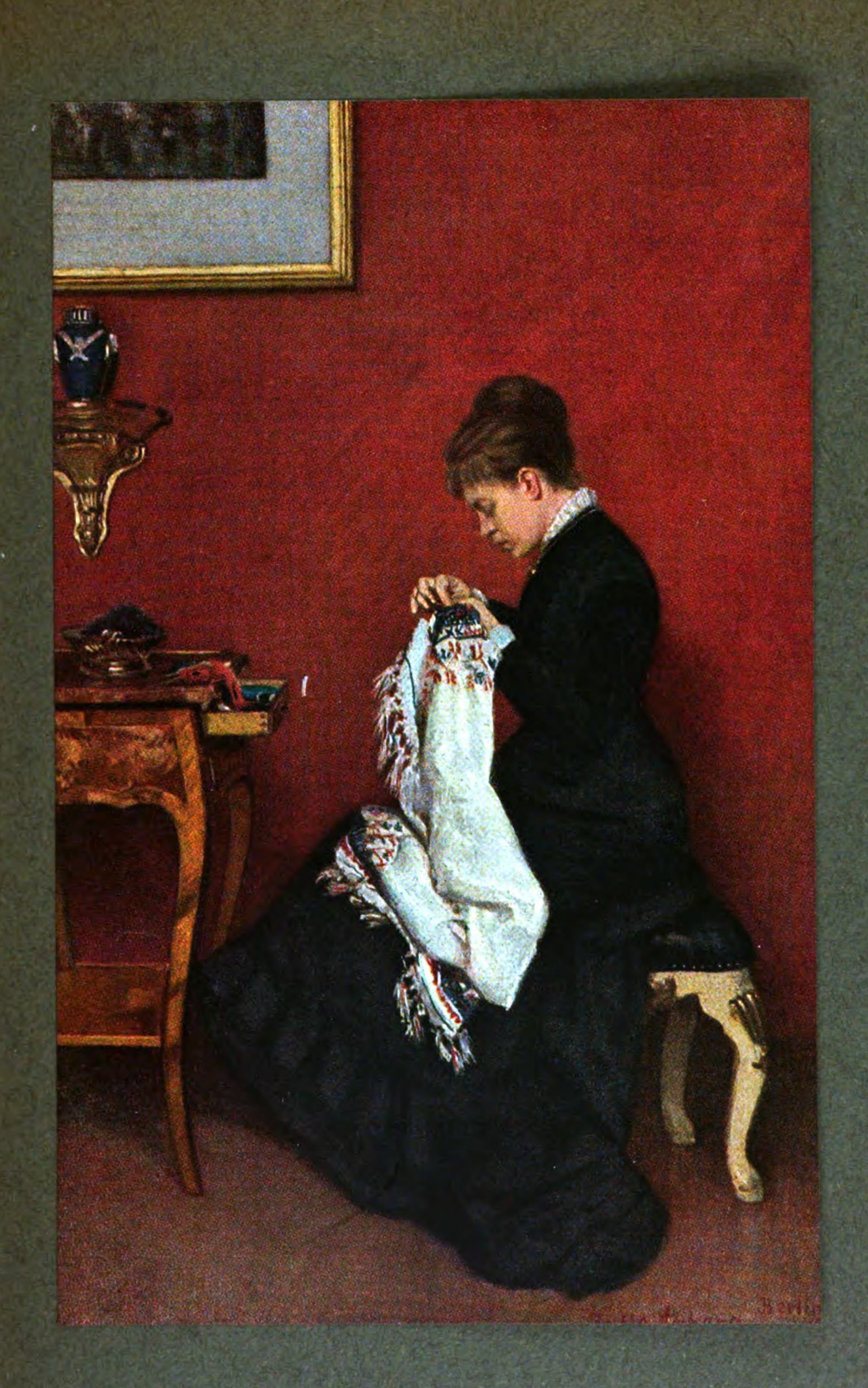
Dann ritt Adrian Leuthold auf einem prachtvollen Goldfuchs, der mit langem, fast zu Boden reichendem Schweif aufgeregt die eigenen Flanken peitschte und schäumend und tänzelnd sich nur ungern der festen Hand des Reiters fügte, an der Spitze seines Bataillons heran. Der breite Majorstreifen an seiner Mütze blitzte in der Sonne, die eben zwischen Wolken Raum bekam. Sicher, herrisch saß er zu Pferd, und es war, als ginge etwas von dem Willen, dem sich das Tier unterordnete, durch die ganze Truppe.

„Das sind die Zweiundsechziger," tönte es aus den Reihen der Zuschauer.

„Das sind immer die Strammsten," hieß es von einer andern Seite.

Dann schrie das Volk Hurra, und eine rechte, stolze Freude ging durch seine Reihen.

Hans David und Angelika blickten zu ihrer jungen Mutter auf. Sie lächelte und nickte ihnen zu. Aber von allen, die Zeuge von Adrian Leutholds Triumph waren, wurde sie vielleicht am wenigsten warm.



Bildnis

Gemälde von Julie Amberg

Die Schau nahm ihren Verlauf. Als sie vorüber war, entstand ein großes Gedränge der abströmenden Zuschauer. Noch ehe aber Lotte ihren Kutscher anweisen konnte, die Heimfahrt anzutreten, kam Adrian im Stab des Höchstkommandierenden getrabt, löste sich aus den Reihen der übrigen Offiziere und ritt an den Wagen der Seinen heran. Er war vortrefflicher Laune, gab Frau und Kindern vom Pferde herab die Hand und wollte wissen, ob er sie später daheim treffen werde. Seine glückliche Stimmung machte ihn fast zärtlich. Er streichelte den Kindern die Wangen und sagte seiner schönen Frau eine Schmeichelei über ihr Aussehen.

Die Kinder sprachen auf der ganzen Heimfahrt nur von ihm, wie trefflich er zu Pferde sitze, wie die Leute ihn gerühmt und bewundert und wie sie selbst noch nie so wie heute gemerkt hätten, daß er ein außergewöhnlicher Mann sei, auf den man stolz sein müsse. In der Häufigkeit, mit der sie das alles wiederholten, lag das unbewußte Bemühen, eine innerliche Kühle, die sie dem Vater heimlich abbaten, gutzumachen, und zugleich das Verlangen, auch die Mutter ihrem Lobe zustimmen zu hören, die Mutter, von der ihnen zuweilen schien, als lasse etwas Unerklärliches, Fremdes sie nicht recht an den Vater festwachsen.

Lotte gab ihnen eifrig recht; sie wies selbst noch auf kleine Vorfälle hin, die dazu angetan waren, ihres Mannes Vorzüge ins Licht zu setzen, aber es war Mühe darin, nicht Bedürfnis. Angelikas Augen bekamen darob einen sinnenden Ausdruck.

Die Kunde aber auch dieses Ereignisses trugen Hans David und seine Schwester zu der stillen Frau im Haus zum Wald.

Vierzehn Tage nach jener Truppenschau erlag der alte Oberst plötzlich einem Schlaganfall. Schon der Tod der Mutter hatte Adrians Gemüt heftig erregt. Der plötzliche Hinschied des Vaters, dem er in manchen Charakteranlagen, insbesondere in seiner lauten Derbheit und seiner Vorliebe für die militärische Laufbahn, besonders ähnlich gewesen, erschütterte ihn aufs tiefste. Er brach an seinem Totenbette in fassungsloses Schluchzen aus.

Der tote Oberst lag mit gefalteten, wachsbleichen Händen da. Sein Bart war schneeweiß und hatte einen seidenen Glanz, der durch das matte Weiß des Bettlinnens und das Gelb des Gesichtes noch gehoben wurde. Zu seinen Häupten stand Elise, die Tochter, die gerufen worden war. Sie war gefaßter und schaute fast kühl auf den Toten und fast ungehalten auf den in Schmerz aufgelösten Bruder.

Hans David, der Jüngling, aber und Angelika hielten sich, die Lippen zuckend und die Augen feucht, mehr in einer Ecke des Zimmers.

Auch Lotte hatte bei den Kindern gestanden. Sie trat jedoch im Bemühen, ihn zu trösten, zu Adrian und ergriff seine Hand.

Er erwiderte den Druck ihrer Finger nicht. In der Gleichgültigkeit oder Gedankenlosigkeit, mit welcher er ihre Annäherung hinnahm, lag fast etwas Verletzendes. Lotte erschrak und trat unschlüssig, wie sie sich benehmen sollte, einen Schritt zurück. Zum erstenmal schien ihr, daß auch ihr Mann das Gefühl der Entfremdung kenne, das sie selbst längst ergriffen.

Da tönte Elisens männisch tiefe und rücksichtslose Stimme: „Was soll der Jammer nützen, Bruder? Immer haben wir den Vater nicht behalten können."

Adrian bezwang sich. Sein Weinen erstickte. Nach einer Weile richtete er sich auf, das Gesicht noch durchwühlt von Schmerzfalten und benetzt von Tränenspuren. Es trat aber jäh ein trotziger Ausdruck hinein und mit einer Stimme, in der jetzt vielleicht mehr Zorn als Leid bebte, sagte er: „Das versteht ihr nicht! Ihr alle miteinander nicht! Der da und ich —" er nickte dem Toten leise zu — „sind einander mehr gewesen, als wir andern einander je werden können."

Das traf nun die beiden Kinder, daß sie wieder zu weinen begannen.

Elise gab nicht viel auf die Worte.

Lotte jedoch war bleich geworden, und in ihr war eine tiefe Verwirrung. Sie fühlte eine Schuld, aber weder die Möglichkeit noch das Verlangen, sie gutzumachen.

Adrian wurde indessen selbst gewahr, daß er Frau und Kinder verletzt hatte. Er nahm sich zusammen. Nach einer Weile sprach er liebevoll und gütig wie selten die Kinder an. Vor Lotte aber entschuldigte er sich noch desselben Abends, als sie allein in ihrem Schlafzimmer waren. „Du darfst mir das, was ich in Vaters Sterbezimmer gesagt habe, nicht übelnehmen, Frau," begann er. „Wir müssen vielmehr jetzt um so fester zusammenhalten. Wir sind einander doch jetzt die nächsten."

Lotte wußte wohl, daß dem so war. Sie gab sich ernstlich Mühe, seinen guten Willen zu teilen. Es waren nur immer noch Widerstände in ihr, dieselben Widerstände, die lang vor ihrer Verlobung bestanden hatten. Jener dunkle Drang nach Liebe und Beglückung aber, der damals geholfen hatte, diese Widerstände zu besiegen, fehlte jetzt.

❦ ❦ ❦

Der alte Oberst war begraben, Elise wieder abgereist, Adrian in seine Tätigkeit

zurückgekehrt. Das Leben ging wieder seinen Gang. Nun gehörte das ganze Haus Adrian und den Seinen. Sie blieben aber im obern Stockwerk wohnen. Nur den alten Diener, den der Oberst noch gehabt hatte, übernahmen sie und wiesen auch die Magd nicht aus dem Hause, die seine Küche geführt. Die Räume im Erdgeschoß, die so viel Gäste gesehen hatten, als Frau Leuthold noch gelebt, aber wurden geschlossen. „Die Kinder mögen sie einst wieder öffnen,“ sagte Lotte.

Es war Friede im Haus. Adrian überwand die Trauer um den Vater; sie sank langsam in sein Innerstes zurück. Nur ein Zucken in seinen Zügen, wenn auf den Toten die Rede kam, verriet, daß die Wunde noch blutete.

— Es kam eine Sommerszeit. —

Adrian Leuthold besaß, von einem Onkel ererbt, in einem Bergstädtchen des Voralpengebiets ein kleines Schloßgut. Nie war die Familie dort gewesen, der alte Oberst allein manchmal hingefahren, um in der Nähe der Jagd obzuliegen. Ein altes Landwirtsehepaar besorgte die unbedeutende Wirtschaft, die zu dem Hause gehörte.

„Wie wäre es, wenn wir einmal den Sommer in Heiligensteig zubrächten?“ fragte Adrian Leuthold die Seinen.

Sie waren sogleich einverstanden. Nur Frau Dorothea zeigte sich betrübt.

„Ich lebe nur noch in einer kleinen Welt,“ sagte sie wehmütig lächelnd. „Es ist ein wenig grausam, daß sie mich verläßt, ehe ich selbst sie für immer verlassen muß.“

Aber als darauf Lotte nicht reisen wollte, widerstrebte sie doch und drängte die andern zur Ausführung ihres Planes. Die alte Frau erfreute sich auch eines so vortrefflichen Befindens und schien so ganz außer den menschenniederzwingenden Naturgesetzen zu stehen, daß es in Hinblick auf Jahre, die ihr noch blieben, niemand ein Wagnis deuchte, ihr Monate zu rauben. Lotte und die Kinder versprachen, fleißig zu schreiben. Adrian, den das Geschäft ohnehin immer wieder nach St. Felix zurückrief, wollte mündliche Nachricht von allen bringen.

— Das Städtchen Heiligensteig war an einen Hügel gebaut, der schroff sich aus einem Tälchen erhob. Ein schöner, starker Fluß durchrauschte dieses, das rings von höheren, zum Teil bewaldeten, zum Teil alpgrünen Bergen umgeben war. Mauerwehr und Tore schmückten noch das kleine Nest, das einst in rauher Kriegszeit seinen Bürgern ein starker Schutz gewesen war. Seine Häuser waren längs der über den Hügel führenden gepflasterten Hauptgasse in zwei Reihen aneinander gebaut. Nur zu oberst auf der Hügelhöhe öffnete sich eine Art Zinne. Es sah aus, als habe da einmal ein weiter Burgring die feste kleine Stadt gekrönt. Noch jetzt lief eine schwarzgraue, dicht von Efeu umwachsene Mauer um den ebenen Platz. Diesen überragten drei Gebäude, von denen zwei vielleicht einmal vor Jahrhunderten zusammengehört hatten, das dritte von Menschenunverstand und dem Übelwissen eines Stümpers von Architekten da hinaufgestellt worden war. Der erste der drei Bauten war eben das Schlößchen Heiligensteig, das Adrian Leuthold angehörte. Es war ein Turm mehr als ein Haus, wohl auch nur ein Teil eines solchen, das größer einst und herrischer hier gestanden. Breitspurig und schwer hob es vom Grunde sich empor, Mauern aus mächtigen Quadern wie für die Ewigkeit hingestellt. Zu unterst enthielt es neben dem Tore mit dem Pochhammer und den Eisenbeschlägen nur Schießscharten. Erst in Zweistockwerkhöhe blitzten lange Reihen kleiner Fenster ins Land hinab. Da lagen große und kleine Stuben mit Steinplattenboden, und über ihnen, weniger hell, obwohl mit höheren Bogenfenstern versehen, zwei Säle mit Eichendielen, auf deren starken Balken allerlei Wappenschilder und sonstiger Zierat gemalt waren. Wundervoll sah es sich von diesen Auslugscheiben hinab ins Land, über das graue Giebelwerk der Stadt, in die Waldschlucht mit dem schäumenden Fluß und seinen blaugrünen stilleren Tiefstellen und über die Berge und Weiden, dem Himmel entlang, in die Ferne. — Keine prunkhafte Einrichtung füllte die Räume. In den sogenannten Rittersälen standen nur ein paar hochlehnige Stühle mit zerschlissenen Polstern, aber in den eigentlichen Wohn- und Schlafstuben hatte doch manches alte Möbelstück, mancher breite Schrank mit kunstvollen Schlössern und Bändern, manche weit ausladende Kommode, etwa auch ein Tisch mit Schiefereinlage und Spreizbeinen neben wertlosen, kleinbürgerlich schlichten neueren Einrichtungsstücken ihren Platz.

Hans David und Angelika begaben sich sogleich auf Entdeckungsfahrten von Stube zu Stube, als sie mit den Eltern eines Nachmittags im Schlößchen anlangten, und während Adrian noch einmal nach der Bahn gegangen war, um nach einem fehlenden Gepäckstück zu sehen, stellte sich Lotte ans Fenster und schaute auf den freien Platz vor dem Gebäude nieder. Eine alte, stammgewaltige Pappel überragte hier königinhaft zwei Reihen silberlaubiger Platanen, die den Platz säumten. Nachbarschaft aber hielten dem Hause die beiden anderen Gebäude, eine spitztürmige, häßliche, kleine Backstein-

kirche, umgeben von unter Blumen und Buschwerk versteckten Gräbern, und ein weißgetünchtes Gasthaus mit schweren, dunkelgrünen Fensterläden, in die als einzige Gucköffnung ein Herz geschnitten war. Die Bauart dieses letzteren war dieselbe wie am Heiligensteigschlößlein. Breit, mit schief zur Höhe strebenden Mauern stand es da. Die Tünche, die beim Schlosse fehlte, war beim Wirtshaus wohl viel später hinzugekommen. Es hatte ein gewölbtes Eingangstor, in dessen Sandsteinbogen ein Bär eingemeißelt war, während ein schwarzes Eisenschild den Wanderern dieses Wahr- und Namenszeichen der Herberge auch in kunstvoller Schmiedearbeit ins Freie hinaus entgegenstreckte.

Lotte schaute und schaute, ohne recht zu wissen, was sie in sich aufnahm. Sie gewahrte die langen Fensterreihen der zwei Wirtsstuben, die über der Tür lagen, und legte sich zurecht, daß dahinter Gäste beim Mahle säßen. Darüber bemerkte sie, durch breitere Mauerstreifen geschieden, die Scheiben der Schlafstuben und fragte sich, ob da nun wohl jemand wohne und wer. Es konnte sie nicht groß kümmern, und sie war nicht neugierig. Dennoch beschäftigte es sie merkwürdig. Immer wieder zogen die Fenster sie an, als müßte sie dahinter Leute auf- und niederschreiten, Gesichter an den Scheiben erscheinen sehen. Sie wußte nicht, träumte sie. Es war ihr so eigen zumute, jetzt unruhig und erwartungsvoll und jetzt wieder entnüchtert und leer. Am Ende, da niemand zu ihr kam, setzte sie sich auf ein breites Ruhebett, das im Zimmer stand. Sie hatte viel auszupacken und einzuräumen. Aber sie mochte nicht zugreifen. Lange dämmerte sie so vor sich hin. Freute sie sich eigentlich, so fragte sie sich, daß sie hierher gekommen waren? Freute sie sich überhaupt noch über Dinge? Es war alles glatt in ihrem Leben. Die Kinder gediehen. Wenn nicht an Hans David ein gewisser Hang zur Lässigkeit, eine allzugroße Verträumtheit ihr manchmal Sorge gemacht hätten, so wäre nichts zu klagen gewesen. Die Liebe der Kinder war so warm und groß, daß sie sie schon längst als etwas Selbstverständliches genoß. Und Adrian, ihr Mann — was sollte sie schelten! — er war, wie er immer war. — Ebenmaß lag in ihren Tagen, ein fast zum Gähnen gleichförmiges Einerlei.

Was suchte sie denn? Was fehlte ihr denn? Mein Gott, sie wußte nicht was!

Sie stand endlich auf. Sie rüttelte sich zusammen. Sie m u ß t e an eine Arbeit gehen! Aber noch einmal, als sie im Begriff stand, nach einer andern Stube sich zu begeben, trat sie ans Fenster, und es zog ihren Blick nach dem Nachbarhause. Was wollten die Scheiben da drüben? Was schauten sie sie an wie Augen, die ein Geheimnis verbargen?

Das Herz wurde ihr schwer. Sie riß sich gewaltsam los und zwang sich an ihre häuslichen Pflichten.

Die Kinder kamen wieder und liehen ihr Hand. Auch Adrian kehrte zurück. Man richtete sich ein, machte sich's behaglich und fand es hübsch.

Andern Morgens führte Leuthold die Seinen in die Umgegend und zeigte ihnen von einem Aussichtspunkte aus, wo sie wandern konnten. Er selbst wollte schon bald wieder hinunter nach der Stadt. An einem der nächsten Tage stellte er indessen Lotte noch den Hauptpfarrer des Ortes, Herrn Heinrich Pfister, vor, einen hochgewachsenen, schönen, etwas eitlen, aber trefflichen Mann, der mit seiner tiefen, klangvollen Stimme und seinem weichen, braunen Vollbart ein rechtes Sonntagskanzelprunkstück war. Pfister war ein ebenso guter Geigenspieler wie beliebter Prediger. Man vereinbarte mit ihm sogleich einen regelmäßigen Musikabend, bei dem neben Lotte auch die Kinder sich betätigen wollten, spielte doch Hans David ebenfalls die Geige, während Angelika Gesangsunterricht genoß.

Lotte fühlte eine kleine Regung des Vergnügens. Musik war ihre große Liebe. So begrüßte sie die Abwechslung, die ihnen allen hier werden sollte.

Zwei Tage darauf verließ Adrian Leuthold die Seinen wieder.

Am gleichen Abend bewies Pfarrer Pfister, daß er ein vorzüglicher Musiker war und ein feiner und angenehmer Gast zu sein verstand.

Hans David und Angelika, von ihren Streifereien durch die Umgegend schon sehr befriedigt, rühmten den neuen Aufenthalt mächtig und begeisterten sich vollends für die neue Unterhaltung, die sich ihnen hier bot, und die Persönlichkeit des pfarrherrlichen Künstlers.

Lotte schrieb an die Großmutter, außer dem Wunsche, sie möchte ebenfalls in dem kleinen Kreise anwesend sein, bleibe ihr nichts zu begehren. Aber so ganz wahr war das nicht; denn zuweilen — wenn sie mit Pfarrer Pfister musizierte — zuckte ein heißer Schmerz durch ihre Seele. Einst hatte ein anderer mit ihr zusammen gespielt ... Der Kummer verklang, wie Saiten bebend zu Ende schwingen.

Pfarrer Pfister besaß ein großes Wissen. Wenn die Instrumente schwiegen, sprachen sie, während die Kinder lauschten, von den Meistern der Lieder und der Töne.

Ferne Abendwolken loderten und warfen

rote Lichter in die Scheiben des achteckigen Turmgemachs. Sterne schimmerten. Mond spann um die festen Gesimse. Manchmal brausten Stürme vorüber.

Selbst Adrian, der ab- und zureiste, störte die feierliche Schönheit der Musikabende nicht. Er entfernte sich aus dem Gemach, wenn ihm die Sache leid wurde. Er saß auch drüben im ‚Bären‘ beim Kartenspiel mit einigen Stadthonoratioren.

So vergingen Wochen. —

Eines Tages stand im ‚Bären‘ hinter dem Fenster eines Schlafzimmers ein neu zugereister Gast und besah sich die Gegend, wie Frau Lotte Leuthold sie bei ihrer Ankunft gemustert hatte. Er sah auch nach dem Heiligensteigschlößlein hinüber; wußte, daß dort die Familie des Eigentümers wohnte und hatte sich vorgenommen, einer alten Bekannten einen Anstandsbesuch zu machen, obgleich er um ihretwillen beinahe seine Herkunft vermieden hätte. Unaufschiebbare Nachforschungen in einem Archive der alten, kleinen Stadt hatten ihn freilich zuletzt zu dieser Reise gezwungen.

Und Frau Lotte Leuthold saß gegenüber in ihrer Wohnstube und stickte. Ein Blinken ihrer Scheiben verbarg ihre Gestalt dem Ankömmling. Als aber Felix Heß, der Forscher, sein Fenster öffnete und einen Augenblick hoch und schlank in seinem Rahmen stand, war sie es, die ihn erblickte und erkannte.

Sie wurde rot und bleich, und der Herzschlag stockte ihr. Hatte er schon immer dort gestanden? Und löste sich plötzlich das Geheimnis des alten, seltsamen Hauses? Schaute von dort etwas Neues, Sinnaufwühlendes in ihr Leben hinein?

⁂ ⁂ ⁂

Frau Lotte Leuthold legte hastig ihre Arbeit beiseite, stand auf und begab sich ins Innere des Hauses. Es war ihr, als ob sie sich verstecken müsse. Hatte Felix Heß sie gesehen? Was tat er in Heiligensteig? Blieb er länger da? Würde er ihr Haus aufsuchen? Alle diese Fragen erhoben sich wie ein Sturm vor ihr und brausten über sie hin. Sie konnte noch jetzt dem einstigen Jugendkameraden nicht ruhig entgegensehen, nicht das richtige Verhältnis einer guten Bekannten zu ihm finden. Der Gedanke, er könnte bei ihr eintreten, erschreckte sie.

Aber nach einigen Stunden trat er wirklich bei ihr ein.

Die Kinder waren soeben von einer Streife nach Hause gekommen und saßen erzählend bei der Mutter. Das Dienstmädchen schien nicht in der Nähe gewesen zu sein, um ihn anzumelden — denn er klopfte an die Tür und trat auf ein „Herein“ über die Schwelle. Dann war alles wie damals im Flur des Gymnasiums. Sobald er ihr gegenüberstand, versanken für Lotte die Jahre und war ihr, als hätten sie einander jeden Tag gesehen.

Sie und die Kinder hatten sich erhoben, aber gelassen bat er, sich nicht stören zu lassen, nahm sich einen Stuhl und setzte sich vor das Ruhebett, auf welchem die drei andern vordem ihre Plätze gehabt hatten. Er schien zu frühem Ergrauen zu neigen, denn sein Haar und die Bartstreifen an den Schläfen zeigten da und dort einen silbernen Faden; auch ließen der große Ernst seiner braunen Augen und die von viel Gedankenarbeit zeugende, fast durchsichtige Blässe seiner Stirn ihn älter erscheinen. Seine Bewegungen, seine Worte, sein ganzes Wesen zeigten die Gesetztheit des gemachten Mannes und ein wenig steife Förmlichkeit.

„Ich habe es für höflich und angemessen erachtet,“ führte er sich bei Lotte ein, „gleich am ersten Tag dir einen Besuch zu machen, da uns doch der Zufall für eine Weile alle auf einem kleinen Raum zusammengeführt hat.“

Dann erzählte er, daß er von der Landesregierung mit dem Studium gewisser Geschlechterverzweigungen beauftragt sei und daß die Archive von Heiligensteig für ihn wertvolles Material bärgen. Er habe sich daher für eine mehrwöchige Anwesenheit als ihr Nachbar im ‚Bären‘ drüben eingemietet.

Lotte, verwirrt und benommen, hatte Mühe, die Unterhaltung fortzuführen. Er aber wandte sich an Hans David, wollte von ihm wissen, wie es mit seinen Fortschritten am Gymnasium stände, und erkundigte sich auch bei Angelika nach ihrem Schulbildungsgang und ihren Zukunftsplänen.

Eine Viertelstunde ging vorüber. Der Gast erhob sich wieder. Lotte hatte mehr denn je die Empfindung, freundlich zu ihm sein zu müssen und den Drang, es sein zu wollen, aber sie brachte die Einladung zum Wiederkommen nicht über die Lippen. Ihre Hand lag lässig in der seinen. Als er aber die ihre drückte, empfand sie es wie einen elektrischen Schlag und fühlte das Blut in ihre Wangen steigen.

Er ging, und die Kinder begannen sogleich, von ihm zu sprechen. Lotte aber wagte nicht, ihren Augen zu begegnen.

„Er muß viel wissen,“ sagte Hans David von Felix Heß, und Angelika erzählte: „In unserer Klasse hat der Professor Kern seinen Namen jüngst als den einer Autorität genannt.“

Aber Angelika tat bald nachher auch den Ausspruch: „Mir ist er nicht sympathisch. Es berührt mich auch sonderbar, Mutter, daß er dich immer noch duzt.“

„Wir waren Jugendfreunde,“ erwiderte

Lotte, „es verging kein Tag, an dem wir uns nicht sahen."

Die Bemerkung Angelikas kränkte und schmerzte sie zugleich. Ihre Antwort klang fast wie ein Verweis.

Angelika schwieg betreten, sie hatte die Mutter nie so verstimmt gesehen.

Hans David kam indessen auf das Gespräch zurück, das sie vor Heß' Eintritt geführt. Er redete von einem neuen Ausfluge, den er nächster Tage auf eine benachbarte Berghöhe zu unternehmen gedenke.

Von Felix Heß sprachen sie nicht weiter.

Lottes Erregung aber legte sich nicht. Mühsam nur kam sie den kleinen Pflichten nach, die der Abend noch von ihr forderte. Die Zeit schien ihr unendlich lang.

Als sie Stunden später ihr Schlafzimmer aufsuchte, setzte sie sich an ihren Tisch und stützte den Kopf in die Hände. Beide Fäuste drückte sie an die Schläfen und sagte sich vor, daß Adrian Leuthold da war, Hans David, sein Sohn, und Angelika, seine Tochter, daß sie, Lotte Eßlinger, nicht mit dem Jugendfreunde Felix Heß allein auf der Welt sich befand und warten konnte, bis wieder ein Abend kam wie damals im Garten am Neumarkt. Und ihr Groll erwachte wieder. Warum war Adrian Leuthold da? Wer hatte ihn gerufen? Als aber die Gesichter der beiden Kinder vor ihrem innern Auge auftauchten, brannte ihr die Seele und das Antlitz in Glut, und sie hatte fast Angst vor den zwei jungen Menschen. Aber sie liebte sie mehr als je.

Ein Wunsch stieg in ihr auf. Sie hätte die Kinder bitten mögen: Seid dem Manne, den ihr heute gesehen habt, gut um meinetwillen! Aber das Gewissen schlug ihr dabei, und es schien ihr plötzlich, als habe sie, die Erzieherin ihrer Kinder, an Einfluß auf diese eingebüßt und an Recht zu solchem Einfluß.

Eine unruhige Nacht folgte dem ereignisreichen Tage. Am andern Morgen war Lottes Stirn kühler. Sie hatte nun nur die große Hoffnung, dem neuen Nachbarn da drüben im Wirtshaus recht lang nicht mehr, recht selten zu begegnen.

Am nächsten Musikabend jedoch brachte Pfarrer Pfister den Doktor Heß mit. Beide hatten ihre Instrumente bei sich.

Beide kannten sich von der Universität her. Es war nur natürlich, daß der Pfarrherr den Freund und Musiker einführte, der ihn aufgesucht hatte. Heß dagegen war fast gedankenlos mitgegangen, innerlich ein wenig widerstrebend und doch wieder von einer unruhigen Neugier getrieben.

Die Pulte standen gestellt, das schwarze Klavier war aufgeschlagen. Noten lagen bereit. Durch viele Fenster des hohen, kapellenartigen Raumes schaute mit ersterbendem Glanz der dämmernde Abend. Weit im Westen standen schwarze Wolkenfetzen, in welche die versinkende Sonne wieder Feuer warf, daß sie an den Rändern und in den Rissen brannten und glühten. Wenn jemand sich diesen Fenstern nahte, wurden auch seine Züge in Glut getaucht. Lotte lehnte jetzt dort, mit dem Rücken gegen die Scheiben. Das Rot umfloß sie, und ein Seitenlicht warf eine scharfe Klarheit auf ihr Haupt, diesen Junokopf mit all den Schönheiten, dem die Jahre nichts angehabt, mit dem feinen Mund, den ebenmäßig scharf und kühn gezeichneten Brauen. Der übrige Körper blieb im Schatten und erschien fast plump und schwer.

Felix Heß schaute sie an. Wie unverändert sie war! Und doch wie verändert alles! Und — er hätte doch nicht kommen sollen! Natürlich nicht!

Er und alle andern befanden sich in der Tiefe des Gemachs, wo die Schatten wuchsen. Seine und des Pfarrers schlanke, dunkle Gestalten bewegten sich mit ruhiger Gelassenheit neben den beweglicheren, feinen Körpern Hans Davids und Angelikas.

Lotte fragte, ob sie Licht machen solle, doch fanden alle die Stunde heilig in ihrer sterbenden Helligkeit und lehnten ab. So wurden denn nur am Klavier die Kerzen entzündet und ebensolche für die Notenständer gebracht. Lotte setzte sich ans Klavier. Man stimmte die Instrumente. Die beiden Herren und Hans David, der die zweite Geige übernommen, wechselten ein paar Worte. Angelika drückte sich in eine Ruhebettecke; ihr Kraushaar verschwamm mit dem Dämmer der Polster, ihre Augen aber schauten mit einer fast mißtrauischen Strenge aus ihrem runden Gesicht und hingen besonders lange an Felix Heß' Zügen, als jetzt das Hauskonzert begann.

Wundersam, wie am Himmel noch immer eine blutende Lichtwunde brannte, lang und schmal wie ein Messerschnitt! Wundersam, wie die Kerzenflammen blühten, wie leuchtende Tulpen aus nachtdunkeln Beeten, hier eine, dort eine! Wundersam, wie die Töne im Dunkel schwebten, wie fallende Tropfen die Klänge des Klaviers, wie leises Weinen wegverlorener Kinder der zitternde Schall der Geigen, wie traumsamer Gesang einer Frau am Meere die Stimme des Cellos!

Die vier waren nicht zusammen eingespielt und fanden sich doch ineinander. Wachsende Freude beseelte ihr Spiel. Vielleicht waren Lotte und Felix die Führer.

Waren sie beide noch im Turmgemach zu

Heiligensteig? Ihnen versanken Wände und Schranken. Zeiten gingen unter, Jahrzehnte, als ob sie nie gewesen wären. Das war noch die allwöchentliche Musikstunde im Hause am Neumarkt. Sie waren noch jung, zwei Studenten und Lotte ihr Kamerad.

Die Frau am Klavier war versucht, als ein Satz zu Ende war und die Männer die Bogen senkten, sich umzuwenden und zu sagen: „Laß uns das noch einmal spielen, Felix.“ Sie mußte sich zwingen, zu wissen und zu bedenken, daß ein Fremder neben dem Jugendfreunde stand und noch zwei Menschen, ihre Kinder, im Zimmer waren. Sie neigte sich über ihre Noten, als lese sie darin, aber in Wirklichkeit mochte sie sich nicht rühren, mochte nicht reden, staunte nur immer: Wie war das doch?

Auch Felix Heß sprach nicht. Er trat ans Klavier und stützte den Arm auf den Deckel. Er schaute Lotte nicht an, sondern ins Zimmer hinein, aber ihm war, als hätten ihre Herzen denselben lauten, taktgleichen und in der Gleichheit beglückenden Schlag.

Hans David wartete ein wenig verwirrt, daß einer der Erwachsenen sprechen werde.

Da erst, da das Schweigen fast beengend zu werden drohte, nahm der Pfarrer, der einen Augenblick mit seinem Instrumente beschäftigt gewesen, das Wort und sagte: „Das geht ja herrlich. Es ist, als hätten wir lange geübt.“

Nun waren die Zungen gelöst. Man scherzte.

Aber Angelikas Blick war groß geworden. Was war nur Seltsames an diesem Abend? Hing es mit dem Mann dort zusammen, der eben die Hand zu seiner hohen, weißen Stirn erhob?

Doch der Pfarrherr drängte zum Weiterspielen. Wieder klangen die Instrumente.

Zuweilen unterbrachen die vier ihr Spiel und sprachen mit gedämpften Stimmen von dem, was sie gut gemacht, von anderem, was sie besser hätten machen sollen, vom Wert der gespielten Kompositionen und von Konzerten, in denen sie sie gehört.

Endlich erhob sich Lotte vom Klavier.

Felix Heß stand vor ihr. Sie waren gleich groß.

In Lottes Augen lag die ganze Versonnenheit, die über sie gekommen war. Felix sah es.

„Das war wie vor vielen Jahren,“ sagte er. Vielleicht klang seine Stimme ungewöhnlich.

Hans David merkte auf sie, und es war, als färbe sich Angelikas Gesicht mit einem plötzlichen Rot.

Der Pfarrer aber fragte: „Ach, Sie haben schon früher zusammen gespielt?“

Da nahm sich Lotte, die eine jähe, unbestimmte Angst vor einem unbekannten Unheil befiel, heftig zusammen. Mit fast zu großem Eifer erzählte sie, freilich, Felix und sie hätten früher im Hause der Großmutter regelmäßig Musik gemacht. Und wie aus ihrer Versunkenheit aufgepeitscht, fuhr sie fort zu reden und zu reden, von Dingen, die waren und vom heutigen Musizieren. Dazwischen ließ sie Erfrischungen bringen, nötigte zum Zugreifen und fragte nach anderen Wünschen der zwei Gäste. Heimlich aber betrachtete sie ihre beiden Kinder. War ihnen etwas aufgefallen? Blickten sie nicht anders als sonst?

Ihre Gesprächigkeit steckte die andern an. Wieder kam eine Unterhaltung in Fluß. Sie beseitigte die Hemmnisse. Alles schien glatt und natürlich. Lotte fand nur, Hans David sei stiller als sonst, und Angelika, die sonst ein geläufiges Zünglein hatte, habe gar ein befremdlich wortkarges Wesen.

Inzwischen wurde es jedoch für die Männer Zeit zu gehen. Man sprach vom Wiederkommen, setzte auch gleich einen neuen Abend fest. Dann ging es an ein Händereichen.

Lotte legte die ihre zögernd in die von Felix. Beim Gruß soll man spüren, daß man auf einen zählen kann, hatte er ihr einmal gesagt. Sie kannte seinen festen Händedruck. Und jetzt hatte sie Angst davor. Wirklich spürte sie gleich darauf, wie seine Finger sich um die ihren legten. Und nun wurde ihr erst recht heiß. Der Druck schien ihr ungewöhnlich und bedeutsam. Der Atem stockte ihr.

Aber die Männer wandten sich zur Tür.

Sie gab ihnen bis zur Treppe das Geleit. Dann stand sie und holte tief Atem. Nun — mußte sie zu den Kindern zurück, dachte sie. Es waren nur wenige Schritte. Sie wollte, es wären mehr gewesen. Sie scheute sich, hineinzugehen. Was würden sie sagen? Was würden sie fragen? Am Ende trat sie hastig ein und nannte sogleich den Namen des Felix Heß, nur damit man nicht sie zuerst damit erschrecke. Ob er nicht vorzüglich spiele, fragte sie und fügte bei, ja, ja, er sei in seiner Jugend schon ein rechter Künstler gewesen. Und weiter hetzte sie das Wort. Ob die Kinder nicht auch sich auf die Fortsetzung der Abende freuten? Das nächste Mal müßte Angelika auch ein Lied singen. Herr Heß würde sie gerne hören und ihr manchen guten Rat geben können. Und Herr Heß hin und Herr Heß her. Sie redete, redete, wunderte sich, daß sie eigentlich noch so wenig von ihm erzählt hätte und erinnerte sich auf einmal an allerlei Drolligkeiten aus der Kinderzeit.

Die Kinder hörten schweigend zu.

Weil sie aber so gar nicht einstimmten, verstummte allmählich, betroffen, gequält, auch die Mutter.

Plötzlich fragte Angelika: „Warum hast du nicht ihn geheiratet, Mutter?"

Lotte fuhr zusammen. Wie scharf die junge Stimme geklungen hatte! Sie suchte nach der Antwort; es dauerte nicht lange, aber die Kinder errieten doch, daß sie sie hatte suchen müssen.

„Wie kommst du zu der Frage?" entgegnete sie der Tochter.

„Ich meinte nur so!" gab Angelika zurück. „Ihr müßt einander doch gut verstanden haben."

Lotte fühlte, daß sie irgendwelche Erklärungen geben sollte; aber es sträubte sich etwas in ihr. Es war auch alles so verwirrt: Dieses plötzliche Wiederauftauchen Felix', das Gebaren der Kinder, ein Gedanke an ihren Mann.

„Man heiratet nicht gleich den ersten besten, den man gut versteht," erwiderte sie.

Dann setzten sie das Gespräch nicht weiter fort.

Das Dienstmädchen trug, wie alle Abende vor dem Schlafengehen, Obst auf. Die Kinder schälten ihre Äpfel. Die Mutter hantierte unter den Noten. Sie fragte nach der Güte der Äpfel und erzählte so beiläufig, wo sie gewachsen waren.

Hans David und Angelika folgten ihr mit ihren Blicken. Dann boten sie ihr Obst an. Und Angelika wollte ihr helfen. Hans David fragte: „Mutter, gehst du morgen mit mir auf das ‚Känzeli'?"

Das war ein Aussichtspunkt über dem Städtlein.

Aber nicht die Frage, ihr Ton nur war verwunderlich. Er war so weich, als ob der Jüngling Mitleid mit der Mutter habe. So, die Stimme wie von noch größerer Liebe als sonst durchbebt, sprach auch Angelika.

Dann jedoch endete ihre Unterhaltung wieder, als gingen ihre Gedanken anderswohin. Und sie trennten sich bald. Sie hatten jedes soviel zu besinnen, viel, was rätselhaft war.

※ ※ ※

Vor einem eingemauerten Archive in einer staubigen, möbelarmen Amtsstube des Rathauses von Heiligensteig saß Felix Heß über Dokumenten. Neben ihm lag das Vergrößerungsglas, und in der Hand hielt er den Bleistift, mit dem er auch an diesem Morgen seine Bemerkungen in die vielen Blätter seiner Handschrift, die vor ihm lagen, einfügte.

Aber die Arbeit ging heute nicht vorwärts. Jahrzahlen und Namen verwirrten sich dem sonst so Scharfsinnigen, und er zwang umsonst immer wieder die Gedanken zu der Tatsache, daß Österreich einst versucht hatte, die Heiligensteiger und ihre führenden Geschlechter von ihrer Freundschaft mit den Eidgenossen abzubringen.

Ihn beschäftigte auch eine Vergangenheit, doch reichte sie nicht in die Jahrhunderte zurück. Was war es nur? Was sollte er davon denken? — Als die Instrumente im Gemach Lotte Leutholds zusammengeklungen hatten, war alles gewesen, als sei nie ein anderer zwischen sie und ihn gekommen. Nein, nein, er irrte sich nicht! Lotte hatte es empfunden wie er selber. Ohne Worte noch Blicke, aus den wundersamen Anzeichen, die manchmal von Menschen zu Menschen sprechen, hatte er, hatten sie beide es gespürt.

Er lehnte sich im Stuhl zurück und atmete weit auf. Aber, grübelte er dann weiter, wie war denn damals, als er fern war und sie ihm verloren ging, alles gekommen? Hatte man sie überredet? Hatte seine eigene Zurückhaltung die ganze Schuld? Er hatte jene Enttäuschung nie völlig überwunden. Sie hatte ihn nicht in Verzweiflung gestürzt, nicht aus den Gleisen geworfen, aber er hatte doch empfunden, daß ihm etwas in die Brüche ging, was ihm bisher als Grund für seinen Lebensbau gedient hatte. Er hatte auf Lotte Eßlinger gerechnet, trotzdem er sie und sich selbst zu strengem Warten zwang. Trotzdem er sich selbst damals Hände und Geist noch hatte freihalten wollen. Im Grunde seines Herzens hatte er sich Lotte für alle Zeiten verschrieben gehabt. Und als nun ihre Verlobungsanzeige mit jenem andern gekommen war, hatte er dagesessen wie einer, dem etwas Unfaßliches geschehen ist. Zurückhaltung war jedoch seine Art, nichts ihm mehr zuwider, als viel zu fragen oder sich aufzudrängen. Darum hatte er damals keine Erklärungen von Lotte gefordert, nur sich selbst angeklagt, daß er manches versäumt, und doch wiederum sich selbst freigesprochen, daß er gehandelt, wie es sein Gewissen ihm geraten. Lange Zeit hatte ihn das Leben nicht mehr gefreut und war es ihm zwecklos erschienen. Dann halfen die Liebe zum Vater, die Freude, an den Seinen Gutes zu tun, auch die Befriedigung, die Studium und später Gelehrtenwirksamkeit boten, ihm über die Öde und Einsamkeit hinweg. Nur eine neue Hoffnung ging ihm nicht auf. Er fand sich mit dem ab, was ihm geblieben war.

Die Stunden heimlicher Not um Lotte, getragen wie ein schmerzhaftes, inneres, unheilbares Leiden, waren heute so häufig wie in der Zeit des ersten Verlustes. Und nun wußte er seit gestern, daß auch sie, Lotte, die Verlorene, sich nicht völlig von dem freigemacht, was von ihr ihm gehört hatte.

Zum erstenmal versagte seine Selbstbeherrschung. Er war im Innersten aufgewühlt. Wo lag die Schuld, daß sie und er getrennt waren, die doch innerlich zusammengehörten? Es quälte ihn. Es drängte und peitschte ihn, zu ergründen, was eigentlich die Ursache jenes großen Risses gewesen war.

Er legte seinen Stift beiseite, schob die Manuskripte und Pergamente von sich und stützte die Stirn in die hohle Hand. Wie unverändert Lotte noch immer war! — Schon einmal, da er ihr begegnet, hatte es ihn mächtig ergriffen. Und jetzt wußte er, daß sie es auch innerlich noch war.

Es litt ihn nicht. Er stand auf und begann im Zimmer auf und ab zu schreiten. Ungeduld erfüllte ihn. Wenn er sie doch wiedersähe, bald wiedersähe! —

Aber die Zeit des Grübelns, des Suchens nach Lösungen kam auch an andere.

Die Musikabende nahmen ihren Fortgang. Vielleicht dachten sowohl Lotte Leuthold wie Felix Heß, daß es besser gewesen wäre, sie nicht angefangen zu haben, sie einzustellen, allein sie fanden keinen Grund, um aufzuhalten, was im Gange war, und suchten vielleicht ernstlich keinen. Sie kamen zu den Abenden mit bewegten Herzen, verloren sich in dem, was wie eine neue Jugend war, und gerieten in einen Zustand des Sichselbstvergessens, der einer Betäubung, einem Rausche glich. Bald dachten sie nicht mehr an Hemmnisse, sondern gaben sich der seltsamen Lust hin, die das Zusammensein und das Empfinden eines noch viel nähern, innerlichen Zusammengehörens ihnen bereitete.

Adrian Leuthold erschien auch wieder für einige Tage in Heiligensteig. Er lernte Felix Heß kennen. Aber weder die Tatsache, daß dieser häufig im Hause verkehrte, noch daß Jugendfreundschaft ihn mit Lotte verband, erregte ihm irgendwelche Bedenken. Er, der Mann der praktischen Tätigkeit, wußte mit dem stilleren Gelehrten nichts anzufangen. Er ging auch dem Musizieren aus dem Wege, sich ohne Ziererei bei allen entschuldigend, ein Kartenspiel im ‚Bären‘ sei ihm lieber.

Felix Heß behelligte in seiner Gegenwart ein leises Frostgefühl. Er war sich bewußt, daß jener Rechte hatte, in die er nicht eingreifen durfte, aber zugleich fragte er sich immer noch und wünschte zu ergründen, wie er einst zu diesen Rechten gekommen war. Dieser Wunsch steigerte sich noch, da er die Unterschiede zu erkennen begann, die zwischen Lotte und ihrem Mann bestanden, und immer weniger begriff, wie sie einst hatten zusammenkommen können.

Lotte fing an, sich vor ihrem Mann zu fürchten. Plötzlich und unerklärlich kam diese Furcht über sie, seit er wieder in Heiligensteig war. Er war doch immer der Alte. Er sprach ihr von den Geschäften, von Frau Dorothea, die er häufig besucht und wohl angetroffen hatte. Er hatte Lotte und den Kindern auch allerlei kleine Aufmerksamkeiten mitgebracht, Bücher, weil sie da oben viel Muße und vielleicht Langeweile hätten, Rucksäcke und einen Wanderkochapparat für ihre Ausflüge in die Umgegend. Seine Worte wie sein Wesen bewiesen, wie sehr er immer derselbe war: tüchtig, gütig, ein wenig rauh. Seine guten Eigenschaften traten fast mehr als früher zutage. Lotte erkannte sie wenigstens schärfer als je. Und dennoch erschien er ihr sonderbar fremd. Hatte sie früher nicht bemerkt, welch grobe und Grobheit verratende Züge er hatte, und wie laut, überlaut er oft sprach? Oder fiel ihr das nur neben Felix so auf? Hatte er früher im Gespräch nicht so viel häßliche Worte gebraucht? Oder war ihr Gehör so viel empfindlicher geworden? Wenn er vor der Musik davonlief, so kräuselte sich ihr ungewollt die Lippe. Was war er doch für ein Trockenbrötler! —

Und doch hatte sie Furcht vor ihm. Nicht, weil die Macht bei ihm war, bei ihm, ihrem Mann und Meister, aber weil sie sich oft klein fühlte neben ihm. Trotz allem, klein! Sie gab sich Mühe, ihm nicht zu zeigen, daß ihre Gedanken in seiner Gegenwart anderswohin gingen. Sie suchte eifrig nach Gesprächsstoff, damit ihre Schweigsamkeit oder Zerstreutheit ihm nicht auffalle. Dann merkte sie, daß sie suchen mußte, und wurde erst recht befangen.

Zuweilen gaben ihr seine immergleiche Ruhe und Freundlichkeit ein Gefühl der Befreiung. Er hatte kein Arg. Die Erkenntnis seiner Arglosigkeit machte sie manchmal fast zärtlich gegen ihn. Aber ihre Unsicherheit, ihre heimliche Angst wuchsen doch noch.

Sie begann auch vor den Kindern befangen zu werden. Verdacht kam sie an. War nicht in Hans Davids Augen eine Verwunderung? War nicht seine sonstige anschmiegende, sehnsüchtige Zärtlichkeit lauer? Lag nicht in Angelikas eigenwillig anmutigen Zügen etwas wie Unwille?

Zuletzt kam sie soweit, daß sie sogar in Pfarrer Pfisters Gesicht nach einem Erstaunen und Befremden suchte, als müßte ihm an ihrem und Felix Heß’ Wesen etwas aufgefallen sein.

Und doch war nichts zwischen ihr und Heß geschehen, nichts, nichts, nichts!

Immer noch musizierten sie. Alle genossen die Abende. Auch die Kinder. Manchmal sang Angelika ein Lied; sie hatte eine



Ein Sommertag

Künstlerische Aufnahme von Jos. Ultsch in Eggenfelden

liebe, warme Stimme, in der eine frühe Leidenschaft bebte.

Sie blieben noch immer gern in der Dämmerung und ließen nur die roten Kerzen brennen und die fernen, weißen Sterne ins Zimmer leuchten oder den großen, heimlichen Mond. Es war wundersam, wie sie sich immer mehr zusammen einspielten. Es war wundersam, wie die Sinne zweier der Spielenden aufeinander lauschten und dieses Lauschen gegenseitig ahnten.

Zuweilen brachte ein Zufall Lotte und Felix einander körperlich nah. Zuweilen streifte eine Hand die andere. Dann klopften ihre Herzen. Manchmal fanden Blicke einander und weilten ein wenig und fragten etwas.

Heute reiste Adrian Leuthold wieder ab.

Am Abend kamen Pfister und Heß, um zu spielen.

Es war wachsender Mond. Sein Silber floß an die Fensterstöcke und auf die Gesimse. Es war, als winkten einem heimliche Hände in die Nacht hinaus.

Angelika sah die Mondblume im blauschwarzen Nachthimmelteiche und meinte, jetzt müßte der Schneeberg besonders schön sein, den man vom Speisezimmer drüben erblickte. Sie und Hans David liefen hinüber. Pfarrer Pfister, der mit ihnen am Fenster gestanden hatte, folgte ihnen.

Felix Heß verweilte am Klavier, wo er sein Cello angestellt hatte und Lotte noch saß.

Vielleicht dachten die andern, daß sie ihnen folgen würden. Sie hatten wohl selbst nicht die Absicht allein zu bleiben.

Lotte erhob sich.

„Was sind diese Abende schön!“ sagte Felix. Es war, als habe er viel mehr als nur die paar Worte gesagt. Es war, als ständen sie im Garten des Eßlingerhauses, ganz allein, nichts sei je zwischen sie gekommen.

Lotte schaute ihn an und konnte nicht reden. Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Da wollte er endlich Bescheid haben, wie und warum alles so gekommen war. „Wir müssen uns einmal aussprechen, Lotte,“ sagte er hastig.

Sie schwieg noch immer und senkte den Kopf.

„Ich muß dich einmal fragen, muß einmal wissen — —“

„Ja, ja —“ erwiderte sie jetzt, „vielleicht wäre es gut für uns beide.“

„Drüben hinter der Kirche ist um diese Zeit kein Mensch. Willst du einmal kommen?“

Sie erschrak und gab keine Antwort.

„Morgen abend?“ drängte er.

Da erwiderte sie: „Ich will es versuchen.“

Gleich darauf kamen die drei andern zurück.

Lotte begegnete den Augen Angelikas. Sie enthielten eine Frage, fast einen Vorwurf. Zorn ergriff sie, weil sie sich gleichsam beaufsichtigt und einem Mißtrauen ausgesetzt fühlte, und sie wendete der Tochter mit einer heftigen Bewegung den Rücken. Aber sogleich empfand sie wieder Reue. Angelika hatte ihr ja nichts zuleide getan. Und mit der Reue mischte sich die leidenschaftliche Liebe für ihre beiden Kinder.

Diese Liebe hieß sie, nachdem die beiden Herren sich entfernt hatten, Hans David und Angelika auffordern, mit ihr noch einen Rundgang um den Freiplatz zwischen Schlößchen und Kirche zu machen. Sie war ruhiger geworden, und ihre Ruhe schien auch Angelikas Befremden zerstreut zu haben.

Sie gingen dicht aneinander geschmiegt, die stattliche Mutter zwischen den schlanken Jungen, einen Arm um eines jeden Schultern gelegt.

„Musik und Natur erlösen uns gleichsam aus uns selbst,“ sagte Lotte. „Darum ist solch ein Gang nach den Stunden im Musikzimmer eine abermalige Befreiung von allem Niederziehenden.“

Sie sprach das aus innerstem Empfinden, aus einem Gefühl der Erlösung. Sie sagte sich jetzt, daß sie noch in keine Schuld gefallen sei, daß vielmehr alles, was sie innerlich erlebe, in der Natur der Dinge liege und ihr immer die Möglichkeit bleibe, den guten und sichern Weg zu finden.

Die Kinder stimmten bei, ohne vielleicht ganz die Bedeutung der Worte zu erfassen. Angelika drückte heftig der Mutter Hand.

So gelangten sie an die Kirchenmauer, von wo man auf die Dächer der nächsten Häuser, in einige Gassen und weiter hinaus in die Flußschlucht sah. Da kam Lotte die Erinnerung an das zurück, was sie versprochen hatte. Das Blut schoß ihr heiß zu Häupten. Ihr Herz hämmerte. Gott, o Gott, wohin führte das alles?

Aber sie schaute sich doch um, ob die Stelle wirklich so günstig sei, wie Felix sie geschildert. Und sie war es, war still und verlassen. Lottes Entschlossenheit kehrte zurück. ‚Bist du nicht berechtigt,‘ redete sie sich zu, ‚zwischen ihm, Felix, und dir Klarheit zu schaffen? Du tust niemand unrecht damit, holst nur nach, was vor Jahren hätte geschehen sollen, da er dir wie du ihm Rechenschaft schuldete.‘

Und sie sagte sich, daß dort in jenem dunkeln Schatten, den die Kirche warf, zwei Menschen unbemerkt stehen und sprechen konnten und dachte mit Ungeduld an den kommenden Abend, dachte sich in eine fast feierliche Erwartung hinein, als komme ihr und allen von der Abendstunde morgen eine bessere Zeit.

Sie hatten jedoch ihren nächtlichen Gang noch nicht vollendet, da waren Zweifel und Unruhe wieder da.

Die ganze Nacht sah sie die Sterne, die ihr und den Kindern auf dem Gange geleuchtet hatten, in wirren, zahllosen Scharen über ihrem offenen Fenster stehen. Jener Wirrnis aber war nicht größer als die ihrer Gedanken.

⁂

Lotte Leuthold wußte, daß sie bleich war und Ringe unter den Augen hatte. Ein Blick in den Spiegel hatte es ihr gesagt, als sie am Morgen aufgestanden war. Sie wunderte sich eigentlich, daß weder Hans David noch Angelika sie fragten, ob ihr etwas fehle, und da sie den ganzen Tag auf eine solche Frage wartete, kam sie aus Unruhe und Spannung nicht heraus.

Der Tag brachte seine regelmäßigen Beschäftigungen. Lotte erfüllte sie und bemühte sich, sie so wie immer zu besorgen, aber es war ihr, als tue sie alles anders als sonst, und sie wunderte sich zum zweitenmal, daß keines der Kinder sie fragte, was ihr sei.

Die Uhr in der Wohnstube ging langsam. Jetzt war es erst neun Uhr morgens! Und jetzt erst zehn! Und jetzt war es noch immer Nachmittag. Und immer noch Nachmittag.

Lotte vermied die Fenster, die nach dem ‚Bären' hinüber schauten. Vielleicht stand Felix Heß drüben hinter seinen Scheiben. Vielleicht zwang sie oder ihn etwas, an das heimliche Einverständnis zu erinnern, das sie beide verband, wenn sie einander erblickten. Zweimal schloß sie die Augen, als der Zufall ihre Augen doch hinüber lenkte. Sie wollte nicht sehen. Sie war überhaupt beinahe entschlossen, nicht zu dem Zusammentreffen zu gehen.

Während des Nachmittags klagte Hans David, der sich auf ein Ruhebett ausgestreckt hatte, über Schläfrigkeit. Da antwortete sie ihm, es sei allerdings am Abend vorher spät geworden, und sie täten wohl alle drei gut, sich heute einmal früher zu legen. Dabei sah sie gespannt nach Angelika und wartete auf ihre Antwort; denn es ging ihr seltsam, daß sie vor dem Mädchen eine Scheu empfand wie vor einem strengen Vorgesetzten. Aber als Angelika arglos zustimmte, wurde ihr das Herz frei und leicht, als sei ihr eine große Tat gelungen.

Nun ging die Uhr noch langsamer.

Es kam die Angst, es möchte irgend etwas Unerwartetes und Unliebes geschehen, aber daß jede Störung ihrer heimlichen Vorsätze ihr dieses Unliebe gewesen wäre, gestand sie sich nicht.

Es wurde dunkel.

Es wurde Nachtessenszeit.

Die Bissen quollen Lotte im Munde. Aber sie zwang sich, genau soviel zu essen wie an jedem Tag, und sie sprach genau wie an jedem Tag und stand vom Tisch auf nicht früher als an jedem Tag. Es sollte nichts auffallen.

Ein paarmal trieb es sie aus der Stube und wieder herein. Sie mußte fragen: „Wollt ihr jetzt nicht in eure Zimmer gehen, Kinder?"

Und noch während sie fragte, schien es ihr viel zu früh, und sie hatte Furcht vor der Antwort.

Hans David aber, der die Zeitung las, faltete sie wirklich sogleich zusammen, gähnte und sagte, ja, heute wolle er einmal mit den Hühnern zu Bett.

Angelika blätterte in einem Buche und schlug die Augen nicht auf. Es schien Lotte, als sei sie blaß, und ihr Gesicht kam ihr merkwürdig frauenhaft und ernst vor. Doch auch sie stand auf und sagte: „Ich gehe nun auch hinüber."

Beide Kinder küßten die Mutter wie immer.

Lotte sagte, sie würde bald nachkommen.

Nachdem aber die Tür hinter den andern zugegangen, stand sie mit hochwogender Brust. Nun war der Weg frei. Nun war sie entschlossen, nach der Kirchenmauer zu gehen. Ihr Geist arbeitete mit schmerzlicher Schärfe. Vorher mußte sie noch einmal nach den Kindern sehen, überlegte sie. Und sie stieg in ihre eigene Schlafstube hinauf, machte sich dort allerhand zu schaffen und trat dann bei Angelika ein. Sie fand sie noch völlig angekleidet, mit einer Näharbeit beschäftigt, die sie vielleicht erst aufgegriffen, als sie die Mutter kommen gehört hatte.

„Geh doch zu Bett, Kind," mahnte Lotte mit von heimlicher Ungeduld zitternder Stimme.

Angelika erwiderte, ohne aufzublicken, sie habe noch eine Kleinigkeit für den andern Morgen zu richten, werde aber bald sich niederlegen.

„Hans David schläft schon," fügte sie hinzu, und es klang, als klagte sie darum, daß er sie allein gelassen, doch war Lotte zu erregt, um dem Gedanken nachzugehen. „Ich bin auch müde," stieß sie selbst heraus und entfernte sich wieder, nun völlig mit sich zerfallen, weil ihr schien, daß sie anders hätte reden, daß sie hätte verweilen, alles andere hätte tun sollen, als was sie tat.

Im Wohnzimmer schritt sie eine Weile planlos auf und ab, weil es ihr unmöglich war, stillzusitzen. Sie tat das aber auf den Zehen und hinaushorchend, ob jemand lausche. Ihr Gewissen plagte sie. Jetzt mußte sie an Adrian denken, wie er arglos war und welch ein achtenswerter Mann.

Aber wieder erhob sich dagegen mit gesteigerter Kraft das Gefühl, daß ihr selber einmal unrecht geschehen sei, als andere sich in ihr Leben eingedrängt, und die Überzeugung, daß es ihr Recht sei, mit dem einen sich endlich auszusprechen, dem allein dieses Leben gehört hatte.

So stark wurde diese Überzeugung, daß sie plötzlich alle Bedenken von sich warf. Wie mit einem jähen Ruck machte sie sich auf den Weg. Sie dämpfte ihre Schritte nicht mehr. Wer hatte ihr im Grunde etwas vorzuschreiben?

Sie spürte den kühlen Nachtwind nicht, der in den weiten Halsausschnitt ihres dunkeln Kleides drang. Plump, schwer und finster wie glotzende Riesentölpel umstanden die drei Gebäude, das Schloß, das Wirtshaus und die Kirche, den Freiplatz, auf den sie hinaustrat. Die Nacht war totenstill. Die Sterne hatten keinen Glanz. Aber ihrer waren so unzählige, daß der Himmel wie eine nachtdunkle Wiese war, in der weißes Schaumkraut blüht. Vielleicht lag es an der Unzahl, daß es manchmal durch diesen Sternschaum wie ein Wogen und Zittern lief, wie der Wind durchs Wiesengras rieselt. Der Mond war nicht sichtbar, aber an manchen Stellen lag es doch wie heimliches Licht.

Auf eine solche helle Stelle trat aus dem Schatten des Gasthauses Felix Heß hinaus, als Lotte mit großen, sichern Schritten den Platz in der Richtung nach der Kirche überquerte. Er begab sich sogleich an ihre Seite und begleitete sie, ihrem freien, selbstverständlichen Wesen sich anpassend.

„Ich dachte nicht, daß du kommen würdest," sprach er laut.

„Wieso?" fragte sie. Sein Wort hatte genügt, um ihre Zweifel neu zu wecken.

Er erwiderte: „Ich habe mir selbst Vorwürfe gemacht über das Ungeschickte, um nicht zu sagen Unschickliche unseres Zusammenkommens."

Sie stand still und sah ihn an. Aber da er weiter ging, folgte sie ihm.

„Warum haben wir nicht ganz einfach droben in deiner Stube erklärt, daß wir uns etwas zu sagen haben, was nur uns zwei angeht?" fuhr er fort.

„Sollen wir zurückgehen?" fragte sie unschlüssig.

„Weshalb?" entgegnete er. „Auch das, was wir jetzt tun, können wir verantworten. Wir sind ja keine Kinder mehr."

Sie umschritten jetzt die Kirche. Zu ihren Füßen, während sie der Mauerbrüstung entlang gingen, lag die kleine Stadt mit roten Lichtseen, wie elektrische Glühlampen sie da und dort auf Straßen und Plätze warfen, mit dunkeln Dächern und blitzenden Fensteraugen. Weiter drüben dehnte sich wirklich eine blühende Wiese hin. Das Schaumkraut erhob sich über das Gras wie ein huschendes Nebelchen, das für eine Weile an Halme gefesselt hing.

Nun machten sie halt und lehnten sich an die Mauer, beide gleich groß gewachsen, Felix schlanker, steifer, steiler, seine Stirn war hell und weiß; aber Lottes Hals und Haupt hoben sich aus den breiteren Schultern in ruhigen, edlen Linien, und gegen die bleiche, feine Haut stachen der Kleidsaum und das dunkle Haar und die feinen Brauen ab wie Ebenholz von fahlschimmerndem Wachs.

Felix Heß begann: „Nun ich dich fragen soll, was ich mir lange überlegt habe, scheint es mir fast zwecklos, daß ich frage. Was kann uns am Ende daraus kommen?"

Lotte senkte den Kopf. An ihren langen Wimpern hingen Tränen. Sie waren fast mehr der Qual des Augenblicks als dem alten Leid, von dem sie sprechen wollten, entquollen.

„Wir sind einander einmal sehr nahe gewesen, Lotte," fuhr er fort. „Seit unserem Wiedersehen glaube ich zu wissen, daß du das auch so empfandest."

Sie nickte.

Er legte eine seiner schmalen Hände auf die Mauer und sprach weiter: „Hast — hast du damals nicht gedacht, daß — was zwischen uns geschehen war — auch eine Folge haben müsse?"

„Du weißt es doch."

„Und hast doch nicht gewartet."

„Wußte ich denn, daß du auf mein Warten rechnetest?"

„Wir waren vielleicht zu ehrlich gegeneinander."

„Und dann zu schweigsam."

Wie eine helle Stelle in der schattenschweren Nacht sahen sie auf einmal klar, wo sie in ihrer Jugend geirrt hatten.

Und plötzlich war Lotte Leuthold wieder das Mädchen, das auf das befreiende, Wünsche erfüllende Wort des Geliebten wartet. „Hast du wirklich meinetwegen nicht geheiratet?" fragte sie.

„Ich hatte dir doch geschrieben, daß ich mich für gebunden halte, trotzdem ich nicht die Möglichkeit besaß, dir die äußerlichen Beweise dafür zu geben."

„Mein Gott," sagte sie. Sie biß die Lippen zusammen.

Er fuhr weiter: „Die Sache war ja für dich aussichtslos. Ich habe mich damals über deine Verlobung nicht gewundert, aber — jetzt, da ich fühle, daß du dich innerlich weder damals noch jetzt verändert hast, jetzt wundere ich mich."

„Ich kann dir das nicht erklären," flüsterte sie, „denn ich weiß es selbst nicht."

Sie hatte nun auch die Hand erhoben und pochte mit sachten, nervösen Fingern auf die Mauer. Es war ganz Zufall, daß die Hände einander streiften. Aber es durchzuckte beide wie ein Schlag.

„Wie ist dein Leben, Lotte?" fragte Felix.

Sie nahm seine beiden Hände oder vielleicht gab sie ihm nur die ihrigen, da er die seinen erhob.

„Was soll ich dir antworten?" entgegnete sie.

Dabei kamen sie sich näher und näher, standen Brust gegen Brust gepreßt. Sie sahen einander an, ein wenig ratlos und doch von der Ratlosigkeit beglückt und von dem Glück überwältigt Sie vergaßen gänzlich, wo sie waren, und daß trotz der späten Stunde und der Heimlichkeit des Ortes jemand sie sehen konnte. Sie sprachen nicht mehr, neigten auch die Gesichter nicht zusammen. Sie hörten niemand kommen.

Und doch stand Angelika plötzlich bei ihnen und sagte mit von Verwirrung und Bedrängnis erstickter Stimme: „Mutter."

Lotte überlief ein Frost. Dann brauste eine Welle von Glut und Schrecken über sie hin. Sie fand keine Worte und starrte Angelika an wie einen Geist.

Aber Felix Heß verlor seine Fassung nicht. Er wandte sich zu Angelika: „Ihre Mutter und ich haben uns über ernste Dinge aussprechen müssen," sagte er. „Wir sind zu Ende. Ich werde Sie beide heimbringen."

Schon setzte er sich in Bewegung. Er legte den Arm einen Augenblick um Lottes Hüfte, sie zum Mitkommen leitend. Auch nickte er Angelika mit einem stummen Ernste zu, daß sie an seine Seite trat. So schritt er zwischen den beiden Frauen der Kirche entlang auf den Freiplatz hinaus und dem Schlößlein wieder zu.

Sie sprachen nicht, bis sie an die Haustür kamen. Jedes trug seine brennenden Gedanken.

An der Tür aber sagte Felix: „Ich werde dir schreiben, Lotte."

Er reichte ihr frei und fest die Hand.

Und zu Angelika sprach er: „Sie sind bedrückt, liebes Kind. Vertrauen Sie Ihrer Mutter, daß sie weiß, was für uns alle das Beste ist."

Vielleicht hörte weder die eine noch die andere, was er sagte, denn sie vermochten beide nicht klar zu denken. Sie wendeten sich von ihm und traten, die Häupter gesenkt, über die Schwelle ihres Hauses. Mechanisch ließ Angelika der Mutter den Vortritt.

Felix Heß trat ebenfalls seinen kurzen Heimweg an. Er sah seinen Weiterweg so klar vor sich wie die paar Schritte, die zu seinem Gasthaus führten. Das Zusammensein mit Lotte, noch mehr vielleicht die Dazwischenkunft Angelikas hatten das Verlangen in ihm vermehrt, diesmal nicht tatlos zurückzustehen. Er hatte erkannt, daß Lotte nicht glücklich war. Er wußte, seit er Adrian Leuthold gesehen und gesprochen, daß sie es nicht sein konnte mit diesem Manne, der bei aller Trefflichkeit so wenig zu ihr paßte.

Sollte nun das, was in ihrer Jugend durch Mißverständnis, durch Irrtum und Macht der Verhältnisse versäumt und verdorben worden war, durch das ganze Leben dauern? Mußte es dauern? Es wurden viele Bande wieder gelöst. Wenn Lotte Leuthold frei werden wollte — an ihm sollte es diesmal nicht liegen, daß er das erlösende Wort nicht sprach. Er fühlte kein Unrecht dabei. Wahrheit war besser als Schein und Lüge.

Er stieg nach seinem Zimmer hinauf. Ein paarmal noch schritt er darin auf und ab. Dann setzte er sich und schrieb einen Brief mit einer kleinen, klaren, leicht lesbaren Gelehrtenschrift.

Inzwischen waren Lotte und Angelika nach ihren Wohnräumen gelangt. Sie standen in einer der Stuben und fühlten, daß sie sprechen sollten. Angelika hatte sich von der Mutter ab- und einem Fenster zugewandt. Lotte betrachtete sie, wie sie den dunklen Kopf noch immer auf die Brust gesenkt, dastand. Endlich sprach sie sie in einem Zwiespalt von Ungeduld und Qual an: „Geh jetzt schlafen, Kind. Ich begreife überhaupt nicht, wieso du — —"

Ein Schluchzen unterbrach sie. Angelika warf sich auf einen Stuhl. Sie schlug die Hände auf die Lehne und die Stirne auf jene. „O mein Gott!" stöhnte sie.

Lotte zitterte. Was wollte das alles werden? Aber sie faßte sich und trat zur Tochter. „Du hast nicht Ursache zu Tränen," sagte sie vorwurfsvoll und fest. „Du wirst dich jetzt niederlegen. Morgen will ich dir erzählen, wie alles ist und gekommen ist."

„Meinst du, daß ich schlafen könnte?" erwiderte Angelika, die Augen groß und erschreckt auf die Mutter gerichtet.

„Ich habe es lange gespürt, daß etwas nicht war, wie es sein sollte," klagte sie dann.

Lotte richtete sich steil auf. „Glaubst du, daß deine Mutter nicht weiß, was sie zu tun hat?" sagte sie.

Jetzt war sie dem Mädchen überlegen. Sie war sehr bleich, aber aus ihrer Haltung und aus ihrem Blick sprach eine große Kraft.

Angelikas Tränen versiegten. Einen Augenblick lang war es, als müßten beide Frauen aufeinander zueilen und sich umschlingen. Alle Liebe, die sie füreinander hegten, leuchtete ihnen aus den Augen und trieb sie zueinander. Aber es war zwischen ihnen eine Brücke zerbrochen.

Dann wandte sich Angelika der Türe zu. „Gute Nacht, — liebe — Mutter," sagte sie und ging hinaus.

Als Lotte nun allein war, faßte sie nach einer Stuhllehne, bog den Kopf und stand so, mit den Gedanken im Dunkel bohrend. War es nicht, als ob man ihr Schlingen umwürfe? Oder ein Netz, in dessen Maschen sie sich verstrickte? Seit Jahren war dieses Netz enger geworden. Jetzt war es schon, als ob es sie ersticken müßte. Der Mann, dem sie nur mit halbem Herzen gehörte, der jeden Tag ihr Pflichtgefühl herausforderte, weil ohne dieses sie nicht über die innern Widerstände Herr geworden wäre, die sie von ihm immer neu abstießen. Die Kinder, die sie mit heißer Seele suchte, weil sie das Beste in ihrem Leben waren. Und die doch ihr oft fern waren, und jetzt wohl noch viel ferner rücken würden. Und Felix! Der Getreue, der ihr nichts, nichts schuldig geblieben, von dem sie jetzt nicht getrennt wäre, wenn sie ihn richtig erkannt hätte! Wo war der rechte Weg zwischen ihnen? Und — was würde aus dem werden, was heute abend geschehen war? —

Sie stand lange so, aber sie hatte noch kein Ergebnis gefunden, als sie das Licht löschte und in ihr Schlafzimmer ging. Sie grübelte weiter, während sie sich entkleidete, weiter, als sie im Bett lag. Ein paarmal kam in der Nacht der Schlaf und überwältigte sie, und wenn sie erwachte, waren die Gedanken noch da, die sie peinigten. Sie brannten sie bis zum nächsten Entschlummern. Sie taten auch am Morgen wieder ihr peinvolles Werk.

⁂ ⁂ ⁂

Lotte war früh auf. Der Tag mußte eine Entscheidung bringen; so konnte man ihr nicht früh genug die Stirn bieten. Die Stunden bis zum Frühstück schlug sie mit allerlei Arbeit tot. Als die Zeit der Morgenmahlzeit kam, trat sie zum Tisch, wo drei Gedecke aufgelegt waren.

Sie setzte sich nieder und dachte, daß die Kinder wohl kommen würden. Aber Hans David und Angelika kamen nicht.

Lotte wurde unruhig. Sie sah immer wieder nach der Uhr. Dann schwankte sie, ob sie die Magd nach den Verspäteten schicken oder selbst nach ihnen sehen solle. Eben als sie die Tür öffnete, um sie zu suchen, hörte sie Angelika und Hans David aus des letztern Zimmer treten. Da wußte sie, daß beide über sie gesprochen hatten, und fand das bestätigt, als sie ins Eßzimmer traten, ihr wohl guten Tag wünschten, ihr aber nicht einmal die Hand reichten. Sie setzten sich auch nicht zu Tisch, sondern standen in einer verlorenen Weise im Zimmer herum. Eines schien immer auf etwas zu warten, was das andere tun sollte.

Endlich sagte Angelika, während ihre Lippen zitterten und durch ihre ganzen Züge ein schmerzhaftes Zucken ging: „Wir müssen es dem Vater mitteilen, Mutter, wir können nicht anders."

Zum erstenmal seit ihrer schmerzhaften Geburt drängte sich etwas Feindseliges zwischen Lotte und sie. Es war eine unendlich peinvolle Feindseligkeit, ein Gefühl fast der Verachtung für ihr kindisches Nichtverstehen und daneben ein Staunen, das aufschreien wollte: ‚Wie könnt ihr nur das tun, ihr Geliebten?' Lottes Mund verzog sich in einem Ausdruck großer Bitterkeit. Dann sagte sie: „Da habt ihr euch nicht einzumischen. Das werde ich selbst mit eurem Vater besprechen. Ihr habt kein Urteil in dieser Sache, ihr —"

Hans David unterbrach sie, und es traf sie mehr als alles, daß der weiche Knabe, der doch den Jahren nach schon ein Jüngling war, auf einmal sein stilles, anschmiegsames Wesen verlor und ihr widerstrebte. „Mag alles sein, wie es will, es kann dem Vater gegenüber nicht richtig sein," sagte er.

Lotte überlief es heiß. Vielleicht war es Scham, aber sie war vermischt mit einem Gefühl unendlicher Enttäuschung.

Ohne es zu wissen, war sie heimlich stolz gewesen, weil die Beziehungen zwischen ihr und den Kindern enger geschienen hatten als diejenigen zwischen diesen und ihrem Vater. Nun traten plötzlich die starken Wurzeln zutage, mit denen sie mit Adrian verwachsen waren. Gleichzeitig aber gewahrte Lotte, daß eine Kluft sich zwischen ihr und ihrem eigenen Leib und Blut aufgetan hatte. Sie kam sich auf einmal allein vor. Ein Empfinden der Verstoßenheit ergriff sie und zugleich ein Heimweh nach ihrer Jungmädchenstube am Neumarkt und nach einer alten, schlanken Frau, die dort noch immer am Fenster saß und lebensweise Augen hatte. Sie wurde aber nicht schwach von diesen Empfindungen, sondern es erwachten in ihr auch Trotz und Entschlossenheit. Sie sagte zu den Kindern: „Ich werde den Vater bitten, heraufzukommen. Inzwischen wünsche ich, daß von dieser Sache nicht weiter gesprochen wird."

Mit in den starken Nacken gebogenem Kopf verließ sie das Zimmer.

Hans David setzte sich an den Frühstückstisch. Ein paar Tränen fielen auf das Butterbrot, das er sich strich. Auch Angelika ließ sich nieder. Und sie aßen wie sonst. Aber sie sprachen nicht miteinander. Es lag schwer auf ihnen.

Um die zehnte Morgenstunde brachte der Briefträger einen Brief. Die Magd nahm ihn in Empfang und reichte ihn auf der Treppe Frau Lotte, die eben vorüberging. Diese las die Aufschrift, erschrak und begab sich in ihr Schlafzimmer. Dort schloß sie sich ein. Der Brief war von Felix Heß. Er war noch in der Nacht geschrieben. Er war nicht lang, aber voll Ehrlichkeit. Er wisse nun, daß sie nicht glücklich sei, noch, so wie ihr Leben jetzt gestaltet sei, es je werden könne. Ihre Kinder seien erwachsen. Bald würden sie ihre eigenen Wege gehen. Vielleicht komme ihr da die Überzeugung, nicht weiterführen zu können, was sie mit einer Selbsttäuschung und mit einer Unwahrheit gegen einen andern begonnen habe. In diesem Augenblick wolle er, Felix Heß, gutmachen, was er einst in bester Absicht übel getan, er wolle da sein, falls sie seiner bedürfen sollte. Das Ereignis des Abends mit dem Dazwischenkommen Angelikas verlange einen Entschluß. Wenn dieser so fallen sollte, daß sie freien Weg für sich zu fordern gewillt sei, so biete er ihr zum Geleit die Hand. Sie und er ständen innerlich noch da, wo sie in Jugendtagen einmal gestanden. So möchten sie auch äußerlich wohl dort noch einmal beginnen. Er glaube nicht, daß weder das eine noch das andere es je bereuen werde.

Lotte fühlte sich wie von neuen Kräften durchströmt. Es war, als weite sich ihr Herz, als schwöllen ihr die Muskeln und lockerten sich lang getragene Ketten. Sie spürte erst jetzt, wie vieles sie seit Jahren eingeengt hatte. Sie stand auf und atmete frei. Der Gedanke, neben den zu treten, der in ihrem Leben der erste und einzige gewesen, war etwas so Helles, Strahlendes, daß sie einen Augenblick ihn genoß wie ein plötzliches Leuchten blauen Himmels nach langer Regenzeit. Dann freilich strömten die Bedenken herein. Die Kinder! Wie sollte sie ohne sie sein können? Wenn sie aber den Weg ging, den Felix ihr wies, dann verlor sie jene, dessen war sie gewiß. Und Adrian! Es würde ihn hart treffen! Und sie hatte ihm viel zu danken. Sie hatten doch nun auch manches Jahr zusammen gelebt und viel miteinander erfahren. Aber — erhoben sich neue Erwägungen — hatten nicht die Kinder selbst schon zwischen ihr und dem Vater entschieden? War die Spalte, die schon zwischen ihnen klaffte, überhaupt noch zu überbrücken? Und war es nicht richtig, was Felix sagte, daß ihr bisheriges Leben Täuschung ihrer selbst wie anderer gewesen und daß sie nun Wahrheit schuldig war und sie geben durfte?

Wieder siegte der sie selbst körperlich stählende Entschluß über die Zweifel, wenn auch die Schmerzen heimlich in ihr fortstachen. Sie nahm Papier und Tinte und tat, was sie noch hinausgeschoben, schrieb an ihren Mann. Alles schrieb sie offen nieder, was vor ihrer Ehe und während derselben und bei ihrem Eintritt in sie gewesen war. Sie beschönigte nichts. Sie klagte sich selbst an, wo sie Schuld zu haben meinte.

Selbst trug sie dann den Brief zur Post. Einen Augenblick hatte sie daran gedacht, einen zweiten zu schreiben. Es war ja ein Mensch auf der Welt, dem ihr Innerstes stets offen gelegen hatte: Frau Dorothea, ihre Großmutter.

Allein ihr schien, als müßte sie bei ihrer Beichte die feinen Hände der alten Frau fassen, den Kopf in ihren Schoß legen können, und sie beschloß zu warten, bis sie ihr mündlich alles sagen konnte.

Nach ihrer Heimkunft traf sie wieder mit den Kindern zusammen.

Sie versuchten dann alle drei, Mutter und Kinder, den Alltag zu durchleben. Sie versuchten, gut zueinander zu sein; denn nie war ihre Liebe füreinander stärker gewesen. Aber zwischen die Mühe der Kinder drängte sich ihr Befremden über alles Geschehene, ihr dumpfer Schmerz, und zwischen Lottes guten Willen die Erkenntnis, wie unfrei jene waren, und die Furcht vor allem, was ihr noch zu tun blieb und was auch jene noch zu erfahren hatten.

Pfarrer Hirzel trat ins Haus. Er wollte wegen des nächsten Musikabends Abmachungen treffen. Lotte ließ ihn durch das Mädchen abweisen, da sie unpaß sei.

Der Tag, der lang gewesen, verging. Die stilleren Stunden kamen mit Dämmerung und Dunkelheit. Sonst pflegte Lotte Leuthold sich mit ihren Kindern in der Wohnstube zusammen zu finden und sich von Hans David vorlesen zu lassen, während die Frauen handarbeiteten. Manchmal legten sie auch Dominosteine. Jetzt jedoch sprach keines von gemeinsamem Lesen oder Spielen. Die schweigsame Abendmahlzeit ging vorbei. Sie saßen wie sonst am Tisch. Wie sonst stichelten die zwei Frauen an feinem Linnen. Aber Hans David durchstöberte die Zeitung und blätterte dann in einem, dann in einem

andern Buche. Zuweilen holte Lotte weit her irgendein Wort: „Es soll jetzt viel Gäste haben auf der Lenzerheide, wo wir letzten Sommer waren.“ Oder: „In der Zeitung steht, daß demnächst große Truppenübungen in der Nähe von St. Felix stattfinden werden.“ Die Kinder horchten auf, ohne der Mutter die Augen zu zeigen.

„Ob wohl die Eschers auch wieder auf Lenzerheide sind,“ sprach Angelika, und Hans David meinte, er möchte wohl wieder in der Stadt sein, wenn die Manöver begännen, bei denen der Vater doch auch mitwirken werde.

Aber die Sätze und Sätzlein spannen sich nicht zu einem Gespräch zusammen. Sie starben ab wie Blumen, die zu wenig Trieb haben. Selbst die Lampe schien trüber als sonst zu brennen, und es war schwül im Zimmer wie bei einem Gewitter, obgleich ein Fenster offenstand und klare Nachtkühle hereindrang.

Früh stand Hans David auf, sprach vom Schlafengehen und drückte sich doch im Gefühl, daß er zu bald zu entrinnen suche, noch am Fenster herum. Angelika aber legte sogleich und mit sichtlicher Hast die Arbeit nieder, bestrebt und gedrängt, gleichzeitig mit dem Bruder aufzubrechen. Sie hatte sichtlich Angst, mit der Mutter allein zu sein, und Angst vor den Stimmen, die bei solchem Alleinsein laut werden konnten.

Nach einer peinvollen Pause, während welcher die Jungen erst recht nicht wußten, was sie anfangen sollten, und nur Lotte mit hartnäckigem Eifer weiternähte, trat Angelika auf die Mutter zu und bot ihr die Hand zur guten Nacht. Sie zitterte, und in ihrem Gesicht zeigte sich Bewegung, aber sie hatte sich fest in der Gewalt. Der weichere Hans David aber, als er sich über Lotte neigte und sie auf die Stirn küßte, konnte ein paar Tränen nicht zurückhalten, und Lottes Stirn wurde feucht.

Dann blieb sie allein und starrte vor sich hin. Aber sie war stark. Es mußte ein Ende werden mit allem Zögern und Zweifeln. Der Mensch auf seinem Lebenswagen mußte fest sich in die Zügel legen, sonst wurde das Pferd lahm, und er selbst nickte ein und merkte nicht, wie ihn sein Tier in die Öde zog.

So entschlossen und stark war Lotte, daß sie in dieser Nacht beinahe ruhig schlief.

Im Hause gegenüber aber war einer wach. Es war, als hätte er alle die Jahre seines Lebens gebraucht, um zu erkennen, was sein Glück war und er hing atemlos an der Möglichkeit, daß es sich erfülle. So durchbebt von Hoffnung und von Angst war er in seiner Jugend nie gewesen.

Der folgende Tag war noch nicht über die Mittagsstunde hinaus, als Adrian Leuthold ankam. Er hatte den erstmöglichen Zug zur Reise benutzt. Er war in Uniform — Lotte wußte nicht einmal, daß er eben Dienst hatte — und er hatte mit ihr jenen Menschen an, dem alle Linkischheit verging und der zu kommandieren wußte.

Er legte nicht einmal Mütze und Säbel ab, als er bei Lotte und den Kindern, die noch mit den Resten des Mittagsmahles beschäftigt waren, eintrat. Er grüßte auch nicht. Noch unter der Tür sprach er mit einer tonlosen Stimme seine Frau an: „Willst du mit mir in unser Zimmer kommen.“

Die Kinder sahen ihn erschreckt an. Aber er schien gar nicht an sie zu denken.

Jetzt stand Lotte schon neben ihm.

Er ließ sie an sich vorübertreten und folgte ihr.

In ihrem Schlafzimmer entblößte er den Kopf, strich sich über die Stirn, als ob ihm heiß sei, und gürtete den Säbel ab.

„Du hast mir da geschrieben, Frau,“ begann er, und der Atem war ihm eng. „Ich verstehe aber das alles nicht.“

Lotte stand dem Fenster zugedreht, ein wenig trotzig, wartend, was werden wolle.

Er legte die Arme rücklings gegen die eine Bettstatt und lehnte sich an.

„Bist du eigentlich bei Sinnen, Lotte?“ fragte er.

Sie wandte sich ihm zu, reif und ruhig und entschlossen. „Ich habe gedacht, ich hätte dir alles so ausführlich dargelegt, daß uns viele Worte erspart bleiben könnten,“ sagte sie.

„Denkst du nicht an die Kinder? An die Leute? Wir sind nicht die ersten besten. Wir haben Rücksichten zu tragen gegen unsere Stellung, auf uns selbst.“

„Ich habe mir alles so gründlich überlegt, so schmerzlich mir abgerungen, daß ich jetzt den Willen nicht aufbringe, noch einmal mir mit Zweifeln das Innerste zu zerschneiden. Ich muß jetzt vorwärts und will vorwärts. Wenn die Kinder mich jetzt nicht verstehen, so werden sie es vielleicht später tun. Und wenn sie es nie lernen sollten, so zahle ich“ — ihre Stimme erstickte jetzt fast — „dafür, daß ich sie enttäusche mit dem Bittersten, das mir geschehen kann, damit daß ich sie verlieren muß. Die andern Leute — das zählt für mich nicht mehr. Du aber —“

Sie trat einen Schritt näher zu ihm und sah ihn ehrlich an. „Du bist ein verständiger Mann,“ fuhr sie fort. „Du mußt aus meinem Briefe gesehen haben, wie alles liegt. Ich habe dir nie gesagt, daß ich dich liebe. In den wenigen Stunden, da es dir vielleicht so schien, war ich nicht ich selbst. Du

bist in meinen Weg getreten. Ich mache dir daraus keinen Vorwurf, aber erspare ihn auch mir, wenn ich mich doch nicht in dich finden kann. Ich weiß nicht, was es ist. Vielleicht gehöre ich dem andern zu sehr, ist mein Wesen zu sehr mit seiner Art eins, als daß es sich der deinen zuwenden konnte. Wie sehr wir innerlich geschieden sind, das würdest du besser gespürt haben, wenn du weniger von andern Dingen, deinem Dienst, deinen Geschäften und deinen Freunden beansprucht gewesen wärest."

„Manchmal schien es mir freilich," erwiderte er vor sich niederblickend, „als ob ich dir zuwider sei, aber — so — daß die Kluft so groß sei — dachte ich nicht."

Er schwieg. Dann sammelte sich in ihm der Zorn wieder, der ihn zu Hause beim Lesen ihres Briefes überfallen hatte. Er fuhr mit rauherer und härterer Stimme fort: „Und das alles sagst du mir, nachdem wir mehr als zwanzig Jahre miteinander gelebt haben. Du siehst nicht ein, wie lächerlich du dich vor aller Welt machst, dich und uns. Aber — Gott sei Dank bin ich ja auch noch da, und was genug ist, ist genug. Du wirst nicht so blind noch so blöd sein, zu erwarten, daß ich deine Narrheit mitmache. Vielleicht in den ersten Jahren unserer Ehe hätte mir das alles Eindruck gemacht. Jetzt ist es dazu zu spät. Jetzt, wenn du selber die Vernunft verloren hast, werde ich dafür sorgen, daß du sie wieder findest."

Er verfiel jetzt in den Ton, in welchem er mit seinen Fuhrleuten verkehrte.

Lottes Innere empörte sich. „Was soll das heißen?" fragte sie.

„Das wirst du sehen."

„Ich bin entschlossen, die Scheidungsklage einzureichen."

Er lachte laut. „Du stellst dir das sehr leicht vor. Ich habe da wohl auch noch ein Wort mitzureden."

„Du willst —"

„Zwischen uns bleibt alles, wie es ist. Äußerlich wenigstens."

„Unmöglich!"

Sie standen einander jetzt in hellem Zorn gegenüber. Lotte sah, daß es ihr nicht leicht gemacht werden würde, die eigenen Entschlüsse durchzuzwingen, allein das entzündete nur ihren Mut. Sie drehte sich plötzlich ab und verließ das Zimmer.

In einem andern Raume standen die leeren Gepäckstücke, mit denen die Familie hergereist war. Lotte suchte sich einen Handkoffer aus. Mit dem kehrte sie in die Schlafstube zurück.

„Du willst packen?" fragte Adrian.

„Ich reise zur Großmutter," entgegnete sie.

„Daß du mit ihr sprichst, dagegen habe ich nichts," erwiderte er. „Sie wird dir nur sagen, was vernünftig ist. Aber wenn gereist wird, reisen wir zusammen."

Damit trat er auf sie zu, ergriff den Handkoffer und wollte ihn ihr wegnehmen.

Sie wehrte sich.

„Lotte!" rief er. Hatte er vorher seine Stimme noch gedämpft, so klang sie jetzt laut und ohne Rücksicht auf die, die es hören konnten.

Lotte rang mit ihm. Eine verzweifelte Heftigkeit ließ sie das letzte versuchen, ihm zu trotzen. „Laß mich," keuchte sie. „Ich will fort. Ich bleibe keinen Augenblick mehr in deinem Hause."

Der Lärm dieser Szene hallte laut in den Raum hinunter, wo Hans David und Angelika in unruhiger Verlorenheit herumgegangen und herumgesessen waren. Sie horchten auf. Hans David stopfte sich die Finger in die Ohren und starrte zum Fenster hinaus. Aber Angelika ging zu den Eltern hinüber. Im Augenblick, da Adrian Leuthold sich des Koffers bemächtigt und Lottes Handgelenk hart gepackt hielt, trat sie in die Türe.

„Vater! — Mutter!" sagte sie.

Ein so großes Entsetzen stand in ihrem Gesicht und eine solche Qual, daß die beiden andern sich voneinander wandten.

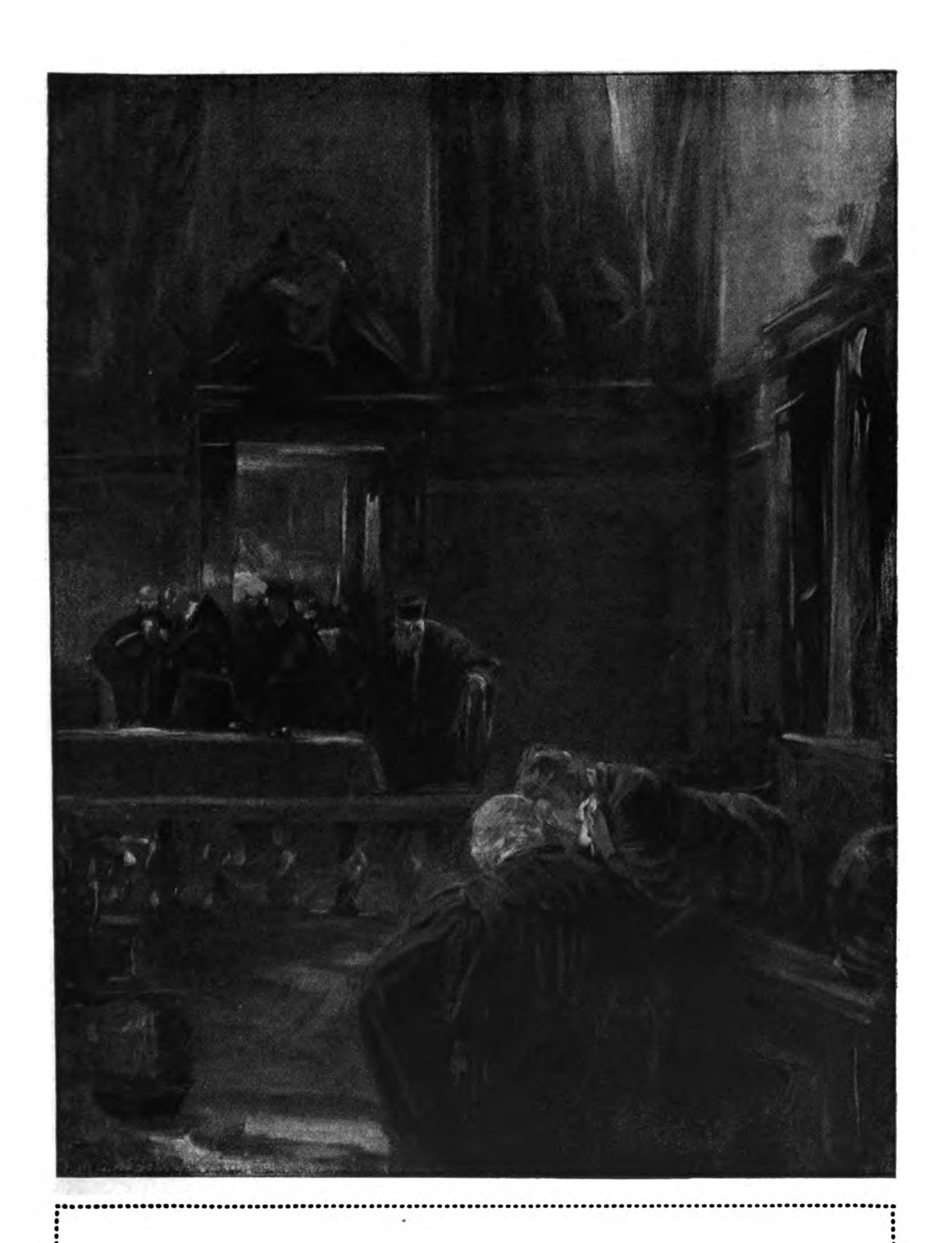
Aber Adrian Leuthold wußte sich im Recht und sagte barsch: „Sage deiner Mutter, was sich gehört, Angelika. Sie will uns entlaufen."

„Mutter," schrie Angelika und warf sich Lotte vor die Brust. Sie umschlang sie mit zitternden, suchenden, wie verirrten Armen. Sie weinte. Ein solcher Sturm von Kummer schüttelte ihren Körper, daß Lotte das Herz stillstand und sie jeden Augenblick meinte, die Erregung müßte dem Kinde die Besinnung rauben. Da fühlte sie, daß sie es jetzt nicht weiter treiben durfte, daß es nicht so leicht war, fortzukommen.

„Sei ruhig, Angelika," bat sie mit beengtem Atem. „Ich gehe ja nicht, jetzt nicht, bis alles klar und entschieden ist."

(Schluß folgt)





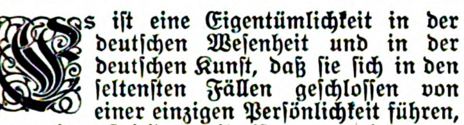
Die Stunde der Entscheidung
Gemälde von Prof. Ferdinand Brütt

Ferdinand Brütt

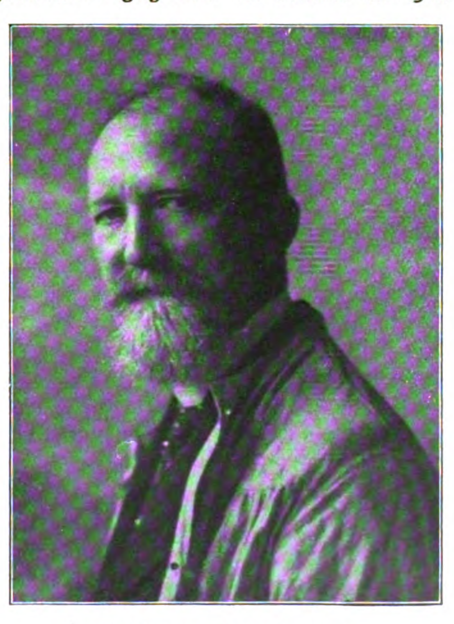
Zum siebzigsten Geburtstag des Künstlers, 13. Juli

Von Dr. Jos. Aug. Beringer in Mannheim





Es ist eine Eigentümlichkeit in der deutschen Wesenheit und in der deutschen Kunst, daß sie sich in den seltensten Fällen geschlossen von einer einzigen Persönlichkeit führen, von einer Zeitidee mitreißen, von einem gemeinsamen Kulturgedanken ausschließlich bestimmen und richten und in eine einheitliche Bahn drängen lassen. Mag eine noch so starke Persönlichkeit einen fülligen Ton anschlagen, mag eine Zeitidee noch so stürmisch nach Geltung verlangen, ein Kulturgedanke noch so allgemein zu wirken versuchen: immer werden andere Persönlichkeiten ihr Eigenleben zur Geltung bringen, werden gleich- oder entgegengerichtete Zeitideen sich durchsetzen, werden andersartig erweiterte Kulturgedanken auftauchen, sich gestalten und in die große Entwicklungskurve sich einzuschalten versuchen. Das gibt allerdings dem deutschen Kultur- und Kunstleben nicht nur seinen besonderen, sondern geradezu seinen einzigartigen Charakter, seine mit starren Maßstäben unmeßbare Vielseitigkeit, seine Bedingtheit, aber auch seine blühende Größe. Unsere Zeit, mit ihren individualistischen, ja subjektivistischen Tendenzen, vergnügt sich ganz besonders am Spiel und am gleichschwebenden Zug von vielerlei Kräften und Gewichten. Sie sucht auf allen Gebieten des Lebens zu zeigen und zu begründen, daß jede Einzelerscheinung nicht bloß wertvoll, sondern auch zulässig, im Charakter wesentlich und jede Wesenheit berechtigt ist, daß also ‚das All tausend Erlösungen gönnt‘.



Professor Ferdinand Brütt
Aufnahme aus dem Atelier Senn & van der Ropp in Frankfurt a. M.

Zu Ferdinand Brütts Künstlerschaft findet sich ein solcher Gedankengang gerechtfertigt, sowohl durch die Örtlichkeiten, an denen sein Schaffen sich vollzog, als auch durch die Art und Weise, wie sich seine Kunst bald im Anschluß, bald im Gegensatz zur Umgebung entwickelte und entfaltete. Ein Eigenwilliges, auf sich selbst Gestelltes macht sich in seiner Lebensführung wie in seinem Schaffensgang bemerkbar bei aller Nähe und Verbundenheit des großen Kunstschaffens der Zeit. Brütt geht seinen eigenen Gang, folgt seinem Stern, gehorcht seinem Gesetz, mochten die Kunstrichtungen der Zeit — und es waren nicht wenige und nicht unbedeutende — mit noch so gebieterischer Gebärde auf gewisse besondere Ziele und Zwecke hindeuten: Brütt sah und verfolgte nur sein Ziel. Schon die Wahlverwandtschaft, mit der er aus seinem angeborenen heimatlichen Lebenskreis heraustrat und in andere Denk- und Schaffenskreise hineinging, beweist von vornherein die Eigenart des Künstlers.

Das schaffende, den Weltverkehr vermittelnde, das Waren und Menschen austauschende Hamburg, wo Ferdinand Brütt am 13. Juli 1849 geboren wurde, hat von seiner Arbeitsfreudigkeit, seiner beweglichen Freiheit, seiner politischen und menschlichen Selbstzucht ein Stück von jedem dieser Anteile auf den jungen Brütt vererbt, nur eben anders, außerhalb der üblichen geschäftlichen Sphäre, im Künstlerischen verankert. Schon auf der Gewerbeschule seiner Vaterstadt hat Brütt unter der tüchtigen Leitung von G. Gensler und Heimerdinger den Flug über das Handwerkliche in das Künstlerische angetreten. Die Ergebnisse des mehr schulmäßigen Kunststudiums waren so ermutigend, daß am Ende der sechziger Jahre der Besuch einer Kunstakademie ins Auge gefaßt wurde.

Damals war die deutsche Malerei im Norden und im Süden Deutschlands in einer Übergangsperiode. Der streng komponierende Stil der Cornelianischen Kartonmalerei war im Ablauf begriffen, die poetisierende Malerei Schwinds noch nicht durchgedrungen, und der einsetzende Neuidealismus Feuerbachs und Böcklins hatte noch keine Geltung. Auch das Handwerkliche der Malerei,

die gepflegte Technik und das Kolorit, war weniger Bestand des allgemeinen Wissens und Könnens als Sache weniger einzelner. Noch galten die Belgier als die großen Koloristen. Ihre Werke und ihre Ausstellungen in Deutschland gaben jeweils neue Anregungen. Viele deutsche Maler zogen deshalb nach Brüssel und Antwerpen, um bei den dortigen Meistern zu studieren, oder belgische Künstler wurden nach Deutschland gezogen, um mit ihrem kompositionellen und koloristischen Können die versandete, trockene Malweise der deutschen Kunst aufzufrischen.

So wurde der Belgier Wilhelm Pauwels, ein Gallaitschüler von großem Können, nach Weimar berufen, um der dortigen Kunstschule mit Gussow und Alb. Baur neues Leben einzuhauchen. Gussow unterwies dort in der Technik aufs trefflichste. Brütt fand hier von 1870 an bei dem Belgier die beste Weisung in der Komposition, in der Zeichnung, im charakterisierenden Ausdruck und in der klugen, kontrastreichen Wahl der Typen. Bei Alb. Baur, der als Rethelverehrer zu dem Märchenpoeten Schwind nach München gegangen und doch am stärksten von dem malerischen Realismus Pilotys beeinflußt worden war, wurde Brütts Sinn für vornehme, klar kompositionelle und gute malerische Gliederung der Gruppen gestärkt; auch trat er seinem Meister menschlich näher, so daß, als Baur 1876 wieder nach Düsseldorf zurückkehrte, Brütt ihm dahin folgte und es für die Zeit bis nahe der Jahrhundertwende zu seiner zweiten Heimat machte.

Schon das nachfolgende Jahr gab mit dem allerwärts Beifall erntenden Bilde ‚Des Landes Hoffnung‘ (1877) dem jungen Künstler in der neuen Heimat die gesicherte künstlerische Stellung, von der aus das selbständige und eigenartige Schaffen sich vollzog. Die ersten Werke zeigen ihn schon auf all den Gebieten tätig, die er späterhin mit so viel Tüchtigkeit ausbaute: in der ausdrucksvollen Charakterstudie, die bald zur bildmäßigen Gruppe ausgestaltet wird. Erscheinungen, wie der ‚Alte Mann im Park‘ (1878) und der ‚Alte Mann mit hohem, schwarzem Hut‘ (1880) sind die Vorstudien zu den lebendigen und sprechenden Gestalten, denen man in den Werken der achtziger Jahre begegnet: jeder einzelne ein Charakter, dessen Geschichte man am Ausdruck des Gesichtes und der Gebärde lesen kann.

Auch die landschaftlichen Anfänge beginnen schon sich zu entfalten, wie aus der ‚Parkstudie‘ (1878) und dem ‚Park in Wilhelmstal‘ (1883) ersichtlich.

Die Wahl Düsseldorfs zum Ort der Tätigkeit ist, außer durch den Verkehr mit dem verehrten Lehrer Baur, auch in künstlerischer Beziehung von Bedeutung. Düsseldorf stand damals auf der Höhe seines Ruhmes. Der Rheinländer Knaus und der französische



Konzert. Gemäldeskizze



Aschermittwoch. Gemäldeskizze

Schweizer Vautier haben die Kurve des in Düsseldorf je und je gepflegten Genrebildes in steilem Aufstieg höher und höher gezogen. Die kirchliche Malerei der Schadowschule war unter den Forderungen des realen Lebens zur Seite getreten. Neben dem gesteigerten, wohl auch übersteigerten Ton der pictura sacra wurde ihr Gegenspiel in der Darstellung des modernen Lebens gefordert. Humorvoll, witzig, ironisch, gemütvoll, bald ständisch vornehm, bald bäuerlich natürlich wurde die Genremalerei betrieben. ‚Volkstümliche Kunst' in des Wortes bester, aber auch breitester Bedeutung wurde geschaffen, bald mit romanischem, bald mit niederdeutschem oder auch mit nordischem Einschlag, je nach der Künstlergruppe, der die Führung gelang. Knaus und Vautier haben in ihren Darstellungen das Genre überwunden, das ihrer Zeit voranging. Dieses hatte mit Spott und Ironie die Romantik überwunden und durch A. Schrödter, Hasenclever, Jordan, Ritter u. a. Stoffe gebracht, die mit Humor gewisse Schwächen der Zeit, der Gesellschaft wie auch der Kunst behandelten. Durch die skandinavischen Künstler Tidemand, Nordenberg und Fagerlin kam ein herberer Zug in das Düsseldorfer Genre. Aber ihnen folgende Maler verlegten den Wert des Bildes mehr ins Inhaltliche als in das Künstlerische, wodurch die Genrekunst der rheinischen Schule nach und nach zum Schauplatz erzählerischer, kostümlicher oder sentimentaler Motive wurde, mit der die Kunst des Malens nur äußerst lose Beziehungen hat. Hier setzte nun Knaus ein. Er hatte koloristische Vorzüge und war frei von jeder Sentimentalität und Gemütsduselei. Durch die Kunst scharfer Charakterisierung erhob er seine Stoffe wieder ins Künstlerische, ohne sich seiner Deutschheit zu begeben, trotzdem er in Paris in stürmischer Weise gefeiert und aufgenommen worden war. Vautier, der gebürtige ‚Westschweizer', ist weniger Maler als Knaus; aber er hatte die Gabe noch schärferer und ausdrucksvollerer Charakterisierung als sein rheinischer Nebenbuhler. Er steht den Stoffen noch freier und unbefangener gegenüber als Knaus. Auch traf er einen volkstümlicheren und feiner humoristischen Ton als sein oft ironisch zugespitzter Malgenosse. Der Düsseldorfer Genremalerei dieser beiden Neubegründer hatten A. Munkaschy und C. Hoff und in den siebziger Jahren Carl Sohn neue Züge mit sozialen Betonungen hinzugefügt. Die oberen Gesellschaftsschichten und die Welt der Durchbrecher geheiligter Ordnungen begannen das Genre zu beherrschen. Wollte Brütt seine Eigenart erweisen, so ergab sich für ihn die Notwendigkeit, seiner Natur treu zu bleiben und das Leben mit den ihm angeborenen Sinnen zu empfinden und zu gestalten. Gleich die ersten Bilder zeigten, daß Brütt auf dem eigenen, richtigen Weg war, indem er aus den Eindrücken seiner Jugend und seiner Heimat schöpfte und sich mit den politischen, wirtschaftlichen und sozialen Fragen des Lebens aus-

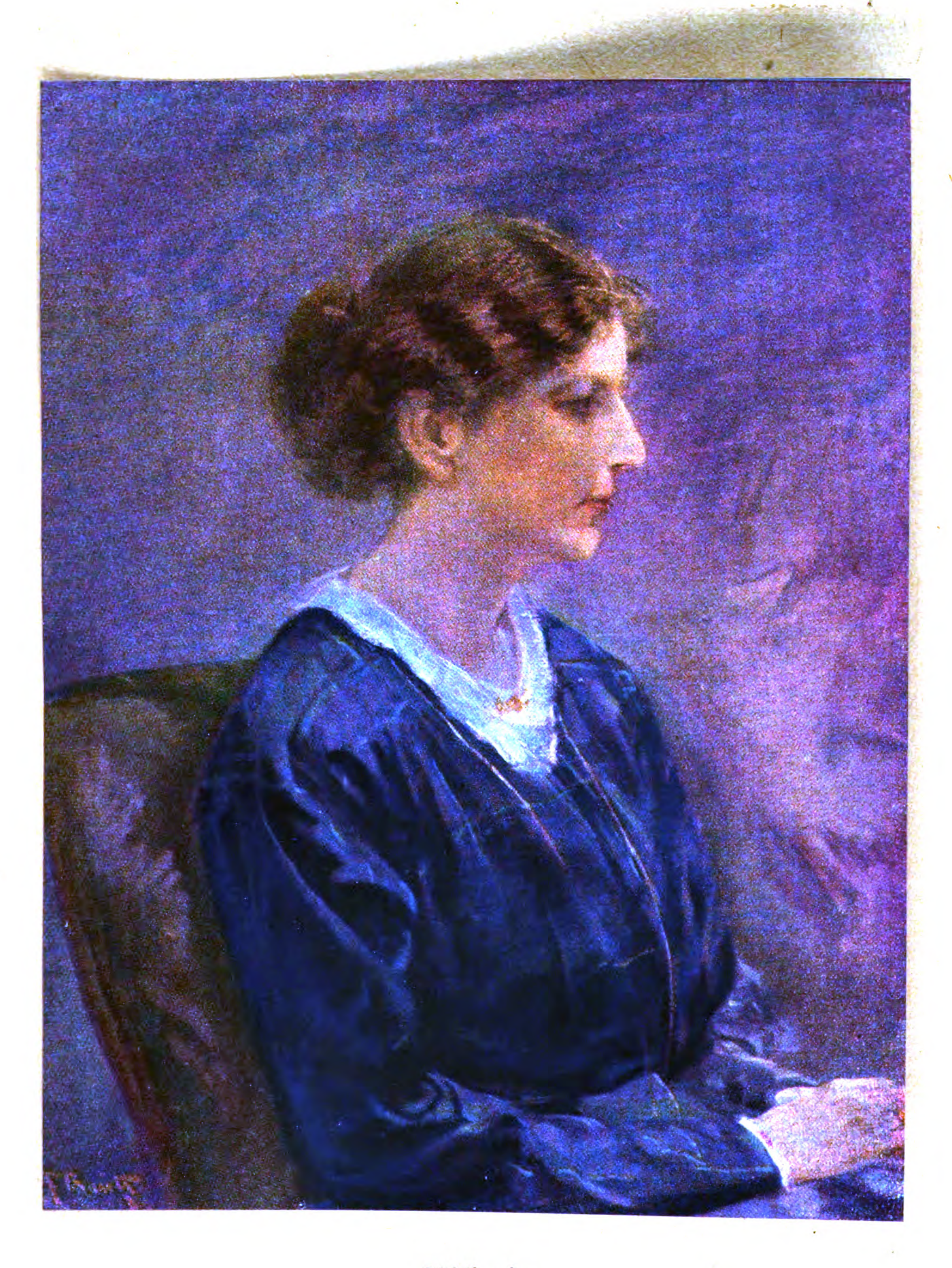
einanderzusetzen begann. So entnahm er in Werken, wie ‚Aus bewegter Zeit' (1882), ‚An der Börse' (1888), ‚Bahnhof' (1890), ‚Kasino' (1900), seine Stoffe dem Leben, der Geschäftswelt, dem Verkehr usf. Schon die Titel zeigen an, daß Brütt sich von der Düsseldorfer Richtung der Genremalerei, wie sie bei Knaus und Vautier sowie deren Nachfolgern üblich war, entfernt. Er ist eher dem fast düsteren, in Form und Ausdruck scharfen Charakteristiker, dem Monumentalen zustrebenden hanseatischen Landsmann Ch. L. Bokelmann benachbart, der auch im Farbigen für Düsseldorf neue Wege betritt. Brütt verzichtet auf das Gemütvolle und Belebte im Düsseldorfer Genre; er ist seiner heimatlichen Herkunft gemäß ernst, herb und dramatisch bewegt. Diese Eigenschaften wirken sich namentlich in den sogenannten ‚Gerichtsbildern' aus, die aus Erlebnissen als Geschworener vor Gericht angeregt worden waren.

Die malerisch wie kompositionell aufs feinste abgewogenen und durchdachten Werke, wie ‚Verurteilt' (1882), ‚Besuch im Gefängnis' (1885), ‚Stunde der Entscheidung' (1892), ‚Nach bangen Stunden' (1895) u. a., haben dem Künstler nicht nur die ehrendsten Erfolge seitens der Ausstellungs- und Museumsleiter eingebracht, sie haben auch Brütts Namen und Können allerwärts verbreitet. So hatte er mit dem Aufsehen erregenden ‚Verurteilt' in Berlin die goldene Medaille errungen, war 1885 mit dem ‚Besuch im Gefängnis' in die Hamburger Kunsthalle und 1892 mit der ‚Stunde der Entscheidung' in die Neue Pinakothek und (1897) mit ‚Nach bangen Stunden' auch in die Mannheimer Kunsthalle gekommen. Er hat mit diesen Werken der Düsseldorfer Kunst einen neuen Ton hinzugefügt, indem er aus der gemütvollen oder sentimentalen Romantik des täglichen Lebens zum epischen Balladen- und Legendenton voll leidenschaftlich verhaltener Stimmung überging. Die sozialen Gegensätze machen sich in der Kunst bemerkbar, indem die ethischen Motive von Recht und Unrecht, von Freiheit und Gebundenheit aufeinanderprallen. Die Gesellschaftserscheinungen werden mit kühlem, ja kritischem Auge gesehen und dramatisch dargestellt. Der Farbencharakter von Brütts Werken dieser Zeit ist strenger als der in Düsseldorf sonst übliche Ton. Er ist herb und ernst wie die inhaltliche Seite seiner Werke. Dunkle Töne, gedämpftes künstliches Binnenlicht oder schummeriges Freilicht herrschen vor. Nur ein silbriger Unterton und die geistreiche Verteilung der Lichtakzente lassen den künftigen Gestalter des hell flutenden Freilichts ahnen. Künstlerisch stellen diese Werke eine Auseinandersetzung des Malers mit dem Raumproblem dar. Die Figur im Raum und in ihrer Umgebung: das ist das eigentliche Thema, das mit der sozial unterströmten Lehre von der Abhängigkeit des einzelnen von seinem Milieu aufs engste zusammenhängt. In diesen Kreis von Bildern gehören auch Werke wie ‚Das Konzert' und ‚Der Aschermittwoch' (1890). Mit den jähen Lichtern, die die Bildung von geheimnisvollen und schönen Helldunkelheiten vermeiden, wird eine gewisse Nüchternheit und Sachlichkeit, aber auch eine ziemliche Bewegung mit den Dingen erzielt. Das Licht umfließt die Dinge, schiebt sie vor, drängt sie zurück und bereitet auf diese Weise die lebhaften Bewegungen vor, die in der impressionistischen Malerei so wichtig geworden sind. Damit hängt auch hier schon eine gewisse Flüchtigkeit des Sehens und Gestaltens zusammen, die dann im Impressionismus zur flotten und flüchtigen Technik geführt hat.



Studienzeichnung

Neben diesen auch szenisch gut entwickelten Legenden des modernen Lebens ging merkwürdigerweise als Gegenspiel der abflauenden religiösen Malerei in Düsseldorf noch eine mystische Strömung bei Brütt einher,



Bildnis
Gemälde von Prof. Ferdinand Brütt

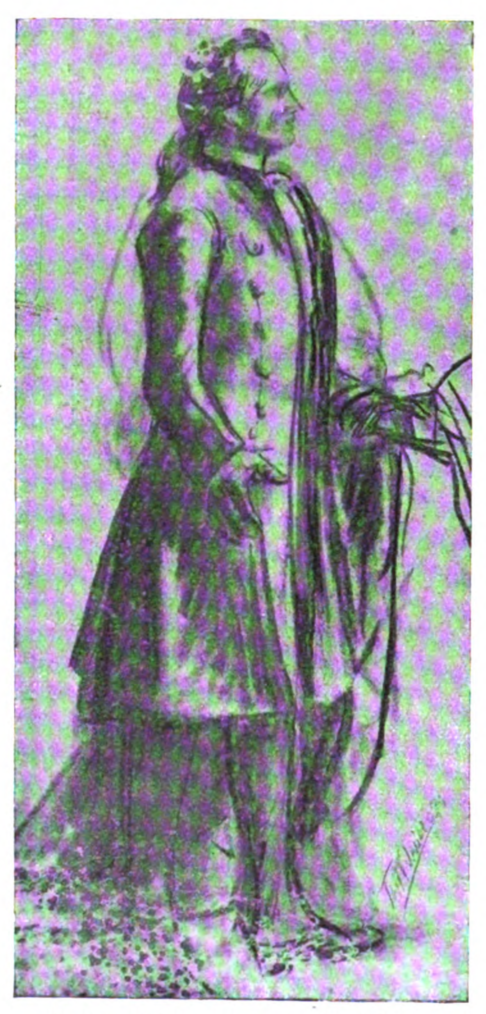


Der Verwaltungsrat. Gemälde

die namentlich in den neunziger Jahren durch eine Reihe von Werken, wie ‚Was toben die Heiden', ‚Christus Victor' (1894), ‚Golgatha' (1897), ‚Gethsemane' (1898), ‚Christus Consolator' (Wien), sich auswirkt. Hier wandelt sich die kühle Sachlichkeit und Gehaltenheit im Schauen und Gestalten der Lebensszenen zu einer merkwürdig erregten und seelisch vertieften Beschaulichkeit und Innerlichkeit, zu deren Verdeutlichung auch ein Wandel im Farbigen und in der Lichtführung herangezogen wird. Es war Uhde, der durch seine neuzeitlichen und sozial gesehenen Christusdarstellungen neuen Boden gesucht und auch gefunden hat: den der rationalistischen und kommunistischen Christusanschauung, die der neueren Auffassung der Lehre des Menschensohnes entsprach. Brütt machte diesen Schritt nicht mit, sondern blieb — sehr merkwürdig bei seiner norddeutschen Abstammung — der bürgerlich noch verinnerlichten gläubigen Auffassung vom Gottessohn treu. Aber wie Uhde mit seiner durchaus neuen Behandlung von Licht und Farbe seine ins Alltägliche gezogenen Stoffe veredelte und belebte, so hat auch Brütt seiner Auffassung nach älterer Weise farbig und luministisch neue Antriebe gegeben. Hier sind die Anfänge der Aufhellung des Kolorits, die statt des Schummerigen und des Binnenlichtes, wie es in den tieftonig gehaltenen Innenräumen spielt, das Licht in gewaltigen Fluten mit dramatischer Leidenschaft mitwirken läßt. Es ist also nicht nur der reizvollere Ton einer vornehmen und lebensfrohen Gesellschaftskunst, der später in den Cronberger Arbeiten aufklingt, sondern es ist die Wandlung ins menschlich Freiere und Größere, die sich hier auswirkt.



Junger Krieger. Studie zu einem der Wandbilder im Bürgersaal zu Frankfurt a. M.



Goethe. Studie zu einem der Wandbilder im Bürgersaal zu Frankfurt a. M.

Auch die strenge Formbildung des zeichnerischen Sehens wandelt sich in die malerisch und formal weichere Formensprache um. Brütt tritt in seine mehr malerisch-koloristische Periode.

In dieser künstlerischen Übergangszeit machte eine Erkrankung Brütts dessen Umsiedelung vom Niederrhein in die mainfränkische Landschaft nötig. Brütt wählte das helle, freundliche Cronberg bei Frankfurt, wo die Malschule in Schreyer und

Das Zeitalter Goethes

Aus der Reihe der Wandgemälde von Prof. Ferdinand Brütt im Bürgersaal des Neuen Rathauses zu Frankfurt a. M.

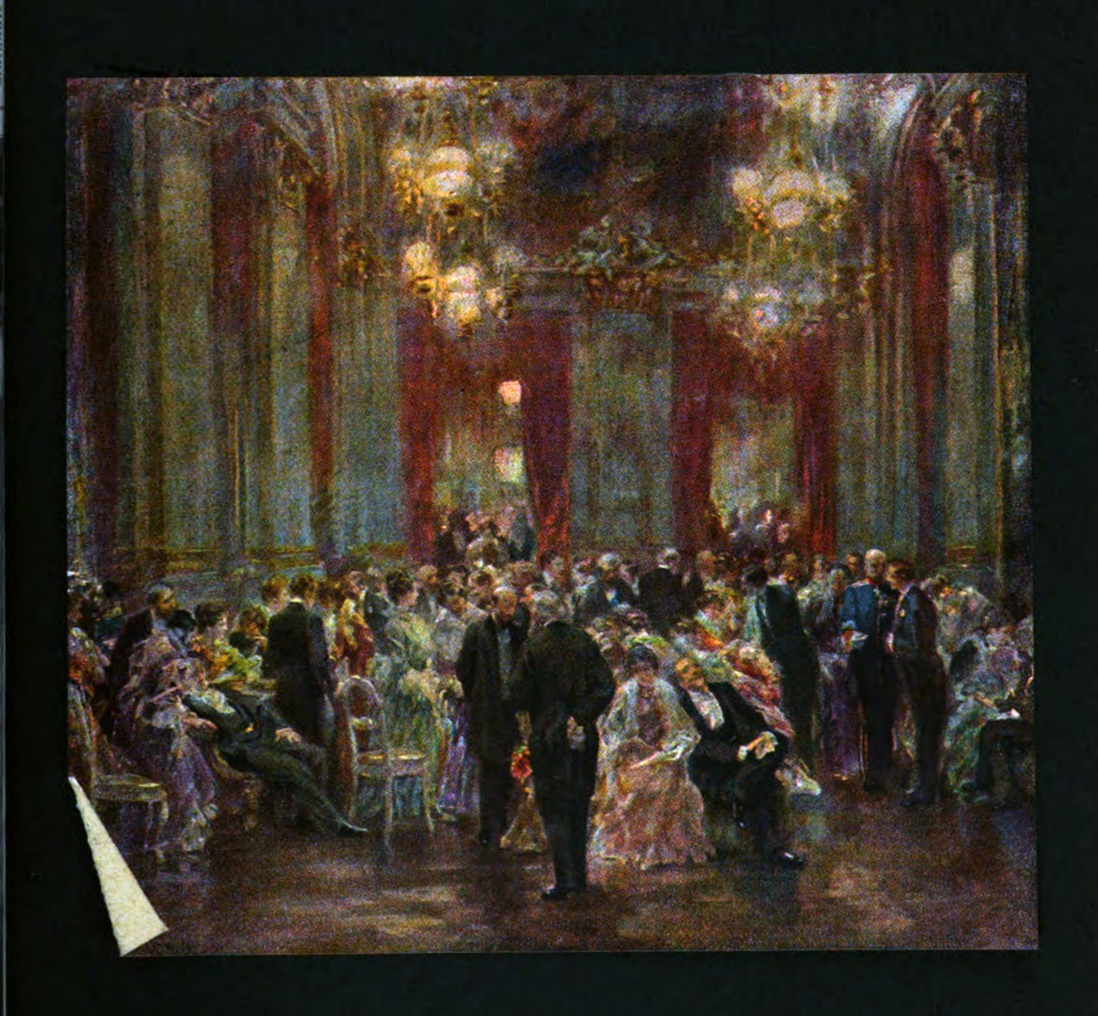


Die Künste

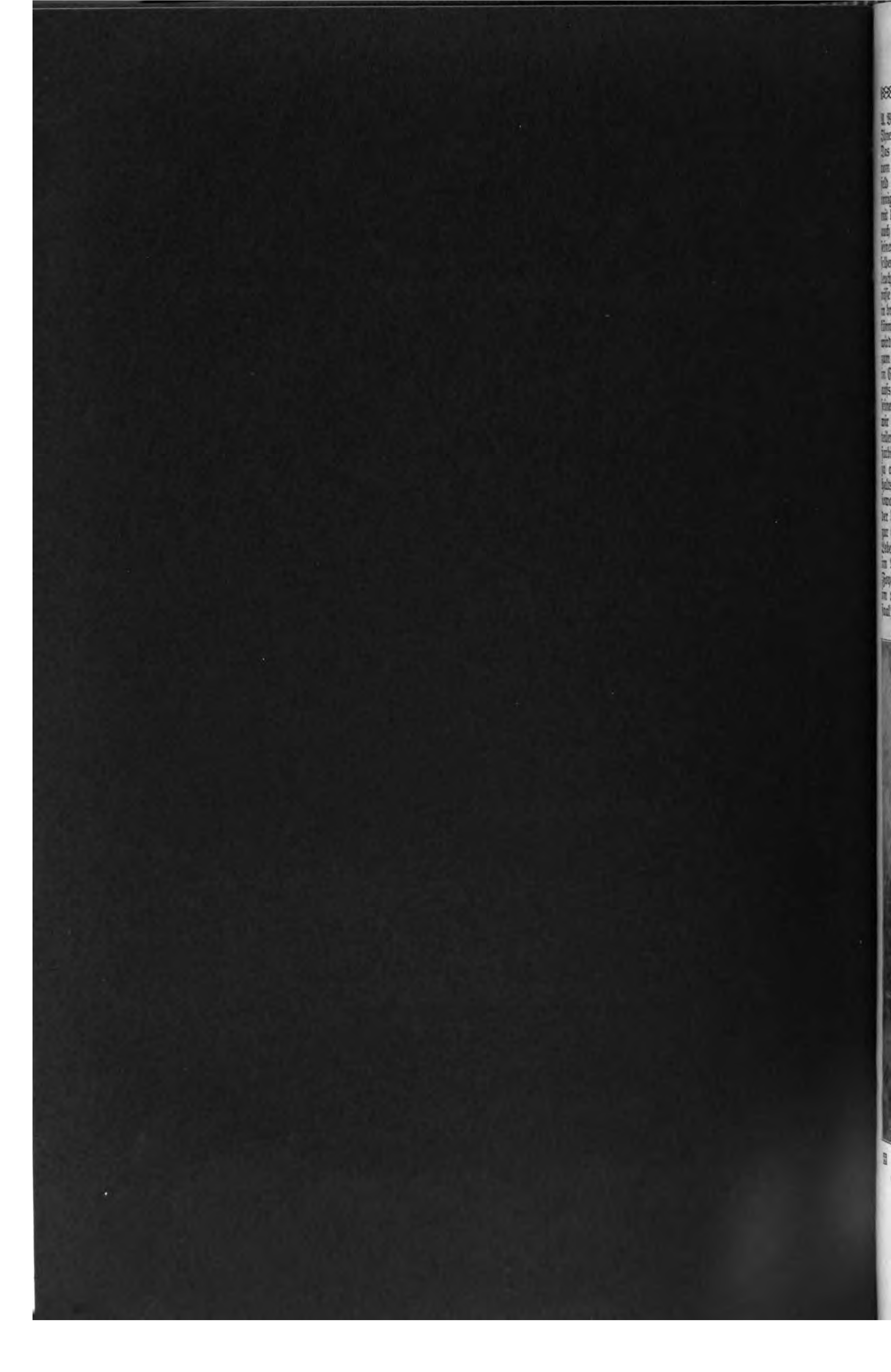
Eines der Deckengemälde im Bürgersaal des Neuen Rathauses zu Frankfurt a. M.

Aufnahme von F. Lauffer
in Frankfurt a. M.

Der Bürgersaal im Neuen
Rathause zu Frankfurt a. M.

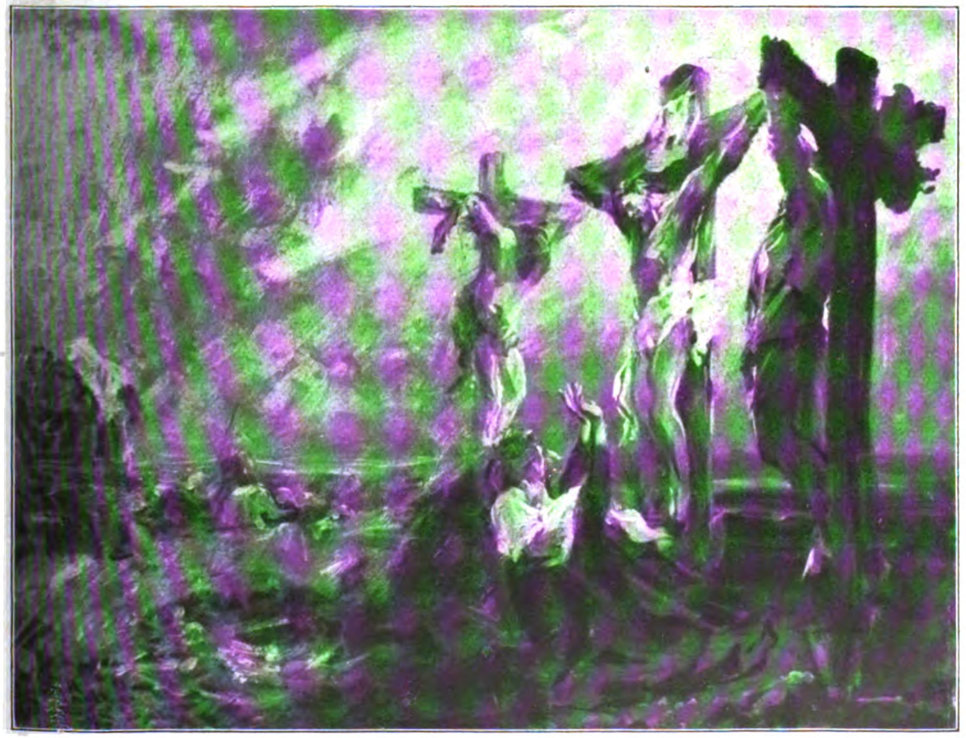


Im Foyer
Gemälde von Prof. Ferdinand Brütt



A. Burger hervorragende Vertreter aufwies. Ihnen trat Brütt auch freundschaftlich näher. Das neue und gegen die gedämpften Töne vom Niederrhein helle und farbige Arbeitsfeld in der Maingegend stellte ebenso eine innige Beziehung zur Landschaft her, wie es mit der sich wieder kräftigenden Gesundheit auch die monumental historischen Anlagen seiner Natur stärkt und entwickelt. In demselben Maße, wie die Palette farbiger und leuchtender wird, werden auch die Geschehnisse und die Zusammenhänge des Lebens in breiterer und tieferer Weise geschaut. Man könnte sagen, das Episodische des Lebens wird zum Epischen, das Lebensbild wird zum Sinnbild, zum Symbol. Brütt wird in Cronberg zum Kulturschilderer. Er geht aufs Ganze des Lebens und der Menschen seiner Zeit und seiner Umgebung. Wollten wir nur nach seinem Cronberger Werk urteilen, so wäre das Leben ein einziger großer, farbiger Festtag voll Lust und Freude, wie ja auch wirklich die Zeit und sein Aufenthaltsort sich ihm darboten, im Stofflichen sowohl wie im Farbigen. Diese Gestaltung der Umwelt, diese Steigerung seines Selbst zur Erfassung des farbigen Abglanzes vom Leben zeigt sich in jeder Art seines Schaffens, im Bildnis wie im Gesellschaftsstück (‚Im Foyer', ‚Herrenabend', ‚Tennisplatz'), so auch im reinen Malwerk (‚Malvengang', ‚Thronsaal', ‚Grüner Saal im Würzburger Schloß'), und weiteren Bildern aus dem Schloßpark Friedrichshof, aus Oberitalien und dem bayrischen Hochgebirge, ebensogut in der Setzung und Durcheinanderwebung der Farben wie in der Anwendung oder Führung des natürlichen oder des künstlichen Lichtes im geschlossenen oder im offenen Raum. Die volle Auswirkung dieser menschlich-künstlerischen Erweiterung, dieses Wachstums zur höchsten Reife und Freiheit ergibt sich schon aus der Vergleichung der Raumeindrücke aus einem der Gerichtsbilder mit den Innenraummalereien des Würzburger Schlosses oder im Foyer und im Herrenabend. Dort die herbste Strenge, Schwere, ja düstere Unerbittlichkeit; hier ein Glanz und ein Funkeln von Lichtblitzen und Farbtönen, ein Schimmern und schwelgerischer Reichtum in Raum, Licht und Luft.

Als Glanzpunkt der Cronberger Schaffenszeit darf aber wohl der große Auftrag für den Bürgersaal des Frankfurter Neuen Rathauses angesehen werden, den Brütt in den Jahren 1906 bis 1913 ausführte. Hier, an der Stätte der alten Kaiserwahlen, galt es, in acht großen Wandmalereien die Beziehungen Frankfurts zum neuen deutschen Kaisertum darzutun. Die eine (nördliche) Schmalwand zeigt deshalb die ideale Grundlage von ‚Deutschlands geistiger Wiedergeburt' durch die Kulturepoche mit Goethe, dem Frankfurter Sohn, als Mittelpunkt des



Golgatha. Gemälde

ganzen klassischen Zeitabschnitts. Symbolisch bedeutsam ist Goethe gewissermaßen als der Brennpunkt der geistig vorbereitenden Bewegung aus der Masse der deutschen Geistigkeit des ganzen klassischen Zeitalters herausgehoben und vorangestellt. Außerhalb der Plattform breitet sich das deutsche Land „vom Fels zum Meer" in aufgehendem Lichte. Als Ergebnis dieser geistigen Erhebung, welche Philosophie (Kant), Politik (Friedrich der Große), Literatur (Schiller, Lessing und ihre Zeitgenossen), Musik (Mozart, Beethoven) in sich faßt, sind die Breslauer Tage von 1813 (links) und der Rheinübergang 1814 (rechts) anzusehen. Auf der Längswand des Saales wird die reale Wiedergeburt des Deutschen Reiches dargestellt. Das Mittelbild versinnbildlicht in einem idealen Zusammenströmen der deutschen politischen und militärischen Kräfte auf den Höhen vor Sedan den wirklichen Zusammenschluß Deutschlands unter Führung König Wilhelms I. Die Ereignisse auf den Höhen vor Sedan sind für diese Darstellung gewählt, weil durch sie erst die deutschen Stämme in wirklicher Tat sich zusammenfanden und weil dort die der deutschen Einigung widerstrebende Macht Napoleons zusammenbrach.

Das links davon sich ausbreitende Bild gibt einen Blick in die bewegten Tage der Paulskirche zu Frankfurt a. M., die als ideelle Vorbereitung zur deutschen Einigung zwar angesehen werden müssen, aber infolge der mehr theoretisierenden Besprechungen zur Einigung nicht führten. Rechts von dem Einigungsbild ist eine ideale Zusammenstellung des Aufschwungs in Deutschland nach dem Einigungskrieg. Hier sind gruppenweise die staatsmännisch, wissenschaftlich, künstlerisch und technisch führenden Männer zusammengefaßt, die das Wesen und die Kraft des einigen Deutschlands bestimmten. Zwischen diesen Bildern der Längswand befinden sich Porträtreliefs des Großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen vom Bildhauer Hub.

Die letzte Schmalwand ist mit realistischen Darstellungen des Fürstentages (1863) und des Friedensschlusses zu Frankfurt (1871) ausgestattet, die das breite Nischenbild Frankfurt (von Wucherer) umgeben. Sie bilden mit dem gegenüberliegenden Goethe-Hauptbild den besten Zusammenschluß des Frankfurter Anteils am geeinigten Deutschland.

Über den neun Wandbildern sind in vierzehn Lünetten Puttenbilder mit auf die Hauptbilder bezüglichen Darstellungen angebracht, damit der farbige Charakter der Wände allmählich in das Stuckwerk der weißen Decke übergeleitet wird.


Bildnis. Gemälde

Die ganze Anlage des für den Festsaal der Frankfurter Bürgerschaft gedachten und gestifteten Werkes zeigt ohne allegorisierende Symbolik nur in der durchdachten Komposition die sachliche Kunst Brütts, die für jedes in realistischer Idealität gehaltene Bild den symbolisch gemäßen Farbencharakter und die entsprechende Lichtbehandlung zu setzen wußte, ohne in eine verstiegene Farbenmystik oder gar in eine trockene Lehrhaftigkeit zu verfallen.

Nach der Bemalung wirkten die farbigen Wände in ihrer Einheitlichkeit so stark, daß eine Änderung der üppig stuckierten, weißen Decke und der Beleuchtungskörper nötig wurde. Deshalb fügte Brütt die ursprünglich nicht geplanten drei Deckenfelder: ‚Die Künste und Techniken' mit den Bildnissen von Dürer, Goethe und Beethoven als weiteren Farbenklang den Wandbildern hinzu. So schuf er den harmonisch einheitlichen Charakter des Bürgersaales. Wenn Brütt in den Tafelwerken der mittleren Schaffenszeit im wesentlichen die Genremalerei in ihren ernsten und höheren Seiten gepflegt hatte, so trat er mit dem Zy-



Aus dem Thronsaal im Schlosse zu Würzburg. Gemälde

klus der Bürgersaalbilder vollwertig neben die Monumentalmaler der Zeit. Er zeigt sich hier von einer neuen Seite und als Beherrscher malerischer Gestaltungsweise jeder Art. Er kommt in diesen großen Werken über das Typisierende, das seinen früheren Bildern innewohnt, hinaus zum Symbol, das alles Geschehen in sich faßt. Die Klarheit und Bodenständigkeit seiner Natur verhüten aber, daß er sich symbolischer Formenphrase bedient. Die Gruppierung seiner Personen und deren Beziehung zum Raum geben dem Werk den tiefgreifenden symbolischen Unterton. Vielleicht muß man den Künstler selbst an diesem Werk tätig gesehen haben, um voll empfinden zu können, wie sehr die große Aufgabe sein ganzes Wesen steigerte und wie er an der Aufgabe selbst wuchs. —

Daß neben diesen großen Leistungen die Tafelmalerei und damit die Verfeinerung und Beweglichkeit des künstlerischen Ausdrucksvermögens fortschreiten, ist schon weiter vorn angedeutet worden, insoweit auf den inhaltlichen, formalen, farbigen und technischen Entwicklungsgang Brütts hingewiesen

wurde. Daß aber auch der Charakteristiker und Gestalter des seelischen Ausdrucks, den wir aus den Werken der frühen und der mittleren Zeit schätzen, zu weiterer Kraft und Beweglichkeit sich entwickelt, zeigen die Bildnisse. Sie werden zu individuellen, nach Alter und Geschlecht charakterisierten Erscheinungsformen in der Wirkung des Farbigen gesteigert. Die Fleischtöne werden wärmer, das Stoffliche des Gewandes und der Behänge wird lebendiger und sinnbildlicher erlebt. Es ist natürlich physiologisch und psychologisch fein durchdacht, wenn das ‚Mädchenbildnis' im wesentlichen auf Weiß und Rot gestellt ist. Das feurige warme Rot der Sesseldecke versinnbildlicht das Leuchtende, den Strom von Wärme, der von dem jungen frischen Menschenwesen ausgeht. Im Gegensatz dazu verdeutlichen die kühlen blauen Töne in Gewand und Hintergrund des ‚Damenbildnisses' das Zurückhaltende, das dem Urbild eignet, wie aus Haltung und Ausdruck ersichtlich ist. Solcher Art spricht die Symbolik der Farben mit klarem Ausdruck und in feiner Melodie. Sie steigert sich in den reinen Interieurmalereien, die als Bildnisse von Räumen angesehen werden können, bis zur monumentalen Pracht der farbigen Polyphonie. Man beachte nur, wie die Kontrastfarben in den Interieurmalereien beidesmal verschieden gewählt und durch vermittelnde Töne zu einer feinen Harmonie zusammengeschmolzen sind.

Weit über ein Durchschnittsmenschenalter steht Professor Brütt im Dienste der malerischen Kunst. Einschneidende Veränderungen und Wandlungen haben sich auf diesem Gebiete innerhalb der letzten vierzig Jahre vollzogen. Was in früheren Zeiten anerkannt wurde, darf heute abgelehnt werden, und was heute angebetet wird, wurde damals verbrannt. Nichts ist beständiger in der Kunst, als der Wechsel der Anschauungen und Meinungen. Unsere Kunstgeschichte ist deshalb nicht arm an Beispielen, daß dieses Auf und Ab der Kunstanschauungen und -richtungen manche wertvolle Begabung verwirrt, irregeführt und zerbrochen hat. Nur Charaktere blieben unberührt von all dem Streit um die Kunstmeinungen. Sie waren sich getreu und bauten ihr Werk ihrem Wesen gemäß aus.

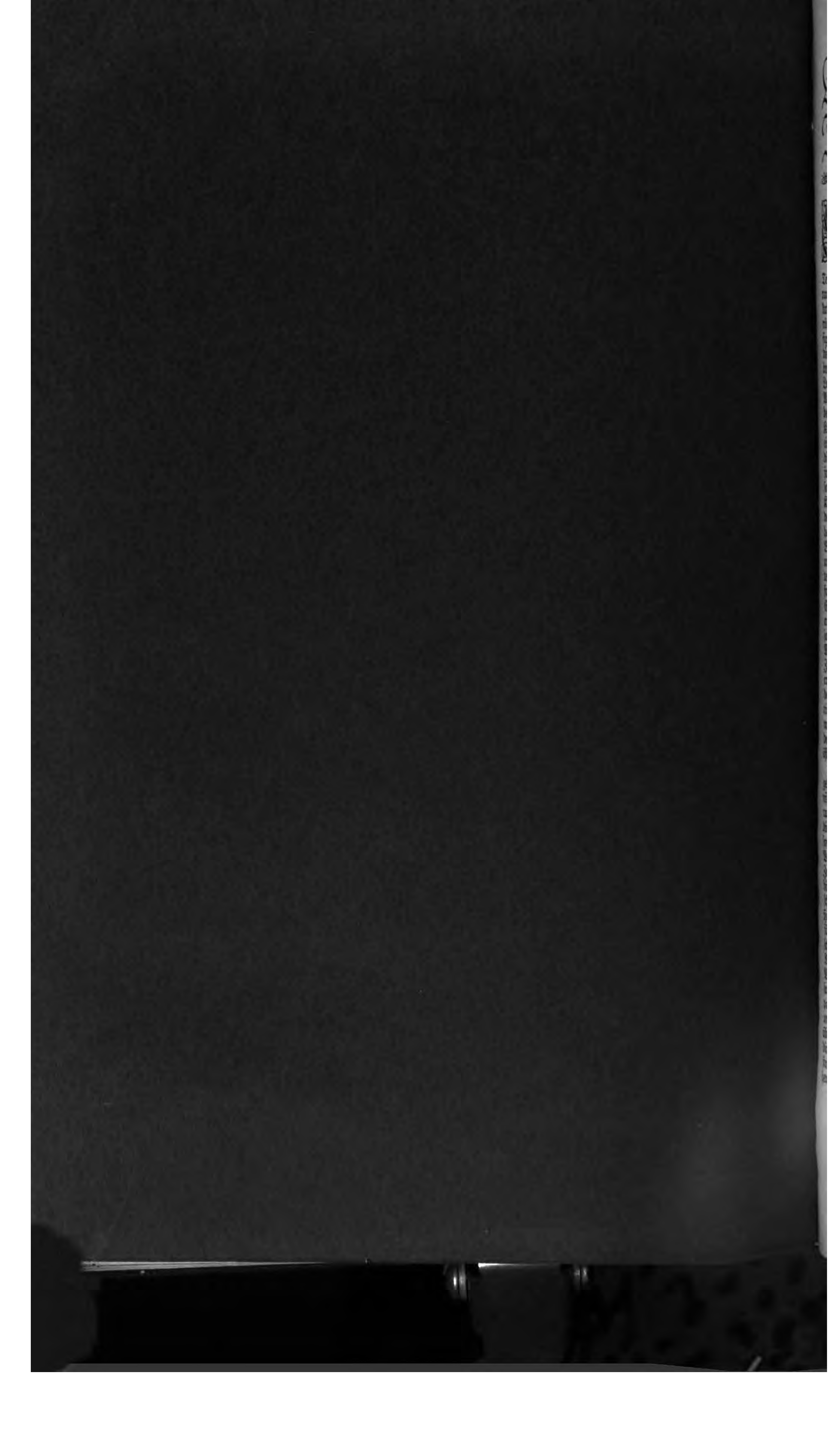
Während der jüngsten erbitterten Streitigkeiten über Kunst- und Atelierfragen in Deutschland ist Brütt still und sicher, unbeirrt und ungehetzt, seinen Weg gegangen. Mit der Ruhe und Gelassenheit des in sich Gefestigten hat er sich ausgebaut und sein Werk in organischer Geschlossenheit gestaltet, Beweis genug, daß er in vollem Maße das ist, was vom Künstler in erster und in letzter Linie vorausgesetzt werden muß: eine Persönlichkeit. Diese Kraft und Besonderheit seiner Persönlichkeit ist der Grund- und Eckstein seiner Kunst, die, wo immer sie das Leben und seine Erscheinungen packt, diese bildnerisch interessant gestaltet und ihr über den Wandel der Meinungen Dauer verbürgt.



Malvengang. Gemälde



Tennisplatz in Homburg v. d. H. Gemälde von Prof. Ferdinand Brütt



Lebenshaltung, Lebenskosten Teuerung

Von Prof. Adolf Günther in Berlin

Etwa seit Beginn unseres Jahrhunderts stiegen die Preise: nicht gleichmäßig, bei den Nahrungsmitteln, besonders bei Fleisch, und bei den Rohstoffen stärker, überall da, wo Technik und Fabrikorganisation freien Spielraum hatten, also zumal bei den Fertigfabrikaten, in geringerem Maße oder aber gar nicht; selbst eine Verbilligung war hier häufig. Im ganzen erhöhten sich gleichzeitig die Unterhaltskosten; denn es bestand in den breiten Massen durchaus keine Neigung, die Lebenshaltung und den mühsam erreichten Anteil an den Kulturgütern herabzuschrauben. Für gleiche Menge und Güte des Konsums mußte aber bei steigenden Preisen eine größere Summe angelegt werden; ob die Löhne diesen Preisen in vollem Umfang folgten, ist bestritten; nimmt man dies an, so ist doch auch festzuhalten, daß sich die Kluft zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden immer mehr verbreiterte. Die Lebenshaltung hat die Neigung, sich nach dem Beispiel von oben, nicht nach jenem von unten zu richten; ‚oben' aber sah der Arbeiter bei vorwiegend materieller Lebensauffassung Möglichkeiten der Genüsse und der Genußbefriedigung, die ihm den Geschmack an dem, was er durch Arbeit und Organisation erreicht hatte, zu verderben drohten. Wer heute Haushaltsrechnungen aus der Zeit vor dem Kriege durchblättert, der sieht erstaunt, wie gut man gelebt hatte. Aber der Begriff der ‚Lebenshaltung' ist ein relativer, und mit dieser psychologischen Tatsache muß der soziologisch interessierte Forscher, der ja keinen moralischen, nicht einmal einen ästhetischen Standpunkt vertritt, rechnen.

Jedenfalls hatte der Arbeiter, zumal der gelernte, in seiner gewerkschaftlichen Organisation, im Streik, in der Sozialversicherung sehr wirksame Mittel in der Hand, um die Löhne nicht nur den Preisen anzupassen, sondern darüber hinaus weiteren Anteil am Verteilungsergebnis zu erkämpfen. Die Zeitrichtung, die, nach amerikanischem Vorbild, die Handarbeit besonders hoch zu schätzen geneigt war, kam dem Arbeiter zu Hilfe; auch die genossenschaftliche Bewegung förderte seine Interessen. In seiner Eigenschaft als Produzent — Verkäufer der Ware ‚Arbeit' — schützte ihn die Gewerkschaft, als Verbraucher aber hielt er sich an die Konsumvereine. Gleichzeitig hatte er eine starke politische Stellung erlangt; Arbeiterschutz und Lohnregelung griffen bereits mit Erfolg über die nationalen Grenzen hinaus, verdichteten sich zum Unterbau jenes zwischenstaatlichen sozialpolitischen Systems, das heute in größten Maßstäben errichtet werden soll. Internationale Eigenschaft trug übrigens auch die umfangreiche amtliche und außeramtliche Forschung auf dem Gebiete der Teuerung und der Lebenskosten. Vor allem England und Amerika widmeten sich dem Studium von ‚cost-of-living', die man mit Recht als maßgebend für die Produktionskosten erachtete. Der damalige Präsident Taft hatte sogar eine internationale Studienkommission angeregt.

Diesen Stand der Dinge traf der Krieg an. Er stellte die gesamte Frage der Teuerung, der Lebenskosten und der Lebenshaltung auf neue Grundlagen, die bei den vom Weltverkehr abgeschnittenen Mittelmächten andere waren als bei unseren Gegnern. Immerhin veranlaßten Transportschwierigkeiten, Menschenmangel, Fehlen von Düngemitteln (deutsches Kali) und landwirtschaftlichen Maschinen auch in Frankreich, Italien, England erhebliche Einschränkungen, die natürlich weit hinter denen zurückblieben, die der deutsche Verbraucher, mindestens in den beiden letzten Kriegsjahren, auf sich nehmen mußte.

Dabei war die Lage der einzelnen Bevölkerungsschichten nicht die gleiche. Besonders unterschied sich derjenige Bevölkerungsteil, der durch höhere Löhne einen Ausgleich gegenüber der Teuerung herbeiführen konnte, von allen denen, deren Nominaleinkommen *festumgrenzt* war: Beamten, Rentnern, soweit ihr Kapital festlag, Pensionären, aber auch den meisten Privatangestellten. Denn diese ‚geistigen Arbeiter' verfügten nicht über die geschlossene Organisation der Handarbeiter; ihre Verbände lehnten zumeist das Streikrecht ab; soweit die Angestellten an längere Kündigungsfristen gebunden waren, verbot sich der Streik schon aus rein tatsächlichen Gründen. Die einzige größere Arbeitseinstellung von Technikern in Groß-Berlin ist denn auch, einige Jahre vor dem Kriege, völlig ergebnislos verlaufen. Für den Beamten kam dies Mittel von vornherein nicht in Betracht. Während des Krieges verschob sich nun die Stellung all dieser Gruppen noch sehr zu ihren Ungunsten. Denn während ihnen in den vom Hilfsdienstgesetz mobilisierten Massen und in den Frauen eine starke Konkurrenz erwuchs, gewannen große Gruppen der Handarbeiter eine Art *Monopol*: der gelernte Facharbeiter zumal in der chemischen, Metall- und Maschinenindustrie und im Bergbau blieb von der Aushebung vielfach frei, er war vorzüglich organisiert, und — vor allem — die ihn beschäftigende Industrie konnte beliebige Löhne zahlen. Hinter ihr stand ein Abnehmer von unbeschränkter

Zahlungsfähigkeit und **Zahlungswilligkeit**, die staatliche Kriegswirtschaft, der zumal seit dem Hindenburgprogramm die denkbar größten Aufgaben gestellt und entsprechend große Mittel zugänglich gemacht waren.

Man kann darüber streiten, ob die hohen Löhne oder die hohen Preise Veranlassung zu dem gänzlich ungesunden Zustand gegeben haben, den wir heute vorfinden, der neben so vielem andern wuchtend auf unserem Wirtschaftsleben und auf dem Haushalt des einzelnen lastet. Selbstverständlich war die Knappheit der Ware ein Teilgrund; die Preise mußten zweifelsohne über den Friedensstand hinaussteigen. Wäre aber die Einkommensverteilung einigermaßen im früheren Rahmen geblieben, so hätten den Kauflustigen von vornherein nicht die fast unbeschränkten Mittel zur Verfügung gestanden, die infolge der Kriegsgewinne und der hohen Löhne flüssig gemacht wurden. Wären ferner die Kriegsgewinne auf einen kleineren Kreis beschränkt geblieben, so war das wohl im Interesse der schwerarbeitenden Volkskreise bedauerlich, es konnte aber das Preisniveau nicht derart in den Grundfesten erschüttert werden, wie es tatsächlich der Fall war.

An zweiter Stelle zeigt sich der Einfluß der hohen Löhne in den gesteigerten Produktionskosten. Wir haben ihr Steigen beobachten können, überall, in der Landwirtschaft nicht weniger wie in der Industrie. Einzelheiten hat jeder von uns am eigenen Leibe verspürt.

In unlösbarem Zusammenhang damit steht dann die Geldentwertung. Stellen wir uns folgenden Zustand vor: einem knappen und mehr und mehr schwindenden Warenvorrat steht eine beliebig steigerbare Menge Geldes gegenüber. Die Erhöhung der Löhne, wie nicht weniger jene der Preise förderten das, was als ‚**Inflation**' eine bekannte theoretische Erscheinung ist, was aber vielleicht noch niemals früher so handgreiflich demonstriert worden ist wie in den letzten Jahren. Jede Teuerungszulage vermehrte, so berechtigt und notwendig sie unter den gegebenen Umständen war, die Menge der als Geld oder Geldersatzmittel auftretenden Zahlungsmittel. Längst war die solide Grundlage der Notendeckung verlassen, es bedeutet keinen Vorwurf gegen die Reichsbank, wenn man dies ausspricht. Wenn überhaupt ein Vorwurf am Platze ist, so besteht er darin, daß der Staat das gesamte Verteilungsproblem außerhalb einer Ordnung ließ, die sonst so ziemlich jeden Gegenstand umschloß.

Es war eine Schraube ohne Ende. Bemerkenswerterweise aber standen sich Unternehmergewinn und Arbeitslohn, die beiden wichtigen Kategorien der Verteilung, vielfach nicht so gegnerisch gegenüber, wie das in der Friedenswirtschaft zumeist der Fall gewesen war: vielmehr arbeiteten sie oft in gleicher Richtung, zogen am gleichen Strang der Geldentwertung und Teuerung; so sind z. B. in sehr wichtigen Rüstungsindustrien die Löhne unmittelbar Grundlage eines Teils der Unternehmergewinne und der Rentabilität des Kapitals gewesen.

Ähnlich war eine Regelung von Unternehmergewinn und Arbeitslohn in der Hausindustrie, wo z. B. durch die Bekleidungsämter der Lohn des ‚letzten' Arbeiters auf drei Viertel des Gesamtentgelts bemessen wurde, während Unternehmer und Zwischenmeister sich in das letzte Viertel zu teilen hatten.

Noch tiefer griff in das Gefüge der Lebenskosten im Kriege die **Höchstpreispolitik** ein, von der man sich, in Zusammenhang mit der Kontingentierung, eine Lösung des Problems, leider vergeblich, versprach. Nur beim Brot gelang das Vorhaben, überall sonst spotteten Schleichhandel und Lebensmittelwucher der behördlichen Maßnahmen. Ja, es wird mit Recht die Meinung vertreten, daß die Höchstpreise sogar der Preistreiberei Vorschub geleistet haben. Dies war mindestens in dem Sinne der Fall, daß die Preise aller nicht mit Höchstpreisen ausgestatteten Gegenstände anziehen mußten, wenn infolge der Rationierung die Nachfrage sich in vermehrtem Umfange auf sie stürzte. Im übrigen aber wurden infolge der Höchstpreise die Nahrungsmittel zurückgehalten und dem Schleichhandel zu Wucherpreisen zugeführt. Im ganzen wird man von einem Scheitern all dieser Maßnahmen sprechen müssen.

⌘ ⌘ ⌘

Dies sind die wichtigsten Tatsachen, die für das Teuerungsproblem und für die Entwicklung von Lebenshaltung und Lebenskosten im Kriege wichtig wurden. Diese Fragen beschäftigen uns heute weniger aus geschichtlichem Interesse als deshalb, weil die tatsächliche Höhe der Unterhaltskosten für die Gestehungskosten der Industrie wichtig ist und weil der Wiederaufbau unserer gesamten Wirtschaft, vor allem natürlich unserer weltwirtschaftlichen Beziehungen, von der Regelung der Einkommens- und Preisprobleme unmittelbar abhängt. Auch die Vergesellschaftungs- und Sozialisierungspläne haben sich mit den Produktionskosten und mit den hierfür maßgebenden Gründen angelegentlichst zu beschäftigen.

Man kann das Gesamtproblem als das des „**Reallohns**" zusammenfassen, wobei man, im Gegensatz zum Nominallohn, an die Kaufkraft des Lohnes denkt und diesen Gesichtspunkt auch gegenüber anderen Einkommensarten: Gehalt des Beamten oder Privatangestellten, Rente, Pension, zum Teil Unternehmergewinn, sinngemäß zur Anwendung bringt. Hierbei ist es wichtig, Anhaltspunkte für die tatsächliche Entwicklung ausfindig zu machen. Indessen versagt die Statistik, die im Kriege sich überhaupt rückläufig entwickelt hat, fast vollkommen. Vor allem ist es nicht möglich, in der Preisent-

wicklung den Einfluß der Geldentwertung auszuschalten. Irgendein Gegenstand kann sehr wohl aus ‚inneren Gründen, deshalb, weil er in immer größerem Maße Seltenheitswert erlangte, teurer geworden sein; es ist aber ebenso möglich, daß die Teuerung vorwiegend nur Ausfluß der sinkenden Kaufkraft des Geldes ist. Nicht viel besser ist es mit der nominellen Einkommensentwicklung bestellt. Die Angaben der Unternehmer widersprechen denen der Arbeiter hinsichtlich der Lohnhöhe aufs schärfste. Dieser Gegensatz ist besonders gelegentlich einer Statistik, die der Deutsche Metallarbeiterverband herausgegeben hat, zutage getreten. Er ist zum Teil darin begründet, daß gerade die bestorganisierten Arbeiter nicht den Gewerkschaften angehören und deshalb in Arbeitnehmerstatistiken nicht erscheinen. Nur nebenbei soll auf die sozialpolitisch äußerst bedenklichen Seiten dieser Entwicklung hingewiesen werden: die Arbeiter entwöhnten sich auf diese Weise der gewerkschaftlichen Lohn- und Tarifvertragspolitik, die hohen Löhne haben wirklich nicht selten als ‚Korruptionslöhne‘, wie man sie bezeichnet hat, gewirkt und sicher auch den politischen Radikalismus, der über die Gewerkschaften hinwegschreitet, gefördert. —

Um wenigstens Anhaltspunkte der tatsächlichen Lohnentwicklung zu geben, sei an die erwähnte Statistik der Metallarbeiter angeknüpft. Ihr Ergebnis bleibt zweifellos hinter der tatsächlichen Entwicklung der Nominallöhne zurück, aber es zeigt doch bereits, daß die Arbeiterlöhne weit stärker angezogen haben als die Angestelltengehälter. Für die Werkmeister z. B., die den Arbeitern im Arbeitsprozeß vorgesetzten Aufsichtsbeamten der Industrie, ergibt sich nach Feststellungen des Verfassers*) nicht nur relativ, sondern sogar absolut eine weniger günstige Einkommensverteilung als für die Handarbeiter. Daß die Beamtengehälter trotz aller Teuerungszulagen nicht gleichen Schritt mit den Löhnen gehalten haben, ist eine bekannte Erscheinung.

Wenn somit bereits die beiden Pole, an denen die Lebenskosten verankert sind: Einkommen und Preise, einer genauen, quantitativen Erfassung nahezu unzugänglich sind, so stellt sich bei der Beurteilung der Lebenshaltung und der Lebenskosten selbst ein Umstand der Unsicherheit dadurch ein, daß Menge und Güte des Verbrauches im Kriege natürlich dem denkbar größten Wechsel unterworfen waren. Schon im Frieden gab es eine Reihe von Tatsachen, welche auf Lebenshaltung und demgemäß auf Lebenskosten in verschiedener Richtung und Stärke Einfluß übten: das waren vor allem die persönlichen Umstände des Verbrauchers, die in Geschlecht, Alter, Familienstand und selbverständlich in Familiengröße wurzelten, die ferner von Beruf, Stand und Klasse ihren Ausgangspunkt nahmen, z. B. für den schwerarbeitenden Bergmann oder Metallarbeiter eine andere Zusammensetzung der Nahrung, besonders einen stärkeren Fett- und Eiweißverbrauch verlangten als für den geistig Tätigen oder den mit leichter körperlicher Arbeit Befaßten. Aber nicht nur der Nahrungsverbrauch wechselte, auch der übrige Konsum hing von persönlichen und, vor allem, von gesellschaftlichen Umständen ab: so war das Wohnbedürfnis in den einzelnen Schichten ganz verschieden entwickelt, demgemäß gab der Lehrer oder Angestellte unter sonst gleichen Umständen viel größere Posten für Wohnung aus als der Arbeiter. Auch die Höhe der ‚Kulturausgaben‘ war sehr verschieden und bezeichnend für die soziale Entwicklung der einzelnen Volksgruppen.

Hierbei ist besonders der Anteil wichtig, den die Nahrungsmittelausgabe, das sogenannte ‚Nahrungsprozent‘, von der Gesamtausgabe ausmachte: im ‚Engelschen Gesetz‘, benannt nach dem unerreichten Forscher auf diesem Gebiete, Ernst Engel, wird die durch zahllose Erhebungen bestätigte Erscheinung festgelegt, daß mit steigender Gesamtausgabe, die von steigendem Einkommen abhängt, der Anteil, den die Ernährungsausgabe von der Gesamtausgabe ausmacht, regelmäßig sinkt. Mit anderen Worten, es bleibt dann ein größerer Spielraum für die sonstigen Ausgaben, vor allem für die Wohnungsausgabe (für die das sog. ‚Schwabesche Gesetz‘, allerdings mit weniger guten Gründen, ebenfalls eine regelmäßige Gestaltung nachzuweisen sucht) und für die ‚Kulturausgaben‘.

Im ganzen hatten wir nun bis zum Kriege mit einer Entwicklung in dem Sinne zu rechnen, daß, im Gegensatz zur Verelendungstheorie, der Aufstieg der breiten Massen unseres Volkes durch tiefgreifende Veränderungen in ihren Konsumgewohnheiten, die sich hoben und in gewissem Sinne vergeistigten, belegt wurde. Man hat, vom bevölkerungspolitischen Standpunkte aus, diese Gestaltung nicht ganz ohne Besorgnis gesehen: denn größere Wohlhabenheit und wachsender Anteil an feineren Bedürfnissen, selbst gelegentlich an Luxusgütern, schien auf die Volksmehrung keinen günstigen Einfluß zu haben. Längst ist die Anschauung des Malthus verlassen, wonach bessere wirtschaftliche Lage der Arbeiter gewissermaßen automatisch die Volkszahl fördern, infolge der dadurch bedingten stärkeren Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkte aber den Lohn sofort wieder senken müsse. Im Gegensatz hierzu lassen Bevölkerungsstatistik und unmittelbare Wahrnehmung in vielen Fällen den Schluß zu, daß größere Wohlhabenheit

*) Näheres in der vom Verf. bearbeiteten Darstellung der „Kriegslöhne und -Preise in ihrer Wirkung auf Lebenskosten und Kaufkraft“, Schriften der Gesellschaft für soziale Reform, 1919; ferner, aus gleicher Feder: „Arbeitslohn und Unternehmergewinn in der Gegenwart“, Schmollers Jahrbuch 1919.)

einmal den natürlichen Egoismus und ein Sichausleben fördert, das auf Kosten der Familiengründung oder wenigstens der Familiengröße geht; wohl noch stärker aber wirkt das Verantwortlichkeitsgefühl, das den Kindern eine gute Erziehung geben, ihnen möglichst auch ein Erbe hinterlassen will. Die größten Familien finden sich demgemäß nicht bei besitzenden Bauern und gelernten Arbeitern, sondern, allerdings in engstem Zusammenhang mit hohen Zahlen von Säuglingssterbefällen, bei zu weitgehender, unwirtschaftlicher Bodenparzellierung oder in der Heimarbeit.

In diese Entwicklung, die auf gebesserte Lebenshaltung und verlangsamte Bevölkerungsvermehrung hinauslief, griff der Krieg ein. Calwer hat, unter Zugrundelegung der Kriegspreise, die Lebenskosten zu messen versucht. Er kommt dabei zur Annahme einer reichlichen Verdoppelung der Kosten bis Kriegsende. Aber es ist klar und auch von ihm zugegeben, daß mit dem Friedenskonsum, von dem hierbei ausgegangen wurde, weder der Menge noch dem Werte nach gerechnet werden darf; ebensowenig sind die von Calwer benutzten offiziellen Preisstatistiken mehr anwendbar, denn wer sich im Kriege den Friedenskonsum gestatten konnte, mußte dafür selbstverständlich Wucherpreise anlegen. — Ein anderer Versuch, die Lebenskostensteigerung zu berechnen, knüpft an die kontingentierten Lebensmittel an und legt deren offizielle Preisbewegung zugrunde. Das Reichsernährungsamt hat eine Aufstellung dieser Art gemacht, die ebenfalls eine annähernde Verdoppelung der (absolut natürlich niedrigeren) Kosten dartut. Selbstverständlich ist dem entgegenzuhalten, daß wohl niemand von den amtlich zugebilligten Nahrungsmitteln leben konnte, daß demgemäß die eigentliche Kostensteigerung durch Zukauf von anderen, im Schleichhandel erworbenen Nahrungsmitteln entstand. In jedem Falle hat man, wie wohl jeder an sich selbst wahrgenommen hat, trotz sehr starker und gesundheitlich bedenklichster Herabsetzung der gewohnten Lebenshaltung, mit einer Verteuerung um sicher den vollen Betrag, vielleicht auf das Drei- und Vierfache der Friedensausgaben zu rechnen. Abgesehen von den Kriegsgewinnen boten nur die Arbeitslöhne der Rüstungsindustrie eine Basis für diese Lebensverteuerung.

Das oben erwähnte ‚Engelsche Gesetz' bleibt auch für den auf diese Weise geschaffenen Zustand anwendbar: faßt man es entgegengesetzt der oben gegebenen Formulierung, so bringt es zum Ausdruck, daß bei sinkendem Einkommen der Ausgabenanteil für Nahrung steigt. Sinkendem Einkommen aber steht der Fall gleich, daß zwar das Nominaleinkommen sich erhöht, aber der Kostenaufwand für die Ernährung unverhältnismäßig viel größer ist. Darunter leidet dann die Befriedigung der übrigen Bedürfnisse, oder aber es wird dem Familienzuwachs entgegengewirkt. Der Geburtenrückgang während des Krieges führt z. T. auf solche Überlegungen, die Hunderttausende anstellten, zurück. — Verhältnismäßig am wenigsten dürften daneben Wohnungsbedürfnis und Wohnungsausgabe geändert worden sein, ein wirksamer gesetzlicher Mieterschutz, die Schwierigkeiten des Umzugs und der Wohnungsmangel standen dem entgegen. Nur an der Ausstattung der Wohnung wurde gespart. Dagegen ist das Kleidungsbedürfnis stark eingeschränkt worden, wozu natürlich die hohen Kleiderpreise wesentlich beitrugen; Heizung und Beleuchtung mußten gleichfalls, schon wegen des Mangels an Kohle und Petroleum, sich stärkste Einschränkungen gefallen lassen. In besonderem Maße aber hat die Befriedigung derjenigen Bedürfnisse, die als geistige und kulturelle in der Lebenshaltungsfrage eine besonders wichtige Rolle spielen und als ‚Kulturträger' gewertet werden mögen, gewechselt.

Man möchte glauben, diese Bedürfnisse seien heute ganz in den Hintergrund getreten; dies gilt natürlich für den feldgrauen Teil des Volkes, der ja in der Einkommensverteilung am wenigsten günstig abschnitt; man versagte der Hauptmasse dieser ‚Sicherheitsproduzenten' (im Sinne Jastrows) den Anteil an den Gewinnen der Kriegskonjunktur, den man Unternehmern, Landwirten und Arbeitern ohne gleichen Rechtstitel in mehr als auskömmlichem Maße zuwies. Aber auch große Schichten solcher, die früher auf die Erweiterung der Kulturausgaben in ihrem Haushalt bedacht gewesen waren, mußten, um im buchstäblichen Sinn ihr Leben fristen zu können, sich auf die Befriedigung materiellster Bedürfnisse beschränken. Schwer empfand der Gebildete, was ihn in diesen Jahren von den Höhen des Lebens trennte, bitter machte es ihn, wenn er sein ganzes Innenleben auf physisches Durchhalten umstellen mußte, wenn er die innere Verödung gewahr wurde. — Umgekehrt ist großen Gruppen solcher, die früher kaum Sinn, Zeit und Geld für vergeistigte Genüsse gehabt haben, in dieser Zeit nicht nur das Kino, sondern auch Theater, Kunst, Literatur erschlossen worden. Über eine bestimmte Menge Lebensmittel stand auch gewiegten Kennern des Schleichhandels nicht zu Gebote, und so blieb dem hochentlohnten Arbeiter oft die Möglichkeit, geistige Bedürfnisse wachzurufen und zu pflegen, die ja verhältnismäßig billig zu stehen kamen. Diese Wohlfeilheit war freilich z. T. in der ungenügenden Bezahlung vieler geistiger Arbeiter begründet, unter ihr litten Schriftsteller, Schauspieler, Künstler. Immerhin aber bot sich dem Arbeiter, nicht zuletzt auch dem jugendlichen, eine Fülle des Neuen, Ungewohnten, Erhebenden.

Die hohen Löhne haben nicht zuletzt auch die Spartätigkeit gefördert. Die preußischen Sparkassen steigerten ihre Einlagen während des Krieges um fünf Milliarden, eine auch bei Berücksichtigung der sinkenden Kaufkraft

bedeutende Summe. Es ist hier nicht angängig, die Frage der Kapitalbildung weiter zu verfolgen, obwohl sie selbstverständlich im Zusammenhang mit dem Thema steht. Nur sei betont, daß ein bedeutender Aderlaß des Kapitals, zumal der Kriegsgewinne, günstigen Einfluß auf den Geldwert und damit, indem der Inflation entgegengearbeitet wird, auf die Lebenskosten üben müßte. Auch sonst kann vieles durch die Steuerpolitik und, damit zusammenhängend, durch Zoll- und Handelspolitik erreicht werden: es ist z. B. fraglos, daß durch die Zoll- und Steuerbelastung, die besonders der Zolltarif von 1902 auf die wichtigsten Nahrungsmittel legte, eine ganz ungleiche Besteuerung hoher und niedriger Einkommen eintrat, geeignet, die Progression der direkten Steuern umzustoßen und die allgemeinen Lebenskosten, weniger zugunsten der Staatskasse als einzelner Interessenten, zu erhöhen.

Die letzten Ausführungen gehören bereits der Frage an, wie die Einkommensverteilung ihrer heute in so hohem Maße wahrnehmbaren plutokratischen Züge entkleidet, wie der Nominallohn auf erträgliche, dem Weltverkehr verwandte Verhältnisse umgestellt, wie Lebenskosten und Lebenshaltung dem Friedenszustand angenähert werden können. Das Wichtigste ist zunächst auskömmliche Ernährung, hinter dieser Lebensforderung müssen alle anderen Gesichtspunkte zurückstehen. Man wird demgemäß bei der notwendigen Einfuhr aus dem Auslande keine Rücksicht auf eine drohende weitere Verschlechterung unserer Valuta, die sich natürlich in den Preisen und Lebenskosten geltend machen wird, nehmen. Ist aber das physisch Notwendige sichergestellt, dann ist allerdings die Ordnung der Verteilung nicht weniger dringlich als der Wiederaufbau der Produktion; zwei Wege sind möglich: der eine knüpft an an innere Kolonisation, Schaffung von Bauernland auf Domänen, Hochmooren, sowie auf den von Großgrundbesitzern zur Verfügung zu stellenden Ländereien: hier würde das Problem der Verteilung und der Einkommensbildung in engstem Zusammenhang mit jenem der Produktion und der Produktivität auf der sichersten Basis, die es gibt: der eigenen Scholle, gelöst. Nicht im Gegensatz zu dieser Politik, sondern als ihre Bedingung und Ergänzung steht die Wiederbelebung unserer Industrie: Vergesellschaftung mag in den eigentlichen Monopol- und Rohstoffindustrien, z. T. auch im Verkehrsgewerbe, eine neue Grundlage des Arbeitseinkommens schaffen, ohne freilich damit den Unternehmer völlig auszuschalten: innerhalb der Verfeinerungs- und Verarbeitungsindustrie, die Deutschlands Stärke war und sein wird, bedarf es aber für die Produktionssphäre der persönlichen Initiative des freien Unternehmers und Kaufmanns. Innerhalb der Lohn- und Arbeiterfragen muß freilich die sozialpolitische Forderung ebenso unbestritten herrschen. Neueste Vereinbarungen zwischen Unternehmern und Gewerkschaften zeigen, daß wir in dieser Richtung auf dem rechten Wege sind. In jedem Falle ist die Lebenshaltung des Volkes dasjenige Gut, aus dem seine Arbeitskraft, seine Arbeitsfreude und seine in gesunde Bahnen zu lenkende Genußfreudigkeit entspringen; die Regelung der Lebenskosten ist damit, heute mehr denn je, zur Bedingung gleichzeitig einer sozialen und einer kulturellen Politik geworden.

Bücherei

Ich schau' mich um in diesem Riesensaal,
Staatsbücherei: was Forschung je gefunden,
In wohlgezählten Büchern ohne Zahl
Füllt es die Wände ringsum, fest gebunden.
Und durch den Riesensaal Regal, Regal,
Hin, her, Ergebnis mönchischfleißiger Stunden,
Weise geordnet für bequeme Wahl,
Das Wissen hier durch Forschung abzurunden.

So steh' ich da und staun'. Da, hinter meiner Stirn,
Der Bücherei verwandt, im Schädel drängt mein Hirn.

Viel hunderttausend Zellen, klug gereiht;
Was je den Sinnen merkenswert erschienen,
Seit sie erwacht für Licht und Raum und Zeit,
Was ihnen ward in Worten, Blicken, Mienen,
Was Heut gelehrt, was die Vergangenheit,
Ist, wie in Büchern, aufbewahrt in ihnen.
Buchwart Gedächtnis hält sie stets bereit,
Kommt Schüler Geist, sich ihrer zu bedienen.

Hugo Salus



Detlev von Liliencron

Zur zehnten Wiederkehr seines Todestages 22. Juli

Der Tanzbaron

Ballade von Hellmuth Unger

Der Freiherr Detlev von Liliencron,
Hauptmann und Amtmann und Dichterbaron,
Liebte den Wein und die Musen,
Und wo er lebte, war lustig die Welt –,
Der wurde als Amtsvorsteher bestellt
In Kellinghusen.
Und wenn ihr die weite Reise wagt
Und dort nach dem toten Amtmann fragt,
Dann lachen die Jungen und Alten.
„Ihr meint den Freiherrn von Liliencron,
Den Amtmann und Dichter und Tanzbaron?"
Ja, Tanzbaron!
Den Namen hat er behalten.

Er hat ein seltsames Amt geführt,
Fast wie ein heimlicher König regiert,
Der kannte nicht beugen und beben.
In Kellinghusen bei jung und alt
Des Amtmanns und Hauptmanns Wahlspruch galt:
Hurra, das Leben!

„Kinnings", sprach der Freiherr von Liliencron,
Hauptmann und Amtmann und Tanzbaron,
„Erst muß ich euch Bülbung lehren!
Drum befehle ich, Teufel und gottverdammt,

Als euer Schulze in Würde und Amt,
Die deutschen Dichter zu ehren!
Eine Stunde des Abends Vorlesung im ‚Krug‘
Aus ihren Werken, das sei genug,
Vom Besten, was sie geschrieben,
Und zur Belohnung, Männer und Frau'n,
Dürft ihr danach bis zum Morgengrau'n
Tanzen und lieben!“

Da kam in jeder Woche viermal
Ganz Kellinghusen zum Schenkensaal
Und lauschte dem, was er zu lesen.
Doch dann ist der Freiherr von Liliencron,
Hauptmann und Amtmann und Dichterbaron,
Selbst der tollste Tänzer gewesen.
Kein Mädel zu jung, kein Grog zu schwer,
Er nahm sie an durstige Lippen her,
Ein Herr über Stadt und Börde.
Doch kam nach wenigen Wochen schon
Das Treiben des Amtmann und Tanzbaron
Zu Gehör der Behörde –,
Und die Behörde verfügte schon:
„Herr Detlev Freiherr von Liliencron
Hat seines Amts zu entraten!“
Er lachte und ließ sich nicht schrecken und droh'n
Und ging, der lustige Tanzbaron.
Sein Kellinghusen vergaß ihn nicht,
Und heute noch jedes Kind dort spricht
Nur in Zitaten.

Der Jugendbrief

Nach schlesischen Sagen erzählt von Juliane Karwath

Zwei Menschen kamen über die schmale Torbrücke aus der Stadt. Sonnenüberglüht tat sich die Landstraße hinter dem Gäßchengedräng auf, erst noch ein wenig von dem dumpfen Hauch der Stadt umstrichen, dann aber hell und grell sich in die Weite hinausdehnend, in die sie gehörte. Rechts sah man in die Ebene hinein, in der irgendwo Breslau liegen mochte, auf der anderen Seite aber stieg das Land in Wellen, verschob sich in Falten, und hinter ihm stand heute blau und deutlich in jeder Linie das Gebirge.

Marierose schaute fast immer zu Boden, wie es ihre angeborene Art war, und empfand doch alles ringsum, allen heißvollkommenen Glanz des Morgens und die fast unheimlich nahe Wucht der Berge. In ihrem Schritt war etwas unbewußt vor besiegten Rivalinnen Tanzendes. Die Augen standen hellgraublau und kätzchenhaft rund in dem braunen Gesicht, dessen Haut dunkler war als das Haar, das sich in einem feinen Silbertone um Stirn und Schläfen krauste.

Urban Martikke hielt sie fest um die Hüfte, obgleich er sein schweres Ränzel auf dem Rücken und in der anderen Hand des Mädchens Bündel trng. Sie schwatzte lebhaft, wie es die Mädchen ihrer fernen elsterländischen Heimat tun, grell wie eine Flöte stieg ihre Stimme immer wieder auf und verbarg, daß in ihrem Herzen doch noch ein kleines Zagen bebte. Vielleicht trieb Urban doch nur seinen Scherz mit ihr und würde sie bald wieder verlassen.

Nach etwa zwei Stunden blieben sie stehen und sahen nach der Stadt zurück, von der gerade noch ein Turm sichtbar war. Den hatte Marierose von ihrer Kammer aus immer ganz nahe geschaut.

Sie dachte an den Winter. Da waren sie einander noch feind gewesen. Ja, ja, feind! Sie dachte an den vergangenen Sommer. Da hatten sie sich noch nicht gekannt. Erst als sie aus ihrer Heimat in den Dienst zu der Mamsell Stropp kam, lernte sie ihn kennen.

Eines Tages bekam sie ein Billett zu einem Komödientage geschenkt. Niemals im Leben hatte sie Komödie gesehen. Der Bürgermeister und alle Noblen spielten mit, so war es in der Stadt Sitte.

Neben Marierose stand Urban Martikke. In den Pausen machte er ihr alles klar und erzählte, wer die Mitspielenden waren.

Er war Schmiedegesell beim Meister Smolka auf dem Kornmarkt und stammte aus einem kleinen Orte an der Glatzer Neiße, der lag nicht weit von hier.

Zuletzt gab es auf der Bühne ein Brautpaar; es küßten sich zwei. Marierose starrte mit weit offenen Augen. Rrrh ... ging der Vorhang zusammen, es zischte, und die Leute klatschten, Kopf an Kopf gedrängt. Rrrh .. ging der Vorhang noch einmal auf und zu.

Marierose sah die Augen des Schmiedes noch immer auf sich gerichtet. Dann schaute er langsam nach den silbernen, geringelten Härchen im braunen Nacken. Nun fragte er, ob er sie heimbegleiten dürfte. Das Schießhaus, in dem gespielt wurde, lag ja weit draußen. Sie sah sich zögernd um. Nein, das ging nicht. Man hätte es der Stropp sofort erzählt. Und dann mußte sie aus dem Hause. Das hatte sie ihr gleich gesagt: sowie Marierose eine Liebschaft anfinge, müßte sie fort. Ja, das war die Stropp.

Marierose ging allein heim. Sie sah auf den Weg, der Mond schien. Manchmal blickte sie sich um, aber Martikke war nicht mehr zu sehen.

Sie trafen sich wieder und wieder, aber alles scheiterte an Marierosens Angst vor der Stropp. Urban wurde boshaft und zornig und ging mit anderen. Es riß sie. Sie hätte rennen, rennen mögen. Sie weinte. Wohin? Wohin?

Im Frühjahr kam Urban wieder. Er stand vorm Haus, paßte sie ab, wartete spät abends vor ihrem Kammerfenster auf der Gasse. Sie erschrak: was würden die Leute denken! Da stand er. Sie sahen sich lautlos an.

Am nächsten Abend war er wieder da. Wie dachte er es sich denn? Was wollte er ... Zu versöhnen brauchte er sie nicht: sie war ihm ja gar nicht böse gewesen!

Bald trafen sie sich auf der Bleiche. Einen ganzen langen Abend sprachen sie sich dort, während das Linnen an den Schnuren im Wind hoch aufschlug und schon längst trocken war. Er war bescheiden, fast demütig. Erzählte von zu Hause. Mit seinem Vater stand es nicht mehr gut; er würde wohl bald heim müssen und die Schmiede übernehmen. Er trug ihr den schweren Korb ins Haus und überschüttete sie im Flur mit den Küssen, die ein ganzer langer Winter für sie aufgespart hatte.

Als sie sich das nächste Mal trafen, über-

raschte sie die Stropp. Sie hielt Wort und entließ Marierose auf der Stelle.

Wohin nun? Das Lachen war dem Mädchen vergangen.

Sie schickte Urban Nachricht, und er kam selbst, sehr aufgeregt. Sein Vater war tot, und er mußte heim. Sah sie starr an: ja, ja, sie sollte mit. Er nahm sie mit!

Was blieb ihr übrig? Sie packte und ging mit.

— — Und nun?

Marierose wußte: bald gabelte sich der Weg, und es kam die große Poststraße, die auf Breslau zuführt. Einmal hatte sie davon gesprochen, sich in der großen Stadt einen Dienst zu suchen. Mußte sie? Sie sprach und lachte flötenhell, während ihr Herz immer schwerer wurde. Näher und näher kam der Weiser.

Jetzt waren sie dort. Urban warf Bündel und Ränzel hin, nahm sie in den Arm und küßte sie wild. „Ich lass' dich nicht! Ich lass' dich nicht! Du kommst mit in meine Heimat!" Er küßte Mund und Stirn und Augen und den braunen Nacken, in den die silbernen Löckchen hingen. Dann wickelte er das Brot aus, das ihm die Frau Meisterin eingepackt hatte; es war genug Zehrung auch für zwei auf ein paar Wandertage.

In dem kleinen Dörfchen weiter oben läutete es Mittag. Dorthin mußten sie, und von dort ging der Weg in das sogenannte Mühlental, in dem sieben hochreichsgräfliche Wassermühlen stehen, immer eine hinter der anderen. In einer wohnte übrigens Verwandtschaft von Urban, bei der er für die Nacht Unterkunft erhoffte. Danach mußten sie über die Glashütte im Hussitengraben nach Mariakreuz. Und dann ... dann waren sie bald daheim.

Er wischte das Messer ab, schnallte den Ranzen auf und nahm das Bündel. Jetzt hieß es steigen. Konnte sie steigen?

Sie lachte. Ja, ja, sie konnte.

Drei Tage mußten sie wandern.

Und dann?

Er sagte nichts.

Aber er begann von daheim zu erzählen.

Die Mutter war schon lange Jahre tot. Der Vater hatte sich bis um Weihnachten noch immer gut gehalten, und jetzt war er auf einmal bei der Arbeit umgefallen und tot gewesen, gerade am Markttage.

Die Schmiede steht dicht am Tor, und die Leute heißen sie die Neiße-Schmiede. Die Neiße fließt gleich drüben, und der Sage nach ist sie früher da geflossen, wo die Schmiede steht. Aber man hat ihr das Bett verstellt. Ein dicker Damm liegt davor. Es gibt da allerhand Geschichten. Ist ja kein anderer Fluß im schlesischen Land, der die Menschen so holt: Jungfern, Kinder, Wanderburschen, Soldaten, wie es ihm halt paßt. Das tut der Wassermann. Er greift nach manchem einsamen Kahn, bricht heimlich Brücken nieder, lauert an den Fähren und legt mitunter sogar schöne seidene Fäden an den Ufern aus. Faßt eine Jungfer danach, so zieht er sie an dem Garn ins Wasser. Aus der Neiße-Schmiede soll er sich nun aus Wut über den verstellten Weg immer von Zeit zu Zeit ein Opfer holen. Einmal war es eine Meisterstochter, die vom Hochzeitsmahl her verschwand, ein andermal ein Kind, das ans Ufer zu spielen lief und nicht mehr wiederkam. Einzig der alte Dominik soll ihm Schwierigkeiten gemacht haben. Der wurde uralt, der Meister. „Neunzig Jahr, der Kinder Spott, hundert Jahr, genade Gott!" Aber in seinem hundertundzehnten Jahre hat ihn der Wassermann doch geholt. Er ist spurlos verschwunden. Danach ist dann Martin Martikke aus dem Namslauischen gekommen und hat die Schmiede gekauft. Das war der Vater.

„Und ihm ist nichts geschehen?"

„Ihm nicht. Aber die Mutter hat den Wassermann an einem Sonntagsmorgen ganz deutlich im Wasser liegen sehen und vor Schreck den Bruder krank zur Welt gebracht. Ist ein ganz wunderlicher Gesell geworden, der Heinze. Und die Mamsell Singthaler nebenan kann eine Geschichte von ihm erzählen. Minette Singthaler, ihr Vater war Husar. Die findet beim Wäscheschweifen einen solchen Faden, wickelt ihn arglos um den Arm und geht nach Hause. Der Vater, der Husar, war dazumal gerade im Felde. Die Minette — man kann sie fragen — rührt gerade den Hirsebrei, als sie merkt, daß der Faden um ihrem Arm auf einmal leise anzieht. Wo ist sein Ende? Die Jungfer muß den Hirsebrei lassen und aus der Tür. Und durch den Garten. Und schwindlig schnell geht es der Neiße zu. Sie weiß längst, was das bedeutet. Zum Beten hat sie keine Zeit mehr. Ist auch kein Mensch in der Nähe, der ihr helfen kann. Die Wellen schlagen grün. Etwas Grünes taucht dazwischen auf. Schaukelt. Schaukelt. Sie weiß. Und stemmt sich. Packt eine Weide und hält sich an ihr. Der Wassermann drüben zieht. Sie beißt die Zähne zusammen und hält fest. Da rauscht das Wasser stärker, und der Balsaminchenpastor, der drüben an dem anderen Ufer vorübergeht, soll etwas Braungrünes schräge aufbrausen und mit einem ungeheuren Schlag wieder haben versinken sehen. Die Jungfer

stürzt auch hin. Aber auf dem Lande. Der Faden ist gerissen. So war ihr Leben noch einmal gerettet. Ist jetzt an die Sechzig, die Mamsell Singthaler."

Marierose hatte aufmerksam zugehört. Aber in ihr dämmerte der Gedanke, daß Urban durch solche Historie unbequeme Fragen zurückdrängen wollte.

Nun hatten sie das Dorf erreicht. Es zog sich schmal an dem Bach hin, den sie schon getroffen hatten und der sich am Ende zu einem Teich erweiterte. In den Häusern klapperten wie überall die Webstühle. Ein paar Graseweiber kamen mit ihren Kiepen aus dem Holze, sonst befanden sich auf der Gasse nur etliche kleinere Kinder und Scharen von Enten und Gänsen.

Marierose faßte ihren Schatz plötzlich am Arm. — Was war das? — Da stand mitten im Teich, der mit einem sonderbaren, kurzen, weißblühenden Kraut bewachsen war, auf einer schmalen Sandbank, unerklärlich, wie es dahin gekommen war, ein etwa zweijähriges Kind, splitterfasernackt, und blickte aus großen, runden Augen starr zu ihnen herüber.

Unwillkürlich schritten sie schneller aus und schauten dann vom Walde her noch einmal scheu zurück: das Kind sah ihnen immer noch nach. Floß dieser Bach schon der Neiße zu? War das etwa ein — Wassermannskind?

Der Wald lagerte sich rechts und links vom schmalen, kaum noch erkennbaren Pfad, uralter Tannenwald, der die Höhen hinankletterte und finster von oben herabsah. Ein seltsames Rauschen zog immer wieder hindurch, und Marierose blickte sich verwundert um. Fern rief der Kuckuck.

Urban besann sich. Irgendwo in der Nähe mußte der alte Strachatewald sein und nicht weit davon der Verlorensberg mit der Quelle. Die sollte von allen Krankheiten heilen. Als die Cholera da war, sind die Leute zu Scharen nach dem Verlorensberg gewandert und haben in der Quelle gebadet. Sind alle an der Cholera gestorben. Nach einer Weile blieb er stehen. Es war seltsam, daß das Mühlental sich gar nicht zeigte. Waren sie denn nicht recht?

Ein großer Berg richtete sich plötzlich tannendunkel vor ihnen auf. War das etwa gar schon der — Verlorensberg? Es gibt viele Berge in Schlesien, die so heißen, und an allen hängt etwas, ganz geheuer ist es auf keinem von ihnen.

Urban und Marierose suchten noch lange nach dem rechten Pfad, aber wohin sie sich auch wandten: der Weg führte aufwärts zwischen Sandsteinfelsen hin. Es war, als ob sie der große Berg in seiner Gewalt habe, immer unerbittlicher führte und näher und näher an sich zöge.

Immer höher und starrer wurden die Felsennadeln, immer schmäler ihr verwirrter Weg, da — eine Lücke! Eng aneinandergedrängt standen sie und starrten in den Spalt. Aus der Tiefe dampfte es grau; es wurde Abend. Nacht war es bald um sie. Und sie mußten hier bleiben, hier in der Einsamkeit. Auf dem Verlorensberg — —

Sie konnten keinen Schritt weiter tun, sonst waren sie verloren. An der nächsten Biegung schon lauerte vielleicht der Spalt, der sie verschlang. Da entdeckten sie zu Füßen einer riesigen Fichte, die an einem Abhange stand, eine Höhle, die von ihren Wurzeln schützend überhängt war. In diese Höhle verkrochen sie sich, altes Reisig lag darin. Hier mußten sie warten, bis der neue Tag anbrach.

Da zog draußen ein Fünkchen vom Felsen herab und verglomm zwischen Gestrüpp. Und plötzlich umgaben sie Hunderte solcher Fünkchen in lautlosem Spiel. Auf und ab ging es draußen. Es war, als ob Sterne fielen, Sterne, Sterne — —

Hier auf dem Verlorensberg? Dieser verrufene Berg hat solche Sternennacht?

⌘ ⌘ ⌘

Als sie aufwachten, brannte der Morgen schon auf dem Gestein. Vor ihnen stand ein Kerl. Sie sprangen auf, und Urban packte das Messer. Marierose sah jäh nach Bündel und Ranzen, aber beides war noch da.

„Hab' nichts stibitzt," sagte der Fallot grinsend. „Ne, Bruder, seh' nur, daß du vom Handwerk bist. Das Handwerk grüßt dich. Wollen mitsammen weiter und das Weibsbild in die Mitte nehmen."

Jetzt begriff der Schmied, woher der Wind blies. Sandte einen Blick nach Marierose und einen drohenden nach dem Burschen, der ihm aber sehr kaltblütig begegnete und leise pfiff.

Über ihnen schüttelten sich die Wipfel, das große Singen hob wieder an, und wie es sich von Augenblick zu Augenblick triumphierend verstärkte, erkannte Urban, daß der Berg sie doch genarrt hatte und nach allem Wunder jetzt erst das ganze Galgenspiel offenbarte.

O nein, er nahm es damit auf!

Zärtlich und bang sah er wieder nach Marierose, bedachte aber zugleich, daß es unmöglich und gefährlich war, sich hier in dieser Wildnis von dem Ungebetenen zu befreien, der zweifellos ringsum Bescheid wußte. Klüger war es, List zu gebrauchen, sich seine Kenntnisse zu nutze zu machen und

dabei zu jeder Stunde der eigenen Kraft eingedenk sein. Während er das Messer in der Tasche gelockert und den Buben scharf im Auge behielt, sagte er in harmlosem Tone, daß es ihm recht sei, wenn der Bruder sie aus der vertrackten Wildnis hinausführe, in die sie wider Willen geraten seien, und gab die Richtung an, in der sie wandern wollten, das Reiseziel unbestimmt lassend.

Der andere lächelte eigentümlich in sich hinein, erklärte aber, daß er ringsum Weg und Steg kenne und gern bereit sei, den Weg zu weisen.

So begann man den Abstieg. Er führte anders als der Aufstieg und sichtlich gleich in bequemere Bahnen. Die Felsennadeln schienen schmächtiger und ungefährlicher, die Abgründe drohten nicht, und die Fichten rauschten ein sanfteres Lied.

Scheu blickte Marierose noch immer nach dem Burschen. Sein Gesicht schien von unzähligen Regennächten und Sommerbränden zerwettert, das dunkle Haar hing zigeunerisch unter der schmutzigen Kappe hervor, die Joppe trug Farbe und Spuren des Waldbodens und der Rinde. Ein merkwürdig kleines Ränzel hing über der Schulter. Das Seltsamste war jedoch der Gang. Wo sie stutzten und zauderten, glitt er unbehindert vorwärts und fand sich federnd zurecht. Vom wildesten Lärchenbaum riß er sich einen Zweig und steckte ihn an seine Kappe. Dabei erzählte er, daß er George Eckert hieße und daß sein seliger Vater erst Reichssoldat, dann preußischer Kanonier und zuletzt Roßhirt gewesen sei. In seinem siebzigsten Jahre hätte er noch einmal geheiratet, und er sei unter den sieben Jüngstgeborenen der Jüngste, kein Wunder, wenn ihn der Alte nicht mehr habe großziehen können. Doch habe er sich schon durchgeschlagen. Winters arbeite er, aber den schönen Sommer über litte es ihn nicht mehr in der Feuerhöhle.

Allmählich blieben die Felsenschroffen ganz zurück, der Weg wurde deutlicher und, Gott sei gelobt, sie kamen wirklich ins Tal. Freilich in eine dunkle Einsamkeit: den Strachatewald. Der Fremde meinte, listig nach dem Berg zurückschauend, daß sie von Glück sagen könnten, so davon gekommen zu sein. Einen Holzschläger aus dem Böhmischen hätte es erst neulich in eine Kluft gestürzt, ein Jungjäger, der hinter einem Wild hergewesen sei, habe sich einen Lärchenast tödlich in den Leib gerannt, und ein Kind, das sich beim Beerensuchen verstiegen habe, sei am Natternbiß verstorben. Nur ihm selber geschähe nichts, da er mit dem Berge gut vertraut sei.

Endlich gewahrten sie eine kleine Ansiedlung in einem Talgrund und eilten darauf zu. Ein alter Mann kam aus dem ersten Hause und horchte mißmutig auf Urbans Frage. Über die Ortschaften, die der Gesell suchte, schien er nicht Bescheid zu wissen; den Verlorensberg aber deutete er ihnen über den Wald hinweg. Einen Kretscham gäbe es hier nicht, sie seien arme Weber, und ein Nachtlager werde schwerlich anders zu bekommen sein als eben im Walde. Immerhin hätte er noch mit sich reden lassen, wenn er nicht plötzlich den Fallot gewahrt hätte. Da wandte er Urban schweigend den Rücken und kettete den Hund los. Auch aus den Nachbarhäusern schaute man, und gleich darauf ging ein zorniges Schreien und Rufen an, und überall bellten drohend die Hunde.

Da hieß es schleunigst kehrt machen und wieder in den Wald hinein. Der Fremde lächelte und meinte, sie sollten sich nur ihm überlassen, er werde sie schon sicher führen. Urban aber knirschte mit den Zähnen und erwiderte, daß er und die Jungfer sich, wenn nun nicht bald etwas vom Hussitengraben oder einem vernünftigen Dorfe auftauchte, allein weiter auf die Suche machen würden.

Marierose sah erschrocken auf den Fallot. Der lächelte wieder und sagte: wer einmal auf dem Verlorensberg gewesen sei, müsse immer wieder hin, der Berg hole ihn sich von neuem. Um dieses Schicksal zu vermeiden, solle man sich lieber seine erfahrene Gesellschaft noch gefallen lassen ...

Urban faßte Marierose am Arm und zog sie mit sich fort, aber der Fremde blieb hinter ihnen. Hastig eilten sie weiter, bis zum Abend **mußten** sie an einem sicheren Platze sein! Mit fliegendem Atem, jede Spur beachtend und verhohlen auf die Schritte des Verfolgers lauernd, wanderten sie. Jetzt schien der Wald sich zu lichten, aber sie erblickten nur die Burg, die sie schon einmal getroffen hatten: sie waren im Kreise herum gewandert!

Es waren eigentlich nur ein Turm und ein paar Trümmer, die dort blauten, aber der Schmied entschloß sich, hinauf zu steigen, um die Gegend zu erforschen. Marierose begleitete ihn, und ein beklemmender Gedanke schoß durch ihren Kopf, als auch der Fremde den Aufstieg antrat.

Oben erkannten sie beim ersten Rundblick, daß sie wirklich mitten im Gebirge waren. Wald, nichts als Wald, so weit das Auge reichte! Der Fremde beobachtete sie listig und ging leicht hin und her. Wie er sich auf einmal vorbog, um dem rauhen Vogelschrei in der dunstig blauen Höhe zu lauschen, schien es Urban plötzlich voller Deutlichkeit, daß er selbst nichts anderes sei,

als Wald, Fels, Vogel und Baum, und in wilder Verzweiflung streckte er den Arm aus, um den Unhold in die Tiefe zu stoßen und das unheimliche Netz zu zerreißen. Da wandte sich der andere aber um und sah ihn aus den wildvogelscharfen Augen dermaßen an, daß er zurücktaumelte . . .

In diesen Sekunden aber machte Marierose eine Entdeckung. Dort drüben, wo sich harter weißer Fels erhob, ja, gleich daneben, war ein feiner Strich. Das Spätnachmittaglicht blendete, aber dort war ein Strich. Das war ein Turm, bedeutete einen Ort. Dorthin mußten sie um jeden Preis, noch bevor die Nacht hereinbrach! Sie blickte Urban an, aber der schien in seiner Aufregung nichts zu gewahren.

Als sie unten angelangt waren, verriet Marierose nichts von ihrer Entdeckung, sondern begehrte, dem Unhold harmlos in die Augen sehend, in jener Richtung zu wandern. Es war ihr darum zu tun, ihn zu täuschen, damit er ihnen das Spiel nicht im letzten Augenblick noch verwirre. Er gab anscheinend arglos nach, umschlang sie und ließ sich von ihr führen, seinen Sieg auf einmal ganz nahe sehend. Sie sprach scherzend vom Verlorensberg und wußte doch, daß er ihnen noch immer nahe war, ja, ganz nahe! Aber um Urbans und um ihrer selbst willen spannte sie alle Kraft an, um sich in der letzten Stunde noch von ihm zu befreien. Verhohlen war sie streng darauf bedacht, in der erkannten Richtung zu bleiben, was ihr auch leicht wurde, da sie an den Bergformen jetzt Merkmale hatte und sich mit einem Male auch ein Fahrweg dorthin zeigte. Indem sank die Sonne schon immer mehr.

Urban schlich, Marierosens Seitenblicke nicht beachtend, dumpf hinter ihnen drein, die Hand am Messer.

Da sahen sie auf einmal im Abendrot eine ganze Stadt in der Ferne liegen. Marierose jubelte laut auf. „Der Verlorensberg!" lachte sie und zog den Unhold harmlos näher und näher an den Ort heran. Bald tauchten Menschen auf, in einer Glashütte wurde geschmolzen, Feuer sprühte aus den Essen, Eckert ging immer zögernder.

Urban wußte nun auf einmal, wo sie waren. Der Ort war vorzeiten sehr stattlich gewesen, als die großen Silberbergwerke noch im Gange waren. Man sagt ja, daß ein ungeheurer Silberschatz noch in der Tiefe lagere und begreift eigentlich nicht recht, weshalb sich die Bürger anderen Hantierungen zugewandt haben. In dieser Stadt brachte man die erste Kornernte ein. Rasselnd fuhren die schmalen Wagen von den hochgelegenen Feldern herab, ein Rauschen und Fegen war auf den Wegen, der Staub stand hoch, an den Bäumen hingen goldene Fäden, aus weit offenen Scheunentüren quoll es, ja, die armen Kinder, die bloßfüßig von den Feldern kamen, trugen Gold in den Händen, denn es war ein gesegnetes Jahr.

Eckert suchte Marierose raunend zur Umkehr zu bewegen. Die Stadt sei ein windschiefes Nest mit schlechter Herberge, und zudem werde man sie dort noch übel empfangen. Sie hielt ihn im Übermut noch immer hin, als sie aber am Tore waren, stieß sie ihn zurück, ergriff Urbans Arm und zog ihn durch die Pforte, dem andern nur ein spottendes „Der Verlorensberg" zurufend. — Der Verlorensberg!

Eckert stand eine Sekunde regungslos, dann war er auf einmal im Tannengebüsch verschwunden.

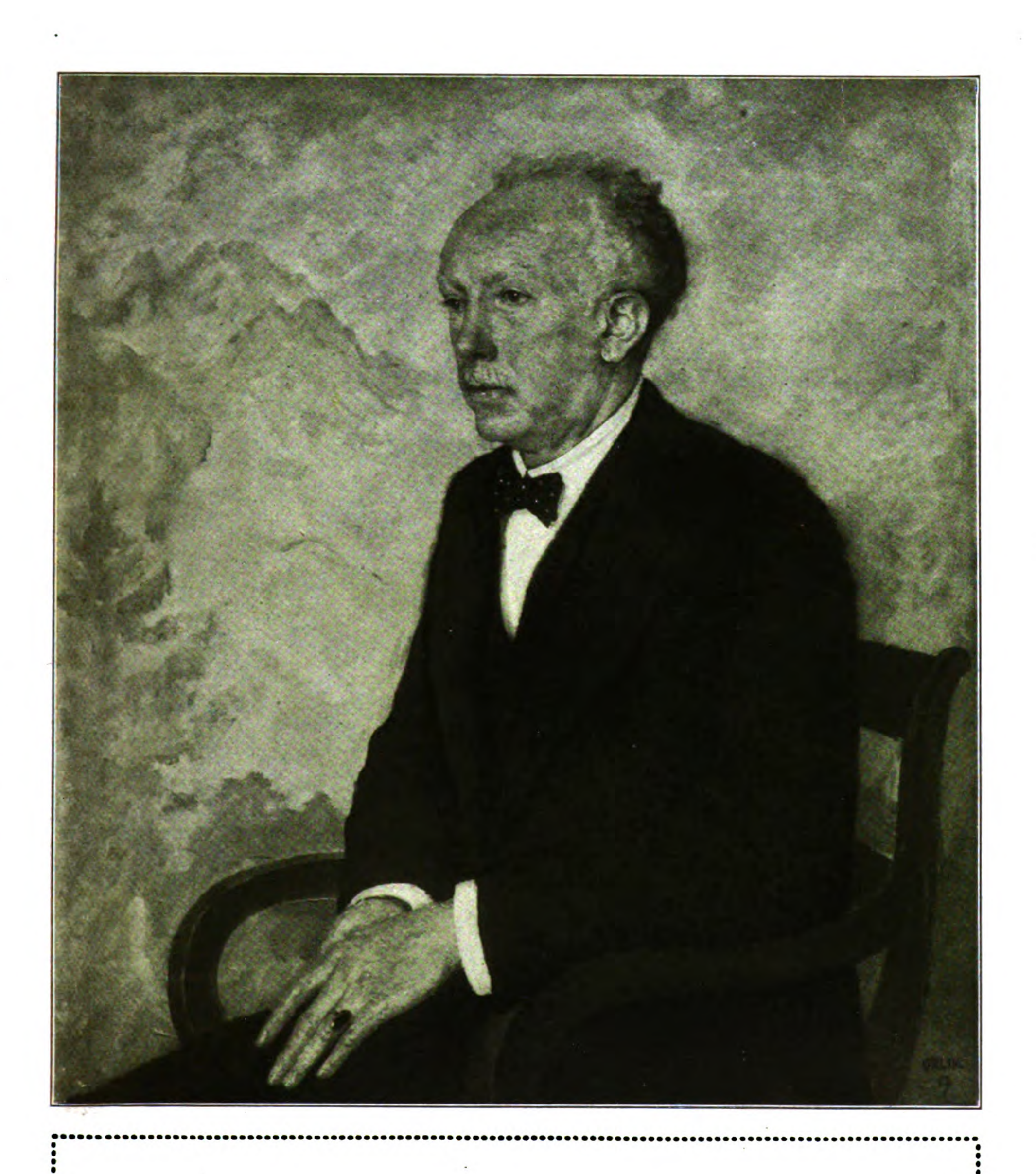
Marierose aber führte Urban, dem ihre verzweifelte List langsam klar wurde, atemlos durch die Gassen, immer wieder scheu um sich spähend, denn das letzte Wort des Genarrten stand immer noch vor ihrer Seele. „Er holt dich doch!" Hatte er nicht so gerufen?

Nun, jetzt waren sie mitten im sicheren Ort und fanden in der Herberge gute Aufnahme. Als es aber dunkelte, wurde Marierose unruhig und meinte, daß es wohl besser sei, noch in dieser Nacht unverzüglich weiter zu marschieren. Denn nur dann könnten sie dem Unheimlichen entgehen, der sicherlich vom ersten Morgengrauen an an allen Toren und Wegen lauern werde. Urban sah endlich ein, daß sie recht hatte, und, nachdem sie sich genau über den Weg unterrichtet hatten, glitten sie durch ein entgegengesetztes Tor wieder in den Wald hinaus.

Das geringe Abendrot, das ihnen geleuchtet hatte, erlosch bald. Sie wanderten in umdämmertem Hohlweg, immer argwöhnisch ausspähend und lauschend, aber nichts Beunruhigendes zeigte sich, sogar das große Windrauschen schwieg. Endlich legten sie sich in einer Fichtenschonung zur Ruhe nieder.

In der Frühe war vollkommene Einsamkeit um sie. Sie horchten und visierten vorsichtig, und Urban erstieg auch eine hohe Kiefer, um Umschau zu halten. Die Silberstadt war weit und breit nicht mehr zu sehen, und auch nirgendwo der Verlorensberg. Aber bekannte Berghäupter erhoben sich plötzlich ganz nahe und zeigten, daß sie genau in ihrer Richtung waren. Sie mußten in ihrer Aufregung nächtens überaus weit gewandert sein und gelangten schon gegen Mittag in den Wallfahrtsort Mariakreuz.

Dorthin pflegten die Leute aus Urbans



Generalmusikdirektor Dr. Richard Strauß

Gemälde von Prof. Emil Orlik

Städtchen zu wandern, wenn sie den Weg zum Bilde bei Neiße oder zur braunen Muttergottes auf dem Warthaberge scheuten.

Da eben Wallfahrtstag war, umlagerten viele Menschen die Bildkapelle. Kirchenfahnen wehten, und feierlicher Gesang stieg auf. In den beiden Wirtschaften des Ortes war, wie vorauszusehen, heute kein Nachtquartier zu haben. „Morgen vielleicht," knurrte die eine Wirtin, eine dicke Böhmische, die andere aber, eine noch junge Frau, die Marierose teilnehmend musterte, gab ihnen den Rat, doch bis zum nahen Ober-Märzdorf zu wandern. Dort würden sie noch vor Abend die Fahrpost von Böhmen her treffen und könnten dann schon in wenigen Stunden in ihrer Heimat sein.

Da dankten sie erfreut, stärkten sich ein wenig und beschlossen trotz aller Ermüdung so schnell wie möglich dahin zu wandern. Marierose aber wurde das Herz auf einmal schwerer. So nahe war man an daheim und ... dann? Und ... dann?

Eilig schritten sie aus.

Dort oben lag Märzdorf. Ein wenig flach. Man sah schon etliche Häuser und eine querfeldein laufende Straße.

Sie sprangen fast und holten ihre letzte Kraft heraus. Urbans Blicke strahlten allmählich immer mehr: was dachte er? Als ihr Atem ausging, nahm er sie um den Leib und trug sie das letzte Stück Weges empor. Und als sie sich oben kaum umgesehen hatten, ertönte bereits das Horn, und die Post rumpelte heran. Sie fanden noch Platz. Das Dorf glitt vorüber. Drunten lag Mariakreuz und hinter ihm zog es in dunkler Wucht dahin: das Gebirge. Zur rechten Hand lag bereits die Ebene, und die Straße senkte sich immer mehr. Immer flacher ward es ringsum, und weit, weit hinten versank das Gebirge. Nur einmal, bei einer Wendung, sah eine einsame dunkle Kuppe heraus: der Verlorensberg?

Dann wandte sich Marierose, durch eine Bewegung Urbans veranlaßt, nach der andern Seite. Dicht vor ihnen schien es grünlich-braun auf, ein ruhiger Schimmer breitete sich und schien einem fernen Ziele sacht zuzurinnen: die Neiße. Als sie vor einer Brücke haltmachten, wurde der rasche, wie atemlose Zug der Wellen deutlich.

Alle Reisenden hatten sich erhoben. Einige waren auch ausgestiegen und scharten sich draußen um etwas. Auf der Brücke war etwas los.

Jetzt sah man in dem Knäuel Volkes einen Menschen kauern, von dem das Wasser in Strömen lief. Urban, der sich beim Schirrmeister erkundigt hatte, kam eben wieder zurück: es sei nichts weiter, als daß man einen armen Wanderburschen, der sich in die Neiße gestürzt, eben wieder herausgezogen habe. Der Brückenwächter habe es getan.

Der Schirrmeister drängte zum Einsteigen. Der Postillon kletterte auf den Bock und setzte das Horn an den Mund. In einer Stunde mußten sie in der Stadt sein, es war keine Zeit mehr zu verlieren!

In dem Augenblick, wo der Wagen anrückte, sahen alle Insassen, wie der gerettete Wanderbursche sich aufrichtete, die Menschen um sich zurückstieß, über das Geländer wegkletterte und mit einem weiten Schwung wieder in den Wellen der Neiße versank. —

Es ging immer mehr bergab, das Gebirge war ganz fern. Rechts und links war flaches Feld und bald hüben und bald drüben floß die Neiße. Jetzt kam eine schmale dunkle Lindenallee. „Das ist der Zeiselgang," sagte Urban, „der führt gerade auf das Tor zu. In ihm fängt der Postillon an zu blasen. Bald sieht man die Häuser und den Turm. Nur noch über die Brücke, dann sind wir da."

Sie schaute und schaute. Der Postillon blies. Urban rückte dicht neben sie, so daß seine Worte nur ihr allein vernehmlich waren.

„Heute kann ich dich nicht mitnehmen. Aber ich lasse dich nicht. Ich bringe dich zur Mamsell Singthaler, und morgen gehen wir zum Pfarrer. Er wird uns zusammengeben. Dann sind wir Mann und Frau und du bist die Schmiedin."

⁂ ⁂ ⁂

Die Mamsell Singthaler kam auf das späte Pochen mit einigem Staunen aus ihrem Häuschen heraus. Sie fragte mehrmals und hielt dabei die Hand am Ohr. Starrte Marierose an. „Die Tonel ... aber die Tonel —" rief sie. Der Schmied sagte, das sei seine Sache. Es sei so, wie er gesagt habe.

Da lud die Mamsell Marierose endlich ein, ins Haus zu kommen.

Die Singthaler war eine mächtige Person, deren Gesicht so rot leuchtete wie ihr Haar weiß. Ihr Schritt hatte etwas Dröhnendes. Man begriff ohne weiteres, daß sie eine Husarentochter war.

Drinnen in der Stube überstürzte sie Marierose mit Fragen, nachdem Urban gegangen war. Dabei erzählte sie, was sie vorhin schon verraten hatte: daß Urban längst eine Braut habe, die Muhme Tonel aus der Clarenmühle, des reichen Onkels Tochter, die dem kranken Schmied zuletzt den Hausstand geführt habe und es nicht anders erwarte, als Meistersfrau zu werden. Es werde Aufruhr geben, wenn Urban sich auf einmal anders besonnen hätte!

Sie musterte Marierose immer wieder und

hatte schon herausgebracht, daß ihr Vater ein gewöhnlicher Hofearbeiter war und daß Urban sie aus dem Dienst weggeholt habe.

Marierose ging ans niedere Fenster. Draußen war doch ein wenig blaues Licht, wie in jener Nacht auf dem Berge, ja, fast das gleiche Licht, und in ihm erspähte sie den Umriß des Schmiedehauses, den stattlichen, gedrungenen Bau, in dem die Fenster ein wenig glänzten. Aber nichts rührte sich, kein Laut kam heraus. — Dort war er also.

Nun führte die Mamsell sie in die Küche, wo dicht beim Herd ein Lager gerichtet war.

Es war eng und heiß und finster, und als Marierose eine Weile gelegen hatte, merkte sie auch hier heimliches Leben. Sie holte ihr Feuerzeug und schlug Licht, da sah sie Boden, Wände und Strohsack von Scharen kleiner Käfer überwimmelt, die hier in der Küche der Mamsell Singthaler ihre Heimat zu haben schienen. Im ersten Schreck darüber hätte Marierose bald Feuer angestiftet, das hier in dem Winkel sicherlich gute Nahrung gefunden hätte! Sie blieb aufrecht sitzen und wollte wachen, aber darüberweg schlief sie ein, immer halb nach Luft ringend und mit beklommenem Herzen und träumte vom Verlorensberg.

Als die Husarentochter in der Frühe kam, schien sie an den Mitbewohnern ihrer Küche nichts zu finden. Zertrat einige, erschlug andere mit dem Latschen, setzte den Topf zurecht und schickte sich an, Wasser zu holen, was ihr Marierose aber abnahm.

Erlöst lief das Mädchen in die frische Morgenluft hinaus und vor die Schmiede. Dort klirrte sofort ein Fenster auf, und Urbans Burschenstimme rief sie an. Gleich darauf war er draußen und nahm sie in den Arm. Ringsum gafften die Leute.

Er erzählte ihr auf ihre Fragen, daß die Sache schon in Ordnung sei. Die Tonel habe, als er ihr alles vorgestellt, sofort ihre Sachen gepackt und sei in aller Frühe aus dem Hause. Zu ihrem Vater in die Clarenmühle. Ihr Bruder, der hier in der Lehre sei, habe sie hinbegleitet, werde aber wiederkommen. So schlimm träfe es die Tonel nicht. Eine so vermögliche Jungfer werde bald wieder einen haben und ihn rasch verschmerzen. Auch der Müller fände sicherlich bald einen besseren Schwiegersohn. Er selber aber begehre keine andere als sie.

Nachher wollten sie gleich zum Pfarrer.

Aus der Schmiede spähte nur der Geselle, der braune Albert, ein Sachse. Gab Marierose freundlich die Hand und erzählte ihr dann, wie Urbans Vater geendet hatte. Von der Krankheit schon halbwegs wieder erholt, steht er am Markttag wie gewohnt am Tor und sieht die Landfuhren kommen. „Albert, sieh doch das schöne Pferd!" ruft er auf einmal, als der Gesell aber hinkommt, ist weit und breit kein Pferd zu sehen, nur Ochsengespanne. Und der Meister fällt um und steht nicht wieder auf.

Urban winkte Marierose und führte sie ins Haus. Sie staunte in die Stuben und Kammern hinein. Wie reich mußten die Martikkes sein!

Von dem Nähtisch am Fenster aber zog sie Urban wieder weg. Die Sachen, die da lagen, gehörten noch der Tonel.

Wo blieb aber der Bruder, der Heinze? Er wußte doch schon — —

Ja, da oben unterm Dach wohnte er mit dem alten Vik, dem gelehrten Leineweber, zusammen. Er ist krank, kann kein Handwerk versorgen und hat sich deshalb an die Bücher gemacht. Der Vik ist ein gar wunderlicher Mensch. Hat mit dem Webstuhl angefangen wie die meisten. Als er aber den Vater beerbt hatte, hat er zu seiner Frau gesagt: „Geh du zur Rechten, so geh' ich zur Linken, Liebe, scheide dich von mir." Und sie ist zur Singthaler unters Dach gezogen und hat ihn von dort aus noch bis zu ihrem Tode umsorgt, aber er hat sich Buch auf Buch herangeschafft und ihr keinen Blick mehr gegönnt. Nun kann er alle die alten Sprachen, in denen die Bibel geschrieben ist, und weiß mit jenen Ländern Bescheid. Viele Gelehrte kommen zu ihm, und er schreibt ihnen auch, von anderen Dingen will er nichts wissen. Und der Heinze auch nicht.

Urban unterbrach sich.

Eben kam es die Stiege herab und schlich ins Helle, langsam, gleichsam widerwillig und mißtrauisch: ein kleiner Mensch, ein Kind von Mann, ein verhutzeltes Zwerglein, das war der jüngste Schmiedssohn. Marierose starrte ihn entsetzt an, wider Willen mußte sie an jenes Kind im Teich denken... war hier nicht auch eine, eine viel größere Ähnlichkeit mit dem ... Wassermann?

Und jetzt sagte der Kleine mit spröder Stimme eben etwas davon, gerade davon. Ob sie sich in der Neiße-Schmiede nicht... fürchte? Hätte schon manchem Unheil gebracht. Nun, es solle ihr gut gehen.

Da kam der wunderliche Leineweber, alt, dünn, mit verdorrtem, knochenhagerem Bauerngesicht und sah sie an. Marierose gewahrte deutlich: er sah durch sie wie durch Glas, durch Luft. Er sah sie gar nicht.

Ein fragender Blick glitt zu dem Kleinen, dann stiegen die beiden schon wieder die Treppe empor und verschwanden im Dunkel des Obergeschosses.

Da stand Marierose. Sie lachte. Zum

erstenmal hier im Hause. Flötenhell stieg es auf, in der Werkstatt schien das Gehämmer eine Minute innezuhalten, und über das Stiegengeländer weg, aus jener Höhe, zitterte ein schwerer Seufzer.

⁂ ⁂ ⁂

Der Balsaminchenpastor sang eben das Morgenlied: „Aus meines Herzens Grunde." Sein Haus, das früher auch zum Clarenkloster gehört hatte, hieß zur Muttergottes, und die stand, in einen kleinen goldenen Schein wie in ein Wölkchen gehüllt, noch immer oberhalb der Tür. Zur Zeit des französischen Krieges hatte der Balsaminchenpastor die Stadt gerettet. Als die Feinde, auf Neiße ziehend, sich dem Orte nahten, stellte er sich ihm, einem historischen Beispiel folgend, mit der ganzen Kinderschar entgegen und sagte dem General, daß die Leute nichts anderes mehr besäßen als eben diese verhungerten Kinder. Da ließ Vandamme sich rühren und gab dem Pfarrer eine Bescheinigung, die die Stadt auch vor den Erpressungen der nachfolgenden Truppen schützte.

Das war auch jetzt noch nicht vergessen, obgleich es schon über fünfzehn Jahre zurücklag, aber da die Stadt noch immer arm war, mußte der Pastor, wie es alle anderen geistlichen Herren und auch die Schullehrer nicht anders gewohnt waren, sein Brot neben dem Amt verdienen und hatte sich deshalb die große Blumenzucht angelegt. Um das Haus zur Muttergottes in der Kuratusgasse breiteten sich weite Blumenfelder aus, rot und blau blühte es da, und die Sonne fing sich darin.

Marierose, deren blumenfreudiges Herz sich regte, begriff auf einmal das fröhliche Morgenlied des Pfarrers. Im ganzen kam er ihnen aber zurückhaltend entgegen und schien auch irgend etwas auf den Lippen zu haben, wobei Urban die Augen dann und wann niederschlug. Gegen seine Worte war nichts einzuwenden. Jetzt, nach dem Kriege trieb sich noch immer so viel fragwürdiges Volk herum, daß man sich vorsehen mußte. Marierose sollte sich an ihren Vater und ihren Pfarrer wenden und allerhand Papiere vorzeigen, dann werde er sie in dem ehemaligen Clarenkloster, das nun Kirche war, trauen. Darüber konnten freilich noch einige Wochen vergehen. Er sah ihre Betrübnis, vermochte jedoch nichts daran zu ändern. Führte sie aber durch den Garten und pflückte ihr einen großen Strauß roter Balsaminen.

⁂ ⁂ ⁂

Nun war das alles längst gewesen. Marierose war die Schmiedin. Sie wußte nun schon mit allen Sachen im Hause Bescheid und konnte im übrigen nur fortführen, wie es die Muhme getan hatte, die verstand ihre Sache. Sie hatte diese Tonel noch niemals gesehen. Es hieß, sie sei zu Verwandten gebracht worden. Auch ihre Angehörigen aus der Clarenmühle wurden für Marierose nicht sichtbar, ebensowenig die anderen Verwandten. Wo sie den Versuch gemacht hatten, sich vorzustellen, hatten sie verschlossene Türen gefunden.

Nun, dem jungen Paar konnte das alles gleichgültig sein. Schulden standen nicht auf der Schmiede, und so waren sie von niemand abhängig. Der kleine Vetter August, der Lehrling, war wieder gekommen, doch diente er Urban nur hinterhältig und tat Marierose heimlich manchen Tort an.

Auch die von oben kümmerten sich nicht um das junge Ehepaar. Zu dem Alten stieg dann und wann ein gelehrter Herr aus der Stadt hinauf, auch der Balsaminchenpastor fand manchmal den Weg, aber nie kam der ehemalige Leineweber nach unten, und der Verwachsene drückte sich immer nur scheu vorbei, wenn er Marierose traf.

⁂ ⁂ ⁂

Nun zog der Advent heran, die Nächte klärten sich, und im Gebirge sollten die Feuermänner streifen. Der braune Albert erzählte Marierose davon. Er war hierzulande schon eingewöhnt und wollte auch bleiben. War mit einer Schmiedstochter im Glatzischen versprochen. Ihn dauerte die junge fremde Frau, deren Einsamkeit ihm bald deutlich wurde.

Marierose hatte ihm auch von jener seltsamen Wanderung erzählt, und er hatte genickt, als sie vom Verlorensberg sprach. Wanderte auch einmal nach Feierabend — Urban war im Brauhaus der Mutter Klein auf dem Ringe — mit ihr vors Tor in jener Richtung. Da sah sie auf einmal wieder das Land, durch das sie gefahren war und fern, ganz fern die dämmerige Mauer des Gebirges. Dort war es. Und dort lag auch irgendwo im dunklen Kreise der ... Verlorensberg. Und in diesem Augenblick, wo sie hinschaute, war es ihr, als ob ein leises Funkeln über jenen fernen versunkenen Zug striche ... Dann war es vorüber. Und Albert, der nichts davon gesehen hatte und nie etwas dergleichen sah, wie er ehrlich bekannte, meinte, daß es wohl ein Feuermann gewesen sei, der ihr ein Zeichen gegeben habe.

Sie wanderten noch ein wenig weiter über das dunkle Feld, das von Reif schimmerte. Marierose war es, als ob irgend etwas lockte oder als ob es sie zu irgend etwas dränge ... War es das von ... damals? Wirkte der Zauber wirklich noch?

Waren noch immer Schlingen nach ihr ausgeworfen?

Anderntags war Markt. In tiefer Nacht schon mußten sich die Bauern aus den entfernteren Dörfern aufmachen. In der Schmiede konnte man nächtens die Wagen heranrollen hören, still stehen und wieder rollen. Marierose fuhr aus dem Halbschlaf hoch, Urban schloß eben unten das Tor auf, Jetzt trat er herein und streckte sich neben sie, ein Seufzer kam über seine Lippen, nun schlief er schon. Er schlief fest. Aber er sprach im Traum. Jetzt warf er sich herum. „Tonel!“ rief er.

Die Schmiede wurde geöffnet, August schürte das Feuer. Gerade am Markttag fand sich oft der meiste Zuspruch. Auch jetzt hörte man bald unten reden, und als Marierose dann dazu trat, gewahrte sie Albert ganz verstört dastehen und auf ein Männlein horchen, das sich behaglich am Feuer wärmte. Den Huckekorb voller Ware hatte es auf den schwärzlichen Boden gestellt. Ein Botenmann.

Draußen wurde jetzt ein schwerer Hengst herangeführt. Er bäumte sich und stand dann schlaff; er war krank. Der Besitzer in hohen Schaftstiefeln, mit dem Zippelpelz, trat ein und schaute nach dem Meister aus.

Eben flüsterte Albert Marierose zu: „Meisterin, ich muß mit der nächsten Fuhre zu meiner Rosina, dort ist ein Unglück geschehen.“ Inzwischen kam Urban, ging gleich zu dem Gaul, sah ihm ins Maul, hob die Hufe, beklopfte ihn und sprach mit dem Besitzer. Danach gab er dem August ein Zeichen. Der wußte Bescheid und brachte eine der dicken Flaschen, die oben auf dem Simse standen; er mußte den Gaul halten, der Bauer sperrte ihm das Maul auf, und der Schmied goß ihm den Inhalt der Flasche mit einem Ruck in den Hals. Der Gaul schüttelte sich und suchte auf seinen Füßen Halt.

Der Bauer zahlte und zog mit dem Hengst ab.

Nun begann der Albert seine Litanei von neuem, während das Botenmännlein klein, listig und neugierig zuhörte.

Der einzige Bruder seiner Braut war gestern abend, als er die Neiße passieren wollte, samt Pferd und Wagen in der Furt auf rätselhafte Weise untergegangen. Tot hatte man ihn herausgezogen.

Der Gesell flehte: „Meister, gebt mir den Fremdzettel!“

Urban nickte nur. Albert lohnte den Boten ab und sprang unters Dach, um sein Ränzel zu packen. Beim Abschied sagte er bedrückt zu Marierose: „Das war wieder die Neiße ... das war gestern der Feuermann!“

Urban arbeitete an dem Tage bis spät in die Nacht. So tat er auch am nächsten. Es war, als ob er nichts mehr wüßte, als die Arbeit. Indem kamen aber schon die Gesellen, die sich meldeten. Urban fluchte und suchte und schickte einen nach dem anderen fort. Es paßte ihm keiner. Das war eine böse Woche.

Endlich hielt es Marierose nicht mehr aus und ging zum Balsaminchenpastor. Der empfing sie freundlich und konnte helfen. Zufällig wüßte er einen Gesellen, einen guten und fleißigen. Keinen Saufaus und Spitzbuben, sondern einen artigen Jungen, an dem es einzig nur verwunderlich sei, daß er es zum schweren Schmied gebracht hatte, statt zu einem lieblicheren und zarteren Handwerk. Hatte aber Kräfte und man konnte sich auf ihn verlassen. Florian Dierich sei sein Name, er sei eines verstorbenen Laboranten Sohn und im Waisenhaus erzogen. Am Nachmittag werde er mit dem Gesellen vorsprechen, der durch den Tod seines bisherigen Meisters in Kamenz gerade ohne Arbeit sei.

So geschah es.

An Florian Dierich war nun wirklich nichts Besonderes. Er war weder so schmuck wie der Albert, noch hatte er etwas von dessen mundfertiger, gewandter Art. Mochte wohl nicht gerade verschlagen sein, war aber still, sehr still und hatte ein längliches Sommersprossengesicht. Und Haar, das eigentlich gar keine Farbe hatte. Es war schade, daß man den berußten Schwarzkopf des Albert nicht mehr sah.

Urban nahm den Gesellen, und der ward samt seinem Koffer nach oben in die Kammer geschickt. Marierose wies ihm den Weg und kam dann wieder in die Werkstatt, wo der Pfarrer eben, um eine besondere Zuversicht zu geben, noch etwas sagte.

Marierose wie Urban hoben in gleicher Weise den Kopf.

„Einen —“

„Ja, der junge Gesell hat einen Tugendbrief. Ein Schreiben, in dem er eigenhändig gelobt, was er mir auch geschworen hat: sein Leben lang der Tugend unverbrüchlich getreu zu bleiben, liegt mehrfach versiegelt in seinem Koffer, und ich bin sicher, daß dieses auch in seinem Herzen bleibt, solange er lebt. Ihr könnt euch des guten Hausgenossen mit besonderer Ruhe freuen.“

Damit ging er.

Marierose und der Schmied sahen sich an.

Es ging bereits auf Feierabend zu.

Heut fiel zum erstenmal Schnee. Es war, als ob sich damit irgend etwas gelöst hatte. Oder war es die Nachricht von dem Tugendbrief?

Als das hagere, fromme Gesicht mit am Abendbrottisch saß, wachte Urban nach langer Zeit wieder aus seiner Verdrossenheit auf, und er entließ den Burschen mit soviel Spaß, wie es der Albert nicht besser fertiggebracht hätte.

An diesem Abend ging er nicht zu der Mutter Klein, sondern blieb bei Marierose. Und mit ihnen war, seit sie den wunderlichen Jungen mit dem Tugendbrief unter ihrem Dache wußten, wieder etwas von dem freien und seltsamen Glück auf dem Verlorensberg.

⌘ ⌘ ⌘

Beim jungen Müller Nieckchen, Urbans Vetter, war Kindtaufe. Unerwartet kam um den Dreikönigstag eine Einladung für Urban und Marierose, der Vetter brachte sie selbst und tat ganz unbefangen.

Es war offenbar, daß man Marierose einmal näher betrachten wollte, wenn nicht bösere Beweggründe mitspielten. Sie merkte betroffen, daß Urban förmlich auflebte. Ja, er war nicht imstande, die Verachtung seiner Sippschaft zu tragen und als ein Gemiedener beiseite zu gehen.

Die Mühle lag rechts vom Tor, und Marierose sah auf einmal wieder ganz nahe den strengen Spiegel des Gebirgsflusses, jetzt glatt gefroren. Es war kein harter Winter und das Eis lag nicht gerade stark, aber die Neiße war darunter gefangen, und das Gebüsch zu beiden Seiten hing schneebeladen herunter, als ob es nach dem Flusse suchte. Als ob es bemüht sei, dem stumm Antwort zu geben, was stumm aus der versperrten Tiefe rief.

In der Mühle war es sehr warm, und der Fettdunst quoll bis zur Decke.

Der alte Nieckchen sah eigentlich angenehmer aus, als Marierose erwartet hatte. Die Leute hießen ihn den ‚Blaukopf', was von dem rötlichen Haar kam, das den runden Bauernschädel bestand. Er sprach bedächtig und hatte viel vom Schlauberger. Die Mächtigere war unstreitig seine Frau, eine geborene Neugebauer aus Ottmachau, die hatte schwer gewogen! Spöttisch sah sie immer nach Marierose.

Die Tonel war nicht da.

Urbans Blicke waren beim Eintritt erwartungsvoll umhergeflogen: was hatten sie denn geredet, die Tonel war doch nicht da.

Keiner sprach von ihr.

Der junge Müller fuhr dröhnend auf, wies das Kind und seine dicke Frau. Die Hirse, die Suppen, die Klöße, die Braten, das Backobst — es nahm kein Ende!

Marierose wußte: daß sie nur eine Magd und nur mit einem armseligen Bündel in die Schmiede gekommen war, das hätte ihr Urban noch immer verziehen. Aber daß noch immer keine Aussicht war, daß ein Kind ins Schmiedegehämmer schreien würde, keins von der Sorte, die oftmals viel zu zeitig kommt, das verzieh er ihr nicht. Das machte ihn ungeduldig und rief die alten Gedanken wach. Und wie sie die Frau da oben sah, wußte sie, daß die sich Urbans längst wieder bemächtigt hatte, nicht, um irgend etwas zu erreichen, nicht, um etwas rückgängig zu machen, nein, nur um ihn zu höhnen und mit Stichen zu traktieren, weil er eben etwas getan hatte, wie es kein anderer Martikke, kein Nieckchen, kein Hübler, kein Neugebauer jemals tun würde.

Und er ließ sich traktieren.

Spät in der Nacht gingen sie, ein wenig von Trunk und Rauch umnebelt. Matt schimmernd streckte sich das Land in die Dunkelheit, man sah das Gebirge nicht, kein heimliches Flackern war da, kein Feuerspuk. Nichts war mehr da, weder Fluß noch Gebirge.

Aus dem Land unter ihrem Fuß aber kam etwas Unnennbares zu ihr und preßte ihr das Herz zusammen. Wenn sie ihm doch das eine hätte sagen können! Jetzt, wo sein Sinn voll war von dem heimatlichen Reichtum in der Mühle und dem gellen Kehlschrei des Kindchens. Und sie hatte nichts für ihn, für alle seine Liebe und Güte keinen Dank. Nicht den, den die Frau schuldig ist. Noch immer nicht.

Die Nacht war streng und blau. Alles Land und der Fluß waren gefangen. Und doch atmete, doch schrie etwas.

Marierose wollte sich an Urban schmiegen.

Aber er stieß ihren Arm heftig weg.

⌘ ⌘ ⌘

Als Florian Dierich am nächsten Feierabend nach oben gehen wollte, vom Qualm der Schmiede noch umwittert, kam ihm die junge Meisterin in den Weg. Wo er denn her sei? Er sei aber schon recht lange weg. Der Vater selig war am Nervenfieber verstorben. Hatte vielen durch seine Tinkturen und Tränke geholfen und sich selber nicht, wie das so geht.

Florian Dierich sprach ein wenig nüchtern. So wie er aussah. Er schaute immer etwas an ihr vorbei. Ein wenig scheu.

Etwas durchzuckte sie.

Und nun fragte sie ihn, was sie fragen gewollt: Ob er auch an den Spuk glaube, von dem die Leute erzählten, an den Wassermann?

Er blickte sie erstaunt an.

Vom Wassermann? Den gäbe es doch gar nicht. Das sei übler Aberglaube. Wo

sollte er denn sein? Was für ein Ding sollte er denn sein? Hahaha — Er lachte sogar. „Den hat keines nicht gesehen."

Schaute dann auf sein Talglicht, das heftig niederbrannte und hob flüchtig die Hand, wie um sich vor dem gelben Schein zu schützen, ließ sie aber wieder sinken.

„Einen Wassermann soll es aber doch geben," sagte Marierose nun, „woher käme denn alles, was die Leute sagen? Und ich habe doch selbst mit eigenen Augen —"

Und sie erzählte von jenem Kind im Teich.

Er fragte genau nach diesem und jenem. Wußte ja in der Gegend Bescheid. Es war schon richtig: der Bach, den sie meinte, floß der Neiße zu. Aber ein Wassermannskind war das nicht gewesen. Der Teich sei ja so flach, daß die kleinsten Kinder darin spazieren gehen könnten und es auch ungehindert täten. Dabei sei nicht die geringste Gefahr und gar kein Spuk. Er lachte. Wieder etwas leer und vernünftig. Nein, das sei kein Wassermann gewesen. Das alles wäre Unsinn. Der Balsaminchenpastor sagte es auch.

Aber daß so viele in der Neiße ertrinken?

Er zuckte die Achseln.

Müßten halt vorsichtiger sein. Das Wasser stünde meistens hoch.

Und die Mamsell Singthaler?

Jetzt lachte er. Die habe sich die Mär nur ersonnen, weil kein anderer Mann die Angel nach ihr ausgeworfen habe.

Sein Gesicht war so klug und überlegen wie immer, wenn er am Amboß stand und hieb. Dies ist ein Stück Eisen. Nichts weiter. Marierose hätte vielleicht noch mehr gefragt, aber da bog es sich leise übers Geländer, ein Gesicht tauchte flüchtig aus der Dunkelheit, die spöttische Verzerrung eines Gesichts: Heinze.

Florian nahm hastig und erleichtert Abschied und sprang nach oben.

Marierose kehrte in die Stube zurück. Die Uhr tickte und tackte, ringsum waren die schönen Sachen, die ihr Herz zuerst so erfreut hatten, der Schnee stiebte leise vor den Fenstern; es war fast wie Musik, aber ihre Seele hörte sie allein. Urban war bei der Mutter Klein oder in der — Mühle.

⁂ ⁂ ⁂

Um Lichtmeß herum kam die Singthaler wieder einmal fragen. Nun war bald die Zeit verstrichen, die längstens hätte vergehen können. Aber auch nun, wo alles eben und rechtschaffen gewesen wäre, war keine ... Aussicht.

Marierose saß am Spinnrad, sie wußte nicht, wozu sie spann. Die Mamsell beugte sich über den Faden und lobte ihn, strich ihr dann über die Schulter und lächelte erfahren und mitleidig und tröstete. Eine Jungfer, der ein so gewaltiges Abenteuer — man dürfe ja eigentlich nicht davon sprechen, um es nicht zu berufen — der ein solches Abenteuer so nahe gewesen sei, dürfe auch über solche Dinge reden. Haha, fast wäre sie ja verheiratet gewesen, wenn auch nur ...

Marierose warf einen gleichgültigen Blick nach dem Fluß da drüben. Torheit war es. Und was ging es sie an? Wenn sie daheim geblieben wäre, dann hätte sie vielleicht einen anderen gefunden, vielleicht einen Knecht, vielleicht einen Armen, aber gewiß einen, der anders zu ihr gewesen wäre wie Urban.

Er ging jetzt fast jeden Abend nach der Mühle.

Um den März herum aber kam der alte Nieckchen selbst einmal unerwartet in die Schmiede. Urban war aber gerade zufällig zu einem kranken Gaul der Mutter Klein gerufen worden und hatte wieder eine Bouteille mitgenommen.

Der Onkel ließ ihm sagen, die Schwarzbäuche kämen bald. Es wäre Nachricht gekommen.

Als er fort war, fragte Marierose den Gesellen nach den Schwarzbäuchen.

Der gab bescheiden Auskunft. Es seien kleine Weißfische, die um den April herum zu Scharen flußaufwärts zögen. Der Fischfang gäbe ein großes Volksfest für die Stadt.

⁂ ⁂ ⁂

Aber noch ward es nicht Frühjahr. Noch lange nicht. Und die Fische kamen nicht. Ein harter Frost herrschte noch Mitte März.

Danach sah man freilich, daß das Trug gewesen war.

Das Weiße zerrann jäh bis in alle Weiten hinein, und das Gebirge drüben hob sich plötzlich wieder sonderbar heraus: blau, blau. Es sah herüber. Rückte näher. Gebietend war es aufgerichtet und beherrschte das Land.

Und von ihm her kam der Wind und war nicht im geringsten mehr mit dem zu vergleichen, der im Herbst geraubt und getötet hatte, nein, in ihm war schon wieder heimlicher Sommer, wühlender, lockender Sommer, alle künftigen schönen Tage waren schon darin.

Lange hatte man der Neiße wegen gebangt. Bis zur letzten Stunde war man voller Sorge gewesen. Aber sie tat nichts. Es geschah nichts. In einer Nacht, da man es gar nicht erwartete, sprang das Eis, staute sich nur ein wenig, trudelte suchend

hin und her und rann dann glatt mit hoher Flut stromabwärts. Als die Leute erwachten, glitt schon Scholle um Scholle gelb umschäumt unter den Brücken durch.

Dann kam Nebel. Lautlos und warm stand er ums Haus. Drei Tage lang.

Dann flitzte der August eines Morgens in die Schmiede und rief, während er sich über das geschwärzte Gesicht wischte: „Die Schwarzbäuche!" Er sprang wie ein Ball, wie ein Pojaz vom Jahrmarkt, schrie und lachte: „Die Schwarzbäuche!"

Die Leute eilten schon dem Tore zu, überkletterten auch drüben den Damm und sprangen zur Neiße hinab. Der Fischer Tümmel tauchte mit seinen vier Söhnen auf, die alle wichtig bis an den Hals mit Netzen und Körben behängt waren.

Gegen fünf Uhr nachmittags lief August nach der Mühle, fix und bereit. Der Nebel war lange gewichen.

Marierose sah den Burschen davonspringen und ging in die Werkstatt hinab, in der noch gehämmert wurde. Aber am schwach glühenden Feuer hantierte nur noch der fleißige Gesell.

„Nun, wird Er nicht nach den Fischen gehen?" fragte sie.

„Ich weiß nicht."

„Wo ist der Meister?"

„Fortgegangen."

Draußen rannten und stürmten die Leute jetzt in Scharen. „Die Schwarzbäuche! Die Schwarzbäuche!"

Marierose sah sich um. Urban mußte sich am Brunnen gewaschen und in aller Heimlichkeit fertiggemacht haben. Ohne ihr etwas zu sagen, war er fort. Nach der — Mühle.

Als sie hinauswollte, stieß sie auf einmal auf Heinze. Groß und grün flimmerten seine Augen sie an. Sonst floh er immer vor ihr, jetzt konnte er nicht mehr fort.

Starr sah sie in sein Gesicht. ‚Wie ein Querx,' dachte sie, die schon einiges Schlesische gelernt hatte. Dann: ‚Nein doch, wie der — Wassermann.' Sie stand wie gebannt, ihr Herz schlug schnell.

„Warst noch nicht bei uns oben," sagte er rauh.

„Ja," erwiderte sie tonlos.

„Ist doch schön bei uns," höhnte er.

Dabei sah sie plötzlich das Leid in seinen Augen. Nein, da war nichts Böses oder nur das Böse, das vom Leid geschaffen wird. ‚Nein, nichts vom Wassermann,' dachte sie, ‚das ist ein armer Mensch, ein unglückseliger, verspotteter Wicht . . .' Und deutlich stieg auf einmal die Welt da oben vor ihr auf, die unglaubhafte, unbegreifliche Welt, in der er, seiner Mißgestalt wegen, fern von allen mit dem Uralten lebte.

Etwas in ihr klammerte sich plötzlich an ihn an. Ja, an diesen. Wen hatte sie denn?

Draußen tobte der Lärm des Volkes. Draußen fuhr Urban eben mit seiner Sippschaft auf der Neiße. Die Tonel sollte da sein.

Sie stieg die Treppe hinauf, eine Stufe nach der anderen. Jede knackte und brachte etwas mehr in die Dunkelheit. Dann wurde es wieder hell. Heinze schlich befremdet hinter ihr.

Erst kam die Gesellenkammer. Sie hatte sie ja selbst vorgerichtet, aber Florian Dierich hatte geändert, die bunten Bildchen, die Albert in der Eile zurückgelassen hatte, waren verschwunden, nichts war mehr darinnen als der Strohsack, der Koffer, der — Tugendbrief.

Nun kam sie zu den beiden Einsamen. Zwei Strohsäcke. Ein großer Tisch in der Mitte, Baststühle und rings an jeder Wand, sogar zwischen den Fenstern, bretterne Gestelle. Jedes Fach, jede Kante besetzt mit Büchern und dazwischen an freien Stellen Karten. Auf jeder kehrte ein Land wieder, dessen Marierose sich von der Schule her noch erinnerte: das heilige Land.

Da stand der Alte, groß, dünn, verdorrt und sah sie wieder mit dem versunkenen Blicke an, der ihr nicht galt.

„Was soll's?" fragte er zerstreut, eine Tafel mit Schriftzeichen in der Hand.

„Urban ist nicht da," sagte sie hilflos.

Der Kleine neben ihr stieß einen Ton aus. „Die Schwarzbäuche sind ja da!"

Des Alten Augen waren wie aus Silber, unbeirrt und gleichgültig. „Laß sie ziehen. Sie müssen es. Wir — nicht."

Heinze lachte gellend auf.

Deutlich fuhr es jetzt übers Dach. Jede Schindel klapperte. O ja, hier spürte man es . . . auch. Marierose empfand in diesem Augenblicke: wo sie auch sein würde, ob im Winkel, im tiefsten Keller oder hier oben bei dem Alten . . . überall würde sie es spüren, diesen Wind mußte sie spüren, wie alles da draußen, das Land, die Bäume, das Wasser und die Fische —

Sie sah den Alten angstvoll an.

„Laßt mich doch hier . . . hier . . .!"

Da zuckte sie. Heinze berührte ihr Kleid und griff nach ihrem Arm. Er wimmerte. „Ja, ja, bleib bei . . . uns . . ."

Sie riß sich los. Voll Entsetzen sah sie: er auch. Er . . . auch.

Der Alte trat plötzlich auf sie zu. Jetzt blickte er sie an. „Geh Sie, junge Frau," sagte er hart, „geh Sie zu Ihrem Mann."

Als sie auf den Flur trat, war kein Laut mehr im ganzen Hause.

Sie nahm das Tuch und ging nach der Mühle.

Draußen fuhr der Wind jetzt in breiten Strichen. Alle Lachen und Gräben auf den Hutungen glänzten und zitterten, und drüben glänzte und zitterte der Fluß. Sie sah nicht hin. Heftig zog sie die Glocke an der Mühle. Ob Urban nicht hier sei? Ja ... nein, die Magd wußte es nicht. Sie wolle zusehen. Dann kam sie nicht wieder.

Marierose stand eine Weile. Dann ging sie zurück. Nun sah sie die Neiße deutlicher. Der Fluß glänzte unruhig geschuppt, eigentümlich getrieben und silbern aufscheinend in ihre Augen.

Sie schritt auf dem Damme unter dem Volke hin und stieg dann zum Ufer hinab. Vielleicht, daß sie Urban irgendwo sah. Unter dem Gebüsch war es feucht und schlammig, aber sehr warm. Kähne wurden herangezogen oder fuhren aus, ungeschickte und geschickte Hände regierten sie. Gelächter sprang ringsum auf, man schrie „Vivat", die Leute drängten: die Fische!

Marierose ging näher an die Neiße heran.

Eine gelbe, hohe Flut, ungewiß den hellen Abend widerspiegelnd. Sie hob die Augen und sah es im Westen grell und gelb scheinen und sah denselben grellen Schein in allen Lachen und Gräben weit umher. Und als sie sich zufällig tiefer beugte, gewahrte sie es plötzlich in der trüben Flut mit zitternden Flossen dahinschießen ... da ... dort ... da unten ... daneben wieder ... Kleine Fische in sonderbarem Zug, alle in einer Richtung. Zu Scharen. Zu Scharen. Ihr schwindelte. Ein sonderbares Gefühl kam über sie: als ob sie mitgerissen würde. Die Fische. Die Fische —

„Na, mitte, junge Frau?" fragte ein Bursch, sie bei der Hand fassend.

Sie wandte sich ab und ging weiter am Ufer entlang.

Urban war nirgends zu sehen.

Rechts aber, unter den Hängeweiden, ganz einsam und abseits, trieb ein Boot mit Florian Dierich. Er war allein. Er kannte sie wohl, tat aber nicht so. Sie rief ihn an.

Er hielt die Ruder lose, der Kahn trieb unruhig, die Fische zogen an ihm vorbei. Endlich hatte er ihn wieder in der Gewalt und lenkte ihn langsam zu ihr hin.

Sie schaute ihm entgegen.

Seine Lider waren gesenkt. Man sah jede Sommersprosse auf seiner schmalen Stirn. Er fragte rauh, was sie wolle.

„Ich will mit Ihm fahren," sprach sie.

Er antwortete nicht. Regungslos hielt er vor ihr, nur das Wasser wellte um sie und zerrte am Boot.

Marierose stieg schnell ein. Er half ihr nicht. Der Kahn schwankte heftig. Dann packte er die Ruder und lenkte mit langsamem Stoß auf den Fluß hinaus. Seine Knabenaugen waren vor sich hin gerichtet, die Knie ängstlich angezogen. Das Boot war klein und alt.

Sie schaute um sich. Nun war sie mitten auf der Neiße. Das Wasser war eigentlich viel klarer, als es von weitem geschienen hatte. Man konnte tief hinabschauen.

Sie dachte an alle Historien: Wo war der Wassermann? Bog sich vor und sah in der halben Tiefe nichts als Fische. Marierose ließ ihre Hand ins Wasser hängen und zog sie plötzlich zurück: griff einer danach?

Es war ganz still. Das Wasser ward ein wenig dunkler. Sie erkannte, daß dieser Seitenarm sehr weit wegführte und sich allmählich verengte. Es war ein toter Arm. Aber Florian mochte sich wahrscheinlich nicht mit ihr vor den anderen zeigen.

Sie sagte nichts, und er ruderte unablässig weiter.

Doch zogen die Fische auch hier. Und zwar wunderlich hin und her. Etliche schienen sich verirrt zu haben und suchten nun nach dem freien Strom, dem sie sich weiter entgegenwerfen konnten. Andere bogen noch immer hier herein.

Marierose sah es und lachte plötzlich flötenhell. Der Gesell hatte diesen Ton noch nie gehört, hob die Lider und blickte sie starr an. Dann ruderte er schneller.

Wollte er sie hier an Land setzen?

Hinter dem Ufergestrüpp tauchten dicke Linden auf. Das war ja der Zeiselgang, durch den sie damals gefahren waren. Als der Postillon blies. —

Verzweiflung schnürte ihr Herz zusammen. Sie hätte schreien mögen.

Sie wiegte sich wieder, während die Tränen in ihren Augen perlten. Das Schifflein schwankte sehr. Der Gesell griff hastig mit dem Ruder aus und warf einen unwilligen Blick auf sie.

Sie sah kleine Tropfen auf seiner Stirn. Er war sehr rot und atmete hastig.

„Das geht nicht," sagte er nun, „Sie muß aufhören, Meisterin. Dabei hat schon mancher sein Leben verloren. Das ist der Wassermann."

Sie verzog den Mund. „Der Wassermann?"

„Da drüben setz' ich Sie aus."

„Er fürchtet sich doch?" Sie lachte flötenhell. Ihr Körper streckte sich ein wenig aus. Aus dem verdunkelten Wasser blitzte nur hier und da ein Leib. „Ich will zurück. Er soll mich zurückfahren."

Er sagte nichts. Aber er sah sie an.



Sonnenbad. Gemälde von Prof. August Wilckens

Seine Augen waren ihr zum erstenmal vollkommen entschleiert. Sie sah eine offene, heiße Knabenangst darin. Die galt nicht dem Wasser. Nicht der unvorsichtigen Fahrt. Die galt ihr ... sich ...

Sie lachte ihn an.

Er zuckte auf.

„Ich halt' meinen Schwur," stieß er bebend hervor. Jäh packte er das Ruder und warf den Kahn herum. Rasch. Rasch. Zurück. Das Wasser spritzte. Die Flut stieg hoch, ein riesiger Fisch streckte sein rundes Maul plötzlich dicht neben ihnen hervor, Wasser stürzte ins Boot.

Mit zusammengebissenen Zähnen stieß Florian vorwärts. Der Fisch war wieder verschwunden. Sie jagten dem Eingang des Kanals zu —

⁂ ⁂ ⁂

Urban Martikke war erregt nach der Clarenmühle gegangen. Wußte lange, wie solche Gänge immer verliefen und konnte doch nicht wegbleiben. Und gerade heute ... die Tonel sollte ja wieder da sein. Es verlangte ihn danach, die einst Versprochene wiederzusehen und zu wissen, was aus ihr geworden war. Hatte einer je so gröblich ein Mädchen verlassen? Nach drei Jahren Treue? In langen Nächten, am Schmiedeamboß, am Wirtshaustisch hatte es in ihm gezerrt und gewühlt: Wie trägt sie es? Wie ist sie nun?

Da war sie schon.

Im Flur der Mühle war sie flüchtig aufgetaucht und gleich wieder verschwunden.

Die Vettern kamen ihm entgegen, begrüßten ihn und führten ihn in die Staatsstube, in der die Müllerin, angetan mit der prächtigsten Haube, auf dem Kanapee saß. Sie sprachen vom Fischfang.

Da öffnete sich die Tür, und die Tonel kam.

In ihm spannte sich alles in seltsamer Erwartung und dunklem Mannestriumph, in einstiger Glut und gierigem Spähen ... und alles in ihm sank jäh, da er das flache, blonde, weiß und rote Gesicht wiedersah, wie er es früher so oft gesehen und wie es ihm langweilig geworden und wie er es endlich vergessen hatte ...

Und hinter ihr kam ein Mensch mit braunem Bauerngesicht, ein Erbscholtiseibesitzer aus dem Neißer Kreise, Gottlieb Jäckel mit Namen, Urban erinnerte sich seiner.

Es entstand ein kleiner Aufruhr, nur die Müllerin blieb sitzen, und der Blaukopf sagte mit unbewegtem Gesicht, in dem sich doch aller Hohn deutlich entschleierte: „Du siehst hier den Bräutigam unserer Tonel, lieber Urban. Dazu haben wir dich geladen. Von den Jäckels aus Preiland, du wirst schon wissen. Sie sind schon seit Fasching mitsammen versprochen, und heut will er die Fischfahrt mit uns mitmachen."

Gottlieb Jäckel kratzte mit dem Fuß. Er hing mit gläubigem Blick an den glattrasierten Zügen des Blaukopfes, sie waren miteinander eins. Eine gute Partie.

August, der Urban erst mit spottlachenden Blicken beobachtet hatte und dann hinausgelaufen war, kam wieder herein und rief, daß alles zurecht sei. Aber in dem Kahn hätten nicht alle Platz.

Das war das Stichwort.

Und nun sagte der Onkel, während alle aufhorchten: „Da ist es wohl am besten, wenn du zurückbleibst, Urban. Oder noch besser, du gehst zu deiner Frau, die du wirklich zu sehr allein lassen tust. So möcht' man wohl sprechen."

Urban wußte: das war die Rache. Listig hatte man ihn wieder angelockt, um ihn dann vor die Tür zu setzen. Das war die Rache.

Die Schar zog mit dem Brautpaar nach dem Bootssteig und Urban ging. Er hatte keine Lust, den Müllerkahn noch zu sehen.

Bald war er an der Schmiede. Kein Laut mehr: natürlich, wenn der Meister fort ist, feiern auch die Gesellen. Selbst der? Nun ja, die Schwarzbäuche waren da.

Nachdem er Marierose vergeblich gesucht hatte, pochte er schließlich beim Vik, der mit Heinze und einem fremden Herrn über Schrifttafeln saß und hörte, daß sie davongegangen sei und kurz nach ihr auch der Gesell. Wollte ihren Mann wohl suchen.

Er ging zum Fluß hinüber und fand kein Boot, das ihn hinausnehmen konnte. Es war hier fast menschenleer. Waren sicherlich alle beim Wehre.

Eben legte ein Schulfreund mit seinem Kahn an und überließ Urban dann das Fahrzeug. Von Marierose hatte er nichts gesehen.

Urban ruderte, wie vorhin der Gesell gerudert hatte, aber er hielt sich stracks auf dem Hauptstrome, und um ihn herum wimmelten schon die heimkehrenden Fischerkähne mit ihrer Last beladen. Singen und Jauchzen erscholl, und weithin roch es nach nichts als nach Fischen.

Er kam an jenem Seitenarm vorüber und sah auf einmal wieder den Zeiselgang, durch den sie damals gefahren waren. Die Erinnerung lebte auch in ihm wieder auf. Plötzlich hörte er drinnen ein Lachen, das ihn traf. Ein Kahn mußte dort im Dunklen treiben. Er hielt an und wartete. Jetzt vernahm er die Stimme deutlicher. Es war kein Zweifel mehr. Nun klang wieder das Lachen — flötenhell. Das Blut

schoß ihm in den Kopf. Etwas packte ihn. Mit jähem Stoß ruderte er in das Dämmern hinein und sah einen großen Fisch dicht vorüberschießen. Mitten im Nebel aber, der hier ganz warm und dicht war, schwamm ein kleines Boot. Er erkannte darin Marierose und den — anderen.

Ja so, der fromme Gesell. Der mit dem — — Tugendbrief. Der — — —

Und jetzt fand er den Mut, den er damals im Walde nicht gehabt hatte, schoß wie wahnsinnig vor und schlug den Burschen mit der Ruderstange auf den Kopf, so daß er lautlos über Bord stürzte. Der kleine Kahn schlug um. Urban riß Marierose aus dem Wasser und zu sich ins Boot.

Dann fuhr er eilends mit ihr davon, ohne sich umzuschauen. Ganz allein, mitten im warmen, dichten Nebel fuhren sie auf der Neiße hin. Als sie im Finstern anlangten, trug er sie aus dem Boot, schleppte sie ins stille Haus und riß ihr die nassen Kleider ab.

Als sie aus ihrer Bewußtlosigkeit erwachte, hörte sie wieder den Frühlingswind übers Dach wehen. Ganz deutlich und nahe. Nahe wie noch nie.

✠ ✠ ✠

Anderntags war es bald offenbar, daß der Gesell verschwunden war.

Bei keinem anderen wäre es so aufgefallen wie bei Florian Dierich. Was war ihm geschehen? Was war ihm zugestoßen?

Angstzitternd saß Marierose oben, und Urban schlich endlich zu ihr. Sie fiel vor ihm nieder. „Wenn sie ihn finden! Wenn sie ihn finden! — — So glaube mir doch: er tat ja nichts. Wir taten nichts. Er hielt sein Gelübde. Er war unschuldig.“

Sein Blick war furchtbar. Sie duckte sich zusammen.

Und ob er ihr auch nicht glaubte und ob auch jede Sekunde das Gericht über ihn hereinbrechen konnte: jetzt hing er an ihr. Jetzt, in diesen verzweifelten Stunden war die alte Liebe wieder da. Er war ihrer Schuld und seines Schicksals gewiß und hielt sie fest. Jetzt war er bei ihr, Gott gnade —

✠ ✠ ✠

Das Boot des Gesellen hatte man beim Zeiselgang gefunden. Aber ihn selber nicht.

Kein Verdacht heftete sich an den Schmied. Keiner hatte Marierose mit dem Gesellen fahren gesehen. Keiner wußte, daß Urban mit ihm zusammengestoßen war. Tage- und wochenlang wartete und zitterte der Schmied, aber die ganze Sache schien durch einen merkwürdigen Zufall vollkommen verborgen.

In der Stadt wußte man durch die Singthaler: Florian hatte nicht an den Wassermann und ähnlichen Spuk geglaubt, frevelhaft war er auf die Neiße hinausgerudert, um ihn zu verhöhnen und herauszufordern, da hatte der Rache geübt. Beim Zeiselgang hatte er ihn sich geholt.

Eines Tages kam der Balsaminchenpastor in die Schmiede. Er war ja der Vormund des Verschwundenen, und nur eine Krankheit hatte ihn bisher abhalten können, sich um die Angelegenheit zu bekümmern.

Mit dem langen schwarzen Rock und dem hängenden weißen Haar stand er ehrwürdig in der Schmiedshöhle und befragte den Meister noch einmal, wie der hundertfach befragt worden war. Ließ auch den Vik und den Heinze rufen, den August aus der Mühle und die Singthaler. Und wandte sich auch an Marierose.

Die hatte allmählich Kraft gewonnen, immer dasselbe geläufig zu sagen. Ihre Stimme war dabei ein wenig höher, ihre Augenlider rot, der Blick flatterig, aber das war aus aller Aufregung zu begreifen. Und der Meister sprach leise und heiser und schwer aus Kummer heraus. Die Schmiede war im Verruf. Woher sollte er nun einen ordentlichen Gesellen bekommen?

Nun stieg der Pfarrer die Treppe empor und alle folgten. Sie traten in die Kammer, die verschlossen geblieben war. Marierose sah wieder das Strohlager und den Koffer. An der kahlen Wand hing eine kleine Harfe, die Florian kurz vor seinem Ende von einem wandernden Burschen erworben hatte. Er konnte noch nicht spielen. Aber er wollte es lernen.

Der Pfarrer schloß den Koffer auf. Darin lagen ein Paar alte Lederhosen, der Rechenknecht und das gute Halstuch. Und säuberlich in die Bibel eingeschlagen das Konfirmationszeugnis und der — Tugendbrief.

Der Pfarrer nahm ihn. Die roten Siegel leuchteten. Ein Hufeisen zeigte sich auf jedem. Der geistliche Herr warf einen kurzen Blick um sich. Dann erbrach er den Brief. Und nun las er mit lauter Stimme, während alle regungslos zuhörten:

„Ich, Florian Balthasar Heinrich Dierich, des Laboranten Valten Dierich und der Elisabeth Dreier einziger ehelicher Sohn zu Kunzendorf, Neuroder Kreises, am 8. May anno 1800 geboren, in die heilige Gemeinschaft der Christen aufgenommen am 10. Juny gleichen Jahres, das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt zum erstenmal empfangen durch des verehrungswürdigsten Herrn Pastors Drotzmann Hand am 25. Maerz anno 1813 hier in der Stadt, habe an diesem Tage in meines getreuen Seelsorgers Hand gelobt und gelobe es hier aufs neue, daß ich Zeit meines Lebens, so viel mir davon ge-

schenkt ist, bis in den Tod hinein, Gott und der Tugend getreu bleiben werde, so wahr mir Gott helfe, Amen. Florian Dierich."

Der Pfarrer sah auf. Es war ganz still im Kreis. Nur oben am Dach zerrte leise der Wind. Nun hob er seine Stimme.

Es seien zu seinem Leidwesen an sein Krankenlager vielerlei Gerüchte gedrungen, darunter böse, gehässige und bodenlos unverständige; obwohl er bekennen müsse, daß er selbst nicht wisse, was aus seinem Mündel geworden, wolle er doch seine Stimme laut für dessen Unschuld erheben. Und frage nun alle, die diesen Brief vernommen hätten, ob noch irgend jemand an eine Schuld des armen Gesellen glaube. Spräche nicht aus allem, auch aus seiner Habe, aus seinem kleinen sauberen und ärmlichen Besitztum nichts als eine reinmenschliche und gottesfürchtige Seele?

Und nun frage er den Meister Urban, dem er den jungen Gesellen damals anvertraut habe, auf Ehre und Gewissen frage er ihn, ob ihm Geld abhanden gekommen oder ob er wisse, daß solches anderen durch seine Schuld abhanden gekommen sei?

Der Schmied verneinte laut. Nun fragte der Pfarrer die anderen. Auch die verneinten. Dann wandte sich Drotzmann an die Singthaler.

Es sei da leider noch ein Gerede, so töricht wie das andere, aber noch frevlerischer. Der Wassermann ... Er möge nicht weiter sprechen. Nur unmündige Kinder und unmündige Große, sündig mit unbegriffenem Heidentum verknüpfte oder eitle Narren hingen noch an solchem Märchen und suchten es anderen glaubhaft zu machen.

Seine Meinung gehe dahin, daß Florian vielleicht einem Unglücksfall, viel eher aber einem Verbrechen zum Opfer gefallen sei, vielleicht durch Buben, denen gerade seine Sittsamkeit nicht behagte ...

Urban hatte während dieser Worte zu Boden gestarrt.

Erst als der Pfarrer und alle gegangen waren, sah er Marierose an.

Nun fragte er und brauchte eigentlich nicht mehr zu fragen, er sah ja in ihren Augen, was er bisher nicht hatte sehen wollen, vor dessen Erkenntnis er sich rasend gesträubt hatte. Angesichts des armseligen Krams und unterm Klang des eben Gehörten schauderte es in ihm auf: nur er war der Schuldige, er hatte sie im Stich gelassen, ihre Eifersucht erregt und sie in die Nähe des jungen Burschen getrieben. Nur er war schuld. Nicht jener, der die Stunde nicht ausgenützt hatte ...

Seine Tat wuchs auf einmal riesenhaft, jetzt tropfte sie von Blut, er spürte es an seinen Händen.

Laut schrie er: „War es so? War es so —?"

Sie blickte ihn an. „Es war so."

Er schauderte zusammen.

Dann riß er die Tür auf. Nur fort, fort aus diesem Raum, in dem ihn etwas anrührte, in dem unsichtbar eine Seele klagte, eine arme, saubere bescheidene Seele, die er gemordet hatte, ohne Recht und Grund, einzig aus Enttäuschung, Ärger und Wut —

⌘ ⌘ ⌘

Bis zum Mai hin fuhr der Fischerkahn mit den aufgerichteten Stangen noch dann und wann auf der Neiße, aber der Gesell kam nicht zum Vorschein. Dann verschlangen andere Ereignisse die Erinnerung, und als man wieder suchte, war es schon nach einem anderen. Ein dunkles Märchen blieb bestehen, und der Pfarrer konnte es nicht ausmerzen.

In die Schmiede wollte sich nicht mehr ein ehrsamer Gesell heranfinden.

Der Meister arbeitete wie rasend, blieb aber nicht so recht dabei. Je mehr das Dunkel über seine Tat blieb, desto mehr stürzte sie sich auf ihn und übte selber das Gericht.

Wie mit unsichtbaren Ketten belastet schritt er dahin und saß er Sonntags in der Kirche unter dem ahnungslosen Blick des Pfarrers.

Der Alte war noch mehrmals fragen gekommen und hatte sich selber auch erkundigt, ohne aber etwas aufzuklären.

Vor der Tür die Neiße, die — wußte.

Marierose sann vergebens darüber nach, wie sie Urban wieder aufzurichten vermöchte. Eines Tages kam der alte Vik in die Werkstatt, und ihm mußte wohl die Veränderung im Wesen des Meisters nicht entgangen sein. Denn Marierose hörte zu ihrem Erstaunen schon nach kurzer Zeit seine heisere, gedämpfte Stimme wieder unten in der Schmiede. Was wollte er?

Nach einigen Tagen geschah es, daß Urban abends nach oben ging. Und er blieb lange. Marierose schöpfte Hoffnung daraus. Es war ja gut, wenn er wieder mit jemand sprach. Und die oben würden keinen Verrat üben.

Eines Nachmittags sah Marierose, als sie aus der Stadt kam, zu ihrer Überraschung in der Schmiede wieder einen Gesellen hantieren. Den letzten, der brauchbar gewesen war, hatte Urban vor einigen Wochen unter einem Vorwande weggeschickt, weil es sich erwies, daß er Florian gekannt hatte.

Wieder überflog sie die alte Angst: ob er jenen kannte? Ob er etwa auch von dessen

Freunden abgeschickt war, um zu spionieren? Zitternd spähte sie zu ihm und überlegte: Was bringt er? Was tut er uns?

Gegen ihre letzte Gewohnheit ging sie mitten durch die Werkstatt, und der Gesell bot ihr höflich den Abendgruß. Als sie zur Hintertür hinausging, merkte sie, daß er ihr nachschaute. Nachher fragte sie Urban: „Du hast wieder einen in der Werkstatt?"

„Ja. Ging doch nicht so weiter. Wie soll ich fertig werden, wenn der Winter kommt?"

Sie blickte noch immer fragend.

„Er kennt den ... Dierich nicht," sagte er heiser. „Hab' ihn gleich ausgefragt. Ist aus dem Kaiserlichen und hat immer nur drüben gearbeitet. Weit gewandert, aber von der Neiße-Schmiede wußt' er nichts."

Er trat an den Tisch, auf dem das Gesellenbuch und der letzte Fremdzettel lagen, beides arg mitgenommen und zerwettert, und las vor: „Niclas Schreyvogel aus Zuckmantel in Österreichisch-Schlesien."

Er unterbrach sich, sah sie mit den düsteren Augen an und sprach: „Er soll die Kammer haben."

Sie holte Licht und ging leise nach oben und schloß auf. Die Luft in der Kammer war dumpf und enggepreßt, zitternd wanderte der Schatten über die Wand. Da war der Koffer mit dem — Tugendbrief.

Sie bückte sich hastig und nahm ihn auf. Wie leicht er war! Jetzt fort mit ihm in einen Winkel, wo man ihn nicht mehr fand.

Sie huschte mit ihm hinaus bis dicht unters Dach. Dort war die Rumpelkammer. Da hinein vergrub sie ihn. Jetzt war er verschwunden. Nein, keiner mehr sollte nach ihm — fragen.

Sie hörte Urbans Schritte auf der Stiege und lief zur Kammer zurück. Dort traf sie mit ihm zusammen. Er leuchtete ihr und sah ihr zu, wie sie aufräumte. Nach dem Koffer sah er nicht.

Sie nahm ihren Mut zusammen und begann zu reden.

Er schien erst nicht zuzuhören, dann fuhr er auf.

„Was ... Was ...?" Seine Stimme war angstvoll gedämpft.

„In meiner Heimat ist ein Mann gewesen, von dem sagte man, daß er einen ... Mord begangen hätte ... in seiner Jugend."

Urbans Augen hingen starr an ihrem Gesicht.

„Und er war ... rüstig und gut gelaunt, das Essen hat ihm geschmeckt, die Kinder sind ihm herangewachsen, man hat ihm ... nichts angemerkt ..." Marierose brach ab.

Sein Gesicht war noch näher gekommen, das Licht brannte dicht vor ihrem Gesicht wie eine Fackel. „Du meinst, ich soll ..." er zischte es förmlich heraus. „Du willst ..."

„Urban, du hast dem Balsaminchenpastor schon so viel gegeben, wir wollen ihm noch mehr geben, in aller Stille ..."

Er zuckte. „Du meinst, damit wäre es gutgemacht?" stieß er hervor.

Sie sah sein Gesicht hart verändert, lang gezogen und verwandelt, ein ganz anderes Gesicht, ein anderer Mensch.

Seine Beherrschung verließ ihn vollkommen, er schrie sie an: „Das sagst du ... du ... hier sagst du es ...!" Er stöhnte auf.

Sie wandte sich ab und ging die Treppe hinunter.

⌘ ⌘ ⌘

Niclas Schreyvogel wußte natürlich bald alle Historie, die sich an die Schmiede knüpfte. Aber es kümmerte ihn nicht. Sonntags sah man ihn in einsamem Kahn, genau so wie es der Dierich gemacht hatte, auf der Neiße dahinrudern; er fuhr bis zum Zeiselgang und noch weiter hinaus und kehrte stets wohlbehalten zurück. Die Singthaler aber fand eines Morgens Fische vor ihrer Tür und ein dickes Waschseil von ihrem Häuschen bis zu den Uferweiden hin gespannt.

Ein lustiger Bruder. Fast wie der Albert. Pfiff und sang bei der Arbeit und machte sich mit besonderer Freude an die Pferde. Auch die störrischsten gaben sich merkwürdig gefüge in seine Hände. Marierose beobachtete an den Markttagen, wie die vorkommenden Pferde den Niclas gespannt betrachteten und dann unter seinem Blick vorbeigingen, wie gebannt.

Des Gesellen Vater war Hengstreiter gewesen. Mit seinem einzigen Gaul war er jahraus, jahrein bei den Bauern herumgeritten, bis die Kriegszeiten kamen und mit dem Gaul und der ganzen Familie aufräumten. Alle Schreyvögel, bis auf Niclas, starben an einem Eichelbrot, das sie sich während der Hungersnot gebacken hatten. So erzählte er. Seitdem war er auf Wanderschaft gewesen.

Es war ein schöner Herbst. Die Luft schwamm voll sanften Rauches von den Feldfeuern, um die bunten Bäume webte blauer Duft, und das Gebirge lag sanft und wolkig da. Nachts aber kamen die Sterne heraus, scharf und groß, schienen fast herabzusinken, hingen funkelnd in den Ästen der Bäume und lagen tief überm Horizont auf den Feldern. Gegen Osten aber ging immer einer um Mitternacht auf, der war groß und rot wie ein Mond.

Als Marierose eines Nachts noch am Fenster stand, sah sie den Gesellen heimkommen. Man konnte ihm keinen Vorwurf

daraus machen, daß er so oft unterwegs war: er tat seine Arbeit doch. Jetzt ging er in dem seltsam funkelnden Licht über die Gasse auf das Haus zu, und wie Marierose ihn so sah, biegsam und leicht schreitend, da tauchte plötzlich eine Erinnerung in ihr auf, ein Nebel zerriß vor ihren Augen, etwas packte sie ... sie bog sich so weit vor, wie sie nur konnte: barmherziger Gott, war das denn nicht der Gesell vom Verlorensberg? Jener ... jener ...? War da nicht eine vollkommene Ähnlichkeit, in der Gestalt, in der Haltung, und, jetzt wußte sie es, auch im Gang? War er ... wiedergekommen? Zu ihr? Jetzt?

Sie hörte ihn das Tor aufschließen und dann seinen katzenleichten Tritt auf der Stiege. Jetzt klappte sacht die Tür. Er war hineingegangen. In die Kammer, wo der andere ... Um den kümmerte er sich nicht.

Zitternd saß sie auf ihrem Bett, Urban war noch oben beim Vik, er blieb immer länger dort.

In der Frühe aber ging sie in die Werkstatt. Das Feuer qualmte. Mitten im Dunst stand der Gesell, straff und schlank.

Wieder war es ihr, als ob sich ein Schleier vor ihr höbe, als ob sich der wilde Spuk, der sie seit dem Sommer gefangen gehalten hatte, jetzt vollkommen deutlich zeige ... dann versank es.

Nein, er war es nicht. War es — nicht.

Sie sprach ein paar gleichgültige Worte mit ihm, die er in seinem ein wenig fremd klingenden Tone beantwortete. Harmlos und unbefangen sah er sie an. Nein, er war es nicht.

Nachher wagte sie aber doch eine Anfrage bei ihrem Mann. „Was meinst du, sieht der Schreyvogel nicht jenem ... gleich?"

Er verstand erst nicht. „Wem? Wem?" Dann lachte er böse auf. „An den denkst du noch immer, diesen Fallot?"

„Der Schreyvogel kommt mir nicht so eben vor," sprach sie unruhig.

„Eben ... eben, mir ist er recht. Habe ich nicht schon genug gewechselt?" fragte er höhnisch. „Du siehst, was nicht vorhanden ist. Das macht das böse Gewissen."

⌘ ⌘ ⌘

Eines Nachmittags stieg Marierose wieder in die Gesellenkammer hinauf. Schreyvogel räumte sie selber auf und liebte es nicht, wenn ihm jemand dabei in die Quere kam. — Der Koffer war fort. Gewiß. Und gerade über der Stelle, wo er gestanden hatte, hing an der Wand ein kleines dünnes Ränzel, das Marierose merkwürdig bekannt vorkam. Und der ganze enge Raum war jetzt voll von dem Duft der Kräuter, die der Gesell sich auf seinen einsamen Gängen zusammensuchte. Marierose fuhr zurück. Es war fast, als ob aller Duft des Waldes, stiller Bergwiesen, einsamer sonnenüberbrannter Flächen hier gefangen sei. Ja, nach dem Gebirge roch es, nach dem Walde, nach dem ... Verlorensberg.

Sie stand durchgraust.

Es war der Verlorensberg. Bis hierher war er gekommen. Und etwas in ihr gab sich darein. Sie faßte sich an die Stirn: was war mit ihr?

Da fuhr sie herum. Hinter ihr stand der Gesell. In seiner katzenleichten Art mußte er ihr nachgeschlichen sein und sah sie nun mit den dunklen, blanken Augen an.

Sie dachte wiederum: ‚Er ist es nicht.' Und etwas in ihr fühlte: ‚Er ist es doch.'

„Sie schaut wohl nach den Kräutern, Meisterin?" fragte er.

„Ja, ja," sagte sie leise.

Er nahm eins der graubräunlichen Büschel herab. Es knisterte und sprühte, ein wenig Spreu stiebte herab, und noch stärker verbreitete sich der Waldsommerduft in der Kammer.

„Woher hat Er das?" stieß sie hervor.

„Aus dem Walde," antwortete er ruhig, „das findet sich von selber, wenn man von kleinauf auf der Landstraße ist."

Wer hatte ihr das schon gesagt?

Er kam näher. Seltsame Lichter gingen in seinen Augen auf und ab. „Weiß noch viel andere Kräuter, Meisterin," sagte er.

„Was für Kräuter?" fragte sie.

„Solche, die aufs Blut wirken," entgegnete er. „Auf schweres Blut. Der Meister hat doch schweres Blut?" Es klang lauernd.

„Ja," sagte sie tonlos. Und bei sich dachte sie: ‚Schweres Blut? Er büßt und ... ich?'

„Man müßte es halt mal mit einem Kraut versuchen," sprach er langsam, „ich weiß eins. Es schadet nichts. Vor Euren Augen will ich es selber probieren. Sie kann es ja auch kosten. Es hilft."

Sie sah ihn starr an. Es — hilft.

Er ging dicht an ihr vorbei, von einem Bündel zum anderen. Wieder berührte sie die geschmeidige Leichtigkeit seiner Bewegungen. Das war es. Er war es. Ein wenig verwandelt, aber ... er war es doch.

... Sie stand am Stadttor und rief: „Der Verlorensberg!" Und hörte das Hohngelächter, das ihr antwortete: „Er holt dich doch!" Und nun? Warum floh sie nicht?

„Hab' das Kraut nicht hier," sagte er nun, „am besten wäre es schon, die Meisterin pflückt' es selbst. Würde Ihr gern zeigen, wo es steht."

Sie sah ihn an und sagte nichts.

„Drüben im Walde," sprach er, aus dem Fenster weisend, „dort gleich drüben, ich weiß den Platz."

Sie sagte noch immer nichts. Es wirrte in ihr. Sie atmete den Wald wieder ganz nahe. Sie ging in ihm — Schweigend wandte sie sich und schritt zur Tür hinaus.

❀ ❀ ❀

Es regnete. Dann war wochenlang Nebel. Die Sternbilder waren verschwunden. Nur der Mond stand hinter dem Dunst, der dadurch seltsam erhellt wurde. Nächte und Nächte dauerte dieses sonderbare, schweigende und kalte Licht, und Marierose dachte verzweifelt: ‚Hört dieser Mondschein niemals wieder auf?' Unheimlich drohend, lähmend waren diese fahlen, toten Nächte, so als ob die ganze Welt am Ende sei.

Endlich hielt es Marierose nicht mehr aus. Eines Abends entwich sie vors Tor. Sie mußte im Freien sein, mußte fühlen, daß noch irgendein Leben da draußen war.

Mußten nicht die Feuerreiter wieder unterwegs sein?

Sie wanderte und spähte. Ging so weit, wie kein anderes Weib es allein gewagt hätte, rannte voller Sehnsucht in diese Dunkelheit mit verzweifelt rufender Seele und gewahrte nichts. Nur der Nebel stand leise und dünn um sie und erkältete ihr Blut. Schaudernd erkannte sie: da war alles aus, da war kein Laut mehr, kein Leuchten, alles eine zerschlagene, zerstörte Welt.

Der Gesell sprach nicht mehr von jenem Vorschlag, und sie vermochte nicht zu erfahren, ob er noch daran dachte. Aber wenn sie auf den Flur trat, dann spürte sie mitten im Hause jenen Duft, an dem ihr Herz hing. Urban aber merkte nichts davon.

In der Weihnachtswoche lichtete es sich, nachts fiel Schnee, und die nächsten Tage gingen blau auf.

Als Marierose kurz nach dem Neujahrstag vor die Tür trat, traf sie auf den Gesellen. Er hatte das kleine Ränzel über die Schulter gehängt und blickte sie listig an. „Nun, kommt Sie mit, Meisterin?"

Es durchzuckte sie. Etwas in ihr schrie verlangend auf.

„Ja, ja," sagte sie wie besinnungslos. Holte Tuch und Pelzkragen und glitt mit in den Schnee hinaus.

Es war eine herrlich blaue Luft. Der Gesell schritt rüstig und geschmeidig vorwärts, und in ihr klopfte das Herz und trieb nach dem Walde.

Langsam rückte das Gebirge näher und näher.

Marierose wandte sich plötzlich und sah nach der Stadt zurück. Nur ein Turm war noch von ihr sichtbar, genau wie damals von jenem anderen Orte. Und hier stand sie mit dem . . . Fremden. Sonst war nichts in der Nähe, was an Menschen erinnerte, keine Poststraße, kein Haus. Nur die Krähen schrien und schwebten ihnen mit breitem Flügelschlage entgegen.

Jetzt hatte sich der Boden unter ihren Füßen schon geändert.

In ihrem Herzen schlug keine Angst. Etwas in ihr kam heim, fand sich zurecht.

Nun waren sie im Walde. Tannenwald wie jener. Die Äste waren schneebeladen, Schnee blitzte auf dem Boden, fern blaute es und hob es sich mit blauen Kuppen. Plötzlich flogen ein paar winzig kleine, rotschöpfige Vögel mit klirrendem Zwitschern über sie hinweg. Sie sah ihnen nach und blieb stehen. Drüben führte es noch höher hinauf, Wald sah hinab, riesige alte Tannen blickten dicht geschart, haargerade aufgerichtet, auf den schmalen Plan hinab. Der war heftig von Schnee überweht, blau und kalt, aber über ihm schwebten Scharen von Mücken in lautlosem Tanz. Hier, im Herzen des Winterwaldes, tanzten Scharen und Scharen von Mücken.

Niclas Schreyvogel ging behutsam an eine der Fichten heran, die in der Mitte des Platzes standen. Spähte kurz aufwärts und winkte sie heran. Oben zwischen den vereisten Ästen rührte es sich, von dort kam ein Laut, wie von Jungen. Betroffen sah sie ihn an: dort oben unter Schnee und Eis war junge Brut . . .? Er nickte nur.

Marierose aber fühlte den Verlorensberg jetzt ganz deutlich. Hörte den klirrenden Zwitscherlaut der roten Vögel, den heimlichen Nestlaut von oben und sah den geheimnisvollen Tanz der Mücken. Und jetzt erhob sich auch das bekannte Windrauschen, und wie es so langsam im Plan dahinzog, da empfand Marierose das Wachsein, Leben und starke Dasein aller Dinge ringsumher. Sie fühlte allen Duft und seltsamen Zauber von damals auch jetzt.

Schaute zu, wie Schreyvogel mit erfahrenem Griff am Stamm der Fichte grub und kratzte. Jetzt blickte er sich um, seine Augen glänzten. Nicht böse, nicht tückisch, nicht lauernd; es war der Blick aller dieser Dinge ringsumher. Sie mußte neben ihm hinknien und nun fanden ihre Finger, was er ihr wies: winzig frische, kleine Blättchen, die da unterm Schnee gierig sproßten.

„Taugt nur, wenn es unterm Baume wächst, auf dem der Kreuzschnabel nistet," murmelte er.

Dann gingen sie zurück. Einen anderen Weg. Wie damals ... Seltsam vereiste Felsen tauchten auf, und in ihnen war eine deutliche Ähnlichkeit mit jenen Felsenspitzen auf dem Berge. Ihr Pfad war schwierig, in den Tiefen dämmerte es schon, da waren Wildlager, da bleichten vielleicht auch Knochen, es kümmerte sie nicht. Ein seltsam wildes, unbekümmertes Leben war in ihr, ein Jauchzen. Im Korb trug sie das Kraut, aber sie dachte kaum daran.

Als sie endlich wieder aus dem Walde traten, stand eine rote Glorie im Westen.

Die junge Sonne.

⁂ ⁂ ⁂

Bald nachher fiel sehr viel Schnee. Der Wind strich unerbittlich von Nordosten her, und die ganze Steppe, die heulenden Wölfe, die Geister derer, die vor acht Jahren drüben gestorben waren, lebten in diesem Wind. Wiesel, Marder und Füchse kamen bis an die Häuser und raubten, wenn sie nicht erschlagen wurden, das Wild trat aus dem Walde, die hungrigen Krähen schrien über der Stadt. Die Leute jammerten.

In Marierose aber lachte es. War es denn kalt? Ja, ja. Aber im Schnee war schon heimlicher Duft. Es war nicht das erbarmungslose Frieren wie im Herbst, Hoffnung war darin, die Sonne stieg ja wieder hoch. Abend für Abend ging ihr Schein rosenroter über den Himmel, und alles Erstarrte ringsum versank in träumendem Blau.

Ein Handwerksbursche erfror drüben auf dem Berge, das kleine Botenmännlein ward zerrissen im Walde gefunden, der Förster Nieckchen schoß in diesem Winter sogar zwei Wölfe.

Marierose hatte Urban unter einem Vorwand den Trank gegeben, den sie geholt, aber sie wartete kaum auf seine Wirkung. Und der Gesell fragte nicht.

Und die Abende wurden immer rosenroter, der Schnee glühte länger, und das Gebirge war bald nichts mehr als eine riesige, langgezogene, wellenblaue Linie, wie eine ungeheure Katze, wie ein wartendes Tier lag es da, und von den Dächern und Bäumen klangen die Tropfen. Aber dann fror es wieder.

Und eines Abends geschah es, daß Marierose denselben Weg hinanstieg, den Urban immer ging. Sie dachte dabei an jenen Morgen, an dem sie sich hier von den beiden Männern getrennt hatte. Zögerte auch auf der Stiege und forschte nach dem Duft vom Verlorensberg aus der Gesellenkammer. Dann trat sie bei dem Alten ein.

Er kam zu ihr, und sie dachte: ‚Neunzig Jahr, der Kinder Spott, hundert Jahr, genade Gott.‘

Er aber sagte: „Das ist recht von Euch, daß Ihr kommt. Ihr habt Euren Anteil an der Schuld Eures Mannes, und es ist geboten, daß Ihr ihn auch in seiner Buße unterstützt ...“

Sie spähte zu Urban: Schuld ... Schuld ...? Sie starrte zu dem Zwerg, der über Bücher gebückt saß. Jetzt schaute er auf. Aber in seinem Auge war nichts mehr von dem grünlichen, gierigen Schimmer, wie an dem Tage, an dem die Fische zogen, nein, nur Wissen und Grauen waren darin und eine geschlossene, eiserne Abwehr.

Schuld, Schuld ...

„Das Blut klebt auch an Euren Händen und wird dereinst auch von Euch gefordert,“ sagte der Alte.

Und da zerrissen die Schleier vollends vor ihren Augen, sie sah klar das Spiel, in das sie verstrickt war, fiel vor Urban nieder und schrie: „So hilf mir doch! Du mußt ihn fortschicken, diesen Fallot!“

⁂ ⁂ ⁂

Die Nachtigall sang und sang.

Der Gesell hatte den Fremdzettel erhalten. Hatte ihn ruhig hingenommen und nur ein wenig gelacht. Dann hatte er dem Meister angeboten, noch einige eilige Arbeiten fertig zu machen, und Urban war darauf eingegangen. Aber nun waren diese beendet, am Feierabend war Schluß, und morgen ging er von dannen.

Marierose war ihm ausgewichen, hatte keinen Schritt mehr in die Werkstatt getan und ihm auch nicht mehr nachgeschaut, wenn er seine Wanderungen antrat. Er hatte auch nicht mehr nach ihr gefragt, suchte sie nicht. Und doch fühlte sie sich noch immer unerbittlich von ihm umschlossen, ja, je ferner er ihr war, desto näher drängte er sich an sie heran, unsichtbar war er dicht bei ihr.

Nun — morgen war er fort.

Als es dunkelte, ging sie, wie sie nun gewohnt war, wieder zum alten Vik hinauf.

Auf der Stiege stockte ihr Schritt wieder. Es war, als zöge sie etwas. Als schlössen sich heiße Arme eng um sie. Und dort ... dort war die Kammer ... Aber sie bezwang sich, trat zu dem Alten ein, duckte sich gehorsam auf den Schemel und hörte zu, was er gewichtig aus der Bibel las: „Wasche mich wohl von meiner Missetat und reinige mich von meiner Sünde ...“

Ging da nicht schon ein leichter Tritt?

Sie horchte nach den Hammerschlägen unten, ihr Herz schlug mit: sie gingen noch. Noch war er da.

Urban saß mit gesenktem Kopfe.

„Denn ich erkenne meine Missetat und meine Sünde ist immer vor mir."

Ach, nun war es unten still. Kein Laut mehr. Aber knisterte es nicht vor der Tür? Ging er nicht eben in seine Kammer? Nun packte er. Würde wohl viel zu tun haben, wenn er die Kräuter alle mitnehmen wollte!

Wohin er ging?

Sie wußte es ja: nach dem Walde.

Sie stand auf. Deutlich spürte sie den Duft. Deutlich die Gewalt, die sie suchte. Er rief sie.

Der Alte las eintönig immer weiter. Nur der Zwerg hob leise den Kopf, als sie hinausging.

Auf dem Flur blieb sie wieder stehen. Betörend süß umhüllte sie die Luft vom Verlorensberg. Ach, in ihr war nichts anderes, als in jenen Kreuzschnäbeln im Walde, in den Fischen gewesen war, wie es in Baum, Erde und Wasser, in allen Dingen lebte und in dem Wind, der wieder über die Erde fuhr.

Sie tappte nach der Kammer und trat ein.

Drinnen war blaues Abendlicht. Der Gesell kniete inmitten seiner verstreuten Kräuter. Jetzt stand er auf. Er sagte nichts.

Sie schaute nach dem Gebirge, das groß und gewaltig vor dem Fenster lag.

„Morgen ist Er dort?" fragte sie.

„Morgen," sagte er.

Sie schwieg. Ihr Atem ging.

„Und Sie kommt mit, Meisterin?" sprach er, dicht bei ihr.

Sie schauten sich an. Dann lagen sie sich in den Armen. Die Kräuter dufteten um sie. Nun war sie auf dem Verlorensberg. Nun hatte er sie.

„Ich komme mit," sagte sie.

Er hob langsam den Kopf.

Sie horchte auch.

„Ist nur die Neiße," sprach er flüsternd, während es in seinen Augen seltsam aufschien, „die will auch ihren Tag haben, das Eis bricht."

Von draußen drang Rennen und Reden, die Abendruhe verschwand. In der Ferne donnerten Schüsse. Das Eis ging.

Niclas sah lautlos auf sie. Ein sonderbarer Wassergeruch umhüllte sie beide plötzlich. Nebenan eilten sie die Stiege hinab, alle drei, auch der Alte.

Das Eis ging.

„Ich muß hinunter," sagte sie.

„Wohl, wohl," sprach er noch immer mit dem seltsamen Lächeln. „In der Frühe warte ich auf dich. Im Morgengrauen."

„Ich komme."

Sie eilte hinaus. Suchte man sie schon? Was für ein Lärm war das?

Sie spähte aus dem Tor. Noch immer war Dämmerung, aber sonderbar beunruhigt, fiebernd, der Wind ging stark. Leitern, Säcke, Kähne und Hölzer wurden drüben zum Damm geschleppt, um ihn zu stützen.

„Wo bist du?" Urban tauchte mit verzerrtem Gesicht auf. „Wir müssen uns vorsehen. Wenn der Damm bricht, ist das Haus verloren. Wir müssen räumen."

Vik kam schon mit Büchern die Treppe herab. Heinze folgte ihm, gleichfalls beladen. Draußen wurde schon ein Karren herangeschoben, sicherlich von irgendeinem Nachbarn geschickt. Sie luden ein.

Marierose stand noch immer. In ihrem Blut flirrte der Wind.

Da rannte die Singthaler auf einmal vorbei, mit wehenden Haubenbändern.

„Warum rennt Sie denn? Er ist doch hinter Ihr drein! Warum wartet Sie nicht auf den Wassermann?" lachte eine Stimme.

Marierose fuhr herum. Da aber packte sie der Alte beim Arm und raunte ihr zu: „Gott sei Ihr gnädig, wenn Sie mit dem geht!"

Sie riß sich los. Willenlos stieg sie in die Stuben hinauf und packte den einstigen Kram der alten Schmiedin in Truhen und Kasten. Die Männer kamen ab und zu und holten ab. In der Werkstatt wurde auch geräumt, die Nachrichten, die vom Wasser kamen, lauteten immer bedrohlicher. Die Singthaler war verschwunden, ihr Häuschen war schon geräumt.

Endlich war Marierose fertig, und die Männer waren mit den Sachen abgefahren. Da fiel ihr ein: bisher hatte sie die Sachen der Schmiedin gepackt, jetzt mußte sie doch auch ihr Bündel rüsten. Das gleiche, mit dem sie gekommen war. Sie holte das geblumte Tüchlein aus dem Fach, ihre damalige gute Jacke, die Haube und den Satz Stricknadeln und ein silbernes Fingerringlein; mehr hatte sie nicht gehabt. Das bündelte sie wie einst.

Nun war alles fertig. Sie ging nach unten und gewahrte, daß die Werkstatt vollkommen geräumt war. Sonderbar war das totenstille, verlassene Haus. Die Mär, die Urban ihr damals erzählt hatte, fiel ihr ein: die Schmiede war leer, nun wartete sie auf den Wassermann.

Drüben am Damm wanderten die Lichter und schafften die Leute. Wagen fuhren ab und zu, Kommandorufe schallten. Dazwischen war etwas Seltsames, das sie sich nicht erklären konnte.

Angst flog in ihr auf: wenn der Gesell vielleicht schon fort war?

Hastig riß sie das Fenster auf: draußen

im Sturm duftete ja schon der Berg, alle Sommertage reisten schon wieder durch die Welt. Wurde es noch nicht Tag?

Es schien doch, als ob die Bäume drüben ein wenig aus dem Dunkel träten. Ein Dämmern ging über das Land. Sie bog sich weit hinaus und erschrak: da fern im Osten war der Schein. Der Tag kam, die Stunde, von der er gesagt hatte, das Morgengrauen.

Alle Schauer packten sie, als sie mit ihrem Bündel aus dem Hause trat. Wo war er?

Dicht vor der Tür stand noch, des Abholens harrend, ein Karren mit dem letzten Kram aus der Schmiede. Altes Gerümpel und oben darauf — sie fuhr zusammen — der kleine Koffer mit dem Tugendbrief.

Er war doch wieder zum Vorschein gekommen, hier stand er, und langsam hob sich der Tag. Da stand der Koffer mit dem — Tugendbrief.

Sie sah wirr um sich. Ihr Atem stockte, das Herz hemmte sich. Wild wollte sie an der Fuhre vorbei und — konnte nicht. Da stand sie im Morgengrauen, mit dem Bündel in der Hand und starrte auf den kleinen Koffer.

Und plötzlich war es, als ob sie geschoben würde, hinüber zum Damm.

Drängte sich zwischen die arbeitenden Menschen, erklomm die Böschung und suchte nach dem Fluß. Und erschrak. Denn dicht vor ihr türmte sich schon das Eis in blauen Massen. Die Schollen, die der Fluß ausstieß, an denen er riß und die er immer von neuem auftürmte, in wildem Bestreben, seine Freiheit zu erlangen. Und inmitten war nichts als eine sonderbare weißgraue Masse, die sich langsam weiterschob, hemmte, türmte, riß und wieder schob und von der ein seltsamer Ton ausging: dieses Singen des wandernden Eises.

Und da ... da war schon freies Wasser, hier wellte es grünbraun, da war schon wieder die Neiße und ... sie bog sich jetzt vor: zogen darin nicht schon wieder die Fische? — —

Sie fuhr zurück und gewahrte plötzlich den Gesellen drüben vor der Schmiede stehen, das kleine Ränzel umgehängt. Er schien nach ihr auszuspähen.

Und blitzschnell drängte sie sich zur Seite und entwich. Sie lief über den weichen, zitternden Boden immer weiter hinaus und hatte nichts vor Augen als den Fluß mit seinen überschwemmten Ufern und dem wandernden, schiebenden Eise. Und drüben, drüben hob es sich deutlich mit jeder Kuppe, so blau und klar wie im Sommer: das Gebirge. Und da, zeigte sich da nicht deutlich eine einsame, dunkle Kuppe? Sie blickte hin. Es war der Verlorensberg, jetzt zeigte er sich wieder. Er war es und spähte nach ihr aus. Jetzt zeigte er sich ihr in Wirklichkeit. Er wartete ...

Sie sprang zu einem Kahn, der hier beim Eise angetrieben war, richtete ihn und stieg hinein. Das Wasser wellte und zerrte eine Weile daran, dann schob es ihn ruckweis in die Eisströmung hinein. Sie wandte sich noch einmal und sah nach dem Verlorensberg.

Sie entrann ihm doch.

Dann bog sie sich in den Kahn zusammen und hatte nichts in den Ohren, als dieses singende, eigentümliche Wandern des Eises, spürte nichts als die unheimliche Kraft der Wasser, von denen sie getragen wurde wie die Eisschollen, zog mit Eis und Wasser dahin, mit Wind und Wellen, ganz in Händen einer ungeheuren Gewalt, der sie sich wehrlos übergab. Und langsam stieg dabei wieder alles Vergangene vor ihr auf: jener Weg im Walde, das Wassermannskind, der Tannenwald, der Wurzelgarten, das einsame Weberdörfchen, die Burg, die Silberstadt, Mariakreuz und der alte Zeiselgang — —

Ja, war sie nicht schon wieder da?

Blies der Postillon nicht — — —?

Libelle

Hart am Ufer, an der Wiese
Grünem Saume sinnverloren
Wandl' ich, und mir ist, als grüße
Eine Stimme ungeboren.

Leises Wispern, leises Flüstern,
Feines, zartes Elfensingen
Will mir flüstern seidenlüstern
Von geheimen Wunderdingen.

Und wie Seelchen leise, leise
Gleitet über stiller Welle,
Flechtend die geheimen Kreise,
Eine liebliche Libelle ...

Morgenwind weht frisch gelinde —
Blumenhauch und Duft sind wach.
Lange schaue ich dem Kinde
In die Ewigkeiten nach ...

Hans Haebe

Eine Überschreitung des großen Waxensteins

Von Jos. Julius Schätz

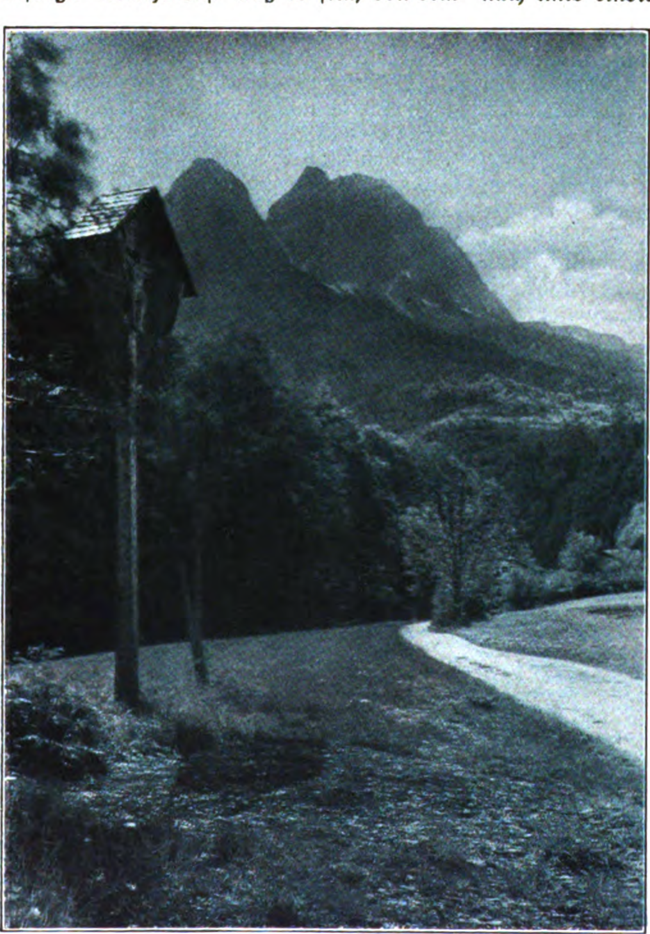
Mit acht Bildern nach Aufnahmen des Verfassers

Feuer ist die Erde, ist um die Erde. Wolken von Feuer fliegen am dämmerigen Horizont. In Flammen gehüllt sind die Berge und alles Land. Feuerzauber kommt von überall her, aus unbekannten Weltteilen und Erdstücken, bald da-, bald dorther, aus rätselhaften Fernen. Feurige Nebel, die durchsichtig sind und wie Blut, branden an die Felsenleiber, um dort schemenhaft zu zerstieben.

Da fährt Phöbus mit seinem Sonnenwagen durch das All. Heil dir, der du uns Menschen Licht und Wärme bringst! Die höchsten Spitzen glühen. Das Waxensteinmassiv ist eine flammende Tafel, die da wie ein ewig gültiges Zeichen und Gesetz hoch aufragt. Welche Lust muß es sein, von dem Tal an den drohenden Festungen aufzusteigen zum Scheitel des Berges!

So von den Eindrücken des herrlichen Morgens gefangen, wandern wir lautlos von Garmisch dem Dörfchen Hammersbach entgegen. Wir wollen nicht das Weihevolle des jungen Tages stören, das uns Wesen aus einer Welt voll Freude und Schmerz weit fortführt in ferne, unnennbare Weiten ...

Durch blühenden, taufeuchten Rasenteppich windet sich ein Fußweg nach Hammersbach. Nachdem dort der Klammbach überschritten ist, steigen wir im Stangenwald steil aufwärts, bis ein alter, grasverwachsener Jagdpfad nach rechts abzweigt. Dieser Weg wird bis in den obersten Hochwald hinein verfolgt, wo dann ein mühsames Steiglein wieder nach links einbiegt auf dem wir zur großen Sandreiße gelangen.



Am Weg von Garmisch nach Hammersbach
Kleiner und großer Waxenstein

Der Himmel wird freier. Sonnenlicht flutet allenthalben aus den Räumen. Nebelfetzen irren von Wand zu Wand, sammeln sich und bilden bald zu unseren Füßen ein wogendes Meer. Das lastet über Schluchten und Wäldern und verdeckt uns das liebe Loisachtal. Der Hochwald liegt nun unter uns. Nur einzelne wetterharte Tannen klettern da und dort noch in die Höhe. Daneben liegen die Trümmer einstiger Gefährten, Baumleichen, traurige Zeugnisse eines ewigen Kampfes. Hier stehen inmitten einer wundersamen Lärchengruppe Leichen, hochragend und gebleicht, gespensterhaft wie Galgenholz. Ist das nicht auch ein Symbol des wechselvollen Lebens? — Nach kurzer Rast brechen wir auf. Nun eröffnet sich unserem Auge, was wir bisher nur von weitem geschaut. Was wir heute morgen so schön und so leuchtend gesehen, jetzt liegt es vor uns. Die steile Waxensteinnordwand, die so unangreifbar aussieht. Auf einem Latschenrücken in Mitte der Sandreiße ansteigend, erreichen wir das ausgedehnte Schneefeld unter



Am Gipfel des großen Waxensteins. Blick auf Höllentalspitzen, Höllentalgletscher, Zugspitze, Riffelwandspitzen. Im Vordergrund hinterer Waxenstein, Schönanger- und Schöneckspitzen

der Mittagsscharte, jener tiefen Einsattlung zwischen kleinem und großem Waxenstein. Unter dem Ansatz der ungeheuren Schlucht, die rechts das Wandmassiv teilt, steigen wir in die Felsen ein und auf einem breiten, begrünten Band zu einem Schartl hinauf. Jenseits des Bandes erwartet uns ein eindrucksvolles Auf- und Abwärtsklettern über steile Seitengräte, bis die Hauptrinne erreicht ist. Froh und rasch balancieren wir



Überm Nebelmeer; der schwierige Grat Riffelspitze — Schönangerspitze — Schöneckspitze — hinterer Waxenstein — großer Waxenstein

hinüber, so rasch, daß wir gar nicht bemerken, wie inzwischen lange Nebelschleier aus den Tälern aufwärtswallen. Im Nu ist ein Labyrinth felsiger Höhen dem Blick entschwunden. Vorsichtig queren wir ein riesenhaftes Felskuloir und suchen jenseits nach der im Führer angegebenen Rinne. Aber umsonst, die dichten Nebelschwaden gestatten keinerlei Orientierung in dem weiten Kessel. Die nächste Stunde opfern wir abenteuerlichen Kreuz- und Querfahrten, ohne einen Ausstieg aus dem gewaltigen Labyrinth zu finden.

Es ist 10 Uhr morgens. Da stehen wir drei Bergfahrer nun und schütteln die Köpfe und starren ins endlose Graue. Jetzt scheint die Herrlichkeit ein Ende zu haben. Lange warten wir, immer hoffend, daß die Wand doch noch frei wird. Aber der Nebel, ihr mächtiger Verbündeter, weicht nicht. Zwei Stunden gelingt es Freund R., unsere Ungeduld zu bezähmen. Düsterheit liegt über der Öde und eine große Schwermut. Und dann kommt doch endlich langsam Bewegung in das verwünschte Grau. Der Nebel teilt sich. Ein Stück blauer Himmel wird sichtbar, hier eine glatte Mauer, dort ein gelbes Wandl. Ein Jauchzer zerbricht die gläserne Stille . . .

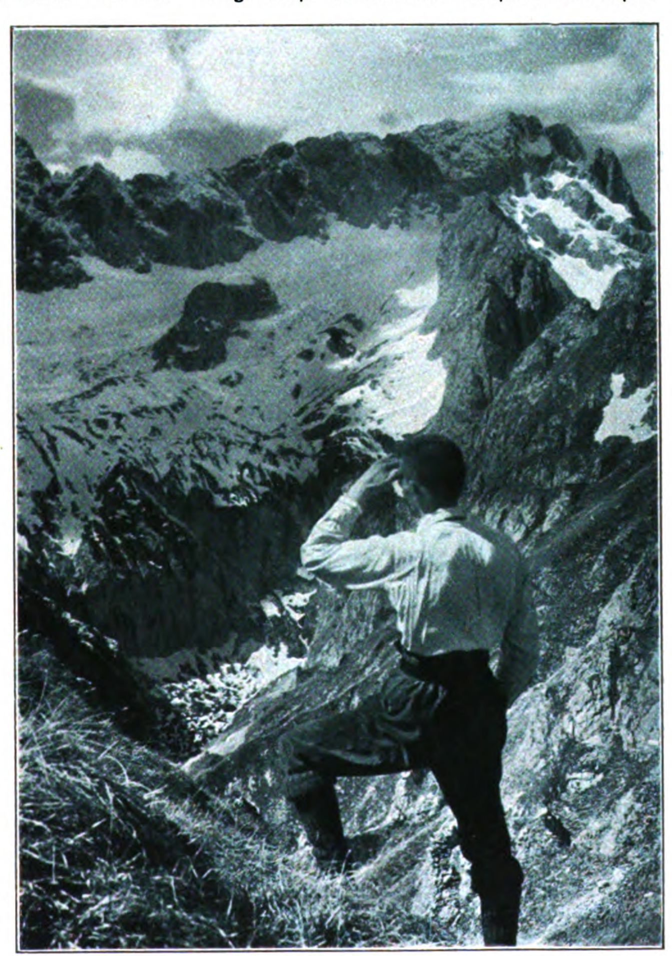
Wir rekognoszieren. Ein freiliegendes Band wird sichtbar, das unter einer Höhle zur gesuchten Rinne hinüberführt. Da noch viel Schnee in der Rinne liegt, bietet deren Überschreitung keine besonderen Schwierigkeiten. Die kommen erst weiter oben. Riesige Platten sind zu überwinden, schwindlige Bänder zu begehen; da hilft ein Klimmzug über einen Überhang, dort kann man sich hinaufstemmen. Bei einer schauerlich gefährdeten Traverse aber wird das Seil entrollt. Da horch! Vom Tal herauf trägt der Wind den Knall von Schüssen. Fromme Glockentöne dringen an unser Ohr, leise, langsam verklingend, wie aus einer fernen Welt kommend. Ergriffen stehen wir dort oben und schauen hinunter ins wogende Nebelmeer. Und jetzt wieder gedämpfte Musikklänge — die feierlichen Weisen des Chopinschen Trauermarsches. Schlaf wohl, du Stiller dort unten, deine Berge halten dir treue Wacht!

Indes dort unten einer den ewigen Schlaf schläft, beginnen wir hier oben den Kampf von neuem. Dort, wo ein paar Finger breites Band in die lotrechte Wand hinausläuft, steht Freund R. und legt seinen Schnerfer ab. Wir aber schlingen das Seil ein paarmal um einen hornartigen Vorsprung und passen auf jede Bewegung des Gefährten scharf auf. „Noch einmal," sagt einer, „kehren wir um, oder versuchen wir, diese Traverse zu umgehen!" Da steht der erste schon auf dem schmalen Gesimse und fuchtelt mit den Armen an der Wand herum. Grad als wollt' er ihr schmeicheln. Dann patscht's auch ein paarmal, und jetzt hebt sich langsam der erste Fuß, dann der zweite, ganz rechts draußen sucht sich nun der rechte

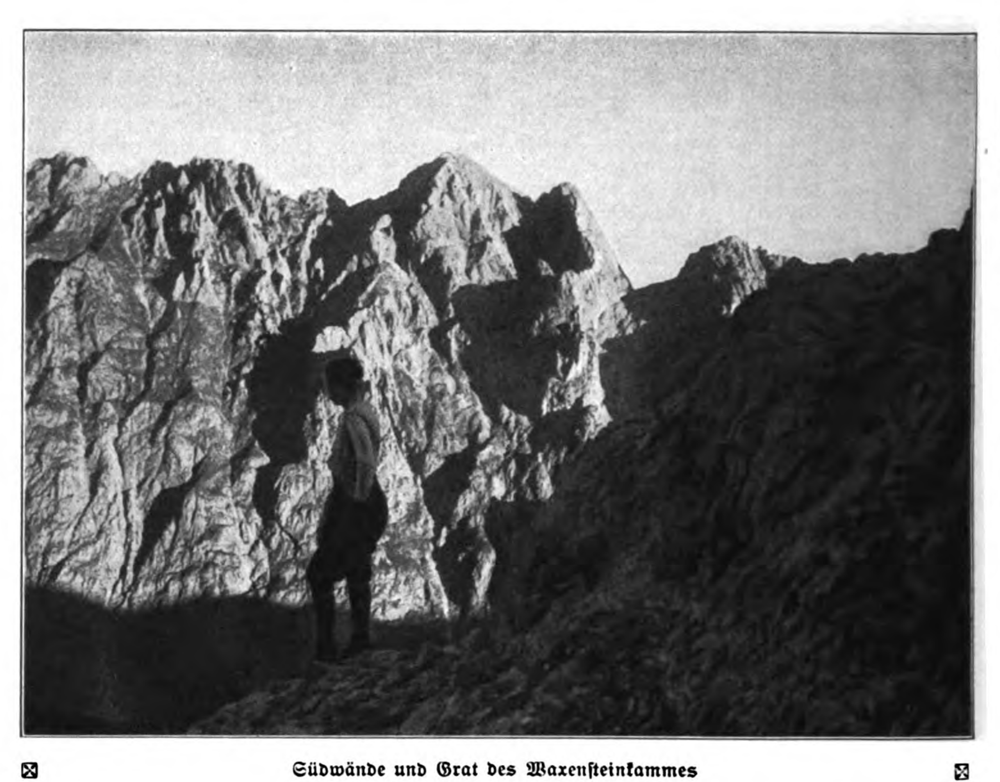
in einem winzigen Vorsprung festzubohren. Der linke findet ein wackliges Moosbüschelchen in einem schneeigen Riß, das notdürftigen Stand gewährt. „Reicht das Seil noch? Fünf oder sechs Meter brauche ich noch!“ „Ja!“ rufen wir hinauf; da schmiegt er sich dann wieder recht innig an das feuchte Gestein und kriecht mit raupenartiger Langsamkeit zu einer Art Altane hinauf, die Sicherung verspricht. Nun kann er wieder stehen. Am Seil gesichert folgen wir den Rucksäcken nach. Bald setzt eine kaminartige Verschneidung an, die zu einem äußerst steilen, mit Grasschöpfen besetzten Hang leitet. Doch bevor wir jenen erreichen, lernen wir hier so recht die Bosheit der toten Materie kennen. Die Rucksäcke, die wir nachseilen, verklemmen sich in der Mitte des Kamins und so muß R. das herzige Wandl nochmal hinabklettern. Gepolter von fallenden Steinen, vermischt mit frommen Wünschen, tönt aus dem düstern Spalt herauf. Mit festem Griff fassen wir Meter um Meter des einlaufenden Seils. Jetzt kann er nicht mehr weit sein. Schon hören wir sein Pusten. Da erscheint keuchend R.s Kopf.

Wir vertauschen die Kletterschuhe mit den Nagelschuhen und eilen über den steilen, begrünten Hang einem westlich vorgelagerten Seitengrat zu. Über glatte Platten wird weitergerutscht. Die schönste Kletterei. Ein Überhang folgt, eine kleine Hangelstelle; nur immer aufwärts. Sobald ich um eine Gratkante herum bin, die einen Ausblick auf den weiteren Verlauf des Grates zu bieten verspricht, rufen die beiden fast einstimmig: „Wie geht's? Wie schaut's aus?“ „O, fein!“ rufe ich hinab und ziehe dann so schnell das Seil ein, daß sie's kaum erschnaufen können. Und die Augen, die dann ein jeder macht, als wir vor einem ungeheuren, runden Einbruch im Grat stehen. Welche Urkraft mußte da nötig gewesen sein, bis der Grat so in Trümmer gelegt war! Groß und mächtig wirkt er selbst in seinem Zerfall noch. Über Schutt und Schnee erreichen wir in der nächsten Viertelstunde den Gipfel.

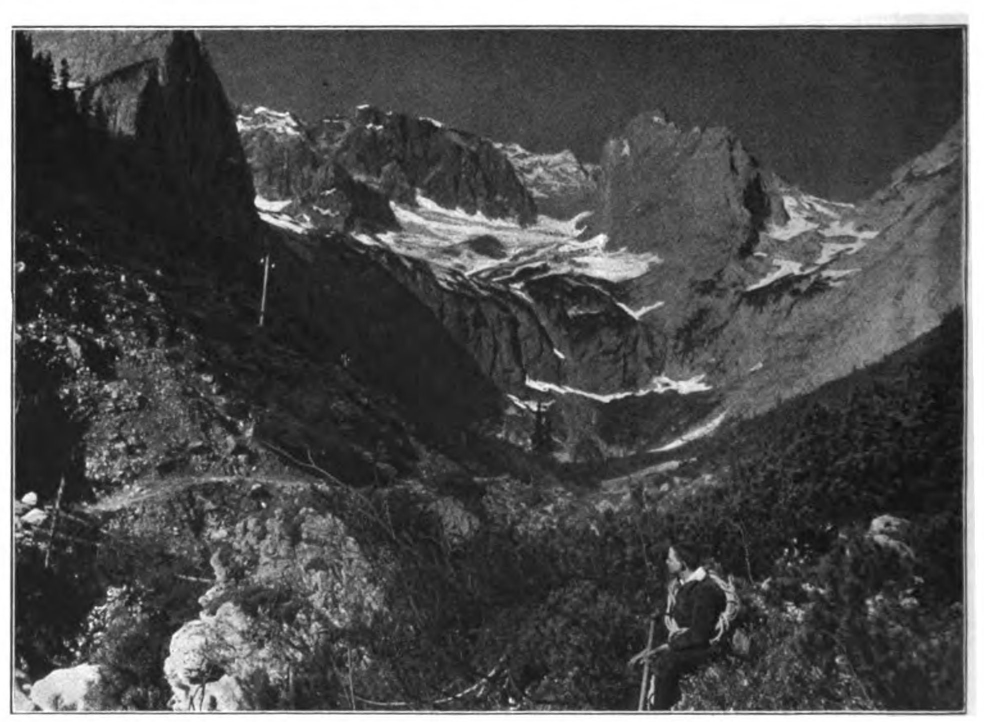
Alle Schönheit des Hochgebirges ist um uns ausgebreitet. Wolkenloses Blau strahlt aus dem Firmamente. In flimmernden Wellen zittert die heiße Luft über den kahlen Fels. Weit und tief unter uns aber wogt das Nebelmeer. Wenn die Nebelmassen da oder dort einmal zerreißen, leuchtet das dunkle Grün der Wälder herauf. Mit dem Rücken an das Gipfelkreuz gelehnt, liegen wir in Schauen versunken und saugen all die Pracht in uns hinein. Die stillste Einsamkeit der Berge weht hier oben. Aus dem nebelerfüllten Höllental steigen Alpspitze, Höllentalspitzenkamm, große Riffelwendspitze und Zugspitze zu wunderbarer Schönheit empor. Unendlich hoch und rein, scharf und steil schneiden ihre Grate und Kanten in die dunkelblaue Luft. Die Pfeife im Munde, liegen wir lange, viel zu lange auf weltentrückter Höh'. Erst nach 3 Uhr brechen wir auf, trotzdem wir noch vorhaben, den ganzen Grat bis zur Riffelscharte zu begehen und von dort ins Höllental abzusteigen. Frisch gestärkt durch die lange Rast rennen wir das steile Geröllfeld



Blick auf Höllentalgletscher, Höllentalspitzengrat, Zugspitze, Riffelwandspitzen



⊠ Südwände und Grat des Waxensteinkammes ⊠



⊠ Ein Morgen im Höllental ⊠

hinab und sind dann gleich wieder in schwerer froher Kletterei zum hinteren Waxenstein begriffen. Der Übergang von diesem Gipfel zur Schöneckspitze kostet uns manch heiklen Augenblick. Senkrechte Stellen im Grat nötigen uns oft, bedenklich weit auf die Grainauer Seite auszuweichen. Steine und Griffe, die ausbrechen, hüpfen ein paarmal auf, dann hört man lange nichts mehr, bis sie irgendwo in der nebelerfüllten Tiefe berstend aufschlagen. Ohne Rast geht's über wacklige Grattürme und lose Trümmer zur Schönangerspitze weiter. Dort angekommen, überrascht uns fernes Donnergrollen. Also schleunigst weiter zur nördlichen Riffelspitze. Hoch über dem wogenden Meer, in das fortwährend lose Steine hinabschießen, ist es ein herrliches Ringen mit den Felsen. Schon sind die Gratkanten des nächsten Gipfels auf einen Steinwurf nahe gerückt, die Spitze kann nicht mehr weit sein. Kurz nach 7 Uhr betreten wir die nördliche Riffelspitze. Die Zugspitze ist inzwischen hinter dunklen Wolkenballen verschwunden, und überm Daniel steht eine schwarze Wetterwand. Dräuend, wuchtig, atembeklemmend. Wohl verlockt es uns, einen Augenblick zu rasten, aber beim nächsten Donnerschlag klettern wir rasch entschlossen weiter; schmal und brüchig ist der Grat wieder zur südlichen Riffelspitze, die wir punkt 8 Uhr erreichen.

Wohl ist die lange Gratkletterei jetzt bezwungen, sind alle Schwierigkeiten hinter uns. Aber immer raunt es mir höhnisch zu: „Du bist noch nicht Sieger. Ein Blitz — und du?" Immer steht dort vor uns noch die schwarze Wetterwand. Auf der Riffelscharte ziehen wir die Nagelschuhe an. Die Rast ist kurz. Ich dränge. Rings um uns jetzt drohende Gewitter. Eins nach dem andern zieht über den Eibsee hinweg. Eilig rennen wir in das Kar unter den Riffelköpfen hinab, und als wir das erste Drahtseil am Riffelweg erreichen, steht auch die schwarze Wetterwand überm Höllental. Die Pickel beginnen bedenklich zu summen, so daß wir sie rasch mit Taschentüchern umwickeln. Noch einmal scheinen wir Glück zu haben. Das Gewitter verzieht sich wieder, entlädt sich aber bald fürchterlich an der nahen Alpspitze.

Nacht ist es schon, als wir dort aus den Felsen kommen, wo vom Riffelweg der Zugspitzweg abzweigt. Noch ein Stolpern durch schütteren Wald, ein Kampf mit hinterlistigen Bodenwurzeln, und — da wir bei der tiefen Finsternis den Steg nicht finden können — ein recht nasser Übergang über den Bach, dann stehen wir endlich vor der Höllentalangerhütte. Die Rucksäcke fliegen polternd in die nächste Ecke, frei atmen wir auf, und in echt alpinem Beisammensein verfließt die nächste Stunde. Als wir spät noch vor die Hütte treten, sind alle Wolken wieder verschwunden; rein und klar funkeln die Sterne hernieder und laden zur trauten Zwiesprache ein. Das Murmeln des Gletscherbaches tönt herauf, die Grillen zirpen. Allüberall tiefe Ruhe. Noch einen Blick auf die Berge, die sich ringsum schwarz aus der Erde in den Himmel erheben, dann träumen wir von Berglandszauber und Bergglück, bis uns der neue Tag zu neuen Taten lockt.



Blick von der südlichen Riffelspitze auf große Riffelwandspitze und Zugspitze



Am Abstieg ins Höllental. Oben links Riffelköpfe

Das englische Unterhaus

Von Prof. Dr. Felix Salomon in Leipzig

Noch ist die Verfassung, die das deutsche Volk sich geben wird, nicht fertig, aber eines ist von vornherein sicher: die Volksvertretung wird in ihr eine größere Rolle spielen, als ihr je bisher im Deutschen Reiche zuteil geworden ist. Wenn es heißt, daß das deutsche Volk souverän sei, so wird das deutsche Parlament das Organ des souveränen Volkswillens darstellen. Diese Tatsache regt uns zum Studium einer anderen Volksvertretung an, und zwar jener, welche als die Mutter der Parlamente, als Vorbild aller modernen Volksvertretungen gilt: des englischen Unterhauses. Wir denken dabei nicht an die Nachahmung und Übernahme eines fremden Vorbildes, wie es in Frankreich zur Zeit der französischen Revolution geschah; gerade das französische Verfahren bietet warnende Beispiele. Es kommt uns nur darauf an, das politische Augenmaß zu schulen, den Blick auf die Prüfung von Verfassungseinrichtungen einzustellen und das Urteil auf die Beobachtung zu lenken, welcher Umstände und welchen Zeitraumes es bedurfte, um das Musterparlament in Erscheinung zu bringen. Zuletzt will ich aber auch darlegen, in welches Stadium seines Wachstums und seiner Geltung das englische Unterhaus heute eingetreten ist, und ob es in England selbst noch als mustergültig angesehen wird.

⌘ ⌘ ⌘

Ein lange Wanderung haben wir vorzunehmen; mannigfach verästelt ist das Wurzelwerk des englischen Parlaments, von dem das Unterhaus den wichtigsten Bestandteil bildet; gar alt ist sein Stammbaum. Eine der Wurzeln des Parlaments weist bis in die Vorgeschichte des englischen Staates zurück, in der deutsche Stämme — die Angelsachsen — erobernd ins Land kamen und sich dort einrichteten. Die Reichsversammlung der Angelsachsen, ihre Witena-gemôte, gehört zum Stammbaum des Parlaments, insofern sie Angehörige der verschiedenen Landesteile vereinigte, eine Verbindung zwischen dem König und der Aristokratie auf rein politischer Grundlage herstellte und das Pflichtbewußtsein eines Staatsbürgers lehrte. Als Staatsgründer versagten die Angelsachsen; hier haben die Normannen und ihre Nachkommen, das Haus Anjou-Plantagenet (11. bis 14. Jahrhundert) eingesetzt; das Wesentliche und Neue, was diese brachten, war die Zentralisation der Staatsgewalt in den Händen des Königs. Die normannische curia regis war ganz etwas anderes als die angelsächsische Reichsversammlung, aber deren Traditionen gingen nicht verloren, und dann entdecken wir inmitten des Getriebes des normannischen Hofes selbst noch eine andere Wurzel des Parlaments. Jener feudale Hoftag, der den König mit seinen Lehnsbaronen vereinigte, gehört zur Vorgeschichte des Oberhauses. Das Unterhaus ist jünger als das Oberhaus; seine Entstehung ist weder aus Gesetzesparagraphen noch aus Verfassungsurkunden abzuleiten; sie ist aus dem Gesamtgeschehen zu erklären, wie ja bis auf den heutigen Tag kein Bestandteil der englischen Verfassung mehr und stetiger mit Wohl und Wehe des Landes verknüpft geblieben ist als das Unterhaus. Den Ausgangspunkt der Entwicklung bildet ein Konflikt zwischen dem immer mächtiger werdenden Königtum und den gesellschaftlichen Kräften, welche diese Machtentfaltung nicht länger dulden mochten; der hohe Adel und die Geistlichkeit schlossen sich, als die königlichen Waffen durch einen unglücklichen Krieg gelähmt waren, im Jahre 1215 zusammen, um die Krone auf die Grenzen, die das Lehnsrecht ihr stellte, zu weisen. Das ist der Inhalt der Magna Charta, die dem König Johann abgetrotzt wurde. Sie war eine feudale Kundgebung, insofern aber auch eine nationale, als das städtische Bürgertum zum Mitgehen aufgefordert wurde und demgemäß den Wünschen dieser drei maßgebenden Bevölkerungsschichten Rechnung getragen worden ist. Das Gesetz setzt dem Absolutismus Schranken; gleichzeitig stellt sich das Bedürfnis nach Einrichtungen heraus, um die Aufrechterhaltung des neuen Zustandes zu gewährleisten. Wie sollte das möglich sein? Keine politische Weisheit hat den Weg gewiesen, der zum Unterhaus führte, kein verstandesmäßig ersonnenes Programm; den Rahmen für die Geschichte des Unterhauses, sein Werden und Wirken, bildet der durch die Jahrhunderte währende Widerstreit zwischen Königtum und Ständetum, um die Führung der Nation.

⌘ ⌘ ⌘

Die Geburt des Unterhauses führt gleich in den Abschnitt des Kampfes hinein, der sich dem Erlasse der denkwürdigen Urkunde unmittelbar anschloß. Während der Minderjährigkeit des Sohnes Johanns, König Heinrichs III. (1216—1272), verstand eine kluge Regentschaft, das Gleichgewicht der Kräfte aufrechtzuerhalten; als aber der König selbst die Zügel der Regierung ergriff und sich mit einer mißliebigen Politik geltend machte, setzte der Widerstand des Feudaladels erneut ein mit dem Ziele, eine Adelsoligarchie zu errichten. Der König, auf die Waffen pochend, dachte nicht daran, sich zu fügen; da trat ihm in Simon von Montfort der Führer entgegen, der in der Ge-

schichte fortlebt als der Schöpfer des Unterhauses; ein Mann von starkem Ehrgeiz und Mut und von ungeheurer Willensstärke. Er besiegte den König; was er hiernach tat, um die Regierung des Landes zu ordnen, war nicht originell, sondern knüpfte an eine Gepflogenheit an, die schon vor Jahrzehnten Eingang gefunden hatte, als das Königtum mit dem Betrage der Lehnsgelder nicht mehr hatte auskommen können. Da hatte es mit den Kronvasallen die von den Grafschaften und Stadtbezirken gewählten Vertreter zur Reichsversammlung entboten; man nannte sie die Commons, die Vertreter der örtlichen communitates, der Gemeinden; keineswegs also bedeutete der Ausdruck, daß sie etwa niedrigere, „gemeinere“ Personen seien im Gegensatz zu vornehmeren. Für das auf diese Weise erweiterte Concilium kam das Wort Parliamentum auf; es bedeutet Gespräch; der Ausdruck ließ sich gut rechtfertigen, denn man wollte ja eben mit jenen Abgeordneten ein Gespräch, ein Parliamentum, insbesondere über Steuerangelegenheiten halten. Solch ein Parliamentum berief Simon von Montfort Anfang des Jahres 1265 nach London; originell war nun aber, daß er zwei Ritter aus jeder Grafschaft und zwei Vertreter jeder Stadt und jedes Fleckens mit den Magnaten in einem Raume vereinigte, um auch mit diesen nicht feudalen Gesellschaftsschichten über Nächstliegendes hinaus eine große politische Angelegenheit zu beraten. Nehmen wir hinzu, daß Zweck der Beratung sein sollte, den König gesetzlich zu beschränken, so tritt uns bereits die geschichtliche Mission des Unterhauses vor Augen. Indessen Dauerhaftes war damit noch nicht geschaffen, da Montfort sich nicht lange in seiner Stellung behauptete und auf dem Schlachtfeld fiel; es bedurfte noch einer anderen Kombination, um das Unterhaus zu einer ständigen Einrichtung zu machen. Der Beginn seiner ständigen Geschichte datiert vom Jahre 1297, in dem König Eduard I. (1272—1307) unter dem Druck einer ungünstigen auswärtigen Lage die confirmatio chartarum unterzeichnete; durch sie wurde das Parlament ein für allemal mit der Obhut der Verfassung betraut.

⌘ ⌘ ⌘

Höchst bescheiden waren die Anfänge des Unterhauses, denn das Königtum, das in eine Epoche schöpferischer Kraft eintrat, hegte den Hintergedanken, das von ihm patronisierte Organ zum Werkzeug seiner Politik zu machen, es bei Abrechnung mit dem Feudalismus als Beistand zu verwenden. Die Formel, mit der das Unterhaus sich beim königlichen Rate zu Worte meldete, lautete höchst unterwürfig: „Wir niedrigen, armen Commoners bitten und erflehen für Gott und im Namen der Wohltätigkeit ...“ Der König war es, der das Parlament berief; ohne seinen Willen konnte es nicht tagen. Er konnte es vertagen und auflösen; in seiner Hand ruhte die Zusammensetzung. Der hauptsächlichste Zweck, für den es einberufen wurde, war, Beschwerden aus den Grafschaften zur Kenntnis des Königs zu bringen, um dann das zu tun, was der König und sein Rat vorschrieben. Erst 1352 ist den Commoners ein eigenes Heim im Kapitelhause der Westminster-Abtei eingeräumt worden; von da an blieben Ober- und Unterhaus räumlich voneinander geschieden. Schon im Laufe dieses und des folgenden Jahrhunderts aber änderte sich diese Stellung vollkommen, so daß das Unterhaus gegen Ausgang des Mittelalters in seiner verfassungsrechtlichen Ausstattung bereits einer modernen Volksvertretung ziemlich ähnlich sieht. Wie ist das gekommen? Die wachsende Geltung des Unterhauses beruht nicht so sehr auf der früheren politischen Reife des Engländers, auf seinem größeren Freiheitssinn oder auf sonstigen ihm eigentümlichen politischen Tugenden; sie war vor anderem die Folge der immer größeren Geldbedürftigkeit des Königs, die ihrerseits mit den vielen kriegerischen Unternehmungen des Zeitalters zusammenhing; das Programm mittelalterlicher Reichsbildung, jenes Bestreben, zwischen dem britischen Inselreich und den französischen Besitzungen der englischen Krone einen dauernden Zusammenschluß herzustellen, führte in einen „100jährigen Krieg“ mit Frankreich hinein. Es ist deswegen nicht richtig, die Eigenart der englischen Verhältnisse gar zu sehr auf die insulare Abgeschiedenheit zurückzuführen. Mit den Geldmitteln, die das Unterhaus zur Verfügung stellte, entwickelten sich seine Rechte und Privilegien; zu allererst das Steuerbewilligungsrecht; das Königtum mußte es sich gefallen lassen, daß eine Finanzquelle nach der anderen unter die Kontrolle des Unterhauses geriet. An die Geldbewilligung schloß sich das Verlangen des Parlamentes an, zu erfahren, wofür das Geld verwendet sei. Unter den Parlamentsprivilegien ist das älteste, die Wünsche des Hauses in der Person des „Sprechers“ dem Könige übermitteln zu dürfen. Dieses Gedeihen des Unterhauses fällt unter die Regierung der drei Eduarde (1272—1377); der weitere Ausbau erfolgte unter höchst unnormalen Verhältnissen, als nach dem Tode Eduards III. Unsicherheit über das Land kam. Das Königtum war durch das Emporkommen des Parlamentes geschwächt, das Land aber noch gewohnt, alle Entscheidungen vom König ausgehen zu sehen; anderseits war das Parlament noch nicht imstande, den König zu stützen oder zu ersetzen. Und warum nicht? Vor allem darum nicht, weil es noch keinen einheitlichen Willen darstellte; vielmehr trat der Zustand ein, daß das Oberhaus das Unterhaus zu beherrschen suchte, um es dem noch nicht ausgestorbenen Streben des Feudaladels nach Selbständigkeit dienstbar zu machen. Als dann König Richard II. (1377—1399) in Rückwendung zum Absolutismus den Bogen überspannte, einigten sich beide Häuser, ihn

abzusetzen, und genehmigten, daß ein anderer Sproß des königlichen Hauses den Thron usurpierte: Heinrich von Lancaster, der als Heinrich IV. (1399—1413) den Thron bestieg. Dieses hatte zur Folge, daß das Parlament eine Geltung erhielt wie noch nie zuvor: der Rechtstitel der Lancasters war nahezu ein parlamentarischer; aber wohlverstanden, diese mittelalterliche Parlamentsherrlichkeit wurzelte mehr in der Macht des Ober- als des Unterhauses. Eben deshalb hielt es das Königtum nach Möglichkeit mit dem Unterhause, zumal die Lancasters von Haus aus wenig begütert waren und auch sie die kriegerische Politik gegen Frankreich wieder aufnehmen wollten, um die Nation in einem gemeinsamen großen Interesse zu einigen. Alles das gehörte zusammen, um das Unterhaus so rasch vorwärts zu bringen und ihm neben dem Steuerbewilligungsrecht als zweites Grundrecht das Recht der Teilnahme an der Gesetzgebung zu sichern; das Unterhaus erwirbt es sich in der Form, daß es bei jedem neuen Erlasse, der Gesetzeskraft haben soll, um Rat gefragt werden muß. An diese beiden Grundrechte reiht sich der Anspruch des Hauses auf Kontrolle der königlichen Verwaltung; mißliebige Minister wurden demgemäß zur Verantwortung gezogen und abgeurteilt. Als Parlamentsprivileg kamen die Unverletzbarkeit der Abgeordneten und der Schutz gegen widerrechtliche Verfolgung hinzu.

⁂

Im gleichen Tempo ist es nach Abschluß des Mittelalters mit der Entwicklung des Unterhauses nicht vorwärts gegangen; im Gegenteil. Es stellt sich nach dem Zusammenbruch des Feudalismus und entsprechender Schwächung des Oberhauses heraus, daß dem Unterhaus noch etwas Entscheidendes fehlte, um sich, seinen Rechten und Privilegien entsprechend, dauernd geltend zu machen: die soziale Geltung und die wirtschaftliche Reife der im Unterhaus vertretenen Gesellschaftsschichten. Hier hat das Werk der Tudors (1485—1603) eingesetzt und für die größere Zukunft des Unterhauses den Boden bereitet. Ihre Regierungsform läßt sich als ein verfassungsmäßiger Absolutismus bezeichnen, weil er die Grenzen, die die Verfassung steckte, innehielt; die Willfährigkeit des Parlamentes ermöglichte noch eine so starke Initiative des Herrscherhauses. Dieses hat seine Gewalten benutzt, um die Arbeiten am englischen Staatsbau fertigzustellen, Englands Volkswirtschaft selbständig zu errichten und die Emanzipation von Rom durch die Gründung der englischen Staatskirche zu vollenden. Es hat auch den Zusammenschluß des Inselreiches gebracht und die Wege für den Welthandel und die Koloniengründung eröffnet. Mit alledem hat es an der Erziehung der Engländer zu dem, was sie seitdem darstellen, gearbeitet: es hat geholfen, sie zum größten Handelsvolk und zu den erfolgreichsten Kolonisatoren zu machen; diese Tatsache spiegelt sich alsbald wider im Geiste und in der Zusammensetzung des Unterhauses. Bisher war ein Sitz im Unterhaus für viele eine kostspielige und lästige Pflicht gewesen; jetzt begann man sich um einen Sitz als Begünstigung zu bewerben, um seine Interessen geltend zu machen. Das gleichzeitige Sinken des Oberhauses bezeugte, daß der hohe Adel aufgehört hatte, Führer der Nation zu sein.

In der Weise vorbereitet, trat das Unterhaus in das Jahrhundert ein, welches die Engländer ihr Revolutionszeitalter nennen (1603—1688) und welches den mit der Magna Charta begonnenen Kampf um die Hüterschaft des Gesetzes zum Abschluß gebracht hat. Die Stuarts wollten im Grunde nichts anderes, als die ererbte Stellung festhalten; ihr Verfehlen bestand darin, daß sie ohne rechte Fühlung mit dem Volke die Regungen nach Selbständigkeit in ihm unterschätzten. Das Unterhaus machte sich zum Anwalt dieses Selbständigkeitsstrebens: damals war es, daß die Mutter der Parlamente die Sache der modernen Volksvertretung überhaupt durchgefochten hat. Es handelte sich dabei weniger um den Gewinn neuer Rechte als um die Sicherung der erworbenen; das Zugeständnis des Privilegs der Redefreiheit, das sich das Unterhaus erst jetzt ertrotzte, bahnte den Weg zu neuen Erfolgen. Noch nie war eine Sprache geführt worden, wie damals vernommen wurde, um eine verhaßte Regierung zurechtzuweisen. Es war aber auch eine machtvolle Vereinigung, die sich im Unterhause zusammenfand, im gleichzeitigen Streben nach politischer und wirtschaftlicher Unabhängigkeit von der Leitung des Königtums; gleichwohl wäre der Ansturm aussichtslos gewesen, wenn nicht kirchliche und religiöse Anliegen die Wucht des Angriffs vermehrt hätten.

Sobald sich das Königtum in die Verteidigung versetzt sah, holte es sich eine Theorie vom göttlichen Rechte der Krone heraus und legte das Schwergewicht seiner Macht in das Staatskirchentum; die Verfechter der politischen und wirtschaftlichen Selbständigkeit machten demgegenüber gemeinsame Sache mit denen, welche auch auf kirchlichem Gebiet nach Emanzipation verlangten. Der König hätte nicht länger zu trotzen vermocht, und die Wechselfälle des dramatischen Kampfes, der sich entspann, wären nicht eingetreten, wenn nicht noch etwas hinzugekommen wäre, was der Geschichte des Unterhauses von dem Augenblicke an, wo sein Ringen um die Freiheit einsetzt, einen noch wechselreicheren Inhalt gibt: das Hervortreten der politischen Parteien. Denn nur ein Teil der Bevölkerung befürwortete die neue Wegrichtung, ein anderer stellte sich hinter den König und dessen Programm: die Whigs sind die Parlamentspartei, die Tories die königliche, erstere die Vorläufer der Liberalen, letztere die der Konservativen in England. Wir fassen nur die Ergebnisse

des Zeitalters zusammen, die durch zwei Hauptdaten gekennzeichnet sind. Die erste Revolution fand ihren Abschluß in der Restauration der Stuarts im Jahre 1660, wobei sich die Parteien auf folgende Bedingungen einigten, welche König Karl II. angenommen hat: das Königtum bleibt noch in leitender Stellung, aber darf sich unter keinen Umständen mehr über den Willen des Parlamentes hinwegsetzen; das Staatskirchentum muß auf die Ausschließlichkeit seiner Herrschaft verzichten. Ein dauernder Friede kehrte damit nicht wieder, weil die Stuarts sich in den Verzicht auf eine eigene Initiative nicht zu finden vermochten; sie umgingen die verfassungsmäßigen Bestimmungen, indem sie durch Bestechung von Unterhaus-Mitgliedern das nicht mehr auszuschaltende Unterhaus auf diese Weise sich gefügig zu machen versuchten. Als dann bei Jakob II. diese Initiative so weit ging, daß sogar der religiöse Charakter des Staatswesens durch die katholischen Sympathien des Herrschers gefährdet wurde, erfolgte ebenso im Zusammenwirken beider Parteien die zweite Revolution, wegen ihres unblutigen Charakters die ‚glorreiche' genannt; sie hat den Kampf um die Freiheit in der bill of rights 1689 zum Abschluß gebracht. Deren wesentlicher Inhalt ging darauf hinaus, daß Königtum und Parlament fortan auf dem gleichen Boden stehen: dem Rechtsboden; Recht und Gesetz sind unweigerlich die Regulatoren des Staatslebens; die einzelnen Paragraphen dieses wichtigen Grundgesetzes dienen der Bekräftigung dieser Auffassung. Dem Unterhause als dem Hüter von Recht und Gesetz werden die Bedingungen zugesichert, um die es gerungen hat; an den ererbten Grundrechten und Privilegien darf niemand mehr rütteln. Weil Jakob II. mit bewaffneter Macht gedroht hatte, wird damals auch die Aushebung oder Aufrechterhaltung eines Heeres abhängig vom Unterhause gemacht. Die bill of rights fand Ergänzung in einer Toleranzakte, welche das Verlangen der Anhänger des Staatskirchentums nach unbedingter Einheit von Staat und Kirche fallen ließ; die Gleichberechtigung der von der Staatskirche abweichenden Sekten ist im 19. Jahrhundert gefolgt.

Hier stehen wir an der Schwelle der Geschichte des modernen Unterhauses; auf den Kampf um das Dasein und die Freiheit folgt der Kampf um die Macht.

⌘ ⌘ ⌘

Er wird von den wirtschaftlich stärksten und unternehmungslustigsten Gesellschaftsgruppen aufgenommen, die das Streben Englands nach Führung im Welthandel und nach ergiebigster Ausnutzung der Kolonien verkörpern. Der Glücksfall eines Dynastiewechsels, der 1714 das fremde hannoversche Herrscherhaus nach England brachte, kam diesen Kreisen zugute; er führte wie von selbst zur Ausgestaltung jenes Regierungssystems, das für die herrschende Stellung der Volksvertretung vorbildlich in der Welt geworden ist: bei uns nennt man es Parlamentarismus, in England Parteiregierung. Tatsächlich war es die mächtigste Partei, die Whigpartei, die sich dem parlamentarischen Prinzip gemäß einrichtete; der Parlamentarismus in seiner ursprünglichen Erscheinungsform war ein Parteiregiment der whigistischen Land- und Kaufmannsaristokratie. Nicht daß diese Männer der Verfassung neue Paragraphen hinzugefügt hätten; die Veränderungen wurzelten in den augenblicklichen Machtverhältnissen. Der Wechsel ging davon aus, daß eine Behörde, welche die letzten Stuarts sich eingerichtet hatten, um einen Kreis vertrauter Ratgeber um sich zu versammeln — das Kabinett — jetzt für eine ganz andere Rolle Verwendung fand: der Souverän schied aus dem Kabinett, in dem er zu wenig noch zu sagen hatte, aus, und in die Lücke trat der leitende Minister ein. Dieser, immer noch der Diener des Königs, erkannte, daß ohne Einvernehmen mit dem Parlament nicht mehr zu regieren sei; um es zu erreichen, vertrat er den Grundsatz, daß das Kabinett mit der Mehrheit des Unterhauses im Einvernehmen, d. h. selbst aus Mitgliedern der herrschenden Partei zusammengesetzt sein müsse.

Robert Walpole (1721—1737) war der erste Staatsmann, der seinen Posten mit solchen Erwägungen bekleidete und dem der Ehrenname des großen Commoner verliehen worden ist; er legte als Mitglied des Unterhauses diesem in allen wichtigen Fällen den Standpunkt der Regierung persönlich dar. Aus der Verfügung der Aristokratie über das Unterhaus erwuchs dann der Wunsch, dessen Wirkungskreis zu erweitern; es geschah durch das Verfahren, das das Unterhaus anwandte, um selbsttätig in die Verwaltung einzugreifen: durch das sogenannte Private Bill-Verfahren. Seitdem war keine Lokalangelegenheit so geringfügig, daß sie nicht durch Privatakte des Parlamentes geregelt wurde. Als Symptom verdient noch die Tatsache Erwähnung, daß die Zustimmung der Krone zu einem Gesetz seit 1708 nicht mehr versagt worden ist; damit schied die Krone tatsächlich aus der Reihe der gesetzgebenden Faktoren zugunsten des Unterhauses aus.

Der aristokratische Parlamentarismus währte nur solange wie die Umstände, die ihn hierbei geführt hatten; zwischen ihn und den demokratischen Parlamentarismus des 19. Jahrhunderts schiebt sich noch eine Periode ein, in der das Königtum, gestützt auf das emporkommende moderne industrielle Bürgertum, den oligarchischen Ring zu sprengen sich bemüht; es ist erfolgreich unter dem Ministerium des jüngeren Pitt (1784 bis 1801), unter dessen Leitung die Regierung sich den Formen der konstitutionellen Monarchie nähert. Pitt, als ‚Premierminister' vom Könige ernannt, macht seine Poli-

tik ohne festen parlamentarischen Anhang als Vertrauensmann des Königs und Anwalt der öffentlichen Meinung zugleich, mit der er in ständiger Fühlung bleibt. Diese Regierungsform, nicht die parlamentarische, hat England über die Stürme des Zeitalters der französischen Revolution hindurch gebracht. Erst im 19. Jahrhundert, nach der Reformbill von 1832, erreichte die Machtstellung des Unterhauses den Höhepunkt.

Der Genfer de Lolme schrieb 1774 ein aufsehenerregendes Buch über die englische Verfassung; darin urteilt er über das Unterhaus: es könne alles tun, außer aus einem Manne eine Frau oder aus einer Frau einen Mann machen. Diese Charakteristik traf jetzt erst recht zu, denn nie ist das Unterhaus mächtiger gewesen als in den ersten drei bis vier Jahrzehnten der Regierung der Königin Viktoria. Zu allen anderen Befugnissen entdeckte es nun noch seine regierungsbildende Gewalt, mit der das parlamentarische System zum Abschluß gelangte. Der Premierminister wird zum Vertrauensmann der Mehrheit des Unterhauses, der auch seine Gehilfen entnommen sind; das Kabinett wird dem Unterhause solidarisch verantwortlich, das Ministerium sozusagen ein geschäftsführender Ausschuß der Unterhausmehrheit. In dieser Machtfülle wird das Unterhaus erst wirklich zu einer Volksvertretung durch die Reform des Wahlrechtes. Bis dahin war dieses exklusiv gewesen, denn man kannte kein subjektives Recht des Staatsbürgers auf Vertretung; den Gemeinden stand gemäß der Entstehung des Unterhauses das Wahlrecht zu, und deren Vertreter waren meist Männer, die sich ehrenamtlich in der Grafschaftsverwaltung betätigten; sie gehörten der ‚gentry‘ an, jener England eigentümlichen Gesellschaftsschicht, welche durch Besitz und Bildung imstande war, sich den politischen Angelegenheiten in Muße zu widmen. Das hörte mit den Reformbills auf, die der Demokratie die Tore öffneten.

In dieser Gestalt steht das Unterhaus noch vielen von uns vor Augen, deren Erinnerungen an England auf die Viktorianische Ära zurückgehen; es war die Glanzzeit des Unterhauses.

Nie hatte eine Volksvertretung größeres Ansehen genossen; Gladstone bezeichnete das Unterhaus als ‚die Sonnenkugel unseres Systems, um welche die anderen Körper sich drehen‘. Die Verhandlungen des Unterhauses, seine Berichte und Entscheidungen waren Ereignisse, welche die ganze Welt in Anspruch nahmen. Englische Geschichte schien Parlamentsgeschichte zu sein; englische Staatsmänner mußten, um dem Unterhaus ihren Tribut zu zollen, große Redner sein; die parlamentarische Beredsamkeit hat nie höher als damals gestanden. Der Rivale in dem durch die Jahrhunderte gehenden Ringen, das Königtum, war nicht aus dem politischen Leben ausgeschaltet — es wahrte sich dort den größten Einfluß, wo die parlamentarische Kontrolle am geringsten war — aber nie hat es weniger zu sagen gehabt als damals. Hochmütig erklang es aus dem Munde Lord John Russels von der Ministerbank: die Königin besitze ihre Krone nur solange, wie es dem Unterhaus gefalle, ihr dieselbe zu lassen; sarkastisch ergänzte ein politischer Beobachter (Mr. Croker): „Die Königin ist nahezu eine Puppe; das Unterhaus ist König, wie der erste Versuch eines Widerstandes gegen seine volkstümliche Majestät zeigen wird.“ Ist das das Unterhaus von heute? Es bleibt zu berichten, daß das Unterhaus bis an den Weltkrieg heran schon wieder ein verändertes Gepräge aufweist.

Wir beobachten einen Rückgang seiner Macht. Die Kritik eines scharfsinnigen Beobachters, Sidney Lows, lautet: „Das Haus ist immer noch machtvoll, es ist immer noch einflußreich in allen Abteilungen der Regierung, es ist immer noch ein Bollwerk der Volksfreiheit und immer noch die würdige und glänzende gewählte Versammlung eines großen Volkes. Es tut viel und kann noch mehr tun. Noch jetzt sind seine Attribute mächtig; es hört nicht auf, interessant zu sein, und zuzeiten schaut die Welt gefesselt auf die Kämpfe, die in seinen Mauern toben. Der Schein der Macht ist ihm geblieben, auch hat es seine Ansprüche nicht herabgesetzt, noch die Behauptung seiner nominellen Autorität um ein Jota verringert. Aber es macht die Entwicklung durch, der die meisten politischen Organismen einer nach dem andern anheimfallen. Vieles von seiner Wirksamkeit ist an andere Faktoren übergegangen. Seine Suprematie wird eingeschränkt durch das Wachstum rivalisierender gesetzlicher Gewalten. Seine eigenen Diener sind in mancher Hinsicht seine Herren geworden. Die Krone ist zum mindesten ebenso mächtig, wie sie war, als eine zurückgezogen lebende königliche Dame den Thron innehatte. Das Kabinett ist mächtiger und hat viele Attribute an sich gebracht, die das Unterhaus noch zu besitzen sich einbildet. Die Wählerschaft, die sich unter einem ausgedehnten Wahlrecht ihrer eigenen Existenz mehr bewußt ist, übt eine direkte statt einer übertragenen Autorität aus. Und interne Ursachen im Hause selbst haben es einiger seiner Funktionen beraubt und die Ausübung anderer beschränkt.“

Wie steht es da — fragen wir — mit den altererbten Grundrechten des Parlamentes?

⌘ ⌘ ⌘

Das Unterhaus hatte — so lehrte unser Überblick — seine Laufbahn begonnen als Hüter der nationalen Finanzen; jetzt hören wir, die Etatverweigerung sei zu einer konstitutionellen Fiktion geworden. In der Praxis, sagt Low, ist die Kontrolle des Parlamentes heute großenteils unwirksam, erstens wegen des Zeitmangels, der eine wichtige Prüfung der Einzelheiten nicht zuläßt, und zweitens, weil ein ernstlicher Versuch, eine Bewilligung zu

verweigern, gewöhnlich vereitelt werden kann, indem die Parteimaschinerie in Bewegung gesetzt wird. Es ist weit leichter, meint Low, eine Regierung zur Änderung ihrer Marine- und Militärpolitik zu zwingen mittels einer Panik oder einer in der Presse ins Werk gesetzten Agitation als durch Abstimmung und Reden im Parlament. Das würdigste Attribut des Unterhauses war seine gesetzgebende Funktion geworden. Wie steht es mit diesem? Es entspricht heute nicht mehr den Tatsachen, daß das Unterhaus das Gesetz macht; neue Gesetze werden vom Ministerium gemacht, das auf die Unterstützung der parlamentarischen Mehrheit zählen kann, solange diese Mehrheit zusammenhält. Und was von der Gesetzgebung gilt, das gilt im großen und ganzen auch von der Verwaltung; das Unterhaus beherrscht die Exekutive nicht mehr, im Gegenteil, die Exekutive beherrscht das Unterhaus. Was ist da aus der Verantwortlichkeit der Minister vor dem Unterhaus geworden? Die Theorie lautet: die Minister haben sich vor Vertretern der Nation zu rechtfertigen; falls nein, so werden sie aus dem Amte gejagt; in der Praxis wird das Kabinett heute kaum je durch das Parlament seines Amtes entsetzt, was es auch tun mag. Es ist sehr schwer, sagt Low, eine Regierung für irgend etwas zur Rechenschaft zu ziehen, was sie in ihrer ministeriellen Wirksamkeit getan hat; die wirkliche Bürgschaft gegen zu groben Mißbrauch der ministeriellen Macht ist heutzutage die Furcht vor der öffentlichen Meinung, aber diese kann ebenso wirksam sein, ohne Hilfe des Unterhauses. Die Kontrollgewalt des Parlamentes wird heute schließlich noch gemildert durch die Überbürdung des Parlamentes; schon Gladstone klagte, das Parlament werde durch die Geschäftslast beinahe erdrückt. Unter den Privilegien des Parlamentes stand dasjenige voran, die Ratgeber der Krone frei befragen zu dürfen; es ist heute eingeschränkt. Der Sprecher kann über die Angemessenheit oder Zulässigkeit einer jeden Frage entscheiden und sie unter gewissen Umständen zurückweisen; überdies kann der Minister, wenn er die Anfrage unbequem findet, die Beantwortung ablehnen auf Grund öffentlicher Interessen oder selbst, ohne überhaupt einen Grund anzuführen. Eine der wertvollsten Funktionen des Unterhauses von heute ist nicht gesetzmäßig: das Unterhaus ist ein Ort, wo Männer in der praktischen Regierungskunst erprobt und wo sie ausgebildet werden; das Unterhaus ist ein großer Kampf- und Übungsplatz für Staatsmänner geworden. Und diese ausbildende Funktion des Unterhauses ist mit derjenigen verwandt, die heute seine bedeutsamste ist: mit der Funktion der Ein- und Absetzung von Ministerien. Das Unterhaus verrichtet indessen diese Arbeit nur indirekt, es wirkt dabei mit; der eigentliche Schiedsrichter über die Geschicke der Kabinette ist die Wählerschaft; sie ist zurzeit der wirkliche politische Souverän. Da nimmt es uns nicht wunder, daß in England Äußerungen laut geworden sind, das Parlament sei eine Einrichtung, die aufgehört habe, viel Ansehen zu besitzen, ja daß kurz vor dem Kriege sogar von liberalen Politikern bekannt wurde: niemand bestreite, daß das Unterhaus niedergebrochen sei, niemand leugne, daß es seine Freiheit und Wirksamkeit als das große Organ englischen nationalen Lebens verloren habe.

Wie ist dieser Rückgang zu erklären? Die Hauptursache ist ganz gewiß darin zu finden, daß das Unterhaus, auf engere Verhältnisse eingerichtet, der Überfülle von Aufgaben, die der Werdegang Englands zur Weltmacht mit sich brachte, nicht mehr hat gerecht werden können, zumal die Zunahme der Unterhausmitglieder nur zu einer Erschwerung der Geschäfte geführt hat; es ist das Bedürfnis nach einer strafferen Geschäftsführung, das der Macht des Kabinetts auf Kosten des Unterhauses zugute gekommen ist. Demgemäß ist schon vor dem Kriege eine Entlastung des Unterhauses als einziges Heilmittel empfohlen worden; Großbritannien müsse ein Bundesstaat werden — so hieß es — mit einem Reichstag und vier oder fünf Landtagen; diese Föderalisierung sollte aufs ganze Reich ausgedehnt werden. Auf ähnliche Pläne wird man vermutlich nach Friedensschluß zurückkommen, und damit rückt die Zukunft des Unterhauses in den Zusammenhang der bedeutsamen Verfassungsarbeiten, die über die weitere Gestaltung des britischen Reiches im ganzen zu entscheiden haben werden.

Die Geschichte des englischen Unterhauses birgt eine unerschöpfliche Fülle von politischer Belehrung; sie mahnt auch zur Pflege des historischen Sinnes, der in dieser langen Geschichte trotz Willkür und Zufälligkeiten stets rege geblieben ist und vielleicht eines der tiefsten Geheimnisse darstellt, aus dem das Gelingen des englischen Volkes abgeleitet werden kann.



Rittmeister Lehmann

Novelle von Rudolf Olden

Es war damals, als ich noch in dem verlorenen kleinen Nest in China lebte. Sehr viel Verbindung mit der Außenwelt hatten wir da nicht; ein Dampfer kam regelmäßig nur alle vier Wochen, und sonst lebte man eben so kümmerlich von einer Überlandpost zur andern. Es war in der Zeit, als man glaubte, daß alles Heil von Ostasien käme. Man schickte verlorene und unverlorene Söhne dort hinaus, ihr Glück zu machen. So kam es, daß in dem Nest mehr Europäer waren, als es eigentlich wert war. Frauen gab es natürlich nicht, und wir Männer hatten es uns so angenehm gemacht, wie es eben möglich war. Wir hatten unsern Klub. Es war zwar kein Prunkklub, wie sie ihn in Shanghai und an ähnlichen Plätzen haben, aber es war doch ein richtiger Klub mit Klubsesseln und Whisky-Soda und eben der Bequemlichkeit, die der Kulturmensch oder besser gesagt: der Zivilisationsmensch dort drüben haben kann. In diesem Klub nahmen wir allabendlich unser Mahl, und dann saßen wir so 'rum und schwätzten, solange einer noch was wußte. Etwas mehr, wenn die Zeitungen gekommen waren, und sonst etwas weniger. Meistens das letztere.

Es waren so merkwürdige blaugelbe Nächte dort in der guten Jahreszeit. Von der Terrasse des Klubs hatte man einen weiten Blick über das Meer, auf das sicher die schönsten Gedichte gemacht worden wären, wenn es eben nicht in Ostasien gewesen wäre. Und in einer von diesen merkwürdig schönen Nächten ist das Gespräch geführt oder vielmehr ist die Geschichte erzählt worden, die ich hier wiedererzählen will.

Es war damals ganz kürzlich ein junger Deutscher zu uns gekommen, der bei der chinesischen Zollverwaltung beschäftigt war. Was ihn eigentlich dazu veranlaßt hatte, herüberzugehen, wußten wir nicht genau. Es war wohl ein bißchen Abenteuerlust, und dann hatte er natürlich kein Geld und dachte wohl auch, er würde eine sehr flotte Karriere machen, denn er war aus einer guten Familie und hatte Beziehungen. Er ist dann später, wie ich gehört habe, an einem anderen Platz im Innern am Fieber gestorben oder auch totgeschlagen worden. Ich erinnere mich nicht genau. Jedenfalls war er kein verlorener Sohn, sondern er hatte ganz brav studiert und auch gedient, und in allererster Linie war er damals, als er herauskam, Reserveoffizier. Also nicht eigentlich Offizier, wenigstens nicht äußerlich, außer an Fest- und Feiertagen, aber dafür innerlich um so mehr. Eine Art Soldat ohne Sold.

Es wird nun niemand verwundern, wenn ich berichten muß, daß dieser junge Mensch dort in der ersten Zeit nach seiner Ankunft ziemlich viel zur Unterhaltung beigetragen hat, weniger, daß er so unterhaltend war, als daß wir andern uns mit ihm oder über ihn unterhalten konnten. Genannt wurde er nur ‚der Kleine', teils weil er nicht von großer Statur war und teils weil er so unglaublich jung wirkte. Ich habe nur von ihm erzählt, weil er, wie zu vielen andern, auch zu diesem Gespräch der eigentliche Anlaß war.

An dem Tag, an dem das Gespräch geführt wurde, waren die Zeitungen gekommen, natürlich gleich ein ganzer Pack; ich glaube, es kamen immer von einer Woche alle zusammen. Für die Politik war ja das eher störend, aber dafür für die Prozesse und die Geschichten, die unter „Vermischte Nachrichten" stehen, sehr angenehm. Unter diesen lasen wir nun in den Zeitungen den Schluß von einer Tragödie, die sich in einer westdeutschen Garnison abgespielt hatte. Ein junger Offizier von einem vornehmen Kavallerieregiment hatte ein Liebesverhältnis mit der jungen Frau eines reichen und angesehenen Fabrikanten. Das wußten wohl viele Leute, aber natürlich nicht der Ehemann der lebenslustigen jungen Frau. Bis eines Tages ein sonderbarer Mensch, der sich um die Angelegenheiten seiner Mitbürger zu sehr bekümmerte, auf den Gedanken kam, es ihm zu sagen. Der Fabrikant aber hatte noch seinen Glauben an die Menschheit — er tat, was ein ehrlicher Mann nur tun kann. Er ging zu dem Offizier, der freundschaftlich in seinem Hause verkehrte, hin und fragte ihn auf sein Offiziersehrenwort nach der Wahrheit. Der Offizier, in eine Zwangslage versetzt, zog es vor, vor allem die Geliebte zu schützen, und gab sein Ehrenwort, daß er keine unerlaubten Beziehungen zu der Frau des Fragers unterhalte. Der sonderbare Hinterbringer wurde gestellt, verweigerte aber sowohl eine Erklärung wie auch ein Duell. Der Ehemann — nun auch seinerseits in eine Zwangslage gebracht — beschloß, den Mann, der nach seiner Meinung unbegründet unerhörte Verleumdungen aussprach, unmöglich zu machen. Er begab sich

in Begleitung des Offiziers an einen öffentlichen Ort, wo er den Angeber zu treffen wußte, und beleidigte ihn dort tätlich. Der also Beleidigte zog den Fabrikanten vor das Gericht. Folgerecht beschworen dort die Liebesleute, daß sie sich nie nahegetreten seien. Der Kläger wurde abgewiesen. Da er aber den Schimpf nicht ungerecht tragen wollte, so bemühte er sich um Beweise gegen die Eidesverletzer, die ihm gerne zugetragen wurden. Er wandte sich an die Staatsanwaltschaft, die ein Eingehen nicht ablehnen konnte. Der Offizier und die junge Frau wurden verhaftet. Sie wußte sich Gift zu verschaffen und entleibte sich im Untersuchungsgefängnis. Der Offizier aber — und das war das Ende, das wir an diesem Tage erfuhren — wurde vor die Geschworenen gestellt und vom Gericht, das für den tragischen Zusammenhang offenbar kein Verständnis haben wollte, zu einer längeren Zuchthausstrafe verurteilt.

Dieses Geschehnis also war es, das uns an jenem Abend beschäftigte. Die meisten bedauerten den jungen Leutnant, der so hemmungslos von der Höhe seiner sozialen Stellung zur tiefsten Erniedrigung geführt worden war und eigentlich, ohne daß er auf diesem Weg irgendeinen merkbaren Fehler begangen hatte. Nur der Kleine wollte es nicht zugeben, daß die Tragik dieses Schicksals irgendwie an der geltenden gesellschaftlichen Ordnung liege. Er meinte erst, als Offizier sei es seine Pflicht gewesen, niemals und unter keinen Umständen ein falsches Ehrenwort zu geben. Man hielt ihm aber entgegen, daß ein Ehrenmann doch sicherlich nie eine Frau preisgeben darf, die ihm die höchste Gunst gewährt hat. Darauf erwiderte er, es sei dann wenigstens die Pflicht des bereits Gestrauchelten gewesen, sofort des Königs Rock abzulegen und sich seines so beschmutzten Lebens zu entledigen oder seine Schmach in fernen Ländern zu verbergen. Auf beide Arten aber — wurde ihm eingewendet — hätte er ja wieder unfehlbar die Ehre des jungen Weibes preisgegeben. Und er habe auch keine Zeit gehabt, etwa erst Gras über den schlimmen Verdacht wachsen zu lassen und dann ein Ende zu machen. Dazu waren sich die Ereignisse eben zu unmittelbar gefolgt. In die Enge getrieben schloß der Kleine damit, des Übels Wurzel sei eben die Liebschaft mit der Frau des andern. Ein Ehrenmann und gar ein Offizier dürfe nicht die Frau seines Nächsten begehren, oder wenigstens müsse er diesem Begehren nicht nachgeben, sondern es durchaus bekämpfen. Diese Starrheit gefiel uns nicht. Wir wußten, wie leicht ein heißblütiger junger Mensch der Versuchung durch eine schöne und wahrscheinlich leidenschaftliche Frau erliegt. Wie es immer nur ein Schrittchen ist vom ersten Druck der Hand zum ersten Kuß, vom ersten harmlosen Stelldichein bis zur völligen Hingabe. Und wir konnten über einen Mißton in diesem Erlebnis nicht hinweg, über den furchtbaren Gegensatz zwischen dem glänzenden Offizier, den alle tadellos glauben und der sich selbst gewiß makelfrei erscheint — vielleicht sogar bereit, über die Fehler anderer streng zu urteilen — der aber doch schon verpuppt den Entwicklungskeim des Zuchthäuslers in sich trägt, und anderseits dem Sträfling, der aller äußeren Ehre bar ist. Kurz — was uns beschäftigte, war der Gegensatz zwischen der inneren und äußeren Ehre. Über dieses Thema hat schon ein Philosoph — ich glaube, es ist Kant — geschrieben und es gewiß klarer auseinandergelegt, als es irgendwem von den Disputierenden möglich war. Diese Schrift war aber niemand bekannt, und so sprachen wir philosophisch Ungeschulten darüber je nach eigener Lebenserfahrung.

Es war an diesem Abend unter uns auch ein Kaufmann aus Shanghai. Sohn eines Deutschen und einer Engländerin, war er in Amerika in guten Verhältnissen geboren und aufgewachsen. Obwohl also der Abstammung nach eigentlich mehr Angelsachse, stand er doch als Sohn seines Vaters, der innerlich die Beziehungen zum Vaterlande nie aufgegeben hatte, deutschen Begriffen und Anschauungen nicht allzu ferne. Er war ein stiller, aber entschiedener und selbstbewußter Mann. Seine seltenen Äußerungen über Leben und Mitmenschen deuteten auf eine beträchtliche Neigung zur Skepsis und Ironie. Den Kleinen mochte er im ganzen gern leiden, ließ aber doch ungern eine Gelegenheit aus, ihn mit seiner patentierten Deutschtümelei und seiner zur Schau getragenen Eigenschaft als Reserveoffizier zu hänseln. Dies durfte er, der sich unter schwierigen Verhältnissen sein Deutschtum erhalten hatte, am ehesten tun, auch war er dabei nicht herausfordernd, sondern eher wohl von einer wohlwollenden erzieherischen Neigung geleitet. Er war es, der an diesem Abend dem Kleinen am meisten den Widerpart gehalten hatte. Er hatte ihm anfangs scherzhaft damit zugesetzt, ob denn des Kleinen eigenes Liebesleben gar so rein sei, wobei der Kleine rot geworden war und aufbrausend sich solche persönlichen Bemerkungen verbeten hatte. Als dann das Gespräch schließlich bei dem abstrakten Thema der inneren und äußeren Ehre landete, war er zusehends stiller geworden, bis er



Schusterwerkstatt. Pastellgemälde von Max Mayrshofer



schließlich einem von uns, der dem Kleinen die Frage vorlegte, ob er denn nicht ein ehrenhaftes und äußerlich makelfreies Leben bei einem Manne für möglich halte, der dabei selbst innerlich sich eine nicht ganz tadelfreie Handlung vorzuwerfen habe, halb erstaunt zurief: „Kennen Sie denn nicht die Geschichte vom Rittmeister Lehmann?" Der also Angerufene verneinte, und es stellte sich heraus, daß niemandem von uns der Name bekannt war. Schon wollte die Unterhaltung über die Begriffe, die uns beschäftigten, weitergehen, und der Shanghaier war bereits wieder zu seinem Stillschweigen zurückgekehrt, als der erst Befragte sich wieder an ihn wandte: wie denn diese Geschichte beschaffen sei und ob sie uns in unserer Untersuchung von Nutzen sein könne. Dieser bejahte, er wurde gedrängt, zu erzählen, und nachdem er sich etwas besonnen, begann er:

„Sie alle sind noch zu kurze Zeit hier draußen, sonst müßten Sie den Namen des Rittmeisters Lehmann kennen und von seiner Geschichte gehört haben, denn er sowohl wie sein Ende sind in ganz Ostasien wohlbekannt. Ich selbst habe ihn erst in Shanghai kennen gelernt. Was ich über sein deutsches Vorleben weiß, kenne ich nur aus seinen eigenen und den Berichten anderer. Er hatte in Deutschland bei einem Dragonerregiment gedient. Einer Offiziersfamilie entstammend, war er beim Militär eingetreten und hatte es bis zum Rittmeister gebracht. Er war gescheit und dabei ein hervorragend begabter Reiter. Da seine Mutter aus einem reichen Hamburger Kaufmannshause kam und er beide Eltern früh verloren hatte, stand er schon als Leutnant mit einem beträchtlichen Vermögen auf eigenen Füßen. Kurz, es waren in ihm alle Vorbedingungen für eine glänzende Laufbahn vereinigt. Daß ihm diese tatsächlich nicht gelungen ist, daran war nur eine Eigenschaft schuld: er konnte sich von früh an seiner Leidenschaft für das Spiel nicht entziehen. Er blieb aber ein besonnener und beherrschter Mann, und so war es, obwohl er neben bedeutenden Gewinnen auch manchmal große Verluste erlebt hatte, nie zu einer Katastrophe gekommen. Er hatte sich niemals soweit hinreißen lassen, seiner Leidenschaft wegen etwa den Dienst zu vernachlässigen. Doch war er auf allen Rennplätzen, auf denen er regelmäßig zu erscheinen pflegte, da er mit seinen Pferden — oft selbst im Sattel — manchen Sieg erfocht, bekannt dafür, daß er keinem Glücksspiel, mochte es noch so hoch sein, aus dem Wege ging. So konnte es auch nicht ausbleiben, daß er öfters von Vorgesetzten und älteren Kameraden vor den möglichen Folgen seines Leichtsinns gewarnt worden war. Er aber hatte sich dieser Warnungen im Vertrauen auf sein Glück und seinen klaren Kopf stets entschlagen. Zum Rittmeister wurde er befördert, als er zur Reitschule in Hannover kommandiert war. Gerade damals war er an einem inneren Wendepunkt angelangt. Er war nicht mehr ganz jung — etwa in der Mitte der dreißiger Jahre — ein Alter, in dem wohl die meisten mit der eigentlichen Jugend abschließen. Auch seine neue Würde legte ihm eine gewisse Beschränkung auf. Dazu kam, daß er sich damals viel in der Familie eines verabschiedeten Offiziers aufhielt, die in Hannover ein gastfreies Haus führte. Die jüngere Tochter dieses Hauses war eine bekannte Sportsdame, und mit ihr hat ihn offenbar etwas mehr als nur das gemeinsame Interesse für alles Reiterische verbunden. Man sah die beiden häufig auf gemeinsamen Ausflügen zu Pferde, und der Gedanke, eine manchmal bewegte Junggesellenzeit durch eine Heirat mit ihr abzuschließen, mag dem Rittmeister nicht ferngelegen haben. Auch durfte er sich wohl schmeicheln, daß sein Antrag nicht abgewiesen worden wäre. Damals aber, gerade an dieser Wende seines Lebens, das nach aller Voraussicht einen so anderen Verlauf hätte nehmen sollen, erlag er finanziell in einer langen und heißen Spielerkampagne. Daß er diese mitmachte, nachdem er sich einige Zeit vorher schon allmählich mehr und mehr vom grünen Tisch zurückgezogen hatte, kann auch auf seine Absichten gedeutet werden und mag wohl als eine Art äußerer Abschluß für sein Dasein als Spieler gemeint gewesen sein. Hier aber mußte es ihm geschehen, daß ihn sein Stern völlig verließ. Er stand vom Spieltisch auf als ein Besitz- und Mittelloser.

„Wie er sich diesem Schlag gegenüber verhielt, kann als ein Beweis gelten, daß er ein ganzer Mann und nicht nur mit äußeren blendenden Eigenschaften begabt war; auch daß das Spiel ihn wohl beschäftigt hatte, daß er ihm aber doch nicht verfallen war, daß es ihn nicht, wie so viele andere, innerlich zu zerstören vermocht hatte. Der Abschluß seines ganzen bisherigen Lebens mag ihm schwer genug gefallen sein, äußerlich aber vollzog er ihn mit einer Raschheit und Entschlossenheit, die von Hemmungen und Bedenken nichts erraten ließ. Der Abschied, den er schon am andern Tag einreichte, wurde ihm mit Bedauern und, da er keinerlei Verpflichtungen hinterließ, in allen Ehren gewährt. Auch das Recht zum Tragen der Uniform wurde ihm gelassen. Von diesem Rechte

aber hat er später kaum noch, und nur wenn es gar nicht zu umgehen war, Gebrauch gemacht. Vielleicht nicht weniger schwer als der von seinem Beruf wird ihm der Abschied von der ihm so befreundeten Familie gefallen sein. Auch diesen aber nahm er in bester Form und mit einer Entschiedenheit, die keinerlei Hoffnungen zurückließ. Es widerstand ihm, ein anderes Menschenleben an seine jetzt doch recht unbestimmten Aussichten auch nur im entferntesten zu knüpfen. Er hat sich nie darüber geäußert, was dabei in ihm vorgegangen ist, und so bin ich darüber, wie nahe seinem Herzen die junge Dame gestanden hatte, nur auf Vermutungen angewiesen. Es mag wohl dieser Schmerz mit untergegangen sein in der Größe des Entschlusses, der ihn von allem trennte, was ihm bisher teuer gewesen war. Das junge Mädchen soll erst Jahre später einem andern in die Ehe gefolgt sein. — Der Rittmeister aber machte seine Pferde und Habseligkeiten zu Geld und fuhr nach Hamburg, wo ihm durch die Verbindungen seiner mütterlichen Familie ein angesehenes Handelshaus, das vorwiegend überseeische Beziehungen pflegte, seine Tore öffnete. Hier trat er als eine Art verspäteter Lehrling — Volontär ist der technische Ausdruck — ein und wußte sich von Anfang durch Gewissenhaftigkeit und Fleiß eine gewisse Stellung zu machen, was ihm sicherlich nicht sehr erleichtert wurde. Denn man betrachtete den verabschiedeten Offizier, der in verhältnismäßig vorgerückten Jahren noch den kaufmännischen Beruf so von Grund aus zu erlernen gezwungen war, mit einigem Mißtrauen. Die Vorsteher des Geschäfts glaubten nicht recht an den Ernst des Vorhabens, die Angestellten aber witterten Hochmut und geheime Überhebung bei ihm. Dazu kam, daß er sich bei den meist viel Jüngeren und oft Widerstrebenden Rat und Belehrung holen mußte. Es zeigte sich aber, daß eine einmal genossene gute Schule für immer wirkt. Da er vom Militär Befehlen wie auch Gehorchen gewöhnt war, so fiel ihm jetzt die Übung in beidem nicht schwer, und es dauerte nur wenige Monate, bis ihm kaufmännisches Arbeiten durchaus geläufig war und er seinen Kontorstuhl so gut ausfüllte wie mancher, der diesen — und nicht ein Chargenpferd — von früh auf geritten hat. Dann aber duldete es ihn auch nicht lange mehr in der Hansastadt. Obwohl er sich seit seiner Entlassung von ihnen stets ferngehalten hatte, drückte ihn doch die Nähe seiner früheren Kameraden. Auch sah er, daß jeder junge Hamburger Kaufmann sich die Sporen seines Berufes im Ausland oder, wie man dort sagt, ‚in Übersee' holt. Er benutzte die erste Gelegenheit, die sich ihm bot, und nahm eine mäßig bezahlte Stellung in einem Shanghaier Hause an.

„In dieser ersten Zeit seines dortigen Aufenthaltes bin ich noch nicht mit ihm bekannt geworden. Er hielt sich damals fast gänzlich von jeder Gesellschaft zurück. Es widerstrebte ihm wohl, in einer von seiner früheren so veränderten sozialen Stellung aufzutreten. Bei seiner menschlichen Tüchtigkeit konnte es jedoch nicht ausbleiben, daß sein äußerer Stand sich bald änderte. Ein älterer Engländer, der einem dortigen Handelshause vorstand, wurde durch seine geschäftliche Verbindung mit der Firma, bei der der frühere Rittmeister beschäftigt war, auf ihn aufmerksam, und nachdem er ihn einige Male in ein Gespräch gezogen hatte, bot er ihm einen höheren Disponentenposten bei sich an. Lehmann zögerte nicht, die ihm gebotene Gelegenheit zu ergreifen, und auch in seiner neuen Beschäftigung gelang es ihm bald, sich so hervorzutun, daß ihm binnen kurzem, kaum daß er im ganzen ein halbes Jahr in Ostasien weilte, die eben dort frei werdende Stellung eines Prokuristen zufiel. In dieser Zeit war es, daß er begann, sich auch im gesellschaftlichen Leben hier und da zu zeigen. Er trat in den Klub ein und wurde dort wie in den Familien, die ein Haus machten, bald ein gern gesehener Gast. Wenn auch seine kaufmännische Stellung noch nicht eine solche war, daß sie ihn den führenden Männern gleichsetzte, so sprachen bei allen für ihn seine gesellschaftliche Gewandtheit und seine hervorragenden Leistungen in allen Sports, die dort gepflegt wurden, vor allem seine Sachkenntnis in Dingen der Reiterei, die ihn auf diesem Gebiet bald als den anerkannten Fachmann erscheinen ließ. Dies war vielleicht auch mit der Grund, warum er nie einfach Lehmann, Herr Lehmann oder gar Mr. Lehmann genannt wurde, sondern daß der ihm zustehende Titel mit seinem Namen völlig verwachsen schien. Als ‚Rittmeister Lehmann' war er bald überall, wo Europäer sich trafen, eine bekannte und beliebte Persönlichkeit. Zu dieser Zeit trat auch ich in seinen engeren Kreis, und ohne daß wir uns je über unsere Gefühle — als Männer in mittleren Jahren, die wir beide waren — ausgesprochen hätten, sind wir uns doch von da an immer näher getreten.

„Es ist eine alte Erfahrung in unserem Berufe, daß jeder Kaufmann — und besonders jener, der nicht über erhebliches Kapital verfügt — leicht an dem Punkte einer gewissen höheren Beamteneigenschaft stehen bleibt, wenn er nicht irgendwie durch einen

Zufall des Glücks begünstigt wird. Bei dem Rittmeister aber ereignete sich dieser Glücksfall rasch und in erstaunlichem Maße. In dem englischen Stammhause seiner Firma trat ein Umschwung dadurch ein, daß der Bruder des Shanghaier Chefs, der das Geschäft in London leitete, plötzlich verstarb, als noch jeder ihm eine stattliche Anzahl von tätigen Jahren zugesagt hätte. Für den Engländer ergab sich die Notwendigkeit, sogleich zur Ordnung der Familienangelegenheiten auf nicht absehbare Zeit nach Europa zu reisen. Es mangelte aber auch dort jetzt an dem eigentlichen Führer des Geschäfts. Und die Gelegenheit schien jenem günstig, auf immer den ostasiatischen Staub von seinen Füßen zu schütteln, nachdem er lange und gerade seine besten Jahre hier zugebracht hatte. Er hätte ja zunächst einen Vertreter für die Shanghaier Niederlassung ernennen können. Aber ein völliger Abschluß mit dem Osten und die Einsetzung eines verantwortlichen Leiters schien ihm geratener. Dazu kam, daß er in der verhältnismäßig kurzen Zeit ihres Zusammenarbeitens zu des Rittmeisters Fähigkeiten und Charakter volles Vertrauen gewonnen hatte, auch schmeichelte ihm der Gedanke, daß gerade er selbst diesen mit so gutem Erfolg aus einem bescheidenen Dunkel heraus in das gebührende Licht gezogen hatte. Kurzum: der Engländer schiffte sich ein, und mein Freund blieb zurück als Chef eines großen und angesehenen Hauses mit einem Einkommen, das er in der heimischen Laufbahn auch als kommandierender General nie erreicht hätte.

„Vor diesem Schicksalswechsel aber hat sich in dem Kontor des Engländers eine Szene abgespielt, die zunächst niemandem bekannt geworden ist, deren Inhalt mir der Rittmeister aber später selbst einmal in einer vertrauteren Stunde angedeutet hat. Uns allen war zu dieser Zeit natürlich längst das deutsche Vorleben meines Freundes mit seinem plötzlichen Ende und dessen Gründen bekannt geworden, teils durch die Berichte von Landsleuten, die vorübergehend in China weilten, teils auch durch seine eigenen Erzählungen, denn ohne daß er im geringsten ein Schwätzer war, hatte er doch nie aus seinen Erlebnissen ein Hehl gemacht. Auch hatte er sich, seitdem er wieder zu Mitteln gekommen war, nie von der Teilnahme an der üblichen Pokerpartie abschrecken lassen. Zwar hielt er sich zurück und hatte während seines chinesischen Aufenthaltes kaum je an einem schärferen Kampf teilgenommen, doch ließ sich unschwer aus seinem Verhalten bei den Karten der geübte Spieler erkennen. Dies alles war natürlich auch dem Engländer nicht entgangen, und von der Katastrophe, die seiner Laufbahn als Offizier ein Ende setzte, hatte der Rittmeister, wenn ich mich recht erinnere, ihm selbst schon beim Eintritt in sein Geschäft Mitteilung gemacht. In jener geheimen Unterredung nun hatte der Ältere dem jungen Nachfolger sein Ehrenwort abverlangt und erhalten, nie wieder sein Hab und Gut in der Art, wie er dies früher öfter getan hatte, aufs Spiel zu setzen. Daß er dies tat, war eine wohlgemeinte und notwendige Maßregel, zu der er schon deshalb gezwungen war, um nicht für sein eigenes geschäftliches Schicksal, das nun dem des anderen so eng verbunden war, fürchten zu müssen. In welcher Weise, mit welchen Worten und unter welchen Einschränkungen dieses feierliche Versprechen gegeben und empfangen worden war, ist mir nie bekannt geworden. Tatsache war, daß der Rittmeister sein Leben in keinem Betracht änderte, daß er sich allabendlich, wenn er nicht anderwärts festgehalten war, die Zeit am Pokertisch vertrieb, und es steht für mich wie für alle, die ihn kannten, felsenfest, daß er damit nie der eingegangenen Verpflichtung zu nahe getreten ist.

„Allmählich aber zog er sich durch äußere Umstände mehr und mehr von dem Klubleben der Junggesellen zurück. Da er jetzt nicht nur ein Einkommen von beträchtlicher Höhe bezog, sondern auch auf die zwangloseste Weise ein Vermögen zurückzulegen begann, so ergab es sich von selbst, daß er sich mit den Bequemlichkeiten des reichen Mannes umgab. Er hielt sich wieder wie früher einige gute Reitpferde, und nachdem er zwei Jahre in seiner jetzigen Stellung verbracht hatte, baute er sich ein hübsches, mittelgroßes Haus an einer der schönsten Stellen der Kolonie, nur wenige Minuten von dem Reitgelände, auf dem wir zu den alljährlichen Rennen zu üben pflegten, entfernt gelegen. In diesem Hause, das er mit vornehmem Geschmack eingerichtet hatte, entwickelte er bald ein bemerkenswertes Talent zum Gastgeber — sowohl bei üppigen Herrenessen, bei denen ihm ein nach deutscher Art reich ausgestatteter Keller zustatten kam — wie auch bei abendlichen Festen, zu denen die Damen der Kolonie gerne zu erscheinen pflegten. Noch mehr aber bewegten sich seine Gewohnheiten in dieser dem Klubleben abholden Linie, als ein weiteres Jahr später der bisherige englische Generalkonsul einem neuen Platz machte. Denn dieser, ein jovialer und geselliger Mann, brachte mit einer liebenswürdigen Frau auch eine entzückende Tochter mit. Das Mädchen, noch in ganz jungen Jahren und erst seit kurzem der

Schule entwachsen, war von jener durchsichtigen Blondheit und Feinheit der Farbe, wie sie oft, aber selten so vollendet, bei englischen Frauen gesehen wird. Bald nach der Ankunft dieser Familie war das Interesse des Rittmeisters für die junge Dame, die den sanft tönenden Namen Evelyn führte, unverkennbar hervorgetreten. Es dauerte nicht lange, so war er ein ständiger Gast im Hause des Konsuls, und nie war man bei dem Rittmeister geladen, ohne dort seine neuen englischen Freunde zu treffen. Bei allen sportlichen Übungen aber war er Evelyns erklärter Ritter, und obwohl er an Lebensalter fast das doppelte zählte als sie, wurde eine Heirat zwischen beiden von allen für höchst wahrscheinlich, ja für bevorstehend erachtet. Vermögen und Lebensstellung schienen durchaus passend, und sein Wesen war, wenn auch durchaus männlich, so doch noch so frisch und jugendlich, daß niemand einen Anstoß an dem Unterschied der Jahre erwartete.

„Das Glück der eigenen Familie aber schien dem Rittmeister, der sonst so vom Schicksal begünstigt war, nicht bestimmt.

„Ebensoviel oder noch mehr als er bewegte sich in Evelyns Gesellschaft einer der Sekretäre ihres Vaters, ein junger Mann, der erst ganz kürzlich seine Studien in Cambridge beendigt hatte und nun unter der Führung des Generalkonsuls seine ersten Schritte in der diplomatischen Laufbahn tat. Denn es ist nicht im englischen Dienste wie im deutschen der Brauch, die jungen Leute erst hinauszuschicken, wenn sie eine Glatze oder ein Fettherz erworben haben. Schon durch seine Stellung war es bedingt, daß er sich zumeist im Hause seines Vorgesetzten aufhielt. Dazu verband ihn eine offenkundige Kameradschaft mit der blonden Evelyn, daß der Fremde gern geneigt war, die jungen Leute der Art nach, wie sie miteinander umgingen, für Geschwister anzusehen, sicher aber ist der Rittmeister nie auf den Gedanken gekommen, den Jüngling, den er in seiner Überlegenheit wohl wenig anders denn als einen Knaben ansah, für einen Rivalen zu halten. Im Gegenteil war dieser ihm durchaus sympathisch, und er war es selbst, der ihn stets zu allen gemeinsamen Unternehmungen und Zusammenkünften zuzuziehen pflegte. Für die Gesellschaft kam die Nachricht von der Verlobung der beiden überraschend und erstaunlich. Für den Rittmeister aber bedeutete sie das Zusammenstürzen eines mit Liebe gehegten Lebensplans. Wie man sich damals in Shanghai erzählte, hat das junge Mädchen ihm, den sie in ihrer fast kindlichen Unbefangenheit für nichts mehr als ihren besten Kameraden, einen halb väterlichen Freund, hielt, selbst als erstem von ihrem Glück erzählt, ja sie soll ihn sogar um seine Fürsprache bei den Eltern gebeten haben, bei denen sie wohl einigen Widerstand gegen die frühe Verbindung fürchtete. Bei dieser Unterredung, die dem Rittmeister alle so gern gehegten Hoffnungen zu Trümmern schlug, muß er sich wieder als ein ganzer Mann gezeigt haben, denn äußerlich veränderte sich auch von da an nichts in seinem Verkehr mit der Konsulsfamilie, zu der jetzt auch der junge englische Sekretär zählte. Daß aber doch ein schwerer Riß durch seinen Gleichmut ging, sollte man bald an den nun folgenden Ereignissen bemerken. Äußere Umstände kamen ihm zu Hilfe, einem gewiß schwer erträglichen Verhältnis ein Ende zu machen. Es war nämlich die Zeit, da der Beginn der heißen Monate dem regeren Gesellschafts- und Geschäftstreiben ein Ziel setzte. Viele der Kaufleute, die sich eine Ausspannung gönnen dürfen, pflegen in diesen Tagen in die Ferien nach Japan zu reisen. Der Rittmeister aber, dem sein Eifer, seit er nach China gekommen war, noch keine längere Erholung erlaubt hatte, beschloß, eine Urlaubsreise nach der Heimat anzutreten. Hieran konnte niemand etwas Absonderliches finden, da keinem Europäer ein so lange ununterbrochener Aufenthalt in Ostasien zuträglich ist. Er sagte, sein Arzt habe ihm diese Reise dringend empfohlen, und dieser bestätigte es selbst. Nur den Eingeweihteren mochte es klar sein, daß die Fahrt weniger zur Aufrichtung der gefährdeten Gesundheit als seines gestörten Gemütes dienen sollte. Ich erinnere mich noch deutlich des heißen, drückenden Tages, da ich und einige andere nähere Bekannte ihn aufs Schiff brachten. Seine Reise sollte zunächst bis Genua gehen, von hier wollte er den Norden mit dem Zug erreichen, dort einige Zeit in einem deutschen Bade verbringen, dann ein Fest seines alten Regiments feiern helfen, schließlich einen früheren Kameraden auf seinem Gut besuchen. Kurz, es stand ihm anscheinend des Vergnüglichen genug bevor, bis er neugestärkt wieder zu der gewohnten Arbeit zurückkehren sollte.

„Das Schiff, das der Rittmeister zu der Fahrt nach Genua gewählt hatte, war der größte und schönste Dampfer, einer deutschen Linie gehörig, der damals Ostasien mit Europa verband. Auf diesem pflegten sich außer reichen Kaufleuten, die gleich meinem Freunde zum Besuch in die Heimat fuhren, noch vielfach Diplomaten, von ihren Auslandkommandos zurückkehrende deutsche und englische Marine- und Armeeoffiziere

und Touristen aller Nationen einzuschiffen. Und so beherbergte auch diesmal das Schiff eine bunte, erlesene und lebenslustige Gesellschaft, die es verstand, sich die Überfahrt durch Bälle, gegenseitige Einladungen, Gesellschaftsspiele und Courmachereien zu verkürzen. Auch das Poker gehörte hier wie überall in Ostasien zu den abendlichen Unterhaltungen. Schon von Yokohama an aber bildete den Mittelpunkt einer besonders lustigen Clique eine junge Französin, die in Tokio in irgendeiner, mir nie ganz klar gewordenen Beziehung zur französischen Gesandtschaft gestanden hatte. Diese junge Dame, die den Frauentitel führte, ohne daß man je viel über den dazugehörenden Ehemann gehört hat, und etwa 25 bis 30 Jahre zählte, muß eine elegante, geistvolle, ja blendende Person gewesen sein, die es verstand, den größten Teil der mitfahrenden Herren ständig um sich zu versammeln und wohl mehr als einem unter ihnen den Kopf zu verdrehen. Jedoch ihre einzige Neigung war nicht die Koketterie; sie besaß eine womöglich noch stärkere: das Glücksspiel. Allabendlich nach dem Essen und nachdem sie einige Walzer getanzt, wohl auch mit dem gerade Bevorzugten unter ihren Bewunderern einen Spaziergang im Mondenschein auf Deck gemacht hatte, versammelte sich um sie als einzige Dame eine größere Gesellschaft von Herren, und alle blieben dann, oft bis spät in die Nacht hinein, beim Poker oder Baccarat vereinigt. Auf solchen Überfahrten sitzt den Reisenden ohnehin meist das Geld, unter dem Einfluß der herrschenden fröhlichen und leichten Stimmung, nur lose in der Tasche, und es sollen besonders auf dieser Überfahrt oft kleine Vermögen hin- und hergegangen sein. Die junge Dame wagte dabei nicht allzuviel, denn schon die Galanterie der Mitspieler verbot ihnen, ernstlich gegen das einzige weibliche Mitglied des Kreises anzukämpfen. In deren Gesellschaft nun stürzte sich mein Freund vom Beginn der Reise, ja er war recht eigentlich das Haupt der Clique und der erklärte Verehrer ihres Mittelpunktes. Welches Ergebnis dies vorläufig für ihn hatte, sollten wir Zurückgebliebenen früher erfahren als die Gründe, die zu dem Ergebnis führten. Nach der Gewohnheit von uns Geschäftsleuten hatte der Rittmeister nur eine verhältnismäßig kleine Summe auf die Reise mitgenommen, sich im übrigen auf sein Scheckbuch verlassend. Immerhin waren seine Barmittel auch noch genügend, um seine Auslagen, wenn er nicht außerordentliche Aufwendungen machte, bis zur Ankunft in Deutschland, ja auch für die Rückreise zu decken. Die ihm sonst zur Verfügung stehenden Gelder waren bei einer Bank in Shanghai deponiert, zu deren Aufsichtsräten ich gehörte. Durch diese Stellung war mir ein Einblick in ihre Aus- und Eingänge Pflicht. Auch stand ich mit dem ersten Direktor in ständigem freundschaftlichem Verkehr. Er war es, der mir schon bei meiner Rückkehr von Japan mitteilte, daß aus Hongkong oder Singapore — ich erinnere mich nicht genau — ein Scheck des Rittmeisters über einen Betrag von mehreren Tausend eingelaufen war. Und von da an ging keine Woche vorüber, ohne daß nicht von einem der Anlegeplätze des Schiffes weitere Anweisungen über mehr oder weniger hohe Beträge eingelaufen wären. Aber ich will nicht vorgreifen, sondern nur kurz den Geschäftsgang erklären, um so den schließlichen Eintritt des Endes klarzumachen. Von unserer Bank werden Schecks nur honoriert, soweit Deckung vorhanden war. Was darüber ging, wurde zunächst bei dem Hause des Rittmeisters präsentiert, und von dort wurde dann wieder Deckung an die Bank gegeben. Von dem Shanghaier Hause aber gingen die Buchungen naturgemäß an das Londoner Stammhaus, wo sich die Hauptbuchhaltung des Geschäfts befand.

„Des Rittmeisters Urlaub aber spielte sich weiter also ab: Die Beziehung zu der pikanten Französin wurde von Woche zu Woche, von Tag zu Tag, je mehr sich das Schiff Genua, das auch ihr Ziel war, näherte, enger und heißer. Und als sie es — dort angelangt — verließen, ging der Rittmeister aus dem scharfen Wettbewerb, der sich um die Gunst der Dame entwickelte, als Sieger hervor. Er gab seine Reise nach Deutschland auf und wandte sich statt dessen in ihrer Begleitung ostwärts nach der französischen Riviera, wo zu dieser Zeit gerade die Saison in voller Blüte stand. Das Fest des alten Regiments, der ihn erwartende Freund und die Badekur waren vergessen. Er verbrachte drei Monate in Nizza und Monaco, auch ein paar Wochen in Paris, immer sich der Liebe seiner schönen Begleiterin erfreuend, immer spielend und immer verlierend. Die letzte Nachricht war eine Kabeldepesche aus San Sebastian, die die telegraphische Auszahlung einer stattlichen Summe verlangte und die baldige Rückkehr des Reisenden ankündigte. Eine Woche später erhielt sein Haus ein weiteres Telegramm aus Moskau, das den Tag seiner Ankunft näher bestimmte. Er hatte den unbequemen, aber schnelleren Weg mit der Bahn gewählt, und bei seinem Eintreffen stand ich allein, worum er mich von Nanking aus gebeten hatte, am Zuge,

ihn zu erwarten. Da es schon spät am Abend war, schickte er mit dem Wagen nur sein Gepäck nach Hause und begab sich sofort mit mir in den Klub, wo zu dieser Tageszeit nur noch wenige Bekannte weilten, um dort mit mir zu essen. Ich war erfreut, ihn wieder gesund bei uns zu haben, und auch er zeigte eine heitere Laune. Vor allem erkundigte er sich nach den Begebenheiten Shanghais, nach den Bewegungen des Geschäfts und der Gesellschaft und erfuhr auch mit Gleichmut von der inzwischen vollzogenen Heirat und Abreise des Sekretärs und der blonden Evelyn. Von sich selbst und seinen Erlebnissen erzählte er nicht viel, mich auf spätere ruhigere Stunden verweisend. Wir trennten uns bald, und nur beim Abschied machte er eine Andeutung, die mich darauf hinwies, daß er mehr durchgemacht hatte, als er zeigte. Er sagte — die Worte sind mir noch heute in deutlicher Erinnerung —: ‚Ich kann Ihnen mitteilen, das war eine Roßkur, aber auch radikal. Die Flausen sind mir jetzt aus dem Kopf. Ein bißchen anders zwar, als sie sich der gute Doktor gedacht hat. Auch ein bißchen teurer — aber das ist gleich — old boy, jetzt wird wieder geschuftet, da haben wir das bald herein.‘ Dann fuhr er in meinem Wagen nach seiner Villa, während ich die wenigen Schritte nach Hause zu Fuß zurücklegte.“

Hier schwieg der Shanghaier und sah nachdenklich in sein Glas hinein. Bis einer ihn fragte: „Nun, und das Ende?“ Er erwiderte: „Warten Sie, das Ende ist bald erzählt. Ich habe Ihnen schon mehr von Ihrem Schlafe geraubt, als billig ist. Aber gerade des Endes wegen habe ich ja begonnen. Also, hören Sie: Am andern Morgen erhob ich mich schon früh, um nach meiner Gewohnheit vor Geschäftsanfang noch eine Stunde zu reiten. Ich ging zu dem Reitplatz, wo ich auch mein Pferd stehen hatte. Dieses Morgens werde ich mich immer gut entsinnen. Die Sonne war noch nicht lange aufgegangen, aber schon lag der Rasen in strahlender Helle. Als ich eben über den Platz meinem Stalle zu gehe, höre ich, wie hinter mir in dem unverkennbaren Pidgin-Englisch gerufen wird: ‚Master! Master!‘ Ich wende mich um und sehe, wie aus der Richtung von des Rittmeisters Hause der Boy, der seine persönliche Bedienung zu besorgen hatte, auf mich zugelaufen kommt. Ich bleibe stehen, um auf ihn zu warten, und wie er näher kommt, sehe ich, daß er in einer erbärmlichen Verfassung ist. Die Kleider hatte er nur halb angezogen, die Haare hingen ihm wirr um den Kopf herum, und dazu wurde er, während er lief, immerfort von einem Schluchzen geschüttelt, das seinen ganzen Körper von oben bis unten erschütterte. Dazu wiederholte er immer wieder dieselben Worte, und als er nahe genug war, verstand ich: ‚My master shooting himself, my master shooting himself.‘ Als ich das Arbeitszimmer meines Freundes betrat, sah ich ihn, vom Stuhle heruntergesunken, auf dem Boden vor seinem Schreibtisch liegen. Neben ihm lag seine schwere Jagdbüchse. Er hatte sie anscheinend außer einer Kugel auch mit Wasser geladen, denn der Kopf war ganz zersprengt und kaum noch kenntlich. Um ihn herum auf Teppich und Möbeln waren blutige Fetzen von Haaren und Haut verstreut. Auf dem Schreibtisch selbst war die größte Ordnung, und zu oberst sah ich einen Brief mit meinem Namen. Ich riß es auf, darin lag nur ein Kabeltelegramm vom vorigen Tag aus London datiert. Unterzeichnet war es von dem englischen Chef seines Hauses, und darüber standen die Worte: ‚Was macht Ehrenwort?‘“ —

Unter dem Eindruck der Geschichte schwiegen wir eine Weile. Dann wandte sich der Erzähler zu dem Kleinen und sagte: „Es hat sich nachher herausgestellt, daß das persönliche Guthaben des Rittmeisters nahezu erschöpft war, von dem Vermögen des Geschäfts war kein Pfennig berührt. Dann besaß er noch sein Haus, seine Pferde und Möbel. Auch hat er selbst gewiß nicht geglaubt, sein Versprechen verletzt zu haben, denn sonst wäre er nicht so fröhlich und seelenruhig zurückgekehrt. Er hätte auch nicht weiter gespielt, wenn er gedacht hätte, er könne damit seinem Wort zu nahe treten, das weiß ich und habe ihn als peinlich in solchen Dingen gekannt. Aber er konnte es auch, wie es scheint, nicht ertragen, daß irgendwer daran zweifeln durfte. Glauben Sie nicht doch, daß es einen Unterschied gibt zwischen innerer und äußerer Ehre?“

Aber der Kleine war nicht zu überzeugen. Er meinte, der Rittmeister habe doch sein Ehrenwort gebrochen. Sonst würde er sich nicht getötet haben. Wenn er aber sich etwa frei von Fehl geglaubt hatte, so wäre er ein ausgemachter Narr gewesen oder zum mindesten geistig gestört in dem Augenblick, als er zur Waffe griff. —

Der Shanghaier ist dann bald wieder abgereist. Es war auch nicht mehr gemütlich, denn er behandelte den Kleinen zu schlecht. Er hatte eine Abneigung gegen ihn gefaßt.



Erinnerungen aus dem Zirkus Busch

Von Paula Busch

Die Artistenkinder haben im großen und ganzen kein beneidenswertes Los. Oft mit drei und vier Jahren werden sie schon aufs Pferd gesetzt und zu allerhand gymnastischen und akrobatischen Übungen angehalten, denn in keiner andern Kunstfertigkeit trifft das Wort: „Wer ein Meister werden will, übt sich beizeiten“ so zu wie hier. Unsere Eltern gaben uns Kindern wohl hauptsächlich deswegen eine bürgerliche Erziehung, weil sie es beide, vor allem aber unsere Mutter wußte, wie dornenreich und schwer die Laufbahn des Artisten ist. — Für uns, meine Schwester und mich, war der Zirkus natürlich etwas hoch Interessantes und Anziehendes wie für jedes andere Kind, das dort nicht ernstlich arbeiten muß. Für uns bedeutete die Höhe aller Freuden, die größte Belohnung und Auszeichnung die Erlaubnis, am Sonntag nachmittag in der Pantomime mitzuwirken. Da entsinne ich mich noch sehr wohl, in der Pantomime „Der Traum“ als Zwerglein mitgespielt zu haben. Meine Schwester und ich wankten damals, fünf und vier Jahre alt, mit einer Schar anderer Kinder, die alle gleichfalls als Heinzelmännchen gekleidet waren, in die verdunkelte Manege. Ein junger Mann lag unter einem Eichbaum und schlief, nur der Mond stand am Himmel und sandte seine Strahlen auf den Träumer herab. Wir sollten den Jüngling im Kreise umgeben und dann um ihn herum niederknien. Als das Publikum der niedlichen Zwerglein ansichtig wurde, regnete es Pralines, Apfelsinen, Äpfel und Kakes herab. Ein Gebalge in der Manege war die Folge davon, und das Publikum, darob belustigt, überschüttete uns mit einer immer noch wachsenden Fülle von Leckerbissen. Meine Schwester hatte sich ihre Hosentäschchen vollgestopft, ließ sich gemächlich auf den Manegenrand nieder, zerrte mit beiden Händen den weißen Backenbart herunter und begann ihr Gelage. Das Gelächter wollte kein Ende nehmen und schloß mit einem wahren Heiterkeitssturm, als sich das eßlustige Heinzelmännchen seine Schokoladenfinger und das Leckermäulchen an seinem schneeweißen Wams abputzte. Ich hatte mich währenddem zu dem friedlich schlummernden Jüngling unter den Baum begeben und zupfte ihm mit arglistiger Freude ein Haar nach dem andern aus. Der Schmerzensreiche aber mußte träumen, durfte keine Gebärde des Unwillens zeigen und sich nicht mucksen und rühren, was mir bei meinem teuflischen Werke eben sehr zustatten kam. Zwischen den zusammengepreßten Zähnen raunte er nur: „Na warte, du Fratz, das sage ich nachher der Mama!“ Und so geschah es auch. Meine Mutter behauptete, wir hätten uns grenzenlos bei unserem Debut blamiert und sollten uns fortan nicht mehr dem verehrlichen Publikum präsentieren. Unsere große Schwester Maria Doré schmuggelte uns dennoch wieder eines Nachmittags in die Vorstellung ein. Soweit mir erinnerlich, handelte es sich um ein Rokokomenuett, das von einigen Damen des Corps de Ballet getanzt wurde; nach Beendigung des Tanzes wurden wir, meine Schwester als kleiner Page, ich als Rokokomarquise gekleidet, in die Manege geschickt. Natürlich war an einen Tanz nicht zu denken. Wir sollten nur dreimal im sogenannten „Pas de bas“ die Runde machen und dann wieder hinaushüpfen. Ich sprang jedoch so munter und füllenhaft voran, daß meine Schwester meine Schleppe, die sie zu tragen hatte, verlor und nicht wieder zu erhaschen vermochte. Das erheiterte das Publikum höchlichst, und uns erfreuten wiederum ihre munteren Zurufe, ihr Applaus. Uns gefiel es in der Manege, wir dachten überhaupt nicht mehr daran, herauszukommen und hopsten da bis zur Besinnungslosigkeit herum. Maria Doré stand verzweifelt im Ausgang, winkte uns, rief und pfiff, nichts half. Da verfiel sie auf eine List. Sie schickte uns die großen Fledermäuse, die wir so fürchteten und die in der Pantomime eine Hauptrolle spielten, herein. Wir wußten sehr wohl, daß diese Fledermäuse nur maskierte Bereiter und Artisten waren, und doch fürchteten wir uns schrecklich vor diesen Ungetümen. Schreiend flohen wir vor ihnen, meine Schwester wurde sogar von diesen heftig mit den Flügeln um sich schlagenden wilden Tieren zu Boden geworfen und von einer mitleidigen Rokokodame gerettet. Das Publikum zollte reichen Beifall und bewunderte unsere lebhafte Mimik, das natürliche Geschrei und Gestenspiel! . . .

In Svendborg, einer kleinen dänischen Stadt, hatten meine Eltern am 29. Juni 1884 den Zirkus eröffnet. 10 Pferde und ein Zelt, 3000 Kronen Betriebskapital war ihr ganzer Besitz. Den Artistenstab bildeten Herr und Frau Direktor Busch, die jugendliche Maria, eine Tochter meiner Mutter aus erster Ehe, der berühmte, damals anerkannt beste Jockeireiter Baptist Schreiber

und Clown Cortes, der auch die Rolle des Geschäftsführers zu spielen hatte, neben Clown Möves, der mit Hunden und Katzen auftrat und dem auch noch die Aufsicht über Stall, Hof und Haus oblag. Das Programm lautete an diesem Uraufführungsabend:

1. Voltige, ausgeführt von Frl. Maria Doré,
2. Entree der Clowns Cortes und Möves,
3. Normann, in Freiheit dressiert und vorgeführt von Herrn Direktor Busch,
4. Recknummer des Herrn Cortesius (d. h. des Clown Cortes),
5. Frau Direktor Busch als Parforcereiterin auf Prinz,
6. Drahtseilakt, ausgeführt von Frl. Maria Doré,
7. Frant, in der hohen Schule geritten von Dir. Paul Busch,
8. Clown Möves mit dressierten Hunden und Katzen,
9. Bolero zu Pferde, geritten von Herrn und Frau Dir. Busch,
10. Baptist Schreiber, Jockeiakt,
11. Clownpotpourri,
12. Große Schulquadrille, geritten von allen Mitgliedern der Gesellschaft.

Prinz, ein stattlicher Schimmel, auf dem meine Mutter stets ritt, konnte auch so manches aus seinem Vagabundenleben erzählen. Hatte ihm Direktor Busch sogar, als er damals in Warschau noch als Schulreiter im Zirkus Salamonski engagiert war, das Leben gerettet. Und das war so gekommen:

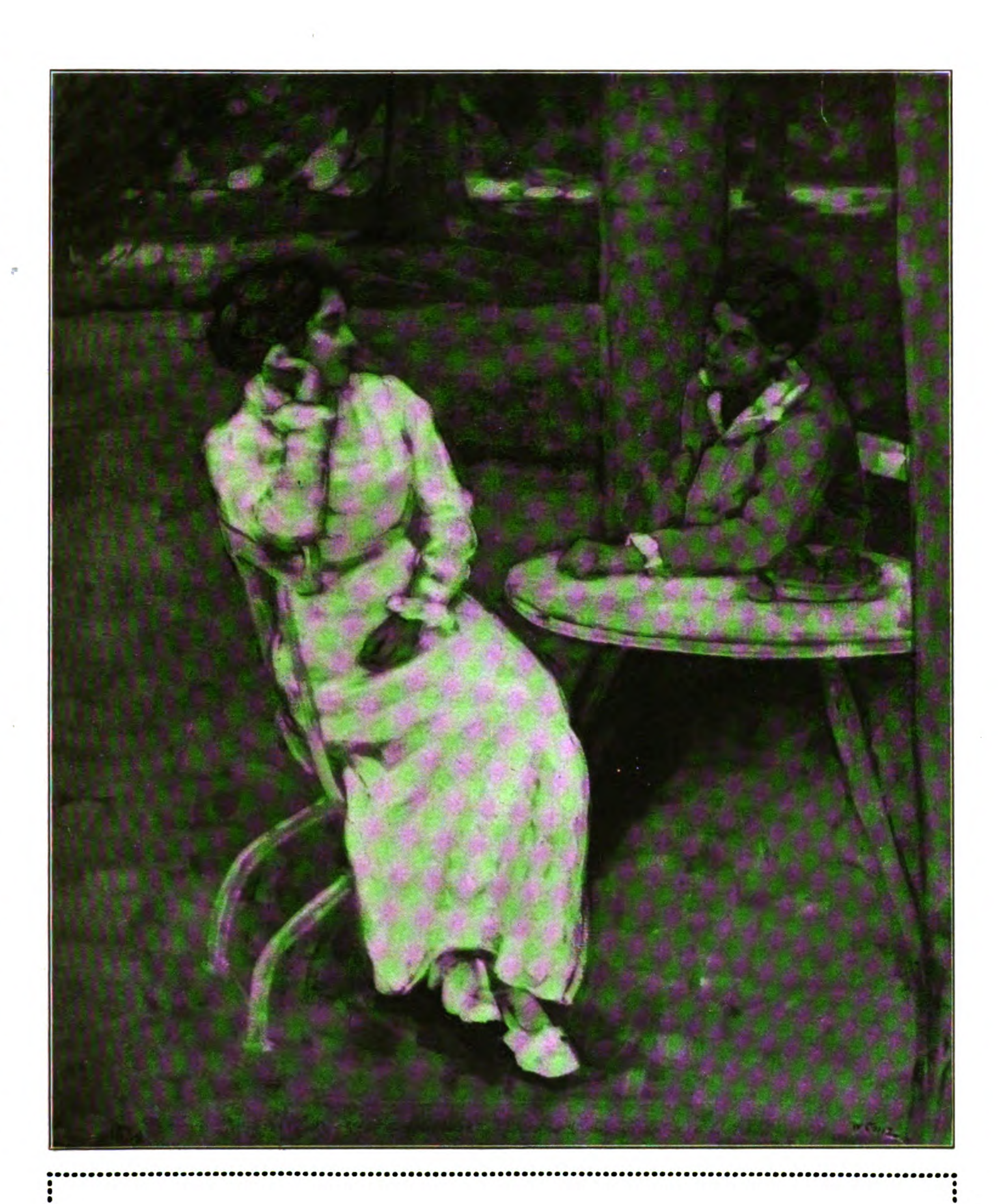
Mittags, nach anstrengender Probe, saß der junge Schulreiter Paul Busch im Artistenrestaurant und verzehrte sein Frühstück. Plötzlich hört er die Rufe aus den Stallungen des Zirkus zu ihm herüber tönen. „Feuer, Feuer!"

Mit Hilfe seines Kutschers bringt Paul Busch seine drei Pferde in Sicherheit. Währenddessen haben die Flammen mit unglaublicher Geschwindigkeit um sich gegriffen, so daß niemand mehr den Stall zu betreten wagt. Balken stürzen herunter, der Qualm dringt aus den Stalluken wie aus Schornsteinen. Man hört das heisere Gebell der eingesperrten Hunde, das Gestampf der armen Pferde, die nicht mehr gerettet werden können. In diesem Augenblick sieht man eine verzweifelte junge Frau vor dem brennenden Stall auf und ab laufen. Es ist Madame Constanze, deren einziges Pferd Prinz, ein stattlicher Schimmel, noch zurückgeblieben ist. Eine Sekunde überlegt mein Vater, dann aber eilt er der hinteren Pforte des Stalles zu. Der Stallmeister vertritt ihm den Weg und schreit: „Zurück ... unmöglich ... keiner mehr herein!" „Auf meine Verantwortung!" Mein Vater hat den Mann zur Seite gedrängt und verschwindet in den brennenden, vor Qualm kaum zu erkennenden Gängen des Stalles. Nach einigen Augenblicken erscheint er wieder, Prinz an der Mähne führend, weil er das Halfter zerschnitten hat. So übergibt er Frau Constanze ihren Prinzen, und sie dankt ihm überglücklich.

Prinz war noch lange Zeit neben Frant und Normann das Staatspferd des Zirkus Busch.

Das junge Unternehmen traf bald der erste schmerzliche Verlust. Ein kleiner schwedischer Dampfer sollte die Gesellschaft von Helsingfors nach Stockholm hinüberfahren. Im Frachtraum wurden die Pferde untergebracht. Mein Vater befahl dem Stallmeister, die große Ladeluke, die zum Lagerraum führte, aufzulassen, damit die Pferde in dem dumpfen Raum genügend Luft hätten. Das Schlimmste war, daß dieser provisorische Stall nur durch eine dünne Eisenwand vom Maschinenraum getrennt war und eine unerträgliche Hitze hinüberströmen mußte, wenn nicht für genügende Ventilation gesorgt war. — Mein Vater begab sich nach erfolgter Verladung erschöpft in seiner Kajüte zur Ruhe. Er mochte kaum eine halbe Stunde geschlafen haben, als er von einem Bereiter mit den Worten geweckt wurde: „Die Luke ist geschlossen, einige Pferde sind tot ... die Kutscher und der Stallmeister sind betrunken!" Mein Vater steigt die kleine Eisenleiter zu dem Frachtraum hinab. Er findet vier seiner besten Schulpferde tot, die anderen sind schon sehr matt, es ist die höchste Zeit, daß man ihnen genügend Luft zuführt. Mein Vater stellt den pflichtvergessenen Stallmeister zur Rede, da zieht er ein Messer, und die betrunkene Horde stürzt sich auf den Wehrlosen. In diesem Augenblick der höchsten Gefahr erscheint der Kapitän mit seinen Matrosen, ein kurzes Ringen, dann liegen die Trunkenbolde gefesselt am Boden.

Im Jahre 1888 wagte man sich nach Hamburg-Altona, wo man den ganzen Sommer hindurch konkurrenzlos spielen konnte. Der Renzsche Zirkus war abgebrannt. Zum ersten Male gab der Zirkus Busch in einem Holzzirkus seine Vorstellungen. Die Saison galt als eine außergewöhnlich gute. Man überwinterte im Warschauer Zirkusgebäude; von dort aus wollte man über Danzig wieder nach Kopenhagen reisen. Auf dieser Seereise sollte sich wieder etwas Außergewöhnliches ereignen. — Etwa 24 Stunden, nachdem man Danzig verlassen hatte, lagerte sich ein dichter Nebel aufs Meer, so daß man nicht die Hand vor Augen sehen konnte. Mein Vater befragte den Kapitän, wie lange der Nebel noch anhalten könne. Der zuckte die Achseln. Man fuhr nur 5 bis 6 Knoten die Stunde. Mein Vater beteuerte dem Kapitän, daß er kein Futter mehr für die Pferde an Bord habe und daß die armen Tiere Hungers sterben müßten, wenn sie das Ziel nicht fahrplanmäßig erreichten. „Bornholm mag etwa 1 bis 2 Seemeilen von hier entfernt sein, machen wir ein Boot flott und lassen wir Proviant holen," riet der Kapitän. Sofort wurde der Stallmeister mit zwei Matrosen in einem Boot hinabgelassen. Man gab ihnen einen Kompaß und eine Pistole mit, aus der sie einen Schuß abfeuern sollten, sobald sie die Küste erreicht hätten.



Im Garten
Gemälde von Prof. Walter Conz

Mit atemloser Spannung sieht man das Boot im Nebel verschwinden, die Ruderschläge verhallen — es vergehen ein — zwei — fünf Minuten, da ertönt der Schuß. Schreckensbleich starrt der Kapitän meinen Vater an, nur eine Sekunde, dann wird „Rückdampf“ kommandiert.

Wenige Minuten später fällt der Nebel, die Sonne bricht hervor und bestrahlt, kaum 100 Meter von dem Schifflein entfernt, die roten Felsen Bornholms! Wie durch ein Wunder sind sie der Lebensgefahr, sind sie dem gänzlichen Ruin entgangen, denn dieses kleine Schiff führte ja meiner Eltern ganze Habe, die Früchte so vieler saurer Arbeitsjahre mit sich.

In Kopenhagen spielten sie in dem wunderschönen, großen Zirkusgebäude, welches im März 1914 völlig niedergebrannt ist. König Christian VII., der Kronprinz Friedrich, die ganze königliche Familie gehörten zu den begeisterten Zirkusbesuchern, die sogar vormittags den Proben beiwohnten.

Der damalige dänische Kronprinz Friedrich bewahrte meinem Vater bis zu seinem Tode die freundliche Gesinnung. Als mein Vater viele Jahre später in seinem Wiener Zirkus spielte, der König Friedrich von Dänemark nur wenige Tage am österreichischen Hofe weilte, suchte er dennoch eines Abends den Zirkus Busch auf und sprach unserem damaligen Geschäftsführer Larsen, der meinen Vater vertrat, weil er sich auf Reisen befand, sein Bedauern aus, Direktor Busch nicht selbst gesprochen zu haben. Als mein Vater einen Tag später wieder in Wien eintraf, trug er sofort seinen Namen in des Königs Besucherliste ein. Am selben Abend war der König wieder im Zirkus. Er erkundigte sich nach Maria Doré, die damals schwer erkrankt daniederlag. Er sprach meinem Vater sein herzlichstes Beileid aus zu dem unendlichen Verlust, der ihn durch den Tod meiner lieben Mutter betroffen hatte. Als der König einige Jahre später Berlin auf der Durchreise passierte, bestellte er meinen Vater durch den dänischen Gesandten auf den Stettiner Bahnhof und begrüßte ihn wie einen Freund.

Im Jahre 1889 spielte der Zirkus Busch zum ersten Male in Berlin, in einem kleinen eisernen Zirkusgebäude am Karlsufer, auf dem Platz des heutigen Lessingtheaters.

Meine Mutter hatte eine gewisse Scheu vor Berlin. Nicht etwa, weil sie ihre Kunst zu gering schätzte, nein, aus Pietätsgründen. Sie scheute sich, Renz, dessen Gesellschaft sie jahrelang als Mitglied angehört hatte und bei dem sie den letzten Schliff, ihre vollendete Künstlerschaft erworben hatte, Konkurrenz zu bieten.

Hier in Berlin verunglückte meine Mutter eines Abends lebensgefährlich auf ihrem Schulpferd Diophantus. Sie stürzte von dem wildgewordenen Pferde und wurde, am Reitkleid festhängend, durch die Manege geschleift. An einer tiefen Kopfwunde heftig leidend mußte sie einige Zeit das Bett hüten. Sie erholte sich jedoch verhältnismäßig rasch, und so konnte die Berliner Saison als eine wohlgelungene bezeichnet werden, weil sie auch große pekuniäre Vorteile gewährt hatte.

Jetzt konnten meine Eltern wagen, einen eigenen Zirkus zu erbauen. Im Jahre 1890 wurde der Bau des Altonaer Zirkus begonnen, in dem die Gesellschaft im Sommer 1891 ihren Einzug hielt. 1892 wurde das große Panorama auf dem Wiener Wurstelprater erworben und zum Zirkus umgebaut.

Am 24. Oktober 1895 wurde der Zirkus Busch in Berlin eröffnet. Der Erfolg dieser Wintersaison war überraschend. Zum ersten Male wurde in Deutschland die tiefe Wassermanege (sechs Fuß Tiefe) mit den großen technischen, verblüffenden Effekten gezeigt. Meine Mutter verfaßte die Pantomimen selbst, spielte den Regisseur bei Tag- und Nachtproben, bekümmerte sich um das große Kostümatelier im eigenen Hause, wo ich sie noch selbst die Farben und Raffung der Kostüme anordnen sah. Und im Zirkus befand sich nicht nur allein ein Kostümatelier, in dem oft über zwanzig Menschen beschäftigt waren, da gab's noch eine eigene große Sattlerei, eine Schusterei, eine Perückenmacherei, eine Tischlerwerkstätte und die Räumlichkeit der Dekorationsmaler! Da befand sich noch ein Stall, in dem damals etwa 150 Pferde untergebracht waren. Mit der Pantomime Nach Sibirien, die 1897 in Szene ging, war der Sieg des Zirkus Busch entschieden. Es kamen freilich vielerlei Gründe zusammen, die zum glücklichen Gelingen dieses Schlagers beitrugen: Die einfache, sinnige, gut durchgeführte und motivierte Handlung, die Massenwirkung des großen Balletkorps und der vielen Statisten in glänzenden Kostümen, das Hinaufrasen der Troika auf die Kaskade und wieder hinab in das große Wasserbassin, das alles waren Effekte, wie man sie bis dahin noch nicht gezeigt hatte. — Der Zirkus Renz schloß seine Pforten.

Meine Eltern befanden sich Abend für Abend im Zirkus. Einmal, es herrschte große Kälte, draußen lag allerwärts Glatteis, kommt der Geschäftsführer bestürzt in die Garderobe meiner Mutter und erzählt ihr, ein Droschkengaul sei vor dem Zirkusportal ausgeglitten und könne nicht mehr aufstehen, weil er ein Bein gebrochen habe. Meine Mutter läßt den Mann rufen, der ihr klagt, es sei sein eigenes, einziges Pferd, und er habe daheim eine große Familie. Meine Mutter führt den Mann in den Stall und schenkt dem Überglücklichen ein junges, schönes Pferd, das sofort eingespannt wird und mit dem er, glücklicher als er gekommen, von dannen fährt! —

Am 19. Januar 1898 starb Konstanze Busch plötzlich und unerwartet. Der Verlust war unermeßlich. Nicht nur, daß mein Vater seinen treuesten Freund und Berater in ihr verlor, nein, sie war ja von Anfang an die artistische Leiterin des ganzen Unternehmens gewesen, während mein Vater, aus bürger-

lichem Hause stammend, der Kaufmann, der tüchtige, umsichtige Geschäftsmann war. Hier hatten sich zwei Menschen ergänzt und vierzehn Jahre Hand in Hand gearbeitet, wie man es selten findet. Dennoch vermochte mein Vater kraft seiner Energie und Umsicht die große Last des Riesenwerkes allein auf seine Schultern zu nehmen, und diejenigen, die ihm damals den Untergang prophezeiten, sollten sich irren, denn jetzt erst begannen die Früchte reif zu werden, die meine Mutter noch säen geholfen.

Fast in jeder Berliner Winterspielzeit besuchte die Kaiserin mit den Prinzen und der kleinen Prinzessin den Zirkus, und mein Vater mußte uns Kindern dann stets erzählen, wie reizend die kleine Prinzessin mit ihm geplaudert habe.

Wenn man über die Gefährlichkeit des Artistenberufes nachdenkt, muß man sich wundern, daß trotz allem verhältnismäßig wenig Unglücksfälle gebucht werden. Während des dreißigjährigen Bestehens unseres Unternehmens sind nur sehr wenig berufliche Todesfälle zu verzeichnen. Ein recht trauriger Fall ereignete sich einmal in Dresden. Der dumme August Britjes macht wie gewöhnlich seine Sprünge und Mätzchen als Einlage in einer Reitnummer. Er schießt einen Purzelbaum und bleibt starr im Sande liegen. Der Clown, der ihn umhüpft, lacht laut und setzt seine Spaßereien fort, während er den Stallmeistern, die im Eingang stehen, unbemerkt vom Publikum, Zeichen macht. Sie kommen herein, heben den Regungslosen vom Boden auf und tragen ihn hinaus. Der Clown setzt sein tolles Spiel fort und lacht hinterher: „Der dumme August stellt sich tot, hahaha, ich werd' ihn schon wieder lebendig machen.“ Er reißt bei diesen Worten einem Stallmeister die Peitsche aus der Hand und läuft hinter ihnen her. Das Publikum lacht, die Reitnummer nimmt ihren Fortgang.

Vor der Clowngarderobe haben sich die Artisten, die Garderobieren, Stallmeister, Kutscher, Requisiteure und Handwerker versammelt. Der Arzt ist bei dem Verunglückten in der Garderobe; man darf sie nicht stören, und keiner wagt ein Wort zu sprechen. Drinnen in der Garderobe ist Britjes auf ein paar Stühle, über die eine Schabracke ausgebreitet liegt, gebettet. Seine junge Frau und der Direktor sind neben dem Arzt noch anwesend, der ein sehr ernstes Gesicht macht.

Eine halbe Stunde später wird der immer noch Besinnungslose in ein Krankenhaus geschafft. — Es ist kein Geheimnis, alle wußten es am nächsten Tage schon, daß Britjes die Wirbelsäule gebrochen hatte und hoffnungslos daniederlag. Einmal noch war er bei vollem Bewußtsein, da soll er die Hände gefaltet und gebetet haben: „Lieber Gott, laß mich noch nicht sterben, laß mich leben für mein Kind.“ Die Krankenschwester hat uns das wiedererzählt. Er hatte ein kleines Mädchen von drei oder vier Jahren. Einige Tage später begrub man ihn.

Es ist das natürlich ein reiner Unglücksfall, wenn ein Artist bei einer so harmlosen Leistung das Leben läßt. Die eigentlichen Kunstreiter kommen sehr selten ums Leben, sie zeichnen sich durch eine unglaubliche Geschicklichkeit beim Fallen aus und regulieren im Sturz noch möglichst die Lage der Glieder durch geschickte Verrenkungen. Schwere Verletzungen, die sie in ihrer Sprache nur so obenhin „ein bißchen Wehtun“ nennen, kommen häufiger vor. Ich glaube mit Recht annehmen zu dürfen, daß sich 90 Prozent der Stehendreiter schon einmal in ihrem Leben Arm oder Bein, vor allem aber das Bein, gebrochen haben. Bei Sensationsnummern, die zum großen Teile nicht von ‚Leuten vom Bau', ausgeführt werden und jetzt viel auf dem Zirkus- und Variétémarkt angeboten werden, stellt sich die Zahl der Unglücksfälle naturgemäß höher. So ein Abenteurer sucht eben nicht durch ehrliche Kunstfertigkeit, sondern durch unerhörte Bravour und Waghalsigkeit Gagen zu erzielen, wie sie sonst nur den Auserwählten der Artistenschar gezahlt werden. —

So verunglückte vor Jahren in unserem Berliner Zirkus ein Springer namens Gadbin, der aus einer Höhe von etwa acht bis zehn Meter auf ein Brett heruntersprang und auf Leib und Brustkasten landete. Einige Proben glückten, bis ihn das Schicksal ereilte. — Bei dem seinerzeit beliebten ‚Looping the loop' haben auch viele ihr Leben gelassen.

Eine Sensationsnummer, weniger gefährlich als mysteriös, war die einer Komtesse X. Diese Komtesse zeigte sich, mit einer Larve vor einem vermutlich schönen Antlitz, mit aufgelösten, blonden Loreleiseidenlocken, angetan mit blauer Atlastrousse, Bluse und Trikots auf der Bühne den staunenden Blicken. Sie verbeugte sich einige Male, und der Vorhang wurde zugezogen, um nach Augenblicken einen winzigen Ballon, an dem eine noch winzigere Gondel hing, herauszulassen. An einem Drahtseil schwebend durchmaß das kleine Fahrzeug den Raum. In der winzigen Gondel saß, hockte oder kniete die Komtesse und streute Blumen unter das Publikum, das zu ihr emporgaffte und sich nicht genug wundern konnte, wo die Dame ihre schönen langen Beine gelassen habe. Man hörte da Vermutungen allerart, die Sache beruhe auf Spiegelung oder Komtesse X sei ein Phänomen von einem weiblichen Schlangenmenschen usw. Niemand aber erriet den einfachen, wahren Sachverhalt, daß nämlich die Komtesse aus zwei Personen, einer zweibeinigen, die sich verbeugen, und einer ohne Beine, die in der Gondel spazierenfahren mußte, bestand.

Ein bemitleidenswerter Artist war ein geisteskranker Clown, der, von seiner Familie dazu gedrängt, einen gut dressierten Esel sehr geschickt vorzuführen verstand. Nur manchmal bekam er vor seinem Auftreten einen schrecklichen Anfall. Durch nichts war er in solchen Augenblicken zu bewegen, in die Manege zu treten. In seiner Garderobe

warf er sich zu Boden, umklammerte die Beine seines Schminktisches und ließ seine Frau und Kinder jammern, ohne sie zu erhören. Sie wußten es nur zu wohl, daß diese Streiche, die oft das ganze Programm einer Vorstellung umwarfen, dazu angetan waren, sie alle brotlos zu machen. Sie pflegten den Kranken wohl, und es schien ihnen ein furchtbarer Gedanke, ihn in ein Irrenhaus zu sperren, wie denn alle Artisten vor Krankenhäusern und geschlossenen Anstalten einen seltsamen Widerwillen zeigen. Hatte sich der Clown wieder einigermaßen beruhigt, und war es den Stallmeistern durch gutes Zureden oder auch durch etwas gewaltsamere Maßnahmen gelungen, ihn in die Manege zu bringen, dann führte er seine Nummer so gut und geschickt wie der Besten einer vor. Nur sein breites, dummes Lachen hatte oft etwas Widerliches, Abstoßendes, Erschreckendes. Oft noch die dicken Tränen in den Augen, grinste er das Publikum krankhaft an, das seine Späße hinnahm und sich über den närrischen Clown stets gut amüsierte. Die Frau jedoch, die mit verzerrtem Angstgesicht hinter der roten Portiere hervorlugte und jede seiner Bewegungen mit großen, erschrockenen Augen verfolgte, sah es nicht.

Zu denen, die in ihrem Beruf am gefährdetsten arbeiten, gehören zweifellos die Dompteure. Wenn auch die wilden Tiere nicht gar so wild sind, wie man es im allgemeinen anzunehmen pflegt, so gibt es doch welche unter ihnen, die das Leben ihres Bändigers nicht selten in Gefahr bringen. Nicht die importierten Löwen, sondern die in der Gefangenschaft geborenen, werden ihren Lehrmeistern oft die gefährlichsten Zöglinge. Ich habe oft sagen hören, daß ein Dompteur lieber mit frisch importierten Löwen, die noch vor dem Menschen Furcht haben und die alles Fremde der Gefangenschaft in sichtlichen Schrecken versetzt, arbeiten, als mit den Tieren, die man von frühester Jugend an gestreichelt, verwöhnt und geneckt hat; sie sollen viel widersetzlicher sein und dem Menschen eine Züchtigung weit übler nehmen.

Einen Blick in die Löwenseele tat ich so recht in jener Zeit, als die reizende Löwenbändigerin Miß Claire Heliot bei uns engagiert war. Claire Heliot war ihren Tieren eine wahre Mutter. In einem eigens für ihre Lieblinge im Rundgang des Zirkus gezimmerten Verschlage standen die Löwenkäfige. Jeden Vormittag konnte man Miß Heliot in einer weiten Ärmelschürze bei ihren Löwen finden. Sie ließ die Schürze stets dort im Verschlage hängen, weil den Tieren der ihnen typische Geruch auch an denen, die mit ihnen umgehen, angenehm ist und sie williger macht. Sie arbeitete dort nicht mit ihnen, sie liebkoste sie, spielte mit ihnen und vertrieb ihnen die Zeit. Ihr großer Lieblingslöwe Sacha litt damals heftig an einer Zahnfistel. Es war rührend, zu sehen, wie sie mit ihren kleinen Händen dem Tiere höchstselbst in das gewaltige Maul fuhr, um die Wunde mit einem Wattebäuschchen auszutupfen; und der Löwe muckste und rührte sich nicht und hielt wie ein treuer Hund still.

Mein Vater, der in den zwanzig Jahren, in denen er sich mit Pferdedressuren beschäftigte, etwa 12 Springpferde, 25 Schul- und über 100 Freiheitspferde dressiert hat, mißt den Pferden nicht die Eigenschaft großer Intelligenz bei. Sie haben ein ausgezeichnetes Gedächtnis, und das kommt dem Lehrmeister zustatten. Die Pferde merken bald den Unterschied zwischen der Abendvorstellung und der Probe am Vormittag heraus. Sie wissen es, daß sie abends ruhig einen Fehler machen dürfen, ohne dafür angemessen gestraft zu werden, oder daß sie keineswegs solange gezwungen werden, bis sie einen ihnen sehr unliebsamen Trick tadellos ausführen. Nimmt der Dresseur dann die Pferdchen am Vormittags vor und übt die Nummer, die abends vorher so schlecht gegangen war, dann gehorchen sie wie kleine Lämmer. Sie wissen gar wohl, daß Probe ist und der Herr Lehrer nicht mit sich spaßen läßt. Mein Vater pflegte darum seine Zöglinge zu überlisten. Er ließ nach der Vorstellung die Artisten in Parkett und Logen Platz nehmen. Das Orchester spielte die Musik, die die Pferde bei ihrer Nummer zu hören gewohnt waren. Und nun kamen die ahnungslosen Vierfüßler hereingetrabt, in dem festen Glauben, sich nochmals vor dem Publikum produzieren zu müssen. Sie wurden auch arglistigerweise mit dem gewohnten Applaus empfangen und mußten dann ihren guten Glauben oft bitter enttäuscht sehen, denn jetzt verstand ihr Herr plötzlich keinen Spaß mehr, und die Drückeberger und Faulpelze bekamen ihre Strafe. Das prägte sich ihrem guten Gedächtnis so sehr ein, daß sie sich lange Zeit während der Abendvorstellung so rührig wie sonst nur in der Probe benahmen!

Wir hatten sehr junge, frisch importierte Zebras von Hagenbeck zur Dressur gekauft. Ein Zebra ist ein von Natur aus widerborstiges, höchst schwierig dressierbares Tier. Unser damaliger Pferdedresseur, Herr Ernst Schumann, wagte es dennoch, die schwierige Aufgabe zu lösen, und dressierte die Zebras binnen eines Jahres. Es galt zunächst, die scheuen Tiere an den Menschen zu gewöhnen. Ernst Schumann saß nun vormittags im Rundgang des Zirkus unter den Plätzen auf einer Tonne. Etwa vier bis fünf Schritte von sich entfernt hielt er das Zebra an einer Leine und bot ihm unter freundlichen Zurufen ein Stückchen Zucker an. So saß der Mann vom frühen Morgen bis zum Mittag und sprach zu einem einzigen dieser Tiere: „Komm her, Johann, komm her, komm!“

Natürlich ist so eine goldene Geduld etwas Seltenes, und es gibt unter den Dresseuren auch nicht wenig brutale Kraftmenschen, die durch Roheit zu erzwingen suchen, was sie mit Güte nicht zu erreichen — oder nicht schnell genug zu erreichen vermögen. Die großen, wertvollen Affen, Schimpansen und

Paviane, führen meist ein recht angenehmes Artistendasein. Nicht selten nimmt der Dresseur seine empfindlichen Zöglinge jeden Abend gut verpackt wieder mit nach Hause, wenn ihm die Zirkusstallung als Wohnort für seinen Liebling nicht behagt. Hagenbecks Max und Moritz hatten in unserem Zirkus eine feine, kleine, geheizte Stube neben dem Magazin, in dem das Material für die im Hause befindliche Kostümschneiderei bewahrt wurde, inne. Die Affen empfingen in ihrer chambre garnie auch die Besuche ihrer Freunde und Verehrer, und Moritz drückte sein Mißfallen über den jeweiligen Besucher in sehr deutlicher Form aus. Er ließ den Nichtsahnenden eintreten und sich ihm auf einige Schritte nähern, dann aber überschüttete er ihn mit einem förmlichen Regen von Spucke. Einmal ließen sie sich's auch einfallen, das Fenster zu öffnen und wie ein paar recht ungezogene Jungens hinauszuklettern. Der Streich wurde natürlich bald entdeckt. Die Flüchtlinge wurden auf offener Straße arretiert und im Triumphzuge in den Zirkus gebracht.

Im Zirkus Busch hat der Elefant Jumbo stets eine wichtige Rolle gespielt. Welcher Zirkusbesucher sollte Jumbo, den zuverlässigsten, tüchtigsten Requisiteur, nicht gekannt, nicht gesehen haben, wie er allabendlich die zur Pantomime notwendigen Kaskaden hereingezogen hat, wie er mit seinem gewaltigen, breiten Kopf schwere Requisitstücke, Brücken und Treppen zurechtgerückt hat?! Jumbos Tüchtigkeit ersparte uns ein Heer menschlicher Requisiteure! Trotz seiner Unentbehrlichkeit bekam Jumbo keinen Dünkel, er war ein sehr bescheidenes und ruhiges Tier. Er war zutraulich und kannte keine Furcht außer der — man sollte es nicht glauben — vor Ratten und Mäusen. Wenn ihm so ein Tierchen über den Weg lief, dann trompetete er mächtig, schlug mit den Ohren und wurde ganz wild und toll. Wenn wir aber wissen, daß diese gefährlichen Nager die Todfeinde des Elefanten sind, gegen die er sich nicht wehren kann, so verstehen wir den gewaltigen Rüsselträger. In der Nacht machen sich die Ratten an den gefesselten Fuß des Elefanten heran, beißen sich fest und fressen weiter. Alles Schütteln und Stampfen nützt nichts; die Ratte hält fest. Mancher Elefant ist hilflos unter furchtbaren Schmerzen verblutet, besiegt von wenigen Ratten.

Jumbo hatte manchen Streich auf dem Gewissen. Unsere Gesellschaft befand sich einmal auf der Reise von Berlin nach Wien. Die Reise wurde Herrn Jumbo zu langweilig, und er begann mit seinem langen Rüssel zu spielen und herumzutappen, wie es gerade kam. Dabei erfaßte er die Notbremse und der Zug hielt. Man schaute in dem Wagen nach, in dem Jumbo stand, aber der Kutscher schlief und niemand konnte erklären, wer die Leine gezogen hatte. Man war kaum zehn Minuten weiter gefahren, als wiederum die Notbremse gezogen wurde und wieder in Jumbos Wagen. Jumbo hatte es sich gemerkt, daß, sobald er die Leine zog, der Zug hielt, und da ihm offenbar die Reise zuviel wurde, setzte er das Spiel so lange fort, bis man ihn, nachdem er die ganze Gesellschaft in Verwirrung versetzt, als Missetäter entlarvte.

Rührend ist das Zusammengehörigkeitsgefühl der Elefanten. Wir haben, um unserem alten Jumbo einen Genossen zu geben, oftmals junge Elefanten gekauft, und es war reizend zu sehen, wie er seinen Kameraden begrüßte, ihn mit dem Rüssel von oben bis unten betastete, ihm Heu und Stroh über den Kopf schüttete, als wollte er ihn dadurch ganz besonders ehren und begrüßen. Eine drollige Geschichte hatte sich vor Jahren auch bei uns zugetragen. Zwar war damals nicht Jumbo, sondern ein anderer Elefant der Held der Geschichte.

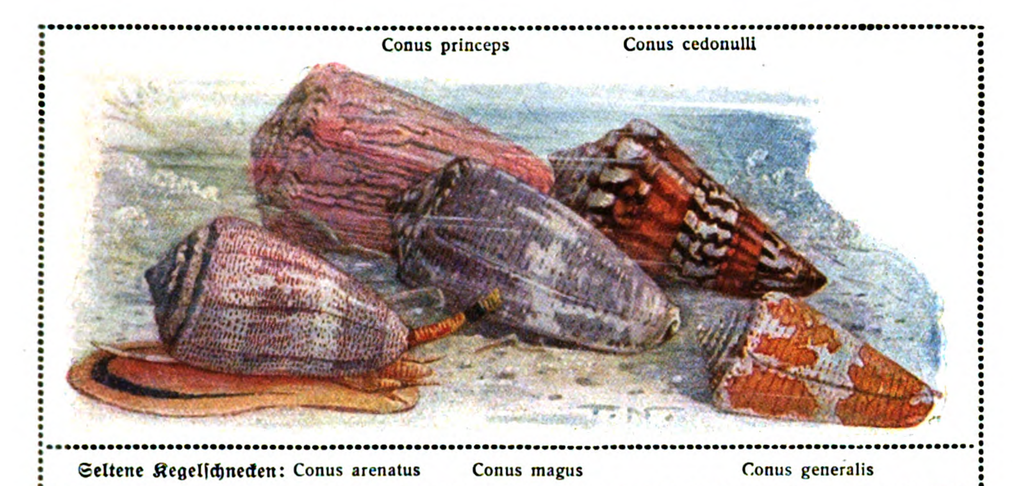
Vor Jahren war bei uns ein Artist mit einem Riesenelefanten engagiert. Der Wächter dieses Elefanten war ein bequemer Herr, der lieber zur Tränkung und Fütterung seines Pfleglings die Direktionseimer an Stelle der eigenen nahm, da die Kutscher des Zirkus alsdann die Säuberung zu besorgen hatten. Diese mußten sich dann selbst in die Elefantenboxe hineinbemühen, um sich ihre Eimer dort zusammenzusuchen. Ein gereizter, junger Pollack, dem auch eines schönen Tages sein Eimer auf diese Weise abhanden gekommen war, stürzte grimmig in das Elefantengemach, nahm seinen Eimer und schlug dem guten Tier mit dem Forkenstiel auf den Rüssel. Der Elefant blickte ihm ruhig nach, wie einer, der weiß, was er will. Täglich holten andere Kutscher ihre Eimer aus dem Stall. Nach vierzehn Tagen stattete der Pollack dem Elefanten wieder einen Besuch ab. Kaum hatte er den Eimer berührt, als der Elefant mit großer Ruhe seinen Rüssel um die umfangreiche Taille des Herrn Kutschers legte und ihn über die Boxe hinwegschleuderte, so daß er einige Meter in den Stall hineinflog und glücklich war, mit dem Leben davongekommen zu sein!

Sommer

Weiße Wolken wiegen
Sich im weichen Wind.
Kleine Vögel fliegen.
Lustig lacht ein Kind.

Sonne sendet Segen.
Man entwandert weich
Auf umblühten Wegen
In das Himmelreich.

F. W. Wagner

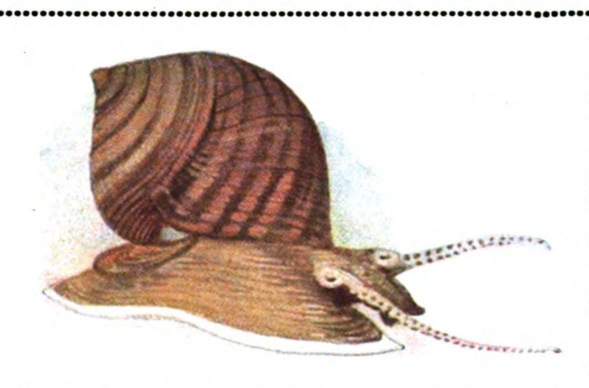


Seltene Kegelschnecken: Conus arenatus Conus magus Conus generalis

Aus dem Reich der Schnecken

Von Dr. Edmund v. Freyhold

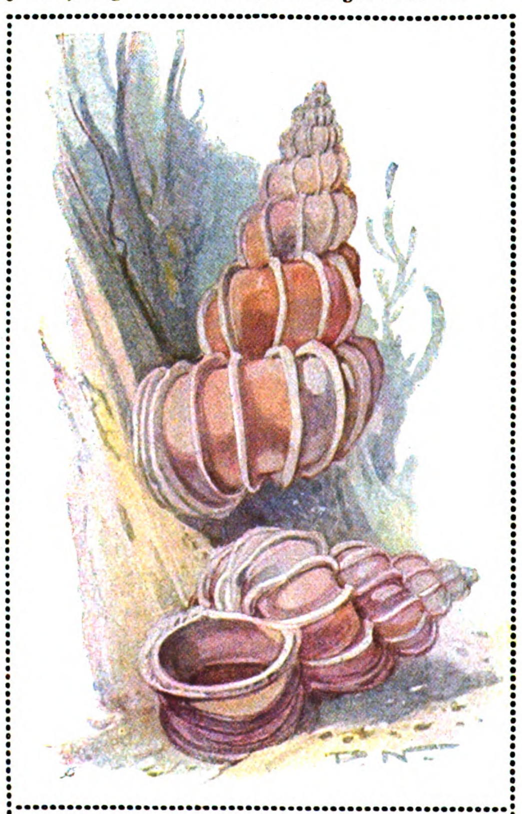
Sonderbare Geschöpfe diese Schnecken, Tiere voll Widerspruch! Schon vom Ei her mit einer kleinen Schale, einem Häuschen, ausgestattet, wachsen die einen mit diesem zu der ihnen beschiedenen Größe heran, gehen nach Herzenslust spazieren zu Schmaus und trautem Gekose — und sind dabei doch immer zu Hause. Die anderen haben keine Ahnung von den Annehmlichkeiten einer solchen an den Leib angewachsenen eigenen Häuslichkeit, schlendern ihr Leben lang als nackte Proletarier in der Welt herum — und sind doch glücklich und zufrieden mit ihrem Lose. Fast alle gleiten mit sprichwörtlich gewordener Bedächtigkeit als abgesagte Feinde jeglicher Hast und Unruhe auf der Sohle ihres Bauches dahin, unbekümmert, ob das Ziel noch weit oder schon nahe liegt. Es gibt aber auch ganz behende Kerlchen unter ihnen, und ein kleiner Rest gefällt sich sogar in etwas unbeholfenem Gehüpfe. Man denke sich nur eine Schnecke, die sich immer trotz der Last ihres Hauses hops, hops! von der Stelle bewegt! Alle, die wir für gewöhnlich bei uns zu schauen bekommen, sind Vegetarier, ja ich möchte fast sagen eingefleischte Vegetarier. Sie schmausen in unseren Gärten mehr, als uns lieb ist, von den zarten Kräutern, die auch uns wohlgefallen, fressen sie sogar in einer Nacht unheimlich schnell mit Rumpf und Stumpf auf. Wenn aber mal das eine oder andere von ihnen unversehens unter einer menschlichen Schuhsohle sein Leben endet oder auf einem Waldwege im Wagengeleise überfahren wurde, dann sammeln sich bald einige seinesgleichen als lachende Erben um das Wildbret des Getöteten und verzehren es in dankbarer Rührung ob des so jäh aus dem Leben Geschiedenen. Gewisse Gruppen unter ihnen wollen überhaupt beim Mahl von Kraut und Blatt nichts wissen und schwören nur zum Fleische. Die Bescheideneren darunter begnügen sich mit totem Getier, das sie finden, aber selbst vor gewohnheitsmäßigem Mord und Raub anderer Geschöpfe scheuen manche nicht zurück. Viele Tausende atmen gleich höheren Tieren Luft in Lungen; andere, vorwiegend Bewohner des Meeres, stillen in Kiemen das Sauerstoffbedürfnis ihres Blutes. Selbst Doppelatmer



Strandschnecke (Litorina litorea)

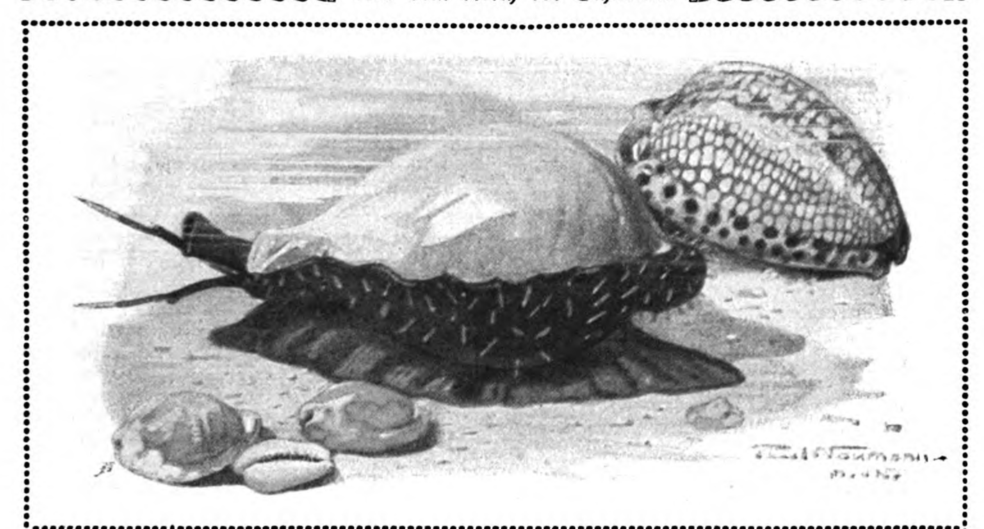
gibt es, die sich des Besitzes von Lungen und Kiemen erfreuen, und Hautatmer, die keines von beiden haben. Aber noch wunderbarer! Da können z. B. zwei von derselben Art leibliche Kinder desselben Elternpaares sein — und haben doch weder Vater noch Mutter gemeinsam. Wie das möglich sein soll? Nun, wir werden es ja hören. Schleimig, schlüpfrig über alle Maßen, schlierig und glibberig sind sie alle. Aber das hindert uns gar nicht, viele von ihnen mit allerlei Würzzutaten zuzubereiten und mit Behagen zu verspeisen. Ja, wenn mancher von uns gegen eine niedliche Zeitgenossin so recht zärtlich sein will, sagt er wohl: „Du liebes, süßes Schneckchen!“ Nicht wahr, es lohnt sich wohl, daß wir uns mit diesem so eigenartigen Getier ein wenig befreunden? Sie werden uns allerlei von sich erzählen, Fesselndes und Kurzweiliges sogar. Kennt man ihrer doch rund 25000 Arten.

Mit den bekanntesten wollen wir beginnen, mit der Gattung Helix oder Schnirkelschnecke. Nach dem Weinberg ist die größte darunter benannt, wenn sie auch ebensogern in Gärten, Hainen und Auen zu hausen liebt. Ihre viel kleineren Schwestern, die zierlichen gelben oder braunrot gebänderten Schneckchen, die schon zeitig im Frühjahr an den Zweigen von allerlei grünendem Gesträuch emporklimmen, Helix hortensis und andere, sind allbekannt. Sie gehören so recht eigentlich zum Vorfrühlingsbild unserer Gärten. Wenn das Laub erst massiger entwickelt ist, fallen sie weniger ins Auge. Ihren Gesamtbau, die Sohle, auf der sie kriechen, das Köpfchen mit vier Fühlern und den Augen an der Spitze der beiden längeren hinteren, — endlich das zur Lunge führende Atemloch an der rechten Seite des Vorderkörpers, können wir am bequemsten bei der Weinbergschnecke Helix pomatia beobachten. Wenn sie umherspaziert, steckt nur noch der spiralig gewundene Eingeweidesack im trüb rötlich-grauen Gehäuse. Aber das ganze Tier kann sich schnell dorthin zurückziehen, wenn es sich bedroht glaubt oder zur Ruhe gehen will. Dann schließt ein weißlicher Hautlappen, der Mantel, die Mündung. Durch erhärtende Ausscheidungen desselben wird das Haus an seinem Eingangssaum, dem wachsenden Umfang des Tieres entsprechend, vergrößert. Sein ältester Teil ist also die Spitze, der jüngste liegt an der Mündung. Bringt man das Gehäuse in seine natürliche Lage, die es etwa bei einer auf uns zukriechenden Schnecke zeigt, die Spitze aufwärts, die Mündung uns zugekehrt, so haben wir die letztere zu unserer Rechten. Das Ganze gleicht einer rechtsherum absteigenden Wendeltreppe. Ausnahmen kommen vor, sind aber im allgemeinen äußerst selten. Man erkennt sie sofort an der links stehenden Mündung. Wie das aussieht, kann man im Spiegel schauen, wenn man ein gewöhnliches Gehäuse davor hält.



Die Wendeltreppe (Scalaria pretiosa)

Für uns ist die Weinbergschnecke das wichtigste aller heimischen Schneckentiere. Sie wird nicht nur in ganz Südeuropa, der Schweiz und Österreich, sondern auch im deutschen Süden gegessen und mit Recht geschätzt. In Italien teilt sie diese ihr selbst wenig erfreuliche Beliebtheit mit allen möglichen anderen, selbst viel kleineren Gehäuseschnecken. Doch macht man dort für den Tisch des gemeinen Mannes hinsichtlich der Zubereitung sehr wenig Federlesens mit ihnen. Man wirft sie in einen Topf mit siedendem, gesalzenem Wasser und läßt sie gar werden. Dann verspeist man sie mit Brot, die zarten Häuschen der kleineren mit Seelenruhe zwischen den Zähnen zermalmend. Dazu schlürft man die leckere Brühe, die von all den Schneckchen auch ohne Tapioka hübsch seimig geworden ist. Nicht viel besser verfährt das Volk in anderen Ländern. Die feinere Kochkunst wandelt andere Pfade. Die Weinbergschnecke verschließt im Spätjahr, wenn sie sich zum Winterschlaf an geschützter Stelle anschickt, ihr Gehäuse mit

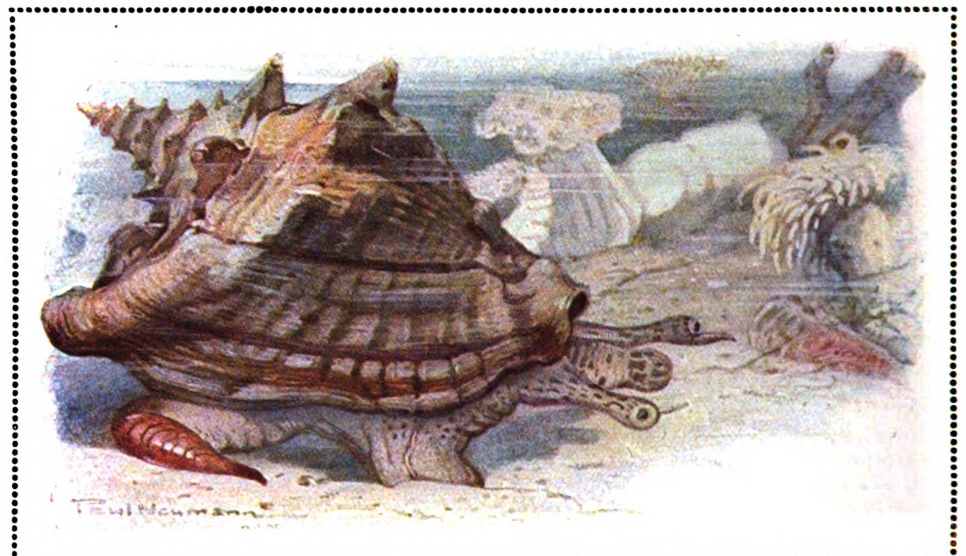


Porzellanschnecken
Cypraea moneta Ovula ovum Cypraea reticulata

einem flachen, kalkigen Deckelpfropfen. Nur in dieser Gestalt, als sogenannte Deckelschnecke, verwendet man sie für die Küche. Der Grund leuchtet ein. Das Schneckchen hat die letzte Zeit vor der Eindeckelung zu fressen aufgehört und sich nach und nach von den inneren Schlacken seiner früheren Schlemmerei gereinigt. Doch hat man, namentlich in Frankreich, längst festgestellt, daß auch ungedeckelte Sommerschnecken ein ganz treffliches Gericht geben. Nur muß man sie dann acht Tage vorher in einem leeren, mit Drahtsieb gedeckten Faß durch eine Fastenkur zu ihrem Küchenberuf vorbereiten. Manche unserer Leserinnen können sich vielleicht nicht recht vorstellen, wie man den schleimigen Schneck in ein schmackhaftes, einladendes Gericht zu verwandeln vermag. Gewöhnlich wirft man die gedeckelten Tiere in siedendes, gesalzenes Wasser und kocht sie darin eine Stunde. Sie lassen sich dann leicht mit Hilfe einer Gabel aus dem Häuschen ziehen. Den spiralig geformten Eingeweidesack und zähen Mantel beseitigt man und entschleimt die Tiere wiederholt durch Reiben in starkem Salzwasser mit Essig. Die weitere Zubereitung mit Butter, Salz, Pfeffer, gehackten Sardellen, Schalotten und vielen Würzkräutern kann man in jedem besseren Kochbuch nachlesen, vor allem in dem klassischen Werk der Großtante Davidis. Sie werden entweder mit dem dicklichen, sehr würzigen Gehack in die Häuschen zurückgetan und kommen so auf die Tafel, oder erscheinen einfach als eine Art Ragout. Man wendet wohl ein, daß das Fleisch der Schnecke an und für sich geschmacklos sei. Aber ohne Salz und Würze ist es bei dem anderer Tiere auch nicht besser.

Gleich allen ihren mit Lungen atmenden Verwandten zu Süßwasser und zu Lande ist die Weinbergschnecke ein echter Zwitter. Beide Geschlechter sind in ihr vereint und zu voller Zeugungsfähigkeit entwickelt. Bei warmer Witterung gesellen sich schon im Mai die Schneckchen zueinander, sonst erst im Juni. Begegnen sich dann zwei in der lauen Abenddämmerung auf ihrer Streife, haben sie voneinander durch lebhaftes Spiel der Fühler wohlgefällige Notiz genommen und sind sie sich über die Gründung eines neuen Familienstandes schlüssig geworden, dann nähern sie sich bis auf einen gewissen Abstand, um scheinbar sofort wieder auszuweichen. Aber nein, das ist es nicht. Vielmehr vollführen sie jetzt eine Art von Rundtanz, bei welchem jede die andere in immer enger werdenden Schraubenlinien umkreist. Natürlich geht dieses Schneckenmenuett mit der gebührenden Bedächtigkeit vor sich, frei von aller Hast und Überstürzung. Endlich haben sie sich. Hoch bäumt sich der Vorderleib, die Sohlen legen sich aneinander, bis nur noch das hintere Ende als Stütze am Boden haftet. Die Fühler neigen sich tastend einander zu, in lebhaftem Spiel sich verlängernd und verkürzend. Dann berühren sich die Köpfchen mit den Lippen, als ob sie es schnäbelnden Täubchen gleichtun wollten. Nun erst schmiegen sie sich längsseitig mit den rechten Flanken nebeneinander, — linkswendige mit den linken. Dabei findet noch ein anderes Spiel statt, das zwar höchst eigenartig erscheint, aber nach allen Beobachtungen doch nur einen ganz unwesentlichen Austausch von Zärtlichkeiten darstellt, wie er nur bei Schnecken im Schwange ist. Auf jener rechten Körperseite befindet sich nämlich der sogenannte Pfeilsack, eine Tasche mit ein bis zwei hervorstreckbaren dolch- oder bajonettartigen Kalknadeln. Mit diesen treffen sie sich gegenseitig, wobei nicht selten die schwache Waffe abbricht, die kaum

verwunden noch in die Haut eindringen kann. „Liebespfeile" nennt man diese Nadeln. Vielleicht sind sie das jetzt entbehrlich gewordene Überbleibsel eines bei den Urvorfahren unserer Schnecken nötig gewesenen Organes. Ohne Zweifel verleihen sie jedoch dem Liebesspiel einen gewissen poetischen Anstrich. Jede der beiden Schnecken gräbt nach einigen Tagen in feuchter, lockerer Erde je eine Grube, in welcher sie ihre Eier ablegt, wohl an 60 bis 80 Stück. Sie sind von Erbsengröße, rund und mit weißlicher Kalkschale versehen. Zuweilen findet man sie an besonders feuchten, schattigen Plätzen frei am Boden an geschützter Stelle liegend. Nach 26 Tagen kriechen die jungen Schnecken aus. Sie gleichen, abgesehen von ihrer Kleinheit, völlig den Alten, entwickeln einen Mund schauen. Hinter der Oberlippe findet man da in der Mundhöhle einen hornigen, bogenförmigen Oberkiefer mit Querleisten und gekerbtem Rande. Mit einem Zahnstocher kann man die Rauheiten fühlen. Unten befindet sich ein zungenartiges Gebilde, das in häutiger Scheide eine bewegliche Reibeplatte aus gleichfalls fester, horniger Masse führt. Wie ein überaus zierliches, fast durchsichtiges Gitterwerk aus zahlreichen spitzen Zähnchen erscheint sie. Durch gewisse Muskeln kann die Reibeplatte vorwärts geschoben und rückwärts gezogen, auch gegen den Oberkiefer gedrückt werden. Wie zwischen zwei Reibeisen wird hier ein Stückchen des Blattrandes gepackt und zerrissen, worauf die Teilchen den hinteren Schlund hinab in den Magen gleiten, reichlich mit dem Speichel der Mundhöhle vermischt. Daß man den Bau des Oberkiefers, das zierliche Gefüge der Zungenplatte nur mit einem Mikroskop schauen kann, liegt bei so kleinen, zarten Gebilden auf der Hand. Bewundenswürdig erscheint uns dann die erstaunliche Mannigfaltigkeit und Gesetzmäßigkeit dieser Kauwerkzeuge, die wohl bei jeder der Schneckenarten ein anderes Gepräge zeigen.



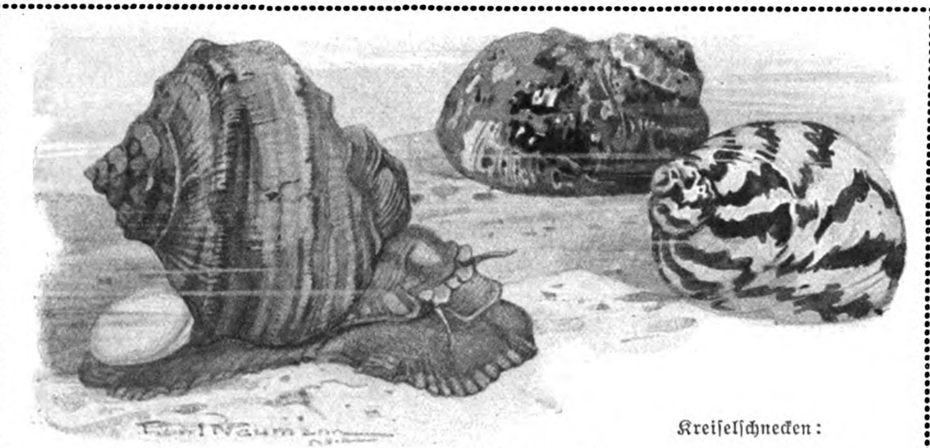
Flügelschnecke (Strombus gigas)

recht gesunden Freßeifer und wachsen ziemlich schnell heran, um sich ganz dem Tun und Treiben der Alten hinzugeben. Wie diese sitzen sie bei Tage in ihren kühlen, schattigen Schlupfwinkeln verborgen, denn der helle, heiße Tag ist keiner Schnecke Freund, noch weniger aber die Trockenheit, die er im Gefolge hat. Senkt sich aber die lauschige Nacht herab oder ein Abend mit lauwarmem Regen, dann kommen sie rings lautlos hervor, kriechen da- und dorthin und schauen, wo ein zartes Kräutlein sprießt oder der Gärtner junge Pflanzen von Salat und Kohl gesetzt hat. Und da schmausen sie dann fast bis zum Morgen und vertilgen unglaubliche Mengen.

Aber wie kann nur so ein weiches, molliges Schneckenmäulchen so kräftig rupfen und reißen an selbst festerem Gras, Kraut oder Laub? Das wird uns sofort klar, wenn wir einem toten Tier in den

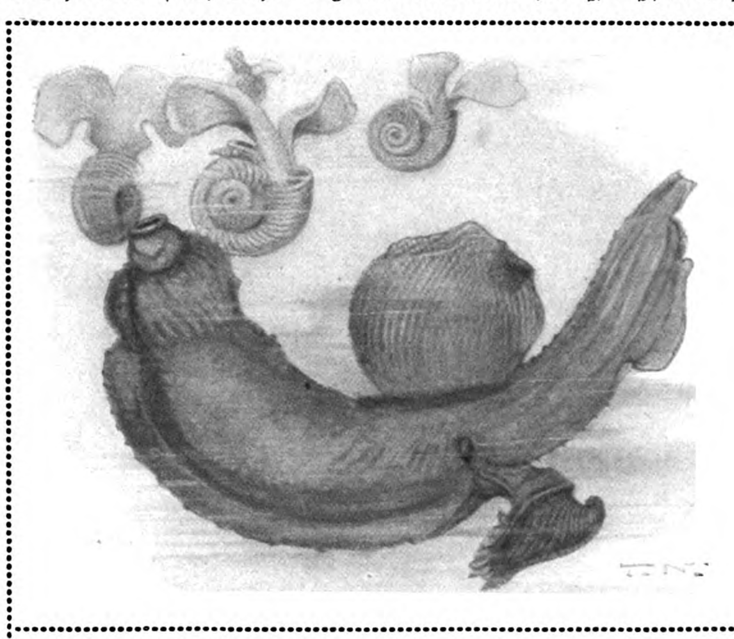
Doch zurück zu unseren jungen Schneckchen. So wie wir deren Entwicklung an unserer Hauptart schilderten, ist sie im wesentlichen bei allen heimischen Lungenschnecken.

In unseren süßen Gewässern gibt es ein paar Schnecken, die mit Kiemen atmen und ihre zahlreichen Verwandten weit draußen im Weltmeer haben. Die bekannteste davon ist Paludina vivipara, die Sumpfschnecke, die sich, beiläufig gesagt, ebenso gern in Flüssen, Bächen und Wiesengräben ansiedelt wie im Gesümpfe. Bei ihr herrscht Trennung der



Kreiselschnecken: Trochus marmoratus Turbo sarmaticus Trochus pica

Geschlechter in Männer und Weiber, was bei Kiemenschnecken meist die Regel ist. Sie bringt zudem ihre jungen Schneckchen lebend zur Welt, eine nicht gerade häufige Ausnahme in dieser Abteilung des Tierreiches. Für uns hat sie hier nur die Bedeutung als Übergangsglied zu den Kiemenschnecken des Meeres, die uns nun beschäftigen sollen. Der Laie kennt sie meist nur von der wechselvollen, zum Teil prächtigen Gestalt ihrer Gehäuse. Die Tiere selbst bekommt die behäbige Landratte höchstens in größeren Aquarien zu schauen oder bei gelegentlichem Aufenthalt am Seestrand. Man erkennt mit Leichtigkeit die Teile des Schneckenkörpers, Sohle und Mantel, den Kopf mit zwei Fühlern, an denen die Augen meist am Grunde stehen, endlich sehr oft ein fleischiges Rohr, durch das Wasser für die Kiemenhöhle eingesogen und wieder ausgestoßen werden kann. Die Gehäuse aber bilden die Hauptmasse und in einzelnen, besonders seltenen und kostbaren Stücken auch den Stolz dessen, was der Laie ‚Muschelsammlungen' nennt, ohne sich durch den Umstand beirren zu lassen, daß echte Muscheln darin meist nur ganz spärlich vertreten sind. Schnecken und Muscheln sind aber ganz verschiedene Tierklassen. Wer schon mal eine Auster selbst geöffnet und beschaut hat, gleichviel ob er sie sich dann mit Behagen einverleibte oder mit verständnislosem Kopfschütteln dem schmunzelnden Tischnachbar anbot, wer endlich im deutschen Nordwesten und an der Wasserkante hochgehäufte Schüsseln mit gekochten Miesmuscheln beim Mahle erscheinen sah, der weiß, daß das Muscheltier nichts hat, was man einen Kopf, also einen deutlich abgesetzten Körperteil mit Mund und Sinnesorganen nennen könnte, weiß, daß seine Schale

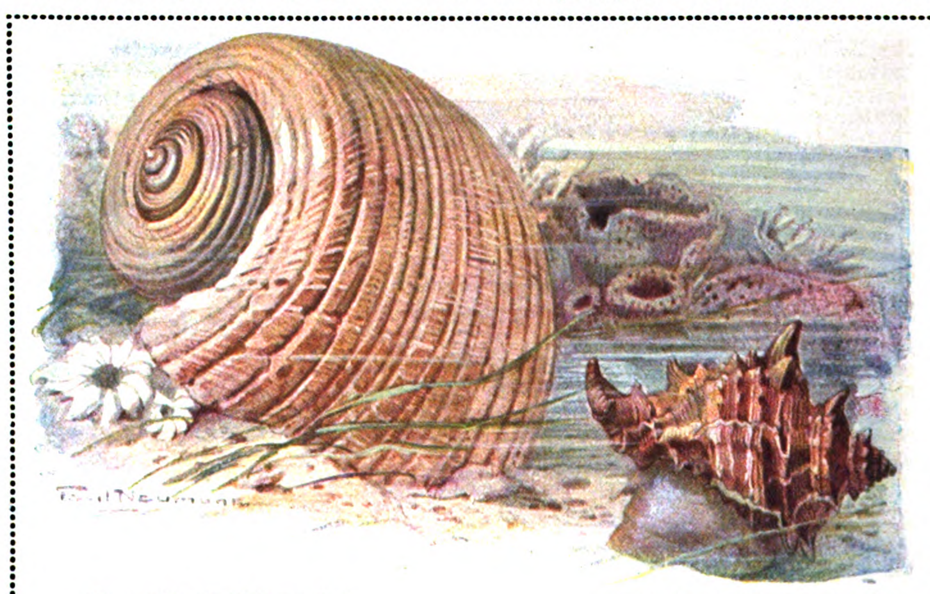


Ruderschnecken (Carnarina mediterranea)

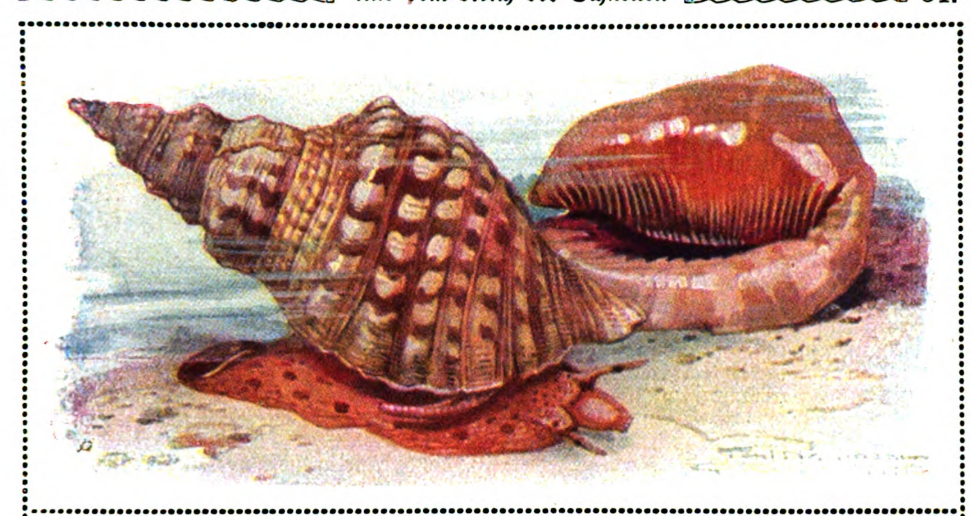
aus zwei gegeneinander beweglichen Klappen besteht. Daß das alles bei den Schnecken ganz anders ist, erfuhren wir bereits. Sie sind eben wesentlich höher entwickelte Geschöpfe als die Muscheln. Wir wissen, daß die junge Schnecke ihr Haus an der Mündung nach Bedarf durch Abscheidung neuer, erhärtender Schalenmasse vergrößert.

Um uns aber im Gewirr der Gehäuseformen zurechtzufinden, müssen wir ein wenig näher auf das Baugesetz derselben eingehen. Da greifen wir wieder zum Beispiel der Wendeltreppe, und zwar der absteigenden, weil ja auch das Schneckenhaus beim Wachstum von der Spitze zur Mündung absteigt. Jene Treppe zwingt uns zu einer doppelten Bewegungsrichtung, zu einer in die Runde herum und einer herab. Herum und herab geht auch das Wachsen der Schneckenvilla. Bei einer bequemen Treppe halten sich beide Richtungen die Wage. Geht aber das Herab schneller vor sich als das Herum, so erhalten wir eine steile Stiege in Gestalt eines schlechten Korkziehers, der aus dem Pfropfen herausreißt, statt ihn zu packen und zu heben. Ja, bei völligem Verzicht auf das Herum bliebe bei der Treppe nur noch ein Herab. Dann wäre sie gerade und würde aufhören, gewunden zu sein. Alles das kommt bei Schneckenhäusern vor, turm- und spindelförmige, korkzieherartige, schwach gewundene und selbst röhrenförmige, fast völlig gerade, die letzteren besonders in flacher Schüssel- und Napfform. Ganz häufig ist aber der umgekehrte Fall, das Vorwalten des Herum gegenüber dem Herab. Hierbei werden die älteren Windungen des Hauses von den jüngeren teilweise oder selbst fast ganz umwickelt und umhüllt. Hört aber das Herab völlig auf, so erhalten wir eine flache Tellerform, ähnlich einer Uhrfeder. Das kann so weit gehen, daß man bei unseren Tellerschnecken nur schwer die Unter- und Oberseite zu unterscheiden vermag, weil beide sich beinahe völlig gleichen. Da hilft uns beim leeren Gehäuse oft nur die Erwägung, daß die Schnecken aus der Gattung Planorbis zu den linkswendigen zu gehören pflegen, bei richtiger Stellung des Gehäuses also die Mündung links haben. Daraus ergibt sich dann sofort, wo bei ihrem Gehäuse oben und unten ist. Handelt es sich aber ausnahmsweise um ein rechtswendiges Stück, dann ist der Laie erst recht in die Irre geführt.

Und nun noch eins, bevor ich mich ganz des trockenen Tones entschlagen kann. Für gewöhnlich sitzt das Schneckentier immer im jüngsten, geräumigsten Teil seines Hauses, den man kurzweg als „letzte Windung" bezeichnet. Alle früheren, älteren bis hin zur Spitze bilden zusammen das „Gewinde". Für das schnelle Verständnis mancher Gehäuseformen sind diese zwei Ausdrücke unentbehrlich. Es ist gewissermaßen Mode geworden, daß der Laie gern ein größeres Schneckenhaus ans Ohr hält, um dem Rauschen und Brausen darin zuzuhören. Fragt man ihn, warum denn das Gehäuse so tönt, bekommt man meist im treuherzigsten Tone die Antwort, es sei das Meeresrauschen, was sich hier von früher her erhalten habe; daran erkenne man ja die Echtheit des Gehäuses. Du lieber Himmel, das heißt gründlich fehlgeschossen! Jeder genügend große



Tonnenschnecke (Dolium galea) Purpurschnecke (Murex brandaris)



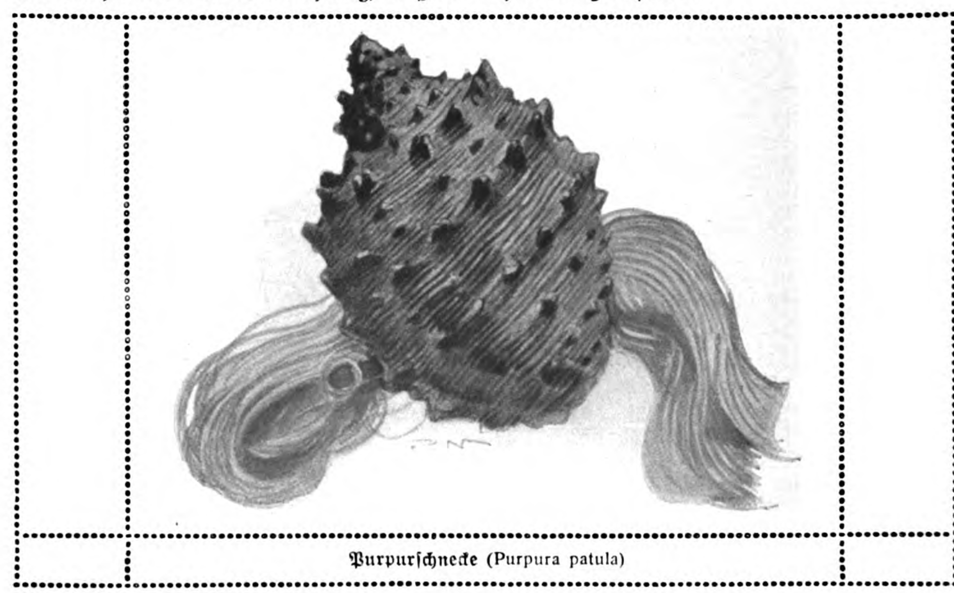
Trompetenschnecke (Tritonium nodiferum) — Helmschnecke (Cassis rufa)

Hohlkörper rauscht vor unserem Ohr, weil sich in ihm die Schallwellen der Geräusche brechen, und diejenigen allein verstärkt heraustreten, deren Wellenlänge zum Hohlraum im richtigen Verhältnis steht. Selbst unsere beiden hohlen Hände brausen vor dem Ohr, wenn wir sie geschickt zusammenlegen, daß noch eine Öffnung oberhalb der Daumenspitzen bleibt, — ebenso weithalsige, leere Gläser mit genügend großer, aber auch nicht allzu weiter Mündung. Wo aber alle Geräusche fehlen und vollständige Stille herrscht, z. B. auf Gipfeln von Hochbergen, da hört auch das sonst lauteste Schneckenhaus zu brausen auf.

Nun aber zur Betrachtung einzelner Formen. Da seien die Ruderschnecken genannt, jene oft schalenlosen, stets zwittrigen Schneckchen des Weltmeeres, die mit Hilfe zweier gleich Schmetterlingsflügeln bewegter Flossen schwimmen. Zu Millionen bedecken sie die Meeresfläche, ein willkommenes Futter für Möwen, große Fische und ganz besonders Wale, die sich an ihnen die Speckbäuche anmästen. Und da wir nun gerade bei der Magenfrage angelangt sind, sei kurz gesagt, daß gewisse Meerschnecken zwar da und dort eingeborenen Völkerschaften zur Speise dienen, für uns aber weit weniger Bedeutung haben als eßbare Lungenschnecken oder gar Muscheltiere wie die Austern, Miesmuscheln und andere. Immerhin kommt die an allen Meeren unserer Breiten lebende Strandschnecke Litorina litorea alljährlich in gewaltigen Mengen auf die holländischen und Londoner Fischmärkte. Wichtig für das Kunstgewerbe namentlich in Ostasien sind verschiedene Schnecken, deren perlmutterartig schimmernde Schalen zu zierlichen Einlegearbeiten verwendet werden. Dahin gehören gewisse Kreiselschnecken, Turbo und Trochus, und das prächtige Seeohr, Haliotis. Wichtig waren im Altertum die Purpurschnecken, verschiedene Arten der Gattungen Murex und Purpura. Sie lieferten ihre kostbaren, nur für die Herrscher erschwinglichen Purpurgewänder. Der farblose Schleim, den diese Tiere aus einer besonderen kleinen Drüse abscheiden, wurde auf Gewebe übertragen. Dem Sonnenlicht ausgesetzt, färbten sich diese unter Verbreitung eines höchst ekelhaften Geruches gelb, dann grün und blau, bis der Vorgang mit einem tiefen Violett seinen Abschluß gefunden hatte. Dieses fiel je nach der Art der verwendeten Schnecken und durch allerlei kleine Kunstgriffe bald mehr ins Rote, bald ins Blauviolett. Neuerdings hat man durch chemische Untersuchungen festgestellt, daß der durch seine große Haltbarkeit ausgezeichnete Schneckenpurpur weiter nichts ist als eine Art bromhaltigen Indigos, den man auf künstlichem Wege in beliebigen Mengen billig herstellen kann.

So bleiben uns denn nur noch solche Kiemenschnecken zu betrachten übrig, deren Gehäuse für Sammler besonders begehrenswert waren und zum Teil noch jetzt sind. Bei einigen ist freilich der alte Ruhm längst verblaßt. Dahin gehört die einst vielbegehrte ‚edle Wendeltreppe‘, Scalaria pretiosa. In meiner Knabenzeit sah ich sie noch als das kostbare Hauptstück in der ‚Muschelsammlung‘ eines alten, würdigen Jugenderziehers. Er hatte das zierlich gerippte, schneeweiße, kaum zwei Zentimeter lange Schneckchen für einen güldnen Doppelfritzen‘, also 34 Mark erworben. Diesen Betrag hatte er sich buchstäblich vom Munde abgespart, oder richtiger gesagt von der Kehle, denn sonst ging ihm etwas Gegorenes oder gelegentlich ein gebranntes Wässerchen über alles. Ein paar Jahrzehnte später konnte man diese Wendeltreppe für wenig Pfennige kaufen, und sie war dann selbst in Schülersammlungen

nichts Seltenes mehr. Im 18. Jahrhundert aber hatten eifrige Liebhaber 350 Mark für das Stück bezahlt. Schön gestaltete Arten hat Conus, die Kegelschnecke. Das am breiten Ende befindliche Gewinde ist wenig vortretend, fast flach. Die letzte Windung hüllt alle übrigen zum größten Teile ein. Auch hier gibt es Arten, für deren Gehäuse Unsummen gezahlt wurden. Der ‚Admiral‘, Conus ammiralis, kostete einst 800, Conus cedo nulli bis 5000 Mark. Fast ganz versteckt ist das Gewinde bei der Porzellanschnecke Cypraea, von der es zahlreiche Arten gibt von Kaffeebohnen- bis zu Faustgröße. Die Gehäuse sind fest, dickschalig, mit glatter, glänzender, oft schön gefärbter Oberfläche, eiförmig von Gestalt und mit schmaler, spaltförmiger Mündung. Das ein bis anderthalb Zentimeter lange Otternköpfchen, Cypraea moneta, gilt schon seit Jahrhunderten und wohl auch jetzt noch unter dem Namen ‚Kauri‘ im Inneren Afrikas und Indiens als Scheidemünze. Der Wert ist schwankend; im Mittel entsprechen 700 Stück unserer Mark. Auch die Eischnecke gehört hierher, oberwärts in Gestalt, Größe und Farbe völlig einem Hühnerei gleichend. Große Schneckengehäuse der Gattung Tritonium benutzten die Alten als Kriegstrompeten, nachdem sie die Spitze des Gewindes abgebrochen und glatt geschliffen hatten. Wilde Völker tun noch heute desgleichen. Durch große Arten sind auch die Tonnenschnecken, Dolium, ausgezeichnet. Sie halten nur Fleischkost für zuträglich und bevorzugen dabei Muscheltiere, deren Schale sie anbohren. Wie es scheint, dient ihnen dazu ihr scharfer Speichel, der reichlich freie Schwefelsäure und etwas Salzsäure enthält. Im Mittelmeer ist Dolium galea, das ‚Faß‘, nicht selten. Bei dieser Art machte man die Beobachtung, daß der liebenswürdige Schneck, wenn er gereizt wird, den langen Rüssel vorstreckt und dem Widersacher eine Ladung des ätzenden Speichelsaftes zuschleudert. Auch die Gattung der Helmschnecken, z. B. Cassis rufa, von den Sammlern der ‚feurige Ofen‘ genannt, verhält sich bezüglich der Nahrung und des Speichels ähnlich. Ganz besondere Käuze sind aber die Flügelschnecken, Strombus, nebst ihren Verwandten. Hier ist der freie Mündungssaum des Gehäuses breit flügelartig ausgezogen, zuweilen auch in fingerartige Zipfel geteilt. Die große Flügelschnecke, Strombus gigas, deren Schale bis zu fünf Pfund schwer werden kann, sieht man nicht selten in Ziergärten als Beeteinfassung, auch wohl als Ampel mit Hängepflanzen besetzt. Die Sohle dieser Tiere ist fast rechtwinklig geknickt, und das längere hintere Stück am Ende hornartig verhärtet. Es wird unter den kürzeren Vorderteil geschoben, und die Schnecke kann sich nun durch ihre Muskelkraft ein Stück nach vorwärts schnellen. Das große Gewicht ihrer Schale hindert sie nicht an solchen Sprüngen, weil ja alle Körper unter Wasser eine bedeutende Erleichterung erfahren. Von diesen sonderbaren Hüpfern im Schneckenreich kommen wir schließlich zu solchen, die abwechselnd mit der rechten und linken Sohlenhälfte gleitende, rutschende Schritte machen. Dahin gehören die bereits an anderer Stelle genannten Kreiselschnecken, Turbo mit runder, Trochus mit eckiger Schalenmündung. Das schrittweise Vorwärtsrutschen, bald rechts, bald links, das auch bei einigen ausländischen Lungenschnecken vorkommt, gleicht fast den unbeholfenen Bewegungen von Menschen, denen die Beine in der Knöchelgegend gefesselt sind. Und so haben wir denn auch im Meere ‚süße Schneckchen im Humpelrock‘.



Purpurschnecke (Purpura patula)

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Hans Heinrich Ehrler: Der Hof des Patrizierhauses (Stuttgart, Strecker & Schröder) — Derselbe: Die Reise ins Pfarrhaus (Ebenda) — Hermann Stehr: Der Heiligenhof (Berlin, S. Fischer) — Carl Bulcke: Balzereit (Berlin, Ullstein & Co.) — Paul Burg: Der goldene Schlüssel (Leipzig, L. Staackmann) — Hans Grimm: Der Gang durch den Sand (München, Albert Langen)



Marie Ebner stellt einmal in ihren Gedichten die Frage: wie kommt es, daß man ein kleines Liedchen so lieb haben kann? Sie antwortet:

> Es liegt darin ein wenig Klang,
> Ein wenig Wohllaut und Gesang
> Und eine ganze Seele.

Nur selten kommt man in die Versuchung, diese wundervolle Kennzeichnung des Liedes auf einen Erzähler anzuwenden, aber dieser seltene Fall liegt bei Hans Heinrich Ehrler vor. In seinen Erzählungen ist immer ein wenig Klang, ein wenig Wohllaut und Gesang und — eine ganze Seele. So reich er mithin ist, steht er mit diesem Reichtum wie ein Fremdling in der heutigen Welt, wie eine fröstelnde Blume im Winterwind. Denn heute wirken die Lauten im Vordergrund; die besten unter ihnen sind es noch, die mit dem Auge erleben, viele erleben mit dem Ohr auf dem Markt, die meisten mit dem Mund, sogar mit der Hand und der Schreibmaschine — aber mit der Seele? Wie veraltet!

Ehrlers Großvater war, wie er selber einmal erzählt, Turmwächter auf dem blauen Turm in Wimpfen, und ein Musiker. Man könnte sich auch diesen, unstreitig hochgeborenen, Dichter wohl vorstellen, wie er auf blauem Turm (ein blauer muß es sein) am Neckar nachts die Wache hält, zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt — aber doch wohl zu sehr Musiker, um städtischem Wachtdienst ganz gewachsen zu sein. Ich fürchte, daß er in der Stille der Mondnacht seine Geige aus dem grünen Tuchbeutel zieht und ihren Klang mit dem Daumen prüft, ganz wie Franz Schinacher in seiner Novelle „Josef Zembrods Töchter". Oder wie Markus Baldein, der Archäologe, der sich zum Violinspiel wie zu einer frommen Handlung vorbereitet. Man höre nur, wie er im Hof des Patrizierhauses — nach dieser Novelle ist das Buch benannt — den ersten Ton zieht. Der steigt rein und rund aus dem Instrument; die Stube nimmt ihn auf und draußen der Hof. Markus muß ergriffen nachhorchen, wie der Ton schöner und größer wird, sich klingend wölbt und langsam schwindet. Nun spielt er ein Lied, dann Bach, Mozart, Schumann. So treibt er's alle Abende in seiner neuen Wohnung, in dem alten Würzburger Patrizierhause. Auf einmal, wie er gerade wieder bei Mozart ist, hört er von irgendher ein Klavier in die Melodie einfallen. Zuerst kaum hörbar, Fühlung suchend, dann bestimmter, bis Spiel und Gegenspiel ineinanderwachsen. Und nun stellt sich Abend für Abend die magische Fernwirkung her zwischen den mehr und mehr zueinander stimmenden Instrumenten. Der Leser vermeint selber die sich von fern grüßenden und umarmenden Klänge zu hören, so zauberhaft ist dies Duett dargestellt. Schließlich stellt es sich heraus, daß die Klavierspielerin ein vierzigjähriges Mädchen ist, hübsch und anmutig, aber auch klug genug, die Neigung des Vierundzwanzigjährigen nicht für sich selbst zu nehmen, sondern ihn einer Nichte, ihrem jüngeren Ebenbilde, zuzuführen. „Ottiliens Schützlinge blühten und blätterten herzlich und g'sund gegeneinander auf. Aus dem stillen, großen und doch heiteren Heldenwesen der Beschützerin wirkte darüber die Weihe eines auserkorenen Vorgangs."

Diese Weihe wirkt auch bei der zweiten Geschichte, „Josef Zembrods Töchter". Auch ihr Held ist „von der Gilde der Erzträumer, die in goldenen Nebeln gehen". Er nimmt bei Meister Zembrod Geigenstunde, um — seinen drei Töchtern nahe zu sein. Ein gar zart verschlungenes Verhältnis knüpft sich hier zur Ältesten, nachdem seine Liebe zur Jüngsten ihn bitter enttäuscht hat, aber plötzlich zerflattert der ganze Jugend- und Liebestraum: der Vater stirbt. Noch sieht er die drei Herrlichen in Schwarz am offenen Grabe: zwei bitterlich weinend und sich an der dritten haltend, die allein gefaßt und aufrecht bleibt. Dann hört er, das Haus werde verkauft und die drei zögen nach Amerika. Und sogleich „war es ihm deutlich, als ob sich ihm selber etwas unbestimmbar Feines und Zärtliches verflüchtige und in seinem Gefühl sich etwas Weites und Fernes auseinanderrücke, das nicht mehr zu schließen sein werde". Noch einen kurzen Gruß erhält er von den drei Schwestern aus New York. Dann nichts mehr. Er kann sich auch keine Vorstellung machen, was aus ihnen geworden ist und wo sie leben. Irgendwo — da drüben ... Gerade dieser ungesuchte Ausklang wirkt erschütternd. Man empfindet, daß die leisen Tragödien des Lebens die schmerzlichsten sind; die tiefe Wehmut in der Erkenntnis „daß alles vorübersterbe", wie Lenau einmal sagt, selbst unsere heiligsten Gefühle, hallt noch lange im Leser nach.

Auch in der dritten Erzählung ist die Geige

die Vermittlerin, sie löst einen Bund, der innerlich unwahr ist, und knüpft einen neuen, der die Beständigkeit des Echten hat. Eine nächtlich vom See her klingende Geige bringt so etwas zuwege, und man muß Hans Heinrich Ehrler sein, um daraus eine feine Novelle bilden zu können. Rührende Wehmut durchzittert „Peregrin“, die Geschichte eines Fremdlings auf Erden. Das eigentliche Kleinod des Buches ist aber „Das Konzert im Vorfrühling“. Der schlichte briefliche Bericht eines Mannes an seine Frau, daß er ihr untreu geworden ist, wenn auch vorerst nur seelisch. Ein Musikschwärmer, den schönes Spiel in Verzückung und erdferne Seligkeit versetzen kann, sitzt er in einem Konzert neben einem jungen Mädchen, an dem er dieselben Erschütterungen bemerkt. Bei ihr vollzieht die Musik den eigentlichen „Knospensprung der Seele“, jene seltsame Umwandlung des zu sich kommenden Mädchenherzens, das Reifwerden für die Liebe. Das seelenvolle Spiel führt ihre benachbarten Hände, dann ihre benachbarten Herzen zusammen. Wie weltentrückt wandeln sie nach dem Konzert zweisam in die Nacht hinaus; zuerst schweigend, endlich finden sich auch Worte, die milde Nachtluft hervorstreichelt. Eine stille, reine Mädchenseele erschließt dem Mann ihre Tiefe. Großmütig gibt seine Frau ihn frei. „Eine schöne Klarheit, selbst die des Verzichtes gefunden zu haben, ist auch ein Geschenk.“

Noch eine kleine Kostbarkeit enthält das Buch: „Die heilige Cäcilia“, eine wundersame Verknüpfung von himmlischer und irdischer Liebe, die an Gottfried Kellers „Sieben Legenden“ erinnert. Man soll mit derartigen Vergleichen vorsichtig sein, aber Ehrler hat in seinen besten Augenblicken wirklich etwas Kellersches, nur daß Ehrler leichter ist, mehr Musikante, weniger Gestalter. Seine Männer sind überhaupt kaum gestaltet, sie ähneln, bis auf wenige Ausnahmen, einander mehr auffallend als auf die Dauer erfreulich, selbst wenn man eine Vorliebe für diese stillverliebten Geiger und Träumer hat. Um so besser gelingen Ehrler die Frauen, wenn er auch da eine sondere Vorliebe bekundet für hohe, edle Gestalten mit einem goldenen Sonnenkranz über dem Scheitel und doch heißsinnlicher Liebe im Herzen. Sein Stil ist feine Goldschmiedarbeit, nur selten wird er einmal süßlich, noch seltener alltäglich, hie und da wohl auch einmal stelzig und, sobald er sich auf den ihm fremden Boden der Satire wagt, sogar unbeholfen. Um so besser steht ihm eine feine lächelnde Ironie zu Gesicht. Daß auch ein Künstler wie Ehrler mitunter Unzulängliches schafft, bezeugen Geschichten wie „Geschwister Noël“ und einige der darauffolgenden. Sie wären besser fortgeblieben, denn sie stören den harmonischen Eindruck eines kristallreinen Poetentums, den man aus den übrigen Erzählungen erhält.

Und dieser Eindruck war, unbeschadet der fast belanglosen Ausstellungen in den letzten Zeilen, so tief und nachhaltend bei mir, daß ich sogleich seinen Roman **Die Reise ins Pfarrhaus** wieder vornahm — den ich schon 1914 gelesen hatte — und mich nun mit doppeltem Genuß noch einmal hineinversenkte. Mit doppeltem Genuß: denn inzwischen haben wir aus einer kleinen selbstbiographischen Skizze Ehrlers im Literarischen Echo erfahren, daß dieser Roman Wort für Wort sein eigenes Lebensschicksal bedeutet. Ehrler selber ist dieser arme Handwerkersohn Jakob Meister, der mit sechzehn Jahren bei einem katholischen Pfarrer im Odenwald erstes Latein und Griechisch lernen soll und dort vierzehn glückliche Wochen verbringt, die für seine Entwicklung entscheidend sind, ihm den Weg zu sich selber weisen. Diese vierzehn Wochen bleiben der Kraftquell seines Lebens, zugleich das Paradies seiner Erinnerung. Denn wenn auch das Leben selbst seine Frühlingshoffnungen nicht zur Entfaltung bringt, so sind doch die Knospen seines inneren Menschen in jenem Lebensmai aufgesprungen, sein gütiger Lehrer hat ihn mit Goetheschem Weltgefühl erfüllt und in die Pflege der Natur gegeben. So wird dieser Arme seines Reichtums froh und erträgt sogar dreizehn Jahre Frondienst in einer Zeitungsredaktion, er, der stille Träumer und Dichter, dem so ganz die „griffige Bereitschaft“ zu diesem Beruf fehlt. In einem kurzen Kapitelchen von kaum zwei Seiten behandelt er diese dreizehn Jahre, aber man spürt ihre tragische Schwere, wenn es da einmal von dem armen Jakob heißt: „Manchmal stand er in der Welt da mit seiner gleich einem See erschütterten Seele und mußte gewaltig weinen.“ Die vornehme Fassung, mit der Ehrler über die Leiden seines Lebens hinwegschreitet, ist das Zeugnis einer adligen Seele. Wie würde ein kleiner Mensch — der deshalb ein großer ‚Artist‘ sein kann, man denke an Heinrich Mann — seine Schmerzen über unwürdiges Schicksal in Wut und seine Wut in Haß und seinen Haß in giftige Schmähung verwandelt haben. Freilich ist das auch Sache des Temperaments, der Anlage. Aber wenn Ehrler es wichtiger dünkt, statt dessen zu zeigen, wie er nach langen Jahren empfindlichster Lebenshavarie an der Stätte seines Jugendglücks bei einer edlen Frau Halt und Zuflucht findet — so muß es erlaubt sein, sich ihm näher zu fühlen und über seine edle Reinheit jene Freude zu empfinden, die sein Jakob gegen Ende des Romans einmal ausdrückt, als ihm zwischen den vielen lauten Büchern einer überreifen Zeit „dann und wann auch schon ein stilles, von Demut berührtes Buch“ in die Hand fällt, darin wieder Dichter herankommen — da sagt Jakob „grüßend in die geschwisterlich redenden Seiten hinein: Brüder, ihr Brüder, da seid ihr ja.“

Hans Heinrich Ehrler dichtet in Geigentönen. Zauber quillt aus singenden Saiten. Besonders schön ist er, wenn er von jungen Mädchen und junger Liebe redet. Aber auch

seine reifen Frauengestalten sind von holdester Anmut, lichte Madonnenbilder auf goldenem Grund. Und die Landschaft lebt, durch die er wandert, silbern klingen die Quellen und selig-beseelt atmen um ihn die Lüfte der Heimat. Trübsal, Not und Irrwege sind diesem Dichter nicht erspart geblieben, aber einmal hat seine Seele eine Heimat gefunden, in jenem Waldhause, wo oben an der Flurdecke das Wort *Χαιρε*, „Freue dich", geschrieben steht, als Gruß der alten Griechen, aber auch zu deuten — und von eben jenem Pfarrer gedeutet — als „der heilige Name Gottes". Mit Eichendorffs Wanderfrohsinn im Herzen zog Jung-Jakob aus nach dem Odenwald. Mit neuen Freunden fürs Leben kehrte er zurück: Mörike, Hölderlin; aber auch Goethe und Spinoza stimmen fortan von ferne in seine Geige ein, wenn er den ersten Bogenstrich zieht, dieser Meister Frauenlob. Seit jenen seligen Wochen durfte er von sich sagen: „Mein Wesen hat eine Heimat, darum konnte mir im Leben nichts geschehen." Und er fährt fort: „Das weiß ich darum tief: die Menschheit und allzumal die Deutschen sind nicht zu erlösen, wenn ihrer Seele keine Heimat zum Besitz gegeben werden kann."

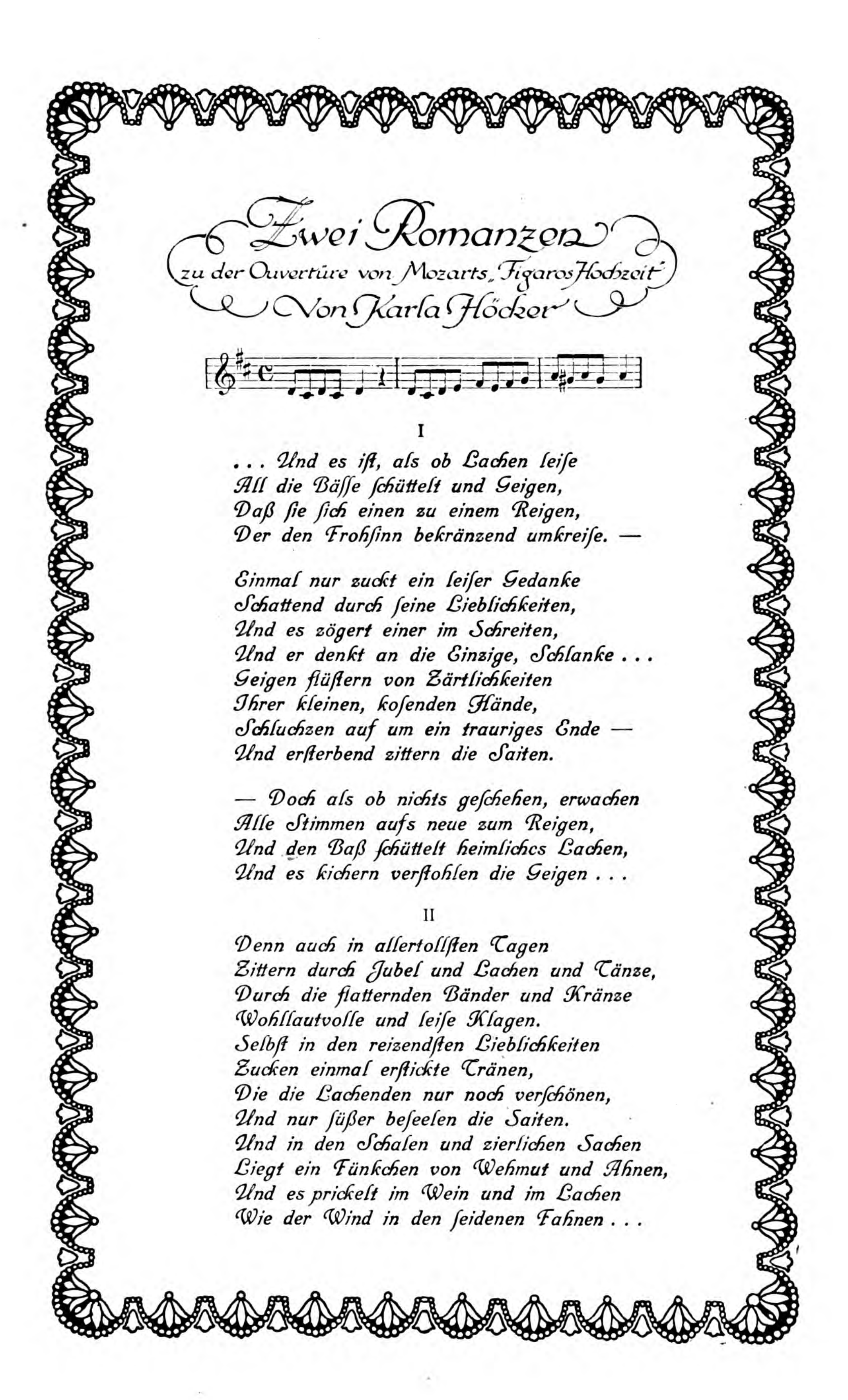
Jenes *Χαιρε*, das der Knabe Jakob für den Namen Gottes hält, hat auch Hermann Stehr an den Schluß seines Romans Der Heiligenhof gesetzt; sein überweiser Allerweltsmeister und deus ex machina Faber predigt in den letzten Worten eine Weltfreudigkeit, die nur gerade bei Stehr ganz und gar nicht überzeugt. Denn dieser wahrhaftige Dichter und tiefe Mensch ist auch in seinem neuen Buch der Alte: die fleischgewordene Unfreudigkeit, Bedrücktheit und Furcht vor sich selber. Ein grübelnder Phantast, der die geheimnisvollen Abgründe problematischer Seelen zu ergründen sucht, indem er immerfort darin herumwühlt und das Unterste zu oberst kehrt. Auch hier sind seine Menschen ohn' Unterlaß auf der Flucht vor schreckhaften Rätseln, immer beunruhigt sie ein Spuk, der mit Vorliebe hinter einer seelischen Zwischenstufe auf sie lauert, nächtliche Angst- und Wahngebilde treiben diese Sonderlinge zur Verzweiflung, zu gewaltsamem Ende oder zu hoffnungslosem Schattenleben. Und doch soll es ein Erlösungsroman sein. Der Heiligenhofbauer stammt aus einem kraftstrotzenden Westfalengeschlecht, wüst und wild ist er selber als junger Bursch, bis ihn die Liebe einfängt und die Geburt eines blinden Kindes ganz umwandelt und umwendet zur Einkehr bei sich selber. Wie eine Heilige wächst das blinde Lenlein auf und wird auch in der ganzen Gegend dafür gehalten. Da macht die Liebe sie sehend, bald nur allzu sehend, denn als sie die Untreue des Geliebten wittert, geht sie in den Teich. Der Vater, der über das Wunder ihres wiedergewonnenen Augenlichts bekümmerter ist als über ihren Freitod — so sind die Stehrschen Menschen! —, kämpft nun mit sich selber um Gott, bis die Hand des genannten Fabers ihm zum Siege verhilft. Zu dieser Erzählung braucht Stehr zwei Bände von zusammen 731 Seiten. Durch ein Labyrinth von Seelenkämpfen wird der Leser geführt, von Erkenntnissen, Zweifeln, Irrtümern, Verstrickungen und Befreiungen, die trotz der ungewöhnlichen Erzählungskunst des Dichters schließlich ermüden durch ihre — Unwahrscheinlichkeit. Es gehört schon viel guter Glaube dazu, diesen seelischen Irrgarten für möglich zu halten, daß er wahrscheinlich sei, wird auch der getreueste Stehr-Anhänger nicht behaupten können. Das ist keine Psychologie mehr, das ist spitzfindige, vergrübelte, ausschweifende Seelenzerfaserung. Ein alter Fehler Hermann Stehrs. In seinen frühesten Erzählungen hielt er es für ausreichend, uns immerfort zu sagen, was in den Herzen und Köpfen seiner Menschen vorging, statt durch ihr Tun und Lassen und Sprechen es zu begründen, oder doch zu erklären. Ganz so bequem macht er es sich heute nicht mehr, immerhin müssen wir das meiste auf Treu und Glauben hinnehmen, mitfühlen können wir diese Zickzackgefühle unmöglich, und mitunter finden wir, daß seine Wasser da, wo sie tief scheinen, nur getrübt sind durch süchtiges Wühlen im Moorgrund. Daß man trotzdem den dicken Wälzer zu Ende liest und schließlich mit dem Hut in der Hand vor diesem Genius steht, ist freilich ein vollgültiger Beweis für das ungewöhnliche Können Hermann Stehrs, der ein ernster Künstler und Denker, der in vollem Sinne des Wortes Dichter ist. Es gibt Stellen in dem Buch, die zu den kostbarsten Perlen deutscher Erzählungskunst gehören. Seine Sprache tönt wie Glockenerz, seine Bilder und Gesichte sind von wahrer Wucht und erinnern oft an die großen symbolischen Radierungen Klingers. Ach, man möchte ihm wirklich jenes *Χαιρε* als Gruß bieten und etwas von dem klaren hellenischen Himmelsblau wünschen, das sich über Ehrlers trotzdem auch so ganz deutschen Dichtungen wölbt.

Das typisch Deutsche bildet den Hauptvorzug auch in Carl Bulckes Roman Balzereit ein in sich gekehrtes Träumerleben des Helden, trotzdem auch in ihm die eine seiner beiden Seelen „in derber Liebeslust sich an die Welt mit klammernden Organen hält". Georg Balzereit ist der jüngste Sohn eines ostpreußischen Gutsbesitzers, ein Fremdlig unter einer — mit scharfem satirischem Griffel gezeichneten — Sippe von Rohlingen und Selbstlingen. Als nach dem Tode des Vaters sich ein nur geringes Barvermögen herausstellt und das Gut von dem bauernschlauen, mit allen Wassern gewaschenen ältesten Bruder übernommen wird, schnürt Georg sein Bündel und fährt nach München, wo er studieren will, aber zunächst einmal vom Leben, will sagen von der Liebe in die Schule genommen wird. Von hohem Reiz ist dies ungleiche Verhältnis zu der

schönen Malerin Fräulein v. Grünheide, die mit ihm spielt und die er doch nie vergißt, der linkische, schüchterne Junge. Es sind nicht die schlechtesten unter den deutschen Schriftstellern, die an solchen bescheidenen, etwas weltfremden Jünglingsseelen ihre Freude haben, wenn dem Deutschen, allgemein gesprochen, auch etwas weniger von diesen Eigenschaften zu wünschen wäre. Georg Balzereit fehlen darum keineswegs der männliche Kern und das selbständige Urteil, er ist ein Mensch, den man lieb haben muß. Wir begleiten ihn durch alle Stadien seines jungen Lebens, das von einer leisen Glückssehnsucht wie von fernen Harfentönen durchklungen wird, wir lächeln über die tragikomischen Erlebnisse seiner Referendarzeit im Spreewald, (mit feiner Satire geschildert), wir schütteln den Kopf über seine wenig glückliche Ehe mit einer ostpreußischen Landgans und stehen schließlich an seiner Totenbahre hinter der Gefechtslinie des großen Krieges. Das Ganze ist mehr die gewissenhafte Chronik eines jungen Lebens als Roman. Mitunter ermüdet die allzu genaue Aufzeichnung jedes kleinen Erlebnisses, jedes Ausflugs, wo wir lieber einen Ausflug in das Seelische dieses so anmutenden Menschensohnes gemacht hätten. Aber der Roman ist als Ganzes eine erquickliche Erscheinung, eine stille Versonnenheit wird unterhaltsam unterbrochen von einer unvermutet aufspringenden Freude an der Anekdote und verklärt von einem feinen, nachdenklichen Humor. —

Betrachtet man die hier zusammengestellten Erzählungen auf ihren Stoff hin und erweitert man diese Betrachtung auf frühere „Büchertische“, so stößt man auf die Merkwürdigkeit, daß in unserer Erzählungsliteratur kein Stand im Verhältnis seiner Zahl und seiner Bedeutung so wenig zu seinem Recht kommt, wie der des Kaufmanns. Die Kreise des Adels, der Hochfinanz und Industrie, der Künstler, Offiziere, Diplomaten — anderseits auch wieder die Arbeiter und Bauern, die ‚kleinen Leute‘ werden verhältnismäßig viel öfter im Roman oder in der Novelle behandelt, als der Kaufmann. Es war nicht immer so. Einst gaben die Hansastädte, die Fugger, die Medici epischen Stoff in Fülle. Dünkt unseren heutigen Erzählern der Kaufmannsstand zu nüchtern? Doch wohl nicht mit Recht. Aus Paul Burgs Roman Der goldene Schlüssel quillt ein so reiches und buntes Leben, von der geschichtlichen Kultur unserer tüchtigsten Volkskräfte gespeist, wie bei kaum einem anderen Roman unserer Zeit, und doch ist es ein richtiger Kaufmannsroman, der nicht mehr aber auch nicht weniger schildern will als die Zeiten und Menschen der Leipziger Messe. Von dem Schwedenkönig Karl XII., der nach seinem Siege über die Sachsen in die Messestadt einzog, bis zum unseligen November 1918 werden die Zeitalter der Messe an ihren Zeitgenossen dargestellt. Mit großer geschichtlicher, sogar bürokratischer Treue. Der Verfasser versichert in seiner Einleitung, daß er „die reichen aktenmäßigen Quellen unverfälscht genutzt und nur vereinzelte Personen in poetischer Freiheit eingeführt habe“. Will er das etwa als einen Vorzug seines Romans hinstellen? Ist es die Aufgabe eines Dichters, oder sagen wir auch nur eines erfindenden Erzählers, einen Roman um eine Aktensammlung herumzuschreiben? Aber glücklicherweise hält das Buch mehr, als die Einleitung verspricht. Zwar stößt man sich mehr als einmal an der Absichtlichkeit und Willkür des Verfassers: zur Familie Winkler, die durch Jahrhunderte das Rückgrat der Erzählung bildet, nun alles was ‚Klein-Paris‘ an großen Menschen und großen Ereignissen in seinen Mauern gesehen hat, in Beziehung zu setzen. Ohne Gewaltsamkeiten und herbeigeholte Zufälle geht es da nicht ab, wenn wir Lessing, Goethe, Schiller, Körner, Blücher, Schumann, Mendelssohn, Wagner und andere berühmte Männer just am Leitseil der Winklerschen Familienchronik aufmarschieren sehen. Nebenbei erfährt Goethe eine erstaunlich verständnislose und platte Herabsetzung gegenüber Schiller und sogar gegenüber Körner. Aber Paul Burg versöhnt mit den Fehlern des Buchs durch eine ungemein starke Darstellungskraft, die dem Werk einen monumentalen Zug und Schwung gibt, er erfreut durch seinen Mut der Überzeugung, den klaren Blick und die Liebe zur Sache. Alles hat Farbe und Charakter. Und man kann im Lesen einer geheimen Freude nicht wehren, daß bei diesem Querschnitt durch deutsche Kultur ihr ganzer Reichtum einem entgegenblinkt. Das kann doch eine Welt von Feinden nicht zunichte machen! Und so wollen wir den goldenen Schlüssel, den heimlichen Talisman der Familie Winkler, der, aus ältestem Bestande des Patrizierhauses stammend, verloren, versteckt und wiedergefunden wird, als Sinnbild der Freiheit und Zuversicht trotz allem und allem auch für Deutschlands Zukunft gelten lassen.

Nur kurz — des Raumes wegen — aber dafür um so wärmer seien die Erzählungen aus Südafrika empfohlen, die Hans Grimm unter der Aufschrift Der Gang durch den Sand zu einem rundlichen Bande vereinigt. Hier begegnet uns ein starker Realist mit warmem Herzen und kühlem Kopf, der beides gleich stark an seinem Schaffen beteiligt. Dabei ist Grimm ein Künstler, der das Instrument der Sprache wie im leichten Spiel, aber, wo der Stoff es erfordert, auch mit Wucht und Schwere behandelt. So stehen ihm der dumpfe Sagaton, das leichte Märchenglöcklein, Tragik und Humor in gleichem Maße zur Verfügung, und überdies erhält der Leser starke Wirklichkeitseindrücke von der Unerbittlichkeit und von der Größe der südafrikanischen Steppe. Wir wollen aber doch nicht aufhören, an Afrika zu denken ...



Zwei Romanzen

zu der Ouvertüre von Mozarts „Figaros Hochzeit“

Von Karla Höcker

I

. . . Und es ist, als ob Lachen leise
All die Bässe schüttelt und Geigen,
Daß sie sich einen zu einem Reigen,
Der den Frohsinn bekränzend umkreise. —

Einmal nur zuckt ein leiser Gedanke
Schattend durch seine Lieblichkeiten,
Und es zögert einer im Schreiten,
Und er denkt an die Einzige, Schlanke . . .
Geigen flüstern von Zärtlichkeiten
Ihrer kleinen, kosenden Hände,
Schluchzen auf um ein trauriges Ende —
Und ersterbend zittern die Saiten.

— Doch als ob nichts geschehen, erwachen
Alle Stimmen aufs neue zum Reigen,
Und den Baß schüttelt heimliches Lachen,
Und es kichern verstohlen die Geigen . . .

II

Denn auch in allertollsten Tagen
Zittern durch Jubel und Lachen und Tänze,
Durch die flatternden Bänder und Kränze
Wohllautvolle und leise Klagen.
Selbst in den reizendsten Lieblichkeiten
Zucken einmal erstickte Tränen,
Die die Lachenden nur noch verschönen,
Und nur süßer beseelen die Saiten.
Und in den Schalen und zierlichen Sachen
Liegt ein Fünkchen von Wehmut und Ahnen,
Und es prickelt im Wein und im Lachen
Wie der Wind in den seidenen Fahnen . . .

Illustrierte Rundschau

Bucheignerzeichen von Prof. Julius Diez — Bucheinbände mit Rückenmalereien von A. Avenstrup — Elfenbeinarbeiten von Alwin Schreiber — Emmy Zweybrück und ihre kunstgewerbliche Werkstätte — Zu unsern Bildern



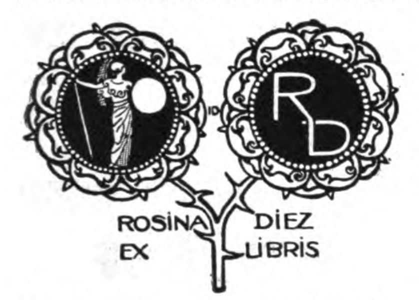
Als man sich vor etwa zwanzig Jahren auf die in Vergessenheit geratene Kunst des Exlibris besann, verliebte man sich in den Gedanken. Was im eigentlichen Sinn nur die Angelegenheit eines geschmackvollen Bücherfreundes war, wurde sehr schnell Gegenstand der Sammelwut, und man kann unsern Künstlern den Vorwurf nicht ersparen, daß sie diese Sammelwut nach Kräften gefördert haben. Gewiß aus sehr verständlichen Gründen. Diese Kleinkunst bot manchem lang ersehnte Gelegenheit, seinen Namen und seine Art bekannt zu machen und Geld zu verdienen. Da war es kein Wunder, daß man es mit der Aufgabe nicht so genau nahm. Man zwängte in den engen Rahmen Darstellungen, die nach Vorwurf und Formgebung nichts mit einem Exlibris zu tun hatten, sondern Bilder waren, die ebensogut auf großen Leinwänden hätten prangen können. Man wartete manchmal sogar nicht einmal einen Auftrag ab, sondern schuf unter der bequemen und beliebten Bezeichnung graphische Phantasien, die nie ein Buch, sondern nur die Mappen der Sammler zu schmücken bestimmt waren. Ja, man befreite sich sogar von der letzten Rücksicht, der auf das kleine Format, und radierte Blätter, die nur in Folianten Platz gefunden hätten, es sei denn, daß jemand so barbarisch gewesen wäre, ihre chinapapierne Kostbarkeit für diesen schnöden Zweck zu mißbrauchen. Gewiß ist auf diese Weise manch erlesenes Kunstwerk entstanden, aber ganz wohl ist uns dabei nicht, denn wir sind gewöhnt, bei solcher Zweckkunst zunächst rein sachlich nach ihrer Brauchbarkeit zu fragen. Und wir dünken uns deswegen nicht eng-

ES
EX·LIBRIS

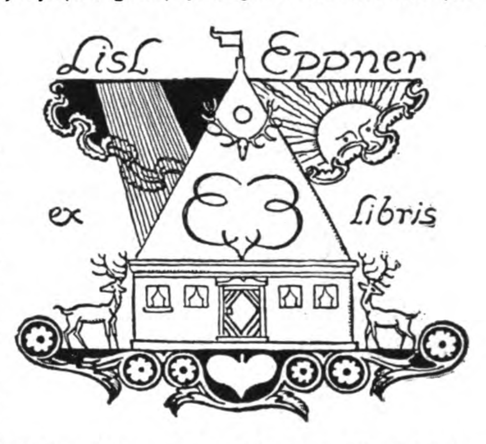




Bucheignerzeichen von Prof. Julius Diez in München



ungestümen Schmerz überrennt, ist ein rechter deutscher Waldrüpel geworden. Sehr geschickt sind die Anfangsbuchstaben des Namens Adolf Uhl mit dem gelehrten Vogel und einem Stückchen Landschaft verbunden. Eindrucksvoll ist auch das Blatt, das die Bücher des Prof. Dr. Georg Habich, des Direktors der Münchner Münzsammlung, zeichnet. Am schlichtesten gibt sich Diez in dem Exlibris für



herzig, denn dieser Maßstab ist von den Dingen hergenommen und ihnen keineswegs aufgezwungen. Wie wenig er die Phantasie eines Künstlers zu hemmen imstande ist, zeigen die hier abgebildeten **Bucheignerzeichen** von **Prof. Julius Diez**, Schöpfungen einer freien und glücklichen Laune, die sich spielend ergeht und auf allen Wegen fröhliche Kränze windet.

Diez entwirft keine Gemälde, wenn es gilt, Bucheignerzeichen zu schaffen. Er zieht es vor, das Wesen der Marke zu wahren, und daraus ist zu erklären, daß geometrische Figuren wie Kreise und Dreiecke häufig auftreten. Aber sie sind geistreich verwandt und spielen eine lebendige Rolle. So bildet das Dreieck auf dem Exlibris Lisl Eppner den steil und stolz aufstrebenden Giebel für



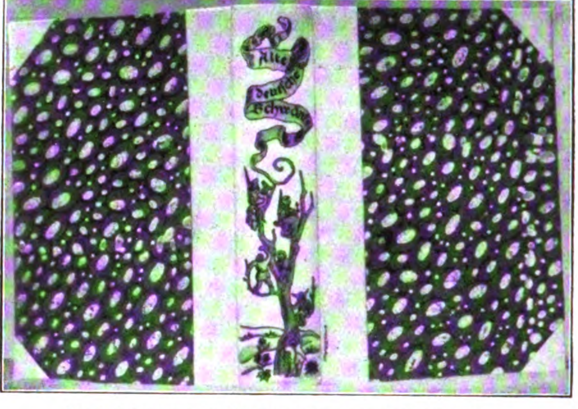
das gemütliche Haus im Walde, über das Regen und Sonnenschein kommen, ohne die Liebe zu wandeln, auf die es gegründet ist. Ein einfaches gleichseitiges Dreieck bildet auch das Exlibris E. S., in dessen engen Rahmen Orpheus eingelassen ist, der die Zither schlägt, indes der Wald und das Getier ihm friedvoll lauschen. Man betrachte, wie deutsch diese klassische Sage in der derben Linienführung behandelt ist. Auch der verwundete Kentaur, der auf dem Exlibris des Bildhauers Fritz Behn die zierliche Statue des betenden Mädchens in seinem

Rosina Diez. Sehr lustig sind die Exlibris Heinemann und Stäble. Dort, in der Jagd auf den Schmetterling, werden wir daran erinnert, wie ungezwungen Diez mit der Natur umspringen darf, ohne unwahrscheinlich zu wirken. Hier pflegt er seine Liebe zu einem drolligen Orient, der trotz Pumphosen und Turban doch immer münchnerisch bleibt.



Bucheignerzeichen von Prof. Julius Diez in München

Handgemalte Bucheinbände — das ist die neueste Neuigkeit, mit der vornehme Buchhandlungen ihren begüterten Kunden aufwarten. Selbstverständlich ist diese Neuigkeit uralt. Man hat im Mittelalter und in der Renaissance die Bücher auf ähnliche Weise verziert, und was an dem Luxus von heute neu ist, ist im Grunde nur, daß man sich dieses Brauches wieder erinnert hat. Nicht jeder, der es seinen Mitteln schuldig zu sein glaubt, in seinen Bücherschrank so sonderlich ausgezeichnete Bände zu stellen, wird den Reiz fühlen, der in dem Bewußtsein liegt, daß es ein Buch mit diesem Einband nur ein einziges Mal gibt. Vielleicht muß man, um von dem Gedanken entzückt zu sein, unter die Büchernarren oder Geschmäckler zählen. Doch man braucht ja solche Bände nicht gleich zu sammeln oder zu kaufen, weil es teuer ist. Man kann sich denken, daß in dem, was zunächst ein bloßer Luxus scheint, auch ein Lebenswert liegt. Wir haben vielleicht ein Buch, das man vor andern liebt. Es hat uns in einer bestimmten Stunde als ein trostreicher Freund gedient. Oder es hat uns freudig gestimmt, so daß wir an die Schwere dieses fragwürdigen Daseins nicht glaubten, sondern uns fröhlich auf- und davonschwangen in heitere Gefilde der Kunst. Oder wir wollen ein gutes Buch in eine liebe Hand legen und möchten, daß es als ein edler Freund willkommen geheißen werde. In all solchen Fällen läge es nahe, dem Buch diese seltene Behandlung zuteil werden zu lassen.



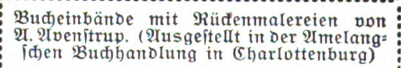
Bucheinband mit Rückenmalerei von A. Avenstrup
(Aus der Amelangschen Buchhandlung in Charlottenburg)

Der Maler A. Avenstrup hat für die Amelangsche Buchhandlung in Charlottenburg eine Anzahl Einbände gemalt. Er hält sich dabei mit gutem Geschmack in den Grenzen einer bloß schmückenden Tätigkeit, so daß, wer so ein Buch in der Hand hält, nach geziemender Bewunderung der Arbeit des Malers immerhin nicht vergißt, es aufzuschlagen. Er bevorzugt die reine Ornamentik, stilisierte Blumen u. dgl., geht aber gelegentlich auch ins Figürliche über, ohne — und damit entrinnt er den hier lauernden Gefahren — Illustrationen zu schaffen. Er bleibt vielmehr in der Andeutung, gibt nur einen Anklang an den Inhalt.








Bucheinbände mit Rückenmalereien von A. Avenstrup. (Ausgestellt in der Amelangschen Buchhandlung in Charlottenburg)

Seit einigen Wochen sieht man in den Ausstellungsräumen der Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk in München und Berlin Elfenbeinarbeiten des Münchner Bildschnitzers Alwin Schreiber, der sich die künstlerische Veredelung dieses lange geringschätzig betrachteten und während der Kriegsjahre doppelt kostbar gewordenen Materials zum Ziel gesetzt hat. Es sind Anhänger und Broschen, Dosen und flache Schalen, Nadelkissen, Handspiegel und Bürsten, kurz allerlei Schmuck und Gebrauchsgerät in weichen, runden Formen, wie sie zu dem Charakter und der milden Schönheit des Elfenbeins gehören. Elfenbein ist hart und spröde und hat als gewachsener Zahn mit seinen bis zur Spitze reichenden Nervensträngen mancherlei Tücken, die dem unerfahrenen Schnitzer peinliche Überraschungen während seiner Arbeit bereiten können. Genaueste Kenntnis des Materials ist hier vor allem von nöten, und auch der Entwurf der Form wie der Verzierung muß von vornherein dem Rohstück und den Möglichkeiten der Verarbeitung angepaßt sein, die ein äußerst vorsichtiges Meißeln und Feilen und Schaben erfordert. Wie viel Schönheit dann aus dem zart schimmernden Bein herauszuholen ist, zeigen diese Arbeiten Schreibers in den großen, glatten Flächen der Bürsten, dem Blütengerank der Anhänger, den Rundungen und Wölbungen der Dosen und Schalen und den bequemen, sich der Hand einschmiegenden Griffen. Hier ist alle Sprödigkeit und Launenhaftigkeit des Materials technisch gemeistert. Die sauber geschnitzten Verzierungen sitzen an der rechten Stelle, und ein fein ziselierter Goldreif oder eingebettete Halbedelsteine erhöhen die vornehme Schmuckwirkung dieser Arbeiten.



Ein lange vernachlässigtes Kunstschaffen wird in diesen Arbeiten neu belebt, weil Schreiber sich liebevoll in alle Eigenheiten dieses edlen Stoffes versenkt und sich nicht darauf beschränkt, Altes nachzubilden oder sich in wenigen erlernten oder gefundenen Formen zu wiederholen, sondern voll hoher Schaffenslust auf immer neuen Wegen zu der zierlichen, leichten und milden Schönheit zu kommen sucht, die im Elfenbein verborgen ruht.





⌘ ⌘ ⌘

Wien ist reich an kunstgewerblichen Begabungen; zu ihren jüngsten und liebenswürdigsten gehört Emmy Zweybrück, die, noch blutjung, vor sechs Jahren ihre Werkstätte begründet hat. Wer die auf S. 559 abgebildeten Kinderkleidchen betrachtet und sich nach den Unterschriften die Farben vorstellt, wird den wienerischen Stil

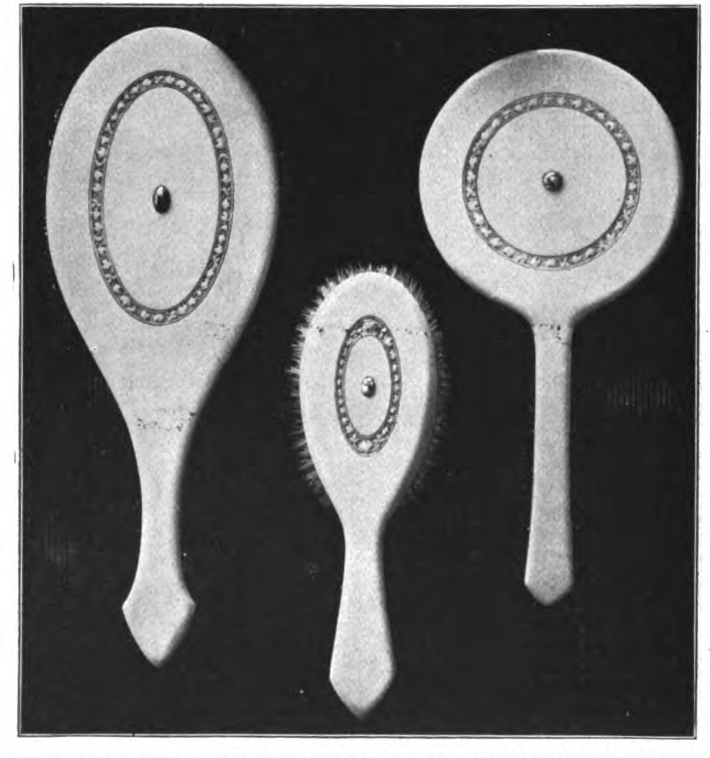
Elfenbein-Anhänger mit Halbedelsteinen besetzt, teilweise mit Goldreifen
Geschnitzt von Alwin Schreiber, Unterhaching; Vertrieb: Vereinigte Werkstätten für Kunst im Handwerk A.-G., München



sich in ganzen Wohnungseinrichtungen zu versuchen und zwar mit Glück, wie unser freundliches Kinderzimmer zeigt (S. 560). Sehr wohltuend berührt, daß Emmy Zweybrück nicht nur wunderschöne Dinge für Leute entwirft, die ohne Besinnen zahlen, was verlangt wird. Es ist im Gegenteil ihr Streben, die Früchte ihrer Arbeit den bürgerlichen Kreisen zugute kommen zu lassen, für die es immer schwerer wird, sich zu dem Notwendigsten auch bescheidenen Schmuck des Daseins



dieser Arbeiten nicht verkennen. Die Muster sind deutlich, die Farben ausgesprochen, die Wirkung kräftig und fröhlich. Ein volkstümlicher Einschlag, auch von slawischer Seite her, macht sich bemerkbar etwa in der Art, wie die Künstlerin an der Größe von Blumen und Zierstücken ihre Freude hat. Die Tätigkeit Emmy Zweybrücks ist sehr vielseitig. Sie entwirft außer Textilarbeiten, worin ihre besondere Stärke und Vorliebe ruht, auch Keramiken und Schnitzereien und bemüht sich, jeden Stoff zu meistern. Sie ist auch mit Hilfe ihrer Schülerinnen daran gegangen,



zu gönnen. Sie prunkt deshalb nicht mit Luxusgegenständen. Aber sie entwirft und behandelt die Dinge alltäglichen Bedarfs mit einer Liebe und einem Geschmack, daß sie nicht bloß kostbar scheinen, sondern es sind.

⌘ ⌘ ⌘

Wenn wir von den Sezessionisten jenes alten und längst klassisch gewordenen Schlages reden, der mit dem Namen Max Liebermann für jeden verständlich bezeichnet wird, so denken wir auch an den Berliner Professor Philipp Franck, von dem ein farbensattes Bild dieses Sommerheft eröffnet. Freilich bedurfte es bei ihm einer langen Entwicklung, ehe er diese für ihn bezeichnende Art der Landschaftsdarstellung gefunden hat. Wer könnte bei diesem Gemälde daran denken, daß sein Künst-

Dosen, Handspiegel und Bürste, in Elfenbein geschnitzt von Alwin Schreiber, Unterhaching; Vertrieb: Vereinigte Werkstätten für Kunst im Handwerk A.-G., München

ler bei Eduard von Steinle in die Schule gegangen ist? So ist es aber. Der 1860 in Frankfurt a. M. geborene Maler hat seinen ersten Unterricht bei diesem ehrwürdigen Nazarener erhalten, und seine ersten Schöpfungen sind Märchenbilder gewesen. Aber früh schon schlug er sich abseits in die Büsche und füllte seine Skizzenbücher mit Landschaften. Das mußte heimlich geschehen, denn Steinle und seine Genossen im Lehramt hielten von der Landschaftsmalerei nicht viel. Aber der Geist der Zeit war auch in diesem Fall stärker als der Wille einer altgewordenen Schule. Es erfolgte eine Sezession nach Cronberg im Taunus, und unter der dorthin wandernden Jugend befand sich auch Philipp Franck. In der anmutigen Taunusstadt malte man nach der Regel von Barbizon; Courbet war der Ordensmeister. Dann ging Franck nach Düsseldorf und wurde Schüler von Eugen Dücker. Bei diesem großen Landschafter und Lehrer wurde er in seiner Liebe zur unverfälschten Natur bestärkt und erprobte seine vertiefte Kunst auf zahlreichen Studienreisen, bis er 1892 zum Lehrer an die Berliner Kunstschule berufen wurde, deren Leiter er jetzt ist. Ende der neunziger Jahre gehörte er zu den Gründern der Berliner Sezession. Eine neue Entwicklung setzte ein, in deren Verlauf seine oft noch schweren Farbentöne leichter und heller wurden und er das Figürliche, von dem er sich lange ferngehalten, in neuem Sinne zu beherrschen lernte. Mit besonderer Liebe widmete er sich der Landschaft in der Gegend des Wannsees. Ein Aufenthalt in Stolpe am Stolper See zwischen Wannsee und Neubabelsberg öffnete ihm die Augen für das Zusammenspiel von Wasser und Wald an den Seen der Havel, und in ihm erwuchs der märkischen Landschaft ein begeisternder Verkünder ihrer Herrlichkeit.



Auf weißem Tuch mit bunter Wolle gestickt

In Kurbelstickerei

Die deutsche Kunst der siebziger und achtziger Jahre leidet unter Vorurteilen. Die Umwälzungen, die der Impressionismus herbeigeführt hat, machen uns ungerecht gegen zahlreiche Künstler, die ehrlich und tüchtig, aber in altmodischer Weise gemalt haben, und es bedarf wohl erst einer kunstgeschichtlich sichtenden Ausstellung großen Umfangs, um uns den Wert auch dieser Zeit vor Augen zu führen. Ansätze zu einer gerechteren Einschätzung sind schon da, und auch der Kunsthandel wittert bereits Morgenluft. Was für Schätze zu heben sind, zeigt unser Bildnis von Julie Amberg (zw. S. 456 u. 457), einer Künstlerin, von der wir nur wissen, daß sie die Tochter des Berliner Genremalers Wilhelm Amberg gewesen ist. Es ist ein Genuß, sich klar zu machen, wie ab-



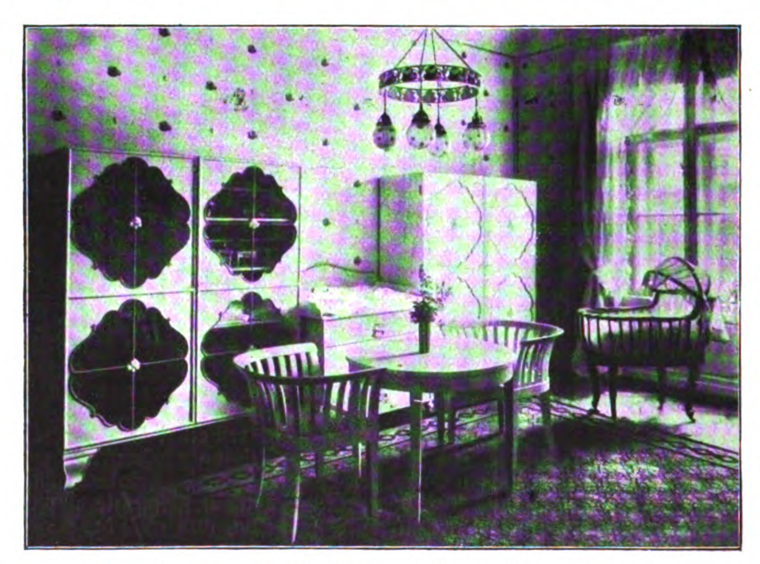
Auf blauem Samt weiß und grün gestickt

Kinderkleidchen aus der kunstgewerblichen Werkstätte Emmy Zweybrück in Wien

gewogen diese stickende Dame im Raume sitzt, wie sich das Schwarz des Kleides, das Weiß der Decke, das Goldbraun des Tischchens und des Bilderrahmens, das Rotbraun des Hintergrundes zum Einklang fügen. — Vor der Folge der Brüttschen Einschaltbilder, die die farbige Entwicklung dieses Meisters in ihren wichtigsten Stufen darstellen, haben wir die Landschaftsaufnahme ‚Ein Sommertag' von Jos. Ultsch eingefügt (zw. S. 464 u. 465). Der Vorwurf ist sehr einfach, aber mit malerischem Empfinden festgehalten. — Von Emil Orlik bringen wir das Bildnis von Richard Strauß (zw. S. 496 u. 497). Orlik ist ein Tausendkünstler. Auf allen Gebieten ist er zu Hause: er malt, zeichnet und radiert. Er beherrscht die Landschaft und das Bildnis. Er stattet Bücher aus und entwirft Plakate. Er malt Theaterdekorationen und ist ein anregender und einflußreicher Lehrer an der Berliner Kunstgewerbeschule. Daß unter dieser Vielseitigkeit die Tiefe seiner Begabung nicht leidet, beweist dieses ruhevolle und seelisch reiche Porträt des Komponisten der Alpensinfonie. — Ein lustiges Sommerbild ist das ‚Sonnenbad' von dem Dresdner Prof. August Wilckens (zw. S. 504 u. 505). Der Künstler wird besonders als liebevoller und kundiger Darsteller bäuerlich-festlichen Lebens geschätzt. Hier erprobt er sich an dem Vorwurf, den nackten Menschen in die freie Natur zu stellen. Das ist ihm gelungen. Es weht uns ein frischer Hauch von Gesundheit und Sonne aus diesem Bilde an. — Die ‚Schusterwerkstatt' Max Liebermanns gehört zu den Hauptwerken naturalistischer Kleinkunst. Anders sieht sie aus, wenn sie der junge Münchner Max Mayrshofer malt (zw. S. 528 u. 529). Auf das Drum und Dran, das Liebermann noch mit fast Menzelscher Liebe zum Einzelnen wiedergegeben hat, kommt es ihm gar nicht an, sondern nur auf das Licht, das von der Lampe auf den Tisch fällt und mit dem Dunst und Staub der Werkstatt ringt. — Professor Walter Conz in Karlsruhe hat von Kalckreuth und Thoma die große Ruhe gelernt, ohne die tiefstes Empfinden einem deutschen Herzen gewöhnlich versagt bleibt. Mit bewußter Einfachheit setzt er die beiden Menschen auf seinem Bilde ‚Im Garten' (zw. S. 536 u. 537) in leise und beredte Beziehung zueinander. Er gestaltet den Raum, der sie mit Luft und Licht umgibt, so klar wie möglich. Er hat keinen Sinn für das ‚Interessante', wohl aber für das Wertvolle. P. W.



Kinderkleidchen, in Wolle gestickt
Ausgeführt in der Kunstgewerblichen Werkstätte Emmy Zweybrück in Wien



Kinderzimmer, ausgeführt in der Kunstgewerblichen Werkstätte Emmy Zweybrück in Wien

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Adolf Bothe in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Otto Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

33. Jahrg. / August 1919 / 12. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50, Tauentzienstraße 7b

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 3 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Post-Anstalten. In der Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte“ eingetragen. Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Post-Anstalten bezogen werden.



Inhalt des Augustheftes:

Kunstbeilagen:

Einschaltbilder:

* * *

Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Prof. Heinrich Wieynck in Dresden.

Inserate:



Aus Tausend und Eine Nacht
Gemälde von Lore Uphoff-Schill



Die Grenzen. Roman von Ernst Zahn

Schluß

Nun hob Lotte Leutholds große Kampfzeit an.

Es ging nicht alles so rasch und leicht, wie sie vielleicht gemeint hatte. Der Entschluß allein tat es nicht.

Angelika lag zu Bett. Die Überspannung aller Nerven hatte sie in eine Art Fieberzustand versetzt.

Hans David schlich herum wie ein geschlagenes Hündlein, das nicht weiß, wo es sich bergen soll. Zuweilen lief er auch fort und streifte auf einsamen Wegen. Er hatte keinen Halt, dachte an die Mutter und verstand sie nicht und verachtete in jugendlicher Überspanntheit die Welt und das Leben. Was nützte es, so redete er sich ein, sich um eine Geltung in dieser Welt groß zu mühen, da sie selbst so wenig taugte. Angelika mied er. Sie war ihm zu heftig. Er meinte, daß es nichts nütze, sich dem entgegenzustemmen, was einmal über das Haus gekommen war. Bei den Mahlzeiten sah er die Eltern. Sie saßen da und sprachen nur das Nötigste. Nur vor den Mägden wahrten sie das äußere Ansehen.

Es ging die Rede, daß man nach St. Felix zurückfahre. Es fiel der Name der Großmutter.

Und der Vater sprach mit dem Dr. Felix Heß.

In dem Zimmer, wo man musiziert hatte, wo die Noten noch gebrauchsbereit lagen und der aufgeschlagene Klavierdeckel darauf zu deuten schien, daß Lotte nur eben die starken, weißen Hände von den Tasten genommen, fand die Unterredung zwischen den beiden Männern statt. Sie saßen beide steif auf ihren Stühlen, der Offizier stattlicher, breiter, gezwungener, der Gelehrte in seiner natürlichen, schlanken Steilheit.

„Daß ich bei den Weibern vor Ihnen den kürzern ziehen muß, weiß ich schon," sagte Adrian Leuthold. „Ich habe mir auf meine Schönheit nie etwas eingebildet."

„Es handelt sich nicht um die Weiber, sondern nur um eine Frau," erwiderte Felix Heß gelassen. „Diese Frau hat, als sie jung und ihrer selbst nicht sicher, noch über sich selber klar war, sich mit Ihnen verheiratet, trotzdem sie mit dem Herzen mir gehörte. Sie hat in Ihnen nicht das gefunden, was sie suchte. Sie ist nicht glücklich. Seien Sie ein Ehrenmann, Herr Leuthold. Ziehen Sie die Schlüsse."

Adrian schlug die Arme übereinander. „Halten Sie das eigene Glück für die einzig zulässige Forderung?" fragte er. „Ich kenne auch noch so etwas, wie das Glück der andern."

Felix Heß biß sich auf die Lippen. Es war ihm, als ertappe er sich auf einem Irrwege, so wohl er sich das Einlenken in denselben überlegt hatte.

Leuthold fuhr fort: „Diese andern sind weder meine Frau noch ich. Was mich angeht, so kann ich nach dem, was geschehen ist, keine Ansprüche mehr machen. Aber — ich will meinen Kindern die Mutter erhalten."

„Glauben Sie, daß Sie das können?"

„Ich will es zum mindesten versuchen."

Felix Heß stand auf. „So muß ich abwarten, was Ihre Frau entscheiden wird."

Leuthold rührte sich nicht. Er saß da wie ein trotziger, klotziger Stein im Wege. „Das eben muß ich von Ihnen fordern, daß Sie warten," sagte er. „Sie haben sich eingedrängt. Ich muß die Möglichkeit haben, das zur Verteidigung Nötige zu tun."

„Sehen Sie denn nicht, daß Verzicht in Ihrem Falle edler wäre als Kampf?"

„Das ist ein Standpunkt. Es gibt ihrer mehrere."

„So bleibt mir nichts, als zu gehen."

„Sie werden abwarten, nichts durchzwängen wollen! Ich möchte Lärm vermei-

den, allein — wenn Sie mich zwingen, ich könnte unangenehm werden."

„Ich lege alles in Lottes Hand. Wenn sie mich braucht, werde ich zur Stelle sein."

Felix Heß stand schon in der Nähe der Tür. Er verbeugte sich steif.

Adrian Leuthold nickte nur, ohne ihn anzusehen.

Da ging er.

Drüben bei Angelika saß indessen Lotte. Sie wußte, daß ein paar Türen weiter die beiden Männer miteinander sprachen. Sie mochte auch gespannt sein, zu erfahren, was das Ergebnis ihrer Unterredung sein möge. Aber augenblicklich dachte sie nicht an eine Lösung. Sie sah, daß das Mädchen da im Bett, ihr Kind, aus allen Gleisen geworfen war und fühlte ihre Schuld. Sie mußte auch an die Szene mit Adrian denken. Ihr Unabhängigkeitssinn lehnte sich gegen seine Gewalttätigkeit auf. Sie grollte ihm bitter, haßte ihn fast, und ihr ganzer Trotz war wach, und doch nagte auch da heimlich etwas an ihr, als sei nicht alles Recht auf ihrer Seite. Dann gingen ihre Gedanken wieder zu Felix. Hatte sie nicht Pflichten auch gegen ihn? Sie war doch eigentlich einst die Untreue gewesen. Eine unendliche Sehnsucht nach dem fernen Jugendland mischte sich mit der Überzeugung, daß sie jetzt noch, so spät noch, gutmachen müsse, was sie damals geirrt hatte. Aber sie sah ein, daß sie Geduld, daß alles seine Entwicklung haben mußte.

Am Nachmittag konnte Angelika aufstehen. Sie war einigermaßen beruhigt. Bleich und mit fliegenden Gliedern kam sie in die Wohnstube hinüber. Dort war Lotte mit Packen beschäftigt. Zuweilen trat der Vater ein und legte selbst stumm mit Hand an. Früh am andern Morgen wollte man nach St. Felix zurückreisen.

Hans David wurde mit einer Erklärung zu Pfarrer Pfister gesandt. Er war ein guter Bote, denn er besaß die Gabe mit Leuten umzugehen, ohne sich selbst zu verraten, und seine weltverachtende Stimmung half ihm bei der Verstellung. Als er zurückkam, fand er Angelika allein in einem der Zimmer.

„Den Pfaffen habe ich gründlich angelogen," prahlte er, und wäre er nicht so bleich und sein Mund nicht so verzerrt gewesen, hätte man an seine Vergnügtheit glauben können.

Angelika antwortete nicht.

Er trat ans Fenster und trommelte mit den Fingern an die Scheiben.

„Ich glaube an nichts mehr, Angelika," sagte er.

„Ich weiß nicht, was ich denken soll," entgegnete das Mädchen.

„Von keinem Menschen will ich mehr etwas Gutes denken," redete er nach einer Weile wieder daher, und sich jäh nach Angelika umdrehend, stieß er heraus: „Ich kann die Mutter nicht mehr küssen, bei meiner Seele nicht."

Angelika errötete. Das Blut ergoß sich ihr heiß und heißer in Stirn und Wangen. Sie ballte die kleinen Hände. Aber sie schwieg. Sie wußte kaum, wem ihr Zorn galt, so vieles war, was sie als Unrecht empfand, und so viele, die daran teil hatten.

Da rief sie der strenge Vater zum Essen.

Sie gingen wieder zu einer der stummen, üblen Mahlzeiten, bei denen keines frei atmen konnte und Adrian Leuthold doch mit rauhem Wort jedem es verwies, wenn es den Kopf hängen ließ. „Mach' keine solche Leichenbittermiene, Hans David," grollte er etwa. „Euch hat niemand die junge Suppe versalzen."

Oder zu Angelika: „Iß, Mädchen! Ich will kein Theater sehen. Eure Mutter und ich sind in einem Punkte nicht einig. Wir werden es wieder werden. So braucht es keine Trauermienen."

Lotte sagte zu solchen Reden nichts. Aber da er sie häufig ansprach, gab sie ruhig Antwort. Er wollte wissen, ob beim Packen das und jenes nicht vergessen sei. Auch mahnte er, bei Metzger und Bäcker zu bezahlen, was noch anstehe. Hans David trug er auf, die Post von ihrer Abreise zu verständigen. Er schien aber alles das nur zu sagen, um keine Stille eintreten zu lassen, die schlimmer war als rauhe Rede.

Als es Nacht wurde, waren alle Koffer gepackt.

Die Rückfahrt fand am andern Morgen statt.

Am Abend desselben Tages saß Lotte Leuthold zu Füßen der alten Frau Bürgermeisterin am Neumarkt.

Gewiß waren die Furchen im Gesicht der alten Frau tiefer, die Haut gelber und das Haar weißer geworden. Einmal vor einiger Zeit hatte eine Erkrankung sie einige Tage aufs Lager geworfen und nachher und seither sah sie etwas gebrechlicher aus; der Tod sieht so manchmal im Vorbeigehen die alten Menschen an, und es ist dann, als könnten sie sich nicht mehr so recht von dem Schauer losmachen, der sie — sie wissen nicht wie — geschüttelt. Aber es war auch, als sei eine noch viel größere Ruhe über die hagere Greisin gekommen. Ihr Haus, fast mehr noch nur ihre Stube, war ihre Welt. Was sie von der größern, draußen liegenden er-

fuhr, brachte die Magd Brigitte herein, die noch zäher war als die achtzigjährige Herrin. Sie besprach aber solche kleine Nachrichten nicht mit der Dienerin, das lag nicht in den altguten Sitten. Sie bedachte nur alles, was sie hörte, für sich allein und wendete die Dinge um und um, jede Seite zehnmal betrachtend und mit einem gütigen Herzen, einer wunschlosen Weisheit im stillen über sie richtend.

Was die Enkelin ihr hereintrug, ja stürmisch vor ihr hinwarf, indem sie selbst nach kurzem Gruß ihr zu Füßen geglitten war, und mit den Worten begonnen hatte: „Großmutter, ich bringe dir einen verzweifelten Kummer," das war die größte und schwerste Welle, die je an ihr Ufer geschlagen hatte. Wie vielleicht unwissentlich vor kurzem unter der Berührung des Todes, erzitterte sie ein wenig. Es huschte ein Schein tiefer Blässe über ihre eingefallenen Wangen. Dann aber neigte sie sich über die breite, starke Gestalt Lottes und berührte mit den ein wenig durchsichtig gewordenen Händen ihre Schultern, die lebensfarbenen Wangen, das schwarze Haar und die weiße Stirn.

„Ruhig und langsam," mahnte sie. „Laß dir Zeit, Enkelin. Überdenke alles, was du sprichst, damit ich nachher nichts in falschem Licht sehe."

Ihre Mahnung war wohl am Platze; denn Lotte, die sich solange zusammengenommen und aus Trotz und Selbstzähmung sich einen Reif um die Brust gespannt hatte, verlor sich jetzt und brach los wie ein Wildbach, der die Schleusen sprengt. Sie erzählte die Geschichte ihres eigenwilligen Herzens von jenen Tagen, da Felix Heß in die Fremde gereist war. Nichts verhehlte sie, was sie damals vor der Großmutter noch geheim gehalten. Sie suchte ihr Innerstes bis in die geheimsten Falten aufzudecken, fast mehr aus dem Bedürfnis heraus, vor sich selbst als vor der Großmutter Rechenschaft abzulegen. Insbesondere bemühte sie sich die Abneigung gegen Adrian Leuthold in ihrem ersten Bestehen, ihrer vorübergehenden Abschwächung durch ihr unerklärliche Seelenzustände und ihrem späteren Anwachsen zu erklären. Tränen mehr der Entrüstung als des Schmerzes mischten sich mit ihren Worten. Sie klagte darin Adrian Leuthold an, und doch hörte die alte Frau den geheimen Zwiespalt heraus, den ihr Rechtlichkeitssinn in ihre Seele warf. Endlich sprach die junge Frau von ihrem unabänderlichen Entschluß, zu dem Geliebten ihrer Jugend zurückzukehren, von dem sie gleichsam durch einen Irrtum getrennt worden sei.

Frau Dorothea ließ sie ganz zu Ende reden. Dann legte sie die Fingerspitzen beider Hände auf das Gesims und betrachtete die schmalen, gepflegten Nägel, die sich im leisen Druck mit einem fast unmerklichen Rot färbten.

„Eine Lücke finde ich noch in dem, was du gesagt hast, Enkelin," begann sie und richtete den Blick auf die Kauernde.

Lotte schwieg erwartungsvoll.

„Du hast vergessen," fuhr die Bürgermeisterin fort, „daß vorzeiten der Gedanke deinen Entschluß förderte, Wohlstand sei besser als Armut, Sicherheit der Zukunft besser als nebelhafte Ungewißheit."

„Ich leugne das nicht," entgegnete Lotte.

„Vielleicht nun," sprach Frau Dorothea immer überlegt und immer leise weiter, „ist es nicht ganz untadelig, den zurückzustoßen, der dir damals die Sicherheit bot, weil der andere sie jetzt auch zu bieten vermag."

„Großmutter!" widersprach Lotte vorwurfsvoll.

Jene erwiderte: „Ich gebe zu, du denkst daran jetzt nicht, aber andere werden es — vielleicht denken."

„Ich darf mich um die Leute nicht kümmern," stieß Lotte heraus.

Die alte Frau stand auf. Es war das einzige Zeichen ihrer Erregung, daß sie bis zur Nebenzimmertüre schritt, nachsah, ob sie gut geschlossen sei, und dann auf ihren Stuhl zurückkehrte.

„Ich schelte dich nicht," fuhr sie dann fort. „Dein Fall streift seltsame Grenzen. Es ist vielleicht möglich, Enkelin, daß in der Zeit, in welcher wir leben, sich mehr Leute für deinen Standpunkt als für den entgegengesetzten entscheiden würden. Ich weiß nur nicht, ob du nicht trotzdem sündigst, indem du denen recht gibst, die das Wort Entsagung nicht kennen."

Lotte stand auf. Die Arme sanken lang an ihrem Körper nieder. „Das habe ich mir alles tausendmal gesagt. Aber glaubst du, daß der Riß, den der Zufall aufgerissen hat, jetzt noch zu schließen ist? Wo sollte ich Lust und Mut hernehmen, dem Manne freundlich und versöhnlich zu sein, der nicht einen Versuch gemacht hat, mich zu verstehen? Wo die Kraft, mich noch jahrelang zu dem Weibesdienst neben ihm zu zwingen? Wie vor allem sollen er und die Kinder und ich je wieder vergessen, was geschehen ist? Das ist unmöglich. Tausendmal besser ist es, die Kraft zu dem großen Schnitt zu haben. Und ich will sie haben. Ich sehe, daß ich mir selber helfen muß. Ich bin auch entschlossen, es zu tun."

Sie nahm den Hut, den sie beim Kommen abgelegt hatte. Sie setzte ihn auf.

„Ade, Großmutter," sagte sie.

Und ohne sich noch einmal umzusehen, verließ sie die Stube.

✠ ✠ ✠

Sie kamen nach und nach alle zu der alten Frau: Adrian Leuthold und Hans David und Angelika. Jedes von ihnen trug seine Verwirrung zu Frau Dorothea. Ihr Ton und ihre Art indessen waren weit verschieden.

Adrian trat rasch, mit heftigen Schritten ein. Dann, als lege die Nähe der alten Dame ihm Fesseln an, hing er seinen Hut ruhig an die Wand und fragte bescheiden, ob er sich eine Weile setzen dürfe. „Sie werden von allem unterrichtet sein?" warf er so hin, indem er sich niederließ.

Frau Dorothea nickte.

Darauf pflanzte er ein paar grollgesättigte Sätze hin, daß er Lotte nicht begreife. Daß sie, die Bürgermeisterin, ihm sicher selbst zugeben müsse, es sei wie eine Krankheit über seine Frau gekommen. Diese Krankheit oder Narrheit aber dürfe nicht länger dauern. Seine Geduld gehe zu Ende. Er werde seine Rechte zu wahren wissen.

„Es gibt Rechtsfragen, die zu entscheiden menschliches Wissen nicht hinreicht," antwortete ihm Frau Dorothea.

Er sah sie zornig an und meinte, sie stehe auf Lottes Seite.

Aber sie legte die Hand auf die seine. „Wir können alle nichts erzwingen," fuhr sie fort. „Wir müssen abwarten, wie die Dinge sich klären wollen."

„Lotte ist beim Advokaten gewesen. Das Ganze soll in die Öffentlichkeit. Sie läßt sich nicht abhalten," sprudelte er heraus. „Dabei ist es so nutzlos. Ich weiche nicht um eines Fingers Breite."

„Bedenken Sie, daß Liebe nicht vorgeschrieben werden kann, mein Freund," entgegnete die andere.

So hielten sie Rede und Widerrede.

Als sie sich trennten, war Adrian enttäuscht, weil die Bürgermeisterin nicht völlig seine Partei nahm, Frau Dorothea ein wenig mehr in Bedrängnis, weil sie fühlte, wie hinter seinem Trotz die furchtbare Angst stand, Lotte zu verlieren, und weil sie wohl einsah, daß in all den Nöten dieser Menschen, deren Schuld nicht größer war als ihre Qual, nichts fruchtete als Geduld, daß niemandes Hand helfend dazwischenfahren konnte.

Hans David erschien an einem Sonntage. Er war jetzt ein rechtes Herrchen geworden, das sich putzte, ein grellfarbenes Seidentüchlein in seine Brusttasche steckte und ein zierliches Stöcklein schwang. Er ließ die eine Zigarette kaum ausgehen, ehe er die nächste anzündete, und hatte schon ein paar Mädchenbekanntschaften. Das war schon so gewesen, ehe er mit den andern nach Heiligensteig gefahren war, aber es hatte ihm noch etwas Unschuldiges angehaftet. Man hatte damals über das blonde Jüngelchen mit den Feinjungfernzügen lächeln können. Jetzt — die Großmutter wußte das freilich noch nicht — war das anders geworden.

Frau Dorothea forschte im Gesicht des Urenkels. Er schien ihr merkwürdig verändert. Am Mund saß ein Ausdruck halb des Überdrusses, halb der Schlaffheit.

Hans David tat nicht dergleichen, als ob ihn die innere Not hertreibe, sondern er sprach zuerst von zwanzig andern Dingen. Dann warf er so hin: „Bei uns geht jetzt alles drunter und drüber."

Frau Dorothea fragte nicht was noch wie. Sie ließ ihm Zeit weiterzusprechen.

„Es ist keine Freude mehr daheim," fuhr er fort. „Ich laufe ihnen davon, so oft ich kann, damit ich die scheelen Gesichter nicht sehen muß."

Noch immer schwieg die alte Frau; aber es überlief sie kalt. Noch keines der Leutholds hatte ihr den Bruch so deutlich gezeigt, der zwischen ihnen klaffte, wie dieser Knabe, und die Familie erschien ihr wie ein fauler Stamm, der auseinanderbricht und dessen einzelne Teile vielleicht zu Staub zermorschen. Ihre Sorge stieg, vor allem die Not um Hans David. Sie erkannte eine seltsame Haltlosigkeit an ihm.

„Du kannst zu mir kommen, wann du willst, Hans David," sagte sie. „Laß uns um so fester zusammenhalten. Und bedenke — Ihr liebt doch einander — Vater — Mutter und Kinder — die Liebe muß euch wieder Brücken bauen."

Sie fühlte wohl, daß ihre Worte nicht ganz die Tatsachen trafen.

Hans David erwiderte: „Ein paar Brücken sind eingestürzt. Andere werden folgen."

Auch diese Unterredung verlief jedoch in nichts. Wie hätten sie einander helfen sollen, da alle Entscheidung bei einer andern lag!

Die letzte, die bei Frau Dorothea erschien, war Angelika. Ihr Gesicht war ernster, schmäler, reifer geworden. Der Mund verriet eine eigensinnige Selbständigkeit. Nur zuweilen flog es wie ein Zittern durch Blick oder Glieder, verratend, daß nicht alles, was sich da Anschein gab, fest unterbaut war.

„Du mußt mir raten, Urgroßmutter," begann sie sogleich. „Ich möchte fort. Ich möchte mir irgendwo eine Stelle suchen oder in ein Pensionat gehen. Ich kann daheim nicht mehr bleiben."

„Das wirst du nicht tun, Kind," antwortete ihr Frau Dorothea. „Gerade jetzt brauchen sie dich."

„Nein," fuhr sie heftig auf. „Ich zähle nicht. Wie könnte sonst die Mutter daran denken, sich von uns zu trennen?"

Der Schmerz bebte mächtig in ihrer Rede und peitschte ihr weiter die Worte auf die Lippen: „Ich kann die Mutter nicht mehr ansehen. Ich kann es ihr nicht verzeihen, daß sie uns so fortwerfen will, den Vater und den Bruder und mich. Ich muß von ihr weg, damit ich nicht ungerecht gegen sie werde."

„Du bist ein strenger Richter, Urenkelin Angelika," sagte die Bürgermeisterin so leidvoll, daß jene errötete und nun vollends von Erregung überwältigt in Tränen ausbrach.

„Du bist streng und doch noch so jung und unerfahren," wiederholte Frau Dorothea.

„Was soll ich denn tun?" schluchzte das Mädchen. „Was soll ich denn denken? Ist es nicht furchtbar, wie unser Frieden auseinander bröckelt? Und wer ist schuld, wenn nicht — —"

Sie nannte die Mutter nicht mehr. Aber sie saß mit ineinander verschlungenen und vor Mühe sich windenden Fingern. Immer tropften dabei noch die Tränen auf die im Schoß liegenden Hände.

Da begann Frau Dorothea: „Ich habe euch alle lieb, Urenkelin Angelika, alle. Und ich wollte sterben und dabei den Gedanken haben, daß ihr glücklich seid. Es wäre eine harte Stunde, wenn ich euch, wie ihr jetzt seid, zurücklassen müßte. Und doch könnte ich keines von euch schelten."

„Auch die Mutter —"

„Nein, auch deine Mutter nicht. Wir Menschen müssen versuchen, einander im Innersten zu verstehen. Erst wenn wir das Tiefste, Unbewußte, Uranfängliche im andern erkennen, erst wenn wir wissen, wie die Verhältnisse ohne unser Dazutun jenes verändert haben, dann haben wir Mitleid miteinander um unserer Versuchungen willen. Das wirst du noch lernen, Angelika, das wirst du noch lernen."

„Ich weiß nicht," widersprach das Mädchen. „Ich sehe nur, daß wir der Mutter nichts sind, die unser Alles war."

Sie schlug die Hände vors Gesicht und weinte verzweifelt.

Frau Dorothea trat zu ihr, zog sie auf und in die Arme.

„Noch ist nicht aller Tage Ende, Mädchen," sagte sie. „Überstürze nichts! Ich werde nachdenken, was ich dir raten soll. Wir müssen die Wege noch finden. Wir müssen noch."

Auch Angelika ging ungeheilt hinweg, aber sie hatte das Empfinden, in einer Heimat gewesen zu sein, und die Urgroßmutter blieb ihre Zuflucht. Sie saß fürder viele Stunden im Zimmer der Frau Bürgermeisterin.

Diese aber spann wieder ihre Gedanken. Nun hatte sie alle gehört, und ihre Klagen und Anklagen umrauschten sie. Manchmal war ihr, als sei sie zu schwach und alt, um allein aufrecht zu stehen in der Wirrnis der andern. Aber sie nahm ihre Geschicke und legte sie mit den schmalen Händen wie die Karten ihrer Patience vor sich hin. Hier verglich sie, dort legte sie etwas beiseite. Und suchte die Lösung. Sie vergaß auch Felix Heß nicht. Sie wußte nur Gutes von ihm. Sein Ruf als Gelehrter war begründet, sein Benehmen als Sohn und Bruder, seine Treue gegen die eigene Familie stadtbekannt. Sie hörte, daß er jetzt mit dem alt und gebrechlich gewordenen Vater, der einst Opfer für ihn gebracht, an einem Badeort weile und dort täglich gesehen werde, wie er, der Hochgewachsene, in der Vollkraft der Jahre Stehende mit dem ängstlich trippelnden Greise am Arm, langsam Schritt vor Schritt setzend, auf den Spazierwegen sich bewege. Brigitte, die Magd, die mit einem Dienstmädchen der Heßschen Familie befreundet war, brachte diese Neuigkeiten. Von Lotte erfuhr sie, daß er ihr nicht schrieb, sondern nun, da er sich ihr zur Verfügung gestellt, im Hintergrund blieb, geduldig die Entwicklung und Entscheidung der Dinge abwartend.

Frau Dorotheas Herz war geteilt zwischen den beiden Männern, dem ältern Bekannten und Hausfreunde Felix Heß und dem rauhbiederen Leuthold. Sie war eine unparteiische Richterin zwischen ihnen, obwohl sie vielleicht im geheimen wünschte, Felix wäre nicht mehr aus dem Dämmer herausgetreten, in das er für die Eßlinger Frauen eine Weile getaucht war.

— Wiederum gingen Tage so hin. —

Dann beschied Frau Dorothea Eßlinger Lotte zu sich.

Wie einst, da sie noch Hausgenossen gewesen, saßen sie beisammen am Tisch unter der Lampe. Schatten lagen in den Ecken, da und dort blinkte und blitzte einer der messingenen Tür- und Schrankbeschläge, und das tiefbraune Nußbaumtäfelwerk schimmerte wie ein Spiegel.

„Ich wäre gekommen, wenn du mich nicht gerufen hättest," begann Lotte nach einigen Hin- und Widerworten. „Ich werde dich dieser Tage bitten, mich wieder bei dir aufzunehmen, Großmutter."

Sie legte die vollen Arme weit in den

Tisch hinein, der Kopf saß tief in die starken Schultern gedrückt, vielleicht vom Leide. Ihr Antlitz war sehr bleich, und zum erstenmal zeigte eine Schärfe an Mund- und Augenwinkeln, daß sie zu altern begann.

„Ist es schon so weit?“ fragte Frau Dorothea.

„Es dauert unendlich lange, bis diese Fürsprecher ihre Anstalten getroffen. Ich halte es aber nicht mehr aus — im Leuenberg. Wir gehen in Masken voreinander. Wir können kaum atmen, so gewaltsam halten wir unsere Stimmen nieder, damit sie nicht schneiden. Adrian — mein Mann nur — vergißt sich manchmal. Dann sehe ich, was geschähe, wenn wir alle das aussprechen wollten, was in uns ist. Laß mich morgen hierher zurückkommen. Es wird leichter sein für die andern wie für mich. Und hier war ich, als alles noch war, wie es einmal wieder werden soll.“

Sie sprach nicht laut, aber jedes ihrer mühsamen Worte war ein in langem, peinvollem Grübeln erschaffener Entschluß.

Die Frau Bürgermeisterin lehnte den Rücken an die unbequem gerade Lehne ihres hohen Sessels. Ihr Mund wurde schmal, vielleicht vor Strenge, vielleicht vor Kummer.

„Laß es noch nicht zum Äußersten kommen, Enkelin,“ riet sie.

„Was meinst du?“ Lotte war maßlos erstaunt.

„Ich habe erwogen und erwogen. Ich fühle, wie schwer die Entscheidung ist. Aber ich muß dir sagen: Du kannst die Verantwortung nicht auf dich nehmen.“

„Ich habe sie auf mich genommen. Es gibt kein Zurück mehr für mich.“

„Adrian Leuthold ist ein Mann. Er würde es durchfechten können. Aber du hast zwei junge Leben zu bedenken.“

„Ich scheide mich nicht von ihnen, wenn sie mich nicht verlassen wollen. Indessen — sie sind an des Vaters Seite getreten. Und — — Kinder vergessen so leicht.“

„Es ist nicht das: Siehst du nicht, daß Hans David seinen Weg nicht finden wird?“

„Du meinst — —“ Lottes Herz klopfte. Eine Angst, die heimlich schon in ihr gewesen, bekam auf einmal Gestalt.

„Er spricht von der Welt, als ob er sie kennte und verachtete, und mir scheint, er weiß von ihr schon mehr, als seinen Jahren gut ist.“

Lottes Gedanken arbeiteten. Hans David war in der vergangenen Woche nachts einmal spät, sehr spät nach Hause gekommen. Sein Gesicht war bleich gewesen und sein Blick unstet. Seit einiger Zeit arbeitete er nicht für seine Studien. Seine Lehrer sagten, daß er sein Examen nicht bestehen werde. Er hatte ein Wesen, von dem sie nicht sagen konnte, ob es Groll gegen sie oder eigenes Schuldbewußtsein verbarg. Sie preßte die Hände vor die weiße Stirn. „Wälzt nicht immer noch mehr auf mich,“ stöhnte sie. „Manchmal ist mir, es wäre am besten, daß ich gar nicht mehr da wäre. Warum versteht mich niemand? Warum wendet niemand die Liebe auf, mich zu begreifen?“

„Ich verstehe dich,“ sagte die Frau Bürgermeisterin, „und kann dir doch nicht anders raten. Manchmal hilft unser Wille nicht, nur unsere Ergebung.“

„Wissen denn die Kinder nicht, was sie mir sind?“ klagte Lotte. „Fühlen sie nicht, daß ich mir mit ihnen ein Stück aus meinem Leibe reiße?“

„Weil sie es fühlen, begreifen sie dich nicht,“ antwortete die alte Frau.

„Und doch hilft es ihnen nicht und mir nicht. Was begonnen ist, muß zu Ende gebracht sein.“

Lotte stand auf. Eine verzweifelte Störrischheit lag in ihrer Haltung, als wäre sie entschlossen, mit dem Kopf durch die Wand zu rennen.

„Ich warne dich noch einmal,“ sagte Frau Dorothea.

„Ich kann nicht — — — noch einmal von vorne beginnen. Willst du mich aufnehmen, morgen, Großmutter? Ja oder nein?“

„Deine Stube gehört noch dir,“ antwortete die alte Frau.

Da ging Lotte. Wenn ihr Schritt nie leicht gewesen war, heute schleppte sie sich, als trüge sie Eisen. —

⁂

Lotte Leuthold hatte gesagt, daß ihr Entschluß unwiderruflich sei. Warum drückten sie denn ihre schmerzvollen Zweifel so auf ihrem Heimwege vom Neumarkt zum Leuenberg? Warum sah sie die nicht, die ihr begegneten? Warum graute ihr vor dem Wiedereintritt in ihr Haus und hatte sie ein so heftiges Verlangen, vorbei und irgendwo in den Stadtwald hinaufzulaufen, wo sie allein war und auf die wühlenden, aufzischenden Regungen hören konnte, die in ihrem Innern wie in einem Siedekessel wallten? Sie wollte an Felix Heß denken. Manchmal, wenn sie das gekonnt hatte, war es ein wenig hell in ihr geworden wie von einer fernen, fernen Heiterkeit. Jetzt aber war ihr Wille zu müde und zu schwach. Er zerbrach vor dem, was auf sie eindrang. — Hans David! ‚Siehst du nicht, daß er seinen Weg nicht finden wird?‘ — hatte die

Großmutter gefragt. Lotte sah ihren jungen, weichmütigen blonden Sohn vor sich. Hundert Dinge, auf die sie bisher kaum geachtet hatte, fielen ihr ein. Einst war er ihr auf Schritt und Tritt nachgegangen mit seinen Sorgen und Freuden, seinen Wünschen und Schmeicheleien. Sein Gemüt hatte offen vor ihr gelegen. Das war längst anders geworden. Aber sie hatte nicht darauf geachtet und wußte es erst jetzt, so sehr war sie mit sich selbst beschäftigt gewesen. Jetzt erinnerte sie sich an manches. Hatte er nicht damals ihrem Blick nicht standgehalten? Hatte er nicht manchmal hastig einen Brief versteckt, als sie unversehens in sein Zimmer getreten war? Und mißfiel ihr der junge Mensch mit fremdklingendem Namen nicht ernstlich, mit dem Hans David nun so häufig verkehrte?

Dem allem hatte sie keine Bedeutung beigemessen — — ehemals. Jetzt aber —, da man ihr sagte, der Sohn verliere die Richtung, jetzt nahmen sie Gestalt und Wert an. Vielleicht hatte Hans David Zweifel, vielleicht gerade jetzt das Bedürfnis gehabt, mit seiner Bedrängnis zu ihr zu kommen. Sie aber hatte ihre eigenen Angelegenheiten vor die seinen geschoben, sie hatte sich ihm fremdgemacht. Wenn — wenn sie Mitschuld hätte an seinem Niedergang! Auch — auch Angelika erschien so ratlos, obgleich ihre Art selbständiger und entschlossener war als die des Bruders. Vielleicht tat auch diese etwas, was übereilt, was töricht war, weil sie die Mutter nicht mehr verstand! So hatte Lotte die Dinge noch nie gesehen. So — selbst, wenn das Unrecht auf der Kinder Seite war —, durfte sie nicht blindlings weitergehen. Aussprachen waren noch nötig. Aber — wie wirr war alles! Und wie verwirrte es sich mehr und mehr, je mehr man grübelte!

Lotte trat durch das schmiedeeiserne Leuenbergtor. Sie ging über den Hof nach dem Hause. Sie war am Neumarkt mit dem Entschlusse weggegangen, sogleich die nötigsten Habseligkeiten einzupacken und zur Großmutter überzusiedeln, aber schon jetzt war dieser Entschluß wieder zerbrochen.

Sie stieg nach ihren Wohnräumen empor. Hans David war nicht da. Aber Angelika saß am Flügel und spielte. Sie stand auf, als Lotte eintrat.

„Laß dich nicht stören, Kind," sagte diese.

„Ich wollte ohnehin aufhören," antwortete die Tochter.

Ihre Stimmen klangen wie mühsam gespielte Instrumente.

Lotte wußte nicht, was sie eigentlich im Zimmer gewollt hatte. Es fiel ihr ein, daß sie besser nach ihrer Schlafstube ginge. Aber sie blieb noch, um bei Angelika nicht den Anschein von Unfreundlichkeit zu wecken.

Aus einem ähnlichen Grunde verweilte auch diese, obwohl es sie drängte, das peinvolle Zusammensein abzukürzen.

Lotte griff ein paar Gegenstände auf und legte sie wieder hin. Angelika blätterte in Noten. Selbst diese kleinen Handlungen waren indessen so berechnet, erklügelt, daß jedes des andern Mühe merkte und ihnen der Atem nicht freiwerden konnte.

Das war die Stimmung, die seit der Rückkehr von Heiligensteig im Hause herrschte. Sie war nicht nur von der mühseligen Rücksicht erzeugt, die man füreinander nahm, es war auch die Bangigkeit vor Aussprachen und Ausbrüchen, vor Entscheidungen darin, die noch kommen mußten. Lotte und die beiden Kinder duckten sich unter sie. Adrian aber lehnte sich fortgesetzt dagegen auf und schuf durch seine Heftigkeit neue Bedrücktheiten.

Adrian Leuthold kam bald nach Lottes Heimkehr aus seinen Geschäftsräumen herauf.

Lotte hatte sich hinter ihr Haushaltungsbuch gesetzt und grübelte ohne Ergebnis über den kleinen Tagesnotwendigkeiten. Sie konnte die Gedanken zu keiner irgendwie fruchtbaren Arbeit zwingen.

Adrian schwang einen Brief, den er in Händen hielt. Laut und zornig fiel er seine Frau an: „Wie weit willst du es eigentlich noch treiben? Da ist schon wieder eine Zuschrift deines Herrn Rechtsvertreters, der auseinanderbrechen will, was fürs Leben halten soll. Es genügt ihm nicht, daß ich mich weigere. Er setzt mir mit Bitten und Drohen weiter zu. Willst du noch immer kein Ende machen?"

Lotte schwieg. Es war nicht die erste Zornszene, die über sie erging. Sie hielt still wie unter Wassergüssen.

„Kannst du nicht reden?" begehrte Adrian auf. Er stand mit geballten Fäusten vor ihr, aber sein Zorn hatte etwas Brüchiges, als stehe dicht dahinter die bittere Qual.

„Was soll ich sagen?" antwortete Lotte. „Du hast deinen Willen. Ich habe den meinen. Wir müssen abwarten, welcher sich als der stärkere erweist."

Er setzte sich zu ihr an den Tisch und schob die eine Faust dicht an ihr gesenktes Gesicht: „Frau! Frau!" keuchte er: „Du treibst ein frevelhaftes Spiel."

Da schäumte auch ihr Blut wieder auf. Sie stieß den Stuhl zurück und rannte aus dem Zimmer.

In einer andern Stube angekommen, lauschte sie atemlos, ob Adrian ihr folgen

werde. Dennoch floh sie nicht zu Frau Dorothea. Es war, als ständen die Kinder mit hochgehaltenen Armen auf der Schwelle und wehrten ihr den Ausgang.

Sie legte sich aber an diesem Abend in einem der Gastzimmer nieder, ohne Adrian vorher zu verständigen. Er ließ sie gewähren. Sie war die lange Nacht allein, und die qualvollen Gedanken konnten ungestörter noch denn sonst ihre Arbeit tun. Sie versuchte zu schlafen. Manchmal war ihre Ermattung so groß, daß sie mit einem Seufzer sich in die Kissen bohrte und die bleischweren Lider ihr zufielen. Aber der Schlaf kam nicht. Immer wieder peitschte ein Plan, eine Angst, ein Entschluß ihre Nerven auf. Endlich gab sie die Mühe, Ruhe zu finden, auf. Sie erhob sich, setzte sich ans Fenster und starrte ins Dunkel hinaus. Im Garten, der viele alte Bäume hatte, rauschte der Wind. Kein einziger Stern war am Himmel. Aber als sich ihr Auge an die Finsternis gewöhnt hatte, sah sie die Baumschatten sich hin- und herwerfen, als huschten Ausgeschlossene in verzweifelter Furcht um das totenstille Haus.

Plötzlich war ihr, als hörte sie eine Tür gehen. Kam Hans David erst heim?

Es gab ihr einen Stich. Sie wußte ja nicht mehr, was die Kinder taten oder ließen. Sie sah nicht mehr nach ihnen. Sie hatten sich heute gegenseitig nicht einmal gute Nacht gewünscht. Sie lauschte.

Da wurde die Klinke ihres eigenen Zimmers niedergedrückt, und Angelika trat ein. Sie war vollständig angekleidet und hielt eine Kerze in Händen. Ihr Gesicht hatte eine graubleiche Farbe, ihre Augen waren groß und wie von Fieber glänzend. Sie schob sich durch die Tür, als habe sie Angst hereinzukommen, und blieb auch gleich neben dem Eingang an der Wand stehen.

„Ich halte es nicht mehr aus. Es kann so nicht weiter gehen, Mutter," stammelte sie.

Lotte war aufgestanden.

Angelika streckte ihre Kerze in die Dunkelheit. Ihr Kleid schien schwarz wie das einer Nonne. Es floß an der schlanken, schmiegsamen Gestalt nieder, Arme und Hals traten schmerzhaft weiß hervor, und die Kerze brannte wie die Opferflamme einer Büßenden.

„Du sitzest noch wach, Mutter," fuhr sie mit leiser, verhaltener Stimme fort. „Der Vater schläft auch nicht, ich weiß es. Und — und — David — weißt du, daß Hans David noch nicht zu Hause ist?"

„Hans David?" Lotte tat einen Schritt gegen die Tochter.

„Das ist noch lange nicht das erstemal!" klagte Angelika. „Das ist schlimm, Mutter, mit David. Ich habe solche Angst, solche furchtbare Angst! Es ist, als ob unser ganzes Haus morsch sei und einstürzen müsse."

„Weißt du, wo er sein kann?" fragte Lotte erregt und heiser.

Sie schüttelte den Kopf. „Wie soll ich es wissen? Er schwärmt herum. Er leugnet es nicht. Er tut alles, was unrecht ist. Das hat er mir gestern noch gesagt. Weil ja jetzt doch alles gleichgültig sei."

Lotte kam es wieder vor den Atem, als schnürte ihr eine Faust die Kehle zu. Sie konnte nicht erwidern, obwohl sie sich innerlich wild gegen die Vorwürfe auflehnte, die in des Mädchens Worten lagen. Sie nahm ein Tuch, das sie mit sich heraufgetragen hatte, und schlang es sich um die Schultern.

„Geh in dein Zimmer," forderte sie jene auf.

„Geh! Geh!" drängte sie, als Angelika zögerte.

„Wohin willst du?" fragte zitternd die Tochter.

„Ich will nach Hans David sehen."

Sie stand schon an der Treppe. Sie drehte das Licht auf. Dann stieg sie hinunter.

Das Haus war kalt. Der lange Flur hatte die Einsamkeit und Gespenstigkeit eines Klosterganges. Die Bilder stierten von den Wänden, alle die alten steifen Leutholdgroßvettern und -basen. Es sah aus, als entsetzten sie sich. Lotte mußte denken, daß Dinge, wie sie jetzt im Hause geschahen, nie vorher wohl in der Familie sich ereignet. Beinahe hätte sie die Faust gegen die Bilder geballt. ‚Glaubt ihr, daß wir schuld sind? Könnt ihr nicht verstehen, daß uns das Schicksal schüttelt?'

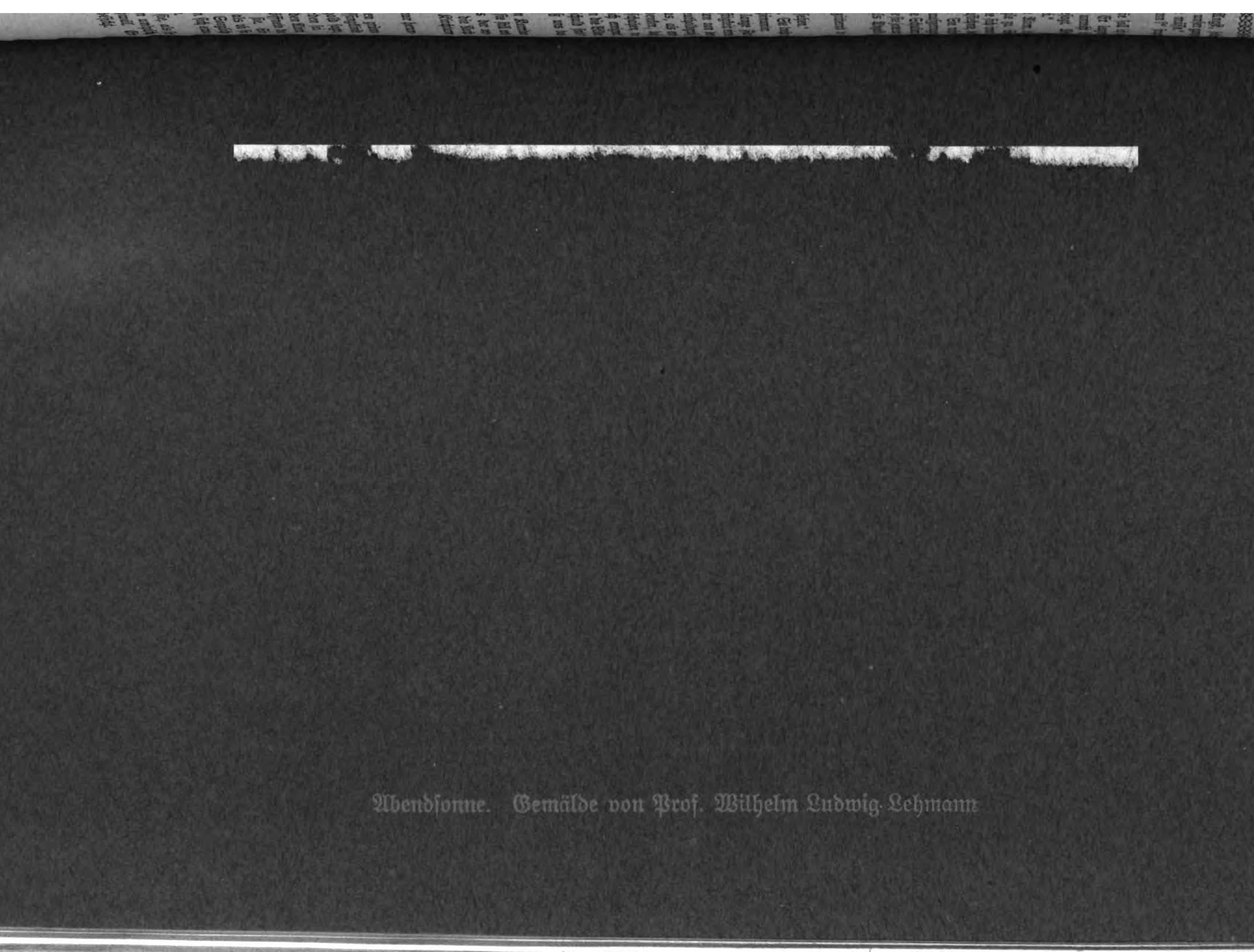
Aber sie begann langsam den Korridor entlang zu schreiten. Jetzt stand sie still und lauschte. Jetzt trat sie an eines der vergitterten Fenster und starrte in die Nacht des Vorhofs hinaus. Von einem Kirchturm hörte sie es zwei Uhr schlagen.

Wo der Bub, Hans David, sich nur herumtrieb?

Sie kam zu der unverschlossenen grünen Doppeltüre mit der schweren Messingklinke. Man schloß sie nie; Adrian Leuthold sagte, daß noch nie etwas gestohlen worden sei.

Wieder verhielt Lotte lauschend den Atem, faßte dann ihr Tuch fester und öffnete die Tür. Das Licht im Flur löschte sie. Sie tat alles heimlich und sorgsam, als ob sie es verbergen müsse, obschon ihre Sorglichkeit nur dem Wunsche entsprach, kein sich etwa näherndes Geräusch zu überhören.

Der Nachtwind warf sich über sie, als sie ins Freie trat. Die Baumschatten umhuschten sie. Aber die Nacht war schwül. Ein paar Tropfen schlugen ihr ins Gesicht.



Abendsonne. Gemälde von Prof. Wilhelm Ludwig Lehmann

Dann hörte sie, dem Ausgangstore sich nähernd, Stimmen. Sie stand still. Dicht vor dem Gitter, das den Garten umgab, wurde gesprochen.

Sie stellte sich hinter die Bäume und schlich sich dann unter diesen näher an die Büsche heran, die den Vorübergehenden den Einblick in den Garten verwehrten. Es fiel ihr auf, daß die Menschen, die da miteinander sprachen, gerade vor dem Gute haltgemacht hatten. Vielleicht war Hans David unter ihnen!

Je näher sie der Stelle kam, wo sie redeten, desto sicherer erkannte sie die Stimme ihres Sohnes unter den fremden andern.

Die jungen Menschen sprachen laut, ein wenig aufgeregt, ein wenig wie vom Wein aus dem Gleichgewicht gebracht. Sie verstand ihre Worte ganz klar.

„Es ist bei Gott nicht mehr zu früh," sagte da einer.

Ein zweiter antwortete: „Er hat zwei Monate Geduld gehabt."

Dann redete wieder der erste: „Ich kann einfach nicht länger warten. Ich brauche selber das Geld."

Der zweite schimpfte: „Wenn ich gewußt hätte, daß du ihm auch schuldig bist, ich hätte dir keinen Rappen gegeben."

„Macht was ihr wollt," antwortete jetzt Hans David. „Zahlen kann ich nicht. Der Vater hält mich zu knapp. Und was schert mich alles? Mir kommt schon alles auf dasselbe heraus."

„Hans David!" Frau Lotte rief den Sohn laut an. Dann ging sie auf das Eingangstor zu und trat in die Straße hinaus.

Im Schein einer Laterne zogen zwei junge Leute die Hüte vor ihr.

Sie übersah den Gruß. „Komm herein, Hans David," befahl sie.

Dieser war sichtlich erschrocken. Er sah sie ganz entsetzt von der Seite an und schlich sich neben ihr durch die Tür.

Sie überschritten stumm den Hof und kamen wieder in den langen, hallenden Flur. Wieder drehte die Mutter das Licht auf und drehte es ab, als sie die Treppe erreicht und oben hell gemacht hatten. Sie gingen unwillkürlich leise, aber ganz verhehlen konnten sie ihre Schritte nicht. Lotte fürchtete, daß Adrian herauskommen und sie fragen werde, was das heißen solle.

Er kam auch. „Gibt es heute nacht keine Ruhe?" fragte er.

Es schien aber Lotte, als sei sein Zorn sonderbar zerbrochen und gemacht.

Er wandte sich indessen an Hans David. „Wo hast du dich herumgetrieben?" herrschte er ihn an.

„Laß ihn," bat Lotte. „Ich will mit ihm reden."

Damit wies sie den Sohn nach seinem Zimmer und folgte ihm. Im Augenblick, als sie das tat, sagte sie sich, daß sie wieder mitten in all den Dingen stehe, aus denen sie sich hatte loslösen wollen.

Adrian war willig in seine Stube zurückgetreten.

Lotte und Hans David standen voreinander. Der Sohn wendete der Mutter halb den Rücken zu. Er stand da, wie er hereingekommen war, den Kopf vornüber gesenkt, als erwarte er Schläge.

„Du hast etwas auf dem Herzen, was du mir sagen mußt, Hans David," begann Lotte.

„Viel!" antwortete er.

„Erzähle mir alles," mahnte sie und fühlte dabei, wie sie ihn liebte und daß sie ihn jetzt nicht allein lassen konnte. Die Möglichkeit, daß sie jetzt von ihm fern gewesen wäre und nichts von seiner Not geahnt hätte, war ihr fürchterlich.

Er wandte sich ihr zu. „Du gehst ja fort," sagte er und schaute sie merkwürdig an.

„Ich bin noch hier," antwortete sie.

Er setzte sich, stemmte die Ellbogen auf die Knie und senkte die Augen.

Sie wartete auf sein Geständnis, allein er verharrte in seinem dumpfen Niederstarren.

„Du hast Schulden?" fragte die Mutter.

„Ja," gestand er.

„Viel?"

„Ich weiß nicht, was du so nennst."

„Du wirst mir alles aufschreiben," ordnete sie an.

„Ja, Mutter."

„Du wirst ein anderes Leben anfangen. Wieder arbeiten. Wieder ein rechter Mensch sein."

„Wenn ich es könnte," entgegnete er.

„Wie magst du so sprechen?" zankte sie. „Du wirst doch wissen, was du dir und deinem Vater schuldig bist."

Sie sprach das alles, weil sich ihr solche Worte auf die Zunge drängten, allein ihre Seele war nicht darin. Sie taten ihr vielmehr selber weh, denn es schien ihr, als könne er sie fragen: ‚Warum sprichst du nicht dasselbe zu dir?'

Ohne den Blick vom Boden zu erheben, fuhr Hans David fort: „Ich wollte schon anders sein, aber ich kann nicht. Ich kann einfach nicht."

„Wieso?"

„Ich habe die Kraft nicht. Es ist ja auch alles so nutzlos und gleichgültig."

„Hans David!"

Sie erschien sich machtlos. Sie war um das verlegen, was sie weiter tun sollte.

„Du wirst jetzt zu Bett gehen und am Morgen zu mir kommen," sprach sie endlich.

„Hast du gehört?" fragte sie, als er noch immer stumm blieb.

Er nickte.

„Gute Nacht, Hans David."

„Gute Nacht, Mutter."

Sie gaben einander die Hände nicht. Der Sohn schaute nicht auf.

Lotte begab sich in ihr einsames Zimmer hinüber, von dem aus sie morgen fort gewollt hatte. Sie würde nicht gehen, das wußte sie.

❈ ❈ ❈

Etwas Neues, Mächtiges war in Lotte Leutholds Leben und errang die Gewalt über sie. Sie konnte nicht mehr all ihre Sinne auf Felix Heß, ihre Freiheit, ihre Loslösung aus unerträglichen Fesseln und ihre Rückkehr zu dem einfachen und ersten Wesen der Jugend richten. Sie mußte diesem Neuen und Dringenden Raum geben, das ihre Seele bedrängte.

Hans David hatte gebeichtet. In einen Brief gedrängt hatte er diese Beichte Lotte abgelegt. Wenn er es nicht getan hätte, so würde sein Vater ihm gezeigt haben, daß er auf sein Geständnis nicht mehr zu warten brauchte. Denn Adrian Leuthold hatte am Morgen nach jener Nacht seine eigenen Schritte getan, dem Gebaren des Sohnes nachgeforscht, erfahren, daß der junge, haltlose Mensch in schlechte Gesellschaft geraten, ansehnliche Schulden gemacht und Gesundheit und Lebensmut verloren hatte. Adrian wollte hart zugreifen. Der Sohn sollte fremdes Brot essen, von Schule und Elternhaus verwiesen und in eine Handwerkerlaufbahn geworfen werden.

Lotte stemmte sich dazwischen.

„Ich dachte, du wünschtest diese Sorge abzustreifen," höhnte Adrian.

Und ein anderes bitteres Wort hielt er nicht zurück: „Du magst dir selbst sagen, wie viel Anteil du an des Jungen Niederbruch hast."

Lotte verteidigte sich nicht. Es fehlte ihr nicht an Worten und Gründen, allein sie mochte nicht rechten. Sie war wie eine Ertrinkende. Die Wellen der Sorgen schlugen rings um sie auf.

Sie begab sich zu Hans David, um wieder mit ihm zu beraten. Er weinte; denn ihr eigenes Leid machte ihre Stimme eindringlich, und ihre Liebe machte sie warm und gütig. Aber er konnte ihr die Augen nicht zeigen. Sein Innerstes tat sich ihr nicht mehr auf. Sie sah nicht in alle Winkel. Sie erkannte nur, daß ihn eine völlige Erlahmung aller Entschlüsse und Kräfte, die fast körperlich war, besaß. Ihre Angst steigerte sich. Sie mußte jetzt in Hans Davids Nähe bleiben, denn sie merkte, daß Adrians Schroffheit völlig verderbe, was schon schlimm war.

„Was soll ich dem Vater antworten?" fragte Hans David. „Er hat ja doch nur Schmähungen für mich."

Lotte fühlte, wie er nach an ihr erlittener Enttäuschung sich dem Vater zugewendet, und nun, da er den Zorn desselben fürchten mußte, meinte, niemand mehr zu haben, dem er Vertrauen schenken konnte. Sie konnte jetzt nicht fort. Es war unmöglich.

Sie sagte niemand, warum sie blieb. Selbst der Großmutter nicht. Mit sich selbst nur focht sie Tag und Nacht. Sie nahm fallengelassene Pflichten wieder auf, damit nicht alles auseinanderberste, damit Hans David das wieder habe, was ihm vor allem jetzt not tat: eine Heimat.

Sie schrieb auch an Felix Heß und schilderte ihm alles. Es war keine Absage an ihn.

Aber Heß faltete den Brief gedankenvoll zusammen. Da war er nun bereit gewesen, sein Glück nicht zum zweitenmal zu versäumen. An ihm hatte es nicht fehlen sollen diesmal. Aber was war Menschenwille? Die Verhältnisse, die Vorgänge des Lebens waren unberechenbar. Das schob sich durcheinander, und man erhob umsonst die Hände, um den Gang der Dinge zu bestimmen. Seine Hoffnung auf Lotte Eßlinger, die noch einmal groß und stark und frisch aufgeflammt war, wurde auf einmal klein und kränklich. Wieder wie in der Jugend regte sich die tiefe Ehrlichkeit in ihm und stellte ihn zur Rede: ‚Solltest du nicht aus dem Wege gehen? Bist du nicht schuld an all der Wirrheit? Wenn du nicht mehr in ihr Leben getreten wärest, so hätte die Jugendfreundin sich vielleicht mit ihrem Lose abgefunden. Deinen alten Rechten stehen die neuen des andern gegenüber. Macht erhebt sich gegen Macht. — Vielleicht also, Felix Heß, stände es dir abermals an, beiseite zu treten, damit du an niemand unrecht tuest.' Felix seufzte. Eine der schlanken Hände hob sich an die Stirn. Die Finger preßten sich an die bleiche Schläfe, an welcher der schmale Bartstreif leise zu grauen begann. Es sah aus, als wollte er durch äußern Druck einzelnen Gedanken besondere Schärfe geben. Dann wendete er sich den Folianten und Pergamenten wieder zu, über welchen er gesessen hatte, als der Brief hereingebracht worden war. Sein Blick fiel auf eine Chronik. Sie enthielt die Geschichte eines alten Geschlechts, das einst auf einem Schlößchen in der Nähe Heiligensteigs gesessen. Gestern hatte er von einem Ehezwist gelesen, der

einmal zwischen einem der gräflichen Paare infolge der Dazwischenkunft eines jungen Bruders des Gatten geherrscht. In Not und Tod war die Sache ausgegangen. In Not wohl, aber nicht in Tod gingen jetzt diese Geschichten aus. Doch es war immer dasselbe Lied. Seit Jahrhunderten. Er strich fast zärtlich über das alte Buch. Etwas in seinem Innern löste sich und wurde weich. Er empfand seltsam stark die Genugtuung, die sein Beruf ihm stets gegeben. Er schlug die Chronik auf. Er las noch einmal jene alte Kunde.

Lottes Brief aber fand keine Antwort, wie einst ein anderer ohne Antwort geblieben.

Lotte wartete. Aber als ihr Warten umsonst war, war sie dem Freunde beinahe dankbar, daß er nicht neue Erregung in ihre Tage getragen.

Der Aufregung war ohnehin genug. Heute traf ein Brief des Advokaten ein, der ihr vorschlug, in seinem Beisein einer Besprechung mit ihrem Manne zu pflegen, um womöglich eine gütliche Lösung ibrer Streitsache herbeizuführen. Lotte schob die Zuschrift beiseite. Kürzlich noch wäre sie voll entschlossen und stark gewesen. Jetzt versagte etwas in ihr. Nur jetzt keine Szenen! Nur jetzt nicht offenen Zwist, der die zwei hilflos wegelosen Kinder noch irrer machte! Sie schrieb dem Advokaten, daß sie noch Zeit haben müsse, daß Dinge sich ereignet, die augenblicklich die Durchführung der Scheidung hinderten.

Das war der Anfang einer Wendung. Langsam, Lotte wußte nicht wie, nahm sie ihren Fortgang. Langsam verschob sich alles, traten Lottes eigene Interessen in den Hintergrund und stand Hans Davids Schicksal vor allem andern. Er war an Geist und Körper krank. Hatte er nach der Entdeckung seines Fehltrittes noch ein paar Tage seinen Trotz in Form einer gemachten oder wirklich empfundenen Gleichgültigkeit und Weltverachtung aufrechterhalten, nur zögernd und unter starkem Widerstand Lottes Fragen beantwortet und über seine Schulden und seine Schuld Auskunft gegeben, so wurde er nun unter dem Einfluß eines körperlichen, schmerzvollen Leidens, das plötzlich in ihm losbrach, klein und hilfsbedürftig.

Lotte, die seine Schritte bewachte und alle seine Sinne auf Arbeit, Pflicht und Wiedergutmachung hinzulenken suchte, sah die Furcht in seinen blauen Augen aufspringen. Sie war zuerst nur ein verstecktes Lichtlein, das kam und wieder verschwand. Dann wurde es immer deutlicher und leuchtete die Mutter um so heißer an, je häufiger und auffallender sein Blick den ihren suchte.

Hans David fühlte, daß die Mutter ihre eigenen Angelegenheiten um seinetwillen jetzt zurückschob. Neben dem wachsenden Bedürfnis, irgend jemand seine folternde Angst, seine Not zu gestehen, erwachte wieder ein leises Vertrauen zu ihr. Sie brauchte ihm jetzt nicht mehr nachzugehen, er suchte ihre Nähe. Er kam manchmal unversehens in ihre Stube und entfernte sich wieder, ohne zu sagen, was er gewollt hatte, und sie wußte doch, daß er mit irgendeiner Absicht, mit irgendeinem Drang zu sprechen hereingekommen war.

Eines Abends brach das Eis.

Hans David stand unter der Tür seines Zimmers, als Lotte die Treppe vom untern Stockwerk heraufstieg. Sie wußte sogleich, daß er da auf sie gewartet hatte.

„Mutter," sprach er sie mit halberstickter Stimme an, „hast du eine Minute für mich?"

Sie trat bei ihm ein.

Sein Zimmer ging nach Westen. Sprühlichter des Abendrots huschten über die weiße Gipsdecke und über die zwei bleichen Gesichter, das schöne, volle der Mutter und das milchzarte des knabenhaften Jünglings. Dieser sah die Mutter mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Jammer an. Dann stürzte er auf sie zu und umklammerte, seinen Blondkopf in ihren Schoß wühlend, ihre Hüfte.

Lotte ließ sich nieder, und er kniete vor ihr, sein Gesicht an ihren Knien verborgen.

„Ich kann nicht mehr leben, Mutter," stöhnte er, „ich weiß mir nicht mehr zu helfen. Es ist alles so furchtbar. Ich habe Schmerzen zum Wahnsinnigwerden. Allein das ist noch das wenigste. Ich habe keine Kraft. Ich kann nicht mehr denken, nicht mehr arbeiten. Alles scheint mir so nutzlos! Hilf mir, Mutter, oder — ich weiß nicht, was ich noch tue."

Lotte überlief es kalt. Es war eine solche Ursprünglichkeit in seinem Ausbruch, daß es jäh in sie hineinzuckte: ‚Du hast dieses Kind nicht behütet, wie es deine Pflicht war.'

Mit nicht ganz fester Stimme mahnte sie Hans David zur Ruhe, sprach ihm von der sofortigen Berufung eines Arztes, der Rat wissen werde, entlockte ihm Satz für Satz Geständnisse über seinen Zustand und hielt inzwischen mit beiden Händen seine Schultern umspannt, ihm Halt zu geben.

„Ich habe es dir und niemand sagen können," hörte sie ihn klagen, „wie es über mich gekommen ist. Ich war noch ganz jung. Es zog mich ein, eine Lässigkeit, ein Unwille zur Arbeit, eine Müdigkeit jetzt und jetzt wie ein Traumzustand. Da haben sie mich mitgenommen, die schlimmen Kame-

raden. Ich bin ja immer gern mit älteren Genossen gegangen. Man rauchte, trank starken Kaffee, hörte weiche Musik. Einige Male ist es sehr spät geworden. Und dann waren die Frauen. Ich schämte mich vor den andern, daß ich so hilflos war, wenn die Frauen zu mir sprachen. Dann habe ich es gelernt, anders zu sein. Warum habt ihr mich nicht herausgefunden? Warum wußtet ihr nicht, wenn ich fortwar? Früher kamst du viel in mein Zimmer — dann nie mehr. Ich — hilf mir, Mutter — wenn du noch kannst, ich —"

Er stockte und hielt sich mit beiden Händen den Kopf, als müsse er ihm zerspringen.

Lotte war ratlos. Sie strich ihm über den Rücken in dem planlosen Bemühen, ihn zu beruhigen. In ihrer eigenen Seele war Nacht. Selbstvorwürfe peinigten sie und Angst und ein fernes, dumpfes Leid. Endlich fand sie wieder den mühsamen, schalen Ausweg, Hans David zu mahnen, daß er sich zu Bett lege. Sie wollte Zeit für weiteres Handeln finden.

Wider Erwarten gehorchte er, erschöpft vom Sturm seiner Verzweiflung.

Sie führte ihn selbst in sein Zimmer. Da er dort wie geistesabwesend stehen blieb, entkleidete sie ihn mit hastigen, zitternden Händen.

Er legte sich, drehte das Gesicht gegen die Wand und sprach nicht. Sie schellte einem Mädchen und hieß sie den Arzt bestellen. Dann setzte sie sich aufs Bett und nahm Hans Davids Hand.

Die Wolkenfeuer und der Widerschein im Zimmer erloschen. Es dämmerte.

Hans Davids Finger gaben den Druck von Lottes Hand anklammernd, suchend zurück.

„Mutter!" schluchzte er. „Mutter!"

„Was meinst du?" fragte sie.

Er gab keine Antwort. Er zog ihre Hand an seine Wange, wie er als Knabe manchmal getan. Dann hatte er immer gesagt: „Bei dir hat man gar keine Angst."

Fast war es Lotte, als seien Jahre nicht gewesen; die sie gelebt, und der Jüngling vor ihr noch ein Kind. Aber die Angst, schien ihr, hatte er nicht verloren. Es lief wie heimliche, frierende Furcht aus seinem Körper hinüber in den ihren.

❧ ❧ ❧

Adrian Leuthold und seine Tochter Angelika hatten das, was zwischen Lotte und Hans David geschehen war, miterlebt, ohne sich einzumischen. Angelikas kleiner, knapper Mund war noch fester zusammengepreßt in diesen Tagen. Sie hielt vieles in sich nieder, Fragen und Anklagen. Sie, die schuld war, daß Hans Davids Fehltritt entdeckt worden, sah, daß die Mutter ihre Stelle beim Sohn wieder eingenommen hatte, trug aber, nicht wissend, wie lange dem so bleiben würde, ihr wortkargstes Wesen zur Schau. Sie grollte und mißtraute Lotte, war auch ein wenig eifersüchtig, weil der Mutter Angst und Liebe für den Bruder erwacht, ihr aber noch nicht wiedergeschenkt waren. Sie begegnete Lotte mit Rücksicht und Achtung, allein sie verschloß sich ihr und verschloß sich auch der Großmutter, der sie, befragt, nur ganz kurz gestand, es habe mit Hans David etwas gegeben, und die Mutter scheine augenblicklich nicht an ein Fortgehen zu denken.

Adrian Leuthold ließ Lotte Hans Davids wegen gewähren, einmal; weil er, der ihr in größeren Dingen widersprechen mußte, in diesen andern den stillen Willen lassen zu müssen meinte, dann weil er bald erkannte, daß sie besser als er wußte, was zu tun nötig sei. Überhaupt kam ihm Hans David erst in zweiter Linie. Was er aber um Lottes willen litt, wußte niemand. Alle Leidenschaft, die er einst für sie empfunden und die sich im Laufe der Zeit und Getriebe des Alltags etwas abgestumpft hatte, war jetzt wieder wach. Sie war nicht mehr mit der Demut und Geduld gepaart, mit denen er einst um sie geworben hatte. Im Bewußtsein seines Rechtes grollte er seiner Frau aufs tiefste. Es begann auch aus diesem Groll und dem Bewußtsein, daß ihm selbst unrecht geschah, ein Drang zur Vergeltung und Bestrafung sich zu entwickeln. Die Erkenntnis, daß Hans David jetzt die Mutter festhielt, erfüllte ihn einesteils mit Genugtuung, andernteils mit der Lust, ihr zu zeigen, daß sie auch ohnedies nicht losgekommen wäre. Er gönnte Hans Davids halber Lotte kein Wort, obwohl die Not verlangt hätte, daß die Gatten sich über diese Angelegenheit ausgesprochen hätten.

Lotte überwand den inneren Widerstand, der jetzt sie beide nur selten dazu kommen ließ, einander anzusprechen, und teilte Adrian mit, sie halte den Beizug eines Nervenarztes für den Sohn am Platze.

Leuthold zuckte die Achsel und murrte: „Ich werde sehen, was ich tue."

Damit behielt er sich alle Rechte vor und stellte Lotte in eine Abhängigkeit, die ihre Sorge für den Sohn wie sie selbst als nur geduldet erscheinen ließ.

Seine Sprache blieb auch rauh, seine Stimme laut und höhnisch. Er regierte Frau, Tochter und Dienstboten wie etwa beim Militär die dümmsten seiner Soldaten. Er hatte das Bedürfnis, sein Herrentum zu beweisen, vielleicht im Gefühl, daß Lotte seine Meisterschaft hatte abschütteln wollen.

Seine Rede wurde besonders barsch, wenn sie an sie gerichtet war. In Kleinigkeiten selbst, wie etwa wenn er bei den Mahlzeiten das Herumreichen einer Platte verlangte oder wenn er Lotte unter Tags nach einer Zeitung oder dergleichen fragte, war er fast grob zu ihr.

Lotte fühlte es, zuckte manchmal wie unter Peitschenhieben, allein ihre Angst um Hans David war so stark, daß keine andere Empfindung in die Tiefe ihrer Seele drang.

Die Angst war berechtigt. Der junge Mensch war, sei es durch körperliche Vergiftung, sei es infolge der seelischen Erregungen der letzten Zeit in einen Zustand geraten, der an Geisteskrankheit grenzte. Ein zweiter Arzt wurde berufen. Er empfahl, Hans David zum Unterbruch seiner Studien, die dieser ohnehin nur maschinenhaft und wie in einem Taumel fortsetzte, zu veranlassen und mit ihm sich für einige Wochen in eine Heilanstalt zu begeben.

Lotte wandte sich an Adrian.

Er sah sie scharf an, und sprach dann mit seltsam verzogenem Munde: „Madame wünschen sich vom Hause zu begeben und — nicht mehr zurückzukommen, wie Sie es schon einmal versucht haben."

„Ich denke jetzt nicht an mich," erwiderte Lotte unendlich gequält. „Im Übrigen magst du die Ärzte befragen."

Das tat denn Adrian wohl auch; denn er teilte ihr folgenden Tages mit, sie könne reisen, er habe nichts dagegen.

So kam es, daß bald nachher Lotte Leutbold mit dem Sohn in einem Zuge saß und in die Stille fuhr.

Der Zug rollte und polterte und war voll sich unterhaltender Menschen, allein die Stille schien Lotte dennoch jetzt schon anzuheben und es war ihr, als sei sie mit ihrem Kinde ganz allein. Sie war noch bei der Großmutter gewesen, und sie hatten von nichts geredet als von Hans David. Nur beim Abschied hatte Frau Dorothea gesagt: „Es wird auch für dich gut sein, was du vorhast, Enkelin."

Nun saß ihr Hans David gegenüber in den Polstern.

Er hielt sich nicht aufrecht, sondern war wie vor Schmerz oder Müdigkeit in sich zusammengesunken. Sein Gesicht war graubleich und hatte einen leidensvollen Zug, so daß die Mitreisenden neugierig und mitleidsvoll in das blonde, knabenhafte Antlitz schauten. Er aber verbarg den Blick vor ihnen unter den feinen Lidern. Manchmal stahl sich dieser auch in die Landschaft hinaus. Und wieder manchmal schaute er furchtsam die Mutter an und lächelte dann, mehr mit den Augen als mit dem Mund, als wollte er ihr zeigen, daß ihn der Weg gut dünke, auf dem sie sich befanden.

Jetzt stahl sich seine Hand zu der ihren hinüber und lag einen Augenblick heiß und zärtlich und doch wieder widerstrebend darauf.

Das Sanatorium, in das sie sich begaben, lag in einiger Höhe über einer innerschweizerischen Stadt und ihrem wundervollen, bergumschlossenen See. Sie wurden im Kraftwagen vom Bahnhof geholt und hinaufgeführt, und noch desselben Abends, als sie, von den übrigen Gästen gesondert, ihre Mahlzeit eingenommen, saßen sie auf dem Steinbalkon, der ihren beiden nebeneinanderliegenden Zimmern vorgebaut war. Der Tag war heiß gewesen, aber ein Gewitter hatte die Luft gereinigt, und die Nacht war kühl. Sterne standen am schwarzen Himmel. Irgendwo in der Tiefe lag die rote Lichthelligkeit der Stadt. Diese selbst jedoch war durch einen Wald ihren Blicken entzogen. Fern zur Linken wie eine Fläche aus Ebenholz schimmerte der Seespiegel. Das Hochgebirg verbarg sich hinter einem Dunst von Wolken.

„Hier wird es dir gefallen, Hans David," sagte Lotte.

„Es gefällt mir nirgends mehr, Mutter," antwortete er; aber gleichzeitig nahm er wieder ihre Hand, sie gleichsam um Verzeihung für seine Worte bittend.

Der Wald rauschte unter ihnen. Schwarze Vogelschatten schwebten manchmal über den wogenden Kronen.

Lotte war unendlich schwer zumute. Sie wußte nicht, was sie dem Kinde entgegnen sollte.

Da sprach er wieder: „Dennoch ist es gut, daß wir hierher gekommen sind. Daheim hätte ich es nicht ausgehalten."

Und nach einer Weile begann er abermals: „Ich meine, du solltest doch beim Vater bleiben, Mutter."

Lotte starrte in den windunruhigen Wald hinunter.

„Du hast doch Kraft," fuhr Hans David fort. „Und es ist besser, wenn man bei seiner Pflicht bleibt. Es ist entsetzlich, wenn man sich ganz verliert."

Lotte konnte ihm auch jetzt keinen Bescheid geben. Sie fühlte nur wieder, daß sie um keinen Preis ihn jetzt hätte verlassen können.

Sie gingen bald schlafen. Lotte war sehr müde. Aber ihr Schlaf war dennoch wie ein Lauschen.

In der Nacht hörte sie, daß Hans David wach war und auf den Balkon hinaustrat. Ihr Herz hämmerte vor Angst. Aber nach

wenigen Augenblicken konnte sie sich beruhigen; der Sohn ging wieder zu Bett.

Nächte und Tage voll Unrast folgten. Der Anstaltsarzt, ein verständiger, gütiger Mann, mahnte zu großer Vorsicht, da Hans Davids beginnende Schwermut sich auszubreiten drohe. Er gab sich selbst viel mit diesem ab und hieß die Mutter ihn überwachen und fleißig mit ihm wandern oder andere Ablenkung pflegen.

Hans David wußte, daß man sich um ihn ängstigte. Er sprach mit Arzt und Mutter frei über seinen Zustand. Lotte gestand er: „Siehst du, ich bin nie sehr sicher über mich selbst gewesen. Als Kind habe ich mich an dich gehängt. Wie du mich wiesest, tat ich. Dann konnte ich dich nicht mehr verstehen. Dein Weg schien mir nicht der rechte. Da sagte ich mir: ‚Wenn die Mutter den Weg nicht weiß, wie sollst du selbst ihn finden!' Und es ergriff mich wie ein Wirbel. Vielleicht aber wäre das alles auch über mich gekommen, wenn ich jenes an dir nicht erlebt hätte. Es war wie ein Fieber. Es ertötete in mir alle Kraft und alle Arbeitsfreude, es war wie ein Schlaftrank, der nur betäubt und taumeln macht, nicht schlafen. Nun bin ich wohl wieder ein wenig erwacht, allein das Leben scheint mir ein Unverstand. Es hetzt uns gegeneinander auf, den Vater, dich, uns Kinder. Nur weil wir nicht einsehen, wie jedes von uns doch nur sein Spielball ist. Du kannst nicht dafür, Mutter; ich sehe das längst ein. Aber wir alle sind auch nicht schuld. Wir sind eben Körner im Wind. Wozu aber das alles? Was hat es für einen Zweck, sich so treiben zu lassen oder selbst sich einmal irgendwo einen Halt zu suchen und sich festzuhängen? Das Ende ist doch nur Dunkelheit, Nebel, Nichts. Wer kümmert sich noch um die alten Männer und Weiber, die in sorgfältig gefältetem Spitzenzierat, mit wichtig gekräuseltem Lockenputz bei uns im Hausflur von den Wänden schauen? Sie sind alle gewesen und vergessen. Kein Mensch fragt mehr nach ihnen. So wird es mit uns gehen. Da verlohnt es sich doch nicht der Mühe."

„Du sollst so nicht reden, Kind," erwiderte ihm Lotte. „Das Leben hat auch Höhepunkte. Wer seine Forderungen erfüllt, belohnt sich selbst. Es ist so armselig nicht, wie du es schiltst. Und dann — wissen wir, was dahinter liegt? Es ist noch nicht allzu lange her, daß du der Unterweisung des Pfarrers entwachsen bist. Ist dir gar nichts davon geblieben?"

Hans David saß in sich zusammengesunken, wie er jetzt immer tat. Er zuckte die Achseln. „Ich habe zu wenig den Eindruck gewonnen, daß der Pfarrer seine eigenen Zweifel besiegt hat," gab er zurück. „Und hast du sie überwunden?"

Lotte stand wie vor einem Abgrund. Ihre eigenen Mahnungsworte erschienen ihr hohl. Und nun der Sohn sie um ihren Halt befragte, kam sie sich vor, als spiele sie vor ihm und sich selbst Theater. Ein entsetzliches Gefühl der Erniedrigung packte sie. Die Mutter regte sich in ihr und der Mensch, der gut war. Es faßte sie ein Drang, dem armen, wegverlorenen Verirrten aufzuhelfen und sich selbst das Vertrauen zu etwas Höherem zurückzugewinnen. Und wenn es zehnmal ihre eigenen Hoffnungen galt! Der Gedanke, jetzt ihre eigenen Ziele zu verfolgen, war ihr plötzlich verhaßt und schmachvoll. Sie rückte ihren Stuhl dicht zu dem des Sohnes. „Wir müssen es zusammen versuchen, Hans David," sagte sie. „Wir müssen uns herausarbeiten. Wenn wir wieder aneinander glauben lernen, werden wir auch wieder an das Leben glauben."

Hans David zwinkerte ein wenig mit den Augen. „Wie meinst du das? Meinst du, daß du nicht von uns gehen willst?"

„Wenn es nur um den Preis eurer Liebe sein kann, ja!"

Sie riß sich auf. Die Muskeln ihres Körpers strafften sich. Wohl fühlte sie einen dumpfen Schmerz irgendeiner Wunde, aber eine gewaltige Gier nach Überwindung bebte in ihr.

Hans David seufzte. Mit einer matten Handbewegung strich er über das Armpolster seines Stuhls. „Vielleicht ist es schon zu spät," sagte er.

„Nein," widersprach die Mutter laut und fest. Ihre Gedanken stießen wie Stürmende voran in die Zukunft. Sie formte schon Worte und Sätze, die zu Erklärungen für Felix Heß werden sollten.

„Du bist schön und stark, Mutter," sprach Hans David seltsam. Er sah halb mit Staunen, halb mit wehmutvollem Unglauben in ihr weißes, edles Gesicht.

„Komm," sagte sie und faßte ihn hart bei der mädchenhaften, verzärtelten Hand. „Wir wollen ins Freie hinaus."

Er folgte mit Unlust. Aber sie rüttelte ihn auf, indem sie ihn einen steilen Weg führte und ihn ihr Blumen pflücken helfen hieß. Unterwegs zeigte sie ihm hart arbeitende Bauern. „So sollten wir auch hinausmüssen in Wetter und Sonne," sagte sie.

❧ ❧ ❧

Es war in der Nacht nach diesem Gange. Lotte Leuthold hatte lange vorher wenig geschlafen, von Gedanken und Sorgen gequält und Hans Davids Schlummer belau-

schend. Nun hatte die körperliche Anstrengung des Spaziergangs, verbunden mit der seelischen Entspannung, die für den Augenblick ihr Entschluß ihr brachte, sie müde gemacht und bereitete ihr in den ersten Nachtstunden eine tiefe erquickende Ruhe. Die Tür ihres Zimmers stand offen. Heuduft drang herein. Zuweilen summte ein Nachtinsekt vorüber. Sonst aber war es draußen sehr still und merkwürdig dämmerig. Vor die Sterne war ein Dunstschleier gespannt, und ebenso hatte der Mond, den ein großer Lichthof umgab, keine rechte Kraft und mußte durch ein Gespinst sich den Weg bahnen, das wie Nebel war. Der Wald drüben regte sich nicht. Schwer und schweigend stand er da wie mit Todesstarrheit geschlagen.

Hans David hatte sich auch zu Bett gelegt. Aber er war nicht schläfrig. Er lächelte in sich hinein, weil er die Mutter angeführt und die Kleider nicht abgelegt hatte. Müde war er schon, aber — nicht schläfrig. Er grübelte: Wozu hatte man ihn auf den Spaziergang geschleppt? Die Mutter wollte wieder gutmachen. Gewiß hatte sie guten Willen, doch — zu viele Fäden waren zerrissen.

Und zuguterletzt — war ihr Opfer das rechte? Nützte es etwas? Welch eine Wirrnis von guter Absicht und — Nutzlosigkeit und — Menschenohnmacht!

Hans Davids Gehirn war krank. Es stießen daraus so viele kleine Gedankenquellen auf, daß ein Brodeln und Blasen entstand, das ihm ein dumpfes Schwindelgefühl erregte.

Ja, ja, er war müde, im Kopf besonders! Und er hätte Ruhe haben mögen.

Er erhob sich im Bett.

Nach einer Weile glitt er — die Schuhe hatte er ausgezogen — über den Rand hinaus. Er lauschte. Durch die Tür hörte er den ruhigen Atem der Mutter. Wie fest sie heute endlich einmal schlief! Er griff sich nach dem Kopfe. Wer doch auch so schlafen könnte! In Strümpfen schlich er sich auf den Balkon hinaus, auch seine Tür offenlassend. Er lehnte sich draußen an die Mauer. Es durchrieselte seinen ganzen Körper, als ob hunderttausend Nerven zugleich hämmerten und zuckten, und wieder war in seinem Kopf das Gequelle und Gebläse. Plötzlich überkam ihn die Lust, in die Nacht hinauszulaufen. Er löste sich aber nicht von seiner Mauer los. Sich ein wenig schiebend, ein wenig schwankend gelangte er an die Tür der Mutter, streckte den Hals und sah hinein. Der Mond hatte sich von seinem Schleier befreit und gewann und spendete Glanz. Sein Schein lag auf Lotte Leutholds Bett, auf ihrer Stirn und dem vollen, weißen Arm, den sie unter den dunkeln Kopf geschoben hatte. Er leuchtete auch Hans David ins Gesicht. Das war schneeweiß, und das hellblonde Haar stach nur wenig davon ab. Die noch knabenhaft schlanke Gestalt stand nicht still, sondern schob sich am Türpfosten hin und her wie ein im Winde sich biegendes Rohr.

Hans David wendete jetzt den Blick von der Mutter ab. ‚Wie schön sie noch immer war', dachte er und liebte sie mit einer unsäglichen Zärtlichkeit. Er hätte sich an ihr Bett schleichen und flüstern mögen: Mutter wach auf und hilf! Doch irgendwie scheute er sich, sie aufzuwecken. Er begann aber leise zu weinen. Ganz still, daß ihm nur die Lippen bebten und die Tränen in den Augen stehen blieben. Er hatte solches Mitleid mit der Mutter und mit sich selbst; denn er dachte, daß etwas Trauriges geschehen werde. Er war sich nicht recht klar, was es sein würde. Einmal hatte er das Gefühl gehabt, daß er in den See fallen werde, in den See da unten im Dunkel. Es schien ihm auch jetzt möglich, trotzdem er hier oben soweit davon entfernt war.

Es zog ihn hinunter, er wußte nicht wie. Es war, als ob er schliefe und nur im Traume denke und handle. Und er hatte solches Mitleid mit allen Menschen, weil sie sich noch weiter quälen mußten, insbesondere aber mit denen, die ihm nahe standen, weil sie ihn suchen und nicht finden würden.

Hans David spürte nun auch seine große Müdigkeit wieder. Und auf einmal fiel ihm ein, daß der See ein gutes Bett sei, ein vortreffliches Bett, wie man in kein weicheres versinken konnte. Er trat an das Balkongeländer vor. Der See war nicht zu sehen, wohl aber die Stelle, wo er sich befand, eine dunkelviolette Tiefe. Eine Säule lief an einem Balkonende nieder. Es war keine sehr große Höhe. Er glitt auf die Ecke zu, schwang sich hinüber und ließ sich in den Garten hinab. Einmal blieb er noch stehen. Hätte er die Mutter nicht mahnen sollen, mitzukommen? Die arme Mutter! Sie würde sich ja doch nicht mehr zurechtfinden in all ihrer Wirrsal! Aber — aber — ob er noch einmal hinaufkletterte?

Er blickte hinauf. Gott, wie mühsam! Und er war so schlummerig.

Wie ein Schatten eilte er über den Gartenkies. Der Wald nahm ihn auf. Der Mond leuchtete nach, weit hinein zwischen die Stämme und durch die Büsche. Er zersplitterte sein Licht und suchte ängstlich in allen Winkeln. Aber Hans David fand er nicht mehr. —

Die Nacht war noch fern vom Morgen, als Lotte erwachte. Der Mond schien in ihr Zimmer. Er mußte gerade in ihr Gesicht gesehen haben; denn sie war geblendet von seiner Helligkeit, als sie die Augen auftat. Sie erschrak. Es war ihr, als hätte jemand sie gerufen. Einen Augenblick lag sie still und dachte nach. Wie fest sie geschlafen hatte! Wie mochte es wohl mit Hans David sein? Sie lauschte. Es regte sich nichts. Sie stand auf und trat wie oft an seine Tür. Sie bog ihr Ohr gegen das Schlüsselloch. Auch jetzt kein Laut. So schlief er wohl doch? In Gedanken trat sie an den Balkon vor. Die Nacht war schön. Sie hatte sich völlig geklärt. Die Sterne hatten ein hartes, eigenwilliges Licht, das scharf wie Lanzenwunden im dunkeln Himmel stand. Der Mond aber war wie eine Schale aus Edelmetall, die von köstlich süßen Wassern überfließt. Lotte wollte wieder zurücktreten, als ihr Blick auf Hans Davids Tür fiel. Sie stand offen. Das war nicht ungewöhnlich; es war ihr auch nie der Gedanke gekommen, daß der Sohn durch diese Tür — —

Seltsam, daß ihr das jetzt so sein mußte, so als sei Hans David noch eben auf dieser Schwelle gestanden.

Sie konnte nicht anders, sie mußte nach ihm sehen. Das Zimmer — schien leer. Sie trat ein. Es war leer. Ihr Herz klopfte heftig. Sie wartete. Er mußte wiederkommen. Nach einer Weile eilte sie zurück und kleidete sich an. Dann begab sie sich auf die Suche. Sie weckte den Arzt. Er schien sehr erschrocken.

Am Morgen fanden sie Hans David. So tief war er doch nicht hinabgesunken in das weiche Seebett. Er lag im Schilf. Sie brachten ihn hinauf in sein Zimmer.

Lotte taumelte, als sie ihn erblickte. Aber sie weinte nicht. Sie konnte nicht weinen. Es war nun alle die Zeit so viel auf sie niedergeschmettert, daß sie überhaupt kein klares Gefühl mehr hatte. ‚Bin ich schuld?‘ dachte sie zu allererst.

Der Arzt trat auf sie zu und gab ihr die Hand. „Es war nicht vorauszusehen,“ sagte er. „So krank schien er nicht. Sonst hätten wir ihn besser bewacht. Es ist der erste Fall mit einem so jähen Ende, der mir in meinem Beruf bisher vorgekommen.“

Lotte stimmte ihm sogleich bei. „Ja, nicht wahr, das war nicht vorauszusehen?“

Sie erzählte, wie sie sonst des Nachts immer wach gelegen und gerade heute etwas eingeschlafen sei. Sie hatte das Bedürfnis, reden zu hören, zu hören, was in solchen Fällen gesagt wird, niemand natürlich treffe eine Schuld. Es sei ein Unglück. Und so leid täte es einem um das junge Blut. Und so arm sei die Mutter. Sie ging auch gleich mit dem Arzt und den Leuten, die sonst noch ins Zimmer gedrungen waren, hinunter und drahtete an ihren Mann und an die Großmutter. Der Kopf summte ihr, als sie wieder die Treppe hinauf nach ihrer Wohnung ging.

Dann war sie mit Hans David allein.

Er lag auf dem Bett, sehr bleich, sehr blond, sehr jung.

Sie holte aus ihrem Zimmer eine Vase mit Flieder. Den nahm sie und legte ihn auf Hans Davids Bett, weil es ihr so schmucklos schien. Dann setzte sie sich ans Lager. Ihres Sohnes Kinderzeit fiel ihr ein und wie er ihr anhänglich gewesen und was für ein weiches, gütiges Gemüt er gehabt. Sie neigte sich ganz dicht an den Toten heran, streichelte seine Hände, seine Wangen und fühlte, so wie er war niemand, niemand als — als vielleicht Angelika. Selbst die Großmutter nicht, selbst — selbst — nicht jener andere. Wie fern das war, das mit dem andern, mit Felix Heß! Fern, als sei er schon gestorben! Aber warum hatte der Knabe da — sie verlassen?

Plötzlich fiel ihr ein, daß Adrian kommen werde, auch Angelika. Und sie fürchtete sich vor dem Werdenden.

Dann saß sie wieder und betrachtete den Toten. Wie lebensunlustig war er gewesen! Und vielleicht war es das Beste für ihn, nun Ruhe zu haben!

Plötzlich erhob sie beide Hände an die Schläfen. Sie mußte sich jetzt die Ohren gegen die fremde, furchtbare Stimme wieder verstopfen, die ihr vorsprach, daß sie schuldig sei.

Aber auch das ging wieder vorüber, und nur die große Liebe blieb und ließ sie jetzt das Deckbett des Sohnes glatt streichen und jetzt wünschen, daß sie ihn beschenken, beschenken könnte, bis er sich freute.

Gegen Mittag traf das Automobil ein, das Adrian und Angelika brachte.

Lotte wußte, daß sie um diese Zeit kommen mußten, und ging ihnen in die Halle des Hotels hinunter entgegen.

Adrian trat zuerst ein. Er war schwarz gekleidet und trug einen weichen, schwarzen Filz. Er sah sehr bleich, gealtert und wie gewohnt linkisch aus. Er schaute weder Lotte noch den Hoteldirektor, der dabeistand, an, aber er gab jener flüchtig die Hand, wohl der Leute wegen. Auch Angelika gab sie ihr. Und Angelika war ernst und streng wie eine Frau, nicht wie ein junges Mädchen. Ihr Mund war fest geschlossen. Sie



Träumende Nacht
Gemälde von Prof. Hanns Pellar

sah auch blasser aus als sonst, aber ihre bräunliche Hautfarbe zeigte das nicht so. Ihre Zöpfe, rund um den Kopf gelegt, waren fast so schwarz wie ihr Kleid.

„Wohin?" fragte Adrian Leuthold jetzt kurz und heiser.

Der Direktor wies nach dem Aufzug; aber Lotte stieg den beiden andern voran die Treppe hinauf.

Im Totenzimmer wendete sich Adrian beim Anblick Hans Davids sogleich erschüttert ab und bedeckte die Augen mit der Hand. Angelika stand mit zuckenden Lippen am Bett.

„Wie ist es zugegangen?" wollte Leuthold wissen.

Es war niemand sonst mit ihnen hereingekommen.

Lotte erzählte: „Niemand konnte so etwas voraussehen. So sagt auch der Arzt." Es klang wie eine Verteidigung.

Adrian wendete ihr das unschöne Gesicht zu. Es trug rote Flecken; denn er hatte geweint. Es stand aber auch eine bebende Entrüstung darin. „Ist es jetzt genug, Frau?" fragte er.

Lotte antwortete ihm nicht. Qual und Zorn stritten in ihr. Erst nach einer Weile, während er sich ans Bett gesetzt hatte, gab sie mit erstickter, erzwungener Stimme Bericht: „Der Arzt wird das Nötige wegen unserer Heimreise mit Hans David besorgen."

Als die Pause lang genug war, daß sie wußte, wie hart er ihr grollte, ließ Adrian sich in ein abgerissenes Gespräch über die Dinge mit ihr ein, die des Todesfalles wegen zu geschehen hatten. Angelika beteiligte sich nicht daran.

Einige Male wurde an die Tür geklopft. Man brachte Blumen, gespendet vom Arzt, von der Hotelleitung, einzelnen Gästen. Die nahm Angelika in Empfang und legte sie auf das Bett des toten Bruders. Immer zuckte dabei ihr Gesicht und wurden ihr die Wangen von Tränen feucht. Aber Lotte wartete umsonst, daß sie ihr einmal ein Wort gönne oder ihr Gelegenheit gebe, einen Arm um sie zu legen. Und Lotte sehnte sich doch nach Angelika. Es schien ihr, daß sie zusammen hätten weinen können.

Die Nacht über blieb man noch in der Anstalt. Man nahm eine kurze, schweigende Mahlzeit ein. Lotte wollte sich in ihrem Zimmer neben dem des Toten aufs Bett legen. Die andern bekamen in der Nähe Unterkunft. Am Totenbett sagten sie sich Gute Nacht. Ohne sich anzusehen oder die Hände zu reichen. Die drei Stimmen waren wie erwürgt.

Es kam die schweigende Heimfahrt.

Es kam das laute Begräbnis mit den Verwandten und wort- und beileidswilligen Freunden.

Es kam die große Stille nachher und der Wiedereintritt in den Alltag.

Und als ob sie aus einem Traum erwachte, bemerkte Lotte eines Tages, daß sie wieder wie vor Zeiten das Zimmer mit ihrem Manne teilte. Bei ihrer Heimkehr war sie da wieder eingezogen, vielleicht alter Gewohnheit gemäß, vielleicht um nicht Anstoß zu erregen, vielleicht, unter dem Zwang eines noch nicht erkannten Entschlusses.

Adrian hatte es schweigend hingenommen, vielleicht es selbstverständlich gefunden.

Dennoch war es nun Lotte manchmal, als sei sie im Hause schon fremd geworden. Hatte sie auch nur kurze Zeit jenseits der Kluft gestanden, die sich zwischen ihr und den Ihrigen aufgetan, so war doch manche kleine Pflicht und Verrichtung schon an Angelika übergegangen. Manchen kleinen Dienst tat Angelika dem Vater, der sonst Lotte obgelegen. Sie brachte ihm die Zeitung, öffnete ihm die Briefe, rechnete die Lohnliste nach, die ein Schreiber allabendlich aus dem Geschäft brachte und dergleichen Dinge mehr. Lotte stand außerhalb und erschien sich überflüssig. Dann nahm sie sich ihr Recht und griff selbst wieder zu.

Angelika sah erstaunt und immer den Mund herbe geschlossen auf. Darauf machte sie der Mutter kühl und gelassen Platz.

Noch hatten sie kein einziges Wort über alles, was geschehen war, gesprochen, noch bewegte sich alles, was die drei Menschen zueinander sagten, in Alltagsgleisen.

Lotte aber begab sich endlich in das Haus der Großmutter am Neumarkt.

⁂

Als Lotte in die Wohnstube trat, war sie leer. Es fiel ihr eine Last auf die Seele. Wie lange hatte sie die alte Frau allein gelassen! Adrian — das wußte sie — war bei Frau Dorothea gewesen und hatte ihr Näheres von den Geschehnissen erzählt. Am Begräbnis hatte diese sich entschuldigen lassen. Sie verließ ihre Räume nicht mehr. Wie aber — so überlegte Lotte in diesem Augenblick — mochte sie alles das, was geschehen, in ihrer Einsamkeit empfunden haben, wie die Tatsache, daß sie den toten Urenkel nicht mehr sehen konnte, wie die andere, daß sie, Lotte, nie gekommen war? Sie blieb ganz befangen in der Nähe der Tür stehen. Sie wußte gar nicht, was sie sagen sollte. Und doch faßte sie wieder das tiefe Heimatgefühl, das sie in diesen Räumen immer gehabt hatte, ja, das Verlangen, sie nicht mehr zu verlassen.

Da bewegte sich die nur angelehnte Tür des Nebenzimmers. Frau Dorothea trat heraus, auf einen Stock gestützt. Die Hand am Stockgriff zitterte leise, sie war noch dürrer geworden, und ihre einst sehr weiße Haut hatte jetzt in ihrer Faltigkeit einen graueren Ton. Das Antlitz mit den beiden von den Schläfen fallenden Locken war fast kinderhaft schmal. Die ausdrucksvollen Augen glichen dunklen Wässerlein, die aus Pflugfurchen schauen. Der knappe Mund stand ein wenig schief, wie von einem Schmerz verzogen.

Es war nur Frau Dorothea selbst und der treuen Magd bekannt, daß jene vor einigen Wochen ohnmächtig neben ihrem Bett hingesunken war und daß der herbeigerufene Arzt etwas von einem Schlaganfall gemurmelt hatte.

„Enkelin," begann die Bürgermeisterin, als sie Lotte erblickte. Ihre Stimme war tief und kam wie aus einer andern Welt. Sie schien das Wort nur zu sich selber gesprochen zu haben; denn sie trat erst dann langsam auf Lotte zu, richtete sich auf, legte den hageren, linken Arm um ihre Schulter und reichte ihr die den Stock haltende Rechte.

„Dein Leben ist schwer, Enkelin Lotte," fuhr sie fort. Dabei küßte sie sie auf die Stirn.

Lotte hielt sich nicht; sondern schluchzte auf.

Einen Augenblick standen sie beieinander, die starke, jüngere, der noch immer die Schönheit nicht verloren gegangen, und die zermürbte Alte, die etwas vom Wesen einer schicksalskundigen Parze hatte. Vielleicht war es die mächtige Erregung, die beide ergriffen, die sie sich nicht niedersetzen, sondern ein langsames Auf- und Niederschreiten anheben ließ, wobei die Großmutter leicht auf die Enkelin gestützt blieb.

„Es ist eine lange Zeit vergangen," fuhr Frau Dorothea dabei zu sprechen weiter. „Jeden Tag vom Morgen zum Abend und manche Nacht habe ich mit dir erlebt, Enkelin Lotte, und mit dem armen Hans David. Wenn die eigenen Wünsche still geworden sind, dann schmerzen einen die, die man für die andern hegt."

Plötzlich hielt Lotte an.

„Bin ich denn schuld an allem?" fragte sie.

„Was ist Schuld?" entgegnete Frau Dorothea. „Und was ist Schicksal? Wir klugen, klugen Menschen denken und rechnen, und keiner weiß doch je die Lösung; denn unseres Lebens Exempel gehen immer wieder anders auf. Weise handeln ist gut, aber weise dulden ist besser. Es ist sehr einsam geworden um mich, Enkelin Lotte, aber das Herz hat sich noch nicht ins Alleinsein fügen gelernt. Da meine ich manchmal, daß ich dem Besten entgegengehe, was der Mensch finden kann, dem Frieden des Endes. Aber um euch alle, die mir lieb sind, ist mir weh. Ich möchte euch sagen: Findet euch ineinander. Habt Geduld miteinander. Nicht, was wir für uns erreichen, beglückt zuletzt, sondern was wir den andern opferten. Ruhe in sich ist alles. Sie kommt nur aus einer Seele, die gelernt hat zu entbehren."

In Lottes Innerem war die Qual all der vergangenen Wochen aufgewühlt. „Ich weiß ja," antwortete sie, „daß ich jetzt nicht mehr von ihnen fortdarf. Ich könnte auch Angelika nicht auch noch verlieren."

Sie trat als erste zum nächsten Stuhl und ließ sich nieder.

Die Frau Bürgermeisterin richtete einen aus Staunen und Mitleid gemischten Blick auf sie. Es schien ihr möglich, daß jene schon verloren habe, was sie zu behalten dachte. Dann setzte sie sich neben Lotte.

„Das ist wohl der richtige Weg," sagte sie.

Eine Weile blieb es still. Dann begann Frau Dorothea sachte zu fragen. Lotte erzählte von Hans David, auch vom Stand ihrer eigenen Angelegenheiten, von ihrem Brief an Felix Heß.

Es verging lange Zeit, ehe alles gesagt war; denn Lotte sprach müde, in großen Pausen, die jede ihrer Mitteilungen zu einem mühsam sich abgerungenen Geständnis machten.

Aber als das Zusammensein der zwei Frauen zu Ende kam, war beiden die Straße in die Zukunft wieder sichtbar. Lotte reichte der Großmutter die Hand. Sie sprach nicht von einem Joch, das sie neu auf sich zu nehmen gesonnen sei. Sie wandte sich stumm. Und Frau Dorothea gab ihr keine guten Wünsche mit. Sie geleitete sie nur bis zur Treppe und drückte ihr lange die Hand, als sie ging.

Am nächsten Tage befahl Lotte den Advokaten zu sich und entband ihn von seinem Auftrag.

Er verneigte sich. „Es würde bei dem Widerstand Ihres Gatten schwer gewesen sein, das Ziel zu erreichen, ohne außergewöhnliche Maßregeln," meinte er.

Und Lotte entließ ihn wieder, und machte sich daran, die Absage an Felix Heß aufzusetzen. Noch einmal schäumte ihre Jugend auf. Aller Glückshunger, der in ihr gewesen, überfiel sie noch einmal.

„Du wirst mich nicht verstehen," schrieb sie Felix, „wirst denken, daß ich ein Rohr im Winde bin. Wenn Du doch wüßtest, wie ich mit allen Fasern an Dir hänge und jede unter brennenden Schmerzen losreißen muß."

Felix Heß, als er den Brief las, fühlte seine ganze Aufrichtigkeit. Er faltete ihn gedankenvoll zusammen und legte ihn mit langsamen, überlegten Bewegungen in ein Schreibtischfach. Er wußte, daß er die große Hoffnung seines Lebens endgültig beiseite legte und tat es mit einer fast pedantischen Sorglichkeit.

Lotte empfing von ihm einen kurzen Dank. „Ich verstehe Dich, meine Lotte," stand unter anderem darin, „und ich weiß auch jetzt die Schuld oder das Lebensungeschick bei mir; so wie ich es einst war, der zu spät kam."

„Ich bitte dich, diesen Brief zu lesen," sagte Frau Lotte desselben Tages zu Adrian Leuthold, indem sie ihm Felix' Zeilen reichte.

Adrian nahm sie mit der strafenden und grollenden Art, die er nun immer hatte, las und warf den Brief dann mit einer heftigen Bewegung auf den Tisch.

Als er sich aber wortlos zum Gehen wenden wollte, rang sich Lotte das Wort ab: „Wir müssen uns doch aussprechen."

Er entgegnete: „Wozu noch? Für mich stand alles von Anfang an fest."

„Du — erlaubst also — daß ich im Hause bleibe?"

„Unsinn," polterte er. „Es gab nie etwas anderes."

Vielleicht empfand er in diesem Augenblick doch, wie viel sie ihm geopfert hatte. Vielleicht meldete sich auch seine Liebe zu ihr wieder einmal und das schmerzhafte Bedauern, daß sie sie so wenig erwidern konnte. Er schien bewegt. Aber er sprach nicht weiter. Er ging, und Lotte hielt ihn nicht mehr auf.

Von da an mußte sie wieder lernen, Lotte Leuthold zu sein.

Was Adrian betraf, so erschwerte er es ihr nicht. Er gewöhnte sich sogleich wieder an die Tatsache, daß die Festigkeit seiner Ehe unbedroht war, und ging zu seiner Lebensweise zurück. Tagsüber, wenn die Gatten zusammentrafen, insbesondere bei Tische, wurde wie früher mancherlei besprochen, Alltägliches und Außergewöhnliches, mit Ruhe, anfänglich noch mit einigen Hemmungen, Befangenheit oder Groll, die die Erinnerung an Vorgefallenes dazwischenschob, bald aber mit einer gewissen Behaglichkeit, in die man sich geistesträge fallen ließ. Nur das Miteinanderalleinsein wollte noch nicht recht gehen. Wenn der Tag tot war und Schlafenszeit sie in denselben Raum führte, hob ihre Prüfezeit an. Da hatte Lotte gegen den alten Widerwillen zu kämpfen. Da ergriff auch Adrian die Erinnerung daran, daß sie ihn hatte verlassen wollen, und er zeigte jetzt durch hartnäckiges, schmollendes Schweigen, jetzt durch ein böses Wort, daß er es nicht vergessen hatte.

Einmal, als sie über ein Nichts, die Neuanschaffung eines beschädigten Schlafzimmergegenstandes, in Meinungsverschiedenheit gerieten und Lotte mit einem ärgerlichen Achselzucken eine Bemerkung Adrians hinnahm, fiel von seinen Lippen das heftige: „Willst du nicht wieder eine Sonderwohnung beziehen?"

Ein Wort gab das andere. Es wurde eine böse Szene.

Und doch hatten beide den redlichen Willen zum Frieden. Lotte insbesondere überwand sich selbst. Sie bändigte die immer wieder sich regende Abneigung und versuchte Adrians gute Eigenschaften wie einst zu schätzen. Sie fing an, sich unterzuordnen, sich ihm dienstbar zu machen. Er sah ein, daß sie sich befliß, für sein leibliches Wohl und seine Bequemlichkeit gut zu sorgen. Das brachte ihn in gute Laune. Seine Liebe wachte manchmal wieder auf. Er warb dann um sie wie in den Frühzeiten ihrer Ehe. Und sie versagte sich ihm nicht. Brückenstege fielen über Klüfte. Freilich — die Klüfte blieben doch.

Was aber Lotte antrieb und immer wieder befähigte, die Gebende zu sein, das waren mancherlei in den Tiefen der Seele liegende Dinge, das Bewußtsein, daß die Hoffnung auf Felix Heß für immer begraben war, viel mehr aber die Sehnsucht nach Angelika. Diese Sehnsucht und der brennende Wunsch, Angelika nicht auch noch zu verlieren, waren es ja im Grunde gewesen, die sie in den Leuenberg und die alten Fesseln zurückgeführt hatten. Aber Angelika war herb und überempfindsam. Über ihr junges Gesicht hatte sich eine Strenge gebreitet, die fast Trotz war. Es zehrte sichtlich etwas an ihr, denn ihre Wangen waren schmal, ihr Wuchs zwar höher, aber zarter geworden. Sie legte ihr dunkles Haar jetzt straff an den Schläfen nieder und band es am Hinterkopf in einen Knoten. Sie war jetzt eine große Schweigerin, eine Einsame zugleich. Ihre einzigen Freunde waren Bücher. Wie sie zum Tode Hans Davids, zu der Mutter Rückkehr wenig Zeichen ihres Empfindens gegeben, äußerte sie sich auch nicht zu dem langsamen Sichwiederzusammenfinden ihrer Eltern. Wo sie mit diesen zusammentraf oder zusammensein mußte, tat oder sprach sie nichts, was Tadel verdient oder Mißhelligkeiten heraufbeschworen hätte. Dem Vater begegnete sie mit der stillen Weichheit, die sie seit Monaten angenommen. Der Mutter antwortete sie freundlich auf jede Frage, half ihr bei kleinen Arbeiten, tat Gänge für sie

und ging mit ihr nach dem Friedhofe. Nur an den Abenden setzte sie sich nicht mehr zu ihr, und manchmal, wenn sie sich unbeobachtet glaubte, richtete sie die Augen groß und fremd auf sie, als könnte sie sich nie mehr in ihr zurechtfinden.

„Ich kann es der Mutter nicht vergeben," sprach sie einmal zu Frau Dorothea, als diese sie mahnte, gut und liebevoll gegen Lotte zu sein.

„Du bist deiner selbst sehr sicher, Urenkelin," erwiderte die Bürgermeisterin ernst und setzte ihr auseinander, wie verständlich doch ihrer Mutter Leben sei, wenn man es von Grund auf kenne.

Angelika aber entgegnete: „Die Mutter hat uns verlassen, uns opfern wollen. Hans David lebte vielleicht noch, wenn das nicht geschehen wäre."

Darauf ging sie, als fehle ihr Kraft und Wille zu weiterem Wortgefechte, aus der Stube in ein Nebengemach, dann in den Garten hinunter und kam lange nicht wieder. Am Ende aber, die Lippen hart zusammengepreßt, verabschiedete sie sich mit den Worten: „Verzeihe mir, daß ich bin, wie ich bin."

Frau Dorothea aber legte die Hand auf ihren Scheitel und sah ihr in die Augen. Und sie las, daß hinter des jungen Mädchens Herbheit Schmerz und Liebe standen, und drang nicht weiter in sie.

⌘ ⌘ ⌘

„Bei uns geht alles wieder glatt," rühmte Adrian Leuthold bei einem der Besuche, die er Frau Dorothea abstattete, und fuhr fort: „Ich muß es Lotte schon manchmal noch zu fühlen geben, daß sie gewaltig unrecht hatte. Es war doch ein verflucht unbesonnener Streich von ihr, und ein weniger geduldiger Ehemann als ich würde ganz anders dareingefahren sein."

„Wenn nur alles wieder gut ist," erwiderte darauf Frau Dorothea. Ihr Blick glitt über Adrian hin, halb wehmütig, halb mit leise lächelndem Spott. Sie fühlte, wie wenig der Mann da vor ihr in die Tiefe von Lottes Erlebnissen gedrungen, wieviel Alltag in seinem eigenen Gemüt war. So rasch erholte sich von schwerem Lebensschlage nur, wer sich der Oberfläche, dem Genügen am Heute auf Morgen ergeben. —

Der Friedhof, wo David begraben war, wo auch seine Großeltern lagen, befand sich mitten in der Stadt auf einem Hügel. Er war wie eine Insel im Häusermeer, und es führten keine begangenen Straßen zu ihm hinauf; denn er war dem allgemeinen Gebrauch entzogen und nur noch einigen alten Familien zugänglich, die dort für eine lange Reihe von Jahren sich das Recht auf Gräber erworben hatten. Alte Bäume rauschten über dem stummen Garten. Besonders viele Weiden trauerten da mit lang zu Boden rieselndem Blätterhaar.

Eine solche wuchs auch auf Hans Davids Grab, doch waren ihre mächtigen Zweige vorn beschnitten, so daß sie eine Laube um den dunkeln Grabstein bildeten und die schwarze Marmorbank nur im Rücken beschatteten, die in die reiche Gartenanlage des großen Grabes eingebaut war. Hier saß Lotte Leuthold oft; denn sie hatte einen kurzen Weg vom Leuenberg herauf, und stille, sonnige Abende lockten sie. Oft war kein Mensch außer ihr da, oft sah sie da oder dort eine dunkle Frauengestalt zwischen den Steinen wandeln. Die Zweige der Weide waren so lang, daß sie den Boden noch wie mit einem Teppich bedeckten, und wenn ein Wind sie faßte, raschelten sie, und es klang wie Flüstern von unter der Erde. Fern ging blutrot die Sonne unter.

‚Hans David,' dachte Lotte, ‚Hans David, mein Junge, wie warst du einmal als Knabe zärtlich, wie gingst du mir nicht von der Seite, als wärest du von meinem Leibe nie völlig losgelöst!' Und bald verließen ihre Gedanken den Toten und suchten seine Schwester, die zu ihm gehörte. Sie meinte, sie müßte jetzt dort unten zwischen den Gräbern auftauchen und näherkommen. Sie wünschte, sie möchte kommen. Vielleicht wäre sie selbst dann aufgestanden und hätte ihr die Arme entgegengebreitet. Doch nein! So war das noch nicht! Freundlich und still würden sie einander wohl grüßen, gemeinsam die Blumen des Grabes begießen, gemeinsam die dürren Blätter der Pflanzen ablesen, allein — mehr noch nicht! —

Nicht wie einst, da auch Angelika gleich wie Hans David ihr mit jeder Faser ihres Herzens gehört hatte. Es war immer, als müßte es noch einmal so werden, als könnte das Leben nicht zu lang sein, um darauf zu warten.

Nichts war Lotte so lieb wie diese große Hoffnung.

Manchmal war es schon, als klinge Angelikas spröde, stille, kleine Stimme etwas dunkel und etwas weich, und Lotte meinte fast, daß die frühere Liebe darin bebe.

Und sie wartete. —

Sie hatte nicht unrecht mit ihrer Hoffnung.

Angelika lernte. Zwischen Vater und Mutter stehend, grübelnd über Vergangenem, trauernd um den verlorenen Bruder, erhaschte sie jetzt und jetzt eines von Adrian Leutholds ungeschickten, täppischen Worten.

Sie sah, daß Dornen der Mutter ins Gemüt drangen und daß dem vielleicht immer so gewesen war. Sie erkannte, daß in ihren Eltern zwei Menschen zusammengespannt waren, die trotz beidseitiger guter Eigenschaften nicht zusammen Schritt halten konnten. Sie erinnerte sich an Stunden, da sie neben der Mutter einen andern Mann hatte stehen sehen. Die Instrumente hatten ineinander geklungen. Vielleicht war es auch mit beider Wesen so gewesen.

Angelika lernte. —

Aber es war noch ein Stachel in ihr: daß die Mutter auch ihr und Hans David untreu geworden, das überwand sie noch nicht. —

Eines Tages lief Brigitte, die Magd, in großer Hast nach dem Leuenberg. Frau Dorothea, ihre Herrin, war seit einigen Tagen bettlägerig gewesen. Lotte wußte nichts davon, da gerade jetzt Haushaltpflichten sie abgehalten, nach der alten Frau zu sehen. Die Magd bat erregt, daß sie zur Großmutter komme.

Frau Dorothea war nicht eigentlich krank, nur plötzlich sehr schwach und schlafsüchtig. Der Arzt war gerufen worden. Er hatte gewünscht, daß jemand von der Familie in der Nähe Frau Dorotheas bliebe.

Lotte verständigte Angelika, gab eilig noch einige für die Haushaltung nötige Anweisungen und ging der Magd nach, die bereits wieder den Heimweg angetreten hatte.

Schon am Abend ließ sie Mann und Tochter ebenfalls nach dem Neumarkt entbieten.

Man befand sich in einer merkwürdigen Gutwetterzeit. Schon wochenlang war kein Regen gefallen. Zwar verdunkelte sich manchmal der Himmel, allein ein kalter Ostwind verjagte immer wieder die Wolken. Das Feuer der Sonne steigerte sich am Abend. Durch die dem Hause am Neumarkt gegenüber befindliche Gasse sandte sie in diesen Tagen in die Fenster der Frau Bürgermeisterin einen goldenen Strahlenregen. Ihre neben dem Wohnzimmer befindliche Schlafstube insbesondere trank mit zwei Fenstern ein volles Maß von Abendgold.

An ihrer Hinterwand zuckte und blitzte es, und wenn der rotglühende Sonnenball in den Dunst des Horizonts tauchte, wurde das Gold zu Blut und Rosen, rann und blühte am Täfelwerk, jetzt wie ein quellendes Bächlein, jetzt wie sich öffnende Blumen.

Frau Dorotheas Bett stand nicht an dieser Wand, sondern im Schatten beiseite, aber mit ihren staunenden Augen schaute sie an diesem Abend, da ihre Verwandten gerufen worden, unverwandt in das Spiel des Lichtes.

Noch saß erst Lotte bei ihr.

Lotte mußte immer die Großmutter ansehen. Sie lag auf dem Rücken. Ihr Kopf mit der weißen Spitzenhaube schien klein wie der eines Kindes. Der glatte Scheitel, der unter der Haube sichtbar wurde, war nicht blaß oder weiß, sondern wie ganz helles Silber klar und glänzend. Ihre Züge, geschärft durch das Alter und das Einsinken der Haut, zeigten eine große Ruhe. Nur die Augen waren jetzt voll Leben und Ausdruck und verrieten ein Wachsein des Geistes, das in keinem Verhältnis zur Schlaffheit des Körpers stand.

Die Lider seien den ganzen Tag immer wieder zugefallen, hatte Brigitte erzählt, und der Mund habe sich fortwährend flüsternd bewegt, ohne indessen die Kraft zu lauter Rede zu finden.

Jetzt war das anders.

„Ich hoffe, sie kommen noch, solange die Sonne an der Wand dort ist," sprach Frau Dorothea eben mit kräftiger Stimme.

„Sie müssen jeden Augenblick hier sein," erwiderte die Enkelin.

„Wie das schön ist!" fuhr die alte Frau fort. „Es ist nichts so sehr das Abbild des Glücks wie die Sonne. Zeitlebens leuchtet es auf und versinkt, bis man bescheiden oder weise genug geworden, Sonne für Glück zu nehmen und glücklich zu sein, wenn sie leuchtet. Wir haben schöne Tage jetzt, Enkelin. So haben wir viele schöne Tage im Leben gehabt, so viel trübe sie ablösten. Und so alt ich nun bin, es tut mir doch leid, daß es zu Ende ist."

„Es ist nicht zu Ende, Großmutter, du wirst —"

Frau Dorothea unterbrach Lotte.

„Gib dir keine Mühe. Ich weiß, was ich weiß, aber — ich möchte euch noch einmal beisammen sehen."

Sie hatte den Satz noch nicht vollendet, als Adrian Leutholds leicht erkennbarer geräuschvoller Schritt auf der Treppe draußen hörbar wurde.

Lotte stand auf.

„Sie kommen," sagte sie.

Adrian und Angelika traten ein.

Frau Dorothea wandte ein wenig den Kopf. „Nehmt euch Stühle," lud sie mit der gleichen Förmlichkeit und Höflichkeit ein, die sie zeitlebens allen Gästen des Hauses gezeigt.

Adrian fragte nach ihrem Befinden.

Frau Dorothea gab keine Antwort, sondern war mit dem Blick schon wieder an der Wand, sich geflissentlich bemühend an

Angelikas schmalem Gesichtlein vorüber die Sonne zu erhaschen. Dann aber streckte sie ihre beiden Hände nach denen der anderen aus.

Sie konnten die Bewegung nicht mißverstehen, sondern mußten die ihren hineinlegen. Sie sahen alle, daß es um das Letzte ging. Adrian war die Feierlichkeit des Augenblicks etwas unbequem. Angelika zuckte zusammen und wollte die Hand zurückziehen, als sie die der Mutter berührte. Aber sie mußten alle die alte Frau gewähren lassen.

„Seid gut miteinander," sprach Frau Dorothea. „Muß es immer sein, daß wir selber glücklich sind? Können wir nicht auch glücklich machen? Wer es einmal gelernt hat, der findet seinen Lohn."

Sie schwieg. Aber sie richtete einen Blick auf Angelika, als erwarte sie von ihr ein Wort.

Angelika fühlte das wohl. Ihr Herz war von allerlei Regungen heiß durchwogt. Sie liebte die Urgroßmutter; denn sie war ihr nach der Mutter, die sie verloren, die nächste geworden. Und wieder befiel sie der Zwiespalt zwischen dem, was sie zu Lotte drängte und was sie abstieß, und beide Empfindungen waren scharf wie schneidende Schwerter. Sie hätte sagen mögen: ‚Ich will es versuchen,' allein sie konnte sich die Worte nicht abringen.

Dafür sprach der gutmütige Vater, ein wenig allzusichtlich bemüht, der Szene ein Ende zu machen, beschwichtigend: „Sie haben ganz recht, Frau Eßlinger! Wir sind auch ganz einig, nicht wahr, Lotte?"

Und Lotte nickte dazu und dachte doch nicht an ihn, sondern schwankte zwischen der Neugier, was Angelika fühlen möge, und dem Leid um die Sterbende.

Frau Dorothea war nicht zufrieden. Eine leise Unrast befiel sie. Sie schaute nach der Sonnenwand und fuhr heftiger fort: „Versteht einander doch! Ihr seid nicht weit auseinander. Und wenn ihr einander willig sucht —"

Das Weitere verging in einem Murmeln. Die Kraft der Stimme hatte wieder abgenommen.

Brigitte erschien unter der Tür. Lotte hieß sie leise den nahewohnenden Arzt rufen.

Frau Dorothea hielt die drei Hände fest.

Die Rotrosen an der Wand kamen ins Verblassen. Aber der Mund der alten Frau murmelte unablässig. Manchmal erhaschten sie noch ein Wort: „Versteht doch! Verstehen ist alles. Unser Wille ist nicht so schlimm wie unsere Tat."

„Verstehen! Verstehen!"

Es war, als ob in diesem Worte Frau Dorotheas letzte Kraft lebte. Es kam von ihren Lippen und war zuletzt nur noch wie ein Hauch.

Jetzt war die Sonne ganz blaß.

Die Lider der alten Frau sanken herab. Ein Licht ging aus, zwei Fensterlein schlugen zu. Noch zitterte es um den schmalen, klugen Mund. Jetzt schloß sich auch der. So unmerklich geschah das wie das Verschwinden der letzten Helligkeit an der Stubenwand.

Die drei am Bett sahen einander an. Adrian löste zuerst seine Hand. Er war der Mann. Er machte nicht länger Umstände, als nötig war. Dann glitten auch Lottes und Angelikas Finger aus dem erkaltenden Griff der Toten. Lotte schluchzte und verwand das Schluchzen, weil die Anwesenheit der andern sie störte. Angelikas Lippen zitterten nur.

⁂ ⁂ ⁂

Droben auf dem Friedhof, wo der junge Hans David die frühe Ruhe gesucht, legte auch Frau Dorothea sich zu ihrer späten nieder. Ihr Grab lag entfernt von dem des Urenkels. Ein grünbeschlagener Sandstein stand darauf, und sie hatten den Hügel zuerst von einem zähen und dichten Gespinst von Efeu säubern müssen, ehe sie den Sarg neben dem Staub des Bürgermeisters Eßlinger versenken konnten, dessen Name die Wetter auf dem Stein schon ausgelöscht hatten. Ein Stück Weltferne war es, wo sie die weltferne Frau hinlegten. Solche Ruheplätze gab es sonst nicht mehr, nicht solch geprängeloses und doch feierliches Mal wie diesen zeitgezeichneten Stein.

Auf Lottes Anordnung wurde der Efeu wieder über das Grab gezogen; nach ein paar Wochen wußte man nicht, daß in die Vergangenheit dieses alten Totenhofes noch ein Mensch aus der Gegenwart geführt worden war. Lotte aber besuchte ihn, wie sie zu Hans Davids Stätte ging.

‚Wenn du wüßtest, Großmutter,' dachte sie manchmal.

Die drei Hände, die Frau Dorothea in ihrer letzten Stunde zusammen gehalten, waren wieder auseinander geglitten.

Nicht im Zorn, nur weil ihnen die Freude fehlte. Adrian Leuthold zwar war sehr aufgeräumt. Er hatte ein treffliches Geschäftsjahr, auch sonst mancherlei Befriedigung, indem er militärisch seitens der Armeeleitung sehr zu Ehren und Rate gezogen wurde. Er war auch mit dem Gang der Dinge in seinem eigenen Hause zufrieden. Lotte war eine treffliche Hausfrau, empfing die Gäste, die ihm angenehm waren, und

füllte ihren Platz als seine Gattin in jeder Weise aus.

Wenn auch sie und Angelika sich immer ein wenig fern erschienen, so gab ihr Benehmen ihm doch keinerlei Anlaß, sich darüber aufzuhalten; das war nun eben wahrscheinlich ihre wechselseitige Art. Zuweilen freilich hatte auch Adrian seinen üblen Tag, hatte etwa außer der Familie einen Verdruß gehabt und trug ihn in die Familie hinein, war dann einmal barsch gegen Lotte, und sie vertrug das nicht, hatte eine Art, den Kopf in den Nacken zu werfen und aus seiner Nähe zu gehen, die sein Blut ins Wallen brachte. In solchen Augenblicken wog er seine Worte nicht mehr und sagte Dinge wie: „Deine Großmutter hat gut reden gehabt, daß man sich gegenseitig verstehen soll. Dich verstehe, wer mag. Du hast das Haus einmal auseinander zu brechen versucht. Da kann man nicht erwarten, daß du es jetzt zusammenhältst."

Solcher Zwiespalt endete nie in einer Aussprache, sondern in einem gegenseitigen Kleinbeigeben und Sichwiederfügen, aber die Tatsache blieb bestehen, daß das Vergangene unvergessen war. Und es war nicht gut, mit ungeschickten Fingern, wie Adrian es tat, daran zu rühren.

‚Wenn du wüßtest, Großmutter!' dachte Lotte an Frau Dorotheas Grab.

Aber ihr Schmerz war weniger groß über Adrians Derbheit und Tappigkeit als über die leise Kühle, die immer noch sie von Angelika schied.

Angelika kam mit ihr zu den Gräbern. Sie sprach stille Worte: „Jetzt blühen die Gentianen schon, die Hans David so gern gehabt hat," oder: „Wie wohl dieser Platz hoch über allem, was Stadt und Alltag heißt, für die einsame Urgroßmutter geeignet ist!" Aber von Dingen, die Lotte oder sie selbst näher betrafen, sprach sie nie.

Lotte konnte nichts tun. Sie konnte nicht die erste sein, zu sagen: ‚Gib mir deine Liebe wieder, Angelika'; denn es war immer noch die stolze Überzeugung in ihr, daß sie selbst nicht unrecht getan, und sie konnte dort nicht bitten, wo sie glaubte, daß man ihr eine Genugtuung schulde.

Die Zeit ging.

Angelika nahm Gesangsunterricht. Sie verkehrte häufig im Hause des Professors Steiner, des Konservatoriumdirektors und bedeutenden Meisters. Eines Tages kam eine Einladung für sie und ihre Mutter zu einem seiner Schülerabende. Ein leises Rot bedeckte Angelikas Wangen, als Lotte die Absicht kund tat, die Einladung anzunehmen. Steiner war nicht nur vermöge seines Rufes als Künstler, sondern auch seiner gesellschaftlichen Stellung halber eine stadtbekannte Persönlichkeit. Er hatte als junger und vermögensloser Mann eine stark begüterte ältere Witwe geheiratet und bewohnte mit ihr eine der schönsten Villen der Stadt. Sie lag an einer stillen Straße, mehr durch Reichtum der innern Ausstattung als durch äußere Pracht ausgezeichnet. Ein großer Park umgab sie.

An dem Abend des Empfangs rollte Wagen um Wagen durch das weitgeöffnete Eisentor des Gartens und hielt vor der säulenüberragten Eingangstreppe.

Lotte und Angelika fanden bei ihrer Ankunft in der Flucht von Zimmern schon viele Gäste versammelt, Schüler und Schülerinnen des Professors, die gebeten oder denen gestattet worden war, sich am heutigen Abend vor einer auserwählten Zuhörerschar über ihr Können auszuweisen. Neben diesen sah man deren Eltern, dann die bekanntesten Musiker, Maler und Schriftsteller der Stadt, auch eine Anzahl Vertreter der Geldaristokratie.

Lotte und Angelika wurden an der Tür des ersten Salons von dem Professor selbst und seiner Gattin begrüßt.

Die Steiners waren ein merkwürdiges Paar, er ein Mann mit nur wenig gelichtetem, weit aus der mächtigen Stirn zurückgestrichenem graubraunem Haar, starkem Schnurrbart und prachtvoll lebendigen Augen, sprühend von Laune und Leben, dem Wesen nach noch viel jünger als den Jahren; sie, ohnehin ihm um Winter voraus, verblüht, bemüht, künstlich einige Reize des faltig gewordenen, graubleichen Gesichts zu erhalten. Während er mit einer überlegenen Liebenswürdigkeit, wie sie geistige und gesellschaftliche Unabhängigkeit verleihen, die Gäste empfing, hatte die Freundlichkeit der Frau etwas Gezwungenes, als liege hinter ihr Befangenheit, geboren aus der Erkenntnis, wie sehr man ihre Verfallenheit an den Vorzügen ihres Mannes messen werde, und aus dem Mißtrauen, das diejenigen erfüllt, die sich im Mund der Leute wissen.

Lotte sah wie Angelikas Blick aufleuchtete, als sie dem Professor die Hand reichte. Sie freute sich, daß das stille Mädchen aus sich heraustrat. Auf der Herfahrt hatte die Tochter zum erstenmal sich ihr gegenüber über die Stunden bei Professor Steiner ausgesprochen und mit einer ungewohnten Begeisterung diesen einen außergewöhnlichen Menschen genannt, war dann aber ebenso plötzlich wieder in ihre frühere Zurückhaltung verfallen.

Die Schar der Gäste war bald vollzählig

und, nachdem Erfrischungen herumgeboten worden, begannen die Darbietungen der Schüler.

Lotte saß allein in einer von langen Vorhängen beschatteten Fensternische, als Angelika an den Flügel trat und zur Begleitung Steiners zwei von ihm vertonte Lieder sang. Sie besprachen sich leise, als sie begannen. Lotte fand bestätigt, was ihr schon bei der Begrüßung aufgefallen war, daß der Meister Angelika besonders auszeichnete und zu ihr in einem warmen, freundschaftlichen Verhältnis stand. Es war einer jener Augenblicke, in denen die Mutter schmerzlich empfand, wie fremd ihr die Tochter war, die bis vor einer Stunde ihr gegenüber ihrer guten Beziehungen zu ihrem Lehrer keine Erwähnung getan. Sie erkannte Angelika auch kaum wieder, als diese jetzt mit einer zwar nicht starken, aber von tiefem Empfinden durchbebten Stimme ihre Lieder vortrug. Sie schien ihre Umgebung völlig zu vergessen und nur in dem zu leben, was der Mann an ihrer Seite geschaffen. Dieser wiederum begleitete sie mit einer dem Gesang sich wundersam anschmiegenden Tonzartheit. Auch er schien dem Orte und der Zeit entrückt. Als er die Hände von den Tasten nahm, brach fast zu früh der Beifall der Zuhörer los. Er blickte zu Angelika auf. Lotte konnte nicht hören, was er zu ihr sprach, doch drückte er ihr die Hand und in Händedruck und Rede schien eine große Innigkeit zu liegen.

Angelika kam dann auf Lotte zu, unterwegs von einigen Mitschülern und Gästen lebhaft beglückwünscht. Ihre Wangen brannten, und in ihren Augen war ein seltsamer Glanz. Sie setzte sich neben die Mutter, ohne zu sprechen. Lotte sah, wie ihre Brust sich hastig hob und senkte. Sie wurde von einem Staunen und einer leisen Besorgnis ergriffen. Unwillkürlich wandte sie ihre Aufmerksamkeit an diesem Abend immer wieder Angelika zu.

Die Veranstaltung nahm ihren Fortgang. Mit dem Vortrag eines Chopinschen Nocturnos durch den Professor selbst schloß das musikalische Programm.

Durch die offene, nach dem Garten führende Tür des Musiksaals sah, noch während Steiner spielte, der Mond. Auf den Steinplatten des Terrassenvorbaus schimmerten kleine weiße Lichtteiche, während vom Flügel die weichen Töne wie Tropfenfall heimlicher Quellen klangen.

Kein Beifall kam auf, als der Meister sein Spiel beendete. Der Zauber der Nacht spann herein. Da und dort erhoben sich die Zuhörer von ihren Sitzen. Einige traten zu Steiner, um ihm mit leisen Worten zu danken. Andere begaben sich ins Freie.

An Lotte trat die Hausfrau heran. Sie war selbst sehr musikalisch uud rühmte mit einem wohltuenden Ernste ihres Mannes Spiel und die Stimmung der Stunde. Sie und Lotte, die ihr beistimmte, waren die letzten, die sich auf die Terrasse hinausbegaben.

Von dort hatten sich indessen viele der Gäste, besonders das Jungvolk unter ihnen, in den Park hinab zerstreut. Auch der Professor war ihnen gefolgt. Lotte und die Hausherrin sahen ihn mit Angelika an seiner Seite einen Augenblick auf einem fernen Kieswege auftauchen, auf den die helle Nacht ihr Licht warf.

„Ihr Töchterchen ist sehr begabt,“ sprach die Professorin zu Lotte.

„Ich bin erstaunt über ihre Fortschritte,“ erwiderte diese. Sie war unruhig und befangen. Es drängte sie etwas, Angelika zu folgen. Und es war ihr, als habe sie der Frau an ihrer Seite etwas abzubitten. Sie war froh, daß jetzt eine ältere Dame herantrat und die Hausfrau ansprach, so daß sie mit zwei Worten ihre Absicht, Angelika aufzusuchen dartun und sich entfernen konnte.

Im Garten wandelten die Gäste. Der Professor und Angelika schritten Seite an Seite. Zuweilen begegneten ihnen andere Leute. Aber auf einem Wege, der jetzt in das Mondlicht hinaus, zwischen silberübersponnene Grasplätze und jetzt durch Lauben und lange Schatten werfendes Buschwerk führte, waren sie ganz allein.

Die Nacht war warm und ohne Wind. Einmal sang ihnen zuseiten ein träumender Vogel ein paar zarte, fast unirdische Töne.

Zuerst sprachen sie laut. Der Professor rühmte Angelikas Gesang, sagte ein paar Worte über den Abend, und erwähnte einige der andern Schüler. Dann wurden ihre Stimmen leiser, die Pausen zwischen den Worten größer.

„Ist Ihnen nicht auch gewesen, daß wir einander ganz verstanden haben bei jenen zwei Liedern?“ fragte der Professor.

„Doch,“ antwortete Angelika kurz und mit bedrängter Stimme.

Es stürmte seit einiger Zeit vieles auf sie ein. Sie meinte immer, sie müßte die Mutter um Hilfe bitten, und wußte doch nicht, was sie ihr helfen sollte. Seit einigen Wochen hatten die Stunden bei ihrem Lehrer ein besonderes Gepräge. Wie es gekommen war, wußte sie nicht. Sie hatte Steiner als Künstler von jeher bewundert, dann in ihm auch den tüchtigen, vornehmen Menschen schätzen gelernt. Einmal — vor



Marschpause. Gemälde von Franz Martin Lünstroth

Wochen — hatte sie Herzklopfen befallen, als sein Blick den ihren gekreuzt und festgehalten hatte. Seither war sie immer mit einer leisen, halb frohen, halb ängstlichen Unruhe zum Unterricht erschienen. Heute abend nun hatte eine tiefe Erregung sich ihrer bemächtigt. Sie erfüllte sie jetzt und benahm ihr den Atem, ihre Brust doch mit einem Wesen füllend, als ob sie jauchzen sollte.

Sie setzten aber das Gespräch nicht fort. Und dennoch war es, als ginge vertraulich und warm ein Strom guter Worte von einem zum andern.

Plötzlich legte Steiner eine Hand auf Angelikas Arm.

„Sehen Sie," sagte er.

Sie standen im Dunkel eines Dornbusches still. Ein paar weiße Blüten desselben, ganz auf seinem Gipfel, schäumten im Mondlicht auf. Vor ihnen aber, der hellen Nacht preisgegeben, stand vor einem kleinen Teiche die Marmorstatue einer Nymphe. Mit dem einen schlanken Fuß stand sie halb ins Wasser getaucht, und ihre vom Künstler dargestellte Absicht, ins Bad zu steigen, war durch die Einwirkungen des Mondlichts so verlebendigt, daß der erste Anblick vollständige Wirklichkeit vortäuschte.

„Wir sollten sie nicht stören, sie wird erschrecken, wenn wir sie überraschen," scherzte der Professor leise.

Angelika schaute auf. Ihre Dankbarkeit dafür, daß ihr einsames Leben in letzter Zeit durch ihn verschönert worden war, glänzte unwillkürlich aus ihren Augen.

Mit der Wissenschaft des Mannes, dem die Frauen immer hold gewesen, erkannte der Meister, daß ihre junge Seele ihm offen stand und daß ein Wort von ihm sie völlig gewinnen würde. Er war aber weder eitel noch ein Tändler. Nie freilich wie heute hatte er gewünscht, daß er nicht vor Jahren seine Freiheit einer sichern Lebensstellung geopfert hätte. Zärtlichkeit überflutete ihn.

Jetzt standen sie Blick in Blick. War es lange oder schien es nur so?

Steiner hob seine Hand. Sie zitterte von innerer Bewegung. Er strich ihr damit leise den Scheitel glatt.

„Wie jung und gut Sie noch sind!" sagte er, ohne zu wissen, wie ihm gerade die Worte kamen.

Sie geriet in Verwirrung und machte eine rasche Bewegung nach vorwärts.

Da fuhr er ruhig und mit Absicht den Nachsatz betonend, der die Schranke zeigte, fort: „Sie haben recht, wir müssen weiter; meine Frau wird sich wundern, wo ich mich hin verloren habe."

Ein tiefes Vertrauen erfüllte Angelika und vergrößerte die Bewunderung, die in ihr für ihn lebte.

Sie waren indessen noch nicht weit gegangen, als Lotte ihnen begegnete.

Es fiel Angelika auf, wie fragend die Mutter sie anschaute.

⌘ ⌘ ⌘

Es war nun schon Herbst.

Lotte Leuthold und ihre Tochter Angelika saßen in der Gartenlaube am Neumarkt und hatten ein merkwürdiges Tagewerk hinter sich. Immer noch nämlich war die Wohnung der Frau Bürgermeisterin in demselben Zustand geblieben, in welchem diese sie bei ihrem Umzug in den noch stilleren Winkel des Erbgrabes gelassen hatte. Adrian Leuthold ließ seiner Frau freie Hand in bezug auf das Haus am Neumarkt, und diese hatte sich bisher nicht entschließen können, es zu veräußern oder zu vermieten. Sie hatte es in Brigittens Obhut gelassen und es selten mehr betreten, da die Erinnerungen sie schmerzten.

Nun aber hatte sich in letzter Zeit die Stadt selbst, die in der Nähe ein Amtsgebäude besaß, als Käuferin für die Eßlingersche Liegenschaft gemeldet und Lotte sich schweren Herzens entschlossen, die Heimat fortzugeben, in die sie ja selbst nicht wiederkehren konnte. Heute nun hatte sie mit Angelikas Hilfe den ganzen Tag alte Schränke, Kommoden und Truhen durchstöbert, ehrwürdige Möbel zum Übertransport nach dem Leuenberg bestimmt und minder Wertvolles zum Teil der alten Magd, die in ihr Heimatdorf zurückkehren wollte, zugeschieden, zum Teil zu anderer Verwendung bereitgestellt. Manchmal am Tage hatten die beiden Frauen, Haupt an Haupt, über Funde sich geneigt, die sie aus Frau Dorotheas stillen Fächern zutage förderten. Das Wanderbuch des Bürgermeisters, der als Student einst eine weite Fußreise ins Ausland unternommen und sie aufgeschrieben, hatten sie durchblättert, in den vergilbten Briefen gelesen, die zwischen ihm und seiner Braut gewechselt worden. Alte Daguerreotypen und Miniaturen, Bilder von Lottes Vater als Knaben, Taufscheine und Patenwünsche auf Seide gedruckt, eine blonde Kinderlocke und ein uraltes Haushaltbuch voller Münz- und Gewichtsbezeichnungen, die ihnen ganz fremd waren, alle diese Dinge waren durch ihre Hände gegangen und hatten mit ihren Rätselhaftigkeiten, ihren Erinnerungen und wehmutvollen Überlieferungen in ihnen eine Stimmung erzeugt, die verbunden mit dem Leid des nahen Abschieds von dem lieben Hause sie, trotzdem das Dringendste ihrer Arbeit getan war, noch

am Abend lange in den lieben Räumen zögern ließ.

„Laß uns noch einmal in den Garten hinabgehen," hatte Lotte am Ende zu Angelika gesagt.

Die gemeinsame Arbeit hatte eine gewisse Vertraulichkeit zwischen ihnen geweckt. Es war ohnehin in den letzten Wochen zwischen ihnen manches anders geworden. Angelikas Zurückhaltung schmolz langsam, unmerklich, scheinbar ursachelos hinweg. Es hatte den Anschein, als fehle ihr etwas, als suche sie einen Schutz oder einen Rat und glaube manchmal, ihn wie einst bei der Mutter finden zu können.

Lotte dagegen hatte eine neue Sorge mit sich herumgetragen. Sie stammte aus dem Garten des Künstlers, wo sie im Mondschein ihm und Angelika begegnet war. Aber sie ließ der Erkenntnis Raum, daß Angelikas Seele sich ihr wieder zu öffnen begann, und so war diese Sorge manchmal fast Freude.

Angelika hatte fortgefahren, Unterricht bei Professor Steiner zu nehmen. Sie war in seinem Hause ein- und ausgegangen, von einem Mal zum andern ein wenig verwirrter und gequälter, ohne daß äußerlich zwischen dem Professor und ihr sich irgendetwas ereignet oder verändert hätte. —

Nun saßen Mutter und Tochter im Garten. Angelika hatte selten hier geweilt. Es schien ihr auch ein recht armselig Stück Erholungsland. Aber als sie nun von der Laube aus zu dem alten Hause hinübersah, nach den Fenstern, wo die Mutter ihre Jugend verlebt und die Urgroßmutter gestorben war, wandelte sie eine tiefe Friedlichkeit an. Wie das Häuserviertel rings, wie die Hausrathinterlassenschaft der Urgroßmutter gehörte der Garten einer Vergangenheit an. Es lag etwas Mattes, Vergilbtes über ihm wie über den Stoffen der Eßlingerschen Polster. Vielleicht war auch die blasse Sonne mit schuld, die nicht mehr zu ihm herabdrang, sondern nur noch auf den nächsten dunklen Hausdächern und blaß wie ein Geist an einer weißen Mauer herumleuchtete. Das schwarze Eisengeländer einer Zinne erhob sich scharf und hart wie ein Kerkergitter vor ihrem Schein.

Angelika tat es leid, zu denken, daß es vielleicht das letztemal war, daß sie hier weilte. Es war so still. Jetzt fiel noch ein wenig Abendglanz auf die Säulenbrüstung, die drüben am Hause den Kreuzgang abschloß. Jetzt fähnelten ein paar herbstbunte Blätter der Laube im Abendwind.

Ein ähnliches Bedauern, nur stärker, schmerzlicher, erfüllte Lotte.

„Ein Stück Leben ist wieder seinem Abschluß nahe," begann sie ein Gespräch. „Und wenn wir es auch außergewöhnlich lange besaßen, so wird einem das Herz doch schwer darum."

„Die Urgroßmutter war eine seltene Frau," sagte Angelika.

Lotte sah ins Leere. Sie vergaß einen Augenblick, wer bei ihr saß, und verlor sich in Erinnerungen. Das Heimweh nach allem, was untergegangen, überfiel sie. Und plötzlich brach es alle Dämme. Sie wußte nicht, wie es kam, daß sie auf einmal zu Angelika sprach, was sie nie berührt hatte.

„Dort, siehst du, Kind, dort zwischen den Säulen habe ich einmal gesessen, als ich so jung war wie du jetzt, und — Felix Heß stand bei mir."

Das Blut strömte Angelika ins Gesicht. Es kostete sie auch jetzt noch Überwindung, nicht ungeduldig sich abzuwenden und der Mutter zu zeigen, daß sie von diesen Dingen nicht hören wollte. Aber dann kam eine jähe Wandlung. Sie sah ein junges Mädchen drüben an der Säule lehnen. Eigene Empfindungen drängten plötzlich ans Licht. Sie waren noch wirr, noch unverstanden, aber, was die tote Frau Dorothea mit all ihrem Zuspruch nicht vermocht hatte, — geschah, — sie fing an, der Mutter Wesen, ihren Kampf und ihre Not zu begreifen. Sie wollte sagen: ‚Erzähle mir alles, Mutter.' Aber andere Worte drängten sich ihr auf die Zunge.

„Ich kann es nicht länger allein mit mir herumtragen."

Und statt der Mutter Geschichte zu hören, erzählte sie von sich. Sie stand in großer Qual. Ihre Seele wand sich in Schmerzen um einen andern Menschen. Sie wußte nicht, war es Verehrung, war es Mitleid, war es anderes, was sie zu ihm hinzog? Sie fühlte, daß er, der Meister, sie mehr als andere auszeichnete, daß sie ihm mehr als andere war. Er verriet es nicht durch Worte. Er verletzte keine Grenze. Aber sie spürte es doch. Sie empfand es als einen Frevel, daß er an eine alte Frau gefesselt war, die ihm weder durch äußere noch innere Vorzüge ebenbürtig war. Sie sagte, daß diese Frau die Pflicht hätte, ihn freizugeben.

Lotte lehnte sich gegen die Laubenwand zurück. Der Schmerz schwieg in ihr oder ebbte leise ab, und eine ruhevolle Klarheit des Schauens ergriff sie, als falle Abendsonne in ihr Inneres. Nicht Genugtuung über eigene Rechtfertigung erfüllte sie, nur weite, verstehende Liebe. Solange die Großmutter noch gelebt hatte, war sie selbst sich immer noch ein wenig als Kind, als jung erschienen. Nun fühlte sie, daß sie ihres Ge-

schlechtes Älteste war und daß ihr Kind sich in die Obhut ihres besseren Wissens flüchtete.

Dann antwortete sie Angelika: „Des Meisters Frau war jünger, als er sie freite. Sie soll, wie ich höre, viel, alles für ihn getan haben. Ohne sie würde er seine Studien nicht haben vollenden können, wäre er vielleicht nie der große Künstler geworden, der er jetzt ist. Und sie liebt ihn. Das ist ihr Recht auf ihn."

Angelika wurde heiß. „Er hat ihr seinen Dank abgetragen, hat sie genommen, mit ihr gelebt. Wenn er jetzt einsieht —"

Sie stockte.

„Nun, Kind?" fragte Lotte.

„Er kann seine Fesseln nicht schleppen bis ans Ende; der Künstler bricht zusammen, wo der Mensch sich noch aufrecht hält."

Die Arme weit ausgestreckt, die Hände auf der Laubenbrüstung ruhend, saß Lotte Leuthold da.

„Das ist der Kampf," sagte sie, „und der Zweifel: Pflicht zur Dankbarkeit und Recht auf Glück."

Angelika sah sie an, und es drängte sich ihr auf einmal die Erkenntnis auf, daß sie gerade so gut von der Mutter Schicksal wie von dem jenes Mannes sprachen.

„Wer hat das größere Recht, der Mann oder die Frau?" fuhr Lotte weiter. „Das Leben führt uns an Grenzen, wo Dein und Mein sich scheiden und die Scheide so schmal ist, daß keines von uns weiß, wo sein Recht beginnt. Rätselvoll sind die Grenzen, und daß wir sie nicht erraten, ist unsere Not."

Sie stand auf. Sie war immer eine stattliche Frau gewesen, aber jetzt schien ihr etwas schwerer Rücken straffer. Steil und weiß stieg der edle Nacken aus dem dunklen Kleid.

„Mutter!" rief Angelika.

Schon stand sie neben Lotte, schon hob sie erregte Hände ihr entgegen. Da fühlte auch jene, wie Schranken niederbrachen. Sie tat ihre Arme auf.

Jetzt schritten sie auf dem dunklen Gartenwege.

„Du liebst ihn, Kind, nicht wahr?" fragte die Mutter.

„Ich weiß es nicht," flüsterte Angelika, aber ihre Gestalt zitterte in Lottes Arm.

„Komm! Was geschehen muß, wissen wir nicht heute noch morgen. Es wird gehen, wie es gehen soll"

Den Arm um der Tochter Hüfte gewunden, führte sie sie aus dem Garten in den Flur, in welchem einst Felix Heß von ihr Abschied genommen. Sie ließen sich erst los, als sie in die alte Straße hinaustraten.

⁂

So äußerlich oder so eingenommen von seinem Alltag war Adrian Leuthold nicht, daß er nicht bemerkt hätte, wie die beiden Frauen seines Hauses eine wundersame, in sich stille und starke Freundschaft zu verbinden begann. Sie wichen sich nicht mehr aus, Rede und Gegenrede kamen ihnen nicht mehr knapp und zögernd. Die sichtliche Freude, zueinander zu sprechen, verriet sich in der Häufigkeit, mit welcher sie das Wort aneinander richteten. Dabei schwang in ihren Stimmen etwas erstaunlich Tiefes, Innerliches mit. Das war ihre nie erloschene, mächtig und doch stumm und verhalten aufwallende Liebe.

Sie saßen viele Stunden arbeitend beisammen. Sie musizierten wieder; Lotte begleitete Angelika zu ihren Liedern. Und oft begaben sie sich zusammen zu Hans Davids Grab, zu Frau Dorotheas noch versteckterem Ruheplatz oder in die Waldanlagen, die rings die Stadt umgaben.

Angelika setzte ihre Studien noch fort, sie verkehrte noch immer in ihres Lehrers Hause. Aber zweimal schon hatte sie ohne eigentlichen Grund eine Stunde abgesagt, und einer Einladung zu einem Musikabend für einen der letzten Tage war sie nicht gefolgt.

Lotte wußte darum, aber sie hatte dazu geschwiegen. Sie fühlte, daß Fäden sich lösten und entwirrten. Und eines Tages, da Angelika bei ihr in der Stube saß, nah, ganz nah, so daß ihre Hand leicht sich auf die ihre legen konnte, gestand diese ihr: „Ich werde meine Gesangstunden aufgeben."

„Was ist geschehen?" fragte Lotte.

„Nichts," antwortete Angelika. „Wir sprachen nicht zueinander, er und ich, und wissen doch viel. Und damit wir nicht doch einmal sagen, was wir wissen, muß ich fortbleiben."

Lotte schwieg auch jetzt.

Die Abendschatten fielen in die Stube und deckten ihre Möbel wie mit weichen Trauertüchern. Angelikas schmales, feines Gesicht war nicht mehr zu erkennen.

Die Mutter trat ans Klavier und spielte jene Chopinsche Melodie, in der die Glocken der versunkenen Stadt leidverborgen und geheimnisvoll läuten.

Angelika saß in einer Ecke. Auf ihre im Schoß ruhenden Hände tropfte der Tau ihrer Augen.

— — — — — — — — — — —

Professor Steiner verreiste bald nachher für lange. Nach seiner Rückkehr hieß es, daß das Ehepaar sehr zurückgezogen lebe, das vorher ein großes Haus geführt hatte.

Blumen verdorrten, die hatten blühen

wollen, Wellen sanken zusammen, die sich aus tiefen Gründen quellend einen Augenblick lang erhoben hatten. Und alles wurde zum Alltag und alles zur Vergangenheit.

„Nun ist es schon lange her, Frau, daß du mir auf und davon wolltest," sagte der Tolpatsch Adrian Leuthold eines Sonntags nach Tisch zu Lotte.

Sie hatten eine gute Mahlzeit hinter sich, und der schwere, alte Bordeaux, den Adrian getrunken, vertiefte das Rot, das seit einiger Zeit auf seinem Gesicht erschien. Seine Stimme aber klang behäbig und hochvergnügt.

Angelika stand an dem zierlichen Kaffeetisch beiseite und füllte eben die letzte der rosenblätterfeinen Porzellantäßchen.

Lotte aber war im Begriff, eine dieser Tassen zum Munde zu führen. Sie zitterte in ihrer Hand, leise klirrte der goldene Löffel, der auf dem Rande lag. Es war einer der Augenblicke, in dem in ihr die alte Qual lebendig wurde.

Da tönte eine die Erregung schwer meisternde Stimme: „Davon spricht man nicht, Vater."

Und Angelika legte den Arm um die Schulter der Mutter.

Adrian Leuthold war ein wenig betroffen, ein wenig aus der Fassung. Er hatte ohnehin eine Art Scheu vor dem herben Wesen der Tochter. „Bah, bah," begütigte er unbeholfen. „Es beklagt sich ja niemand mehr."

Er nahm eine Zigarre, entzündete sie und blies heftigen Rauch in die Luft.

Die kleine Szene verebbte. Adrian sprach zuerst von andern Dingen. Sie tranken ihren Kaffee.

Am nächsten Tage war es, daß Leuthold seinen Damen vorschlug, eine Reise nach München zu machen. Lotte hatte sich lange gewünscht, die Stadt einmal zu sehen. Und so war Adrian Leuthold: er machte gern gut, was er durch Ungeschick verdorben hatte.

Die Zeit floß abermals weiter.

Angelika blieb an der Seite der Mutter. Der Efeu wucherte auf dem Grabe der Frau Dorothea. Auf Hans Davids Hügel lagen viel frische Blumen und Kränze.

Lotte und Angelika liebten die Musik, die Bücher und ein paar Freunde, die am Schönen Freude hatten, wie sie. Adrian Leuthold ging seinen eigenen, zu anspruchsloseren Genüssen und zu vieler Geschäftigkeit führenden Weg. Sie waren zufrieden, zufrieden wie Hunderte und Tausende. Sie hielten sich in der Mitte des Sichbescheidens. Sie nahten den Grenzen nicht mehr, den rätselvollen Grenzen, wo die Zweifel und Wünsche beginnen und die Wege sich verlieren.

Weinland

Verhüllte Uhren hallen;
Ich weiß nicht, wo sie sind.
Verborgene Wogen fallen;
Weiß nicht, wo eine rinnt.

Die hellen Stimmen feiern,
Und die Farben sind nicht mehr bunt;
In grauen Nebelschleiern
Lauern Berg und Schlund.

Doch auf schnaubenden Rossen
Sprengt ein kecker Fant
Sonnenlichtumflossen
In das fröstelnde Land.

Alle Schleier reißt er
Von den Höhen mit;
Allem Leben weist er
Sieggewohnten Schritt.

Schwellende Reben taucht er
In den goldenen Schein,
Sonnengrüße haucht er
Tiefsten Kellern ein.

Meere leuchtender Weine
Schlagen an das Tor;
Licht an Mosel und Rheine
Drängt zum Licht empor.

Reben steigen in Flüssen
Wieder zum Sonnenschein,
Beide in trauten Küssen
Wollen noch Brüder sein.

Nach der bänglichen Stunde
Scheuchen sie allen Dunst —
Eine uns ihrem Bunde,
Alte Gottesgunst!

Max Bittrich



Sonnenbad. Gemälde von Prof. Hermann Knackfuß
(In der Gemäldegalerie zu Cassel)

BRUNO PAUL

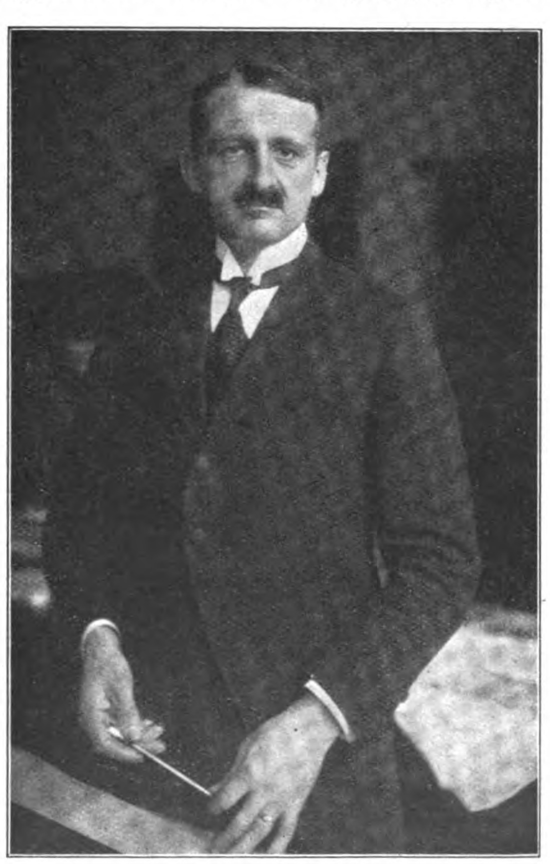
ein Meister neuzeitlicher Wohnungskunst

Von Ludwig Deubner in München



Wohl mancher, der sich nie ernstlich mit Kunstfragen beschäftigt und von Pauls Bauten und kunstgewerblichen Arbeiten nie etwas gesehen hat, wird sich mit stillem Vergnügen seiner markigen Zeichnungen derber Bauern- und Soldatengestalten erinnern, wie sie die ersten Jahrgänge des ‚Simplicissimus' brachten, oder des zu einer gewissen Berühmtheit gelangten, noch heute vorbildlichen Plakats für die ‚Elf Scharfrichter', das in den Frühlingstagen des deutschen Brettls von allen Münchner Plakatwänden lockte und warb. In diesen von ungestümem Gären und Werden durchpulsten Jahren lebte Paul in München. Als Zwanzigjähriger war der aus dem gewerbtätigen Seifhennersdorf in der Oberlausitz stammende Künstler nach einigen Studienjahren an der Dresdner Kunstgewerbeschule im Jahre 1894 in die Künstlerstadt an der Isar gekommen, und sein für alles Gesunde und Unverfälschte offener Sinn empfing hier die stärksten künstlerischen Eindrücke, die für sein ganzes Leben entscheidend wurden, da sie ihn auch an die Seite der Männer führten, die damals allem Ungesunden, Unnatürlichen und Überlebten in Architektur und Handwerk den Vernichtungskrieg erklärten. Der Maler F. A. O. Krüger, der im Jahre 1897 mit gleichgesinnten Kunstgenossen in München die ‚Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk' gründete, gewann auch Paul zur Mitarbeit an diesem mit begeistertem Opfermut ins Leben gerufenen Unternehmen, gewiß ohne zu ahnen, daß der seiner Überredung nur zögernd und mit einigem Widerstreben folgende Zeichner und Maler sich in kurzer Zeit zu einem Meister der Wohnungskunst entwickeln und als geborener Architekt erweisen würde.

Man wird heute keinen der Männer, die sich damals zu handwerklichem Schaffen zusammenfanden, mit der Feststellung kränken, daß das Meiste, was in diesen ersten Jahren in den ‚Werkstätten' an kunstgewerblichen Erzeugnissen entstand, nur noch einigen kulturgeschichtlichen Wert hat. Revolutionsjahre sind Lehrjahre, in denen das Neue aus Wollen und Versuchen, aus Gelingen und Fehlschlagen zur Klarheit kommt und sich unendlichen Widerständen zum Trotz durchsetzt. Die Maler, die nun plötzlich Möbelentwürfe zeichneten und Wohnräume einrichteten, ohne von den technischen Bedingungen der Holzbearbeitung und des Möbelbaues viel zu wissen, und mehr auf eigentümliche Formen als wie auf praktische Brauchbarkeit sahen, mußten hier versagen, und es ist bezeichnend für die Sachlichkeit und Gewissenhaftigkeit Pauls, daß er sich schon in diesen Werdejahren solchem Straucheln nicht aussetzte. Statt sich ohne die unerläßliche Fachbildung auf ein ihm fremdes Schaffensgebiet zu wagen, ließ er seine flüchtigen Skizzen von tech-



Professor Bruno Paul
Aufnahme der Berliner Illustrations-Gesellschaft

nisch geschulten und auf seine Einfälle und Absichten feinfühlig eingehenden Fachmännern ausarbeiten und beschränkte sich darauf, an den Entwürfen so lange zu feilen und zu verbessern, bis sie seine hochgestellten Ansprüche befriedigten. So begann Paul seinen Weg nicht als stürmischer Neuerer, sondern mit ruhiger Überlegung und einem alle Möglichkeiten gewissenhaft prüfenden Verantwortlichkeitsgefühl, das bis auf den heutigen Tag sein gesamtes Schaffen auszeichnet. Er sah sein Ziel von vornherein nicht in willkürlichen, jede Überlieferung schroff ablehnenden Formen und unbedingt neuen Lösungen uralter Aufgaben, sondern im harmonischen Ausgleich ewiger Gesetze und schöpferischer Phantasie. Frei von engherzigen Zunftregeln, aber auch frei von ungebundener Willkür hat er seinen eignen Stil geschaffen und sich zu jener Meisterschaft durchgerungen, von der die kürzlich erschienene, von Prof. Josef Popp seiner Arbeit gewidmete Monographie ein so gutes Bild gibt. (Bruno Paul. Mit 319 Abbildungen von Häusern und Wohnungen. Verlag F. Bruckmann A.-G. München. Gebunden 30 M. Die diesem Aufsatz beigefügten Abbildungen sind dem reichhaltigen, empfehlenswerten Buch entnommen, aber ausnahmslos wesentlich verkleinert.)

Ein beredtes Zeichen für die Selbstkritik des Künstlers ist es, daß man unter den 300 Abbildungen dieses stattlichen Bandes vergeblich nach den Arbeiten aus den ersten zehn Jahren seines kunstgewerblichen Schaffens sucht, obwohl er sich dieser Erstlinge auch heute nicht zu schämen brauchte. Befindet sich doch darunter auch jenes vielbesprochene Speisezimmer, das auf der Dritten deutschen Kunstgewerbe-Ausstellung Dresden 1906 neben dem Tasten und Suchen der Mitkämpfer in seiner Vollendung und Abgeklärtheit wie eine Offenbarung wirkte und auch dem verstocktesten Zweifler zum Bewußtsein brachte, welch ungeahnte Möglichkeiten in dieser neuen Wohnungskunst schlummerten. Dieses Zimmer war der große Erfolg jener Ausstellung, und Wilhelm von Bode, der umsichtige Verwalter preußischen Kunstbesitzes, erkannte daran nicht nur den schöpferischen Künstler, sondern auch den zielbewußten Organisator und berief Paul zur Leitung der Berliner Kunstgewerbeschule in die Hauptstadt des alten Reiches. Auch hier erwartete ihn eine doppelte Aufgabe: die Schüler der in allem rückständigen Anstalt zur Erkenntnis wahrer Schönheit und geschulter Sachlichkeit zu erziehen und in den weiten Kreisen der Besitzenden den Sinn für Einfachheit, Zweckmäßigkeit und wahre Vornehmheit zu wecken. Die Klarheit seines sich von allen Absonderlichkeiten allzu persönlicher Gestaltung frei haltenden künstlerischen Willens kam ihm dabei zu Hilfe und brachte an den verschiedenartigsten, ihm in kaum zu bewältigender Fülle zuströmenden Aufträgen auch seine natürliche architektonische Begabung zur Entfaltung, so daß Paul sich in diesen zwölf Jahren seines Berliner Aufenthalts zu einem der gesuchtesten deutschen Baukünstler entwickeln konnte. Auf einige der vielen von ihm gebauten und eingerichteten Wohnhäuser sei hier näher eingegangen.



Wohnraum in einem Landhause

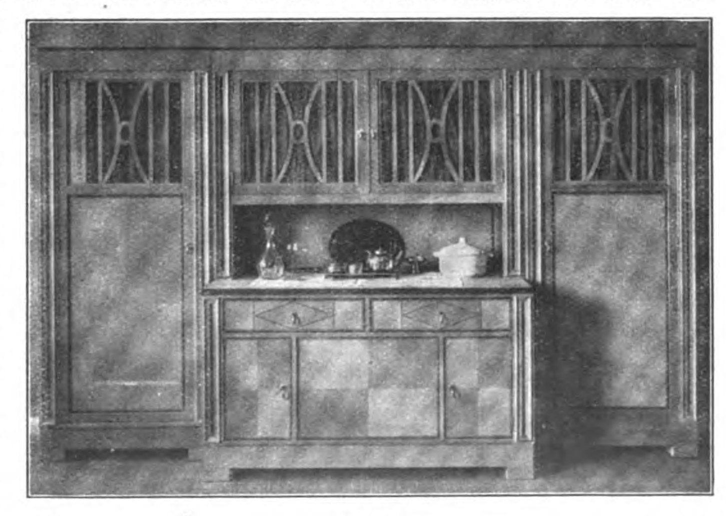


Anrichte

Eine der dankbarsten Aufgaben, vor die Paul mit einigen seiner Schüler gleichsam von Amts wegen gestellt wurde, war die Ausstattung der Gesellschaftsräume im Berliner Kammergericht. Neben würdiger Repräsentation sollte ihnen das Gepräge vornehmer Wohnlichkeit gegeben werden. Mitbestimmend für die Lösung war die Rücksicht auf die klassizistischen Formen des vor hundert Jahren errichteten Gebäudes, wie Paul überhaupt mit Achtung und Liebe an das vorhandene gute Alte anzuknüpfen pflegt, um es mit dem eignen Neuen harmonisch zu verschmelzen. Geschickte Aufteilung der grünlich getönten Wände durch leichtgegliederte Pfeiler, hohe Spiegel mit vergoldeter Schnitzerei, weißlackierte Möbel mit roten Damastbezügen und Bronzelüster mit reichem Kristallbehang geben dem Festsaal das Gepräge heiterer Geselligkeit, während die Ausstattung des anstoßenden Musikzimmers mit den strengeren Formen der gepolsterten Mahagonimöbel und der in matten Farben gehaltenen Bemalung der Wandfelder der für den Genuß ernster Musik gebotenen geistigen Sammlung Rechnung trägt.

Voll heiterer Anmut und überaus reizvoll in seiner farbigen Stimmung ist das Gartenzimmer im Hause Feinhals in Köln, das von Olbrich gebaut ist und nach seinem frühen Tode von Paul in allen Räumen eingerichtet wurde. Die Vertäfelung ist elfenbeinweiß lackiert und mit leichten Perlstäben gegliedert. Über einer den oberen Abschluß bildenden vergoldeten, geschnitzten Leiste verbirgt eine leichtgeschwungene Hohlkehle elektrische Leuchtkörper, deren Licht die gewölbte Decke mit einem goldigen Glanze übergießt und sich in dem bläulich geaderten, rot und schwarz umrandeten Marmorbelag des Fußbodens spiegelt. Leuchtend rot sind die seidenen Vorhänge, die Damastbezüge der zierlichen Möbel aus Makassar-Ebenholz und die Seidenschirmchen der vergoldeten Wandleuchter. Dieses Leuchten und Glänzen verleiht dem als Teezimmer benutzten Raum zumal bei künstlicher Beleuchtung eine Märchenstimmung, wie man sie sonst nur in verschwiegenen Boudoirs prunkvoller Schlösser finden mag.

Zu stiller Einkehr lädt dagegen der Bibliotheksraum eines Frankfurter Hauses ein. Hier galt es, für das bunte Vielerlei der Einbände den passenden Rahmen zu schaffen, und Paul wählte dafür das goldigschimmernde Braun der geflammten Birke, das mit der dunklen Maserung ernst und doch freundlich wirkt, wie es solchen weniger für eifriges Studium als für gemütliche Lesestunden bestimmten Räumen entspricht. Die ihm eingefügte Kaminnische mit den bequemen Polstersesseln mag an langen Winterabenden ein besonders traulicher Zufluchtsort für verwöhnte Bücherfreunde sein. Das



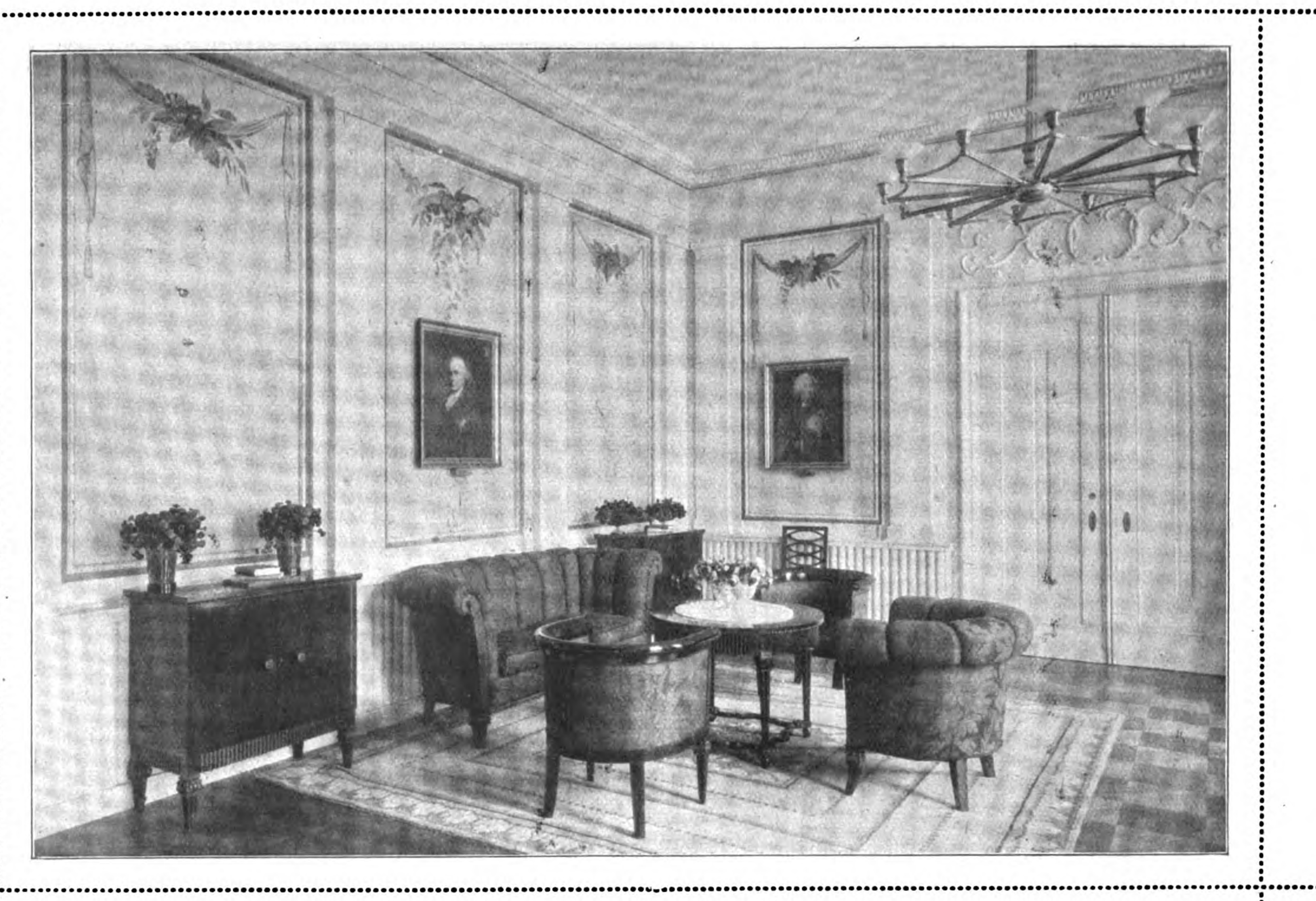
Büfett

Grün der Vorhänge, der Wandbespannung und des Teppichs und das Braun des Holzes klingen in dem Grün-Braun-Rot der großgemusterten Polsterbezüge aus.

Das Haus, das diese anheimelnde Bücherstube umschließt, war eines der ersten, die Bruno Paul zu bauen und vom Kellergeschoß bis zur Bodenkammer in allen Einzelheiten auszustatten hatte. Bei eigenwilligen Künstlernaturen birgt solch freies Schaltenlassen für den Bauherrn freilich die Gefahr, daß ein wohl die künstlerischen Gedanken und Absichten des Erbauers zur Schau tragendes, aber ihm selbst wesensfremdes Haus entsteht, in dem er die seinen eigenen Wünschen und Gewohnheiten angepaßte Wohnlichkeit vermißt. Bei Bruno Paul war das nicht zu befürchten, denn er hat nicht den Ehrgeiz, in seinen Häusern ‚Dokumente' voll überraschender Eigenart zu schaffen, sondern bürgerliche Heimstätten voll Schönheit und vornehmer Ruhe, in denen sich jeder, der empfänglichen Sinnes ist, wohl fühlen kann. Diese Ruhe und Vornehmheit liegt schon über der äußeren Erscheinung des sich über einem durchaus symmetrischen Grundriß aufbauenden, breitgelagerten Hauses, dessen Gartenseite die Abbildung auf Seite 595 zeigt. Keinerlei Erker, Aus- oder Aufbauten unterbrechen die schlichte Sachlichkeit dieser ganz aus porösen, graubraunen Muschelkalksteinen gebauten Mauern, über denen ein niedriggehaltenes, breitflächiges rotes Ziegeldach in einen runden Dachreiter ausläuft, der als Entlüftungshaube für die aus den einzelnen Räumen hier einmündenden Ventilationsrohre der Heißluftheizung dient, ein gutes Beispiel für die formvollendete Erfüllung technischer Forderungen. Hinter der windgeschützten, von den nur wenig vorspringenden Eckbauten umgrenzten Terrasse liegt das Speisezimmer, an das sich links eine schmale, die Verbindung mit der Küche vermittelnde Anrichte, rechts das zugleich als Musikzimmer dienende Damenzimmer anschließt. Den Mittelpunkt des Hauses bildet die durch zwei Stockwerke geführte Halle, von der aus das Wohnzimmer und die Bibliothek zugänglich sind und eine breite, in eine Galerie auslaufende Treppe zu der Loggia an der Straßenseite des Hauses und den Schlaf- und Gastzimmern im Obergeschoß führt. Wie planvoll und zweckmäßig die einzelnen Räume unter Berücksichtigung der



Festsaal im Kammergericht zu Berlin



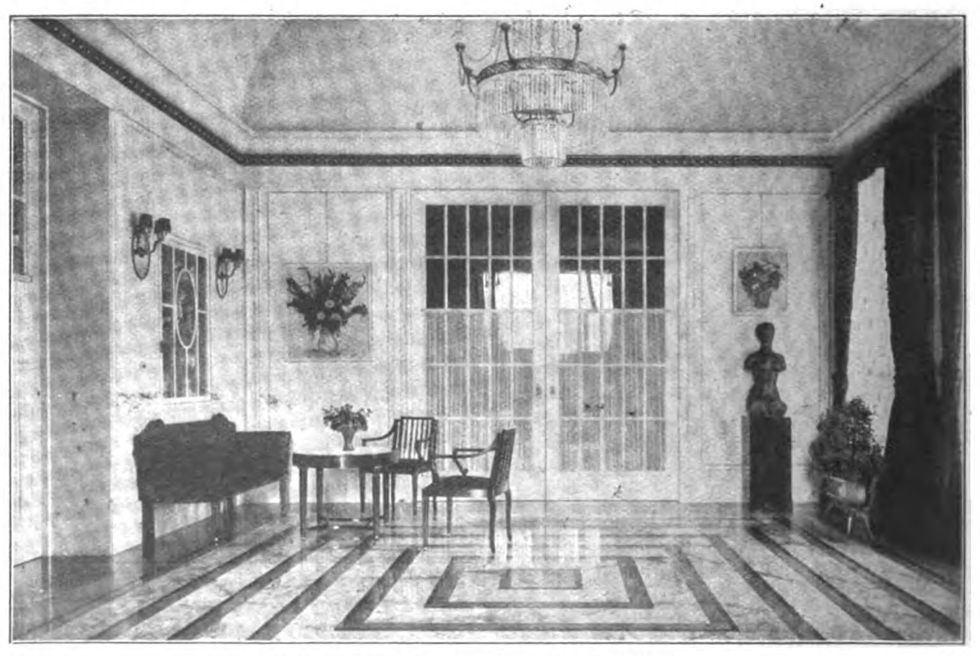
Musikzimmer in der Wohnung des Kammergerichtspräsidenten



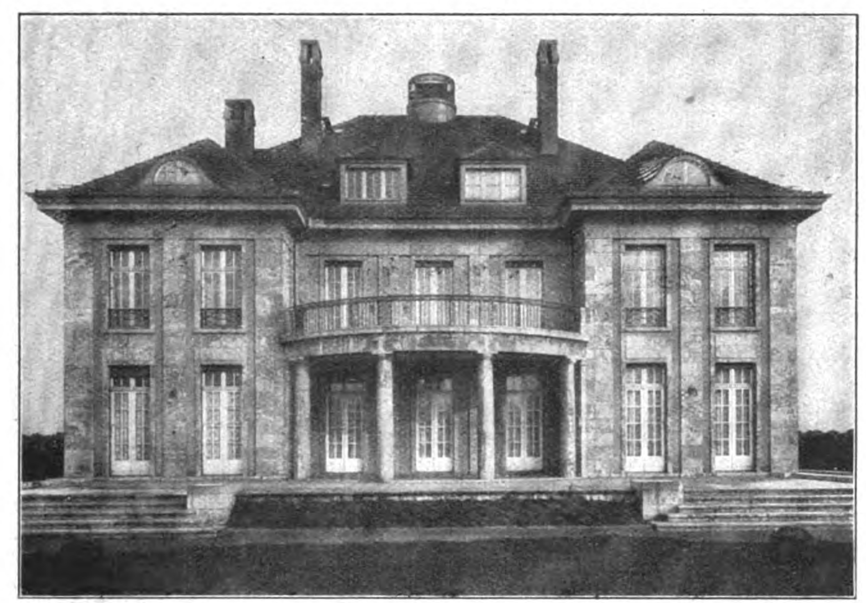
Gartenseite eines Wohnhauses im Grunewald

wirtschaftlichen Bedürfnisse und der Forderungen des gesellschaftlichen Verkehrs im Haus gruppiert und miteinander verbunden sind, läßt sich aus den in der oben erwähnten Monographie abgebildeten Grundrissen herauslesen.

Die gleiche übersichtliche Klarheit und Symmetrie spricht aus dem Grundriß des Hauses H. in Wiesbaden. Die Abbildung auf Seite 596 zeigt das Haus von der Südostseite mit dem vorgelagerten Blumengarten und den Tau-



Gartenzimmer des Hauses Feinhals in Cöln

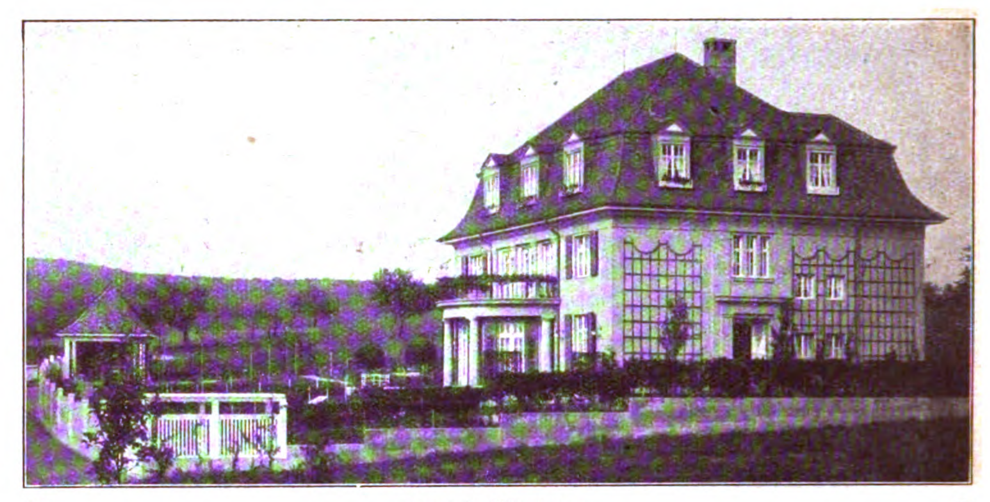


Gartenseite eines Hauses in Frankfurt a. M.

nushöhen im Hintergrunde. Aus der kubischen Grundform des Gebäudes springt an der Südseite unter einem von schlanken Säulen getragenen Balkon ein halbrunder, geräumiger Erker des Speisezimmers, der einen herrlichen Ausblick bietende Platz für die täglichen Mahlzeiten. Darüber im Obergeschoß liegt hinter dem Balkon ein Frühstückszimmer, das ebenfalls wegen der Aussicht auf das prächtige Landschaftsbild hierher gelegt wurde, wie überhaupt die ganze Gliederung des Hauses seiner Lage in der Landschaft Rechnung trägt, die sowohl von dem Südfenster des Herrenzimmers wie von den Schlafzimmern und Gasträumen des Obergeschosses zu überblicken ist. Das einfach

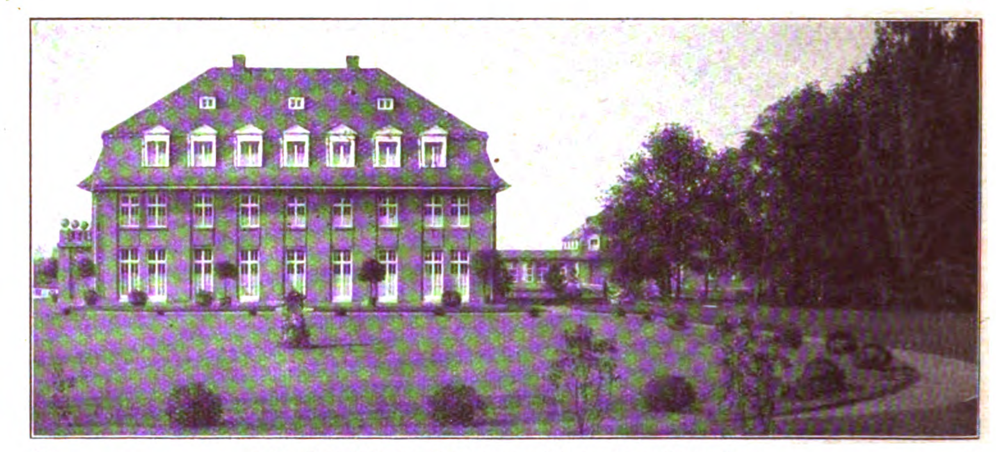


Bibliothekraum im Frankfurter Hause

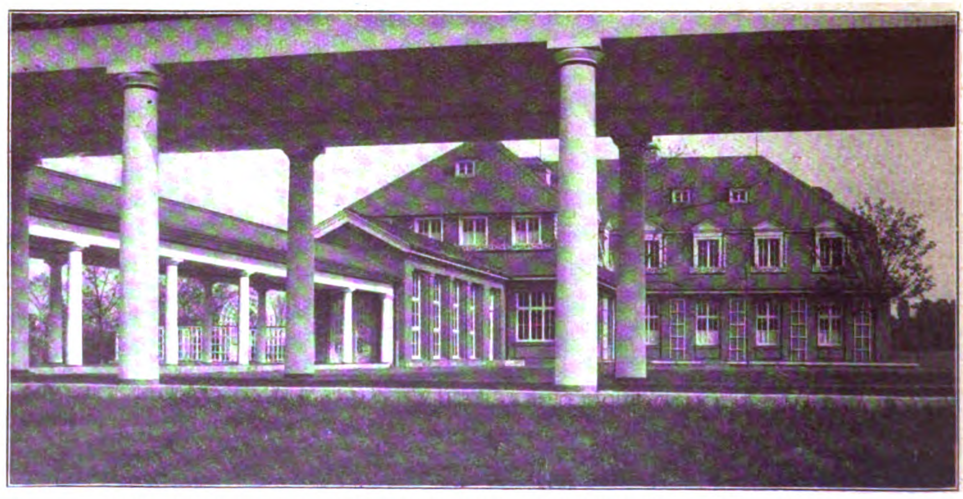


Haus in Wiesbaden

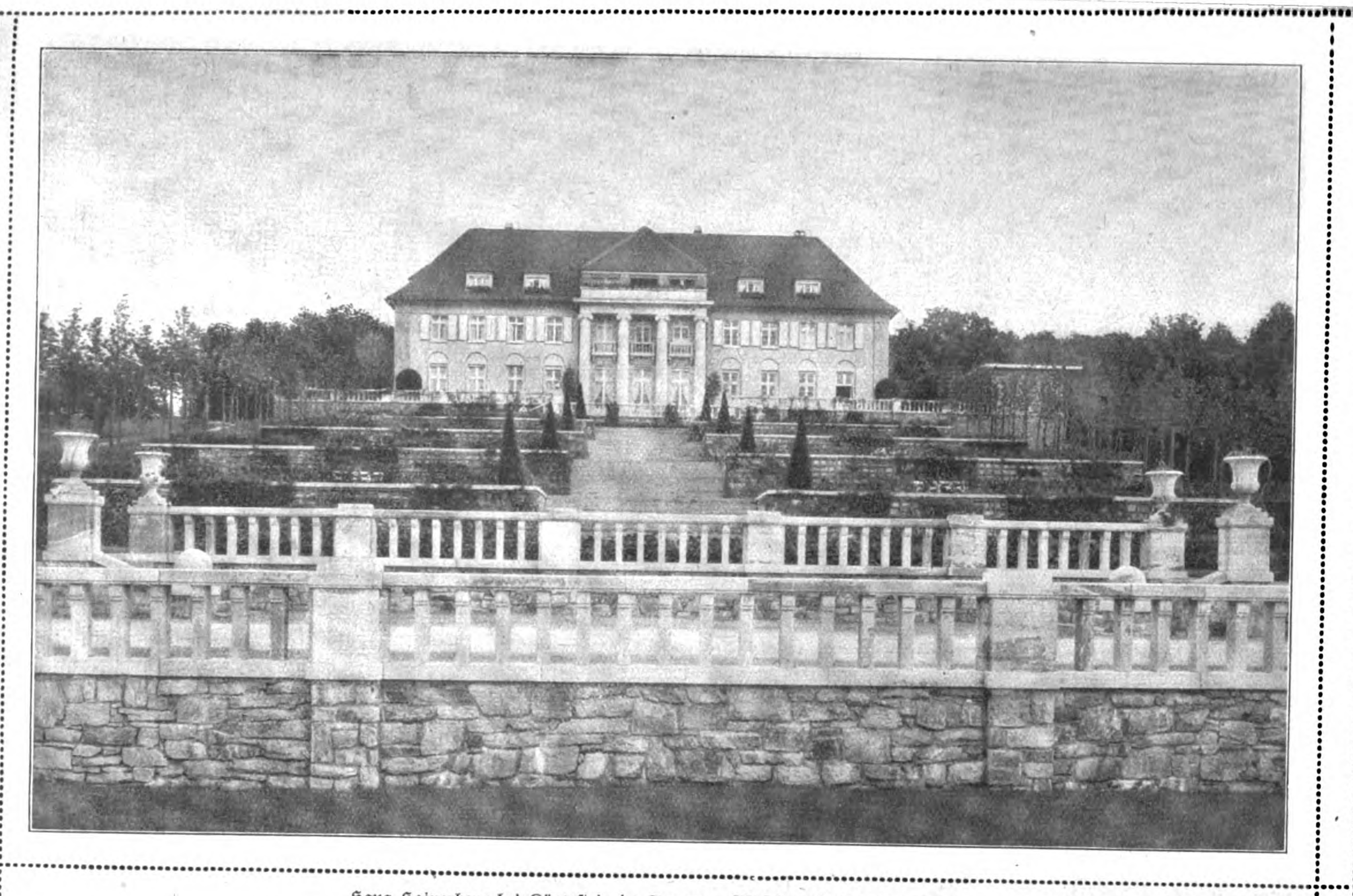




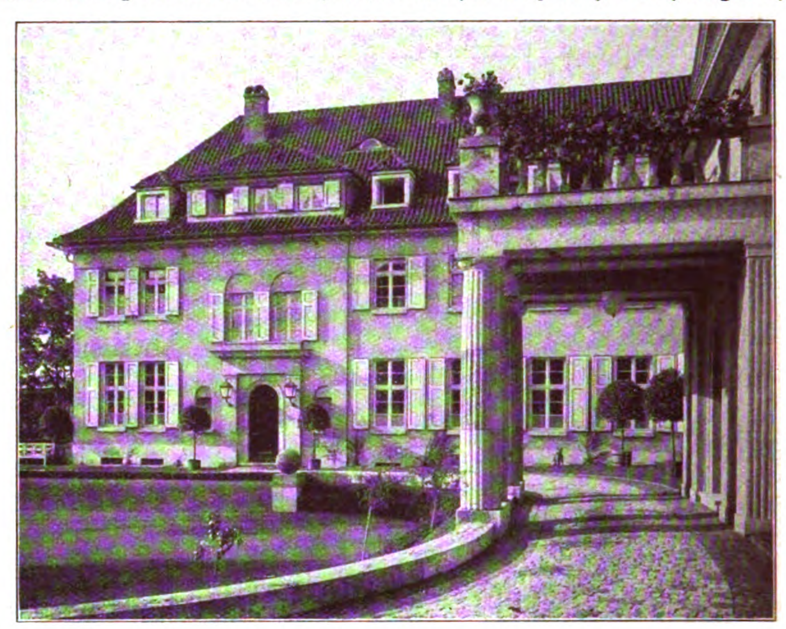
Heilanstalt Pützchen bei Bonn a. Rhein: Das Doktorhaus



Heilanstalt Pützchen bei Bonn a. Rhein: Wandelhalle mit Blick auf das Schlößchen



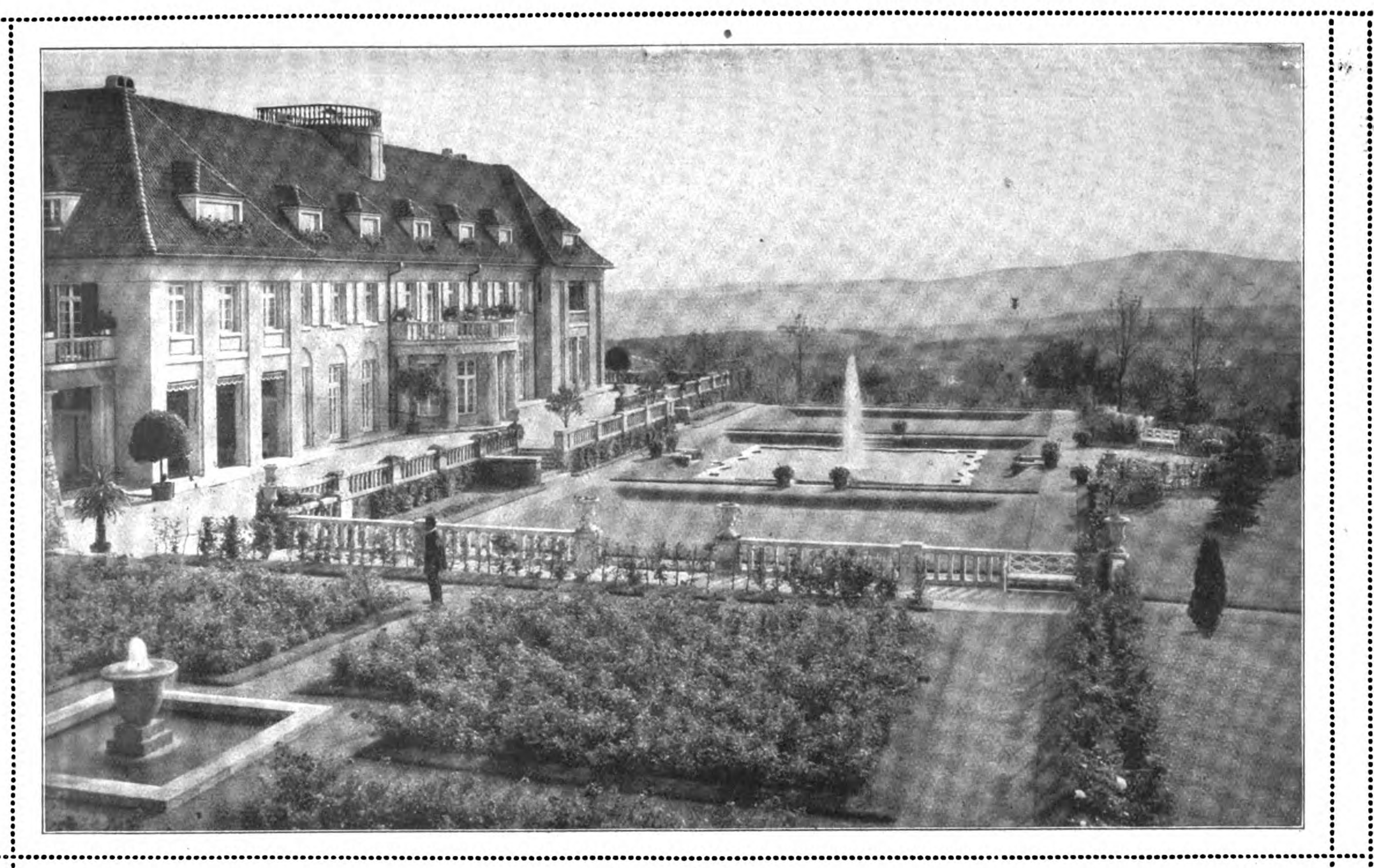
Haus Hainerberg bei Königstein im Taunus. Südseite mit Terrassenanlage



Unterfahrt am Haus Hainerberg

gegliederte, mächtig wirkende Hauptportal liegt an der Ostseite und führt durch einen kleinen Vorraum in die zweigeschossige Diele, von der man die Zimmer des Herrn und der Dame betritt, die den Westflügel des Erdgeschosses einnehmen und über denen im Obergeschoß beider Schlafzimmer nebst Bad und Ankleideraum liegen.

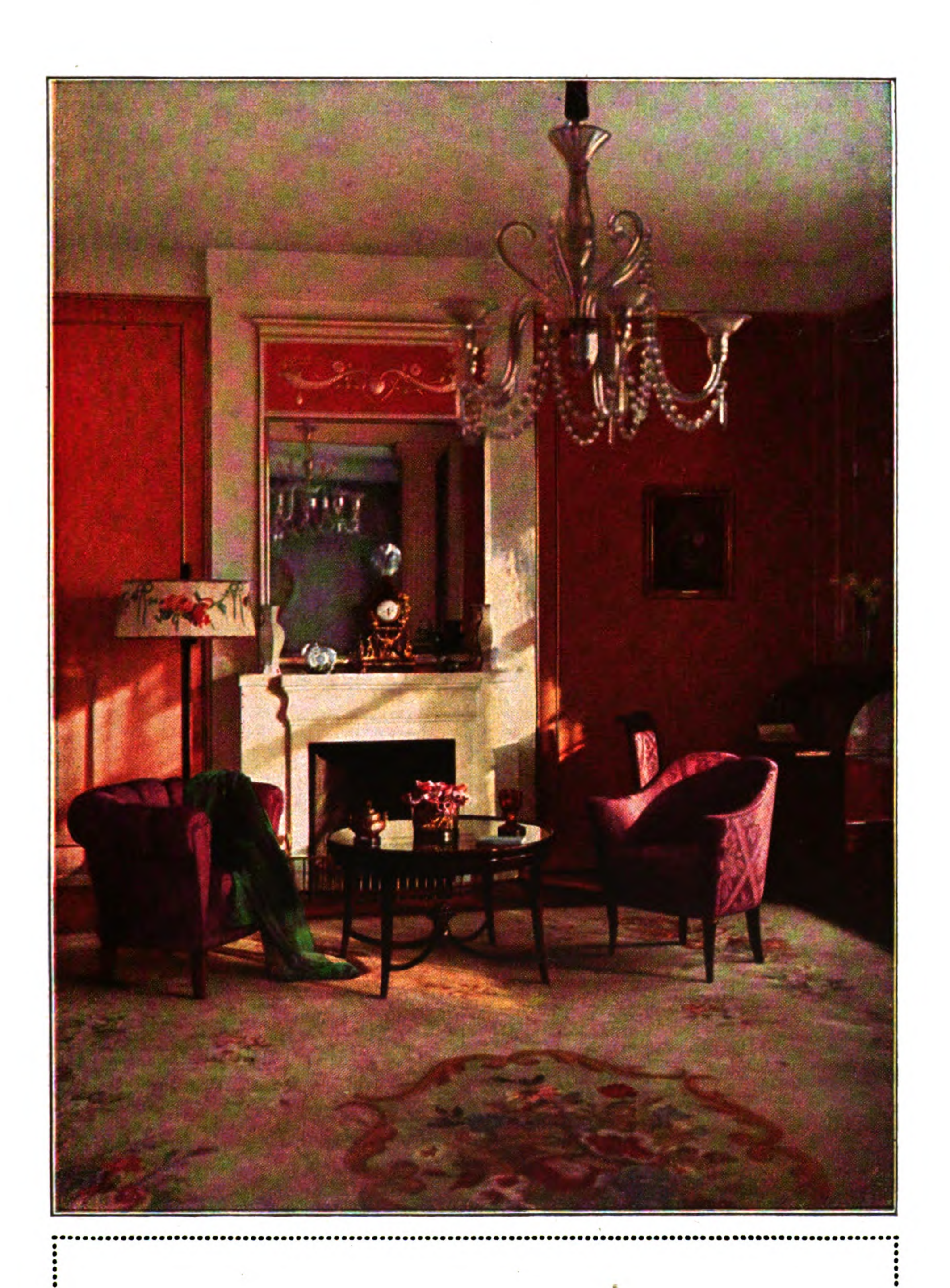
Auch Haus Hainerberg, von dem die Seiten 597—600 einige Abbildungen bringen, liegt im Taunus, und hier hat sich Pauls Befähigung, die Gebäude den umgebenden Gärten der Landschaft organisch einzufügen, besonders bewährt. Der stattliche, dreiteilige Landsitz liegt oberhalb des Städtchens Königstein vor der bewaldeten Berglehne des Hainerbergs, der ihm den Namen gab. Der Künstler stand hier vor der Aufgabe, für eine große Familie und ihre zahlreichen Gäste ein für den Sommer- und Winteraufenthalt eingerichtetes herrschaftliches Landhaus zu bauen, das die landschaftliche Schönheit des Geländes voll ausnutzen und von ausgedehnten Gartenanlagen umgeben sein sollte. Eine besondere Forderung war die bequeme Verbindung des Gartens mit allen Wohnräumen unter Berücksichtigung der an den Südhängen des Taunus oft lästigen Sommerhitze. Dies führte dazu, den Mittelteil nach Nordwesten zu legen, um den in ihm untergebrachten Haupträumen: Halle, Speise-, Empfangs-, Rauchzimmer und den über ihnen liegenden Schlafräumen und dem Frühstückszimmer die schönste Aussicht und die kühlere Himmelsrichtung zu geben. Hier wie vor dem Südflügel wurde das Haus mit einer breiten Terrasse umgeben, die alle Räume des Erdgeschosses ebenerdig mit dem Garten verbindet. Die von den vorspringenden Süd- und Nordflügeln umschlossene Vorfahrt mit einem vertieften Rasenplatz öffnet sich nach Osten (Abb. Seite 598). Von hier gelangt man durch einen kleinen Windfang und den Vorraum in die nur eingeschossige, wohnlich ausgestattete Halle mit einem sich auf die Nordwest-Terrasse vorschiebenden, halbrunden Erker. Links davon liegt das Empfangszimmer mit dem anstoßenden Rauchzimmer, rechts das Speisezimmer mit anschließender Loggia und einem von Karl Walser ausgemalten Wandelgang. Mit dieser Grundrißlösung sind die sich aus den Wünschen des Bauherrn und den Eigenheiten des Geländes ergebenden Forderungen erfüllt, und auch in der bei allem Reichtum doch unaufdringlichen Pracht und der Intimität der Räume kam die vornehme und weltmännische Art Pauls den Neigungen des Bauherrn entgegen. Das Empfangszimmer (Abb. Seite 600) ist hierfür ein gutes Beispiel, zugleich auch für die Anpassungsfähigkeit, mit der Paul wertvolle alte Möbel für seine Einrichtungen zu verwenden weiß. Hier galt es, vorhandene schwarze Birnbaummöbel mit Elfenbein-Einlagen aus der Zeit Ludwig Philipps mit einigen neuen Stücken zu ergänzen und dafür eine ihren zierlichen, geschweiften Formen entsprechende Umgebung zu schaffen. Dies wurde im wesentlichen durch den für Wandbespannung, Vorhänge und Polsterbezüge gewählten hellroten Stoff erreicht, den in langen Wellen weiße Blumenranken überziehen. In diesem Muster ist die etwas launische Linienführung der alten Möbel wieder aufgenommen, und das Motiv klingt in dem



Nordwest-Terrassenanlage des Hauses Hainerberg



Empfangszimmer im Hause Hainerberg mit alten Möbeln



Wohnzimmer im eigenen Heim des Künstlers
Entworfen von Prof. Bruno Paul



Zimmer der Dame in einem Schloß in der Mark. Malereien von E. R. Weiß

Stuckornament über dem Marmorkamin aus. Das Blumenmuster des Teppichs und der feingliedrige Bronzekronleuchter mit glitzerndem Kristallbehang vollenden die harmonische Verschmelzung von Altem und Neuem, die dem Künstler so restlos gelingt, weil er alle Vorzüge guter alter Arbeit in sein eigenes Schaffen aufgenommen hat.

So liegt auch über dem Damenzimmer aus einem märkischen Schlosse (Abb. Seite 601) die heitere Anmut von Festräumen aus der lebensfrohen Zeit des Rokokos. Hier ist das Mattblau der Vorhänge die beherrschende Farbe, die auch in den Streifen der durch feine Profile gegliederten weißen Wände wiederkehrt und in den Litzen und Quasten die dunklen Polsterbezüge der Palisandermöbel aufhellt. Sonst ist der ganze Raum in lichten Tönen gehalten, auch die duftigen, von leichten Blumengirlanden umrahmten Wandbilder von E. R. Weiß, Darstellungen der Freuden des Landlebens im Kreislauf des Jahres, und der blumige Teppich. Den künstlerischen Neigungen der Besitzerin entsprechend fanden die Schwesterkünste der Architektur: Malerei und Plastik — diese in dem reich geschnitzten, hohen Spiegelrahmen über dem Kamin — hier ein dankbares Feld der Betätigung.

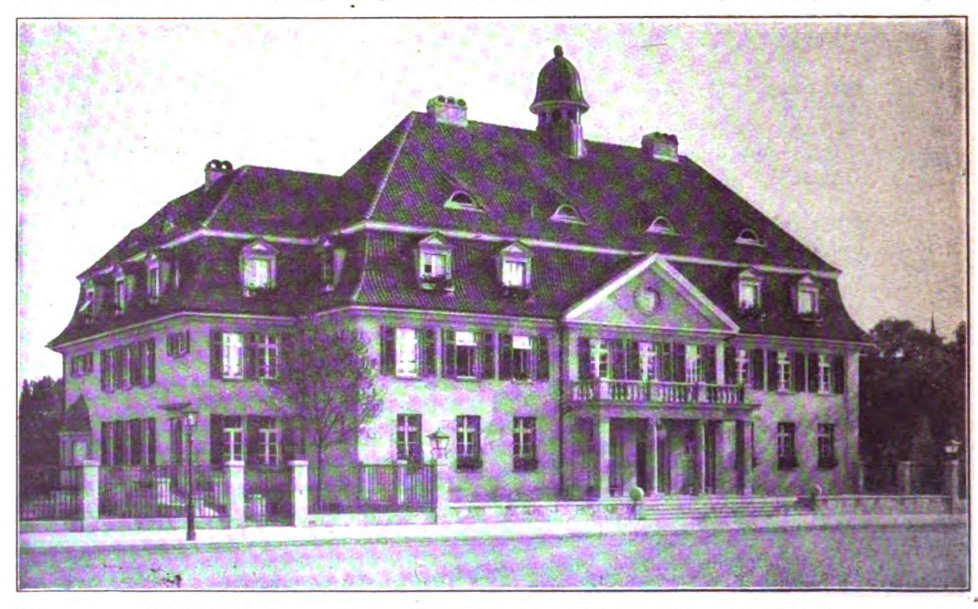
Und in solchem Zusammenarbeiten von Bauherrn und Architekt, in solchem Mitwirken des Auftraggebers liegt im Grunde das Geheimnis der Erfolge Bruno Pauls, der mit feinem Gefühl auf Anregungen und Wünsche eingeht, sich aber auch bestimmten Forderungen anzupassen vermag, ohne damit seinen künstlerischen Überzeugungen etwas zu vergeben. Das ist besonders wichtig, denn nach einem schönen Wort des Altmeisters Thoma hat die Kunst Freunde nötig; Kritiker hat sie genug. Nur aus der freudigen, verständnisvollen Mitarbeit des Bauherrn kann eine wahre Baukultur und Wohnungskunst erwachsen. Der Architekt kann nicht wie Maler und Bildhauer in frei geschaffenen Werken seinen persönlichsten Gefühlen und Gedanken Ausdruck geben, sondern nur die Forderungen und Anschauungen seiner Zeit,



Gartenseite des Hauses der Rosa Livingstone-Stiftung in Frankfurt a. M.

wie sie sich ihm in den Wünschen seiner Auftraggeber offenbaren, in seinen Bauten zu erfüllen suchen. Auf seiner Arbeit ruht eine viel größere Verantwortung, vor der alle persönlichen Liebhabereien zurücktreten müssen, und je gewissenhafter ein Architekt an sein Werk geht, desto weniger wird er auf ein ununterbrochenes Zusammenarbeiten mit dem Bauherrn und der Hausfrau verzichten können, für die ein Heim geschaffen werden soll.

Wohl sind wir heute ein armes Volk, und in den Wohnhausbauten der nächsten Jahrzehnte werden die Grundsätze sparsamster Bauweise dieser Armut Rechnung tragen. Darunter braucht aber weder die äußere Erscheinung noch die Wohnlichkeit zu leiden, und schon jetzt sind viele erfahrene Architekten an der Arbeit, auch den kommenden bescheidenen Bauten durch Vereinfachung und Einschränkung die Schönheit, Behaglichkeit und technische Vollkommenheit des Landhausbaus der letzten Jahre zu erhalten und auch den schlichten, schmucklosen Möbeln durch Gediegenheit und künstlerische Form ihren besonderen Wert zu geben. Und Bruno Paul, der schon vor zehn Jahren dem in bescheidenen Verhältnissen lebenden Mittelstand mit seinen „Typenmöbeln" ein wohnliches Heim schuf, wird mit seinem klaren Blick für das Notwendige und seiner unerschöpflichen Gestaltungskraft auch diese heute wichtigsten Aufgaben unserer Wohnkultur praktisch zu lösen wissen.



Straßenseite des Hauses der Rosa Livingstone-Stiftung in Frankfurt a. M.

Die griechische Tyrannis

Von Prof. Dr. Robert v. Pöhlmann

Es bedeutet eine tiefe Tragik des politischen Schicksals der hellenischen Staatenwelt, daß infolge der Hemmungen, die in der Natur des republikanischen Stadtstaates lagen, es keinem dieser hellenischen Stadtstaaten gelungen ist, auf die Dauer eine wahrhaft selbständige, von den jeweilig stärksten sozialen Gruppen oder Zahlenmehrheiten unabhängige Staatsgewalt zu schaffen. Hier tritt es mit erschütternder Klarheit zutage, was es heißt, wenn dem Staat ein Organ der ausgleichenden Gerechtigkeit, ein Zentrum des Widerstandes gegen den Ansturm von Begierde und von Herrschsucht fehlt, wenn die Parteien und sozialen Interessengruppen freien Spielraum haben, ihre Klassen- oder Masseninteressen rücksichtslos zur Geltung zu bringen und alle die zersetzenden und zerstörenden Kräfte zu entfesseln, die der leidenschaftliche Kampf um Macht und Besitz nur immer entfesseln kann. Eine Reinkultur des Klassenkampfes, wie man die Geschichte des hellenischen Stadtstaates treffend genannt hat.

Kein Wunder, daß in diesem Ringen individualistischer Kräfte auch die Individualität, der starke Willensmensch, zu ungeahnter Bedeutung gelangte. Wo keine der kämpfenden Parteien stark genug war, sich allein durchzusetzen, da war recht eigentlich die Zeit der starken Persönlichkeit gekommen: die Geburtsstunde der Gewaltherrschaft, der Tyrannis!

So sind die Tyrannen die ersten politischen Individualitäten der griechischen Geschichte gewesen, die seit dem 7. Jahrhundert in den Kämpfen zwischen der bis dahin herrschenden Aristokratie und dem emporstrebenden Bürgerstand an den verschiedensten Orten der hellenischen Welt gleichzeitig als Führer der Masse emporkamen.

Zum Teil war ja bei dieser Wiederherstellung der Monarchie auch die Sehnsucht nach einer wahren, über den Parteien stehenden Staatsgewalt zum Ausdruck gekommen. „Die Tyrannis," sagt Aristoteles, „wird von der Volksmasse gegen die Vornehmen erhoben, um das Volk gegen deren Unbilden zu schützen." Und mehrere der neuen Herrscher wurden in der Tat mit der diktatorischen Gewalt in der ausgesprochenen Absicht betraut, um als sogenannte Äsymneten, das heißt Friedensvermittler, den Ausgleich der Interessen herzustellen, den die Gesellschaft aus sich selbst heraus nicht zu finden vermochte. Es sind jene „Retter der Gesellschaft", die, wenn auch auf Kosten der politischen Freiheit, Sicherheit der Person und des Eigentums verbürgen, wie zum Beispiel Pittakos von Mytilene, der eben deshalb nach Lösung seiner Aufgabe freiwillig zurücktrat. Die Mehrzahl der Tyrannen hat aber gewiß nicht verleugnet, daß ihre Machtstellung lediglich das durch Waffengewalt herbeigeführte Ergebnis persönlicher Usurpation war.

Die Form, in der die Tyrannis ausgeübt wurde, konnte eine sehr verschiedene sein. So ist die Grundlage der Tyrannis öfters ein bereits bestehendes Amt gewesen, dessen Machtbereich dann meist in außerordentlicher Weise vermehrt wurde. So z. B. in Korinth bei Kypselos und Periander, die das früher von der herrschenden Aristokratie besetzte Amt des Basileus übernahmen. Eine andere, wenigstens später sehr häufige Form war die der Tyrannis gewöhnlich vorhergehende Ernennung zum Generalissimus mit willkürlicher Gewalt, wie sie z. B. für Syrakus seit Dionys dem Älteren (seit 405) mehrfach bezeugt ist. Der zum Tyrannen gewordene „Strategos Autokrator" behielt hier einfach sein Amt bei, das dadurch freilich eine gesteigerte Bedeutung gewann. Es betraute ihn mit der vollen militärischen Gewalt, mit der Sorge für die öffentliche Sicherheit, mit der Vertretung des Staates nach außen und der Verwaltung der Finanzen.

Daß daneben, z. B. in Athen unter den Pisistratiden, in Syrakus unter Dionys I. und anderwärts, die übrigen politischen Mächte, Rats- und Volksversammlung fortbestehen blieben, hatte wenig zu bedeuten, da sie der Tyrann ganz und gar in der Hand hatte. Sie konnten nur auf seine Berufung hin zusammentreten und auch nur über das beschließen, was er ihnen vorlegte.

Es gilt von der Fortdauer dieser republikanischen Körperschaften unter der Tyrannis dasselbe, was man von dem Scheinparlamentarismus und den parlamentarischen Ministerien unter der demokratischen Tyrannis der Napoleoniden gesagt hat: die freie Tätigkeit beider ist nichts anderes als die Freiheit der Maus, die zwischen den Pfoten der Katze umherlaufen darf.

Dasselbe gilt natürlich erst recht da, wo die Tyrannen von vornherein nicht Träger einer besonderen Amtsgewalt waren, sondern sich einzig und allein auf die tatsächliche Macht stützten, die ihnen ihre Leibwache und der Besitz der Burg gewährte, wie es bei Pisistratos in Athen der Fall war. Die Tatsache, daß unter den Pisistratiden in Athen das höchste Staatsamt, das Archontat, durch die Wahl des Volkes — offenbar auf dem Wege der offiziellen Kandidatur — regelmäßig nur an Angehörige des Tyrannenhauses übertragen wurde, diese Tatsache allein genügt, um den Satz zu rechtfertigen, daß jede Verfassung unter der Tyrannis eine Lüge ist.

Anderseits hat es natürlich auch nicht an

Tyrannen gefehlt, die jede formelle Beschränkung ihrer Gewalt verschmähten und als Träger eines ungeschminkten Despotismus auftraten, wie nach der Überlieferung Phalaris von Akragas, Polykrates von Samos und andere.

In kulturpolitischer Hinsicht hat übrigens die Tyrannis wenigstens in der Zeit, in der sie einem politischen Bedürfnis der Gesellschaft entsprach — im 7. Jahrhundert v. Chr. — nach den verschiedensten Seiten hin Großes geleistet. Sie hat zur Entwicklung der vom Druck des inneren Haders befreiten Volkskräfte mächtig beigetragen, Landwirtschaft, Industrie, Handel und Kolonisation ebenso gefördert wie die idealen Interessen der Religion, Kunst und Poesie; wie denn z. B. Korinth und Samos der Tyrannis ihre höchste Blüte, Athen und Syrakus die Grundlagen ihrer späteren Größe verdankten. Sie hat den aristokratisch-ständischen Staat des griechischen Mittelalters in vielen Kantonen für immer beseitigt und dadurch, daß sie alle Staatsangehörigen gleichmäßig der Staatsgewalt unterwarf, einer neuen, staatsbürgerlichen Gesellschaftsordnung zum Durchbruch verholfen.

In dieser Beziehung, d. h. als Träger eines entschiedenen kulturpolitischen Fortschrittes, unterscheiden sich die Vertreter der älteren, aus dem Ständekampf zwischen Adel und Bürgertum hervorgegangenen Tyrannis wesentlich von denjenigen der demokratischen Tyrannis, die seit dem 5. und 4. Jahrhundert aus dem sozialen Klassenkampf zwischen Arm und Reich hervorging.

Wie es sich hier überhaupt nicht mehr um Ideen, um irgendeine schöpferische Fortbildung des Staates und der Gesellschaft handelte, sondern um die Befriedigung der niedrigsten Triebe der Menschennatur, die der furchtbare zerrüttende Kampf um den Besitz immer wieder von neuem aufstachelte, so ist auch die demokratische Tyrannis, die aus diesen sozialen Klassenkämpfen erwuchs, nichts anderes als die ideenlose brutale Gewalt, die „ausgelernte Ruchlosigkeit", die keinen anderen Zweck, kein anderes Ziel kannte, als die Aufrechterhaltung und die möglichst ergiebige Ausbeutung der Gewalt. Hier ist sie recht eigentlich das Zersetzungsprodukt eines in Fäulnis übergegangenen Gesellschaftsorganismus, dessen Glieder in mörderischem Wüten sich gegenseitig selbst zerfleischen.

In der planvollen Ausbeutung und Vergewaltigung der Besitzenden durch die radikale Massenherrschaft, in dem blutigen Wüten der besitzlosen Massen gegen die Besitzenden, in der Austreibung oder Ausmordung Tausender, deren Besitz die Raubgier der Masse reizte, tritt uns schon auf dem Boden der Demokratie der durch den Kollektivdespoten Demos verkörperte Wille zur Macht in einer Form entgegen, die teilweise ganz das Gepräge des Cäsarenwahnsinns zeigt. Schon hier, noch bevor sich aus dem wilden Strudel ochlokratischer Leidenschaften die Tyrannis erhob, hatte die Gesellschaft Leidenszeiten durchzumachen, in denen alle dunklen Gewalten der Menschenseele sich offenbarten, wo nichts Heiliges mehr herrschte und alle Bande sonder Scheu sich lösten.

Es klingt wie ein Epilog auf diesen hoffnungslosen Kreislauf von Klassenherrschaft und Massenherrschaft, wenn Aristoteles über alle Parteien dieser griechischen Spätzeit — mochten sie oligarchisch oder demokratisch heißen — das pessimistische Urteil fällt: „Immer sind es nur die Schwachen, die nach Recht und Gerechtigkeit fragen, die Starken fragen nichts nach diesen Dingen."

Plato vergleicht einmal dieses über alle objektiven sittlichen Mächte sich hinwegsetzende Ringen brutaler Instinkte mit dem Ansturm der Titanen gegen die Himmlischen. Der politische und soziale Kampf scheint ihm mit diesem Erwachen titanenhafter Gelüste in der Menschenbrust zu den rohen, gewaltsamen Formen des vormenschlichen Zeitalters zurückzukehren. Ja, er spricht von Zuständen, bei denen man von einem Krieg aller gegen alle reden könne. Und es war ja in der Tat vielfach ein beständiger heimlicher oder offener Kriegszustand, der das Volksleben vergiftet, das Volksgebiet verwüstet und den Lebensboden des Volkes unterwühlt und zerstört hat.

Kein Wunder, daß hier die großen Frevler emporkamen, in denen sich alle Ruchlosigkeit der Zeit sozusagen verdichtet zu haben scheint, wie es Plato in dem unsterblichen achten Buche seines „Staates" in ergreifender Weise geschildert hat. Die Gesellschaft — heißt es hier — erliegt zuletzt demjenigen, in welchem sich die Selbstherrlichkeit des Individuums am reinsten verkörpert, der in der rücksichtslosen Geltendmachung des Eigeninteresses sich als der Stärkste erwiesen — „ein Riese riesenhaft sich reckend — aufrecht stehenbleibt auf dem Stuhle des Staatswagens, nachdem er viele andere zu Boden gestreckt".

Ein Vorgang, der sich seit den Zeiten Platos in geradezu hundertfacher Gestalt wiederholte und den Polybios in den furchtbaren Worten charakterisiert hat: „Sobald die Menge, die von fremdem Gut zu leben und die Hoffnung für ihren Unterhalt auf die Habe anderer zu setzen gewohnt ist, einen kühnen, aber durch die Armut von den Ehren im Staat ausgeschlossenen Führer gefunden hat, so schreitet sie zur Anwendung des Faustrechtes; sie rottet sich zusammen, wütet mit Mord und Verbannung und Landaufteilung, bis sie zuletzt ganz verwildert wieder in die Gewalt eines unumschränkten Gebieters und Alleinherrschers gerät."

Diese Demagogen, Abenteurer und Kondottieri, die aus dem wüsten Treiben der politischen Klubs oder aus dem wüsten Kriegsleben des Söldnertums hervorgegangen waren und die zum Teil aus der Hefe

des Volkes stammten, zeichneten sich zwar meist durch kühne Tatkraft und große Intelligenz aus, aber auch — mit wenig Ausnahmen — durch die völlige Gleichgültigkeit gegen Sitte und Recht. Sie repräsentierten das, was Machiavell virtù nennt, nicht weniger glänzend wie die Tyrannen der Renaissance, aber ebenso häufig erinnern sie an diese durch die scelleratezza, wie sie einem Machiavell sehr wohl mit jener virtù verträglich erscheint.

Auch darin sind sie ganz die Erben der entarteten Demokratie. Die Neuerungssucht und Gleichmacherei der Demokratie hatte ja nichts übrig gelassen, was der Tyrannis Achtung einflößen konnte. Anderseits gab es gegenüber den ausschweifenden Träumen, an denen sich seit langem die Phantasie des Proletariates entzündete, kaum mehr irgend etwas Neues, was der Cäsarismus nicht hätte wagen dürfen. Und von den objektiven Schranken der Religion, des Rechtes und der Sittlichkeit hatte man sich ja längst auf den Höhen wie in den Tiefen der Gesellschaft zu lösen gelernt. Was ein Aristophanes seinen atheistischen Proletariern in den Mund legt, das ist schon ganz ebenso blasphemisch wie der freche Hohn, in welchem sich Dionys I. von Syrakus bei seinen Tempelräubereien gefiel.

Kein Wunder, daß nicht selten die blutigsten Proletarierphantasien durch diese oft wahrhaft dämonischen Despotengestalten zur furchtbaren Wirklichkeit wurden. Man hat in dieser Beziehung mit gutem Grunde von einem Janushaupt des Cäsarismus gesprochen, mit seinem extrem monarchischen Antlitz einerseits und seinem demokratischen, ja ochlokratischen anderseits.

So sehen wir z. B. bei dem Emporkommen jenes Dionys den ganzen Staats- und Gesellschaftsbau in einer ungeheuren sozialen Revolution zusammenbrechen. Auf den Trümmern der alten Gesellschaft wird mit herrischer Willkür ein neues soziales Gebäude errichtet, gewissermaßen eine neue bürgerliche Gesellschaft ins Dasein gerufen, die nur in der Person ihres Schöpfers ihren Halt- und Mittelpunkt haben sollte. Die Besitzenden, die nicht rechtzeitig flohen, wurden massenweise hingeschlachtet, ihr Besitz eingezogen und dann eine neue Regulierung der Eigentumsverhältnisse, besonders des Grundbesitzes, ins Werk gesetzt.

Einen größeren und auserlesenen Anteil erhielten die Männer der näheren Umgebung des Tyrannen, der übrige Grund und Boden wurde in gleichen Losen unter die revolutionäre Masse verteilt, die zugleich durch die Freilassung zahlreicher Sklaven eine wesentliche Verstärkung aus der untersten Volksschicht erhielt. In ähnlicher Weise erfolgte die Aufteilung des Häuserbesitzes von Syrakus. Ja, bei der Ausdehnung dieser Umsturzmaßregeln auf andere Städte Siziliens ist die Tyrannis sogar soweit gegangen, die Verteilung auf die Frauen und Töchter der früheren Eigentümer auszudehnen und sie zur Ehe mit den zur Freiheit aufgerufenen Sklaven zu zwingen. Ein Vorgehen, das auch sonst bei der Begründung der Tyrannis Nachfolger fand.

Und die dämonische Gestalt des Dionys wird fast noch überboten durch jenen Agathokles, der, — angeblich ein ehemaliger Töpfer — durch die Gunst des Pöbels von Syrakus emporgetragen, als Generalissimus und „Erhalter des Friedens“ im Jahre 317 außerordentliche Vollmachten erhielt, „die Eintracht unter den Bürgern“ herzustellen. Er verstand sein Friedenswerk so, daß er unter seine Truppen neben feindlichen Elementen von auswärts aus den Reihen der Bürger diejenigen aufnahm, denen „Armut und Neid den Glanz der Reichen unerträglich machte“, und dann diesen bewaffneten Janhagel auf die unglückliche Stadt losließ. Was der dumpfe Massenschritt der Proletarier-Bataillone in der Wirklichkeit zu bedeuten hat, das tritt uns hier in seiner ganzen Furchtbarkeit vor Augen.

Nachdem die Mörder und Plünderer einmal ihr Werk begonnen, entwickelte sich auch hier die Revolution sehr bald zu einem Vernichtungskampf des blut- und beutegierigen Pöbels gegen die Besitzenden überhaupt, indem — wie es in unserem Bericht heißt — „diejenigen, welche von der Ermordung der Wohlhabenden eine Erlösung aus ihrer Armut erhofften, nichts unversucht ließen, was den Untergang derselben herbeiführen konnte“. Es war eine jener Szenen, wo jeder, der nichts hat, losschlägt, weil er in jedem, dessen Gut seine Habgier reizt, einen Feind sieht.

Nachdem so die Stadt zwei Tage hindurch allen Greueln der blutigsten Anarchie preisgegeben war und Tausende hingeopfert waren, „denen man nichts nachsagen konnte, als daß sie höherstanden als die Masse“, berief der Anstifter des Frevels das „Volk“ zur Versammlung, in der er die Stadt für „gereinigt“, die „wahre und echte Freiheit“ für gesichert erklärte und sein Werk mit dem Versprechen krönte, alle Schulden zu kassieren und den Armen durch Zuteilung von Äckern ein Heim auf eigener Scholle zu verschaffen. In derselben Versammlung wurde er — nach scheinbarer Weigerung — unter dem Jubel der Mörder, Plünderer und Verschuldeten als „Feldherr mit unumschränkter Gewalt“ ausgerufen. D. h.: die Militärdiktatur ist auch hier das Endergebnis des Klassenkampfes gewesen.

Ein Typus des späteren Tyrannen ist auch Apollodor von Kassandreia (seit etwa 280). Auch er beginnt als heuchlerischer Verehrer der Freiheit. Trotzdem des Strebens nach der Krone angeklagt, erscheint er mit den Seinen im Trauergewand vor Gericht und wird freigesprochen. Eine in der Stadt liegende Besatzung von barbarischen keltischen Söldnern läßt er mit Landlosen ausstatten, damit sie „Wächter der Freiheit“ bleiben

sollten. Eine Freiheit, die dann darin zum Ausdruck kam, daß er die Massen der Sklaven und gewerblichen Arbeiter zur Erhebung gegen die Besitzenden aufreizte, die nun auch hier der Beschlagnahme, der Folter und Ausmordung verfielen. Es wird ferner von ihm erzählt, er habe sich skrupellose Helfershelfer seiner Schandtaten dadurch gewonnen, daß er sie unbewußt von den Eingeweiden eines Ermordeten essen und im Wein von seinem Blute trinken ließ, so daß sie sich, als er ihnen die Leiche gezeigt hatte, mit magischer Gewalt an ihn gebunden glaubten! Eine Erzählung, die wie so viele andere Züge der Tyrannengeschichte jedenfalls soviel beweist, daß es keinen noch so großen Greuel gab, den man der Tyrannis nicht zugetraut hätte.

Ein Seitenstück bildet der spartanische Tyrann Nabis (206). Die soziale Umwälzung, welche dieser furchtbare Wüterich über das unglückliche Land heraufbeschwor, gehört zu den greuelvollsten, welche die Geschichte der griechischen Tyrannis kennt. Was an Ansehen und Besitz über die Masse hinausragte, wurde ermordet oder verjagt, die Heiligtümer geplündert, Häuser und Äcker, Frauen und Kinder der Ermordeten unter das Proletariat, unter Heloten, d. h. hörige Bauern, die er zur „Freiheit“ aufgerufen hatte, und unter das Gesindel verteilt, aus dem sich seine Söldnerscharen zusammensetzten, den Abschaum von Straßenräubern, Mördern, Tempeldieben und Landstreichern, der hier von weit und breit zusammenströmte und die Soldateska des Tyrannen verstärkte. Und ähnlich wie in Sparta hat Nabis in dem von ihm eingenommenen Argos eine planmäßige Beraubung der Besitzenden ins Werk gesetzt und von dem zur Volksversammlung berufenen Pöbel Vernichtung aller Schulden und Neuaufteilung des Grund und Bodens beschließen lassen. Auch die Erpressung durch ausgesuchte Folterqual — man denke an den Bericht des Polybios über den ein Frauenbild darstellenden Mechanismus im Stile der bekannten „eisernen Jungfrau“! — hat bei dieser wie bei so manch anderer Tyrannis eine schreckliche Rolle gespielt.

Wer sich diese ganze Entwicklung der Tyrannis vergegenwärtigt, für den kann es nicht zweifelhaft sein, daß sie, solange hier überhaupt noch die Möglichkeit einer freieren Entwicklung vorhanden war, niemals zu einer dauernden Einrichtung werden konnte. Sie konnte immer nur eine vorübergehende Erscheinung sein.

Dies war selbst da der Fall, wo die Tyrannis, wie in der Zeit des Pittakos, des Peisistratos und Kypselos, in der Sehnsucht nach einer selbständigen, über der Gesellschaft stehenden Staatsgewalt und in dem Bedürfnis einer unterdrückten Volksschicht nach einem Schutz gegen die Klassenherrschaft ihre geschichtliche Rechtfertigung gefunden hatte. Denn je mehr damals die neuen Zustände sich befestigten und die krankhaft zerrüttete und in sich gespaltene Gesellschaft wieder zur Ruhe kam, je mehr sie sozusagen zum Bewußtsein ihrer selbst gelangte und die fortschreitende wirtschaftliche und soziale Entwicklung den Geist der Unabhängigkeit steigerte, um so weniger empfand man in dieser Zeit das Bedürfnis, die neuen Verhältnisse durch eine solche außerordentliche Gewalt geschützt zu sehen. Die Tyrannis hatte für die frühere unterdrückte Klasse ihre Bestimmung erfüllt, sowie dieselbe zur Überzeugung kam, ihre Interessen und ihre staatsbürgerliche Stellung selbst schützen zu können. Daher führte in dieser Zeit schon der politische Fortschritt an sich, den so mancher Begründer der neuen Monarchie gebracht hatte, mit psychologischer Folgerichtigkeit zum Untergang der Enkel. Eine Erscheinung, in der man mit Recht ein tragisches Verhängnis der Tyrannis gesehen hat.

Im einzelnen ist ja der Verlauf der Entwicklung ein verschiedener gewesen. Aber das Endergebnis ist überall dasselbe. Nur selten hat die Tyrannis die zweite Generation überdauert. Und es ist gültig für das Schicksal der Tyrannis, wenn bei Herodot die delphische Pythia dem Herrn von Korinth erklärte:

Selig nenn' ich den Mann, der in meine Behausung hereintritt.
Kypselos, Sohn des Eeteon, Herr des berühmten Korinthos,
Ihn und die Söhne desgleichen, jedoch nicht mehr Söhne der Söhne.

Welch ein Gegensatz zu der ruhigen Sicherheit, mit der nach der Ilias das gotterebte Zepter der alten zeusentstammten Könige von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben wurde!

Da die Tyrannis meist durch Gewalt begründet war, so konnte sie auch gegenüber der Gewalt stärkerer Mächte kein Recht begründen. Auch der äußere Glanz, der sie umgab, konnte den ursprünglichen Mangel der Stellung, die Gewaltsamkeit des Ursprunges nicht verwischen; er konnte den Nimbus, den die Legitimität, die durch lange Zeiträume geübte Anerkennung jenem alten Königtum verliehen hatte, niemals ersetzen. Und wenn schon dieses alte Königtum in dem engen Rahmen des Stadtstaates weder der monarchische Nimbus, noch das dynastische Prinzip auf die Dauer zu retten vermochte, so mußte natürlich die auf Gewalt gegründete Tyrannis um so mehr den antimonarchischen Tendenzen stadtstaatlicher Entwicklung erliegen, je mehr für sie das rein persönliche Machtelement das Entscheidende war. Sie mußte auf diesem Boden in sich selbst zusammenstürzen, sowie die physische Gewalt, auf die sie sich allein stützen konnte, ihren Händen zu entgleiten begann.

Das erzeugte natürlich in dem Tyrannen beständig ein Gefühl der Unsicherheit, der Furcht und des Mißtrauens, das mit psychologischer Notwendigkeit zu einer Politik führte, die im Interesse der Aufrechterhaltung der

Macht vor den äußersten Mitteln despotischer Gewalt nicht zurückschrak und selbst bessere Regenten zu Handlungen der Willkür verführte, die die Zahl der Unzufriedenen beständig vermehrte und die Alleinherrschaft immer mehr als unerträglichen Druck empfinden ließ.

So begnügte man sich schon sehr bald nicht mehr damit, die Beseitigung der Tyrannen der Rache der unmittelbar bedrohten und mißhandelten Einzelnen zu überlassen; der Tyrannenmord wurde vielmehr zu einer Angelegenheit der ganzen Nation. Seitdem auf dem Kerameikos von Athen die eherne Gruppe der Mörder Hipparchs stand, war es einer der höchsten Ruhmestitel, den der freie Hellene sich erwerben konnte, wenn er mit Einsatz seines Lebens „die Stadt vom Tyrannen befreite". Man denke an Timoleon von Korinth, der den eigenen Bruder, den Tyrannen der Stadt, durch seine Genossen niederstechen ließ, oder an die Jünglinge, die den Tyrannen Jason von Pherae ermordeten, „des Ruhmes wegen", und die überall geehrt wurden, wohin sie kamen.

So fühlte sich der Tyrann gewissermaßen vogelfrei. Eine innere Friedlosigkeit, von der Xenophon in seinem Dialog ‚Hieron' eine düstere Schilderung gibt und die die Tyrannenlegende in der berühmten Anekdote von dem Höfling des jüngeren Dionys, Damokles, versinnbildlicht hat. So mancher mochte in der Tat zeitlebens dieselbe Empfindung haben wie dieser Damokles, dem der Tyrann das von ihm gepriesene Tyrannenglück beim üppigen Mahle zu kosten gab, während über seinem Haupte an einem dünnen Faden ein scharfes Schwert oder Beil von der Decke herabhing.

Der Tyrann unterlag dem tragischen Zwang, in jedem durch Besitz, Intelligenz oder Charakter hervorragenden Mann eine Gefahr für seine Herrschaft sehen zu müssen. „Aus der Demokratie" — sagt Aristoteles — „hat es die Tyrannis, daß sie mit den Höherstehenden im Kriegszustande lebt und sie heimlich und offen vernichtet und in die Verbannung treibt, als Widersacher des Fürsten und solche, die seiner Herrschaft im Wege stehen, weil sie eben entweder selbst herrschen oder wenigstens nicht Sklaven sein wollen." Eine Tatsache, die in der bekannten Anekdote von dem als Systematiker der Tyrannis charakterisierten Periander und seinem berühmten Rat an einem anderen Tyrannen zum Ausdruck kommt, „die hervorragenden Ähren auf dem Felde auszurupfen". Ein Rat, den Machiavell wie manches andere aus der antiken Tyrannenpraxis auch in seinem ‚Principe' wiederholt hat.

Derselben Tyrannenpraxis entstammt auch der Rat Machiavells, daß der Herrscher, da er sich doch einmal darauf verstehen müsse, die Bestie zu spielen, Löwe und Fuchs zugleich sei, weil der Löwe nicht den Schlingen entgehe und der Fuchs sich gegen den Wolf nicht wehren könne. Es ist dieselbe Moral, die bei Plutarch der Herrenmensch Lysander vertritt, daß man da, wo die Löwenhaut nicht ausreiche, vom Fuchspelz Gebrauch machen müsse. Eine Praxis, die besonders in einem ausgedehnten System der Spionage und Angeberei zum Ausdruck kommt, das — zumal in den höherstehenden Schichten — Furcht und Schrecken verbreitete und das ganze Privatleben vergiftete.

Die verhängnisvollste Seite dieses Terrorismus war, daß gerade die besseren Elemente im Staate mehr und mehr ausgeschaltet wurden und nur die schlechteren übrigblieben. Der Fluch des zuletzt nur noch von Ehrgeiz, Habsucht, List und Irrtum umlagerten Absolutismus! Eine „herrliche Reinigung", wie Plato in der klassischen Schilderung der Entartung der Tyrannis im 8. Buche des ‚Staates' dies Schreckensregiment ironisch genannt hat, das den Fürsten mehr und mehr isolierte und ihn immer mehr zu einem Gegenstand des Hasses und der Furcht machte.

Diese Isolierung nötigte den Tyrannen anderseits, seine Leibwache möglichst aus Fremden oder freigelassenen Sklaven zu bilden und seine bezahlte Soldateska möglichst zu vermehren. Woher aber die Mittel nehmen, um dieses Söldnertum und außerdem die zahlreiche Kamarilla und die schmarotzenden Parasiten der Tyrannis zu befriedigen und bei guter Laune zu halten? Woher ferner die Mittel nehmen, um neben alledem noch den glänzenden Prunk der Hofhaltung zu bestreiten? Die große Masse mußte ja möglichst lange geschont werden, da sie außer dem Söldnertum die einzige Stütze der Tyrannis war. Eine Machtpolitik aber, die den Staat in äußere Kriege verwickelte, um die Aufmerksamkeit der Bürger nach außen abzulenken und zugleich die Tyrannis auch wirtschaftlich zu stärken, konnte auf die Dauer den gewünschten Erfolg unmöglich haben. Und so greift der Tyrann nach dem Gute der Götter. Man denke an den systematischen Tempelraub eines Dionys oder des Tyrannen Lachares von Athen (seit 297), der auf der Akropolis die goldenen Schilde und selbst das Gold von der Parthenos raubte u. dgl. m. Eine Quelle, die freilich auch bald versiegte, so daß zuletzt eben doch nichts mehr übrigblieb, als die Besteuerung des Demos und, da diese nicht selten eine aufrührerische Stimmung auch in die Masse hineintrug, die Entwaffnung der ganzen Bürgerschaft. — Ein Ergebnis, das den moralischen Bankerott der Tyrannis besiegelte und nur mit dem äußeren Zusammenbruch endigen konnte.



Wenn die Jahre kommen ...

Von Rudolf Huch

Der Schulrat Wille stand am Fenster und sah sich das Treiben auf der Straße an. Es war ein trüber Dezembertag und ein Sonntagnachmittag obendrein. Die Laternen leuchteten schlecht, wie der Mond, wenn er einen Hof hat. Die Menschen sahen unfroh aus. Natürlich, sagte sich der Schulrat, sie laufen ihrem Vergnügen nach. In irgendein unmögliches Lokal, wo ein wüstes Getöse ist, das sie Musik nennen, ein stickiger Qualm von Dreipfennigzigarren und ein Gestank von Bier und Würstchenfett.

Der Schulrat merkte sich an, die Menschen seien im Großen und Ganzen nur erträglich, wenn sie arbeiteten, warf aber die Frage auf, ob diese Auffassung nicht schulmeisterhaft sei. Sie mochte sein, wie sie wollte: er war dieser Menschen überdrüssig, drehte Licht an und zog die Gardinen zu.

Das Zimmer war groß, aber niedrig. Er wohnte hier nun dreiunddreißig Jahre. Auch die Einrichtung war noch dieselbe, die das junge Paar sich damals angeschafft hatte, auf Abzahlung, denn er hatte nichts und sie hatte gar nichts. Wunderlich nahm sich zwischen diesen alten, zum Teil schon einigermaßen gebrechlich anmutenden Sachen ein riesiger modischer Ledersessel aus, ein Geschenk des Sohnes.

Die junge Frau war früh gestorben und hatte ihm den Sohn hinterlassen. Der war nun Rechtsanwalt und verdiente im Jahre mehr, viel mehr Geld, als der Schulrat im Laufe der Zeit mühselig für die Sachen gezahlt hatte. Anstatt nun aber vergnügt zu sein, war der Junge nicht nur nervös, was der Schulrat begreiflich fand: er verbitterte sich und dem Vater dies karge Erdenleben noch durch die Einbildung, der Beruf eines Rechtsanwaltes wäre vergleichweise untergeordnet, er selbst, der Schulrat, würde von manchen Leuten für etwas Besseres gehalten; auch von Lilly, dem schönen, temperamentvollen Frauenzimmer, mit dem sich der Rechtsanwalt, reichlich spät wie er selbst, kürzlich verheiratet hatte.

Der Schulrat ging, wie es seine Gewohnheit war, die Arme auf dem Rücken verschränkt, im Zimmer umher, bis er plötzlich vor dem großen Wandspiegel stehen blieb.

Er war mit seinem grauen Haar und seinen frischen Farben eine gute Erscheinung, übte eine maßvolle Körperpflege und hielt es nicht für erforderlich, daß Philologen altfränkisch aussehen. Indessen war ihm nichts unangenehmer, als unvermutet sich selbst zu erscheinen, besonders in ganzer Gestalt.

Diesen ärgerlichen Augenblick bereitete ihm der Spiegel in Zwischenräumen von Tagen, bestenfalls von Wochen, seit nun dreiunddreißig Jahren.

Er konnte auch nicht behaupten, diese Möbel wären ihm ans Herz gewachsen; insoweit war er denn doch ein moderner Mensch. Die Sache war die, daß es keinen Sinn hatte, sich eine neue Einrichtung anzuschaffen, wenn man in dieser Wohnung blieb.

Über die Frage, was ihn hier festhielt, unter altem, unschönem Hausrat, in einer Gegend, wo sonst nur die sogenannten kleinen Leute wohnten, hatte er schon mehr als einmal umsonst gegrübelt. Alle Hochachtung vor der arbeitenden Bevölkerung, aber man gehörte doch nun einmal zu den Gebildeten. Der Preis würde derselbe sein, denn diese Wohnung war viel zu groß für einen einzelnen Herrn. Von den Möbeln konnte man einen Teil verkaufen, vielleicht nicht einmal ungünstig; sie waren nachgerade alt genug, um nicht ausgesprochen unmodern zu sein.

Aber ein erschütterndes Ereignis würde es sein: Der Schulrat Wille ist umgezogen! Der Stammtisch in der Goldenen Rebe, wo er ein allerdings recht säumiges Mitglied war, würde sagen: Das geht ja gar nicht!

Er war nicht der Mann, den der ardor civium irregemacht hätte. Die Sache war, der Stammtisch hatte recht: es ging nicht! —

Der Teetisch war gedeckt. Man hatte ein für allemal verabredet, daß die jungen Eheleute jeden Sonntag zum Tee kamen. Der Schulrat hielt mit äußerster Strenge wider sich selbst auf das Gesetz, daß keine Gewohnheit zur Gewohnheit werden dürfe. Die einzige Ausnahme war der Fünfuhrtee. Wenn er den nicht pünktlich bekam, litt er an einem Unbehagen. So erreichte er, daß doch etwas da war, worauf er sich gegen das Ende der Ferienreise hin freute.

Die jungen Leute kannten diese Schwäche nicht; er hatte es der Schwiegertochter, die ihn sehr liebte, noch nicht gesagt. Heute würde er es ihr ... vielleicht sagen; vielleicht auch nicht.

Es wurde angeklopft, das war seine Haushälterin, Frau Roselieb. Er hatte auf die Klingel gedrückt, ohne zu wissen, was er wollte. Nun sagte er in seiner Verlegenheit: „Sie kommen immer noch nicht."



Bildnis
Gemälde von Ernst Heilemann

Frau Roselieb sah ihn an und sagte mit einer Stimme, als ob sie etwas Süßes schlürfte: „Soll ich Herrn Schulrat seinen Tee 'reinbringen?"

„Bewahre," erwiderte der Schulrat. „Haben Sie nur Geduld, sie werden schon kommen."

Frau Roselieb, eine hübsche Brünette zwischen dreißig und vierzig, sah ihn statt aller Antwort noch mehr an, lächelte und zog sich zurück.

Es konnte ihm nicht entgehen, daß in seinem Benehmen etwas Irrationales war, auf Deutsch etwas Unvernünftiges, und daß Frau Roselieb dies gewissermaßen verziehen hatte.

Diese Frau war nun schon sechs Jahre seine Haushälterin. Er mochte sie nicht leiden. Sie hatte, wenn sie ihn ansah, etwas Schwimmendes in den Augen, das ihm durchaus zuwider war. Aber ein Mann, dessen Leitsatz von Amts wegen Gerechtigkeit war, konnte einer sorgsamen, saubern, mit einem Wort untadeligen Haushälterin unmöglich aus dem Grunde kündigen, weil sie etwas Schwimmendes im Blick hatte. Dies zuckrige Sprechen war schon eher ein Grund, denn das hatte sie in der Gewalt. Gerechterweise mußte man ihr das aber erst nachdrücklich ohne Erfolg verboten haben. Einmal hatte er ihr gesagt, sie sollte wie ein vernünftiger Mensch reden. Da waren ihre Augen unnatürlich rund gewesen und später unnatürlich klein, gequetscht von dicken, roten, verquollenen Lidern. Dazu hatte die Stimme verschleimt geklungen. Es war eine Erinnerung, die der Schulrat nicht gern auffrischte. —

Die beiden kamen immer noch nicht. Man hatte nichts dagegen, die jungen Eheleute hatten alltags nicht viel voneinander. Nur mußten sie sich nicht in ihrer aufdringlichen Modernität so erhaben über verliebtes Wesen stellen. Erhaben über den Eros, wie der dreiste Geselle da über den erstaunlichen Kant. Der Schulrat setzte sich mißgelaunt mit einem philosophischen Aufsatz in den Ledersessel.

Da stand nun der Tisch gedeckt, man war durstig und hungrig und mochte nicht zugreifen, weil Kant keine Pause machte. Er schien über moderne Philosophen und Butterbrote zu sprechen, man konnte nicht recht folgen.

Nun ging Platon hinaus, denn der war es auf einmal.

Der Tisch war nicht mehr da. Die Laternen leuchteten schlecht. Man mußte den Teetisch auf dieser endlos langen Straße suchen. Es war eine unabsehbare Reihe von Teetischen da. Welcher war nun der Rechte? ...

Wirklich war jemand hinausgegangen, einer der kaum eingetreten war, sein Sohn Fritz. Er ging rasch zu seiner Frau, die sich in seiner alten Kammer vor dem Spiegel zurechtmachte. „Beeil' dich," sagte er, „Papa schläft!"

Lilly wandte sich um, sah ihn mit ihren großen Augen und fragte: „Was ist das?"

Der Rechtsanwalt war, was ihm selten geschah, um eine Antwort verlegen. „Du mußt ihn doch einmal schlafen sehen," meinte er endlich. Lilly warf ihm noch einen Blick zu, wandte sich um und fuhr gelassen fort, sich zurechtzumachen. Bekanntlich ist das auch für die Modernste eine Verrichtung, die sie niemals oberflächlich vornimmt.

„Er wird gleich aufwachen," mahnte ihr Gatte.

„Sehr glaublich," gab sie zu.

Der Rechtsanwalt sagte in seinem Weihetone, der sich vor Schöffen und Geschworenen unfehlbar bewährte: „Er schlummert so friedlich. Es ist wirklich ein hübscher Anblick. Bedenke doch, ein friedlich schlummernder Greis!"

„Fritz, quassele nicht," sagte Lilly. „Außerdem ist Papa kein Greis."

„Er ist zweiundsechzig," erwiderte Fritz ernsthaft. „Ziemlich dreimal so alt wie du. Vierzig Jahre hast du bis dahin, vierhundertundachtzig Monate, über zweitausend Wochen. Das sind doch Zeiträume!"

Lilly sah ihren Gatten im Spiegel. Sie bemerkte in einem sachlichen Tone: „Meta Gernreich, mit der ich auf der Schule war, hat einen Mann von fünfundsechzig oder noch älter geheiratet. Leben fabelhaft glücklich. Heute faßt man doch so was geistiger auf. Jetzt komm, er wird wohl aufgewacht sein, und fertig bin ich auch."

Sie ging ihrem Gatten voran, in ihrer geraden Haltung und mit ihrem raschen Schreiten. Diese Art wirkte bei ihr nicht unangenehm, weil sie nur eben mittelgroß und wie eine Diana gewachsen war ...

Die Teetische rutschten ab. Es wehte ein würziger Sommerwind. Weiche Frauenlippen ...

Lilly hatte ihren Schwiegervater mit einem Kusse geweckt.

Dies war sonst nicht in ihrer Art. Der Schulrat und sein Sohn wurden beide rot.

Der Rechtsanwalt bemerkte bissig: „Lilly, das war zu schön, das kommt nicht aus dir, du hast es irgendwo gelesen. Lilly schwebte wie eine Sylphe zu dem Schlummernden. Was? Und weckte ihn mit dem süßen Hauche ihrer schwellenden Lippen. Was? Schwellenden Lippen!"

„Dafür kann ich nichts," sagte der Schul-

rat höflich zu seiner Schwiegertochter. „Von mir hat er so ein Benehmen nie gesehen. Aber nun gilt ja die sogenannte Ritterlichkeit als unmodern.“

„Das kommt ganz darauf an,“ bemerkte Lilly. „Auf den Betreffenden, mein' ich. Dir steht sie famos.“

„An alten Herren hat man ein altfränkisches Wesen gern,“ meinte der Schulrat. Er lächelte dabei. Es war ein Lächeln, wie es die Lehrer bei Scherzen aufsetzen, die sie zu Hause für die Klasse zurecht gemacht haben.

Die Stirn Lillys war nicht gewölbt, aber wie alles an ihr im klarsten Ebenmaße gebildet. An ihrer Nasenwurzel erschien bei dem Scherze ihres Schwiegervaters eine winzige Faltung, die nur auffiel, wenn man sich, wie der Schulrat und sein Sohn, für das Gesicht interessierte.

Der Rechtsanwalt äußerte tiefsinnig: „Das sind so Sachen!“ Womit er augenscheinlich einen Zustand des Behagens ausdrückte.

Frau Roselieb kam herein und brachte den Tee. Wenn die jungen Leute da waren, hatte ihr Blick niemals das Schwimmende, sondern etwas ausgesprochen Sachliches.

„Papa, du mußt mir das nicht übelnehmen,“ meinte der Rechtsanwalt, „aber Tee kann Frau Roselieb nicht machen.“

„Du trinkst ihn zu stark,“ entgegnete sein Vater. „Lilly sollte dir das abgewöhnen und die verfluchten Zigaretten auch.“

„Sie raucht selbst,“ warf der Rechtsanwalt ein, „und der Tee ist nicht nur zu schwach, er ist ohne Liebe gemacht.“

„Das wollt' ich mir ausgebeten haben,“ schob Lilly ein.

Der Rechtsanwalt hatte einen Vortrag über Teebereitung halten wollen, er tat sich auf diese Kunst etwas zugute. Indessen besann er sich anders: „Ohne Seele will ich mal sagen. Dieser Teetisch ist auch ohne Seele gedeckt. Das ganze Zimmer hat keine Seele. Fehlt so jeder persönliche Hauch.“

„Diesmal hast du recht,“ bemerkte seine Gattin. „Ich werde Frau Roselieb anlernen.“

„Lilly, du tust mir leid,“ sagte der Rechtsanwalt milde. „Das Persönliche anlernen?“

Er bekam abermals recht, und zwar von seinem Vater: „Ich muß allerdings auch sagen, wenn die Roselieb ihre Persönlichkeit austobte, das wäre mehr, als ich ertragen könnte. Wir wollen's lassen, wie es ist. Ich habe gar kein Bedürfnis nach der Kultur des Tischdeckens.“

„Das ist es ja eben,“ rief der Rechtsanwalt. „Das ist ja gerade das Unheil, daß du schon kein ästhetisches Bedürfnis mehr hast, kein Verlangen nach der Kultur der Lebensführung. Du führst dein Leben überhaupt nicht, du läßt dich von ihm führen. Der befreite Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts ...“

„Fritz, hör' auf,“ bat der Schulrat. „Warte wenigstens, bis ich den Tee getrunken habe.“

Lilly sagte in ihrer bestimmten Art: „Papa, das ist deiner unwürdig. Übrigens läßt sich gerade beim Tee das Feinste sagen. Was Fritz eben auskramte, war natürlich Quasselei, aber gestalten mußt du dein Leben.“

„In freier Wahl,“ ergänzte der Rechtsanwalt.

Der Schulrat sagte, er möchte lieber nicht, aber damit wurde er nicht gehört. Die beiden beschäftigten sich damit, ihm eine neue Einrichtung anzuschaffen, wobei sie nur darin einig waren, daß er außer dem Ledersessel nichts behalten durfte. Gerade den wäre er gern auf gute Art losgewesen, denn er konnte so wenig mit der Zeit Schritt halten, daß ihn der Koloß an ein Nilpferd erinnerte. Das durfte er aber natürlich nicht sagen.

Ernste Schwierigkeiten verursachten die vielen Büchergestelle mit ihren seidenen Vorhängen, die anzuschaffen waren und gestellt werden sollten. Es war nicht zu vermeiden, daß alle Zimmer neu tapeziert werden mußten. Nun aber stellte sich heraus, daß ein modernes Büfett unmöglich war, die niedrige Zimmerdecke hätte zu sehr darauf gedrückt. Sollte man sich umsonst den Kopf zerbrochen haben? Lilly zerschlug den Knoten: „Papa muß natürlich umziehen. Die Wohnung paßt überhaupt nicht für ihn.“

Diesmal wehrte sich der Schulrat. Das ginge nicht, behauptete er. Auch der Rechtsanwalt fand nach längerem Nachdenken, es ginge nicht. Lilly schob den schwach begründeten Widerspruch mit gelassener Hand beiseite: Er zieht nach Bismarckstraße einundzwanzig, das Haus gehört Röpkes, die werden versetzt.

„Bewahre,“ rief der Rechtsanwalt erregt, „wie kann er zu Röpkes ziehen! Stell dir doch das vor, zu Röpkes!“

Das war leicht zu widerlegen, Röpkes zogen ja fort.

Das erste Stockwerk wurde anderweitig vermietet, der Schulrat zog in das Erdgeschoß. Das fand Lilly fabelhaft chick, es war eine Vorhalle da, wo man Tee trinken konnte. Die Teestunde in der Vorhalle war allein den Umzug wert. Der Rechtsanwalt meinte, sein Vater hätte seit mehr als dreißig Jahren niemand über sich wohnen und würde überhaupt in den neuen Verhältnissen

sein Behagen vermissen. Darauf hatte Lilly gewartet. Behagen! Er sollte kein Behagen finden, Behagen wäre Philistertum, er sollte in Schönheit leben. Dafür bliebe er, was er schon in ihrer Backfischzeit gewesen wäre, ihr Schwarm.

Der Schulrat lächelte; es war diesmal das Lächeln, mit dem wir ein Kind etwas Günstiges von uns sagen hören. Man nimmt das nicht ernsthaft, natürlich nicht. Am Ende konnte sich der Schulrat aber nicht enthalten, die Frage zu tun: „Bin ich wirklich einmal dein Schwarm gewesen?"

Über Lillys Nasenwurzeln erschien die Falte, schwand aber vor den Bildern des Erinnerns. Sie lächelte träumerisch in sich hinein und antwortete: „Wir sind uns jeden Morgen begegnet. Du weißt das natürlich nicht. Du streiftest mich meist mit einem Blick, der etwas Abwesendes hatte. Das hat mir immer mächtig imponiert. ‚Der lebt in einer höheren Welt,' dachte ich, ‚der sieht dich unbedeutendes Geschöpf überhaupt nicht.' Manchmal dachte ich darüber nach, in was für Gedanken du versunken sein könntest. Dabei wurde mir immer ganz andächtig."

Der Schulrat sagte ritterlich: „Du hättest dich gewundert, wie einfach die Gedanken waren. Meist dachte ich, da ist ja das hübsche Ding mit den großen, sprechenden Augen wieder."

„Wahrhaftig?" rief Lilly strahlend. „Herr Gott, wenn ich das geahnt hätte! Wenn ich nur das geahnt hätte, daß ich einmal deine Schwiegertochter sein und du zu dir sagen würde! Ich glaube, ich wäre wunschlos glücklich gewesen."

Der Schulrat erwiderte mit einem Lächeln: „Und nun ist dieser Traum Wirklichkeit, und es ist nichts daran?"

Die Stirnfalte kam wieder, verschwand aber spurlos in einem grenzenlosen Erstaunen. Der Rechtsanwalt bemerkte nämlich: „Hier gibt es nur eins, Papa muß heiraten!"

Der Schulrat schwieg. Er lächelte nicht mehr. Lilly schwieg auch. Das war ein dramatisches Schweigen. Nicht das Schweigen jemandes, der nichts vorzubringen hat, sondern das Gegenteil, ein Schweigen des Überschwanges. Die Erwiderungen auf die unerhörte Herausforderung ihres Gatten überstürzten sich, die kräftigste wurde immer gleich von einer kräftigeren überholt, und am Ende kam nichts heraus als eine Handbewegung, ein leichtes, graziöses Tippen an die eigene Stirn.

Der Rechtsanwalt ergriff die Gelegenheit, sich als überlegenen Weltmann zu erweisen. Er sagte in einem angenehmen Plaudertone: „Warum soll Papa nicht heiraten? In seinen zweiundsechzig Jahren wird kein moderner Mensch ein Hindernis finden. Du bemerktest vorhin sehr treffend, daß man diese Dinge heute geistiger auffaßt."

„Fritz, das ist unvornehm," rief Lilly heftig.

„Meta Gernreich hat einen Mann von fünfundsechzig geheiratet," sagte der Rechtsanwalt.

Lilly hielt sich die Ohren zu.

„Oder noch älter," fuhr er fort.

„Gott sei Dank, ich höre nichts," sagte Lilly.

„Leben fabelhaft glücklich."

Lilly sagte vor sich hin: „Was mag er für Unsinn auskramen!"

Er zog die Schulter sehr in die Höhe: „Ja wenn du deine eigenen Worte für Unsinn erklärst!"

Gleich nahm sie die Hände von den Ohren. „Das ist ganz was andres. Meta Gernreich ist sehr eigenartig."

Der Rechtsanwalt fragte in einem Tone der Entrüstung: „Soll Papa vielleicht ein Dutzendweib heiraten?"

„Er soll überhaupt nicht heiraten," erklärte Lilly. „Warum nicht? Ja du lieber Gott, warum nicht! Weil er mein Schwarm ist, darum!"

„Das ist ja recht nett," meinte der Rechtsanwalt. „Das treibende Motiv ist also Eifersucht."

„Fritz, du wirst geschmacklos!"

„Soll ich Geschmack daran finden, daß meine Gattin auf meines Vaters künftige Gattin eifersüchtig ist?"

„Fritz, ich habe dich immer noch überschätzt. Papa soll nicht heiraten, weil er als junger Ehemann keine gute Figur machen würde. Begreifst du das?"

„Nein," antwortete Fritz.

Lilly seufzte und sah ihren Schwiegervater an, mit der stummen Frage, wie man sich einem solchen Menschen verständlich machen sollte. Der Schulrat schwieg.

„Fritz," sagte Lilly sanft, „ich predige dir Tag für Tag, du mußt mehr geistige Interessen haben. Wenn du deinen Nietzsche im Kopfe hättest, kämst du nicht immer wieder mit deinem blamablen Behagen."

„Das ist ganz was andres," entgegnete Fritz. „Papa muß gerade mehr Behagen haben. Was ihm fehlt, ist ein gewisses Gleichgewicht der Kräfte. Will er ein Leben in freier Wahl gestalten, so muß er heiraten."

„Schenk' ihm doch lieber gleich einen Schlafrock," sagte Lilly bitter.

Der Rechtsanwalt stutzte und erwiderte mit einer gewissen Verschlossenheit: „Vom Schlafrock habe ich nichts gesagt."

„Heiraten wäre für Papa sogar das Allerunbehaglichste," erklärte Lilly. „Er hat sich an Frau Roselieb gewöhnt."

„Dann heiratet er eben Frau Roselieb," entschied der Rechtsanwalt.

Lilly rief in heller Entrüstung: „Fritz, ich verbitte mir das! Papa und Frau Roselieb! Er mag sie überhaupt nicht leiden."

„Ich denke, er hat sich an sie gewöhnt?"

Lilly sagte kurz und streng: „Er soll nicht heiraten. Punktum."

Dem Rechtsanwalt fiel etwas ein: „Goethe hat seine Haushälterin geheiratet und hat sich mit fünfundsechzig noch verheiraten wollen."

Lilly bog sich zu ihrem Gatten hinüber, so daß ihr Gesicht ihm ziemlich nahe war, und sagte mit einer bewunderungswürdigen Zungenfertigkeit: „Er soll nicht er soll nicht er soll nicht er soll nicht er soll nicht er soll nicht er soll nicht er soll nicht er soll nicht er soll nicht er soll nicht er soll nicht er soll nicht er soll nicht — Bah!"

Der Rechtsanwalt wartete, bis sie fertig war, und sagte gelassen: „Mein Vater soll und wird heiraten." Lillys Redekünste waren für den Augenblick erschöpft, sie verkündete ihre Gedanken durch eine um so ausdrucksvollere Gebärdensprache.

Der Schulrat benutzte die kleine Pause zu der Bemerkung: „Wenn ich mich nun vielleicht auch mal zu der Sache äußern darf, ich möchte mit dem Heiraten warten, bis ich mich in Frau Roselieb oder sonst jemand verlieben werde."

Lilly klatschte in einer aufreizenden Art in die Hände.

Der Rechtsanwalt hauchte schmerzlich: „Lilly, schon' meine Nerven! Du wirst wohl zugeben, daß du ohnehin einigermaßen aus der Rolle gefallen bist mit deinem ‚Er soll nicht — Bah!'"

Lilly sagte reumütig: „Was soll man denn machen? Du läßt einen ja nie zu Worte kommen!"

Als die beiden gegangen waren, dachte der Schulrat in dem Ledersessel, den er nicht leiden mochte, über die Frage nach, welche Erfahrungen wohl Goethe zu dem Worte Anlaß gegeben hätten:

Am Ende hängen wir doch ab
Von Kreaturen, die wir machten.

⌘ ⌘ ⌘

Auch der Schulrat war ein Mensch mit seinem Widerspruch. Der Sonntagnachmittag war ihm, abgesehen, versteht sich, von der kurzen Unterbrechung der Teestunde, eine verdrießliche Zeitspanne, und am Montagnachmittag fand er ihn so köstlich wie der faulste seiner Quartaner.

Es lag in der Luft. Er hatte zu büßen, was andre gesündigt hatten. Die Menschen waren zum Teil übernächtig und durchweg unlustig. Ein schweliger Dunst des Mißbehagens erfüllte die Luft. Man atmete Faulheit.

Dazu gab es meist Verwaltungsgeschäfte zu erledigen, an denen der Schulrat seine Last hatte, während sein Sohn sie wahrscheinlich im Handumdrehen abgetan hätte, und zwar besser, knapper und übersichtlicher.

Der Junge war doch in jeder Hinsicht zu beneiden. An die Früchte seiner eigenen Lebensarbeit mochte der Schulrat nicht denken. Wenn er seinen Schülern im spätern Leben wieder begegnete, wandelte ihn allzu oft die entsetzliche Versuchung an, in das Lager derer überzugehen, die das humanistische Gymnasium für eine unnütze Einrichtung erklärten.

Der Junge arbeitete mit rascher Wirkung, in Lebensfluten, im Tatensturm ... Und verdiente ein Heidengeld.

Was dachten die beiden sich mit ihren guten Ratschlägen?

Wenn er umzog, konnte er nur gleich heiraten, das war dann ein Abmachen.

Mit zweiundsechzig Jahren Kinder in die Welt setzen, die nachher die Mutter mit der Witwen- und Waisenpension aufziehen mußte!

Eine Geldheirat? Das mußte eine nette Schachtel sein, die Geld hatte und einen Mann von zweiundsechzig heiratete!

Der Schulrat arbeitete fieberhaft in seinen Akten. Er war auf der Flucht vor dem erniedrigenden Gefühle Neid, noch dazu auf den eigenen Sohn. —

Es klingelte. Jemand gab etwas ab und ging. Der Schulrat achtete nicht darauf, es war wohl etwas für den Haushalt.

Da pochte Frau Roselieb an. Eine Pappschachtel, offenbar vom Schneider. Irgend etwas, das ausgebessert war.

„Hängen Sie's doch in den Kleiderschrank," sagte der Schulrat. „Was soll ich denn jetzt damit?"

„Von Gottfried Meyer & Co.," erwiderte Frau Roselieb, und gab ihm einen Brief. „Soll ich aufschneiden?"

„Warten Sie!"

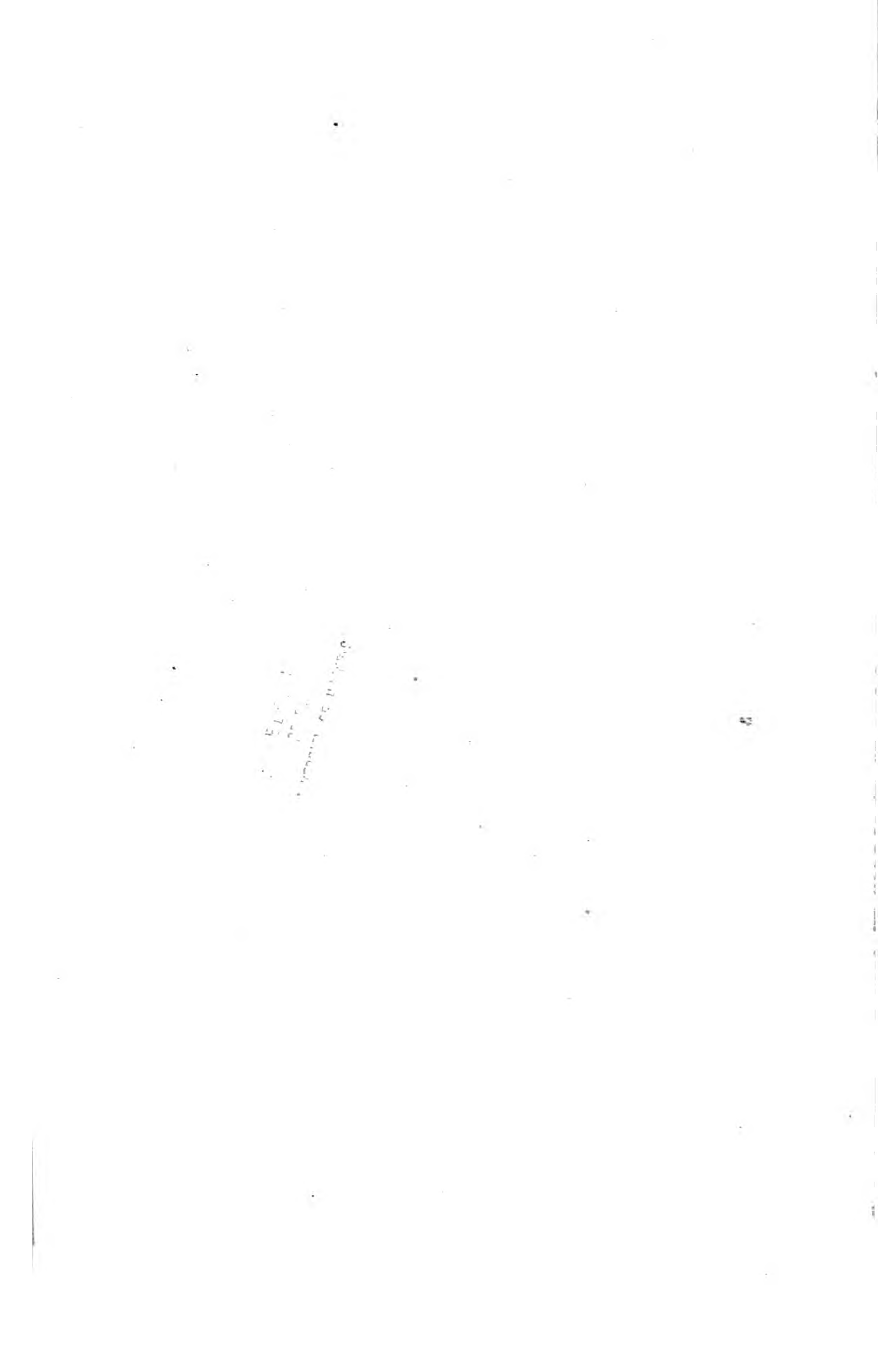
Gottfried Meyer & Co. war nicht der Lieferant des Schulrates.

Er las: ‚Im Auftrage des Herrn Rechtsanwaltes Dr. Wille. Stets mit Vorliebe zu Ihren Diensten. pp.'

Sein Erstaunen war durchaus nicht unangenehm. Einen neuen Überzieher konnte er gebrauchen, und der Junge konnte sich das Geschenk leisten. Der schämte sich wohl

Der Jäger. Gemälde von Prof. Ludwig von Herterich

(In der diesjährigen Kunstausstellung zu Darmstadt)



ein bißchen ... „Was ist denn das?“ fragte der Schulrat unwillkürlich.

Frau Roseliebs Augen schwammen wie noch nie. Sie hob das Kleidungsstück in die Höhe und sah es mit einer Zärtlichkeit an, die ans Mütterliche grenzte.

Es war ein Schlafrock.

Dem Schulrat stieg eine Röte ins Gesicht, wie es ihm geschah, wenn er wahrnahm, daß ihm die schlechten Elemente seiner Oberprima einen Streich gespielt hatten. Allein er bewahrte auch hier, wie vor der Oberprima, seine Würde.

„Das ist ein Mißverständnis,“ sagte er gelassen. „Packen Sie das Ding wieder ein und bringen Sie es wieder zu Gottfried Meyer & Co. Vorsichtig, wenn ich bitten darf, ich will es keinesfalls behalten.“

Infolge einer verborgenen Vorrichtung zog sich die Feuchtigkeit, die sich in den Augenhöhlen der Frau Roselieb gesammelt hatte, irgendwohin zurück. Die Augäpfel wurden trocken gelegt, verloren ihre Beweglichkeit und sahen wie Glaskugeln aus.

Der Schulrat wandte sich von dem allerdings wissenschaftlich, aber nicht ästhetisch fesselnden Schauspiel ab.

„Herr Schulrat, versündigen Sie sich nicht,“ stieß Frau Roselieb heraus.

Der Vorgang wurde aus einem nur physisch zu einem psychologisch bedeutenden. Der Schulrat sah Frau Roselieb wieder an, um vielleicht in ihren Gesichtszügen einen Schlüssel zu den merkwürdigen Vorgängen ihres Gehirnes zu finden. Es war umsonst. Er beschloß, nach der sokratischen Methode zu verfahren, obwohl sie nicht so recht paßte, und sagte milde: „Was verstehen Sie unter Sünde, Frau Roselieb?“

Wenn man ein Geschöpf in eine Lage treibt, wo es weder zurück noch zur Seite ausweichen kann, muß man darauf gefaßt sein, daß es gegen den Treibenden anspringt.

Frau Roselieb nahm langsam die Pappschachtel vom Boden, richtete sich langsam wieder auf und brach plötzlich los: „Un das will ich 'n Herrn Schulrat man sagen, un wenn mich Herr Schulrat bei Nacht und Nebel auf de Straße jagt, in die Jahre, wo der Mensch 'n Schlafrock anzieht, is Herr Schulrat nu schon lange!“

Sie sah den Schlafrock noch einmal an, und zwar hatte die geheimnisvolle Vorrichtung ihre Augäpfel wieder in Fluten eingebettet, und ging hinaus.

Es war dem Schulrat, als habe sie vor sich hin gesagt: ‚Der arme, unschuldige Schlafrock!‘ Er konnte sich geirrt haben, es kam auch nicht viel darauf an.

„Irrsinnig, wahrscheinlich unheilbar,“ sagte er unwillkürlich laut.

Nun saß er wieder am Schreibtisch. Es geschah ihm, was ihm sonst nie geschah: er legte die Feder hin und verlor sich in Gedanken.

Wo hatte er doch das gelesen, diesen abgeschmackten Einfall, wir wären möglicherweise alle verrückt, und die sogenannten Verrückten hätten recht ...

Der Schulrat mochte nicht mehr am Schreibtische sitzen. Er zog den Überzieher an und sagte Frau Roselieb, er ginge zum Rebstock, würde aber zum Essen wieder da sein.

Draußen sah er zufällig, daß gerade Vollmond war. Es trieb nur leichtes Gewölk am Himmel, man konnte gewiß draußen auf den Feldern beinahe lesen.

‚Was ist das für eine Unnatur,‘ dachte er, ‚daß man das kaum noch kennt!‘

Gleich entschloß er sich zu einem Gang in die Felder. Lust hatte er durchaus nicht, aber das durfte keine Rolle spielen.

Der Entschluß wurde belohnt, es war hübsch da draußen. Gern ließ er den Zauber des Mondlichtes und der nächtlichen Einsamkeit auf sich wirken. Er fühlte sogar etwas von dem lang entwöhnten Drange — ja, wonach?

Vor vierzig Jahren hätte er wahrscheinlich gedichtet. Heute stand ihm das nicht mehr an.

Dieser ganze Spaziergang im Mondschein hatte überhaupt etwas, worüber andre Leute, und das vielleicht mit Recht, lächeln würden. Man durfte niemand etwas davon erzählen.

Zum Rebstock hatte er aber doch die Lust verloren, er ging nach Hause ...

Ach, wenn in unsrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt ...

Zweiundsechzig Jahre und faustische Stimmungen?

Der Schulrat ließ sich das Abendessen gut schmecken und leistete sich eine halbe Flasche Rotwein. Das half gegen allzu jugendliche Anwandlungen. Er setzte sich mit einer guten Zigarre an den Schreibtisch. Seine Aufgabe war leider nicht, das heilige Original ins Deutsche zu übersetzen, sondern die trockenen und, wenn man aufrichtig sein wollte, recht geistlosen Verwaltungsgeschäfte zu erledigen. Indessen ging es ihm leichter von der Hand als vorhin, er war bald fertig. Nun konnte er auch in einem guten Buche lesen. Als er aufstand, war wieder das widrige Frösteln da, das ihn jetzt oft überkam; wohl die Visitenkarte des Alters. Die Uhr war halb zehn. Es ging niemand etwas an, wenn er in die Federn kroch. Oder in den Schlafrock ...

Er schrak zusammen, griff unwillkürlich mit einer Art von Reflexbewegung zu seinem Kant und setzte sich mit ihm nicht in den Ledersessel, sondern an den Schreibtisch. —

Am nächsten Morgen fiel ihm ein, daß er in der Nacht einem schrecklichen Kampfe zugesehen hatte. Bald besann er sich, daß zwei Weiber gegeneinander gewütet hatten, und endlich wußte er, daß es Frau Roselieb und seine Schwiegertochter gewesen waren. Irgendeine Rolle hatte der Schlafrock dabei gespielt. —

Gegen Abend kam der Rechtsanwalt, bewußt, munter und zutraulich, in Wahrheit also gedrückt von den Vorwürfen des Gewissens. Das wurde nicht besser, sondern schlimmer, als er auch in dem Wesen des Vaters eine gewisse Unsicherheit spürte.

Frau Roselieb erklärte auf Befragen, sie habe den Schlafrock noch nicht hinüber gebracht. Nun sollte der Schulrat ihn wenigstens anprobieren. Er wehrte sich, aber es war keine rechte Kraft in seiner Abwehr.

Der Rechtsanwalt hielt den Schlafrock, der Schulrat fuhr mit einer gewissen Desperation in die Ärmel. Frau Roselieb stand im Hintergrunde.

„Famos!" rief der Rechtsanwalt. „Geradezu schneidig! Sieh doch nur!"

Der Schulrat wurde vor den Spiegel geführt. Da stand ein fremder Mensch. Ein geckenhafter Greis, altmodisch, weichlich, widerwärtig. Im Hintergrunde sah man eine Frauensperson mit schwimmenden Augen und gefalteten Händen.

„Frau Roselieb," sagte der Schulrat freundlich, „Sie sind wohl so gut, uns eine Tasse Tee zu machen!"

Als sie draußen war, zog er den Schlafrock aus und legte ihn sorgfältig auf den Ledersessel.

„Papa, das ist nicht hübsch von dir," sagte der Rechtsanwalt.

Der Schulrat behielt eine Reihe von Bemerkungen, die er hatte machen wollen, für sich und sagte nur: „Übrigens ist er zu weit."

Der Rechtsanwalt gab dahingegen seinem Erstaunen Ausdruck, daß der Schlafrock sitze, als ob er auf Maß gearbeitet wäre. Ein wenig reichlich müßte der allgemeine Eindruck sein, das sei gerade die Feinheit, es sei die Schönheit des Zweckmäßigen.

Am Ende behauptete der Rechtsanwalt, es fehlte noch zweierlei, um dem Bilde behaglicher Würde — otium cum dignitate, sagte er zum Ärger des Schulrates — die letzten Pinselstriche zu geben, die es erst zu einem ästhetisch befriedigenden machen würden: Der Schulrat müßte ein schwarzseidenes Käppchen aufsetzen und Pantoffeln anziehen.

Dem lag die Frage auf der Zunge, ob sein Sohn den Verstand verloren hätte. Allein die kräftige Wallung fiel gleich wieder in sich zusammen. Er sagte nur einigermaßen mißlaunig, er hätte keine Seidenmütze und würde außer beim Aus- und Anziehen niemals Pantoffeln tragen.

Der Rechtsanwalt ließ das und den ganzen Streit für jetzt auf sich beruhen. Beim Weggehen maß er draußen mit Frau Roseliebs Beistand seines Vaters innere Hutweite.

„Ich glaube, mein Vater hat uns beobachtet," sagte er.

Frau Roselieb hatte nichts davon wahrgenommen und hielt es nicht für möglich.

„Doch," sagte der Rechtsanwalt, „ich kenne das von früher."

Unterwegs fiel ihm aufs Herz, daß dies wirklich so gewesen war wie vor Jahren, nur daß er diesmal eine viel kläglichere Rolle gespielt hatte. Damals waren es jene verwegenen Unternehmungen gewesen, deren man sich immer gern erinnert. Diesmal hatte die ganze Sache — man konnte es sich hier auf der Straße ja wohl gestehen — etwas Untergeordnetes. Man mußte sie aufgeben. —

Lilly verlangte, daß er sich mit dem Essen beeile, der Vortrag, zu dem sie Karten genommen habe, würde pünktlich beginnen. Sie ließ ihm keine Ruhe und kam ihm wie eine Suffragette vor.

Endlich sagte er: „Geh doch allein, wenn dir soviel an dem Getratsch liegt. Ich habe keine Lust, hungrig zu bleiben, und es paßt mir nicht, mein Essen hereinzuschlingen wie ein Raubtier."

„Wenn dir mehr am Essen liegt," meinte Lilly, „mir liegt mehr an geistigen Genüssen. Viel Vergnügen!"

Da sprang er wütend auf, stopfte sich ein hart gekochtes Ei in den Schlund, stürzte eine Tasse Tee hinunter und ging mit.

Unterwegs redete er vor sich hin. Er nannte diese Gier nach Konzerten, Vorträgen, Theater ein Gemisch aus verkappter Sucht nach Vergnügungen, Eitelkeit und Parvenübildungswut. Er seinerseits würde von jetzt an die Abende zu Hause bei guten Büchern zubringen. Man würde ja sehen, ob er auf die Art nicht ein Streckchen weiter käme, als bei den beständigen Zerstreuungen.

„Soll ich dir einen Schlafrock schenken?" fragte Lilly. „Brauchst es nur zu sagen. Ich bitte einfach Papa, daß er mich begleitet."

Der Rechtsanwalt sagte nichts mehr und sah verbissen aus. —

An diesem Sonntagnachmittag saß der Schulrat nicht in dem Ledersessel, er wanderte auf und ab. Zuweilen blieb er vor

dem Spiegel stehen, sah sich zornig und verächtlich an und wandte sich rasch wieder ab. Einmal stampfte er mit dem Fuße auf, aber das wirkte nur noch lächerlicher und tat weh, weil er Pantoffeln anhatte. Außerdem trug er den Schlafrock und ein schwarzseidenes Käppchen. Dies hatte ihm sein Sohn geschickt mit einem sehr aufgeregten und ziemlich verworrenen Briefe. Er hatte erst ein Lachen aufgeschlagen, dann gestutzt und endlich die Stirn in dicke Falten gezogen.

Das waren schwere Tage bis heute gewesen und diese Stunde war die schwerste. Vielleicht würde auch diesmal, wie es häufig vorkommt, gerade das, wovor einem lange gegraut hat, sich in ein Nichts auflösen ...

Es war doch sehr unangenehm. Lilly erschrak, zog die Brauen zusammen, blieb stumm.

Den Schulrat überkam ein Zustand, in dem er seit unvordenklicher Zeit nicht gewesen war: er schämte sich. Das andere mochte hingehen, aber daß er sich zu den Pantoffeln verstanden hatte!

Auch dem Rechtsanwalte war nicht ganz frei zumute. Das zeigte sich in einer gewaltsamen Äußerung der Freude, daß er seinen Vater einmal wieder in dem alten Schlafrock sähe; eine seiner liebsten Kindheitserinnerungen!

Der Schulrat fühlte sich rot werden und war nicht imstande, ein Wort zu sagen. Dahin war er verstrickt! Sein Sohn log, daß sich die Balken bogen, und er, der Schulrat Herbert Wille, log mit. Denn sein Schweigen war unweigerlich ein Mitlügen.

Da kam's. Lilly fragte mit einer dramatischen Betonung: „Dieser Schlafrock?"

„Dieser Schlafrock," log der Rechtsanwalt unbedacht. „Ich könnte ihn mit geschlossenen Augen beschreiben, Zentimeter für Zentimeter. So was vergißt sich nicht. Das heißt, wenn man Sinn dafür hat. Pietät gehört dazu, liebes Kind, Pietät!"

„Deine Kindheit liegt mindestens fünfundzwanzig Jahre zurück," sagte Lilly.

Sie ging zu dem Schulrat, ergriff ein Etwas, das am Schlafrock hing, und sagte gelassen: „Es ist wirklich zu bewundern, wie du deine Sachen schonst, Papa. Fünfundzwanzig Jahre im Gebrauch, und der Preis hängt noch dran!"

Der Rechtsanwalt stürzte zu der elektrischen Klingel. Als Frau Roselieb erschien, schrie er sie an: „Wissen Sie, was Sie sind? Blödsinnig sind Sie!"

Dem Schulrat wäre dies Benehmen sonst peinlich gewesen. Nun hatte er aber ein Gefühl des Beschwingtseins.

„Frau Roselieb," sagte er heiter, „wir haben eine kleine Komödie gespielt, wir drei. Nein, wir vier, denn Sie haben auch Ihre Rolle gespielt. Nun ist die Komödie aus, der Rest ist Schweigen. Den Schlafrock behalten Sie zum Andenken, das heißt zur beliebigen Verwendung. Dafür versprechen Sie mir ewiges Schweigen. Der Rest ist Schweigen, Frau Roselieb!"

Er blickte im Kreise herum, erlebte aber, daß er gerade jetzt, wo er besonders launig zu sein glaubte, gar keine Wirkung erzielte. Es wollte nichts besagen, daß ihn Frau Roselieb anstarrte und die bekannten, trocken gelegten Augen hatte. Aber Lilly wandte sich ab, mit der nicht zu beschreibenden deutlichen Gebärde eines Menschen, der etwas nicht sehen und hören mag.

Wenigstens führte der Rechtsanwalt den Scherz auf seine Art fort: „Frau Roselieb, Sie wollen beachten, Stillschweigen gilt als Zustimmung. Sie haben feierlich gelobt, das Geheimnis zu bewahren. Wenn Sie das Gelöbnis brechen, wenn Sie eine Silbe verraten, auch nur in Gedanken, kommen Sie dermaleinst in die Hölle! Soll ich Ihnen beschreiben, welche Wohngelegenheit der Teufel für Sie ins Auge gefaßt hat?"

Frau Roselieb erwiderte mit einem giftigen Blicke: „Ich denke, ich bin blödsinnig?"

Der Rechtsanwalt rollte die Augen und sagte mit Hochgenuß: „Ich habe nicht behauptet, Sie kämen in die Hölle für die Vernünftigen."

Man sah, daß Frau Roselieb über den Sinn dieser Bemerkung ins klare zu kommen suchte. Als sie offenbar am Ziele war, sagte der Schulrat mit Geistesgegenwart: „Sie werden ja wohl Scherz verstehen, Frau Roselieb? Vernünftige Leute verstehen immer Scherz. Ich kenne Sie seit Jahren als eine vernünftige Frau."

Er mußte sich abwenden, weil er die schwimmenden Augen nicht ertragen konnte, und setzte rasch hinzu: „Nun sind Sie wohl so freundlich und besorgen uns Tee, die Komödie hat uns Durst gemacht."

Als die drei unter sich waren, wußte zunächst niemand etwas zu sagen.

Der Schulrat bedachte, daß sein Verhältnis zu Frau Roselieb ein andres geworden war. Sie hatten ein Geheimnis miteinander und er hatte ihr das mit der vernünftigen Frau gesagt, übrigens wider besseres Wissen. Da er sich nun auch eben im Spiegel sehen mußte, überkam ihn der Zorn und er brach los: „Fritz, ich predige dir seit Jahren, du sollst den starken Tee weglassen und die verfluchten Zigaretten. Ich habe Zigarren zu fünf Reichspfennigen geraucht, jahrelang, damit du deine Jugend genießen konntest,

und jetzt, wo ich meine Freude an dir haben will, da wirst du dummer Bengel mir zum Danke verrückt?"

„Papa, das war hübsch," sagte der Rechtsanwalt erstaunt. „Diese Rede solltest du mir öfter halten. Erspart mir die Reise nach Sylt. Wirkt auf die Nerven wie 'ne Welle, die man sich auf den Rücken klatschen läßt."

„Gut war es," bestätigte Lilly. „Schade, daß du das Kostüm dabei anhattest. Überhaupt, man sollte seinen Schwarm niemals im Schlafrock sehen, auch zum Spaße nicht. Wenn ich nun deine Stirn betrachte — ohne Schmeichelei, du hast 'ne famose Stirn! — dann muß ich immer denken: so hat die Seidenmütze gesessen."

Der Schulrat warf einen Blick in den Spiegel, bat, ihn einen Augenblick zu entschuldigen, und zog sich um. —

Der Rechtsanwalt hatte wieder zu tadeln, daß der Tee zu schwach sei. Nach den tragischen Entladungen löste das eine Heiterkeit aus, die für den Anlaß zu groß war.

Das junge Paar hatte den Schulrat wiederholt gebeten, einmal irgendwo mit ihnen zu Abend zu essen. Nun hatte er Angst vor Frau Roselieb und erklärte sich aus eigenem Antriebe bereit.

Da sich alle drei zu viel von dem Abend versprachen, gab es eine Enttäuschung, die aber natürlich niemand aussprach.

Dem Schulrat fiel es ein, daß er am vorigen Sonntag mit einem Schauder auf die Menschen geblickt hatte, die in die Wirtshäuser liefen, und daß er nun selbst so ein Verblendeter war.

Der Rechtsanwalt bestellte nach Tische heimlich eine Flasche Mouton Rothschild. Dann merkte er, daß es taktlos war, und wollte gutmachen. Wie sich von selbst versteht, kam das Gegenteil heraus; er war wie ein reich Gewordener, der sich gegen einen armen Verwandten zartfühlend erweisen will.

Der Wein war indessen köstlich. Den Schulrat überkam ein Gefühl des Behagens und damit die Lust zu dozieren.

Er berichtete, daß Kant eine gute Tafel zu schätzen gewußt hätte, daß aber nicht etwa Nietzsche, sondern er, Immanuel Kant, das Behagen als den gefährlichsten Feind der Menschheit entlarvt habe. Die Lösung bestehe wohl darin, daß man Dinge wie Mouton Rothschild genießen, sich aber nicht im Genusse verlieren dürfe; wobei man sich freilich wieder manches vortäuschen könnte. Nach seiner, des Schulrates, Ansicht, müßte man übrigens nicht ‚der Menschheit', sondern ‚der Deutschen' sagen. Die Sünden der anderen Völker seien weniger gefährlich für sie selbst als für dritte.

Gleich darauf erwähnte Lilly Nietzsche und das erbärmliche Behagen, als ob sie von alledem kein Wort gehört hätte ...

Der Schulrat wollte zu Hause noch im Kant lesen. Darin sah er ein starkes Mittel gegen das Behagen des Mouton Rothschild, und übrigens war er der Ansicht, daß man den Erstaunlichen nie zu Ende läse.

Frau Roselieb war noch auf. Sie trat aus ihrer Küche.

Es war angenehm warm im Zimmer. Als aber der Schulrat das Licht angedreht hatte, blickte er starr nach dem Ofen. Über einem Stuhl hing der Schlafrock. Daneben wärmten sich die Pantoffeln.

Frau Roselieb war ihm nachgegangen und stand hinter ihm, still, selig, verschämt, ekelhaft. Man mußte sie dies eine Mal hart anlassen, auch um die Angelegenheit des Geheimnisses und der vernünftigen Frau bündig abzutun.

Nun aber geschah das Unfaßbare: Die Abgesandten des Behagens dort am Kachelofen übten eine dämonische Anziehungskraft aus.

... un denn kommen die Erinnerungen ... hatte das Frau Roselieb gesagt?

Der Schulrat fühlte sich weich werden.

‚Zierlich denken und süß Erinnern' ...

Er sah sich im Schlafrock dicht vor dem Ofen, die Füße von den Pantoffeln umschmeichelt, eine lange Pfeife im Munde, denn so kam es unweigerlich, den halbwachen Geist in ein Buch versenkt. Nichts von Kant natürlich.

Matthias Claudius etwa. Alles in allem ein lieber, alter Mann. Ein Bildchen von Spitzweg.

Lilly hatte ihren Schwarm ja nun einmal im Großvaterkostüm gesehen ...

Da raffte sich der Schulrat auf.

Frau Roselieb wurde in gelassenem Herrentone bedeutet, sie möge die Pantoffeln in die Kammer bringen und den Schlafrock, der bereits getroffenen Anordnung entsprechend, morgen in der Frühe zu Gottfried Meyer & Co.

Frau Roselieb sah, daß alles verloren war. Sie ging schweigend mit den gefährlichen Werkzeugen des mannheitertötenden Behagens hinaus. Es war dem Schulrat, als hörte er sie draußen schluchzen. Er dachte an seinen Traum: vae victis!

Der Traum hatte dennoch gelogen. War er, was er war, um eines Frauenzimmers willen, eines jungen Dinges, das von ihm nur lernen konnte?

Er setzte sich an den Schreibtisch, las im Kant, hatte kalte Füße und fühlte sich mit Genugtuung über alle Maßen unbehaglich.



Der Fliegenfänger
Gemälde von Carl Spitzweg



⊠ Zell am See, von Seespitz aus gesehen. Im Hintergrund das Steinerne Meer ⊠

Das Kapruner Tal

Von Eva Gräfin von Baudissin.

Der Kampf gegen Vorurteile ist mir von klein auf zur heiligsten Pflicht gemacht worden. Ich habe mir im Laufe meines Lebens zuweilen erlaubt, diesen Erziehungsgrundsatz anzuzweifeln, denn es gibt eben Dinge, vor denen der gesunde Menschenverstand instinktmäßig warnt; andre allerdings, bei denen man später durchaus nicht versteht, weshalb man sich innerlich gegen sie auflehnte..

„In Zell am See waren Sie immer noch nicht —?"

„Nein," antwortete ich wütend. Denn ich hörte das Ungefragte aus der Frage heraus: ‚Sie — eine sogenannte Hochtouristin — und kennen nicht einmal diese Perle —?!' Es tut mir leid, aber ich habe etwas gegen von aller Welt gepriesene Perlen. Das ist eins der Vorurteile, die man wirklich be-



⊠ Der Zeller See, von Thumersbach aus mit Blick auf die Hohen Tauern ⊠



Schloß und Dorf Kaprun. Im Hintergrunde das Kitzsteinhorn



Der Eingang in das Kapruner Tal. Blick auf das Kitzsteinhorn

kämpfen sollte. Denn soviel Menschen auch über beliebte Straßen wandeln, Berge anschwärmen und Seen andichten: schließlich können sie eine schöne Landschaft ja doch nicht verderben ... „Es muß also mal sein, Zell am See," schlug ich meinem Hochtouristen vor.

„Sie — und Zell am See! Das halten's nimmer aus!"

Ich beeilte mich zu versichern, daß ich den ‚am westlichen Seeufer wirklich reizend gelegenen Markt', wie's im Baedeker heißt, auch durchaus nur als Sprungbrett betrachtet wissen wollte. Beileibe keine Sommerfrische, in der man sich als Deandl oder Bua verkleiden müsse ...

„Das wär' g'fehlt," meinte der Hochtourist auch ruhig. „Auf die richtigen Berg' da herum steigen die feinen Gäste doch nicht; denen ist die Schmittenhöhe schon ein Ereignis ..."

Mir wurde sie auch eins. ‚Zum Kaffeetrinken gehn mer halt 'nauf,' wurde mir gutmütig und herablassend zugestanden, und etwas verdrießlich ist's ja, auf dem drei-



Mauthäuschen

stündigen Weg hinauf, der meistens durch Wald führt, an einer ganzen Reihe von Gasthäusern vorüber zu müssen. Aber oben: ‚Bekämpfe deine Vorurteile!‘ Ich bat der Schmittenhöhe alles ab.

Als wir von diesem Ausflug mit dem Abstecher nach dem Gaisstein (2366 m) zurückkehrten, tat die Behaglichkeit des gutgehaltenen Gasthauses doppelt wohl. Man konnte, wieder im Kahn liegend, die Gebirgsketten studieren, ohne zu große Sehnsucht nach den Gipfeln. Rundherum im Wasser schwimmt es und lacht es; Boote fahren hin und her, nach Thumersbach hinüber oder nach Seespitz. Gasthäuser stehen überall am Seerand, und einen Vorwand, sich erquicken zu müssen, hat ja der Mensch meistens auch. Die kleinen Motorboote rattern dazwischen, und auf den bequemen Promenaden rund um das schimmernde Wasserbecken ruhen sich die Leute von den Anstrengungen des Badelebens aus. Denn es gibt auch sehr elegante Hotels, in denen mehrmaliger Toilettenwechsel am Tage eins der ungeschriebenen, desto strenger befolgten Gesetze ist.

Dann kommt die alte Unruhe: der Kahn wird hart für den Rücken, der See fad, die lauten Menschen unerträglich. Nur der Rundblick bleibt gleich herrlich — aber man möchte doch mehr wissen, tiefer hineinsehen, untertauchen in der Bergwelt. Immer wieder steigen die Blicke, abwägend, von einem Gipfel zum andern — —



In der Sigmund-Thun-Klamm

„Gelt, Sie halten's nimmer aus! Das is auch a Schinderei, mit die Berg' vor die Augen —“

Ich gebe es zu. Es gibt kein Halten mehr.

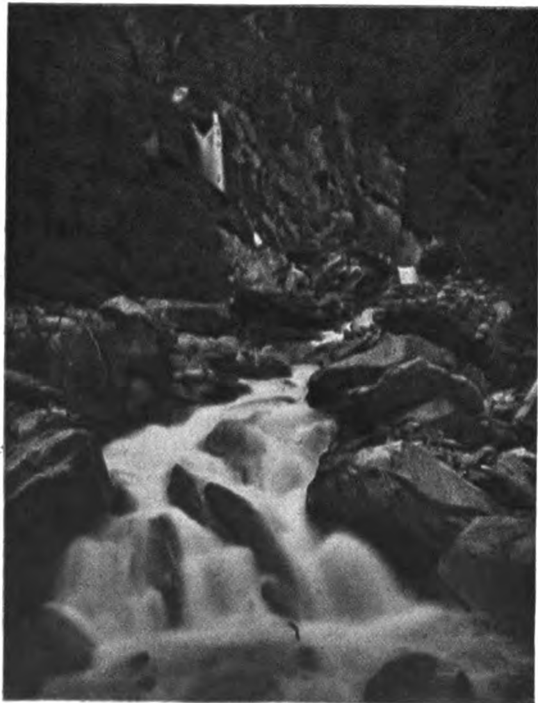
„Also übermorgen —?“

„Nein, morgen.“ Ich sage es mit voller Bestimmtheit.

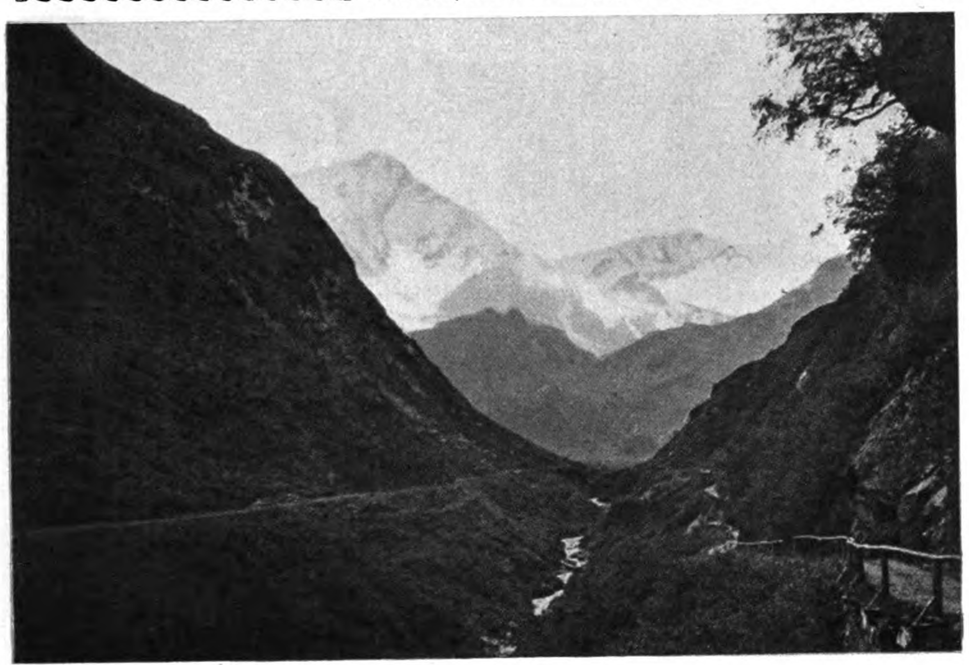
„Und wo hinauf denn?“

Lieber Herrgott, diesmal wird die Wahl wirklich zur Qual! Du hast es fast zu gut gemeint! Da ist kaum einer, auf den man nicht hinauf möchte. So wie die Berge einen ansehen, das kann kein Mensch; ein Zauber der Kraft und der Anziehung liegt in dem stummen Winken, dem niemand widerstehen kann. Deshalb senke ich die Lider: die Rufe sind zu übermächtig, und schlage bescheiden vor, um keinem meiner stillen Freunde wehe zu tun, erstmal drauflos zu wandern, zum Moserboden hinauf natürlich, und dort Laune, Zufall — Herzensdrang entscheiden zu lassen.

Der Hochtourist brummt etwas, das wahrscheinlich so borstig ist wie die Haare seines Zahnbürstenbartes.



Wasserfälle am Weg



Erster Blick auf die Schneeberge

Denn im allgemeinen geht ein ‚ahnständer' Bergsteiger nicht planlos vor. Darum höre ich nicht hin; zuweilen verstehe ich kein Wort Oberbayrisch — und auch ihn besiege ich einmal mit dem triumphierend hingeworfenen: ‚Bekämpfe deine Vorurteile!'

Lebe wohl, liebes Zell am See, ‚am westlichen Seeufer wirklich reizend gelegener Markt', lebe wohl, anmutiges Bruck-Fusch am ‚drüberen' Ufer — sogar in deinem stilvoll wieder hergerichteten Schloß-Fischhorn war ich abschiednehmend und stand noch einmal im Gemeindepark vor der Büste des Präsidenten Riemann, dieses vortrefflichen Mannes, der unendlich viel für die Erschließung des Pinzgauer Tales getan hat, das zu seiner Alpenvereins-Sektion gehörte.

„Überhaupts," berichtet der Hochtourist, als wir am nächsten Morgen auf dem Marktplatz den k. k. Omnibus bestiegen haben, „net zum Glauben is', wie spät daß das Kapruner Tal entdeckt worden is." Und wäh-



Am Wasserfallboden

rend wir gemächlich, neben dem Kutscher auf dem Bock sitzend, über die Mayreinödbrücke rollen, unter der die Salzach ihre Wasser treibt, erfahre ich, daß lange Jahre in dies schönste aller Tauerntäler nur ein unbequemer Almsteig führte. Auch er stieg wohl langsam an der Berglehne aufwärts wie jetzt unsere Straße und schenkte den Blick auf das halbverfallene, romantische Schloß Kaprun, von dem aus sich der Weg zum Dorf gleichen Namens hinunter wieder senkt. Am rechten Ufer der sprudelnden Kapruner Ache aber beginnt nun die großartige Kaiser Franz Joseph-Straße, die erst im Jahre 1895 erbaut wurde und auf der sich's herrlich entlangfährt, immer mit der köstlichen Aussicht auf die Schneeberge, und in großen Windungen am Birkkogel hinan, der hier das Tal absperren möchte. Nach anderthalb Stunden kommt noch eine Extraüberraschung: die Sigmund-Thun-Klamm, benannt nach dem ehemaligen Statthalter von Salzburg und wahrlich ein schöneres Denkmal für ihn als das aus Erz in der Stadt seines Wirkens! Man steigt in die enge Klamm, durch die die eingezwängten Wasser der Ache donnernd brausen, der Gischt spritzt auf der schmalen Weganlage, die an den Felsen entlangführt, als kalter Gruß zu einem hinauf, und etwas durchschauert von dem gewaltigen Eindruck kriecht man froh am andern Ende der Schlucht wieder ans Tageslicht, wo der k. k. Omnibus bereitsteht, um weiterzufahren. Lärchenwälder beschatten die nicht zu steilen Hänge, über andere ziehen sich nur blühende Matten, und dazwischen rauscht und springt es in unermeßlicher Fülle von Quellen oder Wassern, die den Gletschern entstammen. Im Hochtal der Wüstelau stürzt der Grubbachfall in die Tiefe, schließlich umfängt der Ebenwald die Straße von beiden Seiten und gibt nur dann und wann einen Blick auf den lustig gezackten Königsstuhl frei. In großen Kehren windet man sich nochmals in die Höh', an einem tiefen Felsloch, dem Käskeller, vorbei — und endlich liegt das erste Ziel, das Kesselfall-Alpenhaus, mitten im Hochwald vor uns.

Sogar der Hochtourist schmunzelt; denn ‚neumodige' Hotels sind nicht sein Genre. Dieses aber, ganz im Stil des gemütlichen alten Pinzgauer Bauernhauses, von zwei vernünftigen brüderlichen Ingenieuren aus Zell erbaut, paßt wundervoll in die Landschaft; was gewiß viel sagen will: bei dieser Landschaft! Denn gleich neben dem Hause führen steile Treppen in die Schlucht des Kesselfalls hinab, dessen Wasser mit gewaltiger Macht, zu Gischt aufgelöst und von zahllosen, aus den Wänden heraussprudelnden Quellen gespeist, in die unheimliche, dunkle Tiefe stürzen.

Ein gutes Frühstück — immer ein angenehmer Teil des Tagesprogramms — und dann endlich zu Fuß vorwärts!

Anfangs steigt der schmale Fahrweg, nach Fürst Liechtenstein benannt, nachdem er die Ache überquert hat, durch Wald hinan. Hier ist's schattig und das Marschieren bringt ungetrübte Freude. Als dann die Bäume aufhören und man die Kehren mit Eifer überwinden muß, entschädigt bald — am Königsstuhl — die Aussicht auf die Gletscher und rückwärts bis zum Steinernen Meer für heiße Mühe. Aber nun beginnt, gleich an der Limberg-Alm, der köstliche grüne Wasserfallboden, bei dessen fast ebener Überschreitung von der Orgler- zur Rainerhütte Füße und Knie sich ausruhen und das Herz seinen regelmäßigen Schlag zurückgewinnt. Die Wasserfälle der Ache und des Ehmatbaches bringen dazu wohltuende Kühle. Aber einen Grund zum richtigen Ausruhen gesteht der Hochtourist noch nicht zu: was sind denn auch knappe zwei Stunden, net wahr, wenn's auch a bissel heiß ist —?! Und wo man das Schönste noch vor sich hat! „Da haben's schon ganz andere Ding' ausg'halten, mei' Liabe!" — Und ich, die ich stillschweigend vom Wasserfallboden aus keine bestimmte Verabredung getroffen habe: „Du — oder keiner!" beiße die Zähne zusammen und beginne die lange, lange Kehre aufwärts zu wandeln, den letzten Aufstieg zum Moserboden. Einmal muß ich mich setzen, ganz plötzlich; mir wird schwach. Der Hochtourist zahlt seinen üblichen Trost aus: „Noch 'ne halbe Stund'!" Ich kenne diese nach Zeit und Raum gleich unzuverlässige Berechnung, die ungefähr das bedeuten soll, was der letzte Peitschenhieb für ein Rennpferd ist. Ich erhebe mich gehorsam; aber die Selbstzucht reicht nur für ungefähr zwanzig Schritte: dann ist der ‚tote Punkt' da! Ich werfe den Rucksack ab, lege mich mitten in den Weg und schlafe ein. Es ist leider meine einzige Ähnlichkeit mit Napoleon, diese ganz unberechenbare Schwäche, die mich bei Bergpartien unerwartet packt.

Als ich nach zehn Minuten die Augen wieder aufschlage, hockt der Hochtourist ein Endchen von mir auf einem Grasbuckel und sagt gutmütig, mit einem ganz zarten Ton der Verachtung: „Jetzt weiß ich's, was 's war: die Steigeisen! Die Mehrbelastung haben's net vertragen."

Er hat sich wirklich meine Steigeisen genommen und noch an seinen ohnehin nicht leichten Rucksack gehängt. Weil er recht hat, streite ich natürlich dagegen.

„Na, wenn's so weitermachen wie heut, werden Sie's kaum brauchen," wirft er ein.

Da gebe ich nach; denn, wie gesagt, das Stelldichein ist ausgemacht.

Wir wandern weiter, aufwärts, auf schmalem, schattenlosem Weg. Nach meiner Taxe hat das Thermometer eine fast unmögliche Höhe erreicht. Da, endlich! — wir haben durch meinen ‚Anfall' doch gut anderthalb Stunden gebraucht — stehen wir auf der obersten Stufe des ganzen Tales, dem prachtvollen Moserboden. Wir halten still, um das Panorama zu genießen, das ihn in



Wasserfallboden. Links das Wiesbachhorn (3577 m), rechts der Johannisberg (3467 m)



Rückblick über den Wasserfallboden. Im Hintergrund das Steinerne Meer

weitem Kranz umschließt: im Mittelpunkt das imposante Karlinger Kees, das zum Riffltor abstürzt, daran sich anschließend links und rechts lauter Bekannte von Zell her: der Hochtenn und der Fochezkopf, die Bärenköpfe, das Kapruner Törl, der Eiser, das Kitzsteinhorn und unzählige andere. Nun sind sie einem so nahegerückt, wie man sie haben wollte — nun ist man ganz drin im Herzen der Bergwelt! Plötzlich hat man's gar nicht mehr eilig, ins Hotel zu kommen, das doch so einladend vor einem liegt. Das läuft ja nicht weg, auch nicht die dem Hochtouristen sehr wichtig dünkende Mahlzeit — jetzt müssen sich erst mal die Augen satt trinken an all dem Glanz der Firnen und Gletscher.

Bei der Suppe heißt's: „Ja, jetzt sind's



Blick vom Wasserfallboden gegen das Große Wiesbachhorn mit Wiedinger Kees

wieder obenauf! Wie wär's denn mit der Crefelder Hütte, hm?"

Ich schüttle stumm den Kopf. Nein. Mein Plan steht fest. Sobald der Teller ausgelöffelt ist, sage ich: „Gleich nach Tisch laufen wir mal zur Höhenburg hinauf — die halbe Stunde tut sich's noch — und dann wird geschlafen. Und dann noch zum Heinrich Schwaigerhaus hinauf — und morgen früh aufs Wiesbachhorn!"

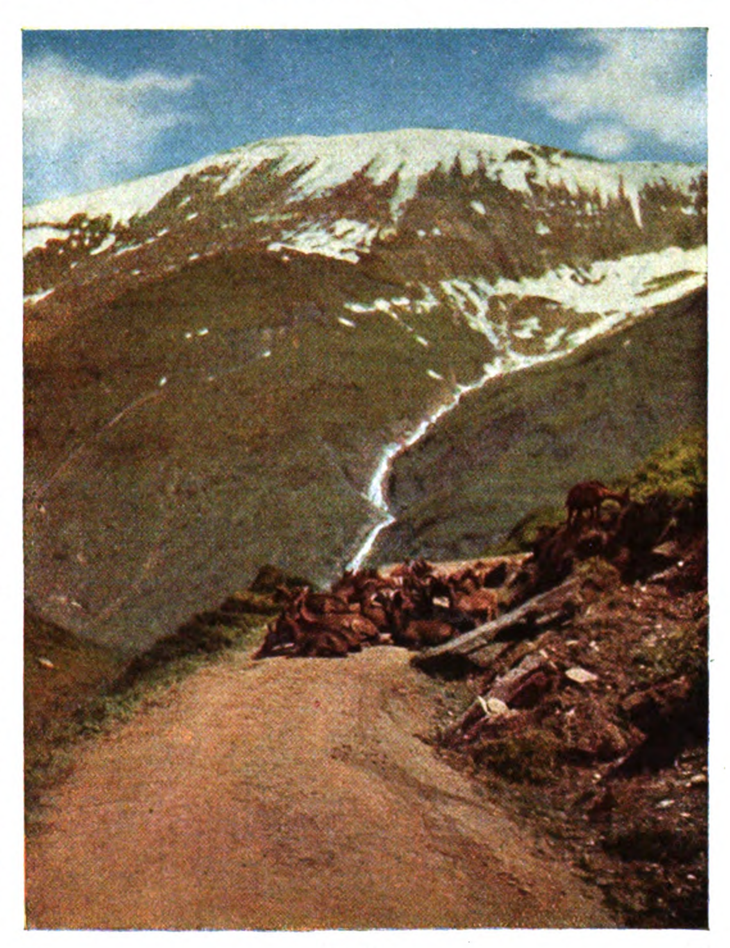
„Davon haben's kein Wort net gered't."

Allerdings nicht. Aber das war ausgemacht zwischen dem Wiesbachhorn und mir.

Der Hochtourist weiß auch, daß sich Bergrufe nicht übertönen lassen, er gibt nach. Engagiert noch geschwind, eh' wir den kleinen Nachmittagsberg machen mit seiner himmlischen Aussicht über den ganzen Moserboden, einen guten Führer. Und darauf ruhen wir in schönen Betten tüchtig aus — und erheben uns gestärkt zu neuer Arbeit. Bis zum Heinrich Schwaigerhaus hinauf, das man vom Hotel Moserboden liegen sieht, sind's noch auf ziemlich steilen Serpentinen gut zweiundeinehalbe Stunde. Aber nun trägt der Führer beide Paare Steigeisen und einiges aus meinem Rucksack. Ihn selbst gebe ich selten her, weil ich eine Stütze an ihm habe. Auch eine der seltsamen Einbildungen einer Frau, wie der Hochtourist meint. Aber jeder muß auf seine Art auf die Gipfel kommen.

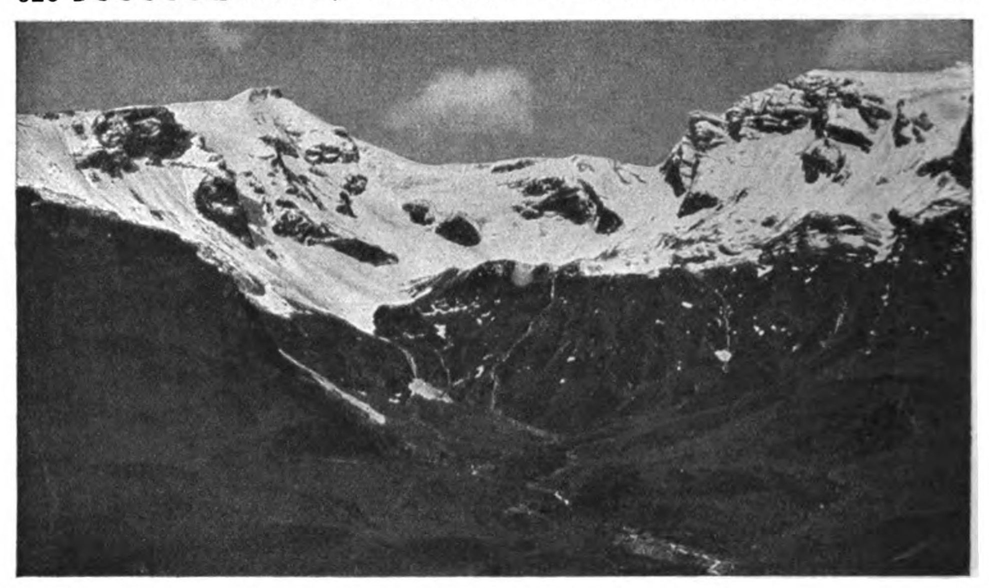
Oben ist es ganz hochtouristisch: die Menschen, die Gespräche, die Pläne — auch die einfache, nette Hütte, die nicht mehr für eine Überzahl von Zeller Badegästen eingerichtet ist; hier herauf kommen nur ernsthafte Touristen. Man sitzt noch lange gemütlich beisammen, denn man braucht ja nicht zu früh aufzubrechen — sind die Schneeverhältnisse nur einigermaßen, so kann man in zweieinhalb bis drei Stunden oben sein. Trotzdem blüht morgens um vier Uhr schon der Handel im kleinen Gastzimmer: Tee, Speck, Eier, Wurst, Sardinen — alles bereitet das ‚Gipfelfrühstück' vor. Und dann geht's nach einer guten Portion Schokolade los — man freut sich aufs Steigen, denn die Nächte in den kalten Hütten, das eiskalte Waschwasser, das mühsame Schnüren der fettigen Bergstiefel mit steifen Fingern — brr! Das sind peinliche, aber nicht zu vermeidende Zugaben.

Um fünf Uhr ist Abmarsch. Zuerst über einigen Felsschutt, den meine Knöchel nicht gern haben. Dann kommt ein Stückchen wirklicher Kletterei, allerdings durch Drahtseile



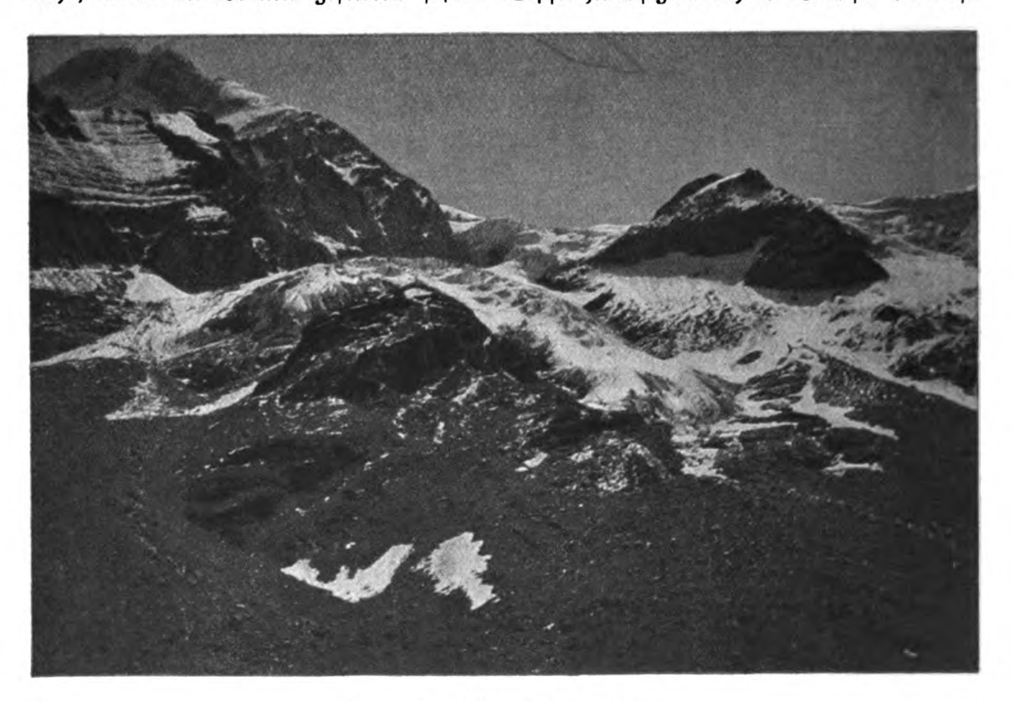
⊠ Bergziegen ⊠

versichert, über den Fochezkopf, der schon eine Höhe von 3159 m hat. Nun Pause, denn die Steigeisen werden angeschnallt, immer ein großer Augenblick. Aber die Schneeverhältnisse scheinen glänzend: Fester Firn, der ein ruhiges Aufsteigen über den sehr schmalen, vereisten Kaindlgrat ermöglicht. Angeseilt ist man, Pickel in der Faust, — der Führer schreitet voraus, um eine Spur anzulegen, die man Stapfe um Stapfe aufnimmt. Links hängt eine große Wächte vom Grat herunter, sie ist „trügerisch

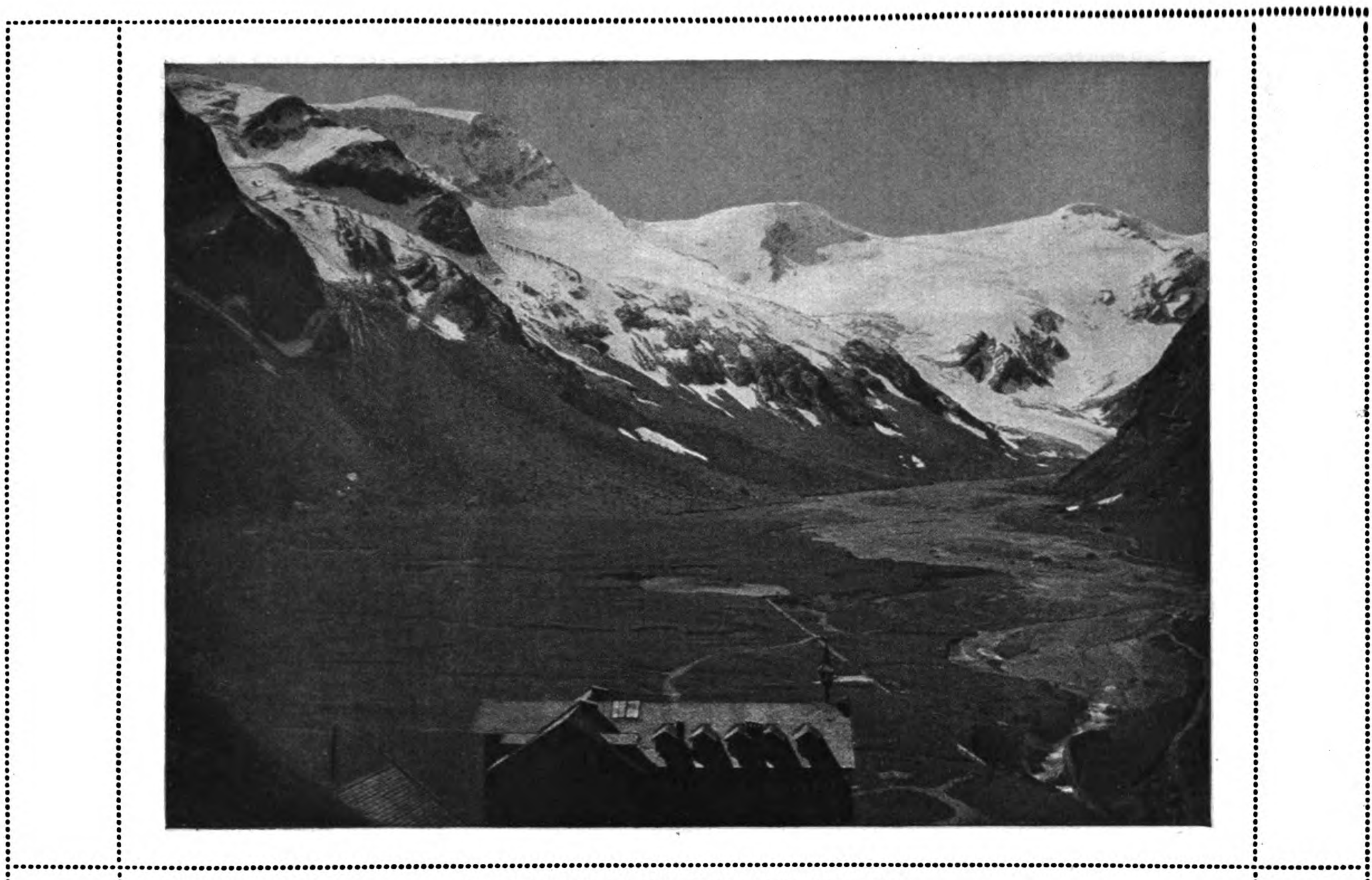


Am letzten Aufstieg zum Moserboden. Grieskogel (3067 m)

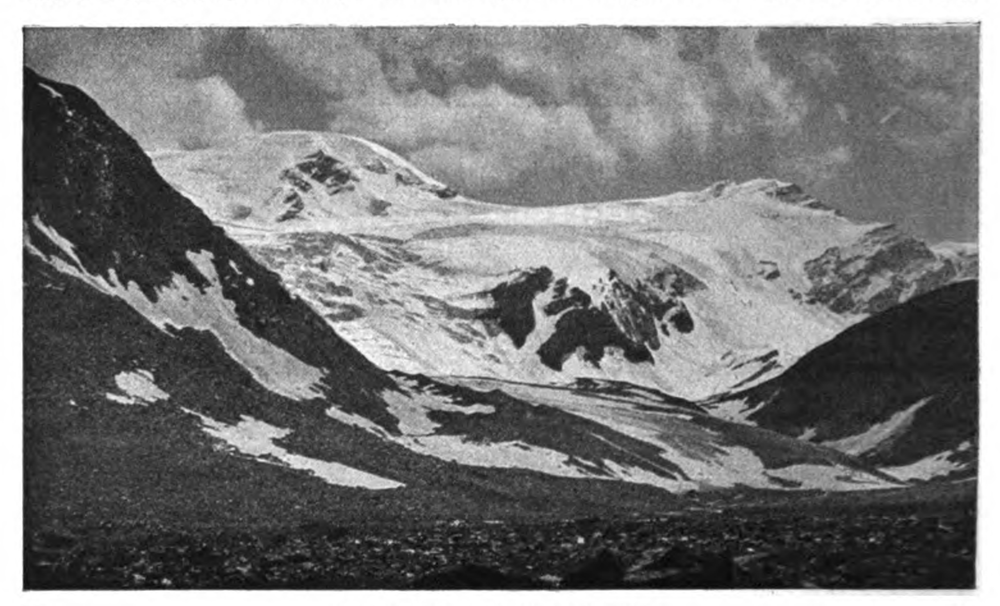
wie Weiberherzen“ — ein unvorsichtiger Schritt und geschehen wär’s! Überhaupt, Leuten, die auf keinem Balkon und keinem Steg am Wasser stehen können, ohne schwindelig zu werden, ist dieser Weg nicht gerade zu raten. Stillstehen und weinen geht auch nicht; denn die Tränen gefrieren sofort. Nach anderthalb Stunden öffnet sich vor uns die Weite der Wielingerscharte — zugleich aber fallen einzelne Flocken, die Luft wird immer eisiger, und ein tüchtiger Schneesturm begleitet uns die anderthalb Stunden, die wir über steilen Firn noch bis zum Gipfel hinauf gebrauchen. Gott sei Dank ist



Absturz des kleinen Bärengletschers



Der Moserboden, von der Höhenburg aus. 2000 m Höhe



Hohe Riffel mit Karlinger Gletscher

der Schneefall aber nicht so dicht, um die bekannte Hand vor Augen nicht zu erlauben. Wir stapfen mühsam aber tapfer vorwärts — und die Ausdauer wird belohnt: dicht vorm Gipfel legt sich der Wind, auch der Schnee gibt den Kampf mit uns auf — und oben wölbt sich plötzlich wieder ein tiefblauer Himmel über uns! Ich würde allen Menschen einmal im Leben solch eine Gipfelstunde gönnen; man ist wunschlos glücklich und trägt sein Herz, frei von Sorgen, der Unendlichkeit entgegen.

„Aber gelt, schön ist's doch," sagt mein Hochtourist und genießt ein Stück vom Johannisberg, von der eleganten Spitze des Großglockners, des kühn geformten Kitzsteinhorns zu jedem Bissen Brot.

Ach — schön! Unsere Sprache ist arm. Es gibt Dinge, die sich nur empfinden, nicht beschreiben lassen.



Hotel Moserboden mit Höhenburg. Im Hintergrunde Hochtenn und Wiesbachhorn

Das Verbrechen am Buch

Von Fedor von Zobeltitz



Jede Leidenschaft kann zum Verbrechen führen, auch die Bücherliebhaberei. Wo die Bibliophilie zur Bibliomanie übergeht, streift sie gewöhnlich nur die Grenzen einer mehr oder weniger harmlosen Narrheit. In Bologna lebte in den sechziger Jahren v. J. der Abkömmling eines alten italienischen Fürstengeschlechts, der ein eifriger Sammler von Aldinen war, den Drucken aus der altberühmten Offizin des Aldus Manutius zu Venedig. Er hatte auch die ganze Reihe dieser zum Teil sehr seltenen Druckwerke so ziemlich beisammen, nur der Erstling der Werkstatt fehlte ihm noch: die griechische Grammatik des Lascaris vom Jahre 1495, und zwar suchte er nach einem jener wenigen Exemplare, die sich durch einen geringfügigen Satzfehler im Titel auszeichneten. Vielleicht gab es davon nur noch ein einziges oder überhaupt gar kein Exemplar mehr, denn Aldus sollte das Blatt sofort durch ein korrektes ersetzt haben, aber der Principe aus Bologna hatte in irgendeiner Geschichte jenes Druckerhauses die Legende des erwähnten Satzfehlers gelesen und durchstöberte infolgedessen alle Antiquariate nach diesem Schatze. Und da das Glück mit ihm war, so entdeckte er eines Tages auch seine unerhörte Seltenheit bei einem kleinen venezianischen Bukinisten zu einem lächerlich niedrigen Preise, da der bisherige Besitzer keine Ahnung von ihrem Werte hatte. Natürlich wäre es nun das Richtige gewesen, unser Sammler hätte sich seinen Schatz gleich einpacken lassen und mit nach Hause genommen. Aber der Zufall, der ihn bis dahin freundlich unterstützt hatte, wandte sich jetzt gegen ihn. Der Nobile hatte noch ein paar Besuche vor und befahl daher, ihm das Buch in sein Gasthaus zu schicken. Es kam auch an, aber merkwürdigerweise fehlte nunmehr die Titelseite, also das Wichtigste, das Beweisstück — das Buch war plötzlich ‚inkomplett' geworden, wie es im Antiquariatsstil heißt. Schäumend vor Wut stürzte der Principe zu dem Bukinisten, wo sich nach vieler Mühe das schreckliche Geschehnis aufklärte. Der Gehilfe, der das Buch forttragen sollte, hatte in der Hast des Einpackens ein Tintenfläschchen umgestoßen, und die schwarze Tunke hatte sich mit Allgewalt über die Titelseite ergossen. Und da hatte der junge Esel in seiner Todesangst die Seite einfach herausgerissen, weil er sich sagte, bei einem so alten Schmöker käme es sicher nicht darauf an, ob ein Blatt fehle oder nicht. Der enttäuschte Sammler aber ging in seinen Gasthof zurück und schoß sich eine Kugel durch den Kopf.

In diesem Falle also hat die Überspannung einer Leidenschaft Selbstmord herbeigeführt. Aber die Bibliomanie kennt wahrhaftig auch Mordtaten aus Sammelwut, und die berühmtesten oder berüchtigsten sind die des Spaniers Don Vincente und des deutschen Magisters Tinius, die E. Bogeng in seinen sehr hübschen ‚Streifzügen eines Bücherfreundes' aneinanderreiht, obwohl die psychologischen Gründe beider Untaten ganz verschiedener Art waren. Don Vincente war Bibliothekar des Klosters Poblet bei Tarragona, mußte im Interventionskriege flüchten und eröffnete um 1830 einen kleinen Buchladen in Barcelona, den er zum Teil aus Werken füllte, die er eigenhändig bei den damals im Schwange stehenden Plünderungen der Klöster geraubt oder aber von den plündernden Soldaten für wenige Peseten angekauft hatte. Obschon ein Mönch, war er also keineswegs ein Heiliger, wohl aber ein ausgesprochener Büchernarr, der sich auch von den Schätzen des eigenen Ladens nicht trennen konnte. (Einen Antiquar, dem es jedesmal unsäglich schwer wurde, eine mühsam beschaffte geliebte Rarität seines Lagers weiter zu verkaufen, habe ich übrigens selbst kennen gelernt; nur war der brave Mann keine Mördernatur, dafür ging er nach jedem glücklichen Verkauf in sein Stammlokal und betrank sich, um seinen Schmerz zu betäuben.) Die Manie des Don Vincente kam an das Tageslicht infolge der Ermordung eines Kollegen, des Altbuchhändlers Augustino Patxot. Der hatte nämlich bei Gelegenheit einer Versteigerung die Furs e ordinacions fetes per los gloriosos reys de Aragon von 1482 erstanden, einen höchst seltenen Wiegendruck, für den er 1334 Peseten gezahlt hatte, während Vincente nur 1320 Peseten bieten konnte, nämlich sein ganzes Vermögen. Ein paar Tage später fand man Patxot in seinem scheinbar ganz unberührten Laden erdolcht vor. Von da ab häuften sich ähnliche Mordtaten in Barcelona; ein deutscher Reisender, ein Landpfarrer, ein Alkalde, ein Staatsbeamter waren gleichfalls erdolcht worden — der Dolch war immer eine spanische Lieblingswaffe. Da man politische Verbrechen vermutete, so fiel der Verdacht auch auf den ehemaligen Mönch; eine Haussuchung wurde bei ihm veranstaltet, und dabei fand man den seinerzeit von Patxot gekauften Wiegendruck, dessen hoher Preis in den Zeitungen genannt worden war und Aufsehen erregt hatte. Über den Besitz des Buchs konnte sich Vincente nicht ausweisen, doch nun geschah etwas Merkwürdiges. Auch die Gelehrtenwelt begann sich für die Sache zu interessieren, und als Vincente hörte,

irgendein bibliographischer Kenner habe festgestellt, daß der erwähnte Druck gar keine so große Seltenheit, jedenfalls kein sogenanntes Unikum sei, da brach er fassungslos zusammen und gestand. Er war seinen Kunden gewöhnlich heimlich gefolgt und hatte sie ermordet, um ihnen die gekauften Bücher wieder abzunehmen, „denn," sagte er, „die Menschen müssen sterben, die Bücher erhalten bleiben." Er wurde zum Tode verurteilt — zweifellos ein Verrückter.

Eine ungleich interessantere Persönlichkeit war jener Magister Tinius, 1809 Pastor in Poserna in Thüringen, der es jahrelang verstand, sich alleinreisenden Leuten zu nähern, sie zu betäuben, zu töten und zu berauben, um seine Mittel für neue Büchererwerbungen zu vergrößern. Er besaß eine Bibliothek von 60000 Bänden und galt für einen sehr gelehrten Mann, war auch beliebt in seiner Gemeinde und erfreute seine Amtskollegen durch die bescheidene Zurückhaltung seines Wesens. Er hat nie ein Geständnis seiner Schuld abgelegt, und selbst der Leipziger Raubmordversuch, der zu seiner Verhaftung führte, konnte ihm nicht nachgewiesen werden. Trotzdem wurde er nach zehnjährigem Untersuchungsgefängnis zu langer Strafe verurteilt, die er auch überstand, um schließlich irgendwo in der Mark als Bettler zu sterben. Die Richter waren sich über seine Schuld einig, obwohl nur nach Indizien geurteilt werden konnte, die allerdings durchaus zu seinen Ungunsten sprachen. Man hat versucht, auch die Verbrechen dieses Mannes auf pathologische Ursachen zurückzuführen; dagegen spricht aber seine erstaunliche Geistigkeit und sein fabelhaftes Gedächtnis, das ihm sogar ermöglichte, in seiner Haftzeit ohne jedwede Hilfsmittel ein hebräisches Wörterbuch abzufassen.

Verbrecher aus Bücherliebhaberei sind natürlich auch die ‚Bibliophilous' — ein hübscher Ausdruck, den Prosper Merimée erfunden haben soll. Bücherdiebe gibt es freilich wie Sand am Meere: harmlosere wie jene Zahllosen, die sich ein Buch auf Nimmerwiedersehen borgen (wogegen man in früheren Tagen den ‚Bücherfluch' erfunden hatte, gewöhnlich ein gereimtes derbes Scherzwort, das man wie ein Exlibris auf dem Innendeckel anzubringen pflegte) — und schon weniger Harmlose, die mit ihren langen Fingern selbst die öffentlichen Bibliotheken nicht verschonen. Einem vor etwa zwanzig Jahren verstorbenen, sehr bekannten Sammler und Literarhistoriker sagte man nach, daß ihm keine Bibliothek mehr ein Buch anvertraue, weil es bei ihm regelmäßig ‚in Verlust' geriet. Ein Meisterdieb auf seinem Gebiete wie der Graf Libri-Carucci della Semoja war er nun allerdings nicht. Dieser italienische Conte, der in Paris eine zweite Heimat gefunden hatte, brachte es fertig, im Laufe einiger Jahre viele Tausende von seltenen Büchern zusammenzustehlen, was ihm um so leichter wurde, als er das Ehrenamt eines Aufsehers über die Bestandsaufnahme der öffentlichen Bibliotheken bekleidete. Er mopste aber nicht nur aus innerer Leidenschaft wie der erwähnte deutsche Gelehrte, sondern er verhökerte seinen Raub auch wieder, nachedm er in oft sehr kunstvoller Weise und mit geübter Hand die Eigentumsvermerke der früheren Besitzer ausgemerzt hatte. Das verstand auch der Abbé Chavin de Malan ausgezeichnet, der hauptsächlich die Bibliothèque St. Geneviève, daneben aber die Pariser Nationalbibliothek und andere große Büchersammlungen zum Felde seiner ergiebigen Tätigkeit erkor. Während Graf Libri auf den Verdacht des Diebstahls hin ausgewiesen wurde und nach London noch Wagenladungen ergaunerter Bücher mitnehmen konnte, die er dort allgemach an den Mann brachte, wurden die Verfehlungen des geistreichen Abbé erst völlig nach seinem Tode entdeckt. Der Buchhändler Demicheles kaufte seinen Nachlaß, aus dem dann eine Anzahl der bekanntesten Pariser Sammler das Beste wieder für sich erwarben, um in ihrem Besitzstand plötzlich sehr heftig durch die Forderungen verschiedener öffentlicher Bibliotheken erschreckt zu werden, die das Recht auf ihr Eigentum geltend machten. Nun hagelte es natürlich Prozesse, zumal Chavin auch die liebenswürdige Gewohnheit hatte, die gestohlenen Bücher gelegentlich freigebig zu verschenken, wie beispielsweise die siebzehnbändige Prachtausgabe des Denis le Chartreux, die er seinem Freunde, dem Abbé Cruice, verehrte, nachdem er auf sämtlichen Bänden sein eigenes Stempel-Exlibris C. C. angebracht hatte. Werke mit diesem Stempel wurden von Pariser Bibliomanen noch lange sehr gesucht, ebenso wie man in Sammlerkreisen sich noch heute darüber freut, ein Buch mit der Namensinschrift des Magisters Tinius in die Hand zu bekommen, dessen Bibliothek am 5. November 1821 in Leipzig versteigert wurde.

Dunkle Pfade führen auch in das Reich der typographischen und literarischen Fälschungen, über die ein Engländer, J. A. Farrer, ein ganzes Werk veröffentlicht hat. Gefälscht wurde eigentlich immer, und zwar schon in einer Zeit, da man Bücher in unserm Sinne noch gar nicht kannte, sondern mit dem Stilus auf Wachstafeln schrieb oder auf Papyrus pinselte oder Schriftzeichen in Ziegelgestein ritzte und wie alle jene Versuche waren, Gedachtes, Erlebtes und Geschautes für die Nachwelt festzuhalten. Nach griechischer Tradition war Fälschung erlaubt, sobald die Kunst des Schreibens für literarische Zwecke gebraucht wurde. Solon fälschte Verse der ‚Ilias' zu politischen Zwecken, Pisistratus die Reden Nestors, und die einst so berühmten Briefe des Tyrannen Phalaris von Agrigent wurden als Machwerk eines Späteren entlarvt, als ein englischer Gelehrter entdeckte, daß ein Mensch des sechsten Jahrhunderts v. Chr. sich unmöglich auf Anspielungen eingelassen haben konnte, die erst einige Jahrhunderte später

Berechtigung gehabt hätten. Ciceronische Werke wurden häufig gefälscht und von den Fragmenten des Petronius, besonders dem ‚Gastmahl des Trimalchio‘, mancherlei Bruchstücke gedruckt, deren Mangel an Echtheit schon aus der Sprache hervorging. Ein in allen Einzelheiten noch unaufgeklärter Betrug lag einem kleinen, 1757 erschienenen Werke zur ‚Geschichte des römischen Britanniens‘ zugrunde, das ein gewisser Charles Julius Bertram, Professor an der Marineakademie in Kopenhagen, nach einer angeblich von ihm aufgefundenen Handschrift eines Mönchs von Westminster aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hatte drucken lassen und das schon um dessentwillen in der gelehrten Welt Aufsehen erregte, weil es mancherlei neue Tatsachen über die Feldzüge von Kaisern und Legaten, die Einnahme von Städten, die Auswanderung nach Irland, den Bau von Wällen und dergleichen mehr berichtete. Trotzdem wurde die Echtheit des Fundes in England stark angezweifelt, zumal niemand das Originalmanuskript gesehen hatte, bis 1845 der deutsche Schriftsteller Karl Wex nachwies, daß die meisten Anführungen aus Tacitus jüngeren Ausgaben desselben entnommen waren, von denen jener Mönch von Westminster noch keine Ahnung gehabt haben konnte. Auch gegen die Latinität des Werks wurden Einwände erhoben, immerhin fanden sich aber auch zahlreiche Verteidiger Bertrams, der als Gelehrter einen ausgezeichneten Ruf genoß und gegen den die heftigsten Angriffe erst nach seinem Tode erhoben wurden. Vielfach glaubt man noch heute, daß es sich in diesem Falle um eine scherzhafte Mystifikation gehandelt habe, an der dann freilich eine ungeheure Fülle von Sachkunde und Wissen nutzlos verschwendet worden ist. Idealere Gründe lagen der Fälschung jener altböhmischen Gedichte zugrunde, die Wenzel Hanka zuerst 1817 unter dem Namen der ‚Königinhofer Handschrift‘ erscheinen ließ und die auch Goethes Aufmerksamkeit erregte; sie wurde ergänzt durch die sogenannte ‚Grünberger Handschrift‘, die nunmehr auch ein tschechischer Gelehrter kaum mehr für etwas anderes als eine Fälschung halten kann.

Zu den genannten beiden Genies der Irreführung, Bertram und Hanka, gesellt sich als dritter der Grieche Constantin Simonides, der in den fünfziger und sechziger Jahren Aufsehen erregte. Er tauchte zuerst in London auf, wo er angeblich eine Anzahl echter Manuskripte als Deckmantel für den Vertrieb gefälschter benutzte, und war 1855 in Leipzig, um dort ein Palimpsest loszuwerden, das er die ägyptische Geschichte des Uranius nannte. Palimpseste sind bekanntlich Pergamente, von denen die ursprüngliche Schrift abgekratzt oder sonst unsichtbar gemacht worden ist, damit man das kostbare Material neu beschreiben konnte; durch chemische Behandlung läßt sich indessen in den meisten Fällen die erste Schrift wieder zum Vorschein bringen. Bei dem von Simonides gefundenen Palimpsest handelte es sich um ein Verzeichnis der ägyptischen Herrscher, die ein gewisser Uranius zur ciceronischen Zeit niedergeschrieben haben sollte. Professor Dindorf in Leipzig wollte das Pergament kaufen und bot es der preußischen Regierung für fünftausend Taler an, die auch zum Abschluß bereit war, bis eine genauere mikroskopische Untersuchung durch die Professoren Lepsius und Tischendorf in diesen die Überzeugung wachrief, daß man eine raffiniert geschickte Fälschung vor sich habe, wobei das Interessante wiederum das war, daß Lepsius den Uranius aus historischen Gründen verdammte, dagegen die paläographischen Bedenken Tischendorfs nicht annahm. 1860 machte Simonides abermals von sich sprechen. Er verkaufte einem reichen Sammler in Liverpool, Josef Mayer, eine ganze Anzahl griechischer Papyri mit Bruchstücken aus den Evangelien und der Genesis und andere Fragmente aus dem ersten und zweiten Jahrhundert, die von maßgebenden Gelehrten als unecht erklärt wurden, obwohl Zweifel darüber aufstiegen, ob Simonides selbst der Fälscher gewesen sei, weil die Papyri in Handschrift und Aussehen durchaus mit zahlreichen anderen übereinstimmten, die in der letzten Zeit entdeckt worden waren. Um so mehr zu ungunsten des Simonides sprach ein anderer Vorfall: nämlich seine Behauptung, er selbst habe 1840 im St. Georgskloster auf dem Berge Athos jenen für die Bibelforschung so wichtigen Codex Sinaiticus geschrieben, den Tischendorf daselbst Jahre später unter merkwürdigen Umständen entdeckt hatte. Der Unsinn, daß ein Gelehrter vom Range Tischendorfs ein Manuskript des neunzehnten Jahrhunderts für ein solches des vierten gehalten haben könne, lag zu klar zutage, um einen Widerspruch aufkommen zu lassen. Simonides soll 1867 in Alexandria gestorben sein. Auch das Wissen dieses seltsamen Menschen war ein erstaunliches; von allen Gestalten auf der Schattenseite der Literatur gehörte er durch seine Kenntnis der Handschriften und seine wunderbare Kalligraphie zu den merkwürdigsten.

Berichte von Reisenden über ferne Länder haben der Schnurre wie dem offensichtlichen Betrug stets reichlichen Stoff geliefert. So wurde auch ein 1704 erschienenes, dann noch verschiedenfach aufgelegtes Werk in englischer Sprache über die Geschichte und Geographie Formosas mit staunender Gläubigkeit aufgenommen. Der Verfasser, der sich Georg Psalmanazar nannte, hatte das Buch dem Bischof Compton von London gewidmet, der sich wie die gesamte Klerisei seiner sehr angenommen hatte, als er von Formosa gekommen war — oder vielmehr gekommen sein wollte. Denn die ganze Geschichte seines Lebens, wie er sie zum Besten gab, war eitel Aufschneiderei. Er war vielmehr ein geborener Franzose und führte sich dadurch in London ein, daß er sich als angeblicher

Heide vom Reverend Innes, einem Feldprediger, ‚belehren‘ ließ und aus Dankbarkeit dafür den Katechismus in das Formosanische übersetzte, d. h. in eine tatsächlich gar nicht existierende Sprache, deren Alphabet und Grammatik er sich selbst und zwar ziemlich scharfsinnig ausgedacht hatte. Nun lebte in London allerdings ein Mann, der Pater Fontenay, der achtzehn Jahre lang Missionar auf Formosa gewesen war und das Werk Psalmanazars für hellen Blödsinn erklärte; aber Psalmanazar antwortete darauf in der zweiten Auflage mit einem wütenden Angriff auf den Jesuitenorden, und da Fontenay Jesuit war und die Gesellschaft Jesu in der englischen Hauptstadt in schlechtem Ansehen stand, so glaubte man dem Aufschneider doch noch mehr als dem Wahrheitskünder. In den gegen Ende seines Lebens erschienenen sehr interessanten Memoiren des Abenteurers erzählt Psalmanazar auch von seinem Betrug, ohne jedoch dafür eine wahrscheinlich klingende psychologische Aufklärung zu geben. Vielleicht trieb ihn eine Welle von Größenwahn zu seinen Lügengebilden, die ihm anfänglich auch von Nutzen waren und die er in dem arbeitsamen Leben späterer Zeit aufrichtig bereute.

Bekannter als der Fall Psalmanazar ist die Chatterton-Tragödie, das Drama des armen sechzehnjährigen Küstersohns Thomas Chatterton, der Dichtungen im Stil, in der Sprache und Ausdrucksweise des fünfzehnten Jahrhunderts schrieb und sie dem berühmten Schriftsteller Horaz Walpole zuschickte mit der Angabe, sein Vater habe die Originale in einer alten Truhe einer Kirche zu Bristol gefunden. Walpole, der durch die Vorrede zu seinem Roman ‚Das Schloß von Otranto‘ seine Leser in ähnlicher Weise hatte irreführen wollen und der auch an die unumstößliche Echtheit der Ossian-Gedichte Macphersons geglaubt hatte, nahm sich anfänglich des jugendlichen Verfassers an, wurde aber stutzig, als kenntnisreiche Gelehrte diese Poesien eines angeblichen Mönches Rowley schlankweg für Fälschungen erklärten. Der Selbstmord des armen Jungen und die nach seinem frühen Tode erfolgte Herausgabe der Rowley-Gedichte veranlaßten eine nochmalige Untersuchung des Falles, der immerhin die Möglichkeit offen ließ, daß Chatterton nach alten Vorbildern gearbeitet haben kann. Aber sei's wie es sei: jedenfalls hat er seinen Mönch aus dem fünfzehnten Jahrhundert mit einer lebensgetreuen Ähnlichkeit ausgestattet, die niemals aufhören wird, die Leser seiner Dichtungen in Erstaunen zu setzen.

Weniger Sympathien kann man einem englischen Gelehrten des achtzehnten Jahrhunderts entgegenbringen, William Lauder, der verschiedenfach, zuletzt in einem 1749 erschienenen Werke, Milton unerhörtester Plagiate in bezug auf sein ‚Verlorenes Paradies‘ beschuldigte. Um seine Auffassung zu beweisen, begnügte er sich nicht nur damit, Ähnlichkeiten aus anderen Dichtungen anzuführen, sondern er schmuggelte in die angeführten Stellen auch Zeilen eigener Fabrikation hinein, sowie solche einer verschollenen lateinischen Übersetzung Miltons, von der er annahm, daß sie überhaupt kaum bekannt geworden sei. Ungleich lustiger ist die Geschichte von dem ‚Livre des Sauvages‘, die Julius Petzhold in seiner Flugschrift ‚Das Buch der Wilden im Lichte französischer Zivilisation‘ höchst unterhaltend nacherzählt. Es handelte sich um eine Bilderhandschrift, die der Abbé Domenech von dem bekannten Pariser Bibliophilen Paul Lacroix bekommen hatte und die er für ein aus dem siebzehnten Jahrhundert stammendes, auf kanadischem Papier geschriebenes Manuskript hielt, das für die Geschichte der französischen Eroberung Kanadas von höchster Wichtigkeit sei. Durch den Minister Fould wurde Napoleon III. veranlaßt, 1860 aus eigenen Mitteln eine prachtvolle Faksimileausgabe der Handschrift herstellen zu lassen, zu der Domenech einen tiefgelehrten Text schrieb und die natürlich auch nach Deutschland kam und hier schallendes Gelächter erregte. Denn dieses ‚Buch der Wilden‘ war nach Tat und Wahrheit nichts anderes als das Schmierheft eines deutschen Schuljungen, also sozusagen eines der köstlichen Tagebücher ‚des kleinen Moritz‘ Oberländers, und die unorthographischen textlichen Andeutungen zu den Karikaturen hatten bei dem Abbé Domenech altkanadische Auslegung gefunden. Der Verleger der Prachtausgabe dieses ‚Manuscrit pictographique américain, précédé d'une notice sur l'Idéographie des Peaux-rouges‘, Gide in Paris, hatte es darauf natürlich eilig, das Werk aus dem Buchhandel zu ziehen, so daß es heute zu den sogenannten Seltenheiten gehört und wohl kaum noch zu haben ist.

Handelt es sich in diesem Falle nur um das Verbrechen einer ungeheuern Dummheit, so streifen die Fälschungen, die man zur Zeit der französischen Revolution unternahm, immerhin bedenklich das Kriminalistische. Vor allem wurde das Andenken der unglücklichen Königin Marie Antoinette unaufhörlich durch schamlose Erfindungen besudelt, so u. a. durch die ‚Mémoires justificativs‘ der Gräfin Lamothe, die 31 angeblich zwischen der Königin und dem Kardinal Rohan gewechselte Liebesbriefe enthielten. Der gemeine Schwindel wurde in dem Pamphlet ‚La Reine dévoilée‘, 1801 in Madame Guénards ‚Mémoires historiques‘, 1864 in der ‚Correspondance inédite de Marie-Antoinette‘ des Grafen Hunolstein und in anderen Schriften fortgesetzt, bis Alfred von Arneth 1866 die echten Briefe der Königin gesammelt herausgab und damit der Geschichte zu ihrem Recht verhalf.

Im Fälschen alter Volkslieder hatte es John Pinkerton besonders weitgebracht, dessen 1781 erschienene Scottish Trajic Ballads der gelehrte Ritson als eine Tat er-

klärte, bei der ‚die Geschicklichkeit eines Taschendiebs mit der Frechheit eines Straßenräubers wetteifert'. Allan Cunningham, der 1809 für den Herausgeber einer Sammlung altschottischer Gesänge solche Balladen dutzendweise selbst fabrizierte, rühmte sich in einem Briefe an seinen Bruder, er könne ‚eine ganze Generalversammlung vor Altertumforschern mit seiner originellen Weise, Balladen zu fälschen, an der Nase herumführen'. Ähnlich so stellten sich die Poesien der Clotilde von Vallon-Chalys, einer angeblichen französischen Dichterin des 15. Jahrhunderts, die Franz Freiherr Gaudy auch sehr hübsch in das Deutsche übertragen hat, als die Fälschungen eines gewissen Charles Vanderbourg heraus, der die Sprache der Zeit zwar ausgezeichnet meisterte, aber nebenbei vor den wildesten Anachronismen nicht zurückschreckte. So erwähnt Clotilde beispielsweise die Monde des Saturn, obwohl der erste derselben erst hundertundvierzig Jahre nach ihrem (natürlich auch nur angeblichen) Tode entdeckt wurde, und verteidigt das kopernikanische System zu einer Zeit, da Kopernikus noch ein nichtsahnender Junge gewesen sein muß.

Walter Scotts Balladen stammen vielfach aus anderen Federn, und seinen berühmtgewordenen Namen benützte man auch als Deckmantel für Romane, an die er nie gedacht hatte. Wenn Willibald Alexis seine Romane ‚Walladmor' und ‚Schloß Avalon' unter Scotts Namen herausbrachte, so war das nur ein Literatenstreich, wie u. a. auch Hauff und Herloßsohn derlei liebten. In Frankreich aber fälschte man Scottsche Romane um der einträglichen Honorare willen. So ließen Callet und Pagnon die Romane ‚Allan Cameron' und ‚Aymé Verd' und Charles David, ein Sohn des Malers, die ‚Pythia des Hochlands' als Werke des schottischen Erzählers erscheinen und sich gut bezahlen. Ob ‚Moredun, eine Erzählung von 1210' wirklich von Scott herrührt oder gleichfalls eine Fälschung ist, blieb unaufgeklärt. Der französische Archivar Saint-Maurice Cabany erhielt das Manuskript nebst einem Briefe Scotts an seinen Freund William Spenser aus dem Nachlaß eines deutschen Kaufmanns, der beides wieder von Spenser als Geschenk erhalten haben wollte. Manuskript und Briefe zeigen die Handschrift Scotts (vielleicht auch nur in genialer Nachahmung), der Roman aber ist ganz im Stile Scotts gehalten und könnte wohl von ihm sein, wenn nicht eine scheinbare Kleinigkeit dagegen spräche: nämlich die Erwähnung einer topographischen Tatsache in Newcastle, die erst nach 1832, dem Todesjahr Scotts, der Erwähnung überhaupt möglich gewesen wäre. Wie Scott, so hat sich die seiner Zeit vielgelesene englische Romanschriftstellerin Anna Radcliffe zahlreiche Fälschungen gefallen lassen müssen, u. a. zwei von Lamothe-Langon, einem sehr gewandten Allesmacher, der sich auch vier Bände Memoiren der Dubarry, acht Bände der Memoiren Richelieus und vier Bände der Memoiren Talleyrands aus den Fingern schrieb. Was überhaupt auf dem Gebiete der Memoirenliteratur gefälscht worden ist, läßt sich gar nicht verzeichnen. Die meisten der vielbändigen Memoirenwerke, die in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts erschienen, sind glatte Erfindungen.

Verbrechen am Buche können auch durch sogenannte Embellierung, Restaurierung, Assemblage und Remboitage, wie die Fachausdrücke lauten, begangen werden, wenn sie zum Zwecke des Betrugs zur Ausführung kommen. Dazu gehört der Ersatz fehlender Blätter durch Faksimilien oder Neudruck, beispielsweise mittels Heliogravüre oder durch das anastatische Verfahren. In der Lipperheideschen Bibliothek sah ich einmal ein altes Spitzenmusterbuch, das Baron Lipperheide in Florenz für 10000 Lire gekauft hatte. Es kam in die Hände des verstorbenen Berliner Antiquars Albert Cohn, der nachwies, daß ein Blatt gefälscht, d. h. ein moderner Neudruck war, der sich an einer unbedeutenden Einzelheit, einer winzigen geknifften Falte, erkennen ließ. Einen ähnlichen hübschen Reinfall berichtet der Bibliophile E. Quentin-Bauchart in seinem Buche A travers les Livres. Er hatte ein eben aufgetauchtes Gebetbuch Karls V. für 20000 Franken erstanden, das in einem prachtvollen Einbande ruhte, der das bekannte Zeichen der Herkulessäulen mit der Inschrift plvs vltra trug; den ganzen Band aber umgab wiederum als schützende Hülle ein altes, mit Sammet gefüttertes Lederfutteral. Unglücklicherweise entdeckte nun eines Tages ein Fachmann, daß man für die Herstellung dieses Etuis eine — Nähmaschine gebraucht hatte, und da diese närrische Tatsache Quentin-Bauchart naturgemäß stutzig machte, so ließ er auch den Einband noch einmal sorgfältig untersuchen und erfuhr, daß er neu war.

Die Lehre von den Giften ist heute eine Wissenschaft. In früheren Zeiten aber gab es auch gedruckte Anweisungen zur Bereitung von Giften, die heimlich vertrieben wurden, und man kann diese Schändlichkeiten vielleicht gleichfalls zu den Verbrechen am Buche rechnen. So erzählt man von der berüchtigten Marquise von Brinvilliers, daß sie ihre lebenvernichtenden Mischungen nach einem alten Giftbuche aus den Zeiten der Borgia hergestellt habe, das sie von einem Italiener namens Exili erhalten hatte. Jules Clarétie legte sich eine Sammlung von Büchern an, die von Verbrechern geschrieben worden waren, und ein Berliner Bibliophile besitzt eine umfangreiche Bibliothek von Werken, die nur über Selbstmord und Selbstmörder handeln. Das geht über das Thema dieser Plauderei hinaus, die nicht zu Ende käme, wollte man zu den Verbrechen am Buche auch alles rechnen, was der Kritik nicht als literarisch gilt.

Alang alang

Von H. Wolfgang Seidel



Noch heute mag es, vertrockneten Blättern gleich, uralte Javanen geben, die sich an den „schlechten Musson" von 1846 erinnern. Durch Monate trieb der Westwind damals öde Regenmeere über die Insel, der Himmel sah aus wie grauer Schlick, und die mit Reis bebauten Terrassen verwandelten sich in Sümpfe. Hinter dem Pfluge wateten die schnaufenden Büffel durch trübes Wellengeriesel, die Schopfreiher trieften, und im ganzen Lande überspülten die Bäche ihre Ufer, bräunliche Fluten ergießend in die Lachen des Regens. Peinvoll drang Insektengezirp und der summende Blutgesang der Mosquiten in das Ohr der Schläfer, die auf ihrem schwülen Lager verkamen. Zuletzt eroberten Pilze das schwammige Brot und überzogen alle Nahrungsmittel mit fahler Farbe, als gälte es ein Opfer für die Todesgöttin. Danach jedoch kam der Übergang und eine Erschaffung des Paradieses, die Menschen und Tiere trunken machte. Java entstieg den Fluten, schwellend von Fruchtbarkeit, aufgrünend gegen einen Himmel aus Saphiren.

Freilich begann nun Batara guru sein Feuerspiel. Er ließ Glutströme regnen, wahllos und mit dem Ungestüm eines Gottes, der für gewöhnlich an Trägheit leidet. Seltsames erzählte man sich von diesem Allerhöchsten auf der Insel. Ein fabelhafter Schmetterling hatte ihn einst aus dem Ei ausgebrütet; danach beschloß er, sich ernsthaft des Weltregimentes anzunehmen, aber da ihn die Menschen allzuoft durch die Schwalbe holen ließen, erklärte er, man solle ihn in Ruhe lassen. Seitdem hatte niemand ihn je erblickt; doch hörte man ihn, wie er auf donnerndem Wagen über den Himmel fuhr, und in der Erntezeit fühlte ihn jeder Halm. Dann blies sein Atem durch die Täler, daß die Samenflocken glühend durcheinanderwirbelten, dann trank er mit lechzender Zunge die Bäche leer und warf strotzende Früchte ins Gras.

Melis Verbrechten segnete Batara guru, obgleich er nicht an ihn glaubte. Er stand am Fenster seines Bambushauses, blickte lächelnd in die grünen Wipfelwolken der Manggabäume und band seinen Gürtel um mit jener Andacht, die er bei allen Geschäften hatte. Er war ein ungeheurer Mann, mehr breit als lang, mit dickem Nacken und einer Muskelkraft, die gelegentlich der Schrecken zitternder Javanen war. Schon sein Großvater war in der Kolonie geboren; man nannte ihn den sechsundvierzigsten Vulkan, und er lachte darüber und fühlte sich geschmeichelt. Als er freilich siebenzig Jahre lang Feuer, Lavaströme und Asche ausgeworfen hatte, war es mit ihm vorbei. Wie es nicht selten ist, war ihm sein Sohn Jan völlig unähnlich. Er ließ die Ländereien durch einen Verwalter bewirtschaften und hauste in Batavia, wo er mit Geographen und Naturforschern umging, dicke Bücher las, die neueste englische Mode aufrechterhielt und sich auch sonst lächerlich benahm. Seinen einzigen Sohn Melis bestimmte er für eine gelehrte Laufbahn; er sandte ihn mit vielen Empfehlungen an die medizinische Fakultät zu Utrecht und ermahnte mehrere alte Damen seiner Verwandtschaft, auf den schmächtigen Jungen ein mütterliches Auge zu werfen. Als jedoch Melis wiederkehrte, war mit Triumphgeschrei der Großvater in ihm auferstanden. Jan Verbrechten hing an der Brust seines Sprößlings wie ein verwehtes Blatt und kam sich alsbald entsetzlich unbeträchtlich vor. Melis überschattete ihn gleich einer Felswand, Melis aß und trank wie ein Häuptling, Melis hetzte auf seinem Pony umher, schoß Tiger und beklopfte in der Zwischenzeit die Leber des Residenten, denn er hatte auch in beruflichen Dingen das Glück der Unverfrorenen. Der Vater sah dem zu, ein wenig stolz, ein wenig beängstigt. Er selber laborierte an einem Herzleiden und litt im Zusammenhang damit viele Ängste. Die ungehemmte Kraft des Sohnes erfüllte sein Gemüt mit Besorgnis; Jan war, wie ihm vorkam, für andere Naturen geschaffen. Blieb es nicht dort die Hauptbeschäftigung aller, still davonzugehen, um ein wenig Schatten zu suchen? Man wußte wohl, warum. Die leisen, klagenden Stimmen der Eingeborenen verkündeten ewige Furcht. Es war nichts Seltenes, daß jemand nicht nach Hause kam, und er war doch nur durch den Dorfwald gegangen. Das einzige, was von seinem Abscheiden Zeugnis gab, war ein unerwarteter Pfauenschrei.

Oft hatte Jan Verbrechten versucht, seinem Sohn die eigentümliche Lage klarzumachen, in der man sich auf der Insel befand. Aber Melis wollte ihn nicht begrei-

fen. Er jubilierte umher und schlug dem gebrechlichen Schöngeist von Batavia auf die Schulter.

„Ich kann's nicht lassen, Vater. Ich bin doch kein Patient wie du. Wenn ich nicht herumtoben kann, dann halte ich es in diesem Lande einfach nicht aus!"

Jan sah seinem Jungen traurig und liebevoll in die Augen, blies ein Stäubchen von seinem Ärmel und begann, mit dem Federmesser eine soeben eingetroffene Schrift aufzuschneiden. Melis drückte sich, leise beunruhigt. Er hatte Grund dazu: acht Tage später begab sich Jan Verbrechten ein wenig in den Schatten — für immer.

All dies war fünfzehn Jahre her. Melis hatte seinen ärztlichen Beruf aufgegeben und die Ländereien der Familie übernommen. Er hatte geheiratet und seine Frau wieder begraben. Er war noch immer der Alte: sorglos, unermüdbar und lebensdurstig. Sein gegenwärtiges Ziel bestand in der Aufhäufung unermeßlichen Reichtums für seine Tochter Hille.

In dieser Morgenstunde nun begann Melis, nachdem er mit der Befestigung seines Gürtels fertig geworden war, ausschreitend das Zimmer zu durchmessen. Dabei hatte er zwei Zuschauer: das Kind, das neugierig in einem Korbstuhl saß und seine achtjährigen Beine lang herabhängen ließ, sowie ein gelbes Geschöpf mit einem Bienenkorbhut. Das Kind spielte auf das vortrefflichste mit sich selbst; es hatte Jasminblüten zwischen seine beweglichen Zehen geklemmt und versuchte nun, diesen Blumenstrauß an die Nase zu führen. Das Geschöpf aber stand demütig in seinem blauen Kittel in der Nähe der Tür und verfolgte mit schiefgestellten Augen den Gebieter. Es war gekommen, als Melis aus dem Fenster nach dem gelben Wurm rief, denn er konnte den klangvollen malaiischen Namen seines Pferdeknechtes nie behalten. Zuweilen hob der Wurm die Hände, ähnlich einer klagenden Witwe, denn das Pferdchen — die Götter seien mit ihm! — hatte etwas am Bein. Zauberei vermutlich, angetan durch jenen verhungerten Bettler, dessen Seele bisher weder durch Bananen noch durch ein Huhn besänftigt worden war. Dieser Zwischenfall war für Verbrechten einigermaßen verdrießlich, denn er beabsichtigte, auszureiten und sich für die Mühsal der letzten Wochen bei Mynheer van Straaten eine Güte anzutun. Er knurrte daher den Javanen heftig an und verstummte, als er sah, wie dieser als einzige Erwiderung seinen Bienenkorb hin und her wiegte. So war es immer mit diesem Volk.

Ein anderer hätte unter diesen Umständen seine Absicht aufgegeben, aber Melis Verbrechten gehörte zu den Leuten, die ihre Schulter nicht umsonst gegen das Rad stemmen. In tropischer Verschwendung hatte ihm die Natur zwei Eigenschaften verliehen, die fast nie zusammen vorkommen: Tatkraft und Phantasie. In diesem Augenblick schmeckte er von Straatens Eisgetränke auf der Zunge und hörte den Gastfreund bitten: nimm diese — wobei es einstweilen unentschieden blieb, ob es sich um eine von Traumgiften vollgesogene Zigarre oder um van Straatens Schwester handelte. Diese Schwester wollte heiraten, ein Wunsch, der, einmal ausgesprochen, wie ein Fieberwölkchen durch Java flog und den Blutumlauf mancher Leute in raschere Bewegung brachte. Melis sah, wenn er an sie dachte, einen Mund von der Farbe des Granatapfels, Lippen, die aus einer unsichtbaren Schale tranken, und seltsam dunkles Haar, das die Schatten eingeflochtener Kenanggablüten über eine zartgeäderte Stirn verstreute. Natürlich war es eine Tollheit, den Weg ohne Begleitung zu unternehmen.

Hille war klein für ihr Alter und sah mit ihrem roten, abstehenden Faltenröckchen und dem blonden, zum Knoten hochgeflochtenen Haar wunderlich genug aus. Man erkannte bald, daß sie feine Glieder und einen beweglichen Körper hatte, denn der Nackenausschnitt zeigte die schmalen Schultern und eine Rückenlinie, die selten in Ruhe war. Auch die dünnen Arme, die sich am Ellenbogen rechtwinklig beugten und von einem zarten Flaum bedeckt waren, erinnerten an die Rankheit eines unausgewachsenen Tieres. Nur die Augen waren schon Menschenaugen, wie Melis behauptete; sie konnten aufglänzen, als wüßten sie von vielen Abenteuern. Sie wußten auch davon, den unschuldigen Abenteuern eines einsamen Kindes.

„Nun, du Handvoll!" rief Melis. Er liebte Hille, aber er konnte es nicht unterlassen, mit ihrer Winzigkeit seinen Spaß zu treiben. Dabei strahlte sein Mund und seine Zähne blitzten.

Das Kind lächelte gleichfalls, aber seine Lippen waren unmerkbar nach unten gezogen. Hille bewunderte ihren Vater und hätte viel darum gegeben, ein wenig rascher zu wachsen. „Bringst du mir ein kleines Vögelchen mit, Vater?" fragte sie.

„Ich blase die Vögelchen an, und sie fallen von den Bäumen!" rief Melis. „Wenn du einen Tiger haben willst, so sage es."

Aber Hille verzichtete auf den Tiger. Der Vater lachte, strich ihr übers Haar, wobei er auf einmal an seine verstorbene Frau

denken mußte, und ging dann ins Nebenzimmer, um der holländischen Kindsmagd die größte Sorgfalt für die Tochter anzuempfehlen. Hille hörte dann, wie er aus einem Fenster heraus Befehle schrie, am Gewehrschrank rasselte und dann in großer Eile wieder zurückkam.

„Es wird immer heißer, ich muß schleunigst davon, ehe die Luft siedet.“ Er griff nach einem Schirm und bot alsbald den sonderbaren Anblick eines Mannes, der mit der doppelläufigen Flinte auf dem Rücken und einem Messer im Gürtel unter Strohhut und Sonnendach davonwandelt. Das Kind blickte ihm, auf der Stiege sitzend, nach. Plötzlich rief sie: „Ein blaues Vögelchen, Vater!“ — nur damit er sich noch einmal umwenden solle. Aber er beachtete die Rufende nicht mehr und verlor sich im Strauchwerk.

❀ ❀ ❀

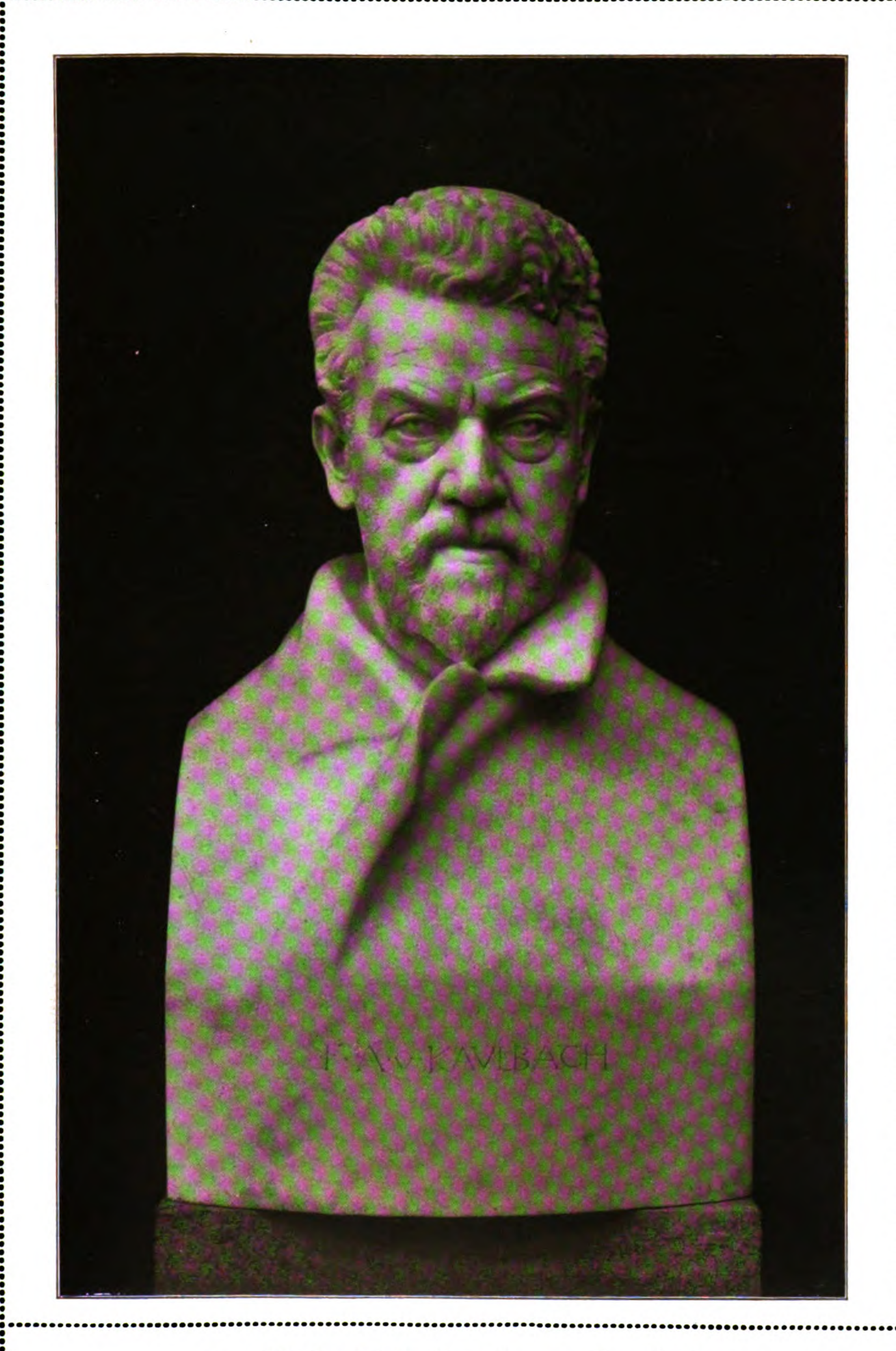
Nach Durchschreitung des Dorfwaldes begann Verbrechten bereits, sich unbehaglich zu fühlen, und einen Augenblick schwankte er, ob er nicht umkehren solle. Er war in den Tropen geboren und gewohnt, daß auf dem Pirschgang die eingeborenen Diener versagten, während er selber seinen gleichmäßigen Herzschlag behielt. Indessen hatte er in den letzten Jahren, wo er stärker wurde, die meisten Entfernungen im Sattel zurückgelegt, dazu kam die leise Aufregung, die ihn wegen der Schwester van Straatens ergriff. Wie die meisten Männer fürchtete er ein Scheitern seiner Liebespläne nicht aus unüberwindlicher Neigung, sondern aus Eitelkeit. Und dann war ihm nicht ganz wohl, weil diese junge Dame, wie jedermann wußte, eine Spur Malaienblut in den Adern hatte. Daß hierin auch ihre Anziehungskraft lag war zweifellos; wie allen Mischlingen fehlte es ihr an Geistigkeit, dafür war sie schön gestaltet und hatte die tierische Sinnenfreude einer sinkenden oder vergifteten Rasse. Sie war in unbegreiflicher Weise empfindlich gegen Reize, die andere nicht spürten, bekam von bestimmten Blumen Kopfschmerzen und witterte wie ein Jagdhund. Ihre Launen wechselten wie Sonne und Schatten im Vorfrühling; sie war in derselben Stunde zu träge, sich von ihrem Stuhl zu erheben, und dann wieder beweglich und geschwätzig wie eine Pariserin. Daß sie Vögel in Käfigen hielt, daß sie eine Hundenärrin war und in ihren Zimmern an jeden freien Platz Kristallspiegel aufhängte; daß sie sich zu kleiden verstand wie eine Schlange, die von Zeit in Zeit in eine neue bunte Haut hineinkriecht, und daß ihre Anbeter zuweilen ihren rosigen Fuß erblicken durften, sobald es ihr gefiel, die Schuhe abzustreifen — es ist vielleicht allzu selbstverständlich, um besonders erwähnt zu werden. Die Vorstellung, sie könne jemals Mutter werden, ließ sich erschwingen, aber Verbrechten sagte sich in Gedanken an Hille, daß sie eine andere Art von Mutter sein würde als die Frau, aus deren Armen er sein Kind empfangen hatte.

Je peinlicher Melis diese Wahrheit empfand, desto unbequemer wurde ihm die Welt der äußeren Dinge; er fluchte auf das lahme Pony, auf die scheitelrecht niederflammende Sonne, auf sein Gewehr, dessen Kolben ihn bei einem Fehltritt belästigte. Statt geradeaus zu gehen, lief er den Baumgruppen nach, als sei er der Küstenfahrer eines höllischen Feuermeeres, der mühsam von Schatteninsel zu Schatteninsel schweift. So kehrte er bald bei einem Gummibaum ein, dessen schwarzes Bild auf dem Boden erschien wie ein struppiges Weidenhaupt, bald stand er, mit merkbarer Erschöpfung, unter dem Blumendach eines Turi; länger verweilte er auf einem Tamarindenhügel, denn er sah, wie nun allein noch einige Dandurbäume am Wege standen. Ihre blattlosen Zweige schützten vor keinem Sonnenstrahl, und es hatte fast etwas Unheimliches, daß sie über und über blühten und daß diese Blumen aussahen wie Schalen mit Blut.

Dennoch war es nicht dieser Anblick, der ihn am nachdenklichsten stimmte; seine Blicke wanderten über die Ebene und blieben haften an einer ihm längst bekannten Erscheinung. Er war, seitdem er sein Haus verlassen hatte, unmerklich abwärts gestiegen; das niedrige, flach ausgebreitete Gebirge dachte sich zur Südküste ab. Aber die Entfernung vom Indischen Ozean betrug noch immer eine Tagereise. Trotzdem breitete sich vor ihm ein silberweißes, wogendes Meer!

Wie kam es, daß ihn plötzlich fror, daß ihn, während seine Hand heiß und feucht war, ein Hauch des Winters traf? War er denn zum erstenmal diesem Schrecken der Insel begegnet? Erinnerung an glückliche Jagdzüge überkam ihn, und er sagte sich, daß er ein Narr sei, vor den Alang alang-Feldern stillzuhalten.

Nach kurzer Wanderung hatte er die Grasebene erreicht und unterschied nun die einzelnen Halme, die eng zusammengedrängt bis zu doppelter Mannshöhe emporstarrten. Die steif und gerade emporgezogenen Blätter stachen messerscharf und spitz zulaufend in die kochende Luft. Sie schlossen sich zu beiden Seiten des einzigen Pfades, der durch diese Wildnis hindurchführte, wie ein funkelndes Dach zusammen; hätte Verbrechten nicht genau Bescheid gewußt, so wäre es ihm un-



Der Maler Fritz August von Kaulbach

Bildnisbüste in Marmor von Prof. Hermann Hahn

(In der diesjährigen Kunstausstellung zu Darmstadt)

möglich geworden, seinen Weg fortzusetzen. Er betrat den röhrenförmigen Gang wie ein Tier, das in der Öde verschwindet und sich höchstens verrät durch ein Zittern der höchsten Halmspitzen.

Nun wußte er, daß er in den nächsten Stunden dem Alang überantwortet war. Keine Kühlung konnte ihn erlösen von der Glut, die über ihm brannte, kein Helfer würde seinen Schrei hören, wenn seine Flinte versagte, kein Wasser sprang, keine Blume blühte, kein Baum gab Schatten. Meilenweit würde er über den harten, tonigen Boden dahinschreiten, bedrängt von der eingeschlossenen Luft und doch der gnadenlosen Sonne ausgeliefert. Denn die Alangblätter glichen Millionen von Spiegeln und erzeugten eine immerwährende Lichtblendung. Er fühlte, daß er keinen guten Tag hatte, aber er kehrte nicht um; er war entschlossen, wie jeder es ist, der seinen Eigensinn für Kraft hält und die Betörung durch ein Paar dunkle Augen für Liebe.

Eine besondere Qual bereitete ihm, während er beharrlich vorwärtsstrebte, die unendliche Einförmigkeit der Landschaft. Sein Weg dünkte ihn wie der Weg eines Verfluchten, denn es gab wie auf der See kein Anzeichen des Weiterkommens. Als er eine Stunde lang der Glut getrotzt hatte, befand er sich scheinbar am gleichen Ort: glühende Speere ringsum und zwischeninne der harte Pfad ohne Spur und Veränderung. Die Alang alang-Felder hatten den Urwald, der hier vor Jahrtausenden aufstieg, bis auf die Wurzeln vernichtet; keine Pflanze gedieh in der Gemeinschaft dieser erbarmungslos wütenden Gräser. Daß zuweilen Tiere die brütende Öde durchschweiften, wußte er; ja, es gab dort, wo einst Heiligtümer gestanden hatten, sogar eingesprengte Bauminseln, aber sie kamen in der Gegend nicht vor. So trieb er stumpf und seinen Gedanken überlassen dahin, die Augen brennend und voll Haß gegen den Schwertertanz an seiner Seite und das flimmernde Gewölbe über ihm, an dem das Licht hing wie Höllenfeuer. Seine Gewänder klebten ihm an den Gliedern.

Dennoch war er nicht allein, aber seine Begleitung bereitete ihm wenig Freude. Wie das Bild eines Zauberspiegels sah er van Straatens Gäste, aus Dunst erzeugt und unerreichbar. Er hatte sie alle als Werber der schönen Judith kennen gelernt und bisher verachtet; nun schienen sie voll Hohn ihre Stunde zu brauchen. Da war Kapitän Janszon Wagenaer, Enckhuyzen, der Arzt, und in der ganzen Breite seiner Erscheinung Titus Leffhebber. Wagenaer schien freilich unbedenklich; er war ein kupferner Kessel auf zwei Beinen, und wenn er nicht an Bord war, saß er rauchend und tabakspeiend an der Kaje oder vertilgte Getränke in der Sphera mundi. Sein Binnenlaufen bei van Strauten galt ebenso dem Ingwerbier dieses Herrn wie der Tochter; Janszon hielt sie für ein verteufeltes Frauenzimmer und warf ihr wohlgefällige Blicke aus seinen Schweinsäuglein zu, während er eigentlich auf der Brabank sein sollte. An Heiraten dachte er um so weniger, als er in Rotterdam bereits jemand sitzen hatte, den er als sein geliebtes Pökelfleisch bezeichnete — Mutter Wagenaer, die einen gediegenen Zentner wog und ihrem Janszon mit jedem Jahre teurer wurde. Nein — sein Bedarf war gedeckt. Anders stand es mit Enckhuyzen. Er pflegte mit van Straaten Schach zu spielen und war der einzige, der in Batavia einen schwarzen Filzhut und einen Sammetrock trug. Niemand wußte, woher diese Maskerade stammte, denn der Arzt verschwieg es wohlweislich, daß er in einer Art Besessenheit danach trachtete, dem vor zweihundert Jahren verblichenen Anatomen Tulp ähnlich zu sehen. Sein längliches leicht gelocktes Haupt wuchs aus einem Spitzenkragen hervor, und sein Knebelbart duftete nach einer unbekannten Essenz. Judith war fast immer in seiner Nähe, so daß er oft Gelegenheit hatte, die gewölbten Lider zu erheben und sie mit seinen braunen Augen schwermütig zu umwerben.

Dennoch — Verbrechten wußte, daß Titus Leffhebber die Gefahr aller Gefahren war. Titus glich keinem der beiden andern; er wurde von den Eingeborenen als eine Art Batara guru angesehen, und die weißen Herren der Insel erwarteten, daß er seine Tage als Suikerlord in Arnhem beschließen würde. Sein Name stand auf schwellenden Hauptbüchern und in gefälliger Kursivschrift an der Eisenpforte des schönsten Gartens zu Batavia; sein Name wurde in goldenen Buchstaben an einem Dreimaster erblickt, der in gemessenen Zwischenräumen mit schimmernden Segeln nach Europa fuhr; sein Name erschien, biblisch und nahrhaft zugleich, auf der Liste ehrwürdiger Geldsammler, werte Teilnahme bezeugend an einer von heidnischen Insekten zerfressenen Bambuskapelle. Aber auch auf vielen länglichen Schuldscheinen van Straatens war er eingezeichnet; van Straaten befand sich in hoffnungsloser Abhängigkeit von diesem Manne. Eines Tages hatte er Leffhebber gebeichtet, daß er nicht mehr sicher stehe und Ländereien verkaufen müsse; da hatte Titus gelächelt wie ein Jäger, wenn er zum Schuß kommt, und geäußert, daß er selber bereits

mehr Sawahfelder besitze, als ihm lieb sei, doch wäre er bereit, ihm silberne Beine zu schaffen, so er denn auf den eigenen nicht mehr stehen könne. Dies war der Anfang, und wenn man in Betracht zog, was er für den leichtsinnigen van Straaten seitdem geleistet hatte, so war die Vermutung erlaubt, daß dieser bereits auf goldenen Beinen herumlief und von Rechts wegen mit allem, was er hatte, in Leffhebbers Geldschrank hineingehörte. Leffhebber selber schwieg freilich über diese Dinge und wandelte in seinen strammen weißen Hosen durch van Straatens Besitzungen, als sei er ein Aufseher, der jederzeit seinen Abschied erhalten könne; er war ein höflicher Gast, bereit, seinen Rat zu erteilen, wenn er gewünscht wurde, und von einer beharrlichen Aufmerksamkeit für Judith. Wie war es doch bei jenem Abendessen, da van Straaten in der Trunkenheit einen beträchtlichen Lärm erhob, weil eine Ananas nach Aussage des Dieners noch nicht reif war? Leffhebber schwieg und sagte dann plötzlich: „Warum willst du nicht warten? Ich warte doch auch.“ Verbrechten, der ihm gegenüber saß, bemerkte dabei, daß Leffhebbers rechte Hand eine Tafelblume zerpflückte; van Straaten aber wandte sich um und rief Judith, die aus irgendeinem Grunde mit Enckhuyzen in den Park gelaufen war. Seit diesem Tage kannte Melis seinen Feind.

Jetzt aber, durch die Alangfelder irrend, fühlte er mehr denn je die Macht Leffhebbers. Er war kein Verschwender wie van Straaten, kein Poet wie Enckhuyzen, kein Trinkaus wie Wagenaer; aber er empfand die tiefe Ohnmacht eines Mannes, der es nie gelernt hatte, zu rechnen. Dieser fromme Glaube an das Kassenbuch, aus dem Leffhebber zäh und abwartend seine Kraft zog, erfüllte ihn mit Grauen. Ihm war, als entblöße jener mit lächelnder Miene das schmählichste Geheimnis der Erde.

Inzwischen hatte sich die eingeschlossene Glut zusammengeballt, und Verbrechten glaubte bei jedem Schritt heiße Luftwellen vor sich herzutreiben. Seine Augen schmerzten, und er blieb wiederholt stehen. Wenn er sich dann im Kreise umsah, so hatte er das Gefühl, als seien seine Nackenmuskeln verkürzt; zugleich schien ihm sein Kopf irgendwie vergrößert zu sein. Schließlich konnte er diesen Zustand nicht mehr aushalten und beschloß zu ruhen. Er warf sich auf die Erde und begrub das Gesicht in seinen matten Händen. Aber da fühlte er schon den hastigen Angriff der Termiten, und zugleich bemerkte er, daß in der Nähe der Boden eisenschüssig war; es sah aus, als sei hier kürzlich ein roter Blutstrom versickert. Unwillkürlich tastete seine Hand nach der Waffe: sein Pulverhorn war verschwunden!

Jetzt zitterten seine Knie, als er sich erhob; mit zwecklosen Bewegungen betasteten die Finger des Mannes noch einmal den ganzen Leib, und starre Augen blickten schaudernd über den Pfad und an den Himmel, der zerrissen wurde von funkelnden Halmen. Verbrechten wußte, daß er den gedrehten Behälter nicht auf der Wanderung verloren hatte, denn er sah traumhaft den Ort vor sich, an dem er in diesem Augenblicke lag. Ein schattiger Vorraum schob sich zusammen, Fenster mit blaßblauen Vorhängen, dann tauchte, wie von Erdgeistern emporgeschoben, ein Holztisch auf, und dort — wie qualvoll genau war das ganze Bild! — da stand eine braunglasierte Schüssel, in der die Magd einen weißen Mehlberg aufgetürmt hatte; daneben eine gläserne Kanne mit saurem Citrussaft. Nicht weit davon aber lag wie das Haus einer Kegelschnecke der Behälter, gleich als solle er als Vorbild dienen für ein köstliches Gebäck. Durch dies Zimmer war Verbrechten hindurchgestürzt, weil er plötzlich Eile hatte — um der aufsteigenden Glut willen und im Gedanken an jenes Mädchen, das er begehrte.

Hastig verströmte er den Inhalt seiner Korbflasche in seinen zinnernen Becher, trank und wiederholte dies noch zweimal; ihm brannten die Eingeweide vor Ensetzen, und am liebsten hätte er die nutzlos gewordene Flinte zerschlagen, denn er hatte sogar versäumt, wenigstens die erste Ladung schußfertig zu machen. Er fühlte, daß er dem Alang und dem Tiger verkauft sei. Seine Rettung beruhte jetzt nur noch darin, daß er seinen Weg fortsetzte; nach zwei Stunden durfte er auf Sicherheit hoffen. So stapfte er alsbald wie ein Unsinniger davon, den Schirm, der ihm die Aussicht versperrte, geschlossen, horchend auf jedes Rascheln in der Grasebene und das Messer in der Faust. Bald rötete sich ihm die Stirn, und sein schwarzes Haar haftete an den Schläfen; die Adern traten hervor, und seine Lungen arbeiteten wie die eines Erstickenden.

Über ihm aber gleißte die Sonne und brannte erbarmungslos auf ihn nieder, stechend und tastend nach seinem Gehirn; zugleich leckten feurige Zungen die zahlreichen Schnittwunden, die ihm die Alangblätter auf dem Gesicht, im Nacken, an den Händen rissen. Sein Schatten wurde immer unbeträchtlicher, als schneide der Schattenalang zu seinen Füßen gleichfalls mit Messern, und jede Unebenheit des Pfades verzehrte seine Kraft. Nach einiger Zeit mußte er vor Erschöpfung dennoch innehalten; er bemerkte,

daß ein seitlicher Weg zur Linken abzweigte wie der Wechsel eines Hirsches, zugleich aber witterte er wieder Gefahr und spähte in die Ferne. Mit dem Schreckensruf: „Glagah!" fuhr er zurück.

Hatte ihn die Einbildung genarrt? So unheimlich die brütende Stille auch war — in weitestem Umkreis drohte von keinem lebenden Geschöpf Verderben. Der Weg dehnte sich rastlos weiter, keine Spur offenbarend. Nirgends war der Alang abgeknickt, nicht einmal die Feder eines Rebhuhns oder irgendeine Losung verriet, daß sich die Lage geändert habe. Nur da, wo der Hauptpfad in einem Bogen auswich, war irgendein Beirrendes; eine Wand von rohrartigen Gewächsen wuchs dort empor, haushoch und verworren zu einem schwankenden Dickicht. Einzelne der fingerdicken Stengel waren abgebrochen und steckten mit gefährlicher Spitze im Boden, als recke der Erdgeist die bewaffnete Faust aus der Tiefe. Ein bleicher Schein lag über diesem Gras, vor dem der Alang zusammensank: die Urwelt brach hier in den grellen Tag herein mit der Inbrunst rasenden Wachstums; wie eine Riesenschlacht tobten, durch Zauber versteinert, die Speere widereinander, und ab und zu zitterte das Fahnentuch einer verdorrten Blütenrispe in schwindelnder Höhe.

Verbrechten wußte, besser als irgendein anderer, wer in diesen Glagah-Wildnissen sein Lager aufschlug und das rote Streifenfell lautlos durch die biegsamen Halme drängte. Er wußte auch, daß jetzt van Straatens Waldungen nicht mehr fern waren, denn das Glagah-Dickicht gehörte zu ihnen und schob sich wie eine Landzunge in den Alang hinein. In einer halben Stunde konnte er jenen sumpfigen Teich erreichen, an dem er mehr als einmal auf dem Anstand gelegen hatte. Dort hatte er auch erlebt, wie das Entsetzen aus dem Glagah herbeischlich: die Pfauen schrien, eine Wolke grüner Papageien stäubte auseinander, die Waldhühner, eben noch im Kampf begriffen, sanken mit gesträubten Schöpfen in den Staub, die Vierhornantilope federte in rasenden Sprüngen davon, und ein alter Keiler verschwand mit mißtönendem Grunzen. Der aber, der diesen Schrecken erregte, noch ehe Menschenauge ihn erblicken konnte, hing im nächsten Augenblick unter markerschütterndem Gebrüll im Nackenfell eines trinkenden Büffels, und Verbrechten feuerte ihm den Tod in die Weichen, ehe noch der Büffel stampfend und mit dem Schweif um sich schlagend in die Knie brach. Das war einst, und jetzt? Er war es, den der Verderber jagen würde. Er, der Jäger, fühlte plötzlich die Furcht der bedrückten Tierwelt, ohne doch einen Schutz zu haben wie das Volk, das ewig zur Erde blickt. Ihm trug der Wind keine warnende Botschaft, sein Ohr war taub und sein Auge blind; so kam es, daß er alsbald mit zerbrochenem Willen schrittweise und lautlos zurückwich.

„Feigling!" knirschte er — aber er fühlte, daß er der Gewalt, die ihm den Nacken umdrehte, nicht widerstehen würde. Während er die Hände an die Stirn legte, weil ein plötzlicher Schwindelanfall ihn packte, bildete er sich ein, der matte Wind trage die Ausdünstung von Raubtieren auf seinen Flügeln, und rings im Alang schien ihn unsichtbar das Verderben zu umkreisen. Er hielt das Ohr geneigt und glaubte, sich nähernde Tritte zu vernehmen. Trotzdem lief er nun nicht den Pfad, den er gekommen war, zurück, sondern bog in jenen kaum sichtbaren Hirschwechsel ein — er wußte offenbar nicht mehr, was er tat. Er war geschlagen von dem, der das Gehirn verwirrt, ein Opfer Batara gurus. Er ging mit gebogenen Knien und schob die Füße vorwärts, dann sprang er und lief auf den Zehen, dann wieder richtete er sich stolz empor und hob den Arm: die breite Schneide seines Messers prahlte in der Luft. Hierauf schien er nachzudenken und verschränkte die Arme, er flüsterte Sinnloses, er sang irgendein Malaienlied, das er die Wächter in den Reisfeldern hatte singen hören. Darüber kam ihm der Gedanke, daß er ein Wanderer sei und einen Stab brauche; rasch bückte er sich und verschaffte sich durch einen reißenden Schnitt einen Alanghalm, mit dem er nun einherwandelte. Der dünne Stab federte und knickte zusammen; Melis aber schritt daran weiter, den mächtigen Rücken gebeugt und zuweilen hustend, denn er hatte die Vorstellung, auf der Bühne zu stehen und die Gestalt eines Geizhalses darzustellen — unklare Erinnerungen an eine französische Theateraufführung, die er einst nach einem reichlichen Mahl in Batavia mit seinem Wohlwollen beehrt hatte. Nach einer Weile aber warf er die lächerliche Stütze weg, schob das Messer in den Gürtel und versuchte, ernst und würdevoll, die Hände über dem Kreuz verschränkend, comme philosophe seine Bahn zu durchmessen. Dabei blickte er gespannt den Boden an und empfand plötzlich die sonderbare Leidenschaft, zu knien; mit gespreizten Händen taumelte er nach vorn, wiegte das Haupt hin und her (wo hatte er nur diese Bewegung schon gesehen?), bis er plötzlich mit geöffnetem Munde niedersank und im Fallen noch das Gesicht schützte.

Merkwürdigerweise behielt er sein Bewußtsein, ja, zusammengekauert fuhr er fort, selt-

same und unbegreifliche Wahrnehmungen zu machen. Jener Unsichtbare, der ihn mit dem Flammenschwert niedergeworfen hatte, bestimmte jetzt auch seine Freiheit; er hatte ihm Hände und Füße gebannt und schmerzhafte Schwäche in seine Knie gegossen, aber das Auge war frei geblieben. Er starrte auf die Halme, die aus der Erde stiegen und sich über ihm verloren, er verfolgte die Wanderung der Termiten, bis ihm der Anblick ihrer Geschäftigkeit widerwärtig wurde, er hörte die Grasebene rauschen und fühlte seine ungeheure Verlassenheit in dieser fremden, sich selber genügenden Welt. Einmal erschrak er, denn aus dem Alang bewegte sich ein riesenhafter Tannenzapfen, der mit vier krallenbewehrten Füßen über den Pfad schritt; es war aber nur ein harmloses Schuppentier und blieb nicht lange, denn es stellte selber eine mit Angst gefüllte Festung dar.

Nach einer Weile versuchte Melis sich aufzusetzen und merkte, daß ein Teil seines Mutes zurückgekehrt war. Er trank den Rest seiner Flasche aus; mochten seine Lippen verdorren: er hatte die Absicht, auszuhalten. Aber indem er sich schwankend auf die Beine stellte, wurde mit der Rückkehr seiner Willenskraft auch der Wunsch wieder lebendig, noch heute van Straaten aufzusuchen. Vielleicht hatte noch ein andrer Vorgang daran Anteil. Hoch über den Alangfeldern, ihm unsichtbar, doch merklich wanderte in diesem Augenblick eine schöne Riesenwolke. Sie hatte ihre Segel gespannt und ruderte ins Uferlose, geheimnisvoll verbunden mit einer Schattenwoge von Kühlung, die über die Ebene rieselte. Kreisend bewegte sie sich, unentschlossen zögerte sie, um dann plötzlich dem fernen Südmeer zuzutreiben; dabei wandelte sie ihre Gestalt und wurde, hundertfach zerteilt, zu einem Gewirre blühender Apfelzweige. Zwischen den schimmernden Hügeln aber brachen aufs neue goldene Ströme hervor und verhauchten in Dunst, bis wieder wie einst blau und ungeheuer der ferne Äther die Himmelskuppel umspülte.

Der Mann im Alang beugte den Nacken und glaubte, daß diesmal die heiße, schwere Luft seine Stirn zersprengen wolle; wieder kam das Verlangen, mit offenem Munde auf die Knie zu sinken. Er bemerkte plötzlich erstaunt, daß er in der ganzen Zeit seinen Schirm wie einen Degen am Gürtel getragen hatte, löste die gewundene Krücke und spannte die Drahtstäbe auseinander. Dabei neigte er sich unwillkürlich nach vorn, und sein Auge fiel auf eine Erscheinung, die ihn überraschte. Zwischen den Halmen blühte, kornblumenblau, eine doldenförmige Rispe. Er wußte ihren Namen nicht, aber er hatte gehört, daß dies spärlich auftretende Pflänzchen unter allen Blütengewächsen allein seinen Platz auf den Alangfeldern behaupten könne. Wie niedergesunkene Tropfen des kühlen Äthers hingen die zierlichen Blumen im glühenden Todesgras; Verbrechten betrachtete sie, als seien ihre Samenkörner vom Sirius gefallen. Jetzt ließ er die Blume durch seine Hand gleiten, sie neigte sich und schlüpfte warm und weich durch seine Finger. Da war ihm, als höre er etwas rufen — so hell, daß sein Herz vor Verwunderung stillstand, denn meilenweit gab es kein menschliches Wesen.

„Ich höre Stimmen, die es nicht gibt, und werde bald Gesichte sehen," sagte er leise. Aber dann horchte er wieder, ob er noch einmal den holden Laut vernähme, diesen Ruf, der doch nur in seinem Gemüt erklang. Und aufs neue rief es: „Ein blaues Vögelchen, Vater!"

Seine Hand pflückte die Blume. Mit gebeugtem Rücken, die Lippen lautlos bewegend und schweren Schrittes verließ er den Wildpfad und trat alsbald auf der alten Straße den Heimweg an.

Glut brannte zu seinen Häupten.

⌘ ⌘ ⌘

Unendlich dehnte sich der gläserne Feuerhimmel, aber Wasserdunst verfärbte ihn, und unter der abwandernden Sonne schoben sich dämmernde Inseln in die goldenen Wellen. Ihr Abbild verwandelte das Meer; es wurde fahl, und eine würgende Dünung ließ weit auslaufende Schaumstreifen entstehen. Der Strand Javas verringerte sich, treibende Äste und Schiffstrümmer begannen aufs neue ihre alte Wanderung und versuchten, das Land zu erreichen — Kindern gleich, die sich klagend nach der treulosen Mutter ausstrecken. Über die Alluvialebene ging mit dem Aufsteigen der ersten Sterne ein beharrlicher, wassergetränkter Wind, aber je weiter die feuchten Luftwellen in das Innere der Insel drangen, desto wärmer wurden sie: es war, als verdunste zischend ein Wasserhauch an glühendem Gestein. Nur die obersten Spitzen der Alangfelder rührten sich, nur die Wipfel des Urwaldes witterten ferne Kühle, nur am Rand der vulkanischen Berge gab es ein dürftiges Regengeriesel; die Tiefe vergor und fieberte im Dunst unerlöster Gewalten.

Um diese Zeit hatten die Wächter in den Reisfeldern ihre Hütten verlassen; der Wind bewegte jetzt statt ihrer die gespannten Seile mit ihren Segeln und tanzenden Puppen, doch es war wie alles Windweben ein sinnloses Spiel, denn die Reisdiebe saßen mit aufgeblasenen Federn im Gebüsch des Dorfwaldes und schliefen. Der Dorfwald selber

war um alle Farbe und Freudigkeit gekommen; er glich einem schwarzen Felsen, den Batara guru im Zorn auf die Sawahfelder geworfen hatte. Nun verließen gegen Mitternacht im Lichte eines treibenden Sichelmondes geschmeidige Schattentiere die Hochebene und begannen vorsichtig, den Bambuswall zu durchbrechen, der das Javanendorf im Innersten umschloß. Die röhrenförmigen Stämme zitterten, und es gab ein Rauschen zarten Laubes. Im gleichen Augenblick vernahm man das gellende Geschrei der Pfauen.

Hille Verbrechten erwachte. Ihre braunen Hände umklammerten die Holzkante des tiefen Bettes, und für eine Weile kniete sie, spähenden Auges und ein wenig zitternd vor Aufregung. Aber im schrägen Fensterviereck blieb es leer, und das bärtige Katzengesicht schaute nicht in ihre Kammer. Sie hörte Geschrei im Dorf, irgend jemand schien mit Steinen zu werfen, und dann gab es einen harten Flintenschuß mit nachhallendem Echo. Das Abenteuer spielte offenbar am Ende der Ansiedlung, und da in der Folge alles ruhig blieb, so verzichtete sie darauf, mit bloßen Füßen an Hendrikjes Tür zu laufen und die Magd aus den unterirdischen Gewölben ihres Schlafes emporzuschreien. Aber wie schwer war es jetzt, wieder Ruhe zu finden! Hold und barmherzig hatte zuvor die Nacht sie umfangen. Mit ihrer Puppe Augusta im Arm war sie behaglich auf eine Traumfahrt ausgezogen, hingestreckt in einer Riesenmuschel, die auf einem Bach von Rosenwasser dahinströmte. Dieser Bach — o Seligkeit des Traumes! — mündete in den Schokoladenstrom, und es war seltsam genug gewesen, wie dort, wo die Vereinigung stattfand, purpurne Adern sich verloren in dem tiefen Braun des mächtigen Gewässers.

Das Kind zog die flordünne Decke ans Kinn und starrte an das Gebälk zu seinen Häupten. Da glotzten widerliche Gesichter aus dem gemaserten Holz, Astlöcher wurden zu Augen, aus schmalen Ritzen reckten sich fadendünne Insektenbeine, und die eingeschlossene Luft war erfüllt von schwirrenden Glasflügeln und sägendem Gezirp. Jetzt kam aus dem Gewirr der Dachsparren, umständlich durch ein Luftloch einsteigend, der Gecko. Schon lange vorher ließ er sein geck—ooh, ek—ooh, ek—ooh erschallen; seine Zunge war unermüdlich hinter den Mücken her, und gleichwohl schrie er so oft, als man Zehen an den Füßen hatte, um dann mit einem tiefen, ekelhaften Schnarchen zu endigen. Er war ein Wohltäter, und es wäre undankbar gewesen, sich über seine vorquellenden Augen und seinen Schwanz lustig zu machen.

Hille dachte, daß sie diese Nacht nicht überstehen werde — ob man wohl vor Grauen sterben konnte? Noch mochte der Tiger zurückkehren und jederzeit mußte man mit den Dämonen rechnen, die dadurch nicht weniger bedenklich wurden, daß der Katechismus nichts Genaues von ihnen erwähnte. Der Katechismus — die Magd Hendrikje umfaßte ihn mit Inbrunst — war in der Vorstellung des Kindes ein altertümlicher Herr mit einem Radkragen; er wohnte dort, wohin die Schiffe des Herrn Leffhebber ihre Fracht trugen, war über die Maßen klug und wahrscheinlich tot. Im Religionsbuch gab es vorne eine Abbildung von ihm. Aber Hille hatte ihre javanischen Freunde, und die wußten, was nicht im Buch geschrieben war, und erzählten davon mit dem Tone derer, die das Letzte verschweigen. Kung, der Chinese, hatte sein Urteil über das „gute Lesebuch" zusammengefaßt in die Worte: „Sein nich slecht, aber sein zu kurz." Kung war ein Zauberer.

In der Bedrücktheit ihres Herzens begann Hille, das Bild ihres Vaters zu beschwören. Nun war er einen Tag und fast eine Nacht ausgeblieben — ob er morgen heimkommen würde? Sie erinnerte sich, daß die Sitzungen bei van Straaten dehnbar waren. Aber sobald dann das Trappeln des Ponys erschallte, lief sie aus dem Hause, zärtlich nahm sie der Vater zu sich auf den Sattel, und sie jagten ein paarmal um das Haus herum. Auch brachte er gewöhnlich Konfekt mit und immer seine Liebe, die Hille fast noch mehr ersehnte, denn sie hatte ein tiefes Verlangen nach Güte. Hendrikje war brav, doch mürrisch; ihre Höhepunkte gipfelten in der Küche und im Waschhaus, wo sie mit dicken roten Armen einen Quirl im Kreise wirbeln ließ oder im Wrasen fast verschwindend, Schweißperlen auf der viereckigen Stirn, die Wäsche schlug. Sie barg in ihrem mächtigen Busen eine grollende Verachtung der Eingeborenen und wollte es nicht zugeben, daß Hille mit diesen braunen Heiden Freundschaft hielt. So empfand das Kind sie als Wetterwolke und rechnete damit, daß Hendrikje mit einem Eimer von Ermahnungen jedes Freudenkerzchen auslöschte und die bunte Welt der Wunder finster beschattete. Wie anders war der Vater! Er glaubte sein Kind gefeit gegen die seltsamen Hirngespinste der javanischen Diener, denn sie war sein Blut und würde sich immer als Tochter des Herrenvolkes fühlen. Er kannte sie auch besser, denn er unterrichtete sie und bildete sein eigenes Wesen in sie hinein.

In ihrer Schlaflosigkeit stellte sich Hille die Unterrichtsstunden vor, jene sonderbaren Unterrichtsstunden, während deren der Vater behauptete, er sei als Meister aller freien Künste berufen, Hille zu ‚bilden'. Schon seit

Jahren schwebte freilich ein älteres Fräulein oder ein Kandidat am Horizont, bestimmt, ihre Weisheit in den Dienst des Hauses Verbrechten zu stellen. Aber so oft auch Melis erklärte, er werde demnächst jemand verschreiben — er tat es doch nicht. Ihm war, als würde ihm dann das Herz aus dem Leibe gerissen — nein, der Kamerad (so nannte er Hille) hatte das nicht verdient. Man denke: ein junger Mensch in einem Düffelrock und Nankingbeinkleidern, losgelassen auf Hille Verbrechten! Hübsche Sachen würde er ihr beibringen, europäische Knochenerweichung, Kniffe und Pfiffe und die üblen Ideen jenes Lafayette, der 1830 als Mumie der Revolution auf einem alten Schimmel durch Paris geritten war und durch diesen symbolischen Vorgang eine überwundene Torheit mit dem Schein des Lebens umkleidet hatte. Auch gegen das alte Fräulein, die nach Erledigung des Kandidaten in Frage kam, hegte Verbrechten den schwärzesten Verdacht. Er war überzeugt, daß sie Hille nicht zusagen würde. Sie würde eine Abneigung hegen gegen die erhabene Zwanglosigkeit seines Lebens, sie würde seiner achtjährigen Tochter krümelhaftes Wissen beibringen und fertige Urteile, jene verteufelte Erbweisheit der Schulmeister, die nach Spiritus riecht wie ein Naturalienkabinett.

Als Hille jetzt ihren Vater vor Augen hatte, während sie doch mit geschlossenen Lidern ruhte und nur ein sanftes Sternenlicht in der Kammer war, da erschien ein Lächeln auf ihrem jungen Gesicht. Sie sah ihren Erzeuger in einem Lehnsessel ausgestreckt und hörte ihn erzählen von Jan, dem Großvater.

„Weißt du, Hille, er war wie ein Windlicht, trug einen apfelgrünen Frack und konnte nie auf einer Kapokmatratze schlafen — so empfindlich war er! Er sprach leise und frühstückte gern Djambufrüchte — nicht, weil sie so besonders gut schmeckten, sondern weil ihm ihre weiße und rosenrote Farbe gefiel. Aber schreiben konnte er — du glaubst nicht, wie kunstvoll das war. Wenn er Mynheer schrieb, dann sah es aus wie eine Fregatte im Sturm! Er schnitt sich auch die Federn selber, Federn von allen Sorten. Mit der Pfauenfeder entwarf er Einladungen zum Tee. Würdest du wohl ähnlich schreiben lernen? Ich werde dir jetzt eine Vorschrift hinmalen, so gut wie ich es kann. Großvater hielt nie viel von meiner Schreibekunst, aber vielleicht, wenn ich mir Mühe gebe ...?“

Hierauf erhob sich der Vater und fertigte die Vorschrift — eine staunenswerte Vorschrift! Er schrieb nicht etwa „Vor die Tugend setzten die Götter den Schweiß“, sondern es waren kurze Mitteilungen über angenehme Ereignisse und freudige Lebenstatsachen, zum Beispiel: „Heute gibt es Pudding!“ oder „Bilok schwebt, und Kalong stinkt“ — wobei man freilich das javanische Eichhörnchen und den fliegenden Hund in ihrer Lieblingsbeschäftigung kennen mußte. Dann schrieb das Kind, mit ängstlichen Augen der Feder folgend, die zuweilen in sanfter Berührung ihre Wange streifte wie ein vorbeihuschender Vogel. Der Kiel kratzte, und die Tinte floß häufig zusammen, aber gelegentlich entstand wie im Traum ein reizendes Gebilde, eine Perlenkette rundlicher Buchstaben, so daß Hille entzückt flüsterte: ‚Sieh Vater, wie lieb es aussieht: mooie, gladde, bonte schelpen!‘ Und Melis sagte: „Einen Augenblick! Einen Augenblick!“ — denn er war damit beschäftigt, ein Getränk namens Willem van Aalst zu versuchen, das er aus einer vierkantigen Flasche in ein Kristallgläschen goß. Aber dann lobte er auch gehörig und fand selber, daß man für heute genug getan habe.

So entschlummerte schließlich Verbrechtens aufrichtigste Freundin, atmete noch eine Weile unruhig, wehrte unmutig durch ein unbewußtes Zucken der Hand die fliegenden Unholde ab und triumphierte über Geister und Gewalten der schweren, schwülen Regennacht. Als sie endlich erwachte, schien die grelle Sonne ins Zimmer.

„Ist Vater da?“ fragte sie.

Allein Hendrikje verneinte mißmutig. Sie schwatzte etwas von Herrn Leffhebber, der vor einer Stunde auf einem Morgenritt vorübergezottelt sei und sie gefragt habe, ob sie wisse, was eine Hochzeit auf Java bedeute? Und ob sie nicht Köchin werden möchte bei der ehrengeachteten Frau Judith? Herr Leffhebber sei wohl betrunken gewesen, meinte Hendrikje, und verbreitete alsbald ein solches Brausen von Tatkraft und Aufgewachtsein um sich, daß Hille beleidigt die Augen schloß. Sie schätzte es durchaus nicht, „aufgestanden zu werden“; man war doch schließlich mit so vielen Fäden noch gebunden an die schwankende Welt des Schlafes, man trug noch die Pantoffeln der Himmelswiese und hatte möglichenfalls sogar das zauberhafte Mondhütchen auf dem Haar, das seinen Träger befähigt, in der Luft zu tanzen — beileibe nur nicht reden in diesem Zustand! Nein — erst lag man eine Weile ganz still und gewöhnte sich an das Licht, dann saß man auf dem Rand des Bettes, um nachzudenken, dann stand man vor dem Spiegel und begrüßte sich erfreut, streckte sich wohl auch ein wenig die Zunge aus und begann, die Perlmutterknöpfe des Nachtgewandes seufzend zu öffnen. Vielleicht daß jetzt ein wenig Wasser gut täte? Kühles

Wasser aus dem Tonkrug im Keller? Aber Hendrikje hatte keinen Sinn für Übergänge' und ehe man sich's versah, rief sie: „Fang einmal!" und schon flog die als Seife geschätzte Narakfrucht durch die Luft.

Auch dieser Tag begann wie alle Tage. Auf das Theater im Schlafzimmer folgte die Frühstücksstunde; Hille trank Kakao, bis der Papagei erschien (ein Miniaturgemälde auf dem Grunde der Tasse) und vertilgte ein wenig Gebäck. Dann wurde die Erlaubnis erteilt, draußen zu spielen; Hendrikjes Arm zog einen Zauberkreis, über den man nicht hinausdringen durfte, und zugleich wurde der Besuch des Herrn Katechismus angekündigt — so in einer Stunde. Das Kind wußte, wie es damit bestellt war — die Magd pflegte dann Kaffee für den Nachmittag zu mahlen, so daß der Herr mit dem Tellerkragen als eine Art Daseinszugabe empfing das Gerassel, Geknirsche und hüpfende Springen der Bohnen; auch umwob ihn der Kaffeegeruch, und Hille dachte, wenn er nun wirklich einmal leibhaftig zu Besuch käme, dann würde sie ihn daran erkennen. Immerhin — eine Stunde hatte man frei.

Das Faltenröckchen stand eine Weile wie eine plötzlich aufgeblühte Blume in der Tür, dann stieg das Kind die Stiege hinab. Das auf Pfählen ruhende und weit vorspringende Dach hielt die dumpfe Luft und eine Art Schattenkühle fest, aber dennoch glühte bereits der Tag auf, und man konnte vor Sonnenblitzen kaum in die Ferne sehen. Unter dem Dach hingen die Taubenkäfige, und ein sanftes Gurren erscholl wie eine Stimme, die das brütende Schweigen erst bemerkbar macht. Nun stand das Kind auf der Erde und blickte in den düsteren Raum, der in Fächer und Verschläge geteilt unter dem Flur des Hauses sich hinzog. Strohhalme und Vogelmist, aufgescharrte Erde und wimmelndes Insektenvolk verrieten, daß hier Hühner und Enten wohnten; auch hörte man zuweilen eine Bewegung im Ziegenstall, ein Rascheln, einen harten Klang von Hufen auf einem Bohlenweg und das Erklingen eines Glöckchens.

Es war, als suche das Kind einen versteckten Schatz, denn es tat plötzlich sehr geheimnisvoll und schien sich nach einem Bundesgenossen umzusehen. Auf einen Pfiff, der ihr zu ihrer eigenen Befriedigung vortrefflich gelang, förderte sie einen Hund zutage, ein ziemlich schauderhaftes, weißes Geschöpf mit schmalem Kopf und spitzen Ohren. Er wühlte sich aus dem Stroh und drängte seinen mageren Leib an das Mädchen, während sein langer, kahler Schwanz freudig wedelte.

„Es ist wenig Licht bei euch, Jackhälschen," sagte Hille, „du mußt mich beschützen." Nun schritt sie mutig vorwärts, scheuchte einige Bankivahennen von der Stange und holte irgendwo eine Schale hervor, in der ein bunter Gegenstand heftig klapperte.

Als sie mit dieser Schale in den hellen Schein hinaustrat, sah sie sich nach Wasser um, lief aufs neue die Stiege empor und kehrte alsbald zurück in einem Zustande seliger Befriedigung. Der runde Spiegel des Gefäßes schwankte, einige Tropfen liefen über den Rand und benetzten die Füße des Kindes, aber sie achtete es nicht. Denn nun schwamm jenes bunte Etwas — eine blecherne Ente, die in allen Farben des Regenbogens bemalt war. Sie zitterte wohl ein wenig beim Schwimmen, aber sie hatte offenbar jene Schwindelanfälle überwunden, die seit einigen Tagen stets von neuem auftraten. Hille beobachtete ängstlich das Spielzeug — nein, da fing es wieder an! Die Ente trank, während sie ihren Schnabel heuchlerisch in die Luft reckte, sie füllte sich mit Wasser und sank unter wie ein Stein. Nun glich sie einem Seegewächs, die gelben, häutigen Spreizfüße nach oben gekehrt und gänzlich gefühllos. Hille war betrübt, denn mußte sie nicht jetzt Kung, den Chinesen, aufsuchen und verbotene Wege gehen?

Ihr Zutrauen zu Kung war grenzenlos; es konnte ihm keine Schwierigkeiten machen, den geliebten Blechvogel zu kalfatern. Freilich wußte man nicht, was für unerwartete Späße er treiben würde; er war eben ein Mann, der nach Belieben in einen Eierbecher hineinschlüpfen und zur Größe eines Sai emporwachsen konnte.

Über den reinen Erdboden dahinlaufend, verlangsamte Hille ihren Schritt, je näher sie der Behausung des Zauberers kam. Plötzlich fiel ein Schatten über ihren Weg, und sie stand vor einem Pferdeknecht, der braun und lächelnd die spitz gefeilten Zähne zeigte und anscheinend bereits seit längerer Zeit Betel kauend in sich selbst vergnügt war. Seine gelbgefärbten Nägel krallten sich um zwei Bananen, die er irgendwo gefunden hatte. Als Hille erschien, versteckte er sie auf den Rücken.

Das Kind erschrak und war gleichfalls verlegen. Aber sie faßte sich schneller als der Javane, denn sie wußte, wie man ihn loswerden konnte. Der Knecht stand im Rufe, geizig zu sein, und gehörte zu den nicht seltenen Leuten, die den Göttern ein Ei darbringen und dabei behaupten, es sei ein weißer Büffel. So sah sie ihn liebevoll an, strich sich mit der Miene eines Hungernden über den Magen und rief: „Zwei Ba-

nanen sind zuviel für einen Mann. Wir wollen essen und fröhlich sein!"

„Oh, oh," schrie der Angeredete, „mein Ohr hört nicht, und mein Auge sagt, daß die junge Herrin satt ist. Die junge Herrin ist der Trost des Allgütigen. Wem Gott hilft, dem wird ein Tropfen Tau zur Speise!"

Hierauf erfolgte eine Anzahl von Demutsbeweisen, die in eigentümlicher Weise der Fortbewegung dienlich waren — der braune Freund verschwand, Allah anrufend zum Zeugen seiner Armut.

Hille lachte, daß die Schale wiederum einen Teil ihres Inhaltes abgab, und setzte ihren Weg fort. Bald erschien nun der Chinesengarten, üppig bestellt mit Citrusbäumen und mächtigen Stauden. An dünnem Stiel hing die Durenfrucht, kürbisgroß und besetzt mit Stacheln; Pisangtrauben und Granatäpfel, Mispel und Ananas reiften schwellend in unheimlicher Stille. Das Chinesenhaus selber war wie alle seinesgleichen erbaut in Nachahmung eines von Lanzen in die Höhe gehaltenen Zeltes. Es war einstöckig, hatte aber ein dreifaches Dach, das auf Holzsäulen ruhte und mit bunt gefirnißten Ziegeln grell und geisterhaft aus einem Wald von Euphorbien hervorsah.

Jetzt blieb das Kind stehen, und der Wunsch, einzukehren, wurde lebendig: sie erblickte plötzlich in der Nähe des Eingangs die fratzenhafte Gestalt eines Löwen, tönern und den blutroten Rachen aufsperrend, die Augen kreisförmig umrandet von schwarzen Pinselstrichen. Aber sie wußte, daß der Unhold nur die Aufgabe hatte, Geister abzuwehren — ebenso wie der geschlängelte Pfad, auf dem sie einherschritt, denn die Unsichtbaren lieben die geraden Linien. Nur anzusehen war er greulich in seiner zerbröckelnden Verwitterung und der Abenteuerlichkeit seines im Grase ruhenden Schweifes, der in einen Viperkopf endigte. Mit geschlossenen Augen schlüpfte sie vorbei und befand sich alsbald vor der Tür. Hier wehte ein Vorhang, als locke er die Betörten in das Reich der Finsternis. Sie bemerkte einen Korb, der gleichfalls wartend vor dem Eingang stand und mit einem feuchten Tuche zugedeckt war. Als sie den Zipfel hob, stieg ein Wohlgeruch auf, und die gelben Blumenblätter der Tjempaka wurden sichtbar. Das ermutigte sie ein wenig.

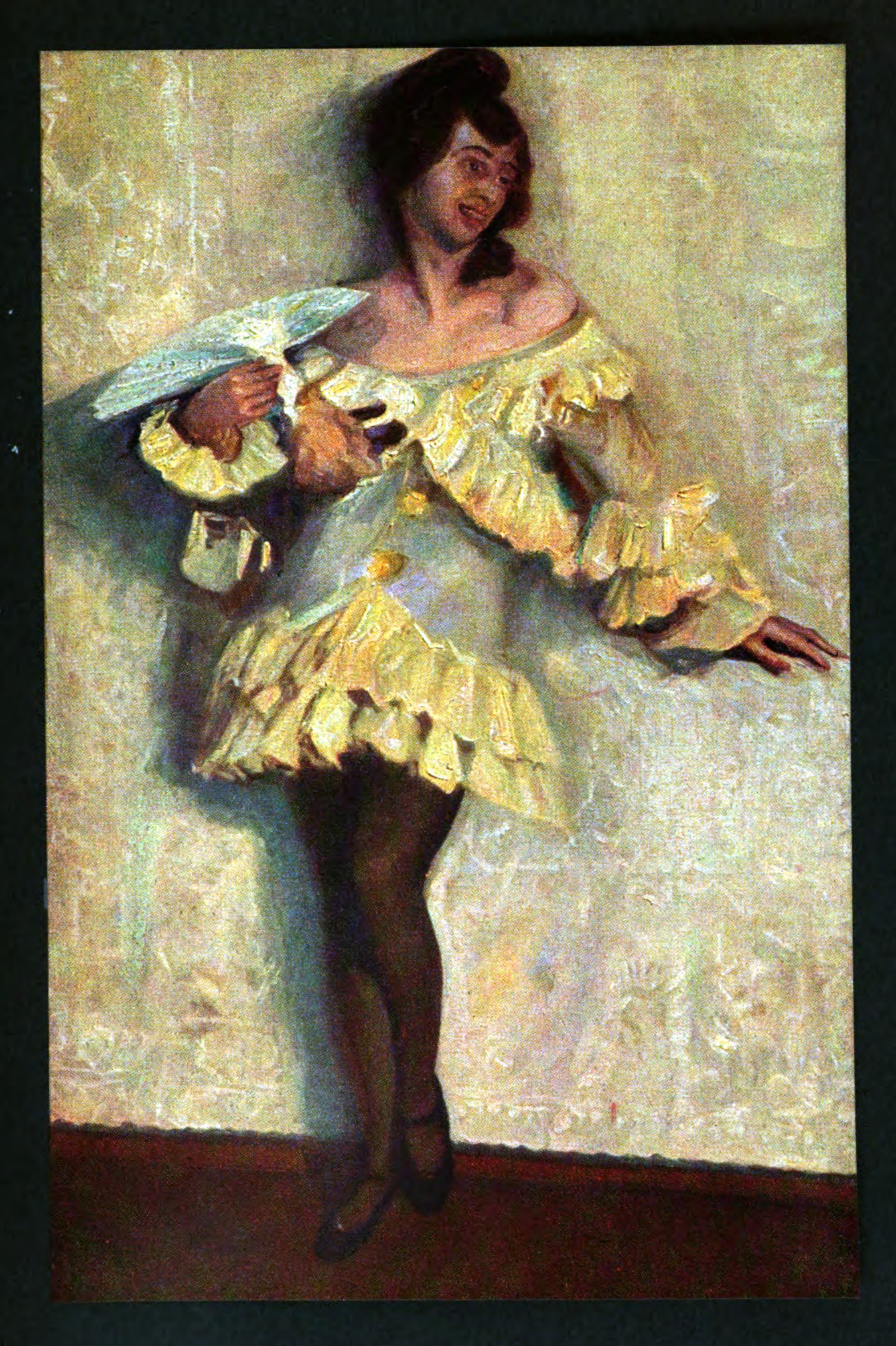
Wie eine Eidechse glitt sie jetzt ins Haus und befand sich unversehens in einem schwach erhellten Vorflur. Ein seltsamer Geruch herrschte hier, ein Geruch nach Katzen und Kolonialwaren. Kung war Händler, und dieser Raum schien sein Stapelplatz zu sein, von dem aus er die Dörfer der Regentschaft versorgte. Er zauberte mehr zu seinem Vergnügen und tat zuweilen ein Wunder, um die Eingeborenen von seinem Hause fernzuhalten. Das sparte Dienerschaft, und er war so viel auf Reisen.

Hille besah sich eine Weile die an den Wänden aufgeschichteten Kisten und Kasten, betastete einen bunten Kleiderrock, versetzte durch Anstoßen eine Papierlaterne in schwingende Bewegung — sie hatte die Gestalt einer ungeheuren Kröte — und trat dann entschlossen in das nächste Zimmer ein. Es schien verlassen; das Licht aus dem Garten brannte durch einen Vorhang, und die meisten Gegenstände sahen infolgedessen bernsteinfarben und unwirklich aus. Da streckte sich an der Wand ein langer, schmaler Kasten, der eine bedenkliche Ähnlichkeit mit einem Sarge hatte; eine graue Katze lag darauf und betrachtete das Mädchen mit beryllgrünem Blick. Staunend sah Hille, daß die Wände ein einziges großes Bilderbuch waren: Kung hatte sie mit gewebter Seide bespannt, und man bemerkte Schildkröten und Drachen, schreitende Einhörner und den Vogel Phönix. Auch Weinranken mit roten Beeren gab es und dazwischen Hasen und Damhirsche; Lotosblumen entfalteten ihre zarten Blätter, und von einem Wolken- und Donnermuster umgeben hockte in Tiergestalt die Göttin der Gefräßigkeit — wohl als abschreckendes Beispiel und Ermunterung zu einem mäßigen Leben. Das Bezauberndste aber waren allerlei Geräte, die auf einem Ebenholztischchen aufglänzten: eine azurblaue Vase in Zellenschmelzarbeit, Tassen aus Eierschalenporzellan und zwei enghalsige Schnupftabakfläschchen, deren Wandungen innen mit Apfelblüten bemalt waren.

„Freundliche Nachbarn finden, gleicht dem Finden eines Edelsteins!" sprach plötzlich eine Stimme. Kung war eingetreten, man konnte nicht sagen, wie er es vollbracht hatte. Sein glatter Schädel schwebte über dem Kinde, und Hille, deren Herz langsam anfing zu schwanken, streckte die Schale vor sich hin und sprach kein Wort. Der Chinese lächelte, fischte mit spitzen Fingern die ertrunkene Ente aus dem Wasser, schüttelte sie, daß die Tropfen sprühten, und ließ dann das Tierchen auf seinem Handteller herumspazieren.

„Füßchen vor Füßchen!" sagte er, und Hille glaubte zu sehen, wie das Geschöpf auf der gelben Hand herumwatschelte.

Nun streichelte der Mongole mit der Linken die Luft, und alsbald griff er eine rote Wachskugel, von der er ein Stückchen abbrach und an das Spielzeug heranbewegte.



Bildnis einer Tänzerin
Gemälde von Franz Potocki

Die Ente schlüpfte aus seiner Hand auf das Wasser und fuhr dahin wie ein Segelboot. Kung wedelte mit dem Zopf, und Hille klatschte in die Hände.

„Du bist ein großer Zauberer!" schrie sie, „ich wußte es, ich wußte es!"

Dies schien den alten Mann zu erfreuen, und er bemerkte geheimnisvoll, daß Elfenbein nicht aus den Kiefern einer Ratte wachse. Dann fragte er: „Willst du etwas von deinem Vater wissen?"

Hille nickte hastig — die Sehnsucht nach dem Verschwundenen kam in diesem fremden Hause wie eine Krankheit über sie. Es war ja so still, so beängstigend still hier, denn Kung schlich auf lautlosen Sohlen wie eine Katze, und nicht einmal das Summen eines Insektes ließ sich hören. Während sie auf einer hölzernen Bank Platz nahm, betastete der Chinese einen Schrank, der von Lack glänzte und auf dessen Flügeltüren mit Goldfarbe eine Landschaft hervorgebracht war, in jener eigentümlichen Staffelung, die alle entfernten Gegenstände in die Höhe rückt. Man sah einen Bach aus Perlmutter und Bäume von Korallen; aber ehe das Kind begriffen hatte, ob eine Figur am Rande des Gewässers Kung selber darstellte oder einen Kranich, sprang die Tür auf und eine Unzahl gelber Schiebladen erschien. Kung zog die oberste auf und entnahm ihr einen Napf mit Tusche, einen Haarpinsel und einen schmalen Streifen Saipapier. Nun begann er zu schreiben, in Grasschrift, weil er Eile hatte und auf Eleganz nicht verzichten mochte — Fliegenbeine und berstende Sonnen, wie es schien; Hille dachte, ob der Großvater Jan wohl ähnliche Kunststücke zustande gebracht hätte. Nach der Erklärung des Zauberers war dies ein Geisterbrief, und kaum hatte er's gesagt, als er bereits das mühsame Ergebnis seines Fleißes einer rasch entzündeten Flamme näherte. Ein Qualmwölkchen stieg auf und drang, wie zu hoffen war, in die zarten Gehirne der Unsichtbaren. Das Folgende spielte sich ab in rasender Schnelligkeit. Kung schleppte ein Sandelholztischchen herbei und bestreute es mit buntem Seesand. Hierauf stellte er sich auf die Zehen und erhob seinen riesigen Ärmel, worauf wie ein lebendes Wesen ein Aprikosenzweig in seine Hand kroch. Er flüsterte Unverständliches, und der Zweig fiel. Sofort wurde er aufgehoben und das auf dem Sande hervorgerufene Bild betrachtet.

Auch Hille trat an den Tisch heran und fuhr fast erschreckt zurück, als sie das Aussehen des Chinesen wahrnahm. Seine Augen waren jetzt verdreht, so daß man nur das Weiße sah, durchzogen von Adern und gelblich trübe, seine Backenknochen schoben sich hervor, und in dem halbgeöffneten Munde zitterte eine dicke Zunge. Es war kein Zweifel: an diesen Zauber glaubte Kung selber, und jemand, der nicht zu sehen war, hatte ihn beim Schopf. Allmählich begann er zu singen, Klangfolgen, die herausströmten aus kaum geöffneten Lippen, wobei er mit beweglichen Händen nach rechts und links grüßte und dennoch die Vogelbeeraugen krampfhaft auf die Sandspur gerichtet hielt. Plötzlich zerblies er das Bild und warf den Aprikosenzweig wiederum empor. Dies wiederholte er, und jedesmal schien ihm irgend etwas den Schädel zu zersprengen, wenigstens betastete er zuweilen mit verzerrtem Gesicht seine Schläfe und sah das Kind kläglich an. Dann aber schien er Gewißheit zu besitzen, seine Haut glättete sich, und er machte sich daran, mit einem Handbesen den Sand zusammenzufegen — in einer traumhaften Weise, als seien seine Gedanken ausgegangen und noch nicht zurückgekehrt.

Das Kind hatte die Sandspuren ohne Verständnis angeschaut. Das erstemal glichen sie zwei Kerzen, deren eine mit geneigter Flamme der andern zuwehte, danach schienen Tiertritte über die Ebene zu laufen und zuletzt war etwas eingeprägt wie eine Schale.

„Sage mir, wo der Vater ist," rief Hille endlich und sah bittend zu dem Zauberer auf. Aber der stützte die Hände auf den Tisch und murmelte: „Sah ihn laufen wie einen, der Liebe sucht — aber wen begehrt er? Die Wächter singen davon auf den Reisfeldern ... es ist eine Frau, die Westen in Osten verwandelt, Menschen krank und Pferde erschöpft macht. Er schritt durch den Alang und kam nicht wieder — Durst ist über der Erde — Fieberglut im Tal und Öde auf den Bergen. War er der erste? Er wird nicht der letzte sein. Die Unsichtbaren verhüllen das Ende ..."

„Kung, ich verstehe deine Sprache nicht mehr," klagte das Kind. Der Chinese hatte in den Lauten der Heimat geredet und sah jetzt auf, als erwache er. Liebreich wandte er sich der Kleinen zu: „Der Vater wird wiederkommen, wann es ihm gefällt. Er ist stark wie ein Drache und klug. Geh heim und warte — er denkt schon an dich und an das Wasser in deiner Schale denkt er auch. Geh, Tochter, Kung muß allein sein, denn die Geister haben ihn besucht."

Damit trieb er das Kind davon, mit sanften Händen, mit aufgetanem Herzen, denn er beschenkte Hille, indem er auf dem Flur in eine Kiste griff, in der allerlei Spielwerk versammelt war; er gab ihr ein Stück

kandierten Ingwer und ein Schächtelchen mit Blumen aus dem Mark der Sonnenrose, aber er drängte sie hinaus, als fürchtete er, an ihrem weiteren Schicksal teilzuhaben.

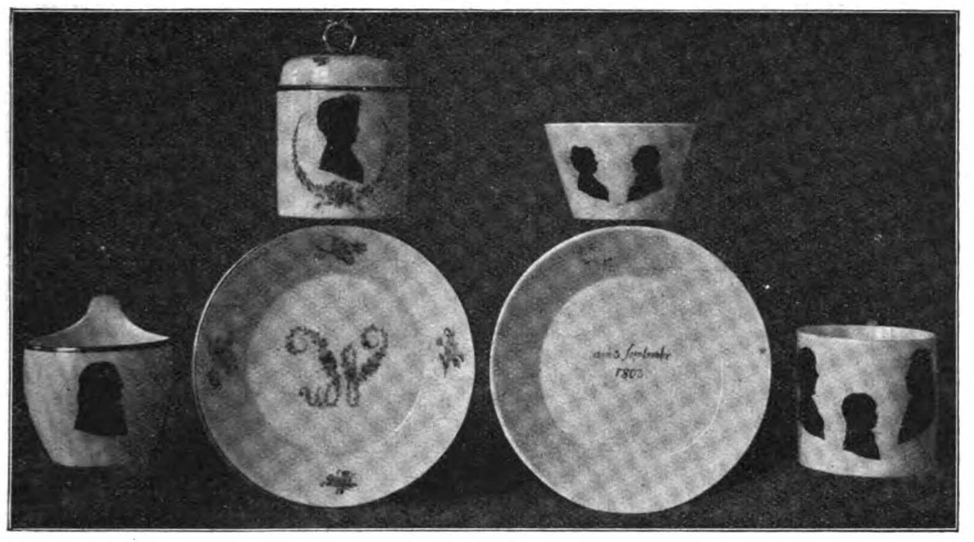
So stand sie im Garten und war überzeugt, daß seine Augen durch die Spalten des Vorhanges ihr folgten. Lange stand sie, beglückt über ihre Schätze, die Schale wiegend, in der die Ente schwamm wie ein Segelboot. Aber plötzlich rief sie laut, laut wie in Angst: „Vater, Vater ..."

Nein, sie konnte nicht heim — sie mußte den Vater suchen und würde ihn finden. Die Vorstellung, daß er dürste, beherrschte sie plötzlich; sie erinnerte sich, wie matt und verschmachtet er oft heimgekehrt war. Eilig lenkte sie ihre Schritte dem Dorfwalde zu.

Später haben die Eingeborenen oft davon gesprochen, wie sie an diesem Tage Hille Verbrechten durch das Dorf laufen sahen — nicht als habe die Sonne sie gerufen, sondern der Mond. Sie sah geradeaus und blickte zuweilen das Wasser an, das sie trug, aber ob eines Menschen Gestalt über ihren Weg trat, ob eine Katze sich raschelnd im Gebüsch verbarg, ob das lockergewebte Laub der Durenbäume silbern im Winde flog oder ob die Verzauberung des Mittags alles, was auf der Insel wuchs, erstarren ließ — sie hat es nie sagen können. Sie wurde fortgerissen, in Schatten getaucht, in Glut eingesenkt, sie flog dahin wie eine Flaumfeder, taumelnd und einem unbekannten Ziele zustrebend. Einmal nur blieb sie erschöpft stehen, und die Betäubung fiel von ihr ab; das war, als sie an dem abgestorbenen Feigenbaum vorüberkam. Er ragte laublos, ruinenhaft in den grellen Tag und trug wohl hundert schwarze Früchte. Die Früchte verbreiteten den scharfen Dunst von Ammoniak, sie krümmten sich, vollbrachten ein klägliches Gezirp, und Hille wußte plötzlich, daß dies keine Feigen, sondern fliegende Hunde waren. Warum verweilte sie? Weil der Vater oft von diesem Baum gesprochen hatte, ja er hatte ihr gesagt, daß sie sich einmal zusammen die abenteuerliche Brüderschaft betrachten wollten. Nun hatte sie den Baum selber gefunden — mußte nicht auch der Vater in der Nähe sein? Sie zögerte und ließ ihre Blicke voller Unbehagen umherwandern; da gab es keine Bewegung als ein gelegentliches Geflatter, wenn eins der Tiere von dem andern verdrängt ward. Aber zuletzt begann doch einer einen schwerfälligen Flug, hatte wohl geträumt, daß es Abend sei und fühlte sich daher angesogen von fernen Urwäldern. Aber statt dem Feigenparadies zuzufliegen, kehrte er um und hing sich als ein trübseliges Wahrzeichen an den höchsten Ast des Baumes.

Hille war fest überzeugt, daß der Kalong ihr den Weg gezeigt habe; sie wechselte die Richtung und überschritt, eine einsame Gestalt, die gleißende Hochebene. Sie verschmähte den Schatten der Tamarinden, der Dorfwald sank langsam in die Erde, die Sawahfelder ertranken hinter einer Sandwelle, nur der Alang stieg empor, das Todesmeer, über Meilen hingebreitet wie kochendes Blei. Aber auch dieses Flimmern funkelnder Sterne, fechtender Schwerter, zerreißender Glanzfäden ging wieder unter, das Meer verwandelte sich in eine Halmwildnis, und plötzlich stand das Kind vor jenem Pfad, der röhrenförmig den Eingang öffnete in das unbekannte Land. Hier mußte der Vater verschwunden sein. Sie kniete auf dem Boden nieder und dachte, neben dieser Schale mit Wasser zu warten — einen Tag, viele Tage — bis sie den wohlbekannten Schritt hören würde. Aber kaum hatte sie einen Blick auf den Sand geworfen, als sie, ins Unheimliche vergrößert, jene Spuren erblickte, die der weissagende Aprikosenzweig auf dem Zaubertisch des Chinesen eingedrückt hatte — Spuren riesiger Tiere! Zugleich hörte sie ein dumpfes Stöhnen.

Einen Augenblick dachte sie an den Tiger; dann aber war sie gewiß, daß ein Mensch auf allen vieren aus dem Alang hervorkroch, ein Mensch, der zerrissene Kleider trug und unfähig schien, sich aufzurichten. Hände und Gesicht bluteten, die Augen quollen hervor und die Zunge ließ er hängen wie ein Hund. Und dann kam über sie ein Erkennen, und sie schrie wie ein Reh, das von Leoparden gejagt wird; es war, als ob all das Grauen, das in den Augen jenes Mannes geschrieben war, in einem Augenblick hineinströmte in ihr Herz. Jetzt lief sie, als gälte es das Leben, jetzt kniete sie neben dem Verschmachtenden und reichte ihm die Schale. Und er trank, während er mit entzündeten Augen weinte und mit blutiger Hand tastete nach ihrer Hand. Hierauf war es, als ob er ganz zusammenbrechen wollte; er kämpfte mit dem Schwindel, vielleicht mit dem Tode — dann nannte er plötzlich ihren Namen, immerzu ohne Aufhören, und liebkoste sie. Sie konnte nicht sprechen, sie fühlte, daß es Stunden gibt, die keine Worte haben. Endlich stand er auf, Melis Verbrechten, der Mann, der selbst nach dieser Nacht noch als ein Scheinbild der Kraft erschien; aber wie seltsam war es, daß ihm, als er den kurzen Heimweg überschaute, ein Zittern ankam. Schwerfällig tastete er nach der Hand des Kindes und sprach: „Führe mich heim ... in unser Haus ... mein Kind."

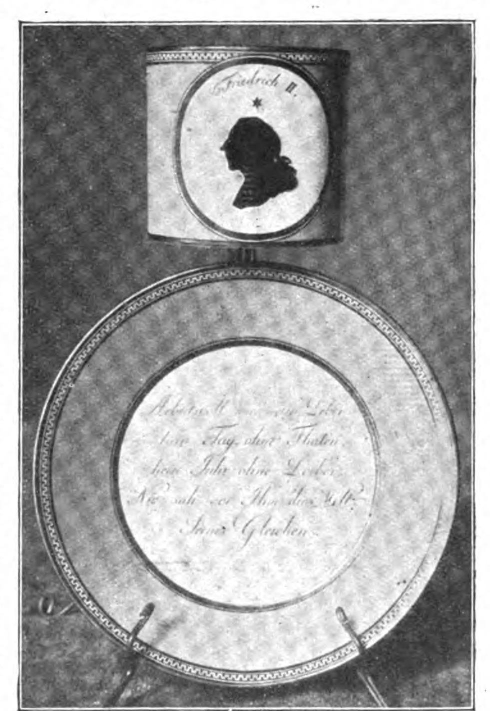


Silhouettentassen gemalt von S. Mohn. Um 1803

Silhouettenbildnisse auf Berliner Porzellan. Von Dr. Georg Lenz

L'art de silhouetter est admirable. Il explique si bien le proverbe qui dit:
A combien de visages il est favorable. Tout chat est noir pendant la nuit.
(Unter einem Chodowieckischen Kalenderkupfer a. d. Jahr 1780)

Älter als alle Zeichnung und Malerei ist die bescheidene Kunst des Schattenrisses. Ins Goldene Zeitalter verlegt die Sage ihren Ursprung, als arkadische Schäfer zuerst der Liebsten Schatten im Sande nachzeichneten. Vielleicht auch, wenn wir der Erzählung des Plinius folgen wollen, gebührt der Ruhm der Erfindung einer schönen Töpferstochter der griechischen Vorzeit, die in bewegter Abschiedsstunde an der Wand ihres Kämmerleins den Profilschatten ihres Geliebten gewahr wurde und, einer Eingebung ihrer Liebe folgend, seine Umrisse mit einem Griffel festbannte.



Gedenktasse auf Friedrich den Großen. Um 1790
(Hohenzollern-Museum, Berlin)

Rührsam wie diese Vorspiele ist der weitere Verlauf der Geschichte dieser primitiven Kunst. Es ist kein Zufall, daß sie ihren Höhepunkt in einer Zeit erreicht hat, die wie keine andere sentimentalen Stimmungen ergeben war. In jener empfindsamen Periode des 18. Jahrhunderts, die über Werthers Leiden ungezählte Tränen der Rührung vergoß, wurde der Schattenriß eine Modeleidenschaft, die Jahrzehnte hindurch im Salon und am Familientisch das gesellige Leben beherrschte. Es hängt das zusammen einmal mit dem Stilwillen jener Tage, der vom heiteren Schnörkelspiel des Rokoko hinweg zur stillen Schönheit der Antike strebte und die ungezierte Natürlichkeit über alles stellte. Überdrüssig der „gezwungenen Mie-

nen, des tanzmeisterlichen Anstandes und des abgeschmackten Prunkes", den man jetzt den Bildnissen der Rokokozeit zum Vorwurf machte, verehrte man in den Schattenbildchen ihre anspruchslose Schlichtheit, und gern verglich man sie den schwarzen ‚Hetrurischen Figuren' auf den altgriechischen Vasen, die unter dem Einfluß der antikisierenden Richtung etwa zur gleichen Zeit zu einem beliebten Schmuckmotiv des Kunstgewerbes wurden.

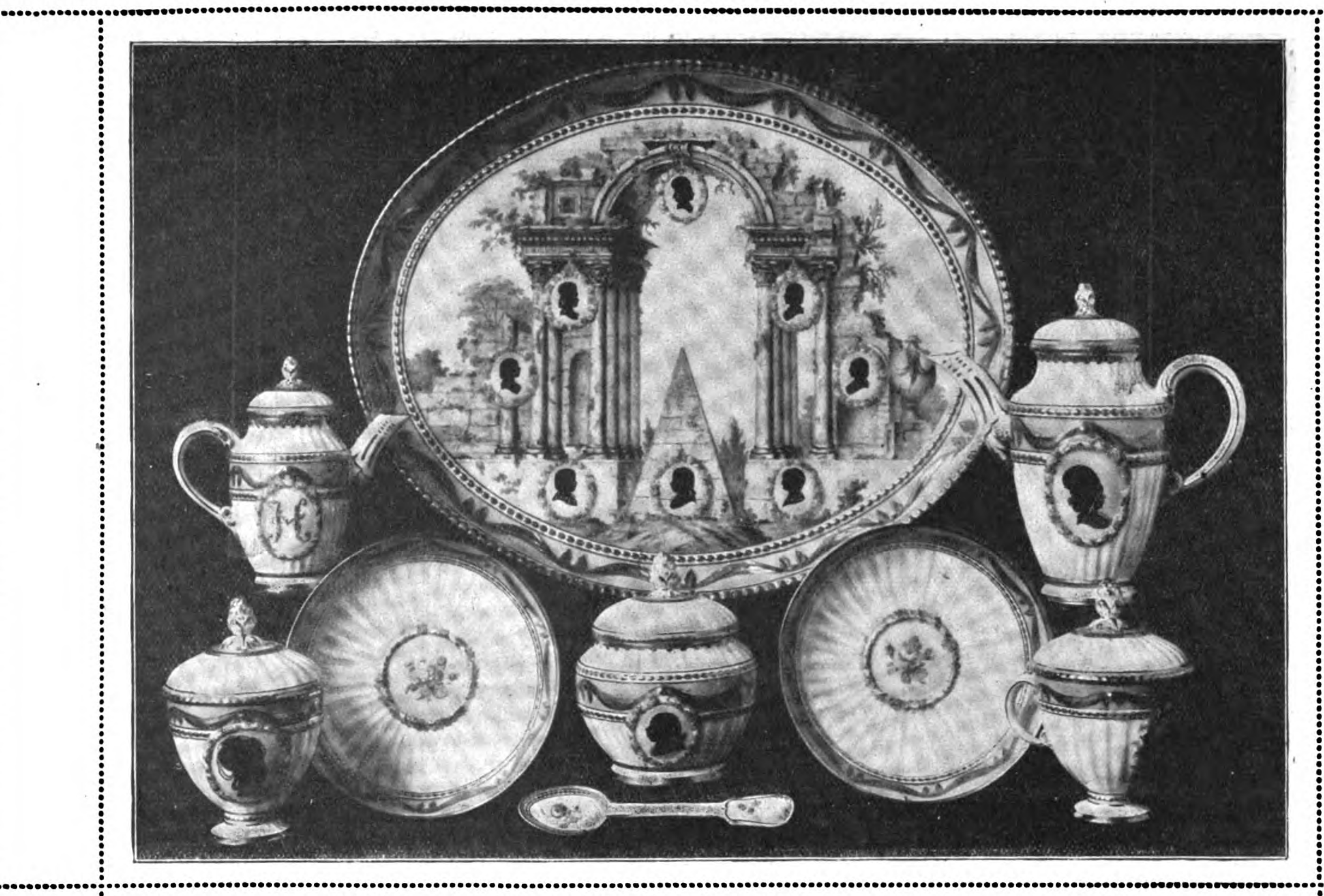


Tasse mit Silhouette, Namenszug und Datum „den 20. Januarii 1782" auf der Schale (Sammlung Lippmann, Berlin)

Einen noch weit größeren Anteil an der begeisterten Aufnahme der Silhouette hat sodann eine andere mit großer Leidenschaft betriebene Liebhaberei des 18. Jahrhunderts, nämlich die sogenannte ‚Physiognomik', der unterhaltsame, ein wenig anmaßende Sport, aus der Physiognomie des lieben Nebenmenschen sein Wesen und seinen Charakter ablesen zu wollen. Die Philosophen der Aufklärungszeit hatten dieses Interesse durch scharfsinnige Betrachtungen über die Einwirkungen des Seelenlebens auf die Gesichts- und Körperbildung des Menschen geweckt. Die Erkenntnis, daß der Körper der Spiegel der Seele sei, hatte die Gemüter wie eine Offenbarung erfaßt, und eingehend wurde die physiognomische Bedeutung aller Einzelteile, besonders des Gesichtes, erörtert. „Auf der Stirn," schreibt — um ein Beispiel aus der umfangreichen physiognomischen Literatur dieser Zeit herauszugreifen — Herder in seiner 1778 erschienenen ‚Plastik', „wohnt Licht, dunkler Kummer und Angst, und Dummheit, Unwissenheit und Bosheit. Kurz, wenn wir Gesinnung des Menschen meinen, so ist dies, glaub' ich, die leuchtende eherne Tafel. Ich weiß nicht, wie je einem Anblikkenden eine Stirn gleichgültig sein kann. Hinter dieser spanischen Wand singen doch einmal alle Grazien und hämmern alle Zyklopen, und sie ist von der Natur offenbar selbst gebildet, daß sie das Angesicht solle leuchten oder verdunkeln lassen." Und von der Oberlippe sagt er: „Jedermann weiß, wieviel die Oberlippe über Geschmack, Neigung, Lust- und Liebesart eines Menschen entscheide; wie diese der Stolz und Zorn krümme, die Feinheit spitze, die Gutmüdigkeit ründe, die schlaffe Üppigkeit welke; wie an ihr mit unbeschreiblichem Zuge Liebe und Verlangen, Kuß und Sehnsucht hange, und die Unterlippe sie nur schließe und trage; ein Rosenkissen, auf dem die Krone der Herrschaft ruht. Wenn man etwas artikuliert nennen kann, so ist's die Oberlippe eines Menschen, wo und wie sie den Mund schließt." Durch die Silhouette wurde nun naturgemäß die Profillinie des Menschenantlitzes, deren scharfe naturgetreue Wiedergabe ihre eigentliche Aufgabe ist, zum Gegenstand der liebevollsten Beobachtung. Man hielt sie für die ‚Hauptlinie der physiognomischen Deutung', in der die ganze Physiognomie des Menschen konzentriert sei. „Man sieht," schreibt ein Silhouettenschwärmer in der 1780 erschienenen ‚Ausführlichen Abhandlung über die Silhouetten und deren Zeichnung, Verjüngung, Verzierung und Vervielfältigung', „gleichsam die Seele auf der charakteristischen Profillinie auf- und abschweben. Man vermutet Bewegung vom Kopf und Sprache von den Lippen. Man spüret ein geheimes Verlangen, den Kopf, den uns die Abschattung so nahe an die Natur und an das Leben grenzend vorstellet, wirklich zu sehen. Man wünschet ein Zauberwort, um

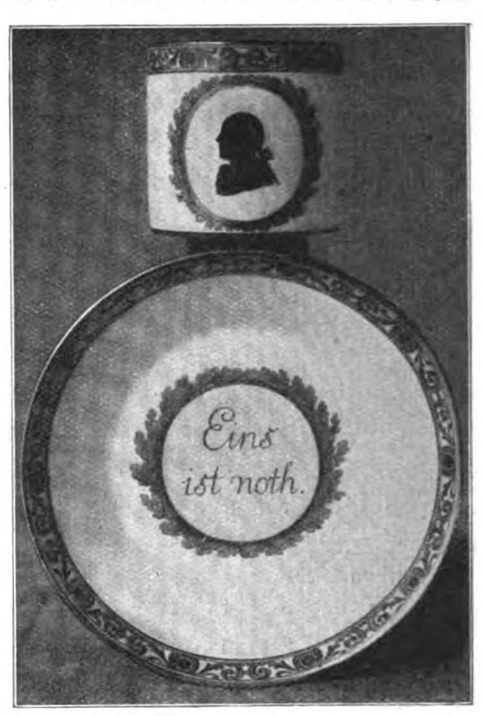


Einsetzdeckeltasse. Um 1782
(Museum für Kunst- und Kunstgewerbe, Hamburg)

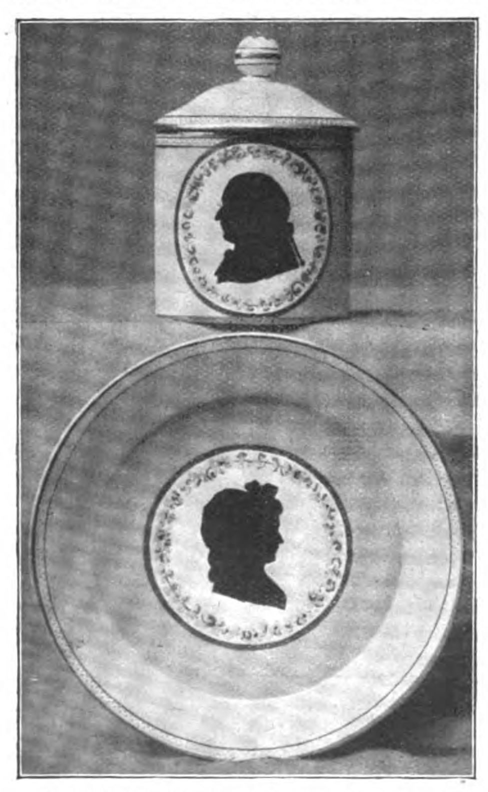


Kaffeegeschirr mit Silhouettenbildnissen. Um 1782. (Württembergisches Landesmuseum, Stuttgart)

Schatten in Wirklichkeit umschaffen zu können. So viel Macht hat eine einzige unmittelbar von der Natur entlehnte charakteristische Linie über unsere Empfindungen!" Zu einem weitmaschigen System wurde endlich diese Ausdeutung der menschlichen Züge von dem Freunde Goethes Johann Caspar Lavater ausgebaut, der im Jahr 1775 mit der Herausgabe seiner berühmten ‚Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe' begann. Mit einer Fülle von Schattenrissen ausgestattet, an denen Lavater seine seltsamen Ideen zu erläutern suchte, hat gerade dieses Werk unendlich viel zur Verbreitung der Silhouettenmode beigetragen. Wie gründlich sein Verfasser zu Werke ging, mag der folgende Leitsatz veranschaulichen: „Man kann," schreibt er, „an jeder Silhouette neun horizontale Hauptabschnitte bemerken: den Bogen des Scheitels bis zum Ansatz des Haares, den Umriß der Stirn bis zur Augenbraue, den Raum von der Augenbraue bis zur Nasenwurzel, die Nase bis zur Oberlippe, die Oberlippe, die eigentlichen Lippen, das Oberkinn, das Unterkinn, den Hals, sodann auch noch das Hinterhaupt und den Nacken. Jeder einzelne Teil dieser Abschnitte ist an sich ein Buchstabe, oft eine Silbe, oft ein Wort, oft eine ganze Rede der wahrheitredenden Natur.



Silhouettentasse mit Sinnspruch. Um 1790
(Sammlung Lippmann, Berlin)



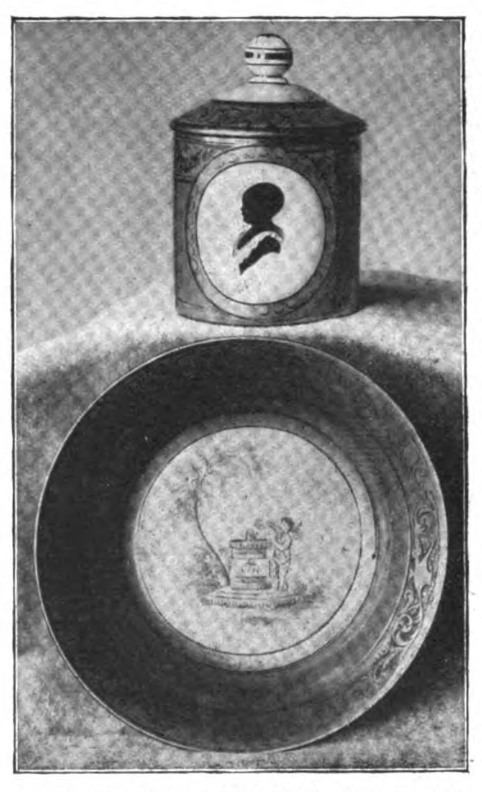
Silhouettentasse mit grünem Grund. Um 1795
(Sammlung Foerster, Berlin)

Wenn alle diese Abschnitte harmonieren, so ist der Charakter so offenbar, daß Bauer und Kind ihn aus der bloßen Silhouette kennen kann. Je mehr sie kontrastieren, desto schwerer die Entzifferung des Charakters."

Lavaters System ist auf einer Binsenwahrheit aufgebaut, die allein den ungeheuren allgemeinen Erfolg erklären kann, der ihm beschieden war. Wer möchte zweifeln, daß der Mensch durch seine Leidenschaften und seine Gewohnheiten, durch sein geistiges und seelisches Erleben selbst die Züge seines Antlitzes, ja seinen Körper bis in die feinsten Hautgewebe hinein bildet und formt? Aber die Natur ist doch zu vielgestaltig, als daß es möglich wäre, hier ihrer Wirksamkeit bis in die Einzelheiten nachzuspüren oder gar ein System zu ergründen, an das sie gebunden sei. Es gilt hier das Goethewort: „Geheimnisvoll am lichten Tag Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben, Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag, Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben." Der beste Menschenkenner wird bei der Deutung menschlicher Physiognomien durch seine subjektiven Grenzen beschränkt bleiben und immer wieder neue, überraschende Erfahrungen machen. Und doch gibt es vielleicht kein Gebiet, auf dem sich die Anmaßung unreifer Jugend, moralisierender Splitterrichterei und faden Schwätzertums so breit macht wie auf dem der Menschenbeurteilung. Es ist denn auch kein

Wunder, daß im Gefolge des feinsinnigen Züricher Pastors sich die törichtsten Geister zusammenfanden, die mit ihrem Physiognomisieren sich nur lächerlich machten. Das komischste unter den Produkten dieser Lavater-Jünger ist vielleicht die 1784 anonym in Leipzig erschienene ‚Galerie edler deutscher Frauenzimmer mit getroffenen Schattenrissen', deren Verfasser, ein gewisser Geißler, in den ‚Büsten Berlinischer Gelehrten' als ‚ein verunglückter Student, einer der erbärmlichsten Skribler im ganzen heiligen Römischen Reich' bezeichnet wird. „Deutschland wurde," schreibt dort 1787 ein temperamentvoller Kritiker, „mit physiognomischem Unsinn heimgesucht, Schattenrisse versandte man von Stadt zu Stadt, und entlaufene Bediente, Barbiergesellen u. dergl. reiseten im Lande umher, Profile von Menschenköpfen abzuzirkeln. Alle glaubten Lavaters System, nur für Geister seiner Größe faßlich, ganz durchschaut zu haben; alle sprachen von der Physiognomik als einer göttlichen Kunst, wo man auf einen Blick den Menschen erkenne, ob er gut oder böse sei. Kaum hatten sie einen Schatten entworfen, und ihm vermittels des Storchschnabels eine regelmäßige Gestalt gegeben, so beurteilten sie daraus die Klarheit des Geistes, die Stärke des Verstandes; da sollten die Wellenlinien eines Gesichts die Redlichkeit, die gewölbte Stirn den Verstand, und die Habichtsnase den großen Geist unbedingt bezeichnen; und hatte nun jemand zum Unglück sich in der Jugend die Nase entzweigefallen, so daß sie eine krumme Linie beschrieb, so war er geradezu ein Bösewicht — und so wurde umgekehrt der größte Bösewicht zum Engel erhoben, wenn seine Stirne gewölbt, die Nase gebogen war. Nachdem diese Scharlatanerie viele Jahre gedauert, in allen Städten solche unnütze Subjekte ihre Schilder ausgehangen, und das leichtgläubige Publikum betrogen, auch, wie man wohl in Berlin sah, zu heimlichen Zusammenkünften Anlaß gegeben hatten: behauptete die Vernunft ihre Rechte wieder und verlachte die Schattenrißmännerchens."

Nun, dem mag sein, wie ihm wolle. Wenn wirklich die Silhouettierpraxis sich zuweilen auf der Stufe etwa der Kartenlegerei befunden hat: in der Geschichte des Kunstgewerbes möchten wir die liebenswürdigen Erzeugnisse dieser ‚schwarzen Kunst' gewiß nicht missen. In den Pariser Salons tauchten sie schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts auf. Hier wurden sie auf den Namen des Finanzministers Etienne de Silhouette getauft, der infolge der strengen Maßnahmen, durch die er die zerrütteten Staatsfinanzen aufzubessern bemüht war, in der verwöhnten Pariser Gesellschaft zum Inbegriff der Sparsamkeit und Filzigkeit geworden war. Indem man ihn jetzt auf die Schattenrisse — und wohl auch auf andere billige Nichtigkeiten — anwandte, wollte man damit deren Armseligkeit und Bescheidenheit verspotten. Gerade der Spottname aber scheint die Beliebtheit der Silhouette gefördert zu haben. Es entstand in Paris bald eine umfangreiche Silhouettenindustrie. Sinnreiche Apparate wurden konstruiert, welche die Übertragung der Profillinie auf das Papier mit peinlichster Genauigkeit in wenigen Minuten ermöglichten. Die Verkleinerung des Umrisses wurde dann ebenso schnell mit Hilfe des Storchschnabels bewerkstelligt.



Tasse mit der Silhouette Friedrich Wilhelms IV. im Kindesalter (Stadtschloß, Potsdam, Wohnung der Königin Luise)

In Berlin fand die neue Mode wohl erst in den siebziger Jahren Eingang. Aber auch hier ist sie, wie wir sahen, schnell zu einer förmlichen Manie geworden. „Diese Torheit nahm," schreibt ein unduldsamer Zeitgenosse, „schnell überhand, und man fand überall nichts als Schattenrisse sowie eine Menge Menschen, die dergleichen verfertigten, auch wohl gar, da sie dadurch mehr zu gewinnen wußten, deshalb ein nützliches zuvor getriebenes Gewerbe verließen. Die wirklichen Künstler, welche durch gewöhnliche Abbildungen der Menschengesichter bis dahin Brot gewonnen hatten, gerieten darüber in nicht geringe Verlegenheit und in Mangel an Beschäftigung, weil ein jeder aus Neuerungssucht dahin gerissen wurde, und zufrieden war,

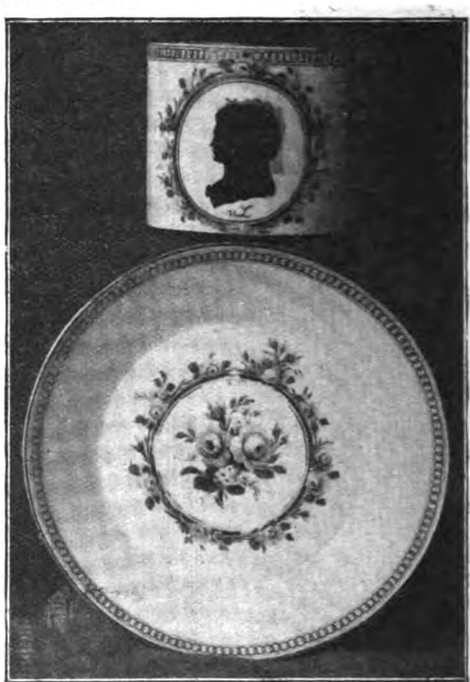


Deckeltasse mit dem Bildnis Friedrichs des Großen. Um 1785 (Im Besitz der Gräfin von Roedern, geb. von Dallwitz)

sich in einem Schattenrisse, wofür man einige Groschen bezahlte und also sehr wohlfeil wegkam, abgebildet zu sehen. Daß aber selbst Personen von Rang, Bildung und besseren Kenntnissen sich herabließen, dieser Torheit zu frönen, war eine seltene Erscheinung, die zu allerlei Bemerkungen in Rücksicht der Kunst Anlaß geben kann und mag."

Doch genug der allgemeinen historischen Berichte über die Silhouette, deren Geschichte in neuerer Zeit wiederholt wissenschaftlich behandelt worden ist. Hier soll zum ersten Male eingehender von der Verwendung der Abschattungen in der Keramik, und zwar in Sonderheit auf dem Kaffeegeschirr der Berliner Königlichen Porzellanmanufaktur die Rede sein.

Die kunstgewerbliche Verwertung der Silhouette ist sehr vielseitig gewesen. Neben den geschnittenen oder getuschten Schattenbildchen, die in zierlich gemalten oder gestochenen Umrahmungen als Wandschmuck dienten, finden wir solche kleinen und kleinsten Formats, die als Einsätze in Dosen, Berlocks, Ringen u. dergl. besonders beliebt waren. Für diese dienten die verschiedensten Techniken; sie wurden auf Elfenbein gemalt oder auf Kupfer emailliert oder in der Weise hergestellt, daß man geschliffene Glasplättchen auf der Rückseite mit einer Metallfolie belegte, aus der das Profilbild herausgeschabt und dann schwarz hinterlegt wurde. Gerade diese meist auf Goldgrund angefertigten Glassilhouetten scheinen für Schmucksachen der genannten Art besonders bevorzugt gewesen zu sein; eine ihnen eigentümliche Verwendung bestand darin, daß man sie in geschliffene Gläser und Pokale einsetzte. Es ist nur natürlich, daß auch die Porzellanmaler dieses neue Ziermotiv sich nicht entgehen ließen.



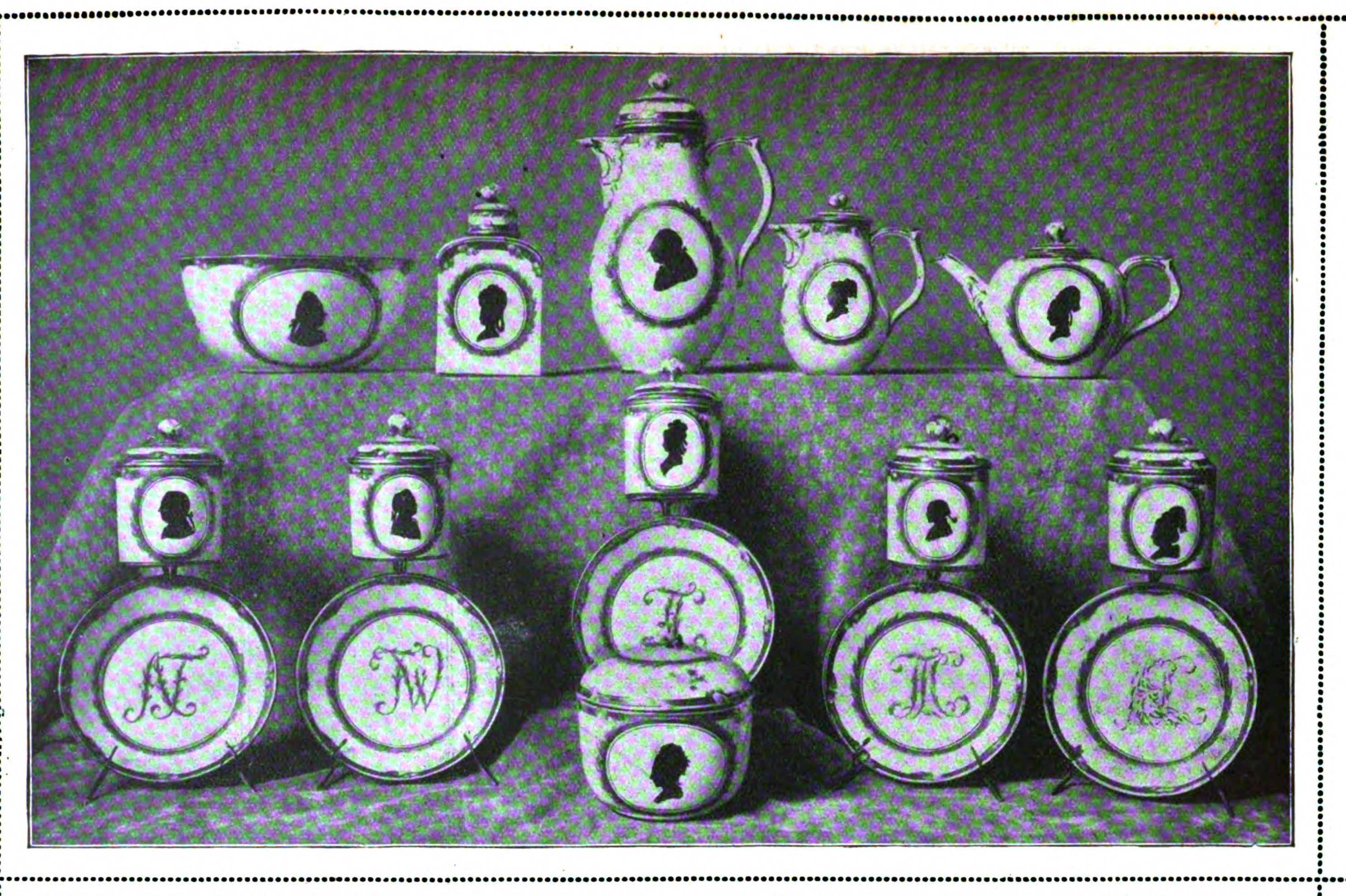
Silhouettentasse. Um 1790 (Sammlung Lippmann, Berlin)



Tasse mit Silhouette und Wappen. Um 1782 (Württembergisches Landesgewerbemuseum, Stuttgart)

Hier leiten die Silhouettentassen ein gefühlvolles Kapitel der Geschichte des Kaffeezeuges ein, das erst in der Biedermeierzeit sein Ende findet: das Kapitel der sentimentalen Tasse, die zu Geburtstagen oder anderen festlichen Gelegenheiten der Braut von dem Bräutigam, den Eltern von den Kindern, dem Freunde von dem Freund zum Geschenk gemacht wurde und deren Dekor in möglichst sinnreicher Weise die zarten Beziehungen zwischen dem Spender und dem Beschenkten andeuten mußte.

Will man sich eine Vorstellung machen, mit welchen innigen Empfindungen in dem Jahrhundert der Freundschaft gerade die Silhouettentassen betrachtet und benutzt

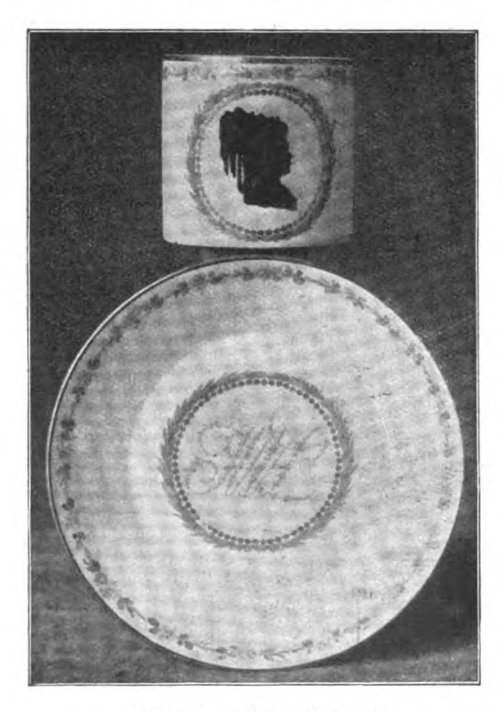


Frühstücksgeschirr mit den Bildnissen und Namenszügen Friedrichs des Großen und der königlichen Familie (zur Erklärung der Bildnisse vgl. S. 657)
Um 1700. (Hohenzollern-Museum, Berlin)

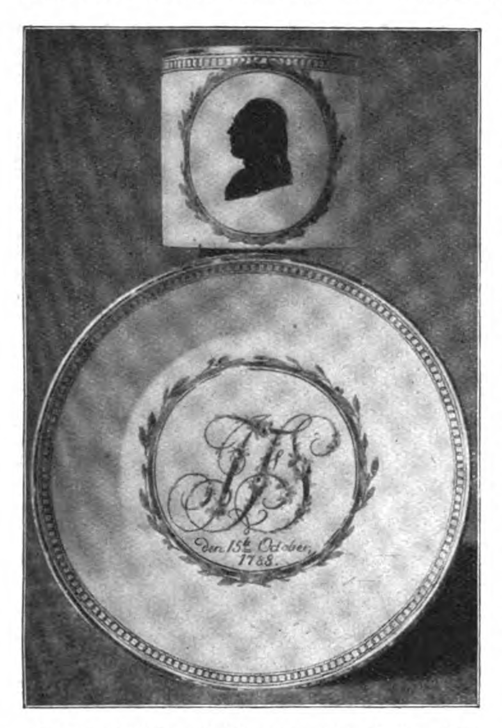
wurden, muß man die ‚Physiognomischen Reisen‘ von Musäus nachlesen. In diesem damals vielgelesenen Buch, in dem der liebenswürdige Märchendichter mit viel Humor die Mode des Physiognomisierens und Silhouettierens ad absurdum zu führen sucht, läßt er seinen Helden in einem Wirtshaus eine reizende Silhouettentassengeschichte erleben, die wenigstens in gekürzter Form in diesem Zusammenhang nicht fehlen darf. „Fand in der Wirtsstub,“ so erzählt der physiognomische Reisende, „einen Passagier beym Thee, einen feinen jungen Mann; hielt die Händ' ineinander geschlungen; sah vor sich weg immer auf ein Fleck, und schien's nicht zu bemerken, daß ich ihn grüßet'. Ich vermeint', er verricht' sein Morgengebet, welches mir wohlgefiel, weil's eine seltene Erscheinung ist. Ich wollt' den Mann in seiner Andacht nicht stöhren, saß gegen ihm über, und macht indes von seinem Gesicht folgende physiognomische Projektion: ‚Kein Dichter; die Stirn hat zu feste Knochen, um dichten zu können, sonst unverworren, offen, hellsehend, aber nicht tiefgrabend. Die Nase ist keine der lustigen, das mehr zusinkende Auge verschließt Empfindung in sich selbst. Im Munde kalter Schmerz eines stillen Dulders. Im ganzen Gesicht nichts von Kraftwesen.‘


Deckeltasse mit Silhouette und königsblauem Grund (Sammlung von Ostermann, Darmstadt)

„Wir vollendeten beyde unsere stillen Betrachtungen zu gleicher Zeit; der Fremde schlürfte seine letzte Tasse, grüßte mich nun freundlich und packte sein klein Theeservice, das ihm eigenthümlich zugehörte, wieder ins Futteral. Bey dieser Gelegenheit entdeckt' ich, daß diese Geräthschaft mit Silhouetten-Malerey gezieret war. Des war ich froh, fehlt' wenig, daß ich dem Unbekannten ein physiognomisch Huzza zugerufen, wie die englischen Schiffer pflegen, wenn sie sich auf einer Seereise begegnen; denn ich meint, er sey ein physiognomischer Glaubensgenoß, hielt doch an mich, weil mich diese Vermutung oft getäuscht hatt'. Zog aus meiner Schreibtafel einige Abschattungen hervor,


Silhouettentasse. Um 1790
(Museum für Kunst und Kunstgewerbe, Hamburg)


Silhouettentasse. Um 1790
(Sammlung Lippmann, Berlin)



Silhouettentasse mit Namenszug F. S. Um 1788
(Sammlung Lippmann, Berlin)

die ich mir vorgenommen hatt' als das physiognomische Schiboleth, woran ich einen wahren Sohn der Kunst erkennen wollt, zu brauchen.

‚Herr,' sprach ich, ‚Sie haben da eine artge Manier, seh ich, Silhouetten auf Porzellan zu fixiren, daß sie der Zeitverwüstung widerstehen. Eine herrliche Erfindung! Ohne Zweifel sind Sie ein Physiognom, — wie lesen Sie diese Schattenköpf', die ich Ihnen hier vorlege?'

„‚Wie ich sie lese, mein Herr? — die kan ich nicht lesen; es ist ja kein Geschriebnes. Aber Doktor Luthers Bildnis, das ich zu Hause unter Glas habe, kan ich wohl lesen. Das hat ein künstlicher Schreibmeister in Schrift verfaßt, und aus den sechs Hauptstücken des Catechismus den ganzen Doktor Luther zusammengesetzt, daß die sieben Bitten nebst ihrer Auslegung gar deutlich in den sieben flammenden Haarlocken herunter wallen.'

„Ich rafte meine Schatten flugs zusammen, sah wohl, daß der Mann ein physiognomischer Idiot war, der nicht einmal Korb und Eimer zu unterscheiden wußt'. ‚Wie kommts,' frug ich weiter, ‚daß Sie Geschmack an dieser Tassenverzierung finden, da Ihnen die physiognomische Kunst ganz fremd zu seyn scheint?'

„‚Die Kunst überlaß ich dem Fabrikmaler; aber mit den Abschattungen auf dieser Mundtasse hat es eine gewisse Bewandniß. Ich bin ein Kaufmann. Meine einheimischen Geschäfte reißen mich oft in meinem Hauße, aus dem Zirkel der Meinigen, der für mich so mächtigen Zauberreiz hat; doch die Morgenstunde beym Thee laß ich mir auf keine Weise nehmen. Diese ist dem Eheglück heilig, da ruhen alle Sorgen und Geschäfte des Tages; ich denke, sehe, empfinde nichts als meine Gattin und Kinder; das sind die Augenblicke, wo wir uns des Lebens zusammen freuen. Mit dem Glockenschlag acht endiget sich durch eine zärtliche Umarmung dieses uns so interessante Schauspiel, und jedes geht an seine Geschäfte. — Um den Genuß dieser empfindsamen Stunde auch abwesend nicht zu verlieren, hab ich mich mit meiner Gattin vereinigt, uns durch die Einbildungskraft einander zu vergegenwärtigen. Ich kan sicher drauf rechnen, daß zu der verabredeten Zeit die Meinigen nichts anders denken als mich, ihren Gatten und Vater; von nichts sich unterreden als von mir; nichts thun, das nicht eine Beziehung auf mich haben sollte; und sie sind eben so gewiß, daß zu der nemlichen Zeit kein andrer Gedanke in meiner Seele schwebt, als der Gedanke von ihnen ... Was für himmlisches Entzücken uns diese idealische Conversation gewährt bin ich unvermögend, mein Herr, Ihnen zu beschreiben; es muß gefühlt werden, und für dieses Gefühl hat Niemand Sinn als Liebende.'"

Nach diesem Erlebnis säumt der physiognomische Reisende, wie zu erwarten, nicht



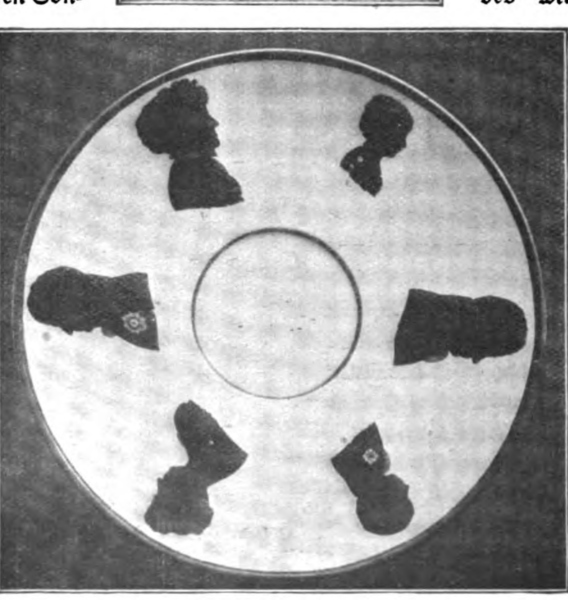
Einsetzdeckeltasse mit Silhouette. Um 1782
(Keramische Sammlung der Porzellan-Manufaktur Berlin)

mit der Bestellung einer eignen Silhouettentasse, der dann die hübsche Aufgabe zufällt, den Faden der Erzählung weiterzuspinnen. Ein ‚Chocolatenbecher‘ war es ‚mit der Sophie Silhouett‘, umschwebt von einer Guirlande von Blümlein vergiß mein nicht, alles gar natürlich und niedlich‘. Diese Sophie ist eine frühere — nicht ganz einwandfreie — Reisebekanntschaft des Helden, deren Physiognomie ihn so bezaubert hatte, daß er es gar nicht fassen konnte, als sie nach seligen Wochen eines schönen Tages unter Mitnahme seiner Wertsachen verschwunden war. Er wäre wohl nie hinter das Geheimnis ihrer holden Physiognomie gekommen, wenn der ihrem Andenken geweihte ‚Chocolatenbecher‘ nicht geholfen hätte. Es taucht nämlich bald ein neuer Reisegefährte auf, der in der Silhouette auf der Tasse die eigne Eheliebste erkennt, die ihm ‚nach abgebrochenen Friedenstraktaten‘ ebenso davongelaufen war und über deren Sündenregister er nun so genau Bescheid zu geben weiß, daß der Physiognom seine frühere ‚Physiognose‘ der Holden beim besten Willen nicht mehr aufrechterhalten kann.

* * *

Die Manufaktur Friedrichs des Großen hat die Mode der Silhouettentassen recht ausgiebig gepflegt. Die Bestellungen des von der neuen ‚Torheit‘ angesteckten Berliner Publikums nahmen derartig zu, daß der Maler Friedrich Wilhelm Dittmar, dessen Sondergebiet die Silhouettenmalerei geworden war, im Jahre 1781 die Aufträge nicht mehr allein bewältigen konnte, so daß ihm, wie die Akten der Fabrik berichten, ‚der dazu schicklichste‘ Lehrling Jury als Gehilfe beigegeben wurde. Wir müssen annehmen, daß sich der Anteil dieser beiden Maler an den Arbeiten, von denen hier die Rede sein soll, auf die Ausführung der schwarzen — zuweilen auch grau gemalten — Profilbildnisse beschränkte, während die übrige Verzierung dieser so reizvollen Porzellanerzeugnisse den geschickten Händen der Blumenmaler und Vergolder vorbehalten blieb. Um die etwas harte Wirkung der schwarzen Schattenbilder auf dem weißen Porzellan zu vermeiden, wurden sie meist auf einen farbigen und zwar vorzugsweise blaßgelben oder grauen Grund gesetzt und in der Regel in ovale Medaillons gefaßt, wie sie seit dem Eindringen der antikisierenden Richtung in der Berliner Manufaktur üblich waren. Um den einfachen oder doppelten Goldreif, der die Silhouetten umrahmt, schlingen sich Vergißmeinnicht, Immortellen, Eichenlaub, Lorbeerzweige oder Rosengirlanden mit farbigen Bändern und Schleifen. Dem Medaillon des Bechers entspricht auf der Schale meist ein ebenso geschmücktes rundes Feld mit einem farbigen Vergißmeinnicht- oder Rosenstrauß oder einem goldenen von Rosen oder Lorbeerblättern umrankten oder ganz aus farbigen Blumengewinden gebildeten Namenszug. Oft auch wurde das Datum des festlichen Tages, an den die Tasse erinnern sollte, angebracht. Daneben fehlt es nicht an solchen Widmungen und Wünschen, wie sie sich in den Stammbüchern der empfindsamen Zeit finden.





Deckeltassen mit Bildnissen der Großherzoglich Mecklenburgischen Familie. Gemalt von S. Mohn. Um 1803 (Alexandrinen-Palais, Schwerin)

Wenn einem nicht der Zufall zu Hilfe kommt, wie dem verlassenen Ehemann in der Geschichte des Musaeus, wird es heute nur selten glücken, aus einem Schattenriß den Dargestellten zu ermitteln, es sei denn, daß es sich um berühmte Persönlichkeiten handelt, deren Profil unverkennbar ist. Auch die, wie erwähnt, öfters beigefügten Namenszüge ermöglichen bisweilen die Deutung. So bewahrt das Hohenzollern-Museum ein vielteiliges Kaffeeservice aus der Zeit um 1780, welches mit den Silhouetten der

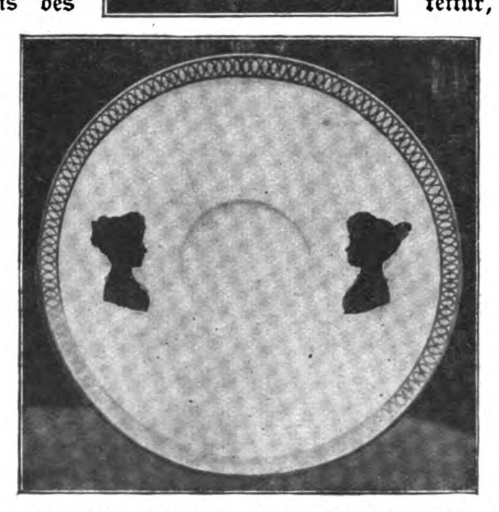
königlichen Familie geschmückt ist, die sich durch die auf der Rückseite der Gefäße und auf den Untertassen angebrachten Initialen alle bestimmen lassen. Auf diesem für die Hohenzollern-Ikonographie höchst interessanten Service, das Paul Seidel zum ersten Male im Hohenzollern-Jahrbuch 1909 veröffentlicht hat, finden sich neben dem Bildnis Friedrichs des Großen, das die Kaffeekanne schmückt, folgende Schattenrisse vereinigt: Auf der Milchkanne die Königin Elisabeth Christine, auf der Teekanne die Prinzessin Wilhelmine, die Gemahlin des Prinzen Heinrich, dessen Bildnis auf der Spülkumme angebracht ist. Von den anderen Geschwistern des Königs sehen wir auf der Zuckerdose die Prinzessin Amalie und auf der Tasse ganz links den Prinzen Ferdinand, dessen Gemahlin, Prinzessin Anna Elisabeth Luise, auf der Tasse ganz rechts dargestellt ist. Von der Familie des Prinzen von Preußen sehen wir die Tochter aus erster Ehe Prinzessin Friederike, die spätere Herzogin von York, auf der Teebüchse seine Gemahlin Prinzessin Friederike Luise, auf der Tasse in der Mitte und daneben seine beiden ältesten Söhne, die Prinzen Friedrich Wilhelm (III.) und Louis (Friedrich Ludwig Karl). Das Bildnis des Prinzen von Preußen, des späteren Königs Friedrich Wilhelm II., fehlt, es hat sich jedenfalls auf der nicht mehr vorhandenen sechsten Tasse befunden. Die Medaillons mit den Silhouetten und den von Lorbeerblättern umrankten goldnen Namenszügen sind blaßgelb grundiert und von doppelten Goldreifen eingefaßt, um die ein Lorbeerkranz gelegt ist. Die Ränder umgibt eine Bordüre, die aus einem breiten von rosa Immortellengewinden umschlungenen gravierten Goldband besteht, an das sich ein schmaler blaßgelber Streifen und ein Goldreif anschließen.



Silhouettentasse
Gemalt von S. Mohn. Um 1803
(Alexandrinen-Palais, Schwerin)

Die Silhouette Friedrichs des Großen ist natürlich in seiner Manufaktur besonders häufig auf den Porzellanen angebracht worden. Sie begegnet wiederholt auf Tassen des heute ‚Kurländer', damals ‚vasenförmig mit Stäben' genannten Musters, dessen von einem erhabenen Kranze eingerahmte ovale Medaillons zur Aufnahme der kleinern Schattenbildchen besonders geeignet waren. Die Verehrung für den Großen König lebt auch in einer hier abgebildeten Gedenktasse nach, die wenige Jahre nach seinem Tode entstanden ist.

Ein prächtiges Beispiel des erwähnten ‚Kurländer' Musters gibt ein vollständig erhaltenes Frühstücksgeschirr, das noch in den letzten Jahren der Regierung des Großen Königs entstanden ist und sich heute in dem Besitz des Württembergischen Landes-Gewerbe-Museums zu Stuttgart befindet. Außer in den rosenumkränzten Medaillons der reichvergoldeten Gefäße, deren Bordüren goldene Tuchgehänge auf grünem Grunde zeigen, finden wir hier die Schattenbildnisse einer vornehmen Familie auf der Kredenzschale vereinigt. Diese mutet mit ihrer klassischen Ruinenarchitektur, an der die Silhouetten angebracht sind, ganz wie ein Stammbuchblatt der Zopfzeit an, zu dem leider nur der Text fehlt. Dadurch bleibt unsere Neugier nach den Namen der Dargestellten unbefriedigt, und dasselbe gilt von den meisten anderen Silhouettentassen, die in unseren Abbildungen wiedergegeben sind und an denen wir die Stilwandlung in der Dekoration des Berliner Kaffeegeschirrs bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts verfolgen können. Nur noch für eine reich vergoldete Deckeltasse mit



Deckeltasse mit Silhouetten der Großherzoglich Mecklenburgischen Familie
Gemalt von S. Mohn. Um 1803
(Alexandrinen-Palais, Schwerin)

königsblauem Grund, die heute in einem der von Friedrich Wilhelm III. bewohnten Zimmer des Potsdamer Stadtschlosses aufbewahrt wird, finden wir die Deutung des Schattenbildes in einer Tagebuchnotiz der Gräfin Voß. Es ist ein geschmackvolles Geschenk der alten Oberhofmeisterin, welches sie der Kronprinzessin Luise am 10. März 1797 überreichte. Die Obertasse ist mit der Silhouette des am 15. Oktober 1795 geborenen ältesten Sohnes der Kronprinzessin, des späteren Königs Friedrich Wilhelm IV., geschmückt. Und den Spiegel der Untertasse ziert ein opfernder Genius an einem Altare, an dem der gekrönte Namenzug L A W (Luise Auguste Wilhelmine) sichtbar ist.

Die Silhouettenmode hat sich in der Berliner Manufaktur bis zum Beginn der Napoleonischen Kriege behauptet. In den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts sind eine große Anzahl schlichter Tassen dieser Art entstanden, die mit der Künstlerbezeichnung Mohn und meist auch mit einer Jahreszahl versehen sind. Als ihren Verfertiger haben wir den 1789 in Weißenfels geborenen und 1825 in Laxenburg bei Wien verstorbenen Maler Gottlob Samuel Mohn zu betrachten, der den Glassammlern durch seine zartemaillierten, meist mit Ansichten geschmückten Gläser bekannt ist. Im Gegensatz zu den Arbeiten des 18. Jahrhunderts sind seine mit peinlicher Sorgfalt ausgeführten Schattenrisse ohne jede Umrahmung frei auf die Flächen der im übrigen sehr schlicht verzierten oder auch ganz schmucklosen Tassen gesetzt. Eine größere Reihe von solchen Mohntassen mit Bildnissen der Familie des Herzogs Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin, an dem der Künstler einen Gönner besaß, befinden sich in den Schlössern von Schwerin und Ludwigslust.

Etwa von 1806 ab wendet sich die Gunst des Publikums mehr und mehr von der Silhouette ab. Auf den Erzeugnissen der Berliner Porzellanmanufaktur wurde diese von den meisterhaften Reliefbildnissen aus Biskuitporzellan nach Modellen des Bildhauers Leonhard Posch, die mit Vorliebe auf Tassen, Pfeifenköpfen und Vasen angebracht wurden, verdrängt. Noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein fristete das Schattenbildnis sein Leben besonders in studentischen Vereinigungen, bis es endlich durch die Daguerreotypie und dann durch die Photographie ganz aus dem Felde geschlagen wurde. Eine Wiederbelebung der Silhouette ist seitdem erfolgt, aber auf einem anderen Gebiet, nämlich dem der figürlichen Komposition. Wir erinnern nur an die Schattenspiele und Bilderbogen des Grafen Franz Pocci und die virtuosen Scherenbilder von Paul Konewka und Karl Fröhlich, an die sich in neuer Zeit Arbeiten wie der Diefenbach-Fidussche Silhouettenfries anreihen. Sie alle beweisen, welcher großen künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten die schwarze Kunst fähig ist. Auch eine Malerin der Berliner Manufaktur, Johanna Beckmann, hat sich als Silhouettiererin betätigt, deren Arbeiten viele Freunde gefunden haben, aber für die Wiedergabe auf Porzellan von ihr nicht geeignet erachtet wurden. In der Formenwelt der modernen Erzeugnisse der Berliner Porzellanmanufaktur ist die Silhouette nicht mehr vertreten. Ihre Verwendung in der alten Art würde ja auch die Reproduktion einer kulturgeschichtlichen Kuriosität bedeuten, die grundsätzlich abzulehnen wäre. Aber von den Sammlern und Kunstliebhabern wird die Silhouettentasse weiter in Ehren gehalten werden und von der Poesie einer entschwundenen Zeit erzählen, der es, wie der Verfasser des ‚Physiognomischen Cabinetts' 1780 schreibt, „vorkam, als ob die Seele in dem feyerlichen Dunkel einer schwarzgefärbten Silhouette in geweihter Stille wohne, und unsichtbar durch die äußeren Physiognomiezüge rede."



Gedenktasse zur Erinnerung an die Stiftung des Luisenordens. Um 1815
(Sammlung Dr. von Dallwitz, Berlin)

Beseelung der Landwirtschaft

Von Willy Lange

Innere Kolonisation' heißt heute das Schlagwort, unter dem man die Umwandlung des ‚Industriestaates' in den ‚Agrarstaat' glaubt-fördern zu müssen. Schlagworte sind meistens Fremdworte; in ihrer Vieldeutigkeit sind sie dann ausgiebiger im Papierstreit der Meinungen. Die Industrie schuf sich Maschinen und entgeistigte dadurch die Handarbeit; zugleich wurden dadurch unbegrenzte Möglichkeiten zur Massenerzeugung, und um sie zu verwerten, brauchen sie den Weltmarkt, um den Bevölkerungszuwachs zu ernähren. Die Massenerzeugung bedurfte so vieler Einzelleistungen, für die ‚ungelernte' Arbeiter genügten, daß trotz den Maschinen und durch sie die Masse dieser Arbeiter ungeheuer wuchs und sich zusammenballte, wo Fabriken, Verkehrs- und Umschlagsplätze im Weltmarkte entstanden. So wurden die Großstädte an Küsten, Flüssen, Eisenbahnknotenpunkten. Eine Industrie erzeugte und nährte die andere: die Großstädte wuchsen.

Landwirtschafts- und Erderzeugnisse des Auslandes kamen zu uns letzten Endes im Tausch gegen unsere Industrieerzeugnisse; denn die zur Ausfuhr nötigen Einrichtungen konnten nicht leer zurückfahren, mußten sich Rückfracht verschaffen: Deutschland ward einer der Hauptknotenpunkte im Welthandel.

Auch der Handel wirkte am Wachsen der Großstädte; er brauchte die Massen der Güter, um gedeihen zu können. Er trieb auch die Landwirtschaft an, Massengüter ihm zum Verhandeln zur Verfügung zu stellen. Dazu mußte auch die Landwirtschaft industrialisiert werden; nicht in bewußtem Zweck aber als Voraussetzung der Massenerzeugung bestimmter Landware. Aus dieser Voraussetzung entstand die Folge: auch die Landwirtschaft nahm die Maschine in ihren Dienst; der Maschinenpflug (und was damit zusammenhängt) verdrängte den Tier- und Handpflug. Dadurch wurde zunächst der Acker als Nährboden nach der Tiefe hin verdoppelt, unter Hinzufügung der künstlichen Düngung wurde seine Leistungsfähigkeit in ungeheuer vermehrten unmittelbaren und mittelbaren Ernten gewaltig gesteigert. Dazu waren, technisch und wirtschaftlich, Großflächen, ungehindert durch Graben, Busch und Rain erforderlich; die Kulturlandschaft wurde zur Kulturwüste. So wenig wie man einem Handwerksmeister einen Vorwurf daraus machen kann, wenn er seine gemütliche Werkstatt zur Fabrik zu erweitern vermag, so wenig darf man schelten, wenn der Bauer zum Gutsbesitzer, dieser zum Großgrundbesitzer wird: Entwicklung, die in erster Ursache die Bevölkerungszunahme zum Grunde hat; 70 Millionen vor dem Kriege gegen etwa 40 Millionen nach 1871. Durch diese Entwicklung konnte unser Volk im Lande bleiben, sich ernähren durch Industrie, Landwirtschaft, Welthandel, sich bilden durch Gelehrsamkeit, sich erquicken durch Kunst und all das schützen durch seine Wehrmacht.

Aber die industrialisierte Landwirtschaft nährte neben dem Handel auch die Industrie, und die Massen ballten sich weiter zusammen in den Großstädten. Hier war strahlende Helle auch am Abend, in der Nacht, und in dieses Truglicht fühlte sich das Volk gebannt aus dem scheinbar dunklen Land. Hier versengte es sich die Seelenflügel, die Kräfte der sammelnden Natur speisten es nicht mehr, auf dem Boden der Asphalt-Zivilisation fand es keine Blumen mit stärkendem Duft. Denn die Seele lebt vom Duft der Dinge, und die künstlichen haben ihn nicht, wenn man ihnen auch jede Farbe geben kann.

Die Großstädte wurden das Unglück des Vaterlandes. Ich habe während des Krieges einen Aufsatz ‚Berlin und Deutschland' (als geborener Berliner) — nicht veröffentlicht, weil er mir zu bitter schien. Darin habe ich aus der Entwicklung Berlins (und der Großstädte) alles vorhergesagt, wie es dann gekommen ist. Auch unsere Feinde sind uns durch ähnliche Entwicklung in ihren Großstädten geworden. Nur die Großstädte der Länder haben miteinander gekämpft; denn solche Gebilde wollte die Natur nicht, konnte sie nicht wollen, denn Natur duldet auf die Dauer keine Unnatur, und alle Reiche, von ‚Babel' an, sind an ihren Großstädten zugrunde gegangen. Das scheint mir der kosmisch-irdische Sinn des Weltkrieges: die Vernichtung der Großstädte mit ihrem Widersinn, dem Leben vernichtenden, gegen die Natur. Die Großstädte unserer Feinde werden ihren Völkern nicht minder zu schaffen machen nach der Gründerzeit, die dort nach dem ‚Siege' entstehen wird. So wird Deutschland, durch Leiden und Beispiel nur zeitlich vorangegangen sein zur Wiedergesundung der Welt, wenn es erkennt und handelt.

Aber wie?

Sehen wir uns zunächst die Entwicklung weiter an: die Maschinisierung und Industrialisierung der Landwirtschaft führte zur Entgeistigung und Entseelung ihrer Arbeit. Zur Beackerung und Erntung großer glatter Flächen mit möglichster Ausnutzung der Maschine sind nur wenige leitende Köpfe nötig, aber eine um so größere Herde von Hilfsmenschen. Über das Herden- und Hordenwesen der menschlichen Entwicklung ist Deutschland aber hinausgewachsen. Die Menschenherden waren in Deutschland für die Landwirtschaft nicht zu erlangen; sie mußten von Völkern gemietet werden, die

dem asiatischen Hordenwesen noch näher stehen: aus dem Osten. Sie aber trugen nicht dazu bei, das ‚Landleben‘ angenehm zu machen: der Industrialisierung der Landwirtschaft entfloh der Deutsche zur Stadt hin. Das Wort ‚Landflucht‘ umfaßt diese Erscheinung. Man bemühte sich, ihr entgegenzutreten, aber die Tatsachen erwiesen sich als stärker. —

Erkennen wir das Übel, unter dem die Landwirtschaft leidet, im Sinne dieser Darlegungen als Entgeistigung ihrer Arbeit, so müssen wir handeln, um sie wieder zu durchgeistigen, zu beseelen. Wir haben einen Überschuß an durchgeistigten Arbeitskräften, insbesondere auch unter den Heimgekehrten, die aus ihrer vorgezeichneten Lebensbahn gedrängt sind. Sie gerade hat ihre Kriegsleistung mit der Hand- und Körperarbeit in Verbindung gebracht, die ihr sonst fern geblieben wäre, und daraus entsteht die Hoffnung auf eine harmonische Lebensmöglichkeit für sie in der Landwirtschaft.

⌘ ⌘ ⌘

Wie? — Aus der Betrachtung des Allgemeinen gehe ich zum Besonderen: Wenn der Gutsherr, der Administrator oder Inspektor auf dem Felde ist, weithin sichtbar, dann wird überall, wo er nicht ist, von den Herdenmenschen gebummelt; ebenso, wenn er vom Felde fort ist, wenn nicht dort die Akkordarbeit, die gleichfalls industrialisierte, entseelte, die ‚Leute‘ bei der Tätigkeit hält. — Wieviel wird täglich verschleudert; von dem Dünger und Stroh, den die Wagen verlieren, könnte, wenn zusammengekehrt, mancher Acker gedüngt werden. — Wieviele kleine Schäden an Gebäuden, Geräten werden zu großen, wenn nicht sofort für Besserung gesorgt wird. — Wieviel Vieh hat nicht die nötige Behandlung, Schonung zur rechten Zeit. — Wieviel unterbleibt, weil keine ‚Zeit‘ dazu da ist; und doch könnten Kleinigkeiten, heute recht getan, in Jahren mühelos Großes werden: z. B. Ansaaten, Pflanzungen an Wänden, Straßen, Leerplätzen, Forsträndern, Abhängen, Bächen, Rainen, ferner Teichregelungen, Fischzucht, Rassentierzucht, Kleintierzucht, planmäßige, statistisch bearbeitete örtliche Sortenzucht und Auswahl des Besten, Bienenzucht, Samenzucht, Anbauversuche, Pflanzenzucht für die Duft-, Heil-, Färbe-, Natur- und Kunstblumenindustrie; weiter Weidenzucht, Schilfnutzung, Ziegel- und Kunststeingewinnung, endlich Anwendung des Gartenbaues und Verbesserung und Verschönerung des Parkes, der Gutshäuser und ihrer Gärten, wirtschaftlich mögliche Bereicherung der Kulturlandschaft... von größeren Dingen abgesehen, wie Einrichtung des Automobilwesens für Personen und Lasten, Ausnutzung von Wasserkräften, Einführung von Handwerken und Hauskunst, ja Schaffung begrenzter Industrien auf dem Lande für das Land, nicht zum wenigsten auch für die richtige Betätigung weiblicher Kräfte und Ausnutzung der Winterzeit.

Zu allem diesem fehlt es nicht eigentlich an Zeit und Mitteln, auch nicht am geistigen Vermögen der Besitzer und Leiter, aber es fehlt an innerer Triebkraft und an sorgfältigtreuen Mitarbeitern und persönlich-bewußten Arbeitern und — ‚es‘ geht auch ohne das alles. Ja, die Anregung dazu wird abgelehnt mit dem Hinweis auf die Störung und ‚Zersplitterung‘ des Betriebes und heute, wo die Landarbeit der Großgüter auf dem Herdenwesen beruht, nicht mit Unrecht.

Hier könnten die Heimgekehrten einsetzen, indem sie sich mit ihren munteren Kräften an Güter anschließen. Zunächst als unverheiratete, ja auch als Kriegsbeschädigte. Nicht im Sinne von Reuters Fritz Trittelfitz, sondern als rege Wackere, immer auf das Gedeihen des Ganzen im einzelnen sehend, lernend und Gelerntes weiterbildend, sich selbst aus dem reichen landwirtschaftlichen, gärtnerischen, forstlichen, tier- und pflanzenzüchterischen Schrifttum geistig bereichernd, um es als Tat anzuwenden zum Besten des Gutes, dem sie dienen.

Hier, im Anschluß an Güter, haben sie zu allem, zu dem Erfahrung gehört, den Rat und die Führung der Erfahrenen, mit denen sie zusammen leben. Sie können das Auge des Besitzers und seiner leitenden Angestellten vervielfachen. Sie brauchen ‚nur‘ (!) treu, ehrlich, friedlich und aufmerksam zu sein; mit Takt können sie schlichten und — wie gute Frauen — unmerklich alles zum Guten leiten. Rechte Mittler müssen sie sein; ‚Helfer‘ möchte ich sie nennen.

Auf jedem Gute könnten ein oder mehrere solcher Helfer ihr Auskommen und reichen naturwüchsigen Wirkungskreis finden. (— ‚In der Stadt leben die Menschen voneinander, auf dem Lande leben sie von der Mutter Natur‘, sagte mir einst Emil Gött, selbst Bauer und Dichter. Dank ihm auch hier im Sein-Gedenken! —) Eine Belastung für den Gutsbesitzer tritt nicht ein; denn die gute Beköstigung an seinem Familientisch, für den Helfer schätzbar und wichtig, ist ihm nicht fühlbar und ebensowenig die Wohnung. Bleibt ein ländlichen Sätzen angemessenes Gehalt, das — einschließlich der erwähnten Verpflegungskosten — der Helfer mit Überschuß einbringen wird: mittelbar durch Aufsicht im weitesten Sinne, unmittelbar durch schaffende Einrichtung all der kleinen und großen Dinge, die oben angedeutet wurden. Hierzu gehört — bei Führung und Beratung der allgemein landwirtschaftlich Erfahrenen — nur Tatwille und allgemeine Anstelligkeit. Gerade hierfür aber werden dann die Kriegswanderjahre keine verlorene Zeit sein. Alles, was man heute den Kriegsverletzten oder den Beruf wechselnden Heimgekehrten als Mittel zur selbständigen, sich allein verantwortlichen Gründung empfiehlt: Kleintierzucht, Geflügelzucht, Gartenbau usw., siehe oben, alles das läßt sich viel sicherer, wirtschaftlicher an bestehende Landgüter angliedern, und hier lassen sich kleine solche, dem Eigenverbrauch bisher



Vor der Kirche in Lida. Gemälde von Paul Paeschke

genügende Einrichtungen zu Sonderzweigen der Wirtschaft erweitern, ohne daß Fehlschläge, die bei Zucht und Pflege lebender Wesen nie ausbleiben, die Vermögenslage des Selbständigen im Alleinbetrieb untergraben oder vernichten. Die Ansiedelung des einzelnen auf dem Lande würde so am besten zunächst durch Anschluß an bestehende Wirtschaften erreicht. Besteht der Wunsch, eine Familie zu gründen, so werden nach meinem Vorschlag die erforderlichen Erfahrungen vorhergegangen sein und dann kann, mit der Frau als Helferin, an einen Eigenbetrieb gedacht werden, wenn sich nicht die Form einer Pachtung als richtiger erweist.

Die Gutsbesitzer werden nicht minder vorteilhaft dabei fahren, als ihre Helfer; sie empfangen Entlastung, Geselligkeit, machen ihren Betrieb ohne Störung vielseitiger, gewinnreicher, und gewinnen auch eine Hilfe in den vielen öffentlichen Aufgaben, denen sie auf dem Lande dienen, die viele Kraft ihrem Betriebe entziehen.

Auf kleineren Besitzen werden sich ähnliche Möglichkeiten für Helfer ergeben, die an Formen der Lebenshaltung weniger Ansprüche stellen.

‚Formen der Lebenshaltung': von ‚Heimkultur, Wohnungskultur' wurde so viel geschrieben und geredet und ästhetisch wurden Haare gespalten, wie es sein sollte, m ü s s e, mit großem Eifer, und wie es in England sei und wie es nicht sein dürfte. Die Steigerung der äußeren Lebensformen — denn nur um solche handelte es sich dabei, nicht um das innere geistige Wachstum der ‚Kultur' — trägt gewiß zur Bereicherung der Lebenshaltung bei und schließlich kann Äußeres erzieherisch bildend auch auf das Innere wirken. In diesem Sinne könnten die Helfer die Lebensformen auf dem Lande heben, z. B. durch die oben angedeutete wirtschaftliche Verschönerung der Wohnungen, der Gärten, des Gutsbezirkes und der Landschaft, vor allem sogar auch durch Pflege der Sauberkeit und Ordnung des Betriebes, der Straßen, Friedhöfe usw. Endlich könnten sie Pfleger und Anreger des Gemeindelebens werden, alles dessen, welchem der bekannte Verein unter Heinrich Sohnreys Geschäftsführung als ‚Wohlfahrtspflege auf dem Lande' ersprießliche Arbeit widmet. Diese Arbeit denke ich mir von den Helfern still und ohne Aufdringlichkeit durch die Jahre verwirklicht, von jedem in seinem Kreise. Dadurch kommt die vom deutschen Lande stammende, urwüchsige und bodenständige ‚Kultur', durch die Zivilisation in der Stadt ‚geformt' auf das Land zurück. Denn es sind ja Stadtmenschen, die jetzt wieder auf das Land wollen. So aber, wie das Land geworden ist durch die Industrialisierung der Landwirtschaft, durch die Entgeistigung der Herden-, Horden- und Fremdlingsarbeit, fühlt sich der deutsche Persönlichkeitsmensch, der Selbsteigene, verdrängt und abgedrängt. Dabei darf aber nicht unbemerkt bleiben, wieviel Wohlfahrtsarbeit schon immer besonders von den alten Familien der Großbesitzer, der ‚Junker,' für ihre Gutsangehörigen im einzelnen von der Wiege bis zur Bahre geleistet wird, in sozialer Hingabe.

Die Landwirtschaft muß ohne Aufgabe der Großkulturen und trotz möglichster Heranziehung der Maschine wieder so vielseitig werden, wie sie es früher im kleinen war. Dazu brauchen nur die angedeuteten, bisher als Nebensache behandelten Dinge und viele andere als vollwertig in den Betrieb einbezogen zu werden. Hierzu kann man dann keine fremdsprachigen Herdenarbeiter brauchen, sondern nur selbsteigene Deutsche; sie werden sich finden, wenn die Fremden ausscheiden. Dann wird es wieder guten Klang haben, Landarbeiter zu heißen; dessen Verhältnis zum Besitzer wird dann wieder ein gutes werden im Gemeinschaftsgefühl von Sprache, Heimat und Berufsarbeit. Solange der Deutsche im Wettbewerbe mit jenen Fremdlingen steht, wird er sich erniedrigt fühlen. Die Vielseitigkeit des Betriebes wird dann wieder Winterarbeit geben und dadurch die Seßhaftigkeit des Landarbeiters und seiner Familienmitglieder. Die Helfer könnten im Kriege gewonnene Kameraden aus dem Arbeiterstand persönlich werbend heranziehen und kameradschaftlich mit ihnen arbeiten, wie Führer und Geführte im Kriege. Auf polnischen Gütern fand ich noch den Handkuß der Arbeiter, während hier vieles in feindlichem Gegensatz war; die Gemeinsamkeit der Sprache und des Stammesgefühls war dort das Bindende, bei uns ist das für die Großgüter durch die östlichen Fremdarbeiter verloren gegangen. Die Ausschaltung der Fremdarbeiter erscheint — in der Übergangszeit mit Recht — vielen Gutsbesitzern als schwere Betriebsbedrohung; sie wird ein Segen werden. Die Akkordarbeit läßt sich wohl durch Gewinnbeteiligungen oder durch Sondervergütungen für Höchstleistungen ersetzen, doch ist die Verbesserung der Wohnungen — im Vergleich mit der Unterbringung des Fremdarbeiters — schon oft betonte Voraussetzung der Ansiedlung deutscher Hilfskräfte.

Macht man jeden Betrieb im Innern reicher, dann wird man schneller auch mannigfaltigere Nahrungsmittel schaffen als bisher, besonders durch Einrichtung des Gartenbaues und der Kleintierzucht mit Verwendung der Abfälle. Die ackerbauliche Verwendung der Moore und Ödländereien im großen führt auch nur wieder zur Industrialisierung, ist eine Angelegenheit von langer Vorbereitung und wird mit deutschen Arbeitskräften zu teuer. Man kann auch nicht so und soviel Hektar Moorland durch so und soviel Ansiedlereinheiten dividieren — außer auf dem Papier — besonders nicht Kriegsbeschädigte, denn das ergibt genau so viel Qual und Enttäuschung, wie Ansiedler. Derartiges gewaltsame Kolonisieren machte wohl eine papierene und rednerische ‚Bewegung' in der Stadt, aber

keine Lösung der Ansiedlungsaufgaben durch die Tat innerhalb absehbarer Zeit. Endlich hat die Trockenlegung der Moore im großen, die unsere klimatischen Regenspeicher und Ausgleichbehälter im Binnenland sind, eben in dieser ihrer Aufgabe ihre Grenzen, wenn bei der zunehmenden Verringerung der Wälder, die ähnliche klimatische Regler sind, Deutschland nicht zur Kultursteppe werden soll, mit allgemein trockenen Sommern und gelegentlichen verheerenden oder, weil rasch abfließend, wertlosen unregelmäßigen Regenmassen. Vielleicht sind wir schon auf dem Wege zum (Kultur-) Steppenklima durch die zunehmende Kahlflächenwirtschaft.

Die ‚gewaltsame‘ Ansiedelung hat noch andere Nachteile: die Selbständigkeit Ungeeigneter. Man kann oft im Posenschen sehen, wie unvorteilhaft sich die neueren Siedlerstellen von den Kulturen bewährter Nachbarn unterscheiden. Durch gewaltsame Ansiedelung geht die Erzeugungsmenge und Güte zurück, durch inneren Ausbau bestehender Betriebe wird sie gesteigert. Ansiedler sollten sich angliedern als Schützlinge und Förderer an bestehendes Ganzes. Dann würde auch die Landhergabe schmerzlos und nicht durch prozentuale Berechnungen schädigen und im Ergebnis enttäuschen.

Aufbauen dauert nun einmal länger als Zerstören. Deutschland befindet sich in der Lage eines Hausbesitzers, dem ein Ästhete sagt, es müsse alles heruntergerissen werden, solcher ‚Kitsch‘ sei nicht mehr zeitgemäß. Ein erfahrener Baumeister belehrt aber darüber, daß durch Fortnahme einiger Wände, Öffnung einiger Fenster und durch einige Anbauten und Schutzdächer mit Erhaltung der guten Grundmauern und Umfassungswände — alles einen vortrefflichen Bau gegeben hätte, in Ruhe und Überlegung. Retten wir die Grundmauern! Der alte Grundriß diene nur der Entwicklung — und so auch die Landwirtschaft.

Die Landwirtschaft hat sich — freilich durch Industrialisierung — aus eigener Kraft groß gemacht; sie, d. h. ihre Besitzer und Leiter sind auch durchaus bescheiden geblieben in ihrer Lebenshaltung, gesund in ihrer Lebensauffassung. Was der Großstädter von ihnen sah, wenn sie bei ihm zu Gaste waren, wenn sie bei ihm einkauften, das war wohl für den Städter nicht übel, und wenn sie etwas draufgehen ließen, so war es doch einmal fürs ganze Jahr oder für ein halbes. Der Blick in die Einfachheit auch der Großgrundbesitzer bei sich zu Hause ist dem Städter, der sie nur als ‚Junker‘ gedruckt kennt, meistens versagt. Hier sind die Quellen der Kraft auch für die Zukunft. Aber Helfer, davon bin ich überzeugt, braucht der Landwirt aus jeder Berufsschicht; nicht nur Helfer als Anreger und Ausführer der inneren Erweiterung des Betriebes, sondern auch Handwerker und selbsteigene Handarbeiter und nicht zum wenigsten Kräfte zur Verwertung seiner Erzeugnisse aus dem Handelsstand. Auch diese können die Helfer im oben genannten Sinne stellen. Hat doch die Stadtindustrie neben den technischen, fachlichen auch kaufmännische Angestellte und Leiter.

Was sich die Landwirtschaft errungen hatte, ist bisher von der Regierung, von den Landwirtschaftsministern gepflegt worden. Sie waren selbst Grundbesitzer, insoweit also Fachleute. Das wird nun in der parlamentarischen Regierungsform voraussichtlich anders, insofern, als die Minister als politische Personen aus dem Parlament hervorgehen. Da wird es dringend nötig, daß die Referenten und ständigen Beamten mehr als bisher ‚gelernte Landwirte‘ sind, nicht zum wenigsten auch, um die nötige Kenntnis der Personen, ihrer fachlichen Leistungen und fachlichen Gesinnungen zu besitzen, um sie zu verwerten, damit die Landwirtschaft nicht durch ein wildwüchsiges Beratertum Schaden leide, das nur Augenblickswirkungen zählt, statt, wie die Landwirtschaft es tun muß, mit Wirkungen auf Menschenalter zu rechnen.

Dann wird auch vielleicht erkannt werden, wie nötig es ist, den Gartenbau (auch mit seinem Unterrichtswesen) eng an die Landwirtschaft anzuschließen, nein, ihn in sie einzugliedern, so daß die vielen kleinen Sonderbestrebungen des Gartenbaues als Sondergruppen in den großen landwirtschaftlichen Körperschaften aufgehen. Der Landwirt wird, wie im Maiheft in den Betrachtungen über ‚Gartenbau der Unerfahrenen‘ gezeigt, bald ein Wettbewerber des Gartenbaues im großen sein; da wird es Zeit zu sorgen, daß dies Verhältnis nicht in Gegensätze ausartet, sondern zur gegenseitigen Ergänzung führt.

Mehr soll hierüber jetzt nicht ausgeführt werden; eins aber ist den heimgekehrten Helfern, wie ich sie mir denke, im Zusammenhang mit vorstehendem noch zu sagen: in der Landwirtschaft finden sie viel mehr freie, rückhaltlose Förderung und Belehrung und ausgeglichene Fachberatung als im Gartenbau, weil dieser mehr Eigenbrötelei, fachlichen Wettbewerb und zu allem anderen noch einen künstlerischen Ehrgeiz pflegt. Die Landwirte aber sind nach meinen Erfahrungen frei von Wettbewerbs-Ehrgeiz gegeneinander. Anderseits kann der Gartenbau ein Helfer sein, durch seine vielseitigen Mittel zur Bereicherung landwirtschaftlicher Betriebe.

Man ist sich meistens nicht bewußt, wie vieles Verschiedene der eine Begriff ‚Landwirtschaft‘ im besonderen Falle umfaßt. Darin liegt ein hoher Wert besonders auch für die Möglichkeit, verschieden gearteten Personen Betätigung und Lebensunterhalt zu gewähren und die Befriedigung, mit dem Eigenwohl dem Ganzen zu dienen.

Wird dies erkannt und durch ‚Helfer‘ verwirklicht, so kommt die Landwirtschaft allmählich aus der Industrialisierung wieder zur fruchtbaren Durchgeistigung und Beseelung ihrer Arbeit.

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Karl Hans Strobl: Bismarck, Bd. 3, Die Runen Gottes (Leipzig, L. Staackmann) — Erwin Gruhn: Friedrich Lohe (Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.) — Gustav Sack: Ein Namenloser (Berlin, S. Fischer) — Hermann Bahr: Die Rotte Korahs (Ebenda) — Ottomar Enking: Clauß Jesup (Leipzig, Carl Reißner)



Ein großes Wollen soll man ehren. Wo aber dies Wollen zur Vermessenheit, zur Karikatur wird, da muß es erlaubt sein, den Verstiegenen unverblümt auf seine Grenzen hinzuweisen. Karl Hans Strobl hat es vor etwa vier Jahren unternommen, eine Romantrilogie „Bismarck" zu schreiben. Es wäre nicht ohne Reiz, zu erfahren, wie er auf diesen Gedanken gekommen ist. Was befähigte gerade ihn, den österreichischen Ästheten, dazu, uns Bismarck näherzubringen, dichterisch zu deuten? Wo war die innere Gemeinsamkeit zwischen diesem Genie und — Strobl? Eine so schwere Seele wie Bismarck, ein Vulkan mit heimlich glühenden Feuern, eine Jahrtausendnatur voll verdeckter Dämonie, voll geheimnisreicher Wurzelfäden, die im tiefsten deutschen Volkstum weben, sollte von dem behenden Feuilletonisten aus Mähren zu fassen, geschweige denn zu gestalten sein? Aber sieht man selbst über diese unüberbrückbaren Abstände hinweg — wie wäre es möglich, jetzt schon, wo uns allen noch die geschichtliche Gestalt Bismarcks und seines Gegenspielers Wilhelm II. in greifbarer Nähe sind, so zwar, daß wir unter ihren Nachwirkungen, die heute erst ganz fühlbar werden, beben und schwer atmen — jetzt schon in einem Roman diese Gegensätze und das ganze politische Lebenswerk des staatsmännischen Genies Bismarck klar vor uns auszubreiten? Gewiß: eine Luise Mühlbach, ein Gregor Samarow und wie die handwerksmäßigen Zerarbeiter der Weltgeschichte auf Schrotschußweite sonst heißen, konnten so unkünstlerisch zu Werke gehn; bei Strobl, der immerhin ernste literarische Studien und lesbare Romane geschrieben hat, mußte dieser Mangel an Distanzgefühl befremden.

Trotzdem — oder vielleicht gerade weil man mit diesen Erwägungen das Buch in die Hand nahm, überraschte seinerzeit der erste Band: „Der wilde Bismarck." Das Einfühlungs- und Anpassungsvermögen des gewandten Schriftstellers hatte, bedient von redlichem Fleiß, hier einen Auftakt gegeben, der zu hohen Erwartungen berechtigte. Freilich: die Hauptschwierigkeit kam ja noch. Und an ihr ist, um es kurz zu sagen, Strobl schon im zweiten Bande „Eisen und Blut" (1917) kläglich gescheitert. Carl Busse, der allzufrüh von uns Gegangene, hat seinerzeit die beiden Bände hier besprochen, wenn ich nicht irre auch in dem oben kurz skizzierten Sinne. Immerhin steht der zweite Band, der von 1852 bis 1871 reicht, noch turmhahnhoch über dem jetzt erschienenen Schlußstück „Die Runen Gottes", das die Jahre von 1871 bis zu Bismarcks Tode umspannt, oder vielmehr nicht umspannt, sondern sich an einigen genießerisch herausgezupften Episoden dieser Zeit genügen läßt. Versagte Strobls Kraft schon dabei, uns das weltgeschichtliche Werk Bismarcks in seinem gigantischen Aufbau, den unvergleichlichen Löwengang seiner Politik in den sechziger Jahren zu zeigen, so beweist der dritte Band, daß es ihm ganz und gar an einer inneren Beziehung zu dem Genius dieses Staatenschöpfers fehlt, daß er ihn nicht versteht und gerade das, worauf es ankommt, die erschütternde Tragödie Bismarck, wie wir sie jetzt erkennen, nämlich als eine Tragödie des deutschen Volkes, nicht einmal von obenher erfaßt hat.

Wohl auch gar nicht fassen wollte. Denn Seite für Seite in diesem wie man zu sagen pflegt „glänzend geschriebenen" Buch ruft uns überzeugend zu, wie angestrengt der Verfasser sich gemüht hat, nur ja immer zu fesseln, zu unterhalten — „interessant" zu sein. Er schielt nach dem Dutzendleser. Nur keine Angst, meine Herrschaften, daß ich Ihnen den Nachmittagsschlaf störe, daß ich Ihnen mit aufwühlenden Orkanen einer titanischen Seele beschwerlich falle, daß ich den ungeheuren Widerstreit zwischen junger Herrschermacht und der Einsamkeit des greisenden Genies erschreckend vor Ihnen aufrichte, daß ich Sie an Klippen in Sturm und Brandung führe —: o nein, ich segle mit flachem Kiel behende über alle Tiefen, ich liebe das gehäkelte Wellengekräusel der Oberfläche, die hübschen Spitzenverbrämungen und gezopften Muster am weißlackierten Bug, ich habe nach meiner Wesensart Grund, dort zu bleiben, wo man „Grund hat".

Und er macht es sich wahrhaft schwer, leicht zu bleiben. Er springt wie ein Meisterturner über die ragendsten Konflikte hinweg, geschnellt von dem wippenden Sprungbrett elastischer Schreibübung. Die ganze Zeit vom Tode Wilhelms I. bis zum Tode Bismarcks wird auf einem Drittel des Buches, auf 150 Seiten behandelt — aber fragt mich nur nicht wie? In einer Reihe von Anekdoten, in einem angenehm plätschernden Geplausch. Die entscheidende Unterredung zwischen dem Kaiser und Bismarck wird behutsam übergangen, dafür aber, echt feuilletonistisch, in hier völlig verfehlter und an den Haaren herbeigezogener Mär-

chennachahmerei ein Gespräch zwischen den Türbeschlägen, dem Mörtel, den Ziegeln und Fensterscheiben des Reichskanzlerpalastes eingeschoben. Derartige poetisch aussehende Gebärden liebt Strobl überhaupt. Ein langes Gespräch, das Bismark mit seinen Ahnenbildern an der Wand unmittelbar nach seinem Sturz führt und in dem die Ahnenbilder wie Menschen antworten, Dialoge zwischen Hirschen, Keilern und Eichhörnchen, zwischen Bismarck und einem Zeisig, endlich eine längere Unterhaltung im Himmel zwischen Goethe und Grillparzer: „auf einem schneeweißen Wolkenberg über einer sanft abfallenden Himmelswiese, auf der ein paar Engelsbuben mit einem noch nicht verhärteten Stück Erdenlehm Ball spielten“ — das sind ja so ein paar Stroblsche Himbeerbonbons, artistische Fingerfertigkeiten, mit denen er uns immer gerade dann bewirtet, wenn der Stoff eine monumentale, den Kern der Persönlichkeiten und Geschehnisse bloßlegende Darstellung forderte und damit, wie alles Monumentale, die große einfache Linie ...

Ein grundverfehltes, oft wie eine Karikatur wirkendes Buch! Ja, noch schlimmer, denn es wäre des Gegenstands würdiger: Bismarck in entstellter oder gar vom Haß verzerrter Größe zu schildern als mit dieser lächelnden spielerischen Schreibgewandtheit einen Zuckerguß von ihm herzustellen. Sorgsam sind die meisten bekannten Aussprüche und Redewendungen des großen Geistes gebucht, unaufhörlich strömt der Zitatenregen, aber nirgends ist der Zusammenhang seines Lebenswerks dichterisch erfaßt, nirgends ein gegenseitiges Bedingen der Aussprüche, der Zustände und Bilder erstrebt. Selbst der flüchtigste Leser muß hier stutzig und an das Kino erinnert werden, wo es seiner Phantasie auch meistens überlassen bleibt, zwischen den einzelnen Auftritten eine Verbindung herzustellen, dem Ganzen einen Sinn zu unterlegen. Und das bei den gewaltigsten folgenschwersten Entscheidungen der deutschen Geschichte! Von Wilhelm II. wird nur einmal gezeigt, wie er „starken Schrittes“ an jenem verhängnisvollen Morgen durch die Vorräume des Kanzlerhauses geht. Nichts von den inneren Widersprüchen dieser beiden Männer, nichts von der Wechselwirkung zwischen Bismarck und dem Volksbewußtsein, der deutschen Seele, nichts von dem Heroismus, der Titanenklage des Genies, nichts von den Wurzeln des schweren Verhängnisses 1918, die schon damals aufzuzeigen wären, nichts endlich, was uns an die Seele greift, die wir gerade jetzt in Fragen, wo es um das Höchste, um Deutschlands Tod oder Leben geht, alles andere ertragen, als billigen, nichtssagenden Feuilletonismus. Das Buch ist eine literarische Verschandelung Bismarcks. Und wenn der Verfasser in seinem, um Weihnachten 1918 geschriebenen, Vorwort bekennt, er habe nach den Geschehnissen des Novembers keine Zeile an seinem Buch, kein Wort zu ändern brauchen, so kann man ihm das gewißlich glauben. An diesem Buch war wirklich nichts zu ändern, weil es in keiner Zeile eine innere Beziehung zum Wesen dieser Geschehnisse, zu dem großen Genius selbst und seinem Werk hat, das plötzlich wie vom Blitz zertrümmert ist. Die Runen Gottes? Das Tintengekritzel der Luise Mühlbach!

Retten wir uns aus diesem Ärgernis schnell zu einem Quickborn. Er sprudelt in Erwins Gruhns Roman Friedrich Lohe. Wer ist Erwin Gruhn? Ich wußte es bisher nicht. Aber nach der Bekanntschaft mit diesem Roman wird der Dichter wohl eine Bekanntschaft fürs Leben bleiben. Eine stille silberne Natur offenbart sich in diesem Ich-Roman: innig, zart, verträumt, schwärmerisch, von Herzen gut — umhergeworfen im Leben von jener inneren Unruhe und Unbeständigkeit, die dem werdenden Künstler, der noch sucht und ringt, eigen ist, beschattet von der leisen Schwermut des empfindenden Menschen, aber auch mit jener unverwischbaren Neigung zum Heimatfinden, zum behaglichen Sicheinkuscheln, zur nahen Menschenwärme; einer Neigung, die gerade dem nordischen Menschen, der Gruhn zu sein scheint, seit grauen Vorzeiten eingeboren ist mit dem Wohlgefühl, das im Wintersturm die trauliche Stube gibt, das bullernde Ofenfeuer und der zischende Bratapfel in der Ofenröhre. Und doch ein Buch der Jugend, schwellend, blühend, duftend auf jedem Blatt, wie eine Rose.

Es gehört schon ein gewisses Maß kritischer Übung und Anlage dazu, hie und da zu erkennen, daß manches gemacht und nicht ganz echt ist. Falsche Naturbilder befremden bei einem Dichter, dessen Naturgefühl unzweifelhaft bis zum Überschwang stark ist. Nur ein paar Beispiele. Unmöglich kann der Knabe Friedrich Lohe es erlebt haben, daß ein schwarzer Pudel wilde Kaninchen tief in ihrem Bau jagt. Es ist nicht ganz so unwahrscheinlich wie ein Kamel, das durch ein Nadelöhr geht, immerhin ... Falsch gesehen, oder vielmehr überhaupt nicht gesehen, sondern erdacht ist es auch, wenn Gruhn-Lohe schreibt: „Die Rohrdommeln hüpften von Halm zu Halm; Fischreiher hingen irgendwo über dem Bruchland im reglosen Blau.“ Wer je eine Rohrdommel gesehen hat — und der Kunsthistoriker Dr. Friedrich Lohe müßte ihre Lebensgröße zum mindesten aus dem wunderbaren Rembrandt in der Dresdener Galerie kennen — weiß, daß sie schon ihrer Schwere wegen nicht von Halm zu Halm hüpfen kann, und der Fischreiher hängt nicht wie der Habicht still in reglosem Blau über dem Bruchland. Kleinigkeiten? Für einen Dichter nicht. Sein Verhältnis zur Natur sollte so innig und vertraut sein, daß kein falscher Zug in seiner Schilderung Platz findet; er ist ja nicht verpflichtet, Geschöpfe zu beschreiben, die er nicht kennt.

Aber ein Künstler ist er, dem man gern folgt, bei dem man sich wohl fühlt. Man

setzt sich zu ihm in das leichte Boot, das von Alt-Heidelberg den Neckar hinuntertreibt, dem Rhein, dem Meere zu. Und man träumt mit diesem wunderlichen Studiosus, man sieht, wie die Gestalten seines Jugendlebens nacheinander als Schattenbilder im kleinen Schifflein Platz nehmen, um dann still wieder zu entschweben, in Nebel zu zerrinnen. Da ist zuerst die kleine Ruth (an der uns nur befremdet, daß sie auf Seite 29 braunes, auf Seite 203 blondes Haar hat), seine frühe Spielkameradin, mit der er noch unschuldig im selben Bettchen schläft und in der Rumpelkammer spielt. Die Wellen fließen, die Nebel rinnen — sieh da: Rektor Posch sitzt plötzlich nahe am Steuer, der väterliche Freund, der dem anschmiegsamen Knaben zuliebe das Saufen läßt, er versinkt in den Wellen, und nun wechseln im Halblicht der Wassernebel die Frauengestalten, die nacheinander Friedrich Lohes Herz erfüllen: bis endlich wieder eine bekannte Gestalt im treibenden Lebensschifflein auftaucht: Ruth, die gewandelte Jugendfreundin, die doch noch immer sein Herz besitzt und es nun festhält fürs ganze Leben.

Erwin Gruhn ist ein Eigener. Dieser Träumer, der auf der Schule gern vor sich ‚hindöst', der sich auch im Leben von einem heimlichen Kompaß, von einer stillen Sehnsucht leiten läßt, hat wunderbar zarte Farben auf der Palette und Waldeszauber in seinem Herzen. Die stille Vornehmheit seiner Künstlernatur ist eine so seltene Erscheinung in unserem hastenden, geifernden, gespreizten oder fabrikmäßig arbeitenden Schrifttum, daß man nur mit einem stillen Gruß von seinem Buch scheiden kann.

Aber einen Gruß auch dir, du Dichter des Namenlosen und des ‚verbummelten Studenten', der du selber ein namenloser und verbummelter Student warst; einen wehmütigen Gruß deinem frühen Grab da draußen vor der deutschen Grenze. Gustav Sack ist erst nach seinem Tode gedruckt worden. Bei seinen Schicksal erschrickt man. Denn es beweist, daß der Fall Heinrich Kleist auch heute noch möglich ist, trotz den vielen Verlegern, die auf Neues erpicht sind, und ihrem Lektorenheer, trotz den geistigen Entbindungsanstalten, die sich in den Großstädten auftun, wobei die Gründer ihre Münder besonders weit auftun. Nicht als ob Sack nun ein Kleist wäre, eher schon ein Grabbe, ein Lenz, ohne freilich auch deren Gestaltungskraft zu erreichen. Der Namenlose ist auch ein Ich-Roman — Spielhagen soll sich nach den Aussagen eines Kirchhofwärters neuerdings mit hörbarem Rucken im Grabe umdrehen — doch umspannt er nur ein einziges Jahr, Sacks Dienstjahr in Rostock. Das wird sehr getreu und mit einer so rücksichtslosen Offenheit geschildert, daß man mitunter an die selbstzerfleischenden Bekenntnisse Strindbergs denkt. Und doch ist Sack dessen Gegensatz; weit entfernt, sein Talent vor den Quallen der Erotik ängstlich zu schützen (darin besteht eigentlich mehr als die Hälfte von Strindbergs Leben und Dichten), steckt er liebestoll seinen Kopf in die weichen Fangarme dieser Medusen, oder vielmehr einer einzigen Meduse —: „Claire hieß sie, war zwanzig Jahr, blauäugig und blond und ihr Gesichtchen geschnitten zart wie das einer Gemme." Haltlos läuft er ihr nach, obwohl sie eine Dirne ist, wie sich bald herausstellt. Zuletzt erniedrigt er sich vor ihr und vor ihren anderen Liebhabern, verbummelt, verkommen, rettungslos dem Alkohol verfallen. Ein wüstes Bild, kein Roman für höhere Töchter. Und doch: ein gefallener Engel kauert hier mit gebrochenen und beschmutzten Flügeln am Boden, groß und einsam, traurig und zuletzt mit einer leisen, stolzen Scham im Herzen, die uns an die Tränendrüsen rührt. Weshalb fiel er so tief? weil sein Geist ein grundsuchender Anker war. Weshalb zerbrachen ihm die Flügel? weil sie an enge Wände schlugen und nicht die freien Winde der Weite fanden. Der Ich-Roman endigt mit einem angeklebten, unorganischen Schluß, dem Selbstmord des Verfassers.

Sack steht geistig, teilweise auch stilistisch, noch völlig im Banne Nietzsches, den man aber beileibe nicht verantwortlich machen darf für seinen moralischen Niedergang, denn gerade die Enthaltsamkeit in Baccho et in Venere, die der Einsiedler von Maria Sils übte und — ohne Aufdringlichkeit — auch lehrte, hätte für unseren Dichter der Rettungsanker werden können. Die allzu zahlreichen philosophischen Einschläge des Romans muten darum gereiftere Geister nicht gerade neu an, will man etwa gar die Lehre von der ewigen Wiederkunft noch einmal durchdenken, so wird man es vorziehen, sie bei Nietzsche in dem wundervollen Bilde des Zarathustra gegenüber dem Zwerg, als bei Gustav Sack zu suchen. Es ist schade um Gustav Sack. Er war ein außergewöhnlicher Geist, aber doch wohl schon rettungslos verloren, als ihn die feindliche Kugel traf. Wüßte man sein Grab, so müßte ein Lorbeerkranz, so groß, daß er den ganzen Hügel deckt, ein dichter, voller, dunkelgrüner ihm seines Volkes Gruß bringen.

Nach anderen Kränzen als nach denen liebevoller Ehrfurcht greift die Hand Hermann Bahrs. Von seiner „Himmelfahrt" ist der gläubige (hm!) Büßer über die Haltestelle der Burgtheaterdirektion mit Eilzuggeschwindigkeit wieder zur Erde zurückgekehrt und findet dort die Rotte Korahs als einen höchst zeitgemäßen Wortstreit-Lehr- und Räsonierstoff.

Der Roman ist lang, trotzdem kann man sich über ihn kurz fassen, denn er enthält eigentlich nichts als Selbstgespräche in Dialogform. Das heutige Österreich, zu dem Bahr im Verhältnis eines gewissen Liebesärgers, oder einer Ärgerliebe steht, wird wieder einmal nach allen Windrichtungen durchgehechelt. Um es dem Leser, vor allem aber wohl sich selber leicht zu machen, nimmt

Bahr Personen, die in seinen anderen österreichischen Romanen: „Die Rahl,“ „o Mensch,“ „Drut“ usw. auftreten und doziert an ihnen — die Judenfrage. Sehr gescheit, geistgewandt und gedankenreich, aber ohne einen haltbaren Pfahl einzuschlagen. Er bringt so ziemlich alles vor, was zur Sache gehört, immer scharf pointiert und geschliffen. Er sagt den Juden sehr bittere Wahrheiten — paradox, wie bei Bahr nicht verwunderlich, durch das Mundstück eines jüdischen Arztes Dr. Beer, dem wir übrigens schon in der „Rahl“ begegneten — nicht minder aber rechnet Hermann Bahr mit den Ariern und Antisemiten ab.

So führt er ein sehr geschicktes Eiertänzchen auf, in dem dieser Tänzer von jeher Meister war.

Man könnte ihn auch einen Serpentinentänzer nennen, denn er wirft die durchsichtige Robe des Magisters in so gewandten Windungen und Schlängellinien, so in allen Farben schillernd und irisierend um seine flinken Hüpferbeine, daß er ein Chamäleon und einen Tanzmeister gleichzeitig zum Erröten bringt. Geschehnisse erzählt der Roman so gut wie gar nicht, dies Wenige ist aber durchaus komödienhaft gesehen, ein Lustspielstoff, wie denn Bahr, unser witzigster Plauderer, seine Romane nur zu schreiben scheint, um seine Dialoge breiter ausspinnen zu dürfen, als es im Theaterstück angängig ist. Der Komödienstoff dieses Romans ist eine Erbangelegenheit mit Hautgout. Ein vornehmer Wiener Aristokrat, Ferdinand, der verwundet und ernstgestimmt aus dem Felde kommt, zieht sich, angewidert von dem leichtfertigen gewissenlosen Treiben Wiens, ein stiller Antisemit in die Einsamkeit zurück. Da stirbt plötzlich am Herzschlag einer der größten Kriegsschieber Wiens, der gerade in einen unangenehmen Prozeß verwickelt ist, Jason (lies Jakobsohn, wir begegneten ihm schon in Bahrs Komödie „Die gelbe Nachtigall“.) Das Testament besagt, daß Ferdinand der natürliche Sohn Jasons ist und setzt ihn zum Universalerben der beiläufig fünfzig Millionen ein. Ferdinand ist fest entschlossen, die Erbschaft abzulehnen, ihm wird aber nahegelegt, daß er darum doch der Sohn des Juden bleibt, und sein gesetzlicher Vater, eine sehr munter gezeichnete Gestalt, macht ihm klar, daß Reichtum an sich nicht schändet, es komme nur darauf an, sich von ihm unabhängig zu machen. So tritt Ferdinand die Erbschaft an und heiratet die Mutter seines eigenen „natürlichen“ Kindes, in spe, eine Lazarettbekanntschaft von abenteuerlichem und menschlichem Reiz. Zur Erklärung des Titels „Die Rotte Korahs“ läßt Bahr seinen Dr. Beer folgendes sagen: „Ich will Ihnen sagen, was Sie kennen! Die Rotte Korahs kennen Sie! Wissen Sie? Die schon dem Moses soviel Übelkeiten bereitet hat. Die sich gegen Moses und Aaron gerottet hat, murrend: besteht nicht die ganze Gemeinde aus lauter Geheiligten? Die Rotte Korahs, die Rotte der Anmaßenden, der Höhnenden, der ewig Mißvergnügten, der Gleichmacher, der Ehrfurchtslosen, die an keinen Unterschied in den Menschen glauben — „warum der Moses? warum der Aaron? wieso? warum grad er? warum nicht wir?, und was is mit dem Land von Milch und Honig? wo?, was fließt?, nichts fließt!, und was schickt der Moses um uns?, wie kommt er dazu?, wir werden uns hüten!, wir gehen nicht hinauf!, soll er herab!, warum wir?, warum nicht er?“ Diese Rotte Korahs, mit der sich Jehova selbst schließlich nicht anders zu helfen wußte, als indem er den Schlund der Erde auftat und sie verschlang, mit allen ihren Häusern, die zu Korah gehörten, und der ganzen Habe, diese Rotte Korahs kennen Sie, Herr Baron! Das ist das einzige, was sich heute in Europa von den Juden sehen läßt.“ So spricht Dr. Beer, der Zionist, nachdem er vorher sein Volk als das auserwählte, von einem kommenden Messias erfüllte, gekennzeichnet hat. Leider nehmen diese Auseinandersetzungen, die oft in richtiges Geplausche übergehen, einen zu breiten Raum ein, man könnte sonst von einem ausgezeichnet geschriebenen Zeitroman sprechen, dessen Sprühfeuer beide Seiten, Christen und Juden, stark fesseln wird.

Einen Zeitroman besonderer Art wollte auch Ottomar Enking schreiben, als er in Claus Jesup den aufrührerischen Wollenweber der wismarschen Geschichte aufgriff, um an ihm so etwas wie die typische Geschichte der Revolution zu zeigen. Claus Jesup aus dem Dunkel niedrigster Abstammung hervorgegangen, ist der geborene Aufwiegler, verbittert, ehrgeizig, unbedenklich in seinen Mitteln, haltlos auf schiefer Bahn. Es gelingt ihm, den wohlmeinenden Bürgermeister und seinen biederen Ratsherrn zu stürzen, beide werden hingerichtet, aber die Söhne nehmen Rache, freilich eine milde Rache, Claus Jesup muß Abbitte tun und sinkt in das Dunkel zurück. Ottomar Enking bewährt auch an diesem geschichtlichen Stoff seine bedeutende epische Kunst. Er entrollt ein farbiges Kulturbild der mittelalterlichen Seestadt Wismar, und auch sein warmer lächelnder Humor — Enkings besondere Note — findet manch behagliches Plätzchen zwischen den ernsten Gängen politischer Kämpfe. Vielleicht wäre es dem Roman an sich zustatten gekommen, wenn der Dichter sich weniger eng an die Überlieferung gehalten, weniger wismarsche Geschichte geschrieben und zum mindesten die Sühne des Claus Jesup mit freier dichterischer Phantasie tragischer herausgearbeitet hätte. Die Geschichte hat letzten Endes nur da Wert für den Dichter, wo sie ihm die Schwingen löst, statt sie ihm zu binden. Wohingegen man sagen darf, daß auch jeder große Geschichtsschreiber etwas vom Dichter in sich haben muß und — gehabt hat.

Illustrierte Rundschau

‚Reiseskizzen' von H. C. C. Wach — Steinzeugfiguren von Hans Wewerka — Batikarbeiten von Alexandra Broel — Töpfereien von Elisabeth Schmidt-Pecht — Zu unsern Bildern



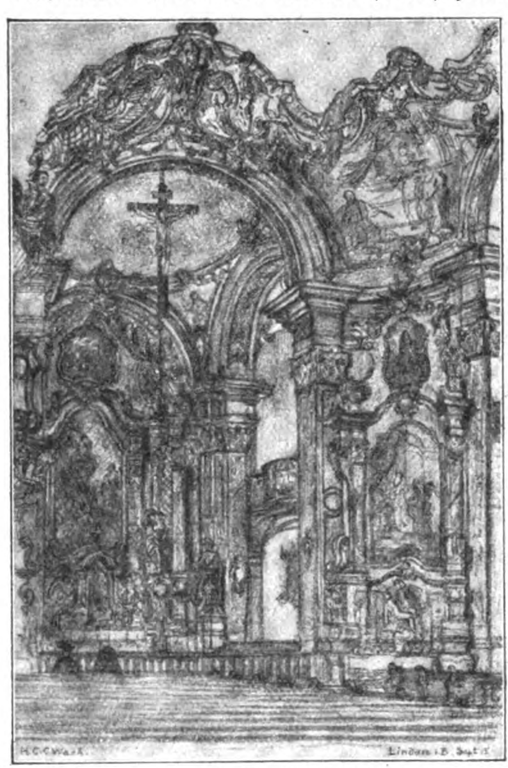
Das Rathaus in Culm (Westpreußen)

Wenn wir die schöne Mappe mit ‚Reiseskizzen' durchblättern, die H. C. C. Wach im Berliner Architektur-Verlag ‚Der Zirkel' hat erscheinen lassen, bedauern wir, daß die hier gepflegte Kunst so selten geworden ist, und begrüßen sie deshalb mit um so größerer Freude. Diese Zeichnungen — deren Wiedergabe in Lichtdruck übrigens vortrefflich gelungen ist — halten nämlich mit Glück die Mitte zwischen der architektonisch genauen, aber fast immer peinlichen Nachbildung des Vorwurfs und der flüchtigen Anmerkung zu einem malerischen Eindruck.

In dem Vorwort, mit dem A. Mendelssohn-Bartholdy die Zeichnungen dem Beschauer empfiehlt, wird ausdrücklich bemerkt, daß diese Blätter nicht als Lösung einer gestellten Aufgabe architektonischer Reisebeschreibung oder Stilkunde anzusehen sind. Trotzdem überraschen sie durch die liebevolle Eindringlichkeit, mit der auch bauliche Einzelheiten wiedergegeben sind, und es erwacht die Frage, ob es sich nicht lohnen würde, auch in kunstgeschichtlichen Abbildungen sich in geeigneten Fällen von der Photographie zu befreien.

Ein wanderfroher Künstler ist der Leipziger Wach; er ist in vielen deutschen Landen eingekehrt: in Franken, wo Würzburg lockende Bilder bot, in Schwaben, wo Weingarten und Lindau ihm Herrlichkeiten zeigten. Aber auch in Norddeutschland, in Bremen, in Brandenburg, selbst im entlegenen Culm hat Wach sein Skizzenbuch bereichert. Glückliche Friedensreisen führten ihn nach London, nach Paris, nach Sizilien und sogar nach Ägypten. Ein paar der in der Mappe vereinigten zwanzig Blätter sind während des Krieges entstanden, so u. a. die Bilder von den Kathedralen zu Laon, Chauny und Wlozlawek.

Wach genoß die Ehre, zur Frühjahrsausstellung der Berliner Akademie eingeladen zu werden, und war mit fünf Bleistiftzeichnungen aus seinen Reiseskizzen vertreten. Es zeugt für ihren Reiz, daß sie dort mit all ihrer Schlichtheit vernehmlich zum Beschauer sprachen. Auf den ersten Blick mögen sie manchem etwas trocken erscheinen. Aber dieser Eindruck stellt sich als



In der Katholischen Kirche zu Lindau

Verkleinerte Wiedergabe aus ‚Reiseskizzen von H. C. C. Wach' (Architektur-Verlag ‚Der Zirkel', Berlin)

ein Irrtum heraus, sobald man die Blätter mit einem Bruchteil der Aufmerksamkeit und Liebe betrachtet, womit sie geschaffen sind.

Unter die starken künstlerischen Begabungen, die uns der Krieg geraubt hat, zählt der junge Bildhauer Hans Wewerka, und dieser Verlust kommt uns um so schmerzlicher zum Bewußtsein, als es sich um einen Mann gehandelt hat, der nicht für die nach Geist und Geldbeutel Auserwählten, sondern für das Volk schaffen wollte. Praktisch ging er dabei vor. Er wußte, daß ein Dutzend Vorträge und Bücher über Kunsterziehung nicht so wirken wie ein einziges in sich vollendetes Kunstwerk, das in der Wohnung Platz ergreift. Er wußte ferner, daß die Verbindung zwischen Künstler und Publikum die Industrie herstellen muß, die den Markt beherrscht und es in der Gewalt hat, das Gute in Mode zu bringen. Wewerka hatte Glück. Er stieß in Reinhold Merkelbach auf einen Mann, der ähnliche Ziele verfolgte. Er wollte die rheinische Töpferkunst wieder zu Ehren bringen und hieß den Bildhauer als Gesinnungs- und Arbeitsgenossen herzlich willkommen. Schon bald konnten die Vereinigten Steinzeugwerke Höhr-Grenzhausen nach Wewerkas Modellen ein Dutzend kleiner Figuren ausführen, die sein Stilgefühl und seine Ausdruckskraft erkennen ließen. Die Figuren stammen, wie auch unsere Abbildungen zeigen, durchweg aus dem arbeitenden Volk. Wewerka ging von der ganz richtigen Meinung aus, daß es den einfachen Mann freut, wenn er sich und seine Mühe dargestellt und somit gleichsam verherrlicht sieht. Auch paßt so ein alter Seebär oder ein nettes Bauernmädel zweifellos besser in eine einfache Wohnung als ein zierlicher Rokokoschäfer oder als eine empfindsame Dame unserer Zeit. Mancher hat sich vor diesen Figuren an Käthe Kollwitz erinnert gefühlt. Doch ist Wewerka nicht so groß und herb wie sie, und vor allem fehlt ihm nicht der schalkhafte Humor. Haltung und Bewegung der Figuren ist gänzlich frei von gespreiztem Getue und voll natürlichsten Lebens. Ihr Hauptvorzug ist die Strenge, mit der sie sich dem Material unterwerfen. Die Durchbildung der Form ist bis in die kleinste Einzelheit von den natürlichen Eigenschaften des Steinzeugs und den technischen Möglichkeiten seiner Verarbeitung bestimmt. Auf diese Weise erhalten Wewerkas Gestalten ein von Porzellanfiguren wesentlich verschiedenes Gepräge. Sie schmeicheln sich nicht ein und sind nicht eigentlich liebenswürdig und anmutig, sondern vielmehr rauh und derb. Das paßt aber gut zu den



Altes Bad in Leipzig



Die Kirchbrücke in Gsteig

Verkleinerte Wiedergabe aus ‚Reiseskizzen von H. C. C. Wach‘ (Architektur-Verlag ‚Der Zirkel‘, Berlin)

Bauern und Arbeitern, die schwielig und schwerfällig auf der Erde breitem Rücken wuchten.

Die **Batikarbeiten** der Münchner Kunstgewerblerin **Alexandra Broel** werden vornehmlich unsere Leserinnen fesseln. Das Batikverfahren ist einige Zeit vor dem Kriege in Deutschland aufgekommen, hat sich aber mit merkwürdiger Zähigkeit länger in Gunst gehalten, als es sonst mit ähnlicher Schnelligkeit beliebt gewordenen Techniken gelingt. Das findet seine Erklärung gewiß darin, daß es sich hier um eine schwierige und gründliche Kunst handelt, deren Ergebnisse die aufgewandten Mühen lohnt. Natürlich gibt es auch unechte Batik. Glarner Zeugdruckereien z. B. arbeiten so geschickt, daß ihre Erzeugnisse fast die Wirkung echter Batik erreichen. Echte Batik ist keine Druck-, sondern Färbtechnik. Sie ist erfunden von den Malaien in Niederländisch-Indien, und das Wort erklärt treffend die Sache: Bemalen von Kattun auf beiden Seiten mit Wachs, um die so bedeckten Stellen gegen die Aufnahme von Farbe in einem kalten oder erwärmten Farbbade zu schützen. Das Wesentliche ist also nicht, wie der Laie oftmals vermutet, das Wachsen. Dieses ist vielmehr lediglich Mittel zum Zweck, technische Vorbereitung zur eigentlichen Kunst, zum Färben. Das Wachs wird entweder freihändig oder — mehr industriell — durch Kupferstempel aufgetragen. An Farben sind bezeichnend Blau, Rot und Braun. Die alten malaiischen Muster sind erstaunlich reich und meist sehr alt. Viele haben eine sinnbildliche Bedeutung. Auch in den Broelschen Arbeiten wirken östliche Muster nach, namentlich in dem Tanzkleid. Das Bezeichnende ist die durch die Technik veranlaßte Großflächigkeit der Ornamente. Sie findet sich auch in dem Theatermantel und dem Hauskleid, während die Bluse zierlicher und bei weitem nicht mehr so fremdartig gehalten ist.







Frau **Elisabeth Schmidt-Pecht**, deren **Töpfereien** wir auf S. 672 abbilden, ist unseren Lesern keine Fremde. Schon im Juliheft 1909 und Januarheft 1911 haben wir Arbeiten von ihr zeigen können, und es ist fesselnd zu verfolgen, wie ihre Kunst, die in der Bauerntöpferei ihrer badischen Heimat erste Anregungen fand, sich immer freier und sicherer entfaltet. Beschränkte sie sich anfangs darauf, Fayenceteller und -schüsseln rot, blau, grün und gelb zu bemalen und die alten Bauernmuster zu verfeinern, so machte sie sich von dieser Gebundenheit bald frei, lernte, ihre Gefäße auf der Töpferscheibe selbst zu formen und die Farben mit dem Tonschlamm zu

Steinzeugfiguren von Hans Wewerka. Ausführung: Vereinigte Steinzeugwerke Höhr-Grenzhausen

mischen, der, mit dem Pinsel aufgetragen, durch seine Schwerflüssigkeit zu einer einfachen Linienführung zwingt. Doch hielt sie sich auch jetzt noch in den Grenzen der Bauerntöpferei. Allmählich wuchs ihr Können darüber hinaus, und heute erinnert in ihren Arbeiten nichts mehr an diese einfache Volkskunst als das strenge Stil- und Formgefühl. Daß sie ihr Handwerk und das Wesen der Töpferei an dem Urquell alles kunstgewerblichen Schaffens, der Volkskunst, lernte, hat ihr nicht nur einen reichen Schatz an Materialkenntnis und technischen Fertigkeiten gegeben, sondern auch die Sicherheit, mit der sie nun ihre neuen Aufgaben innerlich frei und mit meisterlicher Beherrschung der Formen und Farben zu lösen weiß.



Das Heft wird eröffnet durch das wirkungsvolle Blatt ‚Aus Tausend und Einer Nacht' von Lore Uphoff-Schill. Man spürt es dem Reichtum dieser Formen und Farben an, daß das dem Kunstwerk zugrunde liegende Erlebnis die staunende Bewunderung des unabsehbar blühenden Irrgartens war, den wir selbst in tausend und einer Nacht nicht völlig zu durchmessen vermöchten. Das Bild wirkt wie ein farbenglühender Teppich. Es erinnert an den Erfindungsreichtum persischer Kleinmaler, die die Handschriften ihrer Dichter mit goldstrotzenden Abbildungen schmückten. Und doch verleugnet die Künstlerin, namentlich in der Umrahmung, nicht ihre deutsche, ihre Düsseldorfer Herkunft. So arabisch das auf den ersten Blick erscheint, dies Gewirr von Blumen, Ranken und Köpfen: es ist eng verwandt dem liebenswürdigen Geschnörkel unsrer Romantiker. — Einen ruhevolleren farbigen Genuß bietet das Gemälde ‚Abend-



Bluse und Tanzkostüm in Batik von Alexandra Broel-München

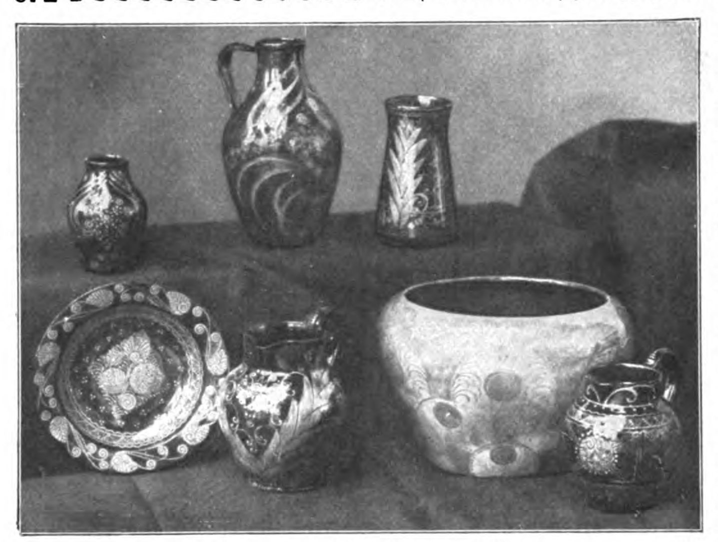
sonne‘ (zw. S. 568 u. 569) von Prof. Wilhelm Lehmann, dem verdienten Vorstandsmitglied der Münchner Sezession. Wunderbar steht das Gelb des Korns zu den blaugrauen Schatten, dem Braun des Gehölzes, dem Rot der Dächer. — Ein galantes Bild hat Prof. Hanns Pellar mit seiner ‚Träumenden Nacht‘ geschaffen (zw. S. 576 u. 577). Es ist etwas schwül, wie der alternde Herr der in ihrer Zartheit gebrechlichen Schönen zur Mandoline die Träume dieser blauschwarzen, sternübersäten Sommernacht deutet. Herr und Dame sind in die freie Natur gestellt, und doch werden wir das Gefühl nicht los, als befänden wir uns mit ihnen in einem künstlichen und parfümierten Garten und selbst das zwitschernde Vöglein im Baum wäre aus Blech und aufgezogen. — In der ‚Marschpause‘, vier im Sonnenbrand rastenden Soldaten, hat Franz Martin Lünstroth mit eindringlicher Kraft das Gefühl von Hitze und Staub wiedergegeben. Dabei sind die Mittel höchst einfach: Gelber Sand, leicht bewölkter Himmel, vier gelagerte Menschen. Aber das alles eingehüllt in ein Meer von brennendem Licht. Sehr geschickt gewählt ist das Verhältnis der Figuren zum Raum. Das Bild erscheint größer,







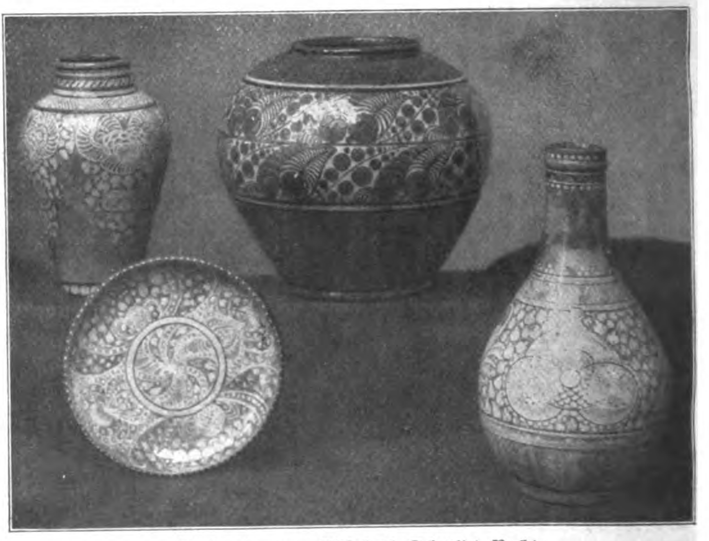
Theatermantel und Hauskleid in Batik von Alexandra Broel-München



Töpfereien von Elisabeth Schmidt-Pecht

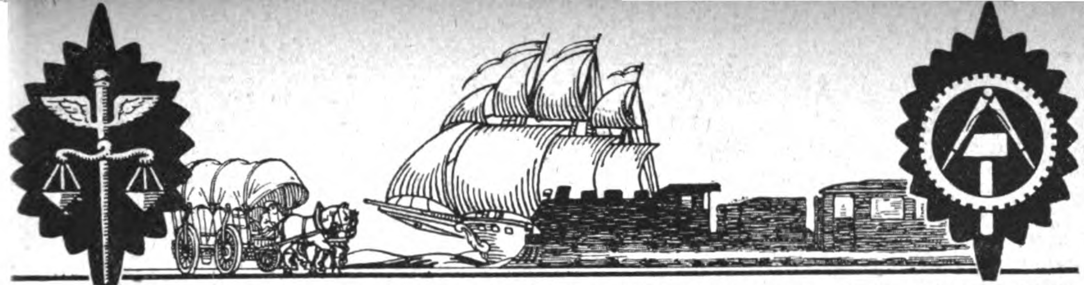
derer, gemütlicher, ‚Der Fliegenfänger' von Spitzweg (zw. S. 616 u. 617), eines der malerisch fortgeschrittensten Gemälde des Meisters, in großen Zügen hingestrichen, ohne Rücksicht auf die Durchführung im einzelnen. — Eine Bildnisbüste des allen unseren Lesern wohlbekannten Malers Fritz August von Kaulbach hat der Münchner Bildhauer Hermann Hahn geschaffen (zw. S. 636 u. 637). — Seinen farbigen Reizen zuliebe haben wir das Bildnis einer Tänzerin von dem Münchner Franz Potocki wiedergegeben. Schön ist die Dame nicht, aber das Gelb ihres Gewandes steht wunderbar zum Hintergrund und bildet mit dem Dunkel des Fußbodens, der Strümpfe, des Haares einen wohltuenden Einklang (zw. 644 u. 645). — Von Paul Paeschke endlich, längst als Schwarzweißkünstler bekannt, zeigen wir (zw. S. 660 u. 661) ein farbig sehr lebhaftes Gemälde. Er bewährt sich auch hier als Meister in der Darstellung wimmelnder Massen. P. W.

als es ist, und die Ruhe, die es atmet, wird beinah zur Erhabenheit. — Von dem während des Krieges verstorbenen Prof. Hermann Knackfuß, der unserm Verlage als Herausgeber der Künstler-Monographien sehr nahe gestanden hat, bringen wir das in die Casseler Galerie gelangte Gemälde ‚Sonnenbad', ein anmutiges Bild, das jeder mit Freude an seiner liebenswürdigen Erfindung und Gestaltung betrachten wird (zw. S. 588 u. 589). — Die Geschmeidigkeit des Bildnismalers Ernst Heilemann läßt erneut das farbige Blatt zw. S. 608 u. 609 erkennen. Man beachte, wie feinsinnig das geblumte Muster des Stuhls und seine roten Armlehnen zu dem weißen Gewand der Dame gewählt sind. — Von venezianischen Vorbildern erscheint der Herterichsche Jäger beeinflußt (zw. S. 612 u. 613), ein Bild, das im Aufbau wie in den starken Gegensätzen von Hell und Dunkel voll leidenschaftlich gehobenen Lebens ist. — In drolliger Nachbarschaft zu diesem ‚Jäger' steht ein an-



Töpfereien von Elisabeth Schmidt-Pecht
Vertrieb: J. A. Pecht, Kunstgewerbliche Anstalt, Konstanz

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker in Berlin**
Künstlerische Leitung: **Adolf Bothe** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig in Leipzig** — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Otto Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50



VELHAGEN u. KLASINGS EXPORT ANZEIGER

Verlag von Velhagen u. Klasing, Bielefeld u. Leipzig.

Mai 1919 | Schriftleitung und Anzeigenannahme in Leipzig, Hospitalstr. 27. Jahresbezugspreis Mk. 6.—. | No. 9, VIII. Jahrg.

Messe in Leipzig.

Wieder ist, wie all die Jahre vorher, der Beginn der Leipziger Messe zu einem Ereignis geworden. Umtobt von Konkurrenzneid steht die Leipziger Messe wie ein Steinkoloss inmitten des brandenden Weltenmeeres.

Der unselige Krieg mit der so plötzlich eintretenden Unfähigkeit Deutschlands, den Randstaaten die so notwendigen Gebrauchsartikel zu liefern, war der Urheber der ausländischen Messen, die wie Pilze in Europa aus der Erde geschossen sind. Beachtenswertes ist auch von manchen anderen Messen geleistet worden, das soll frei von Neid hier gesagt sein.

Doch unsere, die deutsche, die Leipziger Messe, macht uns niemand nach!

Rund 6000 Firmen beteiligen sich an der Frühjahrsmesse als Aussteller, und allein schon der Umstand, dass sich wieder 600 neue Firmen zur Ausstellung entschlossen haben, ist ein Beweis für die riesige Bedeutung eines Messbesuches für jeden Einkäufer. Die Einkäufer strömen infolge des allgemeinen Warenhungers in immer grösseren Scharen aus allen Teilen

(Fortsetzung S. 2.)

des Reiches herbei. Aber auch die ausserdeutschen Kaufleute, deren Zahl bei der letzten Herbstmesse schon erheblich angeschwollen war, kommen in immer grösserer Menge, um die Vorteile eines guten Einkaufs wahrzunehmen und zugleich einen Überblick über die Fabrikationsneuheiten zu gewinnen.

In allen Messhäusern glänzen die lichtumfluteten Ausstellungsobjekte, schwirren die Räder an den in Vorführung befindlichen Maschinen, preisen die Hersteller die Güte ihrer Waren.

Verschiedene neue Messhäuser haben ihre Pforten erstmalig geöffnet, so das frühere Kgl. Palais in der Goethestrasse, Ecke Ritterstrasse, unter dem Namen „Palais-Messhaus". Die „Technische Messe" hat alle drei Geschosse mit Beschlag belegt. Ein grosser Geschäftshausneubau in der Hainstrasse wurde unter dem Namen „Messhaus Jägerhof" der Büroartikelbranche für eine geschlossene Ausstellung nutzbar gemacht, die in über 300 Plätzen in zwei Etagen vor sich geht. Die Turnhalle in der Leplaystrasse öffnete ihre Türen und grossen Räume der „Schuh- und Ledermesse". Auf dem historischen Marktplatze, begrüsst von hohen, spitzen, jahrhundertealten Giebeln und Dächern, sind grosse Holzbaracken entstanden, die über 250 Stände aufnehmen. Hier auf dem historischen Boden der alten Leipziger Warenmesse entwickelt sich jetzt eine neuzeitliche Mustermesse.

Kauflust und Kaufkraft bringen unsere inländischen und ausländischen Geschäftsfreunde mit. Erhöhte Lieferfähigkeit und Vielseitigkeit in der Bemusterung wird ihnen bewiesen werden können. Der deutsche Handel und die Industrie haben in den trüben Zeiten eine wunderbare Widerstandskraft gezeigt. Wir hoffen zuversichtlich, dass die Leipziger Frühjahrsmesse die in sie gesetzten Erwartungen trotz der unsicheren Lage in vollem Masse erfüllen wird.

Kunst und Kunstgewerbe in der Lichttechnik.

Von Heinrich Müller, Offenbach a. M.

(Fortsetzung aus Nr. 8.)

Man verlangt allenthalben Kunst als Schmuck und Verschönerung und vergisst dabei, dass die Kunst an den Dingen selbst sein sollte. Freilich nicht die Kunst als Zierat, als Beigabe, als das Überflüssige, sondern die Kunst als die vollkommenste sachliche und formale Erfüllung bestimmter Aufgaben, die sich in den Kreis unserer Lebensaufgaben einpassen. Ich denke hier an eine Kunst, die alle Künste, alle Gewerbe, alle Industrien unter ihre Führung nimmt, die die organischen Bedürfnisse des Menschen erforscht, ihnen angemessene Erfüllung zuteil werden lässt und auf diese Weise zu den besten und talentiertesten Leistungen anspornt. Es ist der Gedanke einer sozialen Kunst, wie die der Gotik oder der japanischen Kultur, die die Grundlage der Volksarbeit und Volkswirtschaft bilden soll. Ansätze dazu sind auf den verschiedensten Gebieten vorhanden. Als Beispiel möchte ich die Herstellung von Beleuchtungskörpern nennen. Ein kunstvoll gearbeiteter Beleuchtungskörper für einen architektonisch schönen Raum ist ein Kunstwerk, wenn die Aufgabe, den Raum lichttechnisch und hygienisch einwandfrei zu beleuchten, vollkommen gelöst ist. In diesem Falle ist der Beleuchtungskörper an sich ein Kunstwerk, das des äusseren Zierats getrost entbehren kann. Der Beleuchtungskörper wird ein um so vollkommeneres Kunstwerk sein, je glücklicher und vollkommener die Lösung der gestellten Aufgabe, die Anwendung und Verwertung des Lichtes für die Beleuchtung des Raumes, gelungen ist. Die Lösung der Aufgabe ist nicht ohne Schwierigkeiten und erfordert die Mitwirkung einer ganzen Reihe wichtiger Faktoren, von Technik und Wissenschaft, Künstlern usw. Vergegenwärtigen wir uns den Werdegang eines Beleuchtungskörpers, so müssen wir bei den Laboratoriumsversuchen beginnen. Nur wenige Firmen unterhalten heute, wie die Amerikaner, lichttechnische Laboratorien, in denen die Vorbedingungen für das gute Gelingen richtiger Beleuchtungskörper geschaffen werden. Das erste deutsche lichttechnische Laboratorium wurde von der Lichttechnischen Spezialfabrik Dr.-Ing. Schneider & Co. in Frankfurt a. M. eingerichtet. Die in diesem Laboratorium geleistete Forschungsarbeit hat denn auch unverkennbar der Entwicklung der Beleuchtungskörper-Industrie ihren Stempel aufgedrückt. Die wissenschaftlichen Untersuchungen über die Frage der Beleuchtung haben bestimmend auf die Gestaltung der Beleuchtungskörper eingewirkt. Der Künstler, der Kunstgewerbler tritt in diesem Falle zurück hinter den Physiker, den Techniker; beider Arbeitsgebiete greifen ineinander über und lassen sich schwer umgrenzen. Den Entwurf eines richtigen Beleuchtungskörpers, der den gestellten Anforderungen vollauf entspricht, darf daher in erster Linie der Lichttechniker als sein Kunstwerk bezeichnen. Die diesjährige Frühjahrsmesse in Leipzig wird wieder Gelegenheit bieten, die ausgestellten Beleuchtungskörper daraufhin zu untersuchen, inwieweit sie ihrer Aufgabe, eine möglichst vollkommene und hochwertige Beleuchtung zu erzielen, entsprechen. Wer sich für die Fragen, die in der vorliegenden Betrachtung aufgeworfen sind, interessiert, greife sich als Beispiel die Tischlampe heraus. Ein Kunstwerk ist die Tischlampe nur dann, wenn die gestellte Aufgabe, den Tisch lichttechnisch und hygienisch einwandfrei zu beleuchten, in der vollkommensten Weise gelöst ist. An dem Beispiel des Beleuchtungskörpers zeigt es sich, welche Verwirrung der schwankende Kunstbegriff in den Köpfen angerichtet hat. Der Marktwert des Kunstwerks trat immer mehr hervor und überwucherte schliesslich alle anderen Gesichtspunkte. Minderwertige Erzeugnisse traten an die Stelle der Kunstwerke oder der kunstgewerblichen Gegenstände. Als Beispiel hierfür möchte ich den Kronleuchter bezeichnen, den verdorbener Geschmack und irregeleiteter Kunstsinn aus längst vergangenen Zeiten in unsere moderne Kultur hinübergerettet haben. Der Kronleuchter hat seine Daseinsberechtigung verloren, weil er die gestellte Aufgabe vom Standpunkte des Lichttechnikers und Augenhygienikers nicht erfüllt. Aus diesem Grunde kann er, wie er auch sonst gearbeitet sein möge, niemals als Kunstwerk gelten.

Das Beispiel des Beleuchtungskörpers ist typisch für andere Gebiete. Die soziale Kunst haben wir all-

mählich mit der verminderten Fähigkeit des Unterscheidens verloren; die Kunst im heutigen Sinne ist nur noch Marktwert und wird es bleiben, solange die Fähigkeit, Kunst im sozialen Sinne zu gebrauchen, nicht entwickelt ist. Die Revolution auf politischem Gebiete lässt diese Entwicklung voraussahnen. Der Bankerott des heutigen Kunstbegriffs tritt offen zutage. Was ist heute aus der Bauernkultur geworden? Die Bauernkultur bot ein einheitliches künstlerisches Bild, vom Feldzaun angefangen bis zur Dorfanlage. Dasselbe ist von unseren Städten zu sagen. Damals war die Kunst das Leben selbst. Heute ist Kunst und Leben zweierlei. Damit möchte ich nicht zur Nachahmung auffordern. Die alten Häuser sind mit einer gewissen organischen Kunst erbaut worden. Die neuen Häuser verleugnen meist den Geist der Zweckmässigkeit, Gediegenheit und Wohnlichkeit. Die Grösse des Verlustes werden wir erst gewahr, wenn wir die Bewohner eines neuen Hauses fragen, ob sie sich darin wohl fühlen. Erst dann können wir feststellen, dass die echte Kunst, die die Dinge selbst zu Kunstwerken gestalten lässt, vollständig untergegangen ist in einem Wust unechter und unwahrer Kultur, in einem Schwall von innerer Hohlheit und Schein! Das Innere derartiger Häuser ist nicht besser als das Äussere. Sogar die Menschen passen in diese Umgebung. Ihr Kunstsinn ist von Jugend auf irregeleitet. Die Allgemeinheit ist nicht geneigt, die individuelle Leistung des Talentes anzuerkennen. Die Maschine leistet ja alles, sie leistet auch Arbeit mit dem Anschein von Handarbeit. Dadurch erscheint diese entwertet, obwohl uns gerade die Maschinenarbeit die Handarbeit achten lehren soll. Der Segen, den die Maschinenarbeit bedeutet, wird in unserer Kultur- und Wirtschaftsverfassung vielfach zu einer Quelle des Unheils, wenn die hergestellten Erzeugnisse nicht von höchstem Gebrauchswerte sind und ihren Zweck nicht vollkommen erfüllen. Wie alles missbraucht wird, wird auch die Maschine missbraucht. Unzählige Dinge sind notwendig, die mit der Maschine hergestellt werden müssen. Diese Dinge sind schön, wenn sie alle Merkmale der Maschinenherstellung tragen. Noch offenbarer wird der Segen der Maschine, wenn man bedenkt, dass die Gleichmässigkeit der Erzeugnisse vielfach nur durch Maschinenarbeit erreicht werden kann. Nehmen wir an, es sind Beleuchtungskörper von ganz bestimmten Abmessungen anzufertigen, zu deren genauer Einhaltung der im Laboratorium ermittelte Wirkungsgrad verpflichtet. Von Hand gearbeitet würden sie niemals so gleichmässig werden wie von der Maschine. Die Maschine ist auch eine Menge Arbeit zu leisten berufen, die dem Menschen widerwärtig oder schädlich ist. Grosser Gefahr treiben Kunst und Kunstgewerbe durch die Normalisierung und Typisierung entgegen. Normalisierung und Typisierung werden die Maschinenarbeit zu höchster Leistungsfähigkeit anspornen. Doch darf uns das nicht beirren, wenn gleichzeitig die Anforderungen an den Gebrauchswert der Erzeugnisse steigen. Wir müssen von der Maschinenarbeit ein Produkt verlangen, das so vollkommen wie nur irgend möglich ist. Ein Beleuchtungskörper, z. B. eine elektrische Tischlampe, ist nur dann vollkommen wie ein Kunstwerk, wenn die Lampe, um nur einige Eigenschaften zu nennen, stromsparend, blendungsfrei, technisch gut durchgebildet ist, eine gute Lichtverteilung besitzt, das Auge nicht ermüdet, kurz, wenn sie allen Anforderungen von Augenhygiene und Lichttechnik entspricht. Eine solche Lampe besitzt einen hohen Gebrauchswert und auch ihr Marktwert ist nicht minder hoch. Trotz maschinenmässiger Herstellung ist die Lampe Qualitätsprodukt geworden und vielleicht anderen minderwertigeren Lampen gegenüber teurer.

Die Billigkeit eines Produktes ist niemals ausschlaggebend. Die, wenn auch vielfach notgedrungene, Sparsamkeit erscheint als die schlimmste Art der Verschwendung. Es ist die höchste Zeit geworden, diese Art von Verschwendung zu vermeiden. Alle Mittel müssen angewendet werden, um das Talent in Kunst und Kunstgewerbe zu pflegen, um jene soziale Kunst zu gewinnen, die Gebrauchswerte hervorbringt. Die edle Anwendungsart der Mittel muss zur Geltung kommen. Schlechte Mittelmässigkeit verleitet dazu, die Menge der Käufer zu täuschen. Ein Volk, das in der Lage ist, möglichst viele Gebrauchswerte zu erzeugen, bewegt sich auf der aufsteigenden volkswirtschaftlichen Kurve. Es ist unbestritten, dass sich die deutsche Republik gegenwärtig in einer Finanzmisere befindet; wir sind wirtschaftspolitisch schlimmer daran, als es uns jemals vorausgesagt wurde. Trotzdem werden wir wieder hochkommen, wenn wir dem Auslande gegenüber bessere und vollkommenere Gebrauchswerte erzeugen. Eine grundlegende Forderung ist die Entwicklung des Talentes und seiner wertbildenden Kraft. Wissenschaft, Kunst und Kunstgewerbe müssen die Sinne empfänglich machen für die feinen Lehren, die in jedem echten Kunstwerk schlummern. Das Kapital ist bereit, Gebrauchswerte zu schaffen. Den Beweis hierfür dürfte uns die diesjährige Frühjahrsmesse bringen, die, wenn nicht alle Anzeichen trügen, nach dieser Richtung reichlicher und vielseitiger beschickt sein wird, als in früheren Friedensjahren und in den Jahren während des Krieges. Sache der Fachpresse wird es sein, die Allgemeinheit über den Gebrauchswert neuer Erzeugnisse streng sachlich aufzuklären. Diesem Streben gegenüber wird die Allgemeinheit nicht umhin können, umzulernen und die wahre Wertquelle anzuerkennen.

Schweizerische Exportvorkehrungen und wir.

Von Hans Emmerling, Schöneberg.

Immer und immer wieder beschäftigen sich die schweizerischen Wirtschaftskreise mit allen jenen Vorkehrungen, die getroffen werden müssten, um dem schweizerischen Exporthandel jene Widerstandsfähigkeit zu geben, die er nach dem Kriege haben muss, um seiner Mission gerecht werden zu können.

Unter den Anregungen und Vorschlägen, die bei diesen mannigfaltigen Gelegenheiten auftauchen, befindet sich natürlich vieles, das bereits zur Diskussion gestellt worden ist, aber es tauchen doch Varianten auf, die unsere Aufmerksamkeit um so mehr in Anspruch nehmen, weil wir allem, was das Gebiet des Ausfuhrhandels streift, ein ganz spezielles Interesse entgegenbringen müssen schon im Hinblick auf die nachkriegszeitliche Konstellation, die die Produktion von exportfähigen Waren auf das allerdringendste erheischt.

So taucht beispielsweise in den schweize-

rischen Fachverbänden wieder die Idee eines Exportverbandes auf, der die Interessen der Schweizer Industrie nach aussen vertreten soll, und zwar in der Weise, dass beim internationalen Wettbewerb die schweizerischen Unternehmungen als ein geschlossenes Ganzes auftreten, sich also die verschiedenen Fabriken und Exporteure gegenseitig nicht Konkurrenz zu machen brauchen. Die Schwierigkeiten, die sich bei der Organisation eines derartigen Unternehmens einstellen, sind bereits des öfteren von deutscher Seite kritisch unter die Lupe genommen worden, und es hat sich dabei herausgestellt, dass — so grosszügig die Idee im ersten Augenblick auch aussieht — doch bei der praktischen Durchführung Hemmnisse auftreten, die den Wert der Unternehmung um ein Erhebliches herabmindern. Da aber hierfür schon so viel in den deutschen Zeitschriften geschrieben worden ist, glauben wir, auf diese Seite des schweizerischen Projektes nicht weiter eingehen zu sollen.

Neu ist gewiss auch nicht der Vorschlag, durch Agenturen und Vertretungen im Auslande den Mitgliedern des Exportverbandes ausländische Absatzgebiete nachzuweisen, Anbahnungsmöglichkeiten für Geschäfte allerart festzustellen und den heimatlichen Interessenten aufzugeben. Die Zeitschrift, welche diese wichtigen Mitteilungen enthalten soll, würde sich also im grossen und ganzen nicht stark unterscheiden von jenen periodischen Veröffentlichungen, die wir mit dem ganz gleichen Material in Deutschland schon aus der Vorkriegszeit her zur Genüge kennen.

Wird dann in dritter Reihe eine Verkaufsorganisation in Anregung gebracht, die mit den ausländischen Vertretungen des Exportverbandes gegen Provision arbeiten soll, dann treten eben wieder interne Konkurrenzrücksichten auf, die die guten Absichten der ausländischen Vertretungen und Agenturen in ihrer Wirksamkeit wesentlich schädigen.

Auch die Idee, an die Spitze der Agenturen einen Kaufmann und einen Ingenieur zu stellen, oder dort, wo technische Industriezweige in Frage kommen, einem kommerziell ausgebildeten Ingenieur die Leitung der Auslandsagentur zu überlassen, kann nicht als etwas angesprochen werden, was auf Neuheit Anspruch erheben darf.

Dass des ferneren für den Exportverband erhebliche Mittel verlangt werden, würde gewiss als erwähnenswert nicht erscheinen, wenn eben damit nicht zum Ausdruck käme, dass nur grössere Unternehmungen in der Heimat dazu berufen sind, bei den vermutlich hohen Jahresbeiträgen Mitglieder dieses Exportverbandes werden zu können.

Der weitere Gedanke, im Auslande ansässige Schweizer mit der Agentur dieses Exportverbandes zu betrauen, ist ebenfalls bei Prüfung vom praktischen Standpunkte aus wenig praktikabel. Denn, wie schon so oft dargelegt worden ist, dieser ausländische Geschäftsmann, so sehr er auch Patriot sein mag, muss doch vor allem seine persönlichen Interessen beachten, muss vor allem darauf sehen, seine geschäftliche Position zu begründen und weiter auszudehnen, Bestrebungen dies, die mit seiner offiziellen Tätigkeit in Widerspruch stehen, stehen müssen, und deshalb den guten Effekt zugunsten der heimatlichen Exportverbandsmitglieder auf ein Mindestmass herabdrücken.

Dass das Projekt in Verbindung gebracht wird mit nationalen Erwägungungen, insbesondere der Art, dass nur schweizerische Staatsangehörige Angestellte und Vertreter des Exportverbandes sein dürfen, trägt kaum dazu bei, den praktischen Wert des ganzen Unternehmens zu erhöhen, denn so sehr man Schweizer im Auslande verstreut sieht, Tatsache bleibt doch, dass in allen massgebenden ausländischen und überseeischen Plätzen geeignete schweizerische Staatsangehörige für die in Frage stehenden Vertrauensposten nicht aufzutreiben sein werden.

Dass natürlich ein Emporschnellen der Exportziffer in innigem Zusammenhang steht mit einer erhöhten Produktion, mit einer Herabsetzung der Arbeitslosigkeit, mit einer Festsetzung der Lohnbasis im Einklang mit den erhöhten Kosten der Lebenshaltung . . . alles das wollen wir zugeben; aber alle diese Hinweise sind ausgesprochen Zukunftsmusik und können nichts dazu beitragen, um die hier in Vorschlag gebrachten Einrichtungen als praktisch verwertbar erscheinen zu lassen.

Wie immer man über die Exportförderung und Exportorganisationen denken mag, es bleibt doch immer dabei, dass der Erfolg in der Hauptsache von den persönlichen Qualitäten des exporttreibenden Kaufmannes abhängt. Und gerade diese Erwägung führt uns doch dazu, trotz aller Schwierigkeiten der Situation, zu hoffen, dass es unsern deutschen Exportfirmen möglich sein wird, nach und nach wieder hochzukommen. Dass natürlich eine Exportbank auf breiter Grundlage, weitgehender Schutz der Regierung usw. absolut notwendig sind, um die Arbeit des Ausfuhrhändlers zu unterstützen, braucht nicht erst betont zu werden.

Wir wollen hoffen, dass diese letzteren Faktoren zum Schutze des deutschen Exporthandels die Erwartungen erfüllen werden, die unsere deutschen Wirtschaftler an sie knüpfen.

Das Leipziger Messamt an der Utrechter Messe.

Wie in Nr. 24 der „Leipziger Mustermesse“ schon mitgeteilt wurde, hatte der Verwaltungsrat der Utrechter Messe in liebenswürdiger Weise dem Messamt auf dem Lukas-Bolwerk neben dem Raum, wo der deutsche Handelsattaché seine Sprechstunden abhielt, ein besonderes Zimmer zur Verfügung gestellt. Der ehrenamtliche Vertreter des Messamts für Holland, Herr H. J. van der Borg, empfing dort jeden Nachmittag von 2—4 Uhr Interessenten, die über die Leipziger Messe Auskunft haben wollten. Während der ganzen Dauer der Messe war, wie uns Herr van der Borg schreibt, der Besuch sehr stark.

Acht Tage nach dem schon gemeldeten Besuch der Königin-Mutter stattete auch Ihre Majestät Königin Wilhelmina und Seine Königliche Hoheit der Prinzgemahl der Messe einen Besuch ab. Auch ihnen wurde Herr van der Borg vorgestellt. Die Königin erkundigte sich sehr eingehend über die Leipziger Messe und wünschte Herrn van der Borg den besten Erfolg bei seiner Tätigkeit als ehrenamtlicher Vertreter des Leipziger Messamts.

Herrn van der Borg war es sehr erwünscht, dass er den während der Messe auftauchenden Gerüchten über Unruhen in Leipzig und Gefährdung der Leipziger Messe sofort entgegentreten und auf Grund der erhaltenen Berichte aus Leipzig die Frager beruhigen konnte.

Durch die persönliche Fühlungnahme des Herrn van der Borg mit den sich für die Leipziger Messe interessierenden holländischen Industrie- und Handelskreisen während der Messe steigerte sich die Zahl der Anmeldungen für die Leipziger Frühjahrsmesse auf 700.

Allgemeine Messnachrichten.

Die Eröffnung und Dauer. Die diesjährige Frühjahrs-Mustermesse wird am Sonntag, den 27. April, morgens 8 Uhr, eröffnet und dauert bis Sonnabend, den 3. Mai, mittags. Vor dem ordnungsmässigen Beginn der Messe ist nach der Gewerbeordnung der Beginn des Verkaufs verboten. Die Kisten zum Einpacken der Muster werden nicht vor Freitag abend der Messwoche an die Aussteller herausgegeben, so dass also auch Einkäufer, die nicht zu Beginn, sondern erst später eintreffen, bis Freitag abend noch alle Muster sehen können. Zur letzten Herbstmesse konnte man sogar am Sonnabend noch gute Kaufabschlüsse notieren. Die Geschäftszeit ist von 8 Uhr morgens bis 7 Uhr abends festgesetzt, nach 7 Uhr werden keine Besucher mehr in die Messhäuser eingelassen.

Die Ausweise für Messbesucher. Zur Regelung des Verkehrs in den Messkaufhäusern wird den Ausstellern der Frühjahrsmesse mit den Fahrtbescheinigungen wieder ein Abzeichen zugestellt. Für das Arbeits- und Hilfspersonal der Aussteller werden besondere Arbeiterkarten, die nur zum Eintritt in das betr. Messgebäude berechtigen, durch die Messhausverwaltungen ausgegeben. Vor Beginn der Messe ist der Eintritt in die Messhäuser nur den mit Ausstellerabzeichen oder Arbeiterkarten versehenen Personen gestattet.

Die Einkäufer erhalten ein abweichend ausgestattetes Abzeichen, für das eine Gebühr von je 3 M. erhoben wird, um dadurch den störenden Zuzug des unbefugten und nur schaulustigen Publikums fernzuhalten. Dieses Abzeichen wird vom Messamt unter Nachnahme von 3 M. für jedes Stück zuzüglich Porto zugesandt; vorherige Einsendung des Geldes ist unstatthaft. Aufsichtsbeamte an den Eingängen der Messkaufhäuser werden die nicht mit Ausweis versehenen Personen vom Eintritt in die Kaufhäuser fernhalten.

Die Ausgabe eines bezahlten Ausweises für Einkäufer geschah wohl aus der Erkenntnis heraus, dass trotz der verschärften Überwachung im letzten Herbst sich noch viel Neugierige eingefunden hatten und den Verkäufern durch unnütze Auskunftserteilung die Zeit raubten, den glatten Verkehr in den Häusern aber tüchtig behinderten.

Die Aufsichtsorgane werden auch die Verteilung von Reklamezetteln in und vor den Eingängen zu den Messhäusern überwachen, um den Messbesuchern den Verkehr zu erleichtern.

Ein- und Wiederausfuhr von Messmustern. Waren, die zur Ausstellung auf der Leipziger Mustermesse bestimmt und als solche in den Begleitpapieren bezeichnet sind, werden ohne Zollentrichtung (im Vormerkverfahren) und ohne besondere Einfuhrbewilligung zur Einfuhr zugelassen. Ebenso findet die Wiederausfuhr der Messmuster aus Deutschland ohne besondere Ausfuhrbewilligung statt.

Vorzugsbehandlung von Messaufträgen. Die zuständigen Behörden haben zugesichert, auf die Bedürfnisse der zur Messe ausstellenden Betriebe und besonders auf das Ausfuhrgeschäft weitgehend Rücksicht zu nehmen.

Die Anträge auf Ausfuhrbewilligung für die auf der Messe bestellten Waren erfahren vom Reichskommissar für Aus- und Einfuhrbewilligung in Berlin W 10, Lützowufer 6/8, und den ihm nachgeordneten Zentralstellen beschleunigte Behandlung. Die Ausfuhranträge sind vom Messamt zu stempeln und als Messaufträge zu kennzeichnen.

Bei Messbestellungen wird ferner von der Sparmetallersatzforderung abgesehen, sofern beschlagnahmefreie Metalle und in einer Sendung nicht mehr als 5 kg Sparmetall in Frage kommen. Ausfuhranträge für Kleineisenwaren, die auf der Mustermesse gekauft sind, sollen bevorzugt behandelt werden, soweit nicht besondere Bestimmungen entgegenstehen. Die Ausfuhranträge oder Bestellurkunden (Messorders) sind gleichfalls vom Messamt zu stempeln. Weitere Erleichterungen stehen in Aussicht.

Frachtfreie Rückbeförderung der Messmuster. Die Sendungen sind schon auf dem Hinwege im Frachtbrief als „Ausstellungssendung“, „Messmuster“ oder „Messgut“ zu bezeichnen. Güter in Sammelladung geniessen keine Vergünstigung. Die Rückbeförderung muss spätestens vier Wochen nach Schluss der Mustermesse auf demselben Wege wie bei der Hinbeförderung geschehen. Bei der Aufgabe zur Rückbeförderung sind vom Absender vorzulegen a) der Frachtbrief für den Hinweg, b) eine Bescheinigung des Messamtes auf dem Frachtbrief für die Rückbeförderung, dass die Muster ausgestellt waren und nicht verkauft worden sind. Die Bescheinigung wird gegen Ende der Messwoche im Bureau des Messamts erteilt.

Wichtige Stätten während der Messe: Post: im Handelshof; Passstelle: im Messamt; Verkehrs- und Auskunftsstelle: ebendort; Mitteleuropäisches Reisebureau: ebendort.

Der Stand von Velhagen & Klasings Export-Anzeiger befindet sich in der Maklerstelle im I. Obergeschoss der Technischen Messe, im Messhaus „Reichskanzler“, Petersstrasse 20, im Saal 400, Stand 51 a.

Geschäftliches.

Eierkonservierung. Mit dem nahenden Frieden rückt auch die Möglichkeit heran, wieder grössere Eiervorräte zu erhalten. Eine sehr wichtige Frage ist nun die zuverlässige Frischhaltung bis zum Winter und darüber hinaus. Den meisten der Interessenten wird das altbewährte Garantol wohl schon bekannt sein als ein durchaus sicheres Mittel, die Eier selbst jahrelang frisch zu erhalten. Garantol ist schon in kleinsten Packungen, die für 150 Eier genügen, erhältlich, wird aber auch in grossen Posten an Grosseinleger geliefert. Allen denen, die Eier für längere Zeit aufzubewahren haben, empfehlen wir, sich wegen Erhalt weiterer Einzelheiten an die Garantol-G. m. b. H., Gommern b. Dresden, zu wenden. Grossisten und Wiederverkäufer, die den Weiterverkauf aufnehmen wollen, erhalten hohen Rabatt und vorteilhafte Bedingungen.





Ziegelei-Maschinen
Leonh. Gnad, Waiblingen (Wttbg.).

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf VELHAGEN & KLASINGS EXPORT-ANZEIGER zu beziehen.

Deutsche Werkzeugmaschinen

Blechbearb.-Masch., Spez.: Blechscheren, Profileisenscheren, Lochmasch., Exz.- u. Friktionspressen, Bieg- u. Richtmasch. Masch.-Fabr. Weingarten, vorm. Hch. Schatz A.-G., Weingarten (Württb.).

Bohrmaschinen
für die gesamte Eisen-, Stahl- und Metallbearbeitung.
Werkzeugmasch.-Fabr. Ernst Dania & Co., Wien X, Leebgasse 4.

Drehbänke
für die gesamte Eisen-, Stahl- und Metallbearbeitung.
Werkzeugmasch.-Fabr. Ernst Dania & Co., Wien X, Leebgasse 4.

Drehbänke
für Mechanik, Optik, Elektrotechnik etc. Revolverdrehbänke, alleinige Spezialität.
Kröner & Reimer, Leipzig-Li., gegr. 1898.

Drehbänke
mit Leitspindel, Leit- und Zugspindel, mit u. ohne Prisma, Conus-Drehbänke.
Wilhelm Schouren, Inh. Hugo Bierling, Dresden 26. Telefon 31 104.

Drehbank-Klemmfutter System „Cushmann“,
zentrisch spannende Zweibackenfutter, Parallel-Schraubstöcke, Gewindeschneidzeuge, Werkzeugmaschinen aller Art.
Gottfried Keil, Magdeburg.

Universal-Fräsmaschinen, Vertikal-Stossmaschinen
Roscher & Eichler, Altmittweida bei Chemnitz i. Sa.

Fräsmaschinen, Revolverdrehbänke
Werkzeugmaschinen-Fabrik Gildemeister & Co., Akt.-Ges., Bielefeld.

Hobelmaschinen
für die gesamte Eisen-, Stahl- und Metallbearbeitung.
Werkzeugmasch.-Fabr. Ernst Dania & Co., Wien X, Leebgasse 4.

Leitspindel-Drehbänke, Vertikal-Fräsmaschinen
Berbet-Maschinenbau G. m. b. H., Halle a. Saale 1.

Leitspindel-Drehbänke,
Revolver-Drehbänke, ca. 9000 Stück im Betrieb.
Langer & Co., Chemnitz S. 3.

Das einzelne Feld kostet jährlich nur M. 72.— netto, worin ein Abonnement auf die reichillustrierten Hefte von Velhagen & Klasings Export-Anzeiger mit vielen technisch interessanten Artikeln und Abbildungen einbegriffen ist.

Präzisions-Leitspindeldrehbänke
Hobel- u. Shapingmaschinen, Revolverdrehbänke, Fräsmaschinen, Radial- und Schnellbohrmaschinen.
Richard Heinrich & Co., Dresden-A.

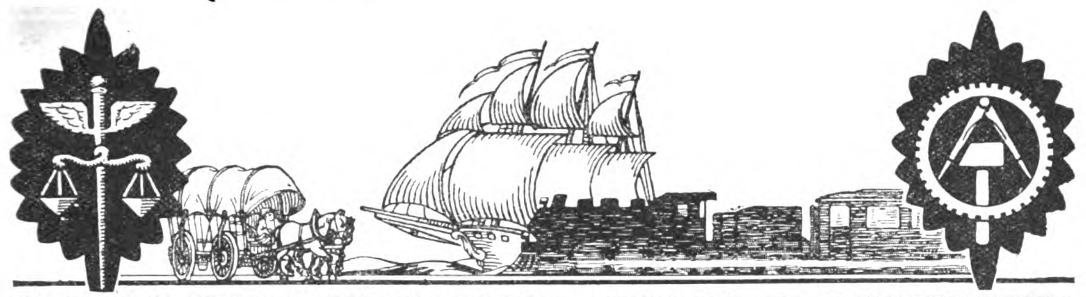
Pressluftwerkzeuge
und -Maschinen
Fabrik für Bergwerks-Bedarfsartikel G. m. b. H., Sprockhövel.

Shapingmaschinen
für die gesamte Eisen-, Stahl- und Metallbearbeitung.
Werkzeugmasch.-Fabr. Ernst Dania & Co., Wien X, Leebgasse 4.

Werkzeugmaschinen
für die gesamte Eisen-, Stahl- und Metallbearbeitung.
Werkzeugmasch.-Fabr. Ernst Dania & Co., Wien X, Leebgasse 4.

Werkzeugmaschinen,
Leitspindel-Drehbänke, Räderfräsautomaten, Zentriermaschinen, Schleif- und Riffelmaschinen für Müllerei-Hartgusswalzen.
Oscar Ehrlich, Werkzeugmaschinen-Fabrik, Chemnitz 42.

Werkzeugmaschinen,
Blechbearbeitungsmaschinen, Holzbearbeitungsmaschinen.
Joh. A. Popella, Dresden-A. 1, Leipzig — Berlin.



VELHAGEN u. KLASINGS EXPORT-ANZEIGER

Verlag von Velhagen u. Klasing, Bielefeld u. Leipzig.

Juni 1919 | Schriftleitung und Anzeigenannahme in Leipzig, Hospitalstr. 27. Jahresbezugspreis Mk. 6.—. | No. 10, VIII. Jahrg.

Leipziger Messe.

Von Dr. W. Stein.

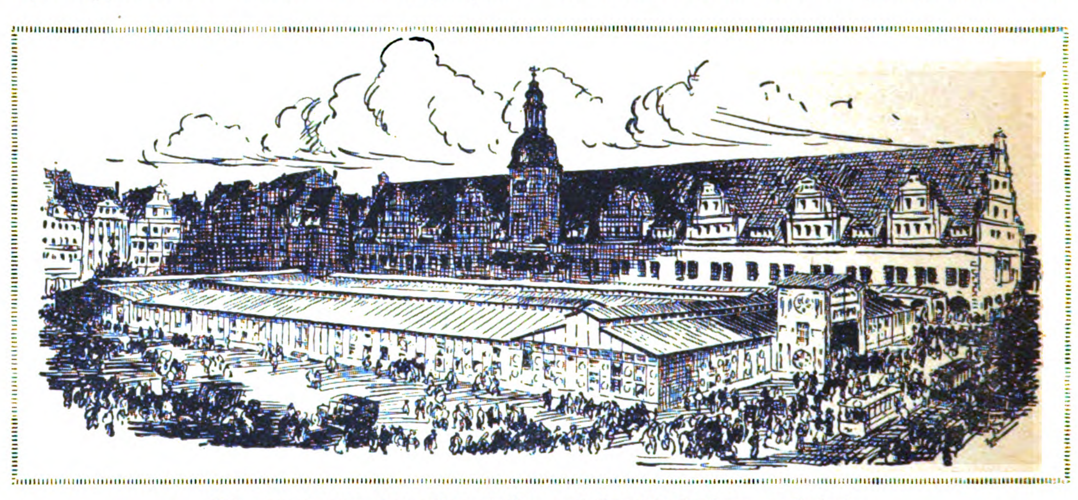
Nur der Schwache geht unter! Zwar hat sich unsere Hoffnung, welche wir auf Beendigung des Weltkrieges setzten, nicht erfüllt. Die erste Messe nach Aufhören des blutigen Ringens würde, so meinten wir, in eine Friedenszeit, in eine ungeahnte Epoche wirtschaftlichen Aufschwunges fallen. Es ist anders gekommen; zwischen Krieg und Frieden hängt das Reich in schwebender Pein. Um so erstaunlicher und bewundernswerter aber ist es, was wir jetzt in Leipzig erleben dürfen. Um so wunderbarer, weil beinahe uns sogar selbstverständlich erscheint, was doch gar nicht selbstverständlich ist, dass ein Volk fast von einer ungeheuren Übermacht erdrückt, in brutalster Weise vergewaltigt und dem Hungertode preisgegeben, durch einen blutigen Bürgerkrieg zerrissen und zerrüttet, noch solche Beweise innerer Kraft liefern kann, wie jetzt in Leipzig. Hier zeigt sich ein Vertrauen in die eigne Fähigkeit, das sicher nicht unbelohnt bleiben wird.

Dabei hatte die Veranstaltung der Leipziger Messe in diesem Frühjahr mit ganz besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen. War es doch zu Beginn des Jahres überhaupt zweifelhaft, ob die Messe stattfinden würde, denn die Eisenbahnverwaltung war so gut wie unfähig, den Messverkehr zu bewältigen. Kohlenmangel stellte die Heizung der Messpaläste und Ausstellungsräume in Frage. Die inneren Schwierigkeiten wuchsen von Tag zu Tag, dazu kam der Generalstreik in Mitteldeutschland und endlich auch noch der zwei volle Wochen dauernde Generalstreik in Leipzig. So ist es verständlich, dass die Messe auf acht Wochen verschoben

(Fortsetzung S. 2.)

wurde, aber es ist auch erfreulich, dass diese Verschiebung eines althergebrachten Termins aber auch gar keinen Einfluss auf den Umfang und die Bedeutung der Messe selbst auszuüben vermochte. Eine kurze Übersicht über die Entwicklung der Messe ist hier vielleicht am Platze. Heute um so mehr, als die diesjährige Frühjahrsmesse eine Art Jubiläumsmesse bedeutet, sind doch 25 Jahre seit der Messreform verstrichen, nachdem die Messe im vorigen Jahre auf ein ehrwürdiges Alter von 650 Jahren zurückblicken konnte. Im Jahre 1894 war die Messe von etwa 1200—1300 Ausstellern beschickt. Im Jahre 1914 belief sich — also im letzten Friedensjahre — diese Zahl auf etwa 4200 und heute im Frühjahre 1919 waren rund 8200 Aussteller am Platze; das sind rund 2600 mehr als im Herbst 1918 und rund 4000 mehr als auf der letzten stärksten Friedensmesse. Als ganz besonders erfreulich muss es dabei bezeichnet werden, dass auch die Zahl der ausländischen Aussteller beständig im Wachsen begriffen ist, sie stieg seit dem Herbst vorigen Jahres von 164 auf 193 Firmen. Aus der Schweiz waren sogar doppelt so viel vertreten, als im vorigen Jahre gestalten. Norwegen war allerdings verhältnismässig schwach vertreten, der Besuch aus Österreich hielt sich in zufriedenstellendem Rahmen, aus Dänemark und Schweden aber waren mindestens 200—300 Besucher anwesend. Die Schweiz hatte etwa 480 Personen geschickt und die Niederlande überschritten die aus Friedenszeiten gewohnte Zahl von etwa 600 Menschen, welche deutsche Ware kaufen wollten. Auffallend war diesmal die grosse Anzahl der Frauen, welche dem Messtrubel einen besonderen Stempel aufdrückte.

Über den Umsatz liegen, während wir dies schreiben, Ziffern noch nicht vor. Es ist aber, nach dem Besuch und nach der wahrhaft glänzenden Bemusterung zu urteilen, anzunehmen, dass auch hier ein günstiges Ergebnis erzielt werden wird. Die aufsteigende Kurve in der Ausfuhr war schon in den letzten Jahren unverkennbar. So betrug die anmeldepflichtige Ausfuhr nach Angabe des Messamtes im Frühjahr 1917 3,8 Millionen Mark, im Herbst desselben Jahres belief sie sich auf 10,6 Millionen Mark, um im Frühjahr 1918 auf 51 Millionen Mark anzusteigen und dann im Herbst 1918 die stattliche Höhe von 208 Millionen Mark zu erreichen. Nicht gerechnet sind dabei die Ausfuhrgeschäfte, welche einer Anmeldepflicht nicht unterlagen.



Die neuerbauten Ausstellungshallen auf dem Marktplatze zu Leipzig.

In diesen Räumen stellten etwa 250 Firmen ihre Erzeugnisse mit bestem Erfolg aus. Es ist beabsichtigt, dieses Provisorium von „Messpalast“ auch weiterhin stehen zu lassen, bis eine bessere Zeit den Bau der projektierten grossen Paläste, alles Millionenbauten, gestattet.

und die Deutschböhmen brachten wiederum ihre Kollektion von Gläsern und keramischen Erzeugnissen auf den Markt, um auf der gewaltigsten Musterschau der Welt gebührend vertreten zu sein.

Interessant ist hier die Gegenüberstellung mit der grössten Konkurrenz, welche der Leipziger Messe während des Krieges erwuchs, mit Lyon; Lyon vermochte es im Jahre 1916 auf 1342 Aussteller, 1917 auf 4484 Aussteller zu bringen. Prozentual ausgedrückt hat sich der Besuch der Lyoner Messe seit 1916 etwa verdreifacht, der Besuch Leipzigs dagegen mehr als vervierfacht, denn der Krieg und die Absperrung des Deutschen Reiches von allen Märkten hatte natürlich im Jahre 1914 ein gewaltiges Sinken der Aussteller- und Besucherzahl zur Folge.

Mit dem Wachsen der Ausstellerziffern ging ein Anschwellen der Besucherziffer überhaupt Hand in Hand. Suchten vor dem Kriege etwa 20000—30000 Besucher die Leipziger Musterschau auf, so belief sich die Ziffer im Jahre 1917 auf 40000, im Herbst 1918 gar auf 90000 und im Frühjahr 1919 waren wieder etwa 90000 Menschen zur Stelle, was um so höher einzuschätzen ist, als die schon erwähnten ungeheuren Verkehrsschwierigkeiten gar viele von dem Besuche abgehalten haben mögen. Eine stattliche Anzahl Neutraler trug dazu bei, das Verkehrsbild glänzender zu

In der Tat, die deutsche Industrie hat sich als lebensfähig und arbeitskräftig erwiesen. Charakteristisch sind die zahlreichen Sondermessen, eine Einrichtung, welche sich ständig wachsender Beliebtheit erfreut. Zu den bekannten althergebrachten Ausstellungen an Spielwaren, Puppen, Glas, Porzellan, keramischen Erzeugnissen, Haus- und Wirtschaftsbedarf sind eine grosse Zahl Sonderausstellungen während des Krieges hinzugekommen. Da haben wir jetzt eine Bürobedarfs-Messe, das Steindruck-Gewerbe ist mit einer besonderen Reklame-Messe aufgetreten, die Textilmesse ist in ständiger Erweiterung, die Papiermesse im Grossen Reiter in der Petersstrasse bringt eine Fülle neuer geschmackvoller Erzeugnisse, als ob es niemals im Deutschen Reich einen Papiermangel gegeben hätte. Eine Entwurfs- und Modellmesse versucht zwischen Künstlern und Fabrikanten zu vermitteln und die technische Messe zeichnet sich durch eine ungeheure Vielseitigkeit der ausgestellten Objekte aus. Zu nennen sind weiter die Ausstellungen der mechanischen Musikwerke, der Marmorverarbeitung, welche die plastische Kunst und das Kunstgewerbe in höchster Vollendung vorführen. Die Nahrungsmittel-Messe, die Messe der Ersatzstoffe, eine vollständige Zusammenstellung aller

Sportartikel, die Messe für Verpackungsmittel, die Bau-Messe, alles das untergebracht in etwa 30 Messpalästen, welche einen Wert von 70—75 Millionen Mark repräsentieren und welche in diesem Frühjahr doch noch nicht ausreichten, so dass das Messamt zu Notbauten greifen musste. Auf dem ehrwürdigen Marktplatz in Leipzig sind hölzerne Ausstellungshallen errichtet, die vorläufig zu jeder Messe neu aufgebaut werden. In den Räumen aber dieser Ausstellungshallen ist alles zusammengedrängt, was der kultivierte Mensch nur braucht, von der Zigarrenspitze bis zum Segelboot, vom Teelöffel bis zum Kronleuchter. Von den Häusern aber herab grüssen wie vor hundert Jahren die Messplakate, rote, gelbe, blaue, weisse, und verleihen der Stadt das gewohnte Gepräge, bringen ein Bild so farbenfreudig und bunt hervor, dass es eine Freude ist, sich zwischen dem Menschenschwarm durch die Strassen zu schieben und zu sehen, wie all diese Menschen ihre orangefarbenen metallenen Messorden als sichtbaren Beweis dafür tragen, dass es nicht Müssiggänger sind, nicht tatenlose Zuschauer, sondern Menschen, welche gekommen sind, zu kaufen und zu verkaufen, und welche auf solche Weise zum Wiederaufbau des fast in Trümmer gegangenen Deutschen Reiches beitragen wollen. Man sieht, dass das Messamt mit den Zuschüssen, welche ihm vom Reich, vom Staate Sachsen und von der Stadt Leipzig zur Verfügung gestellt sind, die sich bekanntlich zusammen auf über 1 Million Mark belaufen, nichts nutzlos vertut, sondern wirklich im Interesse des deutschen Wirtschaftslebens zielsicher und vorteilhaft verwendet.

Es würde zu weit führen und den Rahmen dieses Aufsatzes überschreiten, wollten wir auf Einzelheiten eingehen. Eine Industrie aber möchten wir diesmal hervorheben und das ist die Stahlwaren-Industrie. Diese hervorragende Exportindustrie war besonders gut vertreten. Messer, Gabel, Löffel, Zangen, Küchengeräte, Pfeile, Scheren usw. sind in ungeheuerer Auswahl in jeder Aufmachung und in jeder Ausstattung vorhanden; funkelnde Bestecke in elegantem Sammetetui reizten zum Kauf. Welche Bedeutung aber diese Industrie im Deutschen Reich einnimmt, beweist die Tatsache, dass eine Anzahl Firmen im Vogtlande ihre Produktion auf 200 000 Dutzend im Jahre beziffert, demzufolge beziffert sich der Wert des deutschen Exportes in Stahl und Messerwaren auf etwa 70 Millionen Mark im Jahre.

Wir möchten aber diese allgemeine Übersicht nicht schliessen, ohne der keramischen Branche ein Wort zu widmen, denn sie bot in ihrer Gesamtheit eine wahre Augenweide. Qualitätsarbeit allererster Klasse ist es was geboten wird. Luxus- und Kunst-Porzellane und Intra-Schmuck-Porzellan in bunten indischen Farben gehalten, wunderbare kleine Plastiken erregten das Entzücken des Beschauers, so kam es, dass die Umsätze ausserordentlich gute waren, die Nachfrage konnte nicht gedeckt werden, zumal der Kohlenmangel die Produktion erheblich beeinflusst. Die Preistendenz zeigte gegen die letzten Messen keine wesentliche Änderung, jedenfalls kann von einem billigen Einkauf auf der Messe nicht die Rede sein.

So ist der Gesamteindruck, welchen die Frühjahrsmesse 1919 in Leipzig auf den Besucher machte, ein äusserst günstiger. Wiederum hat sich gezeigt, dass die Leipziger Messe das grösste Musterlager der Erde ist und auch von keinem anderen Platze der Welt auch nur annähernd erreicht werden kann. Und dieser grosse Erfolg trotz der unglücklichen politischen Lage, welche sich — anstatt von Beginn des Jahres an zu verbessern — doch nur verschlechtert hat. Ohne Kenntnis der Friedensbedingungen wurde die Messe eingeleitet, hätten wir sie gehabt, so würde, wir zweifeln nicht daran, der Erfolg noch grösser gewesen sein, denn alle Interessenten hätten ihre geschäftlichen Positionen sicherer treffen können. Seit Jahren engt uns die Hungerblockade ein. Diesmal war die Ernährung von 90 000 Besuchern in Leipzig wirklich in Frage gestellt, die Leitung hat auch diese gewaltigen Widerstände zu überwinden gewusst, trotz der Hungerblockade konnte die Ernährung sichergestellt werden. Bolschewismus erhebt im Reich sein Haupt und hatte sogar gedroht, durch Sprengung der Leipziger Messe einen Druck auf die sächsische Regierung auszuüben. Um so erstaunlicher ist der Erfolg, welcher erzielt worden ist und welcher in allen Kreisen der Überzeugung zum neuen Siege verholfen hat, dass das grösste wirtschaftliche Gut unsere Arbeitskraft ist. Wenn auch die Zukunft dunkel ist und niemand weiss, was uns der Frieden bringt, so ist doch der Nachweis erbracht worden, dass im Deutschen Reich der Wille zum Schaffen noch vorhanden ist, der deutsche Unternehmungsgeist, dass Erfindergabe und deutsche Lebensenergie trotz der Schwere der Zeit nicht verschwunden ist, sondern sich anschickt, einen neuen Weg zu neuen Erfolgen zu gehen. Nur der Schwache geht unter! setzten wir an die Spitze dieses Aufsatzes. Es leben, diesen Beweis hat die Leipziger Messe gebracht, so ungeheure Kräfte im deutschen Volk, dass keine Überzahl der Feinde, dass keine Macht der Erde imstande ist, diese snu innewohnenden Kräfte jemals zu töten. So kann man die diesjährige Leipziger Messe als einen gewaltigen moralischen Erfolg bezeichnen. Wir haben für uns selbst das Vertrauen an die deutsche Arbeit wiedergewonnen und es zugleich der ganzen Welt, allen denen, welche nach Leipzig gefahren sind, um zu schauen und zu kaufen, wiedergegeben und das erfüllt uns mit Vertrauen auf eine baldige bessere Zukunft.

Die Kampfbereitschaft der deutschen Industrie.

Von Jos. Schwickart, Redakteur.

Der Bolschewismus hat das deutsche Staatsgebäude schwer beschädigt. Er hat in Deutschland durch die phantastischen Löhne, die während des Krieges auch an Nichtfacharbeiter und -arbeiterinnen gezahlt wurden, und die dadurch Gelegenheit hatten, ein freies und zum Teil zügelloses Leben führen zu können, reichen Nährboden gefunden. Und so ist es begreiflich, dass der Bolschewismus gerade in diesen jungen Burschen die geeigneten Kräfte sammeln konnte, um der deutschen Industrie den Garaus zu machen. Die vergangenen Wochen haben uns reichlich Gelegenheit gegeben, in die Bestrebungen des Bolschewismus tiefen Einblick zu nehmen. Da er jedoch keinem volkswirtschaftlichen Bedürfnis entspringt, also ihm der gesunde Nährboden in Deutschland fehlt, und anderseits seine Anhänger weniger aus reinen Idealen, als vielmehr aus Fanatismus mitwirken, stellen sich ihm in der ablehnenden Haltung des grössten Teiles des deutschen Volkes und in der energischen Gegenwehr der Regierung unüberwindbare Schwierigkeiten entgegen. Der Bolschewismus durchbraust zwar die deutschen Lande wie ein Unwetter, das manches durch eisernen Fleiss und in langjähriger Arbeit aufgebaute Unternehmen vernichtet, das aber die ganze deutsche Industrie zugrunde zu richten nie in der Lage sein wird.

Betrachten wir uns etwas genauer die Anführer, so finden wir unter ihnen ein grosse Anzahl russischer

Juden, also Menschen, die zwar in Deutschland leben, die aber nie Deutsche waren oder werden können. Auch dadurch muss das bolschewistische Kartenhaus in Deutschland zusammenstürzen. Es ist nicht deutsche Art, sich regieren zu lassen, sondern Deutschland ist durch Jahrhunderte gewohnt, zu herrschen. Und diejenigen, die heute dem Bolschewismus zujubeln — sie werden bald merken, dass sie sich die Fesseln selbst geschmiedet haben und werden unter ihrer Last stöhnen und sich zu befreien suchen.

Unverantwortlich ist es, dass in Deutschland viel Flaumacher herumtuscheln und von einem Ruin der deutschen Industrie reden. Ich frage alle diejenigen: Weshalb ist denn der Ruin der deutschen Industrie so sicher und weshalb flieht ihr nicht Deutschland, wenn die deutsche Industrie so dicht vor ihrem Ruin steht? Denn in dem Augenblick, wo die deutsche Industrie ihren Konkurs erklärt, verhungert ihr ja mit, weil doch das Schicksal jeden Deutschen aufs engste mit dem Blühen oder Untergehen unserer Industrie verbunden hat!

Unsere Industrie hat ohne Zweifel die schwerste Krise durchzumachen, die je eine Industrie durchzumachen hatte. Darüber sind wir uns alle einig.

Die unerhörten Lohnforderungen, die vielen Streiks, die starke Produktionseinschränkung durch Mangel an Kohlen und Rohmaterialien — und die Arbeitsunlust der Arbeiterschaft rauben ihr jede Möglichkeit intensiv zu produzieren. Fragt man in den Industriekreisen herum, so hört man immer wieder, an Absatzmöglichkeiten fehlt es nicht, wenn wir nur Rohmaterial und treue Arbeitskräfte hätten. Dieser unhaltbare Zustand währt nun fast ein halbes Jahr, und trotzdem hält sich die deutsche Industrie immer noch über Wasser. Das ist der glänzendste Beweis ihrer Lebensfähigkeit und daran muss jeder rechtschaffene Deutsche glauben, und darin muss jeder sein Vaterland wahrhaft liebender Deutsche die Gewähr erblicken, dass die deutsche Industrie nie daran denkt, feige die Flinte ins Korn zu werfen, sondern selbst die allergrössten Opfer nicht scheuen wird, um ihre alte Machtstellung wieder zu erobern. Und deshalb muss jeder sich selbst liebende Deutsche ein erbitterter Gegner jeden bolschewistischen Gedankens sein, der die deutsche Industrie und ihn selbst zu Boden schmettern will.

Unsere jetzige Regierung, vor allem der Reichswehrminister Noske, hat die Gefahren des Bolschewismus erkannt und greift mit eiserner Faust zu. Das wirkt besser als spaltenlange Aufrufe. Die Arbeiterschaft sieht allmählich schon ein, dass Streiks und Unruhen ihnen selbst letzten Endes am meisten schaden. Die Versuche, einen Generalstreik in Deutschland heraufzubeschwören, sind wieder in den letzten Wochen kläglich gescheitert. Die Industrie selbst hat an diesen unverkennbaren Erfolgen einen unbedingten Anteil, denn sie hat trotz ihrer Macht darauf verzichtet, sich aufs hohe Pferd zu setzen, sondern hat in kluger Weise ihre Verhandlungsbereitschaft mit der Arbeiterschaft erklärt. Die Arbeiterausschüsse, die heute mit den Direktoren zusammen die Geschicke der einzelnen Unternehmen in die Hand genommen haben, haben längst eingesehen, dass es leichter ist, am Schraubstock zu stehen, als vom grünen Tisch aus ein Industrieunternehmen zu leiten und die Verantwortung dafür zu tragen. Sie sind in vielen Fabriken schon sehr ruhig, „gemässigt“ geworden, und das stechende Rot ihrer politischen Gesinnung ist auffallend verblasst. So klärt sich allmählich die trübe Brühe unseres politischen Wirtschaftslebens und damit die Produktionsmöglichkeit unserer Industrie.

Ohne Zweifel wird nach Wiederherstellung geregelter Verhältnisse die Nachfrage eine sehr rege werden. Im eigenen Lande ist der Bedarf an gewissen Fabrikaten ausserordentlich hoch. Ich erinnere bloss an den Mangel an Lokomotiven und Waggons, an Schiffen usw. Auch das Ausland, vor allem das neutrale Ausland, braucht Ware und wird dabei unter keinen Umständen aus politischen Gründen auf die deutschen Erzeugnisse verzichten, wenn sie besser sind, als die aus Freundesländern. Und schliesslich muss man doch immer bedenken, dass ein 70 Millionen-Volk, wie das deutsche, auch als Käufer auf dem Weltmarkte eine bedeutende Rolle spielt, so dass es schon vom kaufmännischen Standpunkt aus eine Utopie wäre, diesem Volke jede Exportmöglichkeit zu versagen. Wir brauchten vor dem Kriege jährlich für etwa fünf Milliarden Mark Rohstoffe und für drei Milliarden Mark Nahrungs- und Genussmittel. Davon werden wir auch nach dem Kriege wieder den grössten Teil aus dem Auslande beziehen müssen. Wo wir die kaufen und unter welchen Bedingungen wir sie kaufen, das ist Sache unserer Kaufmannschaft. Sie muss aber da kaufen, wo wir auch die Gewissheit haben, dass sich dort unserer Export-Industrie auch ein Absatzgebiet erschliesst.

So können wir also ohne Zweifel mit ruhiger Zuversicht in die Zukunft blicken, in der Gewissheit, dass die deutsche Export-Industrie die Kraft und das Ansehen besitzt, sich durch ihre bewiesene Tüchtigkeit den Platz auf dem Weltmarkte zu erkämpfen, der ihr gebührt und der dem deutschen Volke eine grosse Zukunft entgegenleuchten lässt. Mut und Kraft sind die beiden Faktoren, die trotz Niederlage und Wirrnisse die deutsche Industrie und uns zum Lichte emporführen werden. Deshalb: mit Mut und Vertrauen auf in den Kampf!

Die Gesellschaftsform im Export- und Agenturwesen.

Von K. Busch, Charlottenburg.

In Österreich, vor dem Zusammenbruch, also auch vor Etablierung der Entente-Interessen in der Levante, ist, namentlich mit Bezug auf das Orientgeschäft, vielfach eine Vergesellschaftung im Exportbetrieb zu beobachten gewesen. Mit anderen Worten: es wurden Aktiengesellschaften auf breiter Basis gegründet. Das erste Beispiel: Die Import- und Exportbank in Wien, bei welcher das führende österreichische Bankinstitut, die Österreichische Kreditanstalt, beteiligt war, ist dann von weiteren gleichartigen Gründungen in reicher Zahl gefolgt worden, darunter auch Unternehmungen, die gewisse Industriezweige zusammenfassten, wie z. B. die Glas- und Porzellan-Industrie in Haida und Asch in Deutsch-Böhmen. Ob diese Aktiengesellschaften die Resultate erzielt hätten, die an deren Gründung geknüpft waren, lässt sich nicht beurteilen, da ja leider inzwischen Ereignisse eingetreten sind, die die Inbetriebsetzung dieser Exportunternehmungen unmöglich machten. Vor dieser Entwicklungsperiode bestand in Wien die Alois Schweiger-Aktiengesellschaft, die lediglich dem Export diente (die obenerwähnte Import- und Exportgesellschaft ist ihre Nachfolgerin) und deren Abschlüsse anscheinend den Erwartungen nicht entsprochen haben. Jedenfalls hat die Österreichische Kreditanstalt, welche auch diese Firma finanziert hatte, in ihren Bilanzberichten die Schweigergesellschaft niemals als rentabel aufgeführt.

Die österreichischen Exportgesellschaften liessen natürlich den ungarischen Ehrgeiz nicht schlafen. Es entstanden auch im Königreiche Ungarn Exportunternehmungen an allen Ecken und Enden, die, aus den gleichen Ursachen wie ihre österreichische Konkur-

renz, zur Entfaltung ihrer Tätigkeit nicht gekommen sind.

Die britische Exportwelt hat diese Vorgänge mit aufmerksamen Augen verfolgt. Jetzt, wo die Entente in der Türkei das Übergewicht hat und infolgedessen die deutsche und deutsch-österreichische Kaufmannschaft von Konstantinopel und sonstwo ausgewiesen ist, ist man englischerseits darauf bedacht, den eigenen Einfluss auf dem Platze von Konstantinopel zu verankern. Diesem Bestreben dient auch die erzwungene Liquidierung der Filiale der Deutschen Bank und der Filiale der Wiener Unionbank in Konstantinopel und Übergabe ihrer Geschäfte an die englisch-französische Ottoman-Bank. Die Engländer haben ferner eine Levante-Aktiengesellschaft ins Leben gerufen, die die britische Firma Whitall mit allen ihren Filialen in der Türkei und Griechenland angekauft hat. Diese Whitall-Gesellschaft soll sich bedeutend ausdehnen, in ganz Kleinasien, Syrien, Ägypten, und soll die Basis abgeben für die Etablierung eines intensiven britisch-levantinischen Geschäftes in der Import- und Exportrichtung. Diese Handelsgesellschaft soll auch das Agenturgeschäft betreiben, und zwar in der Weise, dass den Niederlassungen Agenturabteilungen angegliedert werden, mit der Aufgabe, die Vertretung britischer Fabriken und Exporteure zu übernehmen. Ihr Wirkungskreis ist indessen in nationaler Beziehung nicht etwa so abgegrenzt, dass nur reinbritische Firmen in Vertretung genommen werden, sondern es ist den Whitaller Agenturen auch gestattet, Firmen, die den Ententestaaten angehören, zu vertreten, wobei es natürlich dem Taktgefühl und dem savoir faire der Platzagenturen überlassen ist, inwieweit sie von dieser Ermächtigung im Hinblick auf britische Interessen Gebrauch machen wollen.

Es ist nun leider richtig, dass das deutsche Element gegenwärtig in der Türkei zur Entfaltung seiner Kräfte nicht berufen ist. Aber der Rechtsfrieden, den uns Präsident Wilson versprochen hat, wird, wenn ihn auch die Entente vielfach „modifiziert", uns doch immerhin die Möglichkeit lassen, das Levantegeschäft, wie den Ausfuhrhandel überhaupt, wieder zu bearbeiten.

In Deutschland bestehen im Exportwesen ganz gewaltige Unternehmungen, ohne dass bisher die Aktiengesellschaftsform sich als notwendig erwiesen hätte. An der Spitze dieser Exportfirmen stehen die Eigentümer und völlig unabhängige Leiter. Der Ausfuhrhandel ist also, wenn man so sagen darf, gänzlich der privaten Initiative anheimgegeben. Die Erfolge, die der deutsche Exporteur mit diesem System erzielt hat, sind so gewaltig, dass man es sehr gut verstehen kann, es bestehe in Deutschland keine Neigung, den Ausfuhrhandel zu vergesellschaften. Das gilt natürlich auch für unser Geschäft mit der Türkei und der Levante. Wir können ruhig zusehen, ob die Engländer mit ihrer Whitall-Gesellschaft besser fahren werden als wir mit unseren Privatexportfirmen.

Das levantinische Agenturgeschäft, das ganz bedeutende deutsche Firmen in Konstantinopel hervorgebracht hat, ist seit vielen Jahrzehnten in den Händen von Privatleuten geblieben. Das Agenturgeschäft auf gesellschaftlicher Grundlage, wie das die Engländer jetzt versuchen wollen, hat wenig Aussicht auf Erfolg. Ist schon der Ausfuhrhandel auf die Erfahrung und Geschicklichkeit des Exporteurs zugeschnitten, spielen hier private und persönliche Momente oft eine entscheidende Rolle, so trifft dies noch viel mehr beim Agenturgeschäfte auf den Levanteplätzen zu, wo eine Unmenge von Faktoren persönlicher Natur ihren Einfluss ausüben. Selbst sehr gross angelegte deutsche Agenturfirmen haben es nicht notwendig gehabt, Aktiengesellschaften zu werden, um ihre Geschäfte noch weiter ausdehnen zu können. Das Aktienwesen in der Levante, in der Finanz und in der Industrie, mag unausweichlich sein, im Agenturgeschäft ist es vom Übel. Im übrigen sind ja auch französische, englische und italienische Agenturfirmen in der Levante, die in geringer Zahl bestanden haben, nicht dazu übergegangen, sich vergesellschaften zu lassen.

Zusammengefasst ist festzustellen, dass ebensowohl im deutschen Exportwesen wie auch im deutschen Agenturwesen in der Levante oder sonstwo im Auslande, das System der Vergesellschaftung nicht Platz gegriffen hat und dass dennoch die von den Deutschen erzielten Erfolge sich, sagen wir bescheiden, respektabel darstellten. Den englischen Grossunternehmungen in der Form der Whitall-Gesellschaft kann ein Vorwärtskommen in der Weise, wie es die deutschen Unternehmungen in der Levante aufwiesen, nicht in Aussicht gestellt werden.

Die bergische Industrie.

Auch im Gebiet der bergischen Werkzeugindustrie hatte man sich den Übergang zur Friedensproduktion ganz anders vorgestellt. In einem Aufsatz in „Die Leipziger Mustermesse" macht ein Fachmann folgende interessante Mitteilungen: Zwar waren die meisten Fabrikanten weitsichtig genug gewesen, ihre Betriebsveränderungen, die sich durch Aufnahme der Erzeugung von Munition, Waffen und sonstigem Kriegsgerät ergaben, so zu treffen, daß die spätere Umstellung zur Friedensarbeit sich schnell und reibungslos vollziehen konnte. Und in vielen anderen Fabriken, die mit kurzer Unterbrechung bei der Herstellung ihrer Stammartikel — meist Werkzeuge — geblieben waren, hatten sich überhaupt keine technischen Veränderungen notwendig gemacht. Dennoch trafen die Folgen der überstürzten Demobilmachung auch das industrielle Leben des bergischen Landes mit voller Wucht, und es bedurfte einer zugreifenden Regelung, um zu verhüten, dass aus dem Abstieg ein Zusammenbruch wurde.

Wir haben früher einmal die Entwicklung der Kriegsindustrie im Bergischen geschildert, wo Arbeitskräfte jeder Art sehr lohnende Beschäftigung fanden. Allein in der grossen Waffenschmiede Remscheid waren zu Kriegsanfang 22000 Arbeiter und Arbeiterinnen tätig, und diese Zahl stieg trotz der ständigen Einberufung von Mannschaften mit der Zeit auf 24000. Nach dem Waffenstillstandsangebot setzte, erst langsam, dann immer stärker den mächtigen Betrieb bremsend, der Rückschlag ein. Neue Heeresaufträge blieben aus, laufende wurden zurückgezogen, und von privater Seite wurde so gut wie gar nichts mehr gekauft. Gleichzeitig begann der Zustrom der aus dem Heeresdienst entlassenen Arbeitskräfte, die untergebracht werden muss-

ten. Diese Aufgabe konnte in der Hauptsache nur durch den beschleunigten Abbau der sehr umfangreich gewordenen Frauenarbeit in der Industrie gelöst werden. Die Fabriken arbeiteten auf Lager, aber die Betriebsstockungen mehrten sich infolge des Ausbleibens der Rohstoffe. Durch die immer wiederkehrenden Streiks im Bergbaurevier war die Kohlenzufuhr oft tagelang vollständig unterbrochen. So konnte es nicht ausbleiben, dass die Zahl der Erwerbslosen von Monat zu Monat stieg.

In den letzten Wochen hat sich nun die Lage in mancherlei Hinsicht abermals verschoben. Erwähnenswert ist da zunächst die bedeutende Hebung der Beschäftigung. Die Aufträge kommen jetzt wieder in solchen Mengen herein, dass sie für eine starke Inanspruchnahme der gesamten Industrie ausreichen. Vor allem macht sich nunmehr der grosse Bedarf des Inlandmarktes geltend. Mit ihrer durch die hohen kriegswirtschaftlichen Ansprüche geförderten und verfeinerten technischen Organisation, die den Stand vor dem Kriege weit überragt, vermag die bergische Kleineisenindustrie grossen Anforderungen zu genügen. Was sie jedoch, einstweilen wenigstens, an der Entfaltung ihrer vollen Leistungsfähigkeit hindert, das ist in erster Linie die Verschlechterung der Verkehrsverhältnisse. Es ist notwendig geworden, für den Überlandtransport des Rohmaterials, besonders von Stahlwerkserzeugnissen, Lastautomobile in grossen Mengen heranzuziehen. Zu diesem Zweck sind von Selbstverwaltungskörpern höherer und niederer Art Fuhrparkkolonnen gebildet worden, die sich schwerer Militärlastkraftwagen bedienen. Trotzdem ist, gegenüber dem Vorjahr, die zur Verfügung stehende Menge an Rohmaterial beträchtlich gesunken.

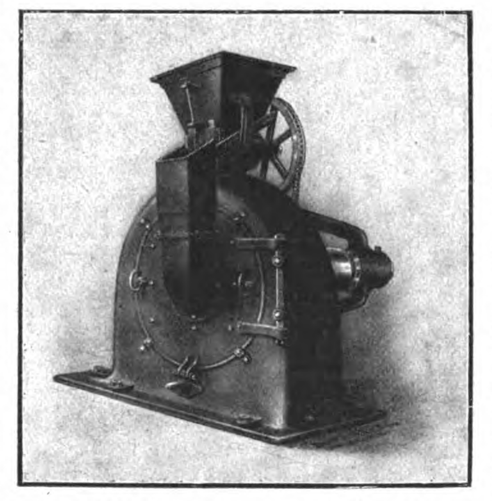
Während man wohl hoffen darf, dass hier die Eisenbahn allmählich wieder zur Besserung verhilft, steht man nahezu ratlos vor den Schwierigkeiten, die sich aus der scheinbar unerschöpflichen Steigerung der Herstellungskosten ergeben. Unter diesem Zustand leidet am meisten die Export-Industrie. Sie hat viele aussichtsreiche Verbindungen nach neutralen Ländern angeknüpft und sie konnte auch in den Gebieten jenseits unserer Ostgrenze grosse Absatzmöglichkeiten feststellen. Aber die jetzigen Preise der deutschen Werkzeuge erschweren, wie sich allenthalben zeigt, den Wettbewerb mit der ausländischen Industrie in der empfindlichsten Weise. In dieser Lage erschüttern unser Wirtschaftsleben zwei neue Schläge: Die am 1. April in Kraft getretene Erhöhung der Eisenbahnfrachten um weitere 60 Prozent und vor allem die geradezu ungeheure Erhöhung der Kohlenpreise.

Im Anschluss an die vorstehenden Ausführungen über die Geschäftslage seien ein paar Worte über die sehr energisch betriebene Neuordnung des Verbandswesens gesagt. Wir haben bereits mitgeteilt, dass der Bergische Fabrikantenverein einen engeren Zusammenschluss der ganzen deutschen Werkzeug-Industrie angebahnt hat. Das Hauptmerkmal dieser Organisation ist die Zentralisation für gemeinsam zu lösende Fragen (Zollpolitik, Ausfuhr, Steuer- und Verkehrssachen) und die Unterteilung in Fachgruppen zur Regelung der Preis- und Verkaufsbedingungen und aller technischen Angelegenheiten. Unter den zwölf Fachgruppen befindet sich der Deutsche Feilenbund und der Sägen- und Maschinenmesserbund mit bereits 1200 Mitgliedern. Bemerkenswert ist dabei, dass die Exporteure an den Verhandlungen der einzelnen Gruppen mit beratender Stimme teilnehmen sollen, damit die gemeinsamen Interessen von Handel und Industrie besser gewahrt werden können. Die bisherigen Gegensätze in den Beziehungen zwischen Fabrikanten und Ausfuhrkaufleuten dürften dadurch aus der Welt geschafft werden. Auch sonst tritt das Bedürfnis nach einem Zusammenschluss beider Gruppen, der auch die Kommissionäre umfasst, immer stärker hervor. Auf Veranlassung des Reichskommissars für Ein- und Ausfuhr sind Vorbereitungen im Gange, um zwischen dem Bergischen Fabrikantenverein und den gesamten Exportverbänden Deutschlands, soweit sie Werkzeuge vertreiben, zu einer Vereinbarung zu gelangen, deren oberster Zweck die Festsetzung gemeinsamer Verkaufsbedingungen sein würde mit dem Ziel, jede Art von Preisschleuderei zu verhindern. Ferner ist mit dem Sitz im Remscheid ein Bergischer Grosshändlerverein gegründet worden, der die Interessen der am Vertrieb von Werkzeugen und verwandten Fabrikaten beteiligten Ausfuhrgeschäfte und Grosshändlerfirmen des bergisch-märkischen Industriebezirks vertreten soll.

Die Neugestaltung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse hat den Anlass gegeben, dass neuerdings die Verwirklichung einer Arbeitsgemeinschaft zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern auf fachlicher Grundlage, wie sie in Berlin bereits ins Leben getreten ist, auch im Remscheider Bezirk erwogen wird. Bei gutem Willen auf beiden Seiten, der hier vorausgesetzt werden darf, kann in einer solchen Arbeitsgemeinschaft gewiss sehr fruchtbare Tätigkeit zur Förderung der Industrie entwickelt werden.

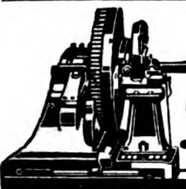
Die Dr. Gaspary-Rapidmühle.

Die Dr. Gaspary-Rapidmühle ist eine Universalmühle in des Wortes bester Bedeutung. Sie bricht die Materialien vor, zerkleinert vollständig und siebt gleichzeitig im gewünschten Feinheitsgrad ab. Ganz besonders die Landwirtschaft hat für die Rapidmühle ein reiches Verwendungsfeld, denn die Mühlen sind vorzüglich zur Zerkleinerung von Erbsen, Haferschalen, Kleie, Leinensamenkuchen, Mais, Reisschalen, Zucker, Caraghenmoos, Fichtennadeln, Hobelspäne, Kakaoschalen usw. geeignet. Aber auch die Industrie kann solche Universalmühlen sehr gut verwenden zur Zerkleinerung von Asphalt, Asbest, Ammoniaksulfat, Borax, Bimsstein, Gelatine, Gips, Glas, Ocker, Salpeter, Seife, Schwefel, Leim und vielem anderen mehr. Die Mühlen haben den Vorzug der geringen Grössenverhältnisse, der einfachen Bedienung und des verhältnismässig leichten Einbauens in jeden Betrieb. Sie können an jede Starkstromleitung angeschlossen werden. —

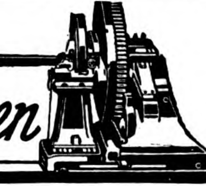


Die Mühle selbst besteht im wesentlichen aus einem kräftigen, gusseisernen Gehäuse, an dessen Einlaufwand feststehende Nasen angeordnet sind, zwischen denen sich, in geeigneter Weise versetzt, eine Anzahl von Schlägern mit hoher Geschwindigkeit bewegen. Die Schläger sitzen auf einer aus Stahlblech gefertigten Schlagscheibe. Das Mahlgehäuse wird am Umfang durch auswechselbare Siebe abgeschlossen, deren Lochweite dem gewünschten Feinheitsgrad des Mahlproduktes angepasst wird. Die Antriebswelle, auf der die Schlagscheibe befestigt ist, dreht sich in Kugellagern, welche den Axial- und auch den Radialdruck aufnehmen. Die Lager sind, besonders nach dem Inneren des Mahlraumes hin, sorgfältig abgedichtet, damit sie vor Staub geschützt werden. Alle der Abnutzung sehr unterworfenen Teile, wie Mahlringe, Schlagscheibe, Schläger, Rosträumer und Roste sind auswechselbar angeordnet und aus zähem Material angefertigt. Zum Zwecke des schnellen Austausches abgenutzter Teile und zur guten Reinigung des Inneren des Mahlgehäuses lässt sich die Mühle vollständig aufklappen. Zweckmässig wird die Mühle mit einer Speisevorrichtung versehen, durch welche eine gleichmässige Zuführung des Rohmateriales und dadurch zugleich eine hohe gleichmässige Leistung gewährleistet wird. Die Speisevorrichtung besteht aus einem Rüttelschuh, der unter dem Einlauftrichter angeordnet ist. Die Austrittsöffnung kann beliebig gross eingestellt werden. Der Antrieb der Rüttelvorrichtung erfolgt von der Schlägerantriebswelle aus, vermittels einer Schnurscheibenübersetzung. Da eiserne Gegenstände nicht in den Mahlraum gelangen dürfen, wird vorteilhaft ein Magnet zwischen Speisevorrichtung und Mühleneinlauf eingebaut.

Ein wesentlicher Vorteil der Dr. Gasparys Rapidmühlen, durch den sich diese Mühlen vor anderen ähnlichen Mühlen besonders hervorheben, besteht darin, dass die Siebe im Mahlrauminneren nirgends eine Erhöhung aufweisen. Dadurch wird es möglich, die Rosträumer ziemlich dicht am Rost entlang laufen zu lassen. Das Mischgut kann sich auf diese Weise nicht festsetzen, was besonders dann von grossem Vorteil ist, wenn nacheinander verschiedene Materialien in einer Mühle gemahlen werden sollen. — Es würde zu weit führen, wenn an dieser Stelle noch die Angaben über die nötige Antriebskraft, über Grössenverhältnisse veröffentlicht werden sollten. Interessenten werden vielmehr auf eine Sonderdruckschrift der Firma Dr. Gaspary & Co. in Markranstädt bei Leipzig verwiesen.



Deutsche Werkzeugmaschinen



Vollmer-Werk-Schränke

- Patent -

Für die Arbeiter Garderobe
Für jeden Betrieb

Für die Werkzeuge
Für jede Maschine

Vollmer-Werke
Dresden-A.



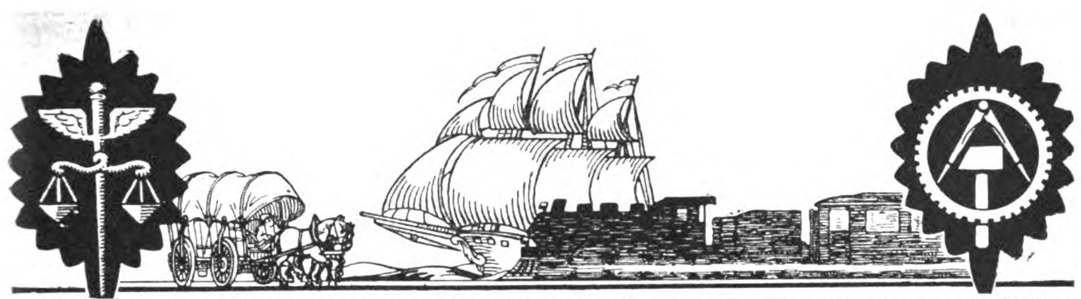


Feuerzeuge

Feuerzeughülsen, Gasanzünder,
— **Massenartikel** —
gedreht, gestanzt, gezogen, geprägt, gedrückt, gegossen, poliert und galvanisiert.
Paul Taucher, Nürnberg-Maxfeld.







VELHAGEN u. KLASINGS EXPORT-ANZEIGER
Verlag von Velhagen u. Klasing. Bielefeld u. Leipzig.

* Juli 1919 *	Schriftleitung und Anzeigenannahme in Leipzig, Hospitalstr. 27. ooooooooooooooo Jahresbezugspreis Mk. 6.—. ooooooooooooooo	No. 11, VIII. Jahrg.

Italiens Wettbewerb in der Emaille-Haus- und -Küchengeschirr-Industrie gegen Deutschland in Mexiko.

Von K. Busch, Charlottenburg.

Die vieljährige Ausschaltung unseres Geschäftes mit Mexiko hat natürlich den Absatz der deutschen Produktion auf den dortigen Märkten stark beeinträchtigt. Und dass von verschiedenen Industrienationen versucht wird, die Stelle Deutschlands einzunehmen, kann weiter nicht wundernehmen. Obgleich Italien als Industriestaat nicht in erster Reihe steht, hat es sich der italienische Gesandte in Mexiko City doch zur Aufgabe gemacht, italienische Fabrikate in Mexiko einzuführen. Man hat, um diese Ideen zu verwirklichen, folgenden Weg beschritten. Alle jene Fabriken, die sich an dem mexikanischen Ausfuhrgeschäfte beteiligen wollen, sollen ihre Muster und Preise an das Museo Commerciale di Milano einreichen. Von dieser Stelle aus wird dann die italienische Gesandtschaft in Mexiko unterrichtet und mit Mustern, Katalogen usw. ausgerüstet.

Namentlich beabsichtigt man, in emailliertem Haus- und Küchengeschirr grössere Geschäfte zu machen, nicht nur, weil diese Produktion in Italien während des Krieges Fortschritte gemacht hat, sondern auch deshalb, weil gerade diese Artikel von der italienischen Gesandtschaft in Mexiko als besonders gesucht bezeichnet werden.

Unserer Ansicht nach handelt es sich hier um Versuche, die keinen dauernden Wert haben. Denn die

(Fortsetzung S. 2.)

italienischen Fabriken sind auf Verhältnisse zugeschnitten, wie sie sich während des Krieges entwickelt haben. Es mag ja der italienische Gesandte in Mexiko Berichte erhalten haben, wonach emailliertes Haus- und Küchengeschirr auf den mexikanischen Märkten stark gefragt ist. Aber aus dieser Meldung kann nicht der Schluss gezogen werden, es seien die italienischen Fabriken befähigt, leistungsfähig aufzutreten. Die ganze Welt ist vor dem Kriege mit emailliertem Haus- und Küchengeschirr von Österreich und Deutschland aus bedient worden. Nur besonders hochwertiges Emaillegeschirr kam aus England. Aber alle mittleren Qualitäten sind fast konkurrenzlos in Österreich und Deutschland hergestellt worden. Insbesondere in Deutsch-Österreich waren die Emaillewerke zu einem Konzern zusammengeschweisst, das geradezu konkurrenzlos dastand. Es sind eben emaillierte Haus- und Küchengeschirre eine Spezialität Deutsch-Österreichs, und es fragt sich sehr, ob die italienischen Fabriken sowohl im Preis als in der Qualität etwas zu liefern imstande sind, was sich mit den österreichischen oder deutschen Produkten messen lässt.

Schon die Tatsache allein, dass diese Warengruppe vom italienischen Gesandten in Mexiko genannt wird, beweist, dass die Aktion nicht von sachverständiger Seite ausgeht. Unseres Wissens sind übrigens die Emaillegeschirrfabriken in Italien ziemlich rar, und was in diesen Werken erzeugt wird, ist — wenigstens vor dem Kriege — nur für die untersten Bevölkerungsschichten bestimmt gewesen, so schlecht war die Emaillierung, so ungenügend die Ausführung des Produktes. Wir können, ohne uns von nationalistischen Regungen beeinflusst zu wissen, sagen, dass die italienischen Fabriken keine Aussicht haben, ins Geschäft zu kommen, selbst nicht angesichts des starken Warenhungers, der jedenfalls auch in Mexiko eingesetzt hat. Die englische, amerikanische und namentlich die japanische Konkurrenz wird schon dafür sorgen, dass Italien nicht aufkommt. Namentlich Japan ist in den letzten Jahren erheblich vorwärtsgekommen in den Herstellungsmethoden sowohl wie in den Beziehungen zu Mexiko. Durch Verträge hat die japanische Regierung es verstanden, sich die Exklusivität des Schiffsverkehrs zwischen Mexiko und dem fernen Osten zu sichern. Wie bei anderen Warengattungen hat es jetzt die japanische Regierung in der Hand, durch Frachtnachlässe die heimatliche Produktion so zu stellen, dass sie die Konkurrenz schlägt. Gerade in Mexiko sind jetzt die Sympathien für Japan gewachsen. Die Schiffe, obgleich sie japanisches Eigentum sind und japanische Besatzung haben, fahren unter mexikanischer Flagge. Das schmeichelt dem mexikanischen Nationalismus. Auch hat Japan es übernommen, Kulis und Arbeiter für die mexikanischen Plantagen zu liefern. Also die Wechselbeziehungen zwischen den beiden Staaten sind derart, dass Japan tatsächlich Aussicht hat, zu einem massgebenden Faktor im mexikanischen Wirtschaftsleben zu werden.

Die Verwendung von Selbstentladewagen im öffentlichen Verkehr der Eisenbahnen.

In Fortsetzung unserer Veröffentlichung im Juli-Heft 1915, S. 14—17, wollen wir berichten, dass kürzlich wieder eine Sitzung des Vereins Deutscher Ingenieure sich mit dieser Frage befasste. Unter dem Vorsitz Sr. Exz. des Ministerialdirektors Dr. Ing. Wichert wurde dieselbe abgehalten und zunächst wurde eine Erklärung des an der Reise verhinderten Oberbaurats Dütting folgenden Inhalts verlesen:

In dem Vortrage vom 19. Februar v. J. wurde versucht, auf Grund der Eisenbahngeschichte und der Erfahrungen der preussischen Staatsbahnen den Beweis dafür zu erbringen, dass die Verwendung von Selbstentladern und anderen Wagen mit Schnellentladeeinrichtung sowohl dem Empfänger von Schüttgütern als auch dem Wageneigentümer (d. h. der Eisenbahnverwaltung) eine Reihe von Vorteilen zu gewähren vermag und deshalb für abgeschlossene kleinere Verkehrsgebiete, namentlich also für den Bereich grösserer gewerblicher Unternehmungen, wo die Einrichtungen zur Ausnutzung dieser Vorteile am besten getroffen und gehandhabt werden können, in jeder Hinsicht zweckmässig und ratsam sei, dass aber ihre allgemeine Einführung in den öffentlichen Verkehr der Eisenbahnen, wie sie von mancher Seite gefordert werde, wegen ihrer verwickelten Bauart, ihrer grösseren Ausbesserungsbedürftigkeit, ihres höheren Eigengewichtes und ihrer beträchtlichen Beschaffungskosten nicht zu empfehlen wäre. Das Urteil darüber, ob und inweit dieser Beweis dem Vortragenden gelungen sei, könne ruhig den Fachgenossen überlassen bleiben. Es sei jedoch Herr Oberbaurat Scheibner in seiner Besprechung des Vortrages am 15 Oktober v. J. an den Hauptteilen dieser Beweisführung ganz vorübergegangen und er habe, indem er erneut auf die günstigen Erfahrungen hinwies, die mit einer ganz geringen Zahl schnellentladender Wagen einer bestimmten Bauart in engbegrenzten Verwendungsgebieten gewonnen sein sollen, deren allgemeine Einstellung in den öffentlichen Verkehr gefordert. Er habe hierbei eine Reihe von Behauptungen aufgestellt, welche wegen der Bedeutung des behandelten Gegenstandes unbedingt der Widerlegung bedürften.

Herr Scheibner habe von Schwächen und Mängeln des offenen Güterwagens der Verbandsbauart gesprochen, wo solche gar nicht beständen. Offenbar komme es ihm darauf an, auf diese Weise den damit in Vergleich gesetzten Malcherwagen in ein um so helleres Licht zu stellen. Der O-Wagen erfreue sich überall im Eisenbahnverkehr einer höheren Wertschätzung, als Herr Scheibner sie ihm angedeihen lasse. Er sei in ähnlicher Bauart, wie in Deutschland, auf fast allen europäischen Bahnen in Verwendung. Der Wagen weise nicht nur im gewöhnlichen Zugverkehr, sondern auch bei der etwas rauhen Behandlung im Kipperbetriebe eine gute Widerstandsfähigkeit auf und seine Unterhaltungskosten seien mässig. Ölverluste aus den Achsbüchsen beim Kippen kämen bei den neueren Wagen nur selten vor. Die Staubentwicklung der aus dem O-Wagen ausgekippten Kohle sei kaum grösser als die bei Schnellentladern oder Flachbodenentleerern, da hier die Absturzhöhe fast ebenso hoch sei.

Aus dem Preisausschreiben des Vereins für Eisenbahnkunde von 1913 wurden von Herrn Scheibner für die Beurteilung des O-Wagens völlig falsche Schlüsse gezogen. Im Widerspruch zu seinen Behauptungen kämen die Verfasser aller drei Preisaufgaben zu dem Schlusse, dass der Kipperbetrieb mit O-Wagen dem Umschlage mit Selbstentladern in jeder Hinsicht überlegen, ihm also vorzuziehen sei. Gegen dies aus den Erfahrungen des Rheinumschlagverkehrs gewonnene günstige Urteil sprächen auch nicht die Änderungen, welche an den Einrichtungen des Coseler Oderhafens vorgenommen seien und die Beseitigung der langen Liegezeiten der Oderkähne bezweckten. Diese müssten bei der bisherigen Art des Umschlagverkehres zu lange auf ihre volle Ladung warten, da die Zechen die zur Ladung bestimmten Kohlensorten meist nicht

rasch genug liefern können. Dem solle durch die Aufstellung grosser Sammelbehälter abgeholfen werden, in welchen die für die Kahnfüllung nötige Kohle aufgespeichert wird. Die Behälter seien an das Netz der oberschlesischen Schmalspurbahnen und die davon bedienten Zechen angeschlossen. Es würden für die Kohlenanfuhr Ziehlsche Flachbodenentleerer verwendet, welche für dies in sich abgeschlossene Bahnnetz mit seinem starken Versande von Schüttgütern allerart seit einigen Jahren fast ausschliesslich beschafft seien und sich hier durchaus bewährt hätten. Neuerdings sei versuchsweise auch eine mässige Anzahl von Wagen der Bauart Malcher in Betrieb genommen. Ausschlaggebend für die angestrebte Verbesserung sei aber nicht die Verwendung der Flachbodenentleerer, sondern die Aufstellung der Sammelbehälter, weil lediglich dadurch die rasche Füllung der Oderkähne erreicht werde.

Die auf den regelspurigen Bahnen des oberschlesischen Kohlengebiets nach dem Coseler Oderhafen herangefahrene Kohle würde nach wie vor in O-Wagen befördert und mittels Kippern in die Schiffe umgeladen.

Irrig sei ferner die Behauptung, als ob der Kipperbetrieb teurer sei, als der Umschlag mit Selbstentladern. Die hohen Kosten in den Rheinhäfen ergäben sich, wie aus den schon erwähnten Preisarbeiten von 1913 entnommen werden könne, im wesentlichen durch die Hafengebühren und aus Umständen, welche vom Kipperbetriebe ganz unabhängig seien. Beim Umschlage mit Selbstentladern würden sie sich auf gleicher Höhe halten.

Herr Scheibner wolle sodann aus dem Preisausschreiben von 1906/07 den Schluss ziehen, als ob die preussische Eisenbahnverwaltung von irgendwelchen Mängeln der O-Wagen überzeugt und der Absicht gewesen sei, sie durch Flachbodenentleerer zu ersetzen. Jedem Kenner der Verhältnisse müsse erinnerlich sein, dass das Ausschreiben erlassen wurde auf das Drängen unseres Grossgewerbes nach Einführung eines zur Schnellentladung geeigneten Wagens. Allgemein aber müsse auch bekannt sein, dass es ohne Ergebniss geblieben sei, weshalb denn auch die Eisenbahnverwaltung an der ausschliesslichen Verwendung der O-Wagen im öffentlichen Verkehr der Eisenbahnen festhalte und die umfangreiche Einstellung von Schnellentladern nach wie vor ablehne.

In der Entgegnung Scheibners nahmen dessen Ausführungen über den Malcherwagen, der von dem Vortragenden im Zusammenhange mit den sogenannten Einheitswagen kurz besprochen wurde, den breitesten Raum ein. Er beklage sich über die wenig wohlwollende Art der Beurteilung dieses Wagens, während im Vortrage doch lediglich auf die ganz ungenügenden Erfahrungen mit dieser neuen im öffentlichen Verkehr noch kaum verwendeten Wagenart und — für alle Flachbodenentleerer überhaupt — auf die Nachteile hingewiesen war, die sich aus ihrer verwickelten Bauart, ihrem grossen Eigengewichte und ihrer erhöhten Ausbesserungsbedürftigkeit gegenüber den O-Wagen ergeben müssten. Die Versuche, die aus Anlass des Preisausschreibens von 1906/07 im Direktionsbezirke Essen mit den preisgekrönten Flachbodenentleerern vorgenommen wären, hätten zur Genüge erwiesen, dass solche Wagen für den öffentlichen Verkehr nicht geeignet seien. Ob der Wagen von Malcher oder der von Ziehl oder irgendein anderer Flachbodenentleerer sich dafür besser eignen würde, könne auch nicht daraus geschlossen werden, dass einige wenige derartige Wagen in einem abgeschlossenen kleinen Verkehrsgebiete und noch dazu für ganz bestimmte Versandzwecke unter ständiger Aufsicht zuverlässiger, mit der Eigenart der Wagen völlig vertrauter Beamten und Arbeiter Verwendung fänden; dazu seien langjährige, eingehende Versuche in einem grossen Bahngebiete erforderlich, wo die Wagen freizügig allen Zwecken des Güterverkehrs dienstbar gemacht und desgleichen wenig sorgsamer Behandlung ausgesetzt seien, wie die gewöhnlichen O-Wagen.

Derartige langwierige und kostspielige Versuche vorzunehmen mit der Zumutung, etwa weiterhin in einer Übergangszeit von 8—10 Jahren einen solchen wesentlich teureren und schwereren Wagen als neue Bauart einführen zu sollen, würde jede grössere Eisenbahnverwaltung schwere Bedenken tragen; es liege dazu, wie schon im Vortrage ausgeführt sei, um so weniger ein Anlass vor, als es zur jetzigen Zeit darauf ankomme, den Übergang von der Entladung der Wagen von Hand zu deren mechanischer Entleerung behufs Ersparnis von menschlicher Arbeitskraft möglichst rasch zu vollziehen und nicht erst zu warten, bis ein wirklich brauchbarer Flachbodenentleerer — nach Scheibner sei dies schon der Malcherwagen — nicht nur erfunden, sondern auch gründlich erprobt und — worauf es letzten Endes ankomme — auch in der nötigen Anzahl von mehreren 100000 Stück beschafft wäre. Es stände ja in den gewöhnlichen O-Wagen bereits eine Wagengattung zur Verfügung, welche nach der Erfahrung von Menschenaltern sich nicht nur für den vielseitigen Gebrauch des allgemeinen Güterverkehrs, sondern auch zum Massenversand und zur schnellen Entladung von Schüttgütern jeder Art sich als völlig geeignet erwiesen habe. Wenn nun Herr Scheibner sich darüber verwundert, dass den Grossempfängern von Schüttgütern die Kosten für die Kippvorrichtungen zum raschen Entleeren dieser O-Wagen zugemutet werden sollten, anstatt dass man ihnen Wagen mit Schnellentladeentrichtung zur Verfügung stelle, so übersehe er nicht nur die Gründe, welche die Eisenbahnverwaltungen veranlassten, an der nahezu ausschliesslichen Verwendung der O-Wagen festzuhalten, sondern überdies die Tatsache, dass doch diese Grossempfänger auch bei Verwendung von Wagen letzterer Art ohne den Bau von kostspieligen Stürzgerüsten und anderen Einrichtungen für die Entleerung und Ablagerung der Massengüter nur in den wenigsten Fällen auszukommen vermöchten. Welch hohe Kosten der Allgemeinheit bei der Einführung von Flachbodenentleerern der Bau solcher Einrichtungen auf den Güterbahnhöfen verursachen würde, habe Herr Scheibner ja selbst in breitester Weise in seinem Vortrage vom 18. Mai 1915 im Verein Deutscher Maschinen-Ingenieure dargelegt.

Man urteile übrigens in den Kreisen der Grossgewerbe über diese Verhältnisse auch völlig klar und wesentlich anders, als Herr Scheibner. Eine namhafte Zahl von Hochofenwerken und anderen Unternehmungen sei, wie im Vortrage vor Jahresfrist schon ausführlich mitgeteilt wurde, längst bereits mit den erforderlichen Kippvorrichtungen für O-Wagen versehen; andere ständen im Begriffe, solche zu beschaffen. Die Verwendung von Greifern und anderen mechanischen Einrichtungen zur raschen Entleerung der O-Wagen, wie z. B. die von Heinzelmann & Sparmberg, erfreuten sich einer zunehmenden Verwendung. Je mehr Empfanger und Verarbeiter von Schüttgütern den gleichen Weg gingen, um den Übergang von der Handentladung der O-Wagen zu ihrer Entleerung mittels mechanischer Einrichtung zu vollziehen, ein um so grösserer Nutzen werde sich nicht nur für die unmittelbar Beteiligten, sondern auch für die Allgemeinheit ergeben. Es dürfe angenommen werden, dass die Erkenntnis von der Richtigkeit und Zweckmässigkeit dieses Vorgehens nicht nur bei der Eisenbahnverwaltung weiterhin festgehalten werde, sondern auch in den Kreisen der Grossbezieher von Schüttgut mehr und mehr Platz greife.

Herr Ingenieur Hermanns führte darauf aus, dass die Wirtschaftlichkeitsgrenze für Wagenkipper vor dem Kriege zwischen 70000 und 110000 t Jahresumschlag gelegen habe, sich aber unter den jetzigen Verhältnissen günstiger gestalten dürfte. Trotzdem sei

der Wagenkipper auch heute nur für den ausgesprochenen Grossbetrieb brauchbar und wirtschaftlich. Die Verwendung von Greifern zur Entladung von Eisenbahnwagen stelle im allgemeinen eine ungünstige Arbeitsweise dar. Die Nachteile des Greifers seien: der ungünstige Einfluss in bezug auf die Zerkleinerung des Ladegutes, die geringe Leistungsfähigkeit und die Unmöglichkeit, eine vollständige Entladung der Wagen zu bewirken. Die umfassende Einführung von Selbstentladern sei durchaus wünschenswert, dürfte sich aber erst im Verlaufe längerer Zeiträume bewirken lassen. Durch die Zusammenfassung der Krafterzeugung im grossen Kraftwerke sei dem Selbstentlader die Einführung erleichtert. Durch die Schaffung von grossen Umschlagplätzen sei die Möglichkeit gegeben, geschlossene Kohlenzüge zwischen den Zechenbezirken und den grossen Kraftwerken verkehren zu lassen. Da aber auch diese Massnahmen längere Zeiträume beanspruchen, anderseits aber die hohen Löhne zur Verbilligung der Entladekosten für Schaufelgut zwingen, so sei die Verwendung von geeigneten Hilfseinrichtungen unbedingt erforderlich. Der Wagenentlader von Heinzelmann & Sparmberg in Hannover habe gegenüber dem Wagenkipper den Vorteil wesentlich geringerer Anlagekosten, einfacherer Bedienung und einer bedeutend günstigeren Wirtschaftlichkeitsgrenze, die bei etwa 15000 t Jahresumschlag liege. Gegenüber dem Greifer komme dem Heinzelmann-Entlader seine viel grössere Leistungsfähigkeit und geringeren Betriebskosten zugute. Die Entladekosten betragen beim Überladen in Fahrzeuge 38 Pf. pro t. Die Eisenbahnen sollten den Heinzelmann-Entlader in weitestem Umfange einführen.

Der Vorsitzende bemerkt hierzu, dass in der Besprechung wiederholt auf die Ausschreibung des Herrn Ministers hingewiesen worden wäre, die auf Anregungen des Abgeordneten Macco zurückzuführen sei. Der Vorgang sei so dargestellt worden, als ob es sich darum gehandelt habe, eine Verbesserung des Wagenumlaufs herbeizuführen. Das sei aber nicht der Fall, denn Macco und auch andere haben grosse Wagen verlangt ähnlich den amerikanischen von grossem Fassungsraum mit Selbstentladung. Solche haben den gewöhnlichen offenen Güterwagen gegenüber einen beschränkten Umlauf, da diese nicht leer zurückzulaufen brauchen. Die Vorteile der schnellen Entladung werden aber illusorisch, wenn nicht in geschlossenen Zügen gefahren werden kann, weil sonst durch das Ausrangieren der zwischenstehenden gewöhnlichen Güterwagen auf den Empfangsstellen grosse Verzögerungen und Kosten entstehen. Um diese Schwierigkeiten zu vermeiden und die Umlaufszeit nicht zu verschlechtern, sollte eben durch das Ausschreiben versucht werden, einen geeigneten Selbstentlader zu gewinnen, der auch als Flachbodenwagen ebensogut verwendet werden könnte, wie als gewöhnlicher Güterwagen. Was derartige Schnellentladewagen anbeträfe, so müssten sie lange Zeit geprüft werden, ehe ein Entschluss zur Einführung gelangen könnte. Man könne nicht von vornherein sagen, welcher Wagen die meisten Vorteile besitze. Jeder Erfinder hielte natürlich seinen Wagen für den richtigen. Langjährige Versuche würden erst entscheiden können, ob ein Wagen wirklich brauchbar sei. Dann erst könne an die Prüfung des wirtschaftlichen Nutzens herangegangen werden.

Herr Oberbaurat Scheibner bemerkt zu den Ausführungen des Herrn Oberbaurats Dütting im wesentlichen folgendes:

Er sei grundsätzlich in zwei Punkten mit Herrn Dütting einverstanden, und zwar darin, dass

a) die Handentladung für Massengüter fortfallen müsse und dass

b) die Einführung der Privatwagen nicht zu billigen sei.

Indes möchte die Staatseisenbahnverwaltung den begründeten Forderungen der industriellen Werke, in besonders günstig erscheinenden Fällen, der Einstellung von Selbstentladern als P-Wagen, wenn möglich wie bisher, Rechnung tragen, zumal die wirtschaftliche Ausnutzung derartiger Züge aus Selbstentladern eine ausserordentlich günstige ist.

Die von Herrn Dütting vorgebrachten Einwände haben im übrigen keine neuen Gesichtspunkte für die Beurteilung der vorliegenden Frage ergeben. Herr Scheibner habe daher seiner Stellungnahme nichts zuzufügen, aber auch nichts abzuändern. Er beschränke sich daher nur auf die Richtigstellung folgender Punkte:

1) Die Annahme, dass der Flachboden-Selbstentlader der Bauart Malcher nicht abbordbar sei, sei hinfällig, da er genau so wie der Normalwagen von 25 t Ladegewicht (Omk) abgebordet werden könne

2) Auch die Behauptung, dass der Malcher-Wagen für Fahrzeug-Transporte nicht verwendbar sei, sei nicht stichhaltig, da die Lagerung der Bohlen für den Kastenboden, die nicht nur für den festen Mittelteil, sondern auch die Bodenklappen einwandfrei erfolge, eine durchaus sichere sei, und auch bei den Betriebserprobungen zu keinerlei Bemängelungen Anlass geboten habe.

3) Die Absicht der Eisenbahnverwaltung, für die Kohlenschleppbahn Gleiwitz-Cosel (Oderhafen) Selbstentlader zu verwenden und den Kippbetrieb in Cosel (Oderhafen) hierfür auszuschalten, finde auch darin ihre sachgemässe Begründung, dass die umzuschlagende Kohle zeitweise von dem Vorhandensein und dem zeitigen Aufstellungsorte der Schiffe im Hafen unabhängig gemacht werden könne. Die Kohle solle dort nämlich in grossräumige Bunker selbstentladen und aus diesen, je nach Bedarf, in die Schiffe abgestürzt werden. Dieser Grundgedanke sei deshalb richtig, weil das Eisenbahnfahrzeug leicht beweglich, das Verholen von Schiffen aber schwer und mit grossem Zeitaufwande ausführbar sei. Der an einen festen Punkt gebundene Kippbetrieb im Hafen würde aber das häufige Verholen der Schiffe erfordern, wobei der Eisenbahnwagen an den festen Standort des Kippers gebunden werde.

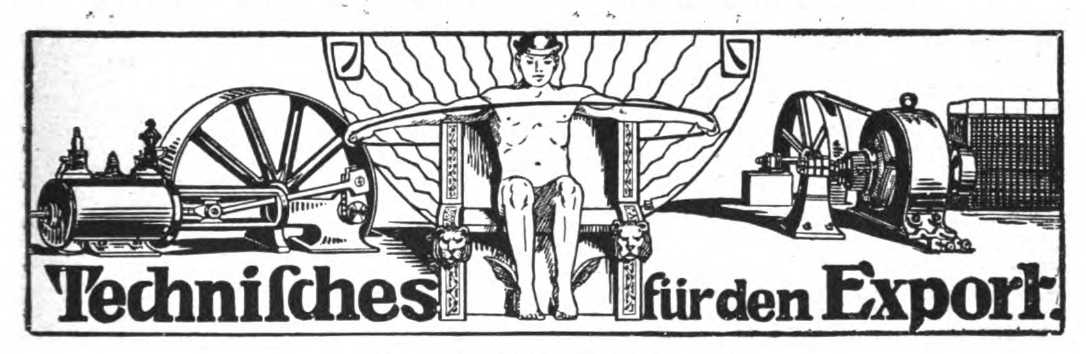
4) Der offene Normalwagen sei deshalb unvollkommen, weil er für Massengüter nur Handentladung zulasse. Um ihn zum Schnellentladen tauglich zu machen, müssen Kipper oder andere Einrichtungen vorhanden sein. Die Beschaffungs-, Unterhaltungs- und Bedienungskosten für Kipper und andere Einrichtungen seien aber so hohe, dass ihrer Vermehrung auch schon aus diesen Gründen Hemmnisse entgegenstehen. Ausserdem sei die Allgemeinheit hierbei völlig ausgeschaltet. Aus ähnlichen Gründen dürfe der hier erläuterte Heinzelmann-Entlader auch nur in den hierfür geeigneten Fällen Verwendung finden.

Die Frage der allgemeinen Einführung von Flachboden-Selbstentladern hänge, wie auch die Erörterung der Düttingschen Vorschläge ergeben habe, in erster Reihe von dem Vorhandensein eines erprobten Wagens ab. Sie werde daher auf dem von der Staatseisenbahnverwaltung beschrittenen Wege, wonach die Betriebserprobungen mit einer grösseren Zahl Selbstentladern der Bauart Malcher im freizügigen Verkehr gewisser Direktionsbezirke fortgesetzt werden sollen, zu lösen sein. Wünschenswert wäre es aber, bei dem Bestreben, die Handentladung der Massengüter allgemein zu verbilligen und die Wirtschaftlichkeit des Betriebsapparates zu erhöhen, die Dauer der Versuchszeit, unbeschadet einer gründlichen Erprobung der Wagenbauart, tunlichst abzukürzen.

Herr Regierungs- und Baurat Ziehl bemerkt, dass er eine Antwort auf seine Anfrage vermisse, weshalb der Kipperbetrieb bei der oberschlesischen Schmalspurbahn gar nicht in Frage käme, da man dort sogar für den Umschlag der Ladungen in Schiffe neue Anlagen baue zur Verwendung von Selbstentladern. Im übrigen seien nicht nur schmalspurige Wagen der Bauart Ziehl seit längerer Zeit im Betriebe, sondern es haben

sich bereits auch eine grössere Zahl normalspuriger Wagen im Betriebe bewährt. Auf diese Wagen treffe auch nicht das Bedenken zu, das Herr Oberbaurat Schürmann in einem Aufsatz der Nr. 7/8 der Verkehrstechnischen Woche allen bekannten Selbstentladern gegenüber erhebe, dass sie nämlich für Koksentladung besondere Schwierigkeiten bieten. Bei den Wagen der genannten Bauart wird diese Schwierigkeit dadurch behoben, dass die Seitenwände frei ausschwingen und dem Abgleiten der Koksladung kein Hindernis in den Weg stellen.

Herr Regierungsbaumeister Hönsch ist der Meinung, dass der Verein Deutscher Maschinen-Ingenieure nicht in der Lage sei, die Frage der Einführung der Selbstentladewagen zum Ende zu bringen. Er kenne sowohl den Malcher-Wagen, wie den Ziehl-Wagen auf das genaueste und wisse, dass sowohl der eine wie der andere seine Vorteile, aber auch seine Nachteile besitze. Seines Erachtens seien aber die Nachteile bei beiden Wagen immer noch gross genug, um der Staatsbahnverwaltung den Entschluss schwer zu machen, die Wagen allgemein einzuführen. Die Konstruktion sei vorläufig noch derart, dass die Wagen dauernd unter Kontrolle bleiben müssten, um notwendige Reparaturen auch sachgemäss ausführen zu können; sie könnten daher nur in begrenzten Bezirken laufen. Deswegen müsse hier zunächst die Industrie selbst das entscheidende Wort sprechen und bei Beschaffung von werkseigenen Wagen zur Beförderung von Schüttgütern solche Wagen bevorzugen. Es könnte hier die Staatsbahnverwaltung insofern einen Schritt vorwärts tun, dass sie den in Betracht kommenden industriellen Werken die Einstellung von Selbstentladewagen nur unter der Bedingung gestattet, dass diese Wagen als Flachbodenentleerer gebaut werden. Würde dann die Staatsbahnverwaltung den Werken zur Beschaffung solcher Flachbodenwagen einen Zuschuss geben, so müsste sie für sich das Recht beanspruchen, die Wagen, nachdem durch sie als Selbstentladewagen Massengüter z. B. von einer Grube nach dem Werk befördert worden seien, sie auf dem Rückwege vom Werk zur Grube zu irgendwelchem anderen Transporte als Flachbodenwagen verwenden zu dürfen. Dadurch würde eine grössere Anzahl Wagen in Betrieb kommen und durch deren wechselnde Benutzung als Selbstentlader und Flachbodenwagen würden die erforderlichen Erfahrungen hinsichtlich ihrer Zuverlässigkeit bzw. Reparaturnotwendigkeit gesammelt werden können.



„Stell-Dich-Ein",

eine neue Vorrichtung zur bequemen Einstellung von Pendellampen für Werkstatt, Büro und Wohnzimmer.

Im Sturmlauf hat sich die elektrische Beleuchtung in Arbeitsstätten und Wohnungen eingenistet und in Zukunft wird sie sich auch die Räume noch erobern, die inzwischen von anderen Lichtarten erhellt werden. Stets ist man darauf bedacht gewesen, die Lichtquelle so sparsam als möglich zu verwenden. Die Helligkeit am Arbeitsplatze ist zu den wichtigsten Fragen einer sachgemässen Beleuchtung zu rechnen. Nicht immer entsprechen die Installationen diesen Anforderungen. Man hat sich deshalb mit der Konstruktion von Verbesserungen immer schon beschäftigt, und besonders gut scheint die Lösung der Firma Ernst Marawske, Berlin C. 54, Linienstrasse 214, gelungen zu sein.

Durch die von ihr auf den Markt gebrachte Vorrichtung „Stell-Dich-Ein" ist es mit einfachen Mitteln möglich, die Lampe dahin zu bringen, wo sie gerade am dringendsten gebraucht wird. Überall, wo Lampen mit Hängependel installiert sind, kann „Stell-Dich-Ein" Verwendung finden.

Der Apparat ist an die Wand anschraubbar und besteht dann aus mehreren Zwischengliedern, die sämtlich durch Flügelmuttern in die richtige Stellung gebracht werden und auch bei einem eventuellen Anstossen nicht aus der Lage zu bringen sind. Die Abb. 1 zeigt eine solche Vorrichtung ganz deutlich. Am Ende des letzten Gliedes befindet sich eine Öse, die sich wie eine Zange öffnen lässt und durch Federdruck schliesst. Die Öse ist mit Hartgummiisolierung versehen und die Pendelschnur wird durch sie hindurchgeführt. Nun ist es aber nicht nur möglich, den „Stell-Dich-Ein" von der Wand aus zu benutzen, sondern man kann auch mittels besonderer Vorrichtung,



Abb. 1. Einstellarm für Pendellampen. System Marawske.

◆ Fabrik ◆

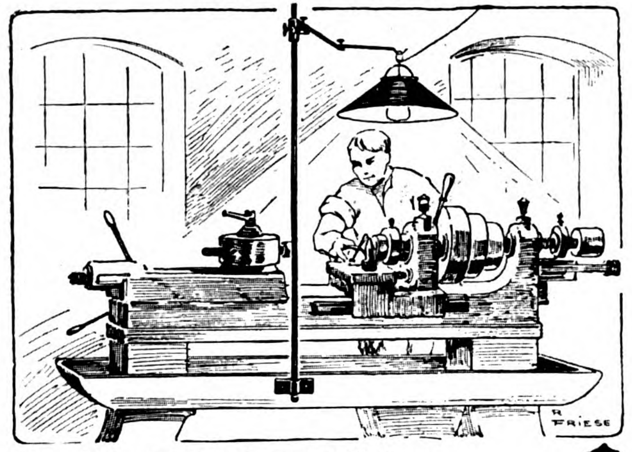


Abb. 2. Sachgemässe Beleuchtung einer Werkzeugmaschine unter Zuhilfenahme der Einstellvorrichtung „Stell-Dich-Ein".
Fabrikant: Ernst Marawske, Berlin C. 54.

die ebenfalls genannte Firma liefert, eine Stange senkrecht an einer Maschine, einem Tisch usw. anbringen und an der Stange selbst eine gleitende, verstellbare Verschraubung, von der aus die Zwischenglieder ausgehen, durch Flügelmutter befestigen. Die Abb. 2 zeigt „Stell-Dich-Ein" im Fabrikbetrieb, an einer Werkbank befestigt. Die Lampe ist schräg von der Decke aus zur Maschine herübergezogen und hängt an einem Haken am Ende eines Zwischengliedes. Auch im Büro, am Schreib- oder Zeichentisch ist manchmal eine ungünstige Beleuchtung wahrzunehmen. Hier hilft „Stell-Dich-ein", am Pult befestigt, schnell die Schwierigkeit zu überwinden (s. Abb. 3). Die „Stell-Dich-Ein"-Vorrichtung weist Vorzüge auf, die ohne weiteres einleuchtend sind. Jedermann liegt daran, die Lichtquelle bei seiner Tätigkeit seinen Bedürfnissen und Wünschen anzupassen. Dem Büroangestellten, Arbeiter und Chef ist die Vorrichtung gleich wertvoll, denn er kann damit die Lampe so nahe an seinen Arbeitsplatz heranbringen, dass er die gewünschte Helligkeit erreicht. Lampen kleiner Lichtstärken sind dabei wieder verwendbar und dadurch wird sparsam gewirtschaftet.

Zum Schluss soll nicht vergessen werden, darauf hinzuweisen, dass bei Maschinenarbeit die wesentlichen Teile der Maschine und das Arbeitsgut so vorteilhaft beleuchtet werden können, dass Unfälle, die sehr oft auf schlechte Beleuchtung zurückzuführen sind, vermieden werden.

Alles in allem ist „Stell-Dich-Ein" eine Vorrichtung, die durch ihre praktischen und vielseitigen Anwendungsmöglichkeiten sich schnell überall Freunde erwerben wird.

◆ Heim ◆

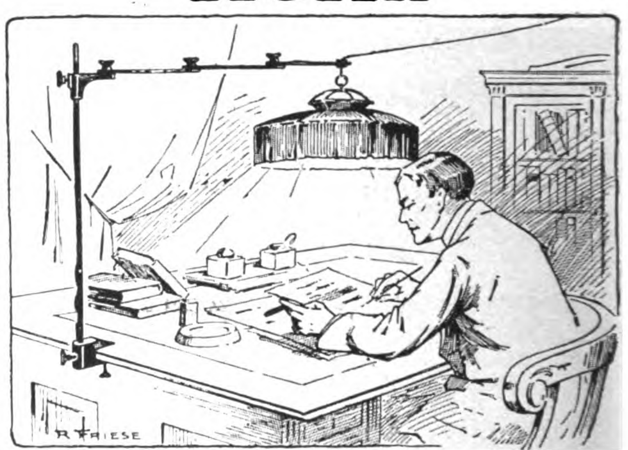


Abb. 3. Die Einstellvorrichtung „Stell-Dich-Ein" in Benutzung am Schreibpult.
Fabrikant: Ernst Marawske, Berlin C. 54.

Industrielles aus aller Welt.

Internationale Elektrizitäts-Ausstellung in Barcelona 1921. Seit dem Jahre 1913 wird in Barcelona der Plan einer internationalen Elektrizitäts-Ausstellung betrieben. Die infolge des Weltkrieges mehrfach verschobene Veranstaltung soll nunmehr 1921 durchgeführt werden. In der französischen Zeitschrift „L'Exportateur français" wird bereits mit Nachdruck auf die Ausstellung aufmerksam gemacht, die Frankreich Gelegenheit gebe, seine Fortschritte auf dem Gebiete der Elektrizitäts-Industrie dem wichtigen spanischen Markte vorzuführen. An Hand der Statistik wird darauf hingewiesen, dass bei der Versorgung Spaniens auf diesem Gebiet vor dem Kriege Deutschland den übrigen Einfuhrländern weit voraus war, so entfielen von der einschlägigen spanischen Einfuhr von fast 48 Millionen Pesetas 1913 fast $25^1/_2$ Millionen auf Deutschland. Für 1912 lauten die entsprechenden Ziffern $32^1/_2$ bzw. $20^1/_2$ Millionen. Frankreich, das an zweiter Stelle mit noch nicht dem fünften Teil des Wertes der deutschen Lieferungen folgte, hofft, wie der erwähnte Aufsatz schliesst, mittels umfangreicher Beteiligung an der Ausstellung jetzt den Platz Deutschlands für sich zu erobern. Die Ständige Ausstellungskommission für die Deutsche Industrie behält sich weitere Mitteilungen über die Entwicklung des Ausstellungsplanes vor.

Die Schweizer Mustermesse hat vom 24. April bis 8. Mai 1919 in Basel stattgefunden und ein recht erfreuliches Ergebnis gezeitigt. Die Messhallen nahmen ein Areal von annähernd 20000 qm in Anspruch und waren gegenüber den beiden früheren Messen um das Doppelte geräumiger. Dementsprechend war auch die Zahl der Aussteller auf rund 1400 (gegen rund 1000 Firmen im Jahre 1918) gestiegen, wobei die Maschinen-Industrie sich überwiegend hervortat, während die auffallend schlechte Beteiligung der Uhren-Industrie als eine der bedeutendsten einheimischen Export-Industrien direkt auffallend wirkte.

Einkäuferkarten wurden etwa 40000 abgegeben (1918: 18000). Den Erwartungen vollauf entsprechend war die Zahl der ausländischen Besucher bedeutend grösser als in den früheren beiden Jahren; neben den Gästen aus allen neutralen Staaten Europas war auch der Besuch aus Deutschland befriedigend und wäre noch besser ausgefallen, wenn die Einreisebewilligungen nicht so sehr hinderlich gewesen wären. Immerhin sind Abschlüsse in Höhe von 65—70 Millionen Franken erzielt worden (1918: 45 Millionen Franken), und in

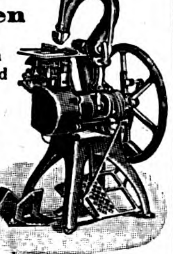
Anbetracht der guten Handelsbeziehungen Deutschlands und Österreichs mit der Schweiz wäre gewiss noch ein bedeutend besseres Resultat erzielt worden, wenn der gegenwärtige Tiefstand der Valuta der Mittelmächte (die Mark stand auf 36 Franken = 30 %) den deutschen und österreichischen Käufer von Abschlüssen und viele Interessenten vom Besuch der Messe überhaupt abgehalten hätte.

Während die anderen Kriegserscheinungen, die Mustermessen in Lyon und Utrecht, trotz der unstreitbar günstigeren Lage bereits ein kleines Fiasko erlitten, hat die Schweizer Mustermesse ein Resultat erzielt, mit dem die Leitung zufrieden sein kann.

Ein ständiges Exportmusterlager in Düsseldorf. In Düsseldorf soll der Ausbau eines ständigen Exportmusterlagers rheinisch-westfälischer Erzeugnisse durchgeführt werden, und zwar ist zunächst die Schaffung einer Bau- und Maschinenmesse geplant. Der Stadtverwaltung und der Handelskammer in Düsseldorf liegen dahingehende Anträge vor.

Inhalts-Verzeichnis.





Spediteur-Tafel



Berlin.

Adolf Koch, Internationale Speditionen, SO. 16, Cöpenicker Strasse 54.
Montag & Schaeffer, Exportspedition, S. 42, Moritzplatz.
A. Warmuth, Spediteur, C. 2.

Breslau.

Gustav Knauer, Hofspediteur.

Hamburg.

Jordan & Berger Nachf., Bahnhofsplatz 1.
Fr. Meyer's Sohn, Internationale Spedition. Tel.-Adr.: Ernestus.

Königsberg i. Pr.

Robert Meyhoefer, gegr. 1869, See-, Fluss- u. Landtransporte.

Köln-Mülheim.

Karl Phil. Weber, gegr. 1844, Auslandsspedition, Schiffahrtsagentur, Lagerei.
(Auch **Vohwinkel** b. Elberfeld.)

Leipzig.

Moritz Merfeld.
Uhlmann & Co., gegründet 1853.

München.

Fischer & Elhardt, Spediteure, Pettenkoferstr. 42.

Magdeburg.

Paul Siebert, Schiffahrt, Spedition, Lagerung, Verteil. von Sammelladungen. Fernspr. 7111 u. 7088, Drahtanschrift: „Spedition".

Saarbrücken.

Saarbrücker Speditions- u. Lagerhaus-Gesellschaft m. b. H.

Stolp i. Pom.

Emil Tews.

Vohwinkel b/Elberfeld.

Karl Phil. Weber, gegr. 1844, Auslandsspedition, Schiffahrtsagentur, Lagerei.
(Auch **Köln-Mülheim.**)

VELHAGEN u. KLASINGS EXPORT-ANZEIGER

Verlag von Velhagen u. Klasing, Bielefeld u. Leipzig.

August 1919 | Schriftleitung und Anzeigenannahme in Leipzig, Hospitalstr. 27. Jahresbezugspreis Mk. 6.—. | No. 12, VIII. Jahrg.

Die Beleuchtung von Werkzeugmaschinen.

Von Heinrich Müller, Offenbach a. M.

Wie alle neueren Untersuchungen erkennen lassen, ist die Beleuchtung von Werkzeugmaschinen als ein wichtiger Faktor in der Fabrik- und Werkstättenorganisation zu werten. Eine gute und vor allem zweckentsprechende Beleuchtung hebt nicht nur die Menge, sondern auch die Güte der Gesamtproduktion. Die Untersuchungen, die neuerdings z. B. die Commonwealth Edison Company in Chicago in industriellen Betrieben durchgeführt hat, lassen erkennen, dass lichttechnisch und hygienisch einwandfrei durchgebildete Beleuchtungsanlagen geeignet sind, wesentlich zur Verringerung der Unkosten beizutragen.

Die Beleuchtung von Werkzeugmaschinen kann auf zwei grundsätzlich verschiedene Arten erfolgen. Einerseits kann man die Allgemeinbeleuchtung des Raumes so bemessen, dass sie für alle Arbeiten an der Maschine ausreicht, oder man verwendet anderseits für jede Maschine eine besondere Lichtquelle, also die Einzelplatzbeleuchtung. Im letzteren Falle darf die Allgemeinbeleuchtung zur Aufhellung der Schatten und zur Verringerung der Kontraste nicht gänzlich ausgeschaltet werden; sie kann nur wesentlich schwächer sein, als wenn sie ausschliesslich zur Beleuchtung des Raumes und der Maschinen verwendet wird. Die Anforderungen, die an die Beleuchtung von Werkzeugmaschinen zu stellen sind, sind eng umschrieben. In erster Linie sind tiefe Schlag- und Körperschatten zu vermeiden. Die Schatten sollen

(Fortsetzung S. 2.)

unscharf sein und dürfen den Arbeiter nicht stören. Von einer bestimmten Stärke der Schattenbildung wird man nicht absehen können, da eine gewisse Plastik zum guten Sehen und zur richtigen Bewertung der Arbeiten unbedingt erforderlich ist. In zweiter Linie ist die Bildung von störenden Glanzlichtern auf den metallisch glänzenden Teilen der Maschinen und Werkstücke zu verhindern. Bei ebenen Flächen würde sich dies durch eine andere Anordnung der Lichtquellen leicht erreichen lassen. Bei Maschinen und Werkstücken ist die Bildung von Glanzlichtern infolge der Rundung der spiegelnden Teile niemals gänzlich zu vermeiden. Da der Glanz der spiegelnden Reflexe proportional dem Glanze der Lichtquellen ist, so ergibt sich daraus die Forderung, die Flächenhelle der Lichtquellen möglichst niedrig zu halten. Die Streuung des Lichtes durch opalüberfangene Glocken und Gläser stellt den geeignetsten Weg dar, um störende scharfe Schatten und helle Glanzlichter zu vermeiden. Die dritte Voraussetzung für eine brauchbare Beleuchtung der Werkzeugmaschinen ist eine nicht zu geringe Beschränkung der Beleuchtung. Es muss vielmehr im Interesse der Unfallverhütung als wünschenswert bezeichnet werden, dass auch die Umgebung der Maschinen eine wenn auch geringe Allgemeinbeleuchtung erhält.

Die Stärke der Beleuchtung wird bedingt durch die Grösse der Maschinen, durch die Grösse der zu verarbeitenden Werkstücke, durch die Anforderungen, die an die Genauigkeit und die Güte der Arbeiten gestellt werden, und durch die Art des zu verarbeitenden Materials. Während für helle Materialien, an deren Genauigkeit geringe Anforderungen gestellt werden, eine Beleuchtungsstärke von 50—60 Lux genügt, wird man bei Präzisionsarbeiten bis zu 100 Lux gehen müssen. In Werkstätten, in denen eine grössere Anzahl von Maschinen aufgestellt ist, wird man vorzugsweise wohl nur die Allgemeinbeleuchtung durch halbindirekte Beleuchtungskörper anwenden. Voraussetzung ist hierbei, dass die örtlichen Verhältnisse die Anbringung der Beleuchtungskörper gestatten. Die Beleuchtung darf nicht durch Transmissionen und dergleichen beeinträchtigt werden. In solchen Fällen sind die Beleuchtungskörper unterhalb der Transmissionen anzubringen. Die niedrige Aufhängehöhe lässt sich durch eine entsprechende Herabminderung der Lichtstärke der Glühlampen bei gleichzeitiger Erhöhung ihrer Anzahl und Berücksichtigung der Lichtverteilung der Beleuchtungskörper ausgleichen. Für halbindirekte Beleuchtung kommt heute nur noch die Gasfüllungslampe als wirtschaftliche Glühlampe in Frage.

Wird in einer Werkstätte aus bestimmten Gründen die Einzelplatzbeleuchtung vorgezogen, so sind hierfür Reflektoren zu verwenden, die die Glühlampe weit umfassen und dem Auge entziehen, also blendungsfrei sind, und die gleichzeitig in lichttechnisch-wirtschaftlicher Hinsicht einen hohen Wirkungsgrad besitzen. Gegenüber flachen kegelartigen Schirmen und anderen Konstruktionen verhalten sich die neuerdings vielfach verwendeten horizontalen Fabrikreflektoren ungleich günstiger. Neben der Einzelplatzbeleuchtung darf die Allgemeinbeleuchtung nicht vernachlässigt werden, die in diesem Falle zur Aufhellung der Schatten und zur Verringerung der hohen Kontraste zwischen der hell beleuchteten Maschine und der mehr oder minder dunklen Umgebung dient.

Die geschichtliche Entwicklung der Mühlen.

Von Jos. Schwickart, Ingenieur-Schriftsteller.

„Und schenkt uns der Himmel nur immer das Brot,
So sind wir geborgen und leiden nicht Not!"

Den für das Menschengeschlecht so himmelhohen Wert des Brotes hat uns in eindringlichster Weise der Weltkrieg gelehrt. In der weiten Welt gibt es kein Nährmittel, das auch nur annähernd dem Brote gleichkommt. Justus von Liebig berechnete, dass der Nährwert von fünf Mass echten bayerischen Bieres nicht dem einer Messerspitze voll Mehl gleichkommt. An anderer Stelle sagt er: „1800 Mass dieses Bieres haben erst den gleichen Nährwert, wie ein fünfpfündiger Laib Brot."

Die Wertschätzung des Brotes war daher schon im Altertum eine so hohe, dass man das Brot als ein Geschenk aus Gottes Hand betrachtete, und dass die Römer es panis nannten, zu Ehren ihres Gottes Pan.

Im tiefsten Dunkel liegt der Zeitpunkt der Erfindung des Brotes. Wenn auch durch die Forschungen nachgewiesen ist, dass schon die Urvölker die Getreidekörner zermalmten, um daraus dann ein brotähnliches Gebäck herzustellen, so war damit das heutige Brot noch lange nicht erfunden. Den Menschen, dem es vielleicht durch Zufall gelang, ein duftendes, wohlschmeckendes Brot zu backen, kennen wir nicht, und ihm zu Ehren wurden keine Denkmäler gesetzt. Und dennoch hat er die wichtigste Erfindung für die Menschheit gemacht.

Nehmen wir einmal an, vor vielen Jahrtausenden zermalmte ein Menschenkind Getreidekörner, gab Wasser zu und backte diesen Brei über dem Feuer. Das Geschirr reinigte es nicht gründlich, es blieben Teigreste zurück, die sauer wurden, und als es nach einigen Tagen neuen Teig in dem schmutzigen Gefäss zurechtmachte, da geschah das Wunder. Auf dem Feuer entstand nicht mehr ein hartes, festes Gebäck, sondern ein lieblich duftendes, lockeres Brot.

Das Mehl zum Brotbacken wird heute in den meisten Fällen in Riesen-„Mehlfabriken" hergestellt, denen jede Poesie fehlt und die ein Grossbetrieb modernster Richtung sind.

Wenn wir die alten ägyptischen Wandgemälde betrachten, so finden wir dort mörserartige Steingefässe abgebildet, in denen mittels steinerner Keulen die Getreidekörner zu Mehl zerquetscht wurden. Das sind die Urahnen unserer modernen Mühlen. Es reizt daher, in die geschichtliche Entwicklung der Mühlen einzudringen.

Von Plinius hören wir, dass die Erfindung der Mehlbereitung und der Mühle nach der attischen und sizilianischen Sage der Demeter, Ceres, nach der dorischen dem Leleger Myles in Alesiä zugeschrieben wird. Andere Sagen erzählen uns von Milas, einem Telchinen, der in Kamiros ein Heiligtum der Mahlgötter errichtete und selbst als Erfinder der Mahlsteine verehrt wurde. Wie alt die Erfindung ist, beweist, dass schon Zeus den Beinamen Mylos — der Müller — führte. Ausser den bereits erwähnten Mörsern wurden Mahltröge verwendet, wie sie auf Rügen und in Hinterpommern noch häufig zu finden sind. Dies sind Steine von $^1/_2$ bis $^3/_4$ m Durchmesser, die sesselförmig ausgehöhlt und in denen mittels eines kleinen runden Steines die Getreidekörner zerquetscht wurden. Sie gehören nicht der Vergangenheit an, sondern sind heute noch bei verschiedenen Naturvölkern Afrikas und in den Maisgegenden Amerikas im Gebrauch. Die Indianer von Monterey und die Rubier zerrieben ihre Körner zwischen kleinen von Hand geführten Steinen. Aus der früheren Metallzeit besitzen wir noch flache Mahlsteine, die in der Mark Brandenburg und in Sachsen ausgegraben wurden und deren erste Anwendung bis in die Steinzeit zurückzuführen ist. Die Vorfahren unserer Wasser- und Windmühlen, zwei übereinanderliegende Mahlsteine, von denen der Bodenstein festgelagert, der Laufstein drehbar ist, werden im fünften Buche Mosis erwähnt. Der obere Stein hat in der Mitte ein Loch zum Einschütten der Körner. Bei Abbeville wurden derartige Mahlsteine gefunden, die allerdings nur einen Durchmesser von 30 cm hatten.

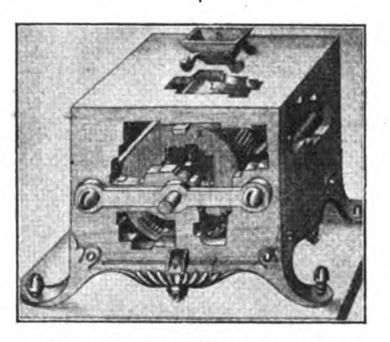


Abb. 1. Walzenmühle aus Ramelli.

Grössere Steine wurden bei Pompeji zutage gefördert. Bei diesen beträgt der Durchmesser $1^1/_2$ m. Der Bodenstein trägt in einem emporragenden Kegel den einer Sanduhr gleichenden Oberstein, der zwei glockenförmige Aushöhlungen hat, von denen die eine den Bodensteinkegel umschliesst, während die andere zur Aufnahme des Getreides dient. Der Antrieb erfolgte entweder von Hand oder durch Pferde, Esel oder Rinder.

Mit der fortschreitenden Entwicklung der Technik und dem Bestreben der Menschheit, Menschen- und Tierkräfte durch Naturkräfte zu ersetzen, entstanden die Wasser- und Windmühlen. Die ersten Wasser- und Windmühlen mit unterschlägigen Rädern datieren aus dem Jahre 88 v. Chr., in dem Mithradates VI. eine Getreidemühle mit Wasserrad einrichtete. Um 24 v. Chr. finden wir eine Beschreibung der Anordnung der Getreidemühlen mit unterschlägigem Wasserrad von Vitruv. Welche Bedeutung die Alten dieser Erfindung beilegten, beweist uns der griechische Dichter Antipatros von Sidon, als er sagt:

„Höret auf, euch zu bemühen, ihr Mädchen, die ihr in den Mühlen arbeitet; jetzt schlaft und lasst die Vögel der Morgenröte entgegensingen, denn Ceres hat den Najaden befohlen, eure Arbeit zu verrichten; diese gehorchen, werfen sich auf die Räder, treiben mächtig die Wellen und durch diese die schweren Mühlen."

In einem Werke von Palladius werden um das Jahr 340 unterschlägige Wassermühlen genannt. Aufzeichnungen über Wassermühlen in Rom, die durch eine Wasserleitung von der Stadt gespeist wurden und am Fusse des Janiculum lagen, finden sich im Codex Theodosianus um das Jahr 398.

Der Bischof von Tours erzählt in seinem geschichtlichen Werk von zwei in Frankreich laufenden Wassermühlen, von denen die eine vor der Stadt Dijon (580) stand, während die andere ein Abt für sein Kloster hatte erbauen lassen. In England scheint man die Wassermühlen um das Jahr 762 zu kennen, da bei Kemble von einem „molenainum" die Rede ist, dem mehrere Personen angehörten.

Über oberschlägige Mühlen berichtet uns zuerst Philin um das Jahr 230 v. Chr. Einen nicht ohne weiteres in der Lesart einwandfreien Bericht über diese Mühlen gibt uns Plinius um 65, als er schreibt: „Major pars Italiae nudo utitor pilo, rotis etiam quas aqua verset obiter et mola."

Im allgemeinen ist die Literatur an Berichten über oberschlägige Mühlen sehr arm. Ein gemaltes Bild einer oberschlägigen Mühle ist in Conrad Keysers Handschrift 1405 abgebildet. Erst in den technischen Werken des 16. und 17. Jahrhunderts werden derartige Mühlen häufiger genannt. Ausser den stationären Wassermühlen nennt die Chronik die sogenannten Schiffsmühlen, die auf Schiffen errichtet und deren Wasserräder durch das

fliessende Wasser gedreht wurden. Die ersten bekannten Schiffsmühlen liess der oströmische Feldherr Justinians Belisar 536 während der Belagerung Roms durch die Ostgoten auf dem Tiber anlegen. Eine Schiffsmühle auf dem Rhein bei Cöln mit sehr breiten Wasserrädern von geringem Durchmesser stellt Anton Woensams auf seinem Holzschnitt „Colonia“ dar.

Eine weitere interessante Gruppe von Wassermühlen sind die sogenannten Flutmühlen, denen das Wasser bei der Ebbe aus einem gegen das Meer durch Tore abgesperrten Teich zufliesst, während bei der Flut das Wasser direkt zu den Mühlen läuft. Derartige Mühlen wurden um das Jahr 1637 bei Brooklyn angelegt und sind noch heute in Holland gebräuchlich.

All die bisher angeführten Wassermühlen haben Wasserräder mit horizontaler Achse. Um 1500 herum wurden dann die ersten Wasserräder mit stehender Achse gebaut, die wir als die Vorläufer unserer modernen Wasserturbinen ansprechen können.

Auf dem Libanon fand d'Arvieux 1735 wagerechte, direkt mit dem Mühlstein gekuppelte Wasserräder.

Wenden wir uns nun den Windmühlen zu. Auch hier ist zwischen Windmühlen mit wagerechter Windflügel- und senkrechter Windflügelachse zu unterscheiden. Sichere Belege über die ersten Windmühlen stammen aus England. Es heisst: „. . . ein Wald in Northamptonshire, darin 1143 ein Kloster angelegt worden war, sei binnen 180 Jahren gelichtet worden, weil man in der ganzen Nachbarschaft Häuser, Wind- und Wassermühlen aus den Stämmen des Waldes erbaut hatte.“

In Italien wurden die ersten Windmühlen um 1332 durch Bartolomeo in Venedig angelegt, in Holland 1341 durch ein Privileg des Bischofs von Utrecht für das Kloster Windsheim bei Zwolle. Speyer erhielt seine erste Windmühle 1393, deren Leitung man in die Hand eines niederländischen Müllers legte.

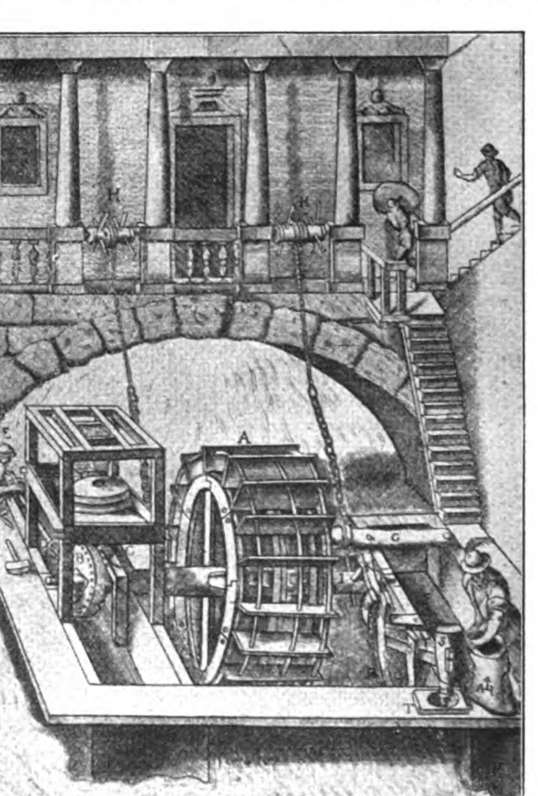


Abb. 2. Schiffsmühle von Zonca aus dem Jahre 1607.

Entweder wurden die Windmühlen mit drehbarem Haus — Bockwindmühlen — oder mit drehbarem Dach ausgeführt. Von ersteren, die den Namen „deutsche Mühlen“ führten, findet sich eine Abbildung im Cod. lat. 197 der Staatsbibliothek in München im Jahre 1430. Die Ausführung mit drehbarem Dach heisst die „holländische Mühle“ und wurde von Leonardo da Vinci entworfen. Eine durch die Geschichte weltbekannte und noch heute erhaltene Windmühle ist die von Sanssouci, deren Erbauung am 6. Februar 1737 dem Müller Grävenitz genehmigt wurde. Getreidemühlen mit senkrechter Windradachse entwarf Faustus Verancius um 1595. Das Windrad besitzt vier Arme, und an jedem hängt ein mit Segeltuch bespannter Rahmen in senkrechten Scharnieren. Ein anderer Entwurf zeigt ein Windrad mit 16 in wagerechten Gelenken nach unten hängenden Klappen. Bei einem ähnlichen Rad stehen die Klappen in wagerechten Scharnieren aufrecht. Schliesslich zeichnete Verancius noch ein runddachförmiges Mühlrad, bei dem die gekrümmten Schaufeln senkrecht stehen.

Bevor wir über die fortschreitende Technik im Mühlenbau und das Bestreben nach Vervollkommnung des Mahlvorganges berichten, wollen wir einen Besuch in einer mittelalterlichen Mühle machen. Der wichtigste Teil der inneren Mühleneinrichtung sind die Mühlsteine. In Hölzer sicher gebettet liegt der sogenannte Bodenstein und regt und wegt sich nicht. Der Oberstein dreht sich dafür Tag für Tag, etwa hundertmal in der Minute um seine Achse. Er hat eine Bohrung, durch die die Körner eingeschüttet werden. Auch der Unterstein hat eine Bohrung, und zwar zur Aufnahme des Lagers für den Drehzapfen des Obersteins. Im allgemeinen haben diese kreisrunden Mühlsteine einen Durchmesser von 1 bis $1^1/_2$ m und bestehen aus mehreren durch eiserne Bänder zusammengehaltenen Stücken. Damit die Kör-

ner zwischen den Steinen zermalmt werden, ist der Oberstein höher und damit schwerer. An die Steine werden die Anforderungen grosser Härte und Porosität gestellt. Denen entsprechen am meisten die in Frankreich gebrochenen Steine. Bevor die Steine zur Mahlarbeit geeignet sind, müssen sie geschärft werden. Die Schärfe erhalten die Steine durch eingehauene Furchen verschiedener Länge und Tiefe, die unter einer bestimmten Neigung zum Kreisumfang stehen. Beim Mahlgang laufen die beiden Steine so aufeinander, dass sich die Furchen scherenförmig kreuzen. Hierdurch werden die Körner zermalmt und die zerkleinerten Teile nach dem Steinrand geleitet. Damit ist aber der Zweck der Furchen noch nicht erfüllt. Durch sie werden die Wasserdämpfe, die sich während des Mahlprozesses aus dem in den Körnern enthaltenen Wasser bilden, abgeleitet und frische Luft zugeführt. Sie führen daher auch den Namen „Luftfurchen".

Das Mahlgut wird in einer kegelförmigen Bütte aufgefangen, die gleichzeitig zum Schutze der Mühlsteine dient. Neuerdings werden diese Bütten zylindrisch gebaut und oben zugedeckt. Zum Einschütten der Körner hat der Deckel dann eine Öffnung.

Der Antrieb der Mühlsteine erfolgt von der Wasser- und Windradwelle aus durch Zahnräder. Die Körner werden in die „Gosse", einen Trichter, geschüttet und rutschen durch diese in eine geneigte Schale, die gewissermassen den Boden der Gosse bildet. Diese Schale heisst „Rüttelschuh", da sie durch einen Mechanismus hin- und herbewegt wird, um das Getreide den Mühlsteinen gleichmässig zuzuführen.

Das aus den Mahlfugen in die Bütte geworfene Mahlgut gelangt in einen Schlauch aus durchlässigem Stoff — das Beuteltuch. Durch die Poren des auch in dauernder Hin- und Herbewegung sich befindlichen Beuteltuches fällt das Mehl in eine Kammer, während die groben Bestandteile auf ein mit Schüttelwerk versehenes Sieb fallen. Diesen Vorgang nennt man die Absichtung oder Beutelung. Die dauernde Hin- und Herbewegung des Rüttelschuhes, des Beutels und des Siebes rufen das uns bekannte Klappern der Mühlen hervor, das der Dichter mit den Worten besingt: „Es klappert die Mühle am rauschenden Bach: klipp, klapp . . ."

Im Kriege haben wir oft über Ausmahlung gelesen oder reden gehört. Unter Ausmahlung versteht man den Prozentsatz reines Mehl, den man aus einer gewissen Menge Getreide gewinnt. Man gewinnt um so mehr Mehl, je kleiner der Abstand zwischen den Mühlsteinen ist und je mehr Mahlgänge in Frage kommen. Würde das Korn nur einmal gemahlen, so würde den auf den Schüttelrost geworfenen Schalen noch eine beträchtliche Menge Mehl anhaften.

In der neuen Zeit drang auch im Müllereiwesen das Bedürfnis durch, die fortschreitende Technik für die Vervollkommnung des Mahlvorganges und Verfeinerung der Produkte heranzuziehen. Denn Wasser und Wind waren stets widerspenstige Gesellen, die nur zu oft den Müller schikanierten. Auch die Mühlsteine hatten ihre grossen Nachteile, indem sie sich sehr schnell abnutzten und infolge hohen Gewichtes schlecht fortzubewegen waren. Infolgedessen ging man dazu über, die Dampfkraft zu benutzen. Dieser Gedanke stammt

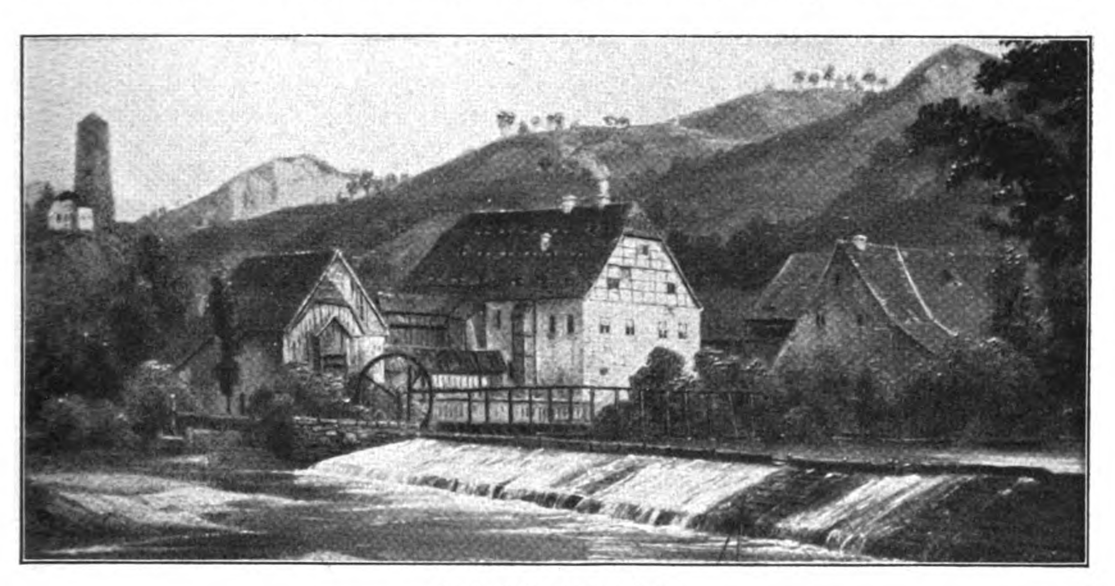


Abb. 3. Mühle von Camburg.

von dem Domherrn Darnal zu Alais aus dem Jahre 1779, der vorschlug, mittels einer Dampfmaschine Wasser in einen Behälter zu pumpen und dieses von dort aus auf oberschlägige Räder zu leiten. Die erste eigentliche Dampfmühle entwarf im Jahre 1783 M. Boulton zu London, die 1786 in Betrieb genommen wurde und 1793 niederbrannte. Die erste Dampfmühle in Deutschland arbeitete um 1816 in Waldenburg in Schlesien. 1818 besitzt Magdeburg eine Dampfmühle mit Cockerillschen Maschinen, um 1825 sollen Danzig, Elbing, Berlin, Guben und Würzburg Dampfmühlen besessen haben.

Die heute in allen grossen Mühlen an Stelle der Mühlsteine laufenden Walzen wurden, soweit es sich aus den Schriften feststellen lässt, bereits im 17. Jahrhundert versucht. Kein Geringerer als Kaiser Karl V. fertigte im Kloster St. Geronim mit seinem Mechaniker Juanelo Turriano kleine Mühlen mit eisernen Walzen an. Diese sollen von solcher Feinheit und Kleinheit gewesen sein, dass sie ein Mönch in seinem Ärmel verstecken konnte. Im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Kleinheit stand ihre Leistungsfähigkeit, da sie das Mehl, das zur Ernährung von acht Menschen täglich nötig war, mahlten. Die Erfinder der Mühlen mit glatten Walzen waren Justus Helfenberg & Co. in Rorschach 1820. Sie fanden jedoch keine weite Verbreitung. Es bleibt Friedrich Wegmann in Zürich vorbehalten, nach langjährigen Versuchen im Jahre 1873 einen Walzenstuhl mit Walzen aus Biskuitporzellan zu bauen. Die darauf gemahlenen Mehle waren in bezug auf Güte und Farbe unübertrefflich, jedoch zeigten sich diese Walzen zum Schroten von Getreide nicht geeignet. Infolgedessen verwendete die Firma Ganz & Co. an Stelle von Biskuitporzellan Hartgusswalzen, die zum Schroten mit einer entsprechenden Riffelung versehen waren.

So sind wir bei den modernen Mehlfabriken angelangt. Das auf Schiffen oder in Wagen herangeschaffte Getreide gelangt durch elektrisch betriebene Förderanlagen in die Speicher — Silos — von mächtigen Dimensionen. Automatisch wandert es in das Maschinenhaus, zu den Reinigungsmaschinen, zu den Schäl- und Spitzmaschinen und zu den Walzenstühlen. Nach dem Mahlprozess wird das Mehl gesiebt und die Griesse und Dunsten geputzt. Das Mehl wird dann automatisch in das Magazin befördert, dort in den Mischereien sorgfältig gemischt und abgesackt. Die Menschenhand kommt also mit dem Mahlgut überhaupt nicht in Berührung.

Wenn wir hier auch staunend vor der Ingenieur- und Baukunst stehen, so müssen wir doch mit Bedauern feststellen, dass jede Romantik aus der modernen Mühle geschwunden ist. Nach und nach werden auch, durch die Konkurrenz niedergedrückt, die alten Wasser- und Windmühlen der Vergangenheit angehören, ihre Räder werden stillstehen und kommenden Generationen wird man erzählen: „Es gab einst eine Mühle . . .“

Da das Volk von jeher in den Mühlen ein- und ausging, in den Mechanismus Einblick nehmen konnte und daher der Mahlvorgang schon in frühester Zeit zu Gleichnissen herangezogen wurde, wob sich um die Mühle ein Kranz schönster Sagen. Schon in der Heiligen Schrift heisst es: „Der Herr aber sprach: Siehe, der Satanas hat euer begehrt, dass er euch möchte sichten wie den Weizen.“ Im Volksmunde ist noch heute der Spruch geläufig: „Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich fein.“

Auch in der Karikatur finden wir die Mühle wieder. Ich erinnere bloss an die Altweibermühle, deren Sage sich an den kleinen Ort Treffentrill in Baden knüpft. Es ist eine Windmühle, zu der die alten, lahmen, kranken oder dem Tode verfallenen Weiber getragen und aus der sie in vollster Schönheit und Jugend herausgeschleudert werden in die Arme ihrer Freier. Aber nicht nur die alten Weiber, sondern auch die Pfaffen, Luther und andere müssen sich scherzhafte Karikaturen, deren Grundgedanke der Mühlenbetrieb ist, gefallen lassen.

Die Mühle ist also von der grauesten Vorzeit her wohl das volkstümlichste Werk, das Menschenhand und Menschengeist geschaffen und vervollkommnet hat, um uns das wichtigste Nahrungsmittel, das Mehl, zum täglichen Brot zu liefern. Wenn uns auch die fortschreitende Kultur die Idylle einer rauschenden Wassermühle im tiefsten Grunde und einer klappernden Windmühle auf Bergeshöhe raubt, so wird sie doch fortleben im Geiste kommender Generationen, und auch unsere Kindeskinder werden sich noch beim Spiel im Kreise drehen und singen: „Es klappert die Mühle am rauschenden Bach: klipp, klapp . . .“

* *

Deutschlands Industrie auf diesem Gebiete.

Die alte und neue Zeit.

Mit Recht bezeichnet man die Erfindung des Mahlverfahrens als den wichtigsten Schritt in der Geschichte der Menschheit und auf den Artikel selbst zurückgreifend, sei an dieser Stelle noch aus den Sammlungen der im Mühlenbau mit an erster Stelle stehenden Firma JRUSWERKE, Dusslingen (Württ.) J. Rilling & Söhne, der ersten und grössten Spezialfabrik für Steinschrotmühlen, nachstehendes bemerkt:

Der Mensch, als er sah, dass die Gaben, die ihm die Natur freiwillig schenkte, nicht zur Ernährung der Seinen ausreichten, war er gezwungen, zum Anbau der bekömmlichsten Früchte zu schreiten. Die Zerkleinerung dieser Früchte hat im ersten Stadium darin bestanden, dass Stein auf Stein geschlagen wurde, dem dann das Zerstossen mittels einer Steinkeule in einem ausgehöhlten Stein folgte (Abb. 1). Die Menschen seinerzeit sahen jedoch ein, dass zur Ernährung der grossen Massen diese Zerkleinerungsart zu langsam von statten ging. Sie schritten dann zur Vermahlung der Körner zwischen zwei Steine, und Abb. 2 ist die älteste Darstellung des Vermahlens von Getreide. Der Zeitpunkt dürfte etwa 2600 Jahre v. Chr. zurückliegen. Abb. 3 zeigt das Verfahren zur Zeit der biblischen Geschichte. Später wurde das vermahlene Korn schon durch Handsiebe gereinigt und man sieht, dass das Mahlverfahren sich schon seinerzeit entwickelte, denn aus der Abb. 4 geht hervor, dass schon im Jahre 1000 v. Chr. Windmühlen bekannt waren. Die Windmühle stand seinerzeit bei Moos-Alexandrien und dürfte die erste Mühle dieses Stiles sein. Bei den

Abb. 2.

Römern, um das Jahr 600 v. Chr. herum, findet man schon Mörsermüllereien, die mit Wasserkraft betrieben wurden. Des ferneren waren den alten Römern und Griechen im Jahre 1400—1600 v. Chr. Handmühlen bekannt. Aus dem Vorgesagten kann man nicht abstreiten, dass den Ägyptern der Ruhm zusteht, dass sie das heute noch angewandte Grundprinzip der Müllerei erfunden haben, d. h. dass sie schon damals Boden- und Läuferstein zur Vermahlung anwandten. Im Mittelalter wurden in den Haushaltungen ebenfalls Läufer- und Bodenstein von Hand betrieben und Abb. 5 (siehe S. 8) gibt hierfür Aufschluss. In den entlegenen Gegenden Afrikas und Indiens werden heute noch die Körner in derart primitiver Weise vermahlen. — Abb. 6 und 7 (siehe S. 8) zeigen eine turkestanische Kamelmühle und ein Zerreibungsverfahren, wie solches noch in unseren Kolonien angewandt wird.



Abb. 3.



Abb. 1.

In der neuen Zeit wurden natürlich dem Lauf der Zeit entsprechend die Mahlmühlen verbessert und jedes Jahrhundert brachte auf diesem Gebiete Neuerungen auf. Das Prinzip blieb jedoch immer das gleiche, denn stets wurden Läufer- und Bodenstein in horizontaler Anordnung verwandt, nur die Antriebsarten änderten sich. Der Mahlstein, den schon die Urvölker als das Beste erkannt haben und der schon Tausende von Jahren im Gebrauch war, blieb bestehen. Da bereits ausführlich über die Entwicklung der Müllerei in der Neuzeit berichtet wurde, erübrigen sich an dieser Stelle weitere Auslassungen.

Durch die langen Erfahrungen, die die genannte Firma im Mühlenbau erworben hat und in der Erkenntnis, dass bei einer Anbringung der Mahlsteine in vertikaler Anordnung die Betriebsverhältnisse und die Ausbeute viel besser ausgenützt werden, ist diese Firma als erste dazu übergegangen, das bisher bestehende Verfahren umzustossen und Mühlen auf den Markt zu bringen, die mit künstlichen, niemals zu schärfenden Mahlsteinen in vertikaler Anordnung versehen sind. Es ist selbstversändlich, dass die Erfinder des Originalfabrikates auch die grössten Erfahrungen im Bau derselben besitzen, zumal auch die JRUSWERKE auf eine Erfahrung von über 50 Jahren im Mühlenbau zurückblicken können. Die Fabrikate wurden in letzter Zeit von der Firma derart verbessert, dass allen Wünschen der Kundschaft entsprochen werden kann. Sie versahen ihre Mühlen mit den besten Präzisionskugellagern und mit Mahlsteinen, die eine unbegrenzte Lebensdauer haben. Durch die Kugellager wird jedes Warmlaufen der Steine vermieden, des ferneren wird bei geringstem Kraftverbrauch eine hohe Leistungsfähigkeit erzielt. Alle trockenen Produkte können auf jeden Feinheitsgrad, vom gröbsten Schrot bis zum unfühlbar feinsten Pulver vermahlen werden. Sie setzen daher z. B. den Landwirt in den Stand, sowohl das Schrot für die Verfütterung, als auch das feinste Backmehl für seinen eigenen Gebrauch selbst herzustellen und der Verfasser des vorhergehenden Artikels hat vollkommen recht mit



Abb. 4.



Abb. 5.

der Behauptung, dass die alten Kundenmühlen in Bälde stillstehen und der Vergangenheit angehören werden. Abb. 8 zeigt eine moderne Bäckerei mit „JRUS"-Mühle ausgestattet.



Abb. 6.



Abb. 7.

Die JRUSWERKE verkauften innerhalb kurzer Zeit mehr als 10 000 Mühlen nach allen Weltteilen und man kann selbst in den entlegensten Hinterländern Afrikas und Indiens und in den Steppen Südamerikas JRUS-Mühlen antreffen. Jedem Farmer, Plantagenbesitzer und Exporteur des Auslandes ist der Name JRUS wohlbekannt. Überallher erhalten die JRUSWERKE Anerkennungsschreiben über die gute Funktion ihrer Mühlen. Die JRUSWERKE, Dusslingen (Württ.) J. Rilling & Söhne, erste und grösste Spezialfabrik für Steinschrotmühlen — gegr. 1865 — stellen ausführliche Kataloge den Interessenten in allen Sprachen gratis zur Verfügung.

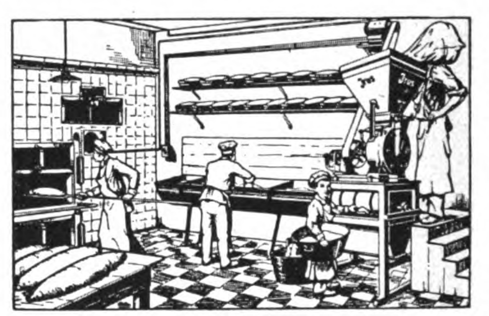


Abb. 8.

* * *

Entwicklung des Müllerei-Maschinenbaues für Reis-, Hafer- und andere Schälmühlen der Firma F. H. Schule G. m. b. H., **Hamburg.** Die Firma F. H. Schule G. m. b. H., Hamburg, hat im Februar 1917 ihr 25jähriges Jubiläum begangen. Die Basis ihrer Entwicklung bildete die vom Gründer des Werkes in die Praxis übertragene Idee der Trennung geschälter Körner von den ungeschälten auf maschinellem Wege. Diese Aufgabe, an der die gesamte Schäl-Industrie, vor allem die Reismühlen, interessiert waren, führte schliesslich zu der serienweisen Herstellung des Auslesers „Aschenbrödel", Pat. Schule (Abb. 9) in seiner heutigen, vollendeten Bauart. Durch Patente in allen Kulturstaaten geschützt, hat „Aschenbrödel" erfolgreich seinen Weg bis in die entferntesten Erdteile gefunden. Den Reismühlen Vorder- und Hinterindiens sowohl wie denjenigen Hollands, Deutschlands und des übrigen Kontinents hat der Paddyausleser „Aschenbrödel" die Lieferung von erstklassigem, paddyfreien Weissreis, resp. Tafelreis recht eigentlich erst möglich gemacht. Ausser den Reismühlen sind es besonders die Haferschälereien, für die dieser Apparat ganz unentbehrlich ist, wenn Flocken und andere Produkte hülsenfrei gewonnen werden sollen. Deshalb finden wir ihn auch in allen grossen Nährmittelfabriken erfolgreich arbeiten.

Während des Krieges ist von dem Ausleser „Aschenbrödel" eine neue Aufgabe von grossem, wirtschaftlichen Interesse gelöst worden: die Veredelung von Saatgetreide jeder Art durch Ausscheidung der keimschwachen Körner! Das hierbei gewonnene Edelsaatgut gestattet eine Verminderung der Aussaatmenge um etwa 20—50% und gewährleistet trotzdem einen Erntemehrertrag von etwa 5—10% gegenüber den auf andere Weise erreichbaren Resultaten und zwar ohne jede weitere Aufwendung an Dünger oder Änderung der bisherigen Kultur. Die grosse Anzahl freiwilliger Anerkennungsschreiben aus den Kreisen der Reismühlen- und Hafernährmittelfabriken, sowie von seiten praktischer Landwirte gibt zusammen mit der stetig wachsenden Verkaufsziffer (bis

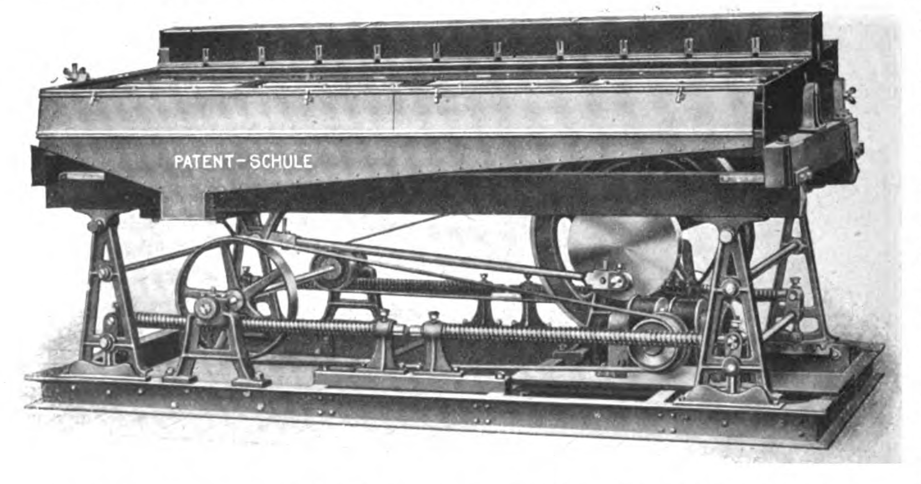


Abb. 9. Ausleser „Aschenbrödel". Patent Schule. Hersteller: F. H. Schule G. m. b. H., Hamburg.

heute über 3000 Stück) den Beweis für die Bedeutung und Leistungsfähigkeit der Maschine.

Neben dem patentierten Ausleser brachte die Firma bald alle übrigen Maschinen der Schäl-Industrie in eigner, vielfach verbesserter Konstruktion auf den Markt. Das aus bescheidenen Anfängen sich schnell entwickelnde Unternehmen konnte bald zum Bau vollständiger Mühleneinrichtungen übergehen. Im Jahre 1909 wurde die grösste Reismühle der Welt mit einer Leistung von 2000 Tonnen Rohreis (Paddy) einschliesslich der gewaltigen Eisenkonstruktion für das Gebäude und aller Nebeneinrichtungen nach Saigon geliefert (siehe Abb. 10). In Deutschland kam als Hauptwerk die gesamte Reismühleneinrichtung von Gebr. Nielsen, Bremen, mit der täglich 4000 Sack verarbeitet werden, zur Ausführung.

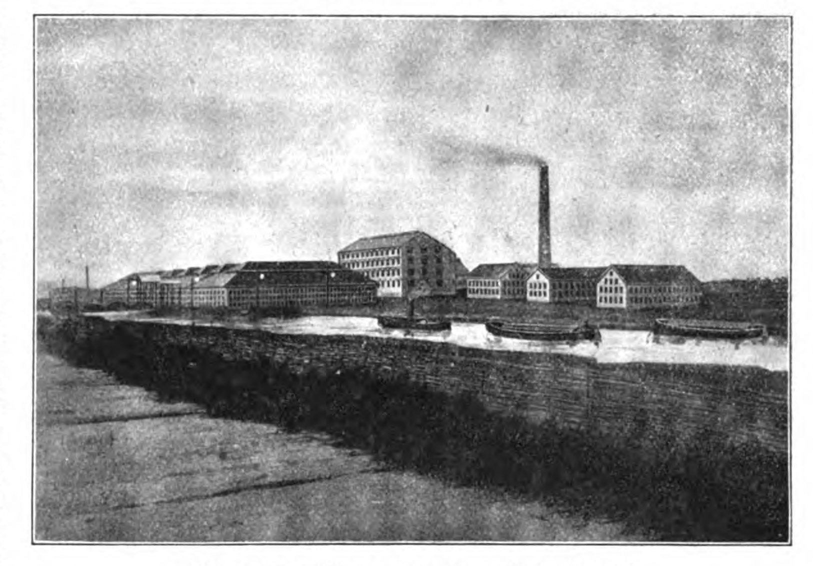


Abb. 10. Reismühle Ban Thai Seng, Cholon (Saigon).

Infolge der im Überseeverkehr gemachten Erfahrungen schritt die Firma vor etwa zehn Jahren zur Gründung eigener Ingenieurbüros in Bangkok, Rangoon, Saigon, Calcutta, Madras. Es hatte sich gezeigt, dass vollständige Einrichtungen nur dann mit Erfolg zur Ausführung kommen konnten, wenn Ingenieure mit den hierzu erforderlichen Spezialkenntnissen ihre ganze Arbeitskraft der Eingeborenen-Kundschaft der grossen Reisländer widmeten. Naturgemäss wurden hierdurch auch manche Verbesserungen und Neukonstruktionen geschaffen, die den Wünschen und Interessen der Einwohner des betreffenden Landes entgegenkamen. Es entstanden z. B. die sogenannten kombinierten Reismühlen (Abb. 11), die zur Vermahlung von Rohreis zu einem fertigen Weissreis dienen, der qualitativ nicht hinter den Erzeugnissen der überseeischen Grossmühlen zurückbleibt. Wie Abb. 11 zeigt, repräsentiert die kombinierte Mühle eine vollständige Anlage, die in einem starken Eisengestell zusammengefasst ist und auf diese Art gewissermassen eine einzige, grosse, automatische Maschine bildet. Die Sortierung des geschliffenen Reises in mehrere Sorten, die sorgfältige Absichtung aller Nebenprodukte, die zu Futterzwecken Verwendung finden können, wird in ganz ähnlicher Weise durchgeführt wie in Grossmühlen. Da auch

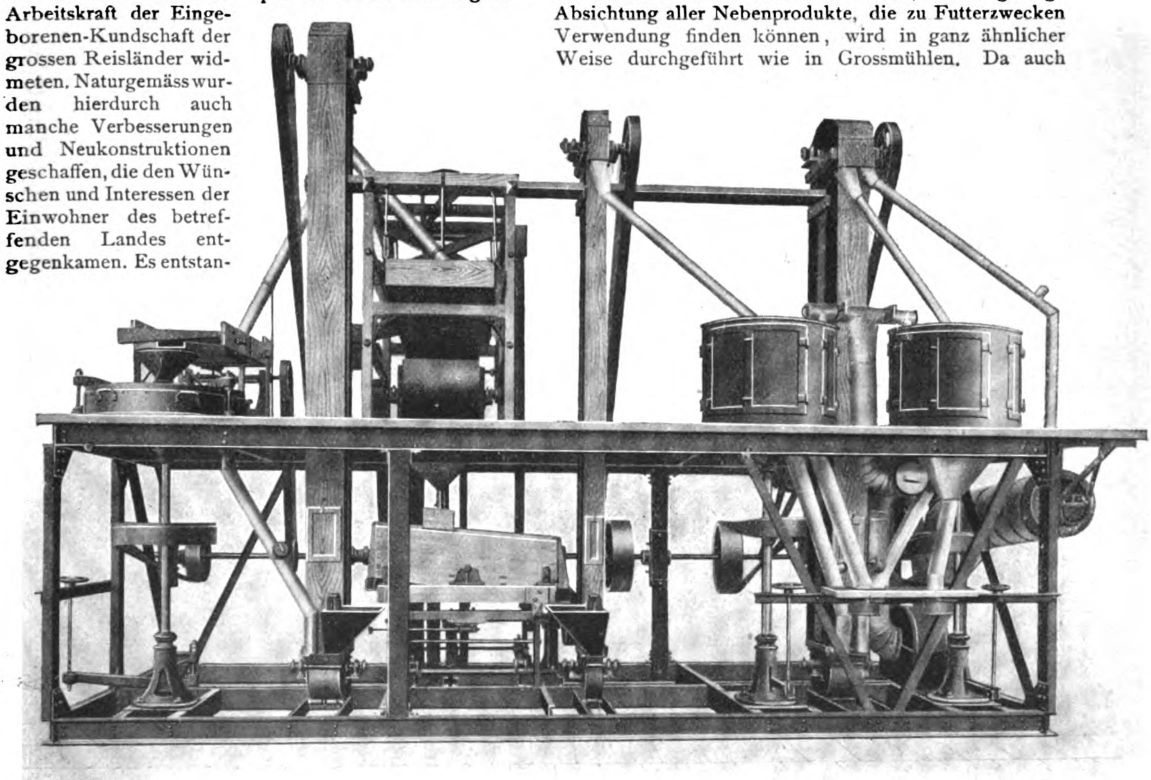
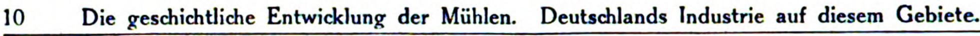


Abb. 11 Kombinierte Reismühle, Originalkonstruktion Schule. Hersteller: F. H. Schule G. m. b. H., Hamburg.



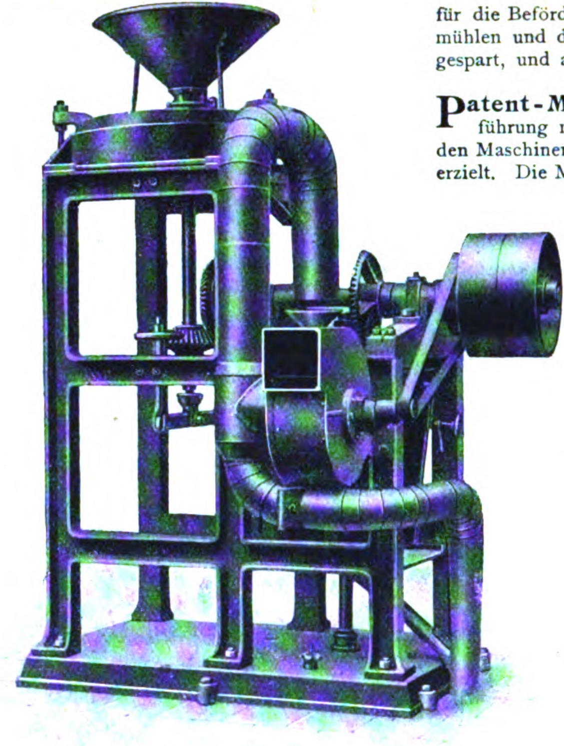


Abb. 12. „Tandula" D.R.G.M.
Kombination einer Schäl- und Schleifmaschine.
Hersteller: F. H. Schule G. m. b. H., Hamburg.

der Kraftverbrauch äusserst gering ist, so besitzt man also eine in hohem Masse wirtschaftlich arbeitende Anlage, deren Erstkosten gering sind, da kein besonderes Gebäude erforderlich ist, sondern ein Regendach oder Schuppen zur Unterbringung ausreichen. Die Leistung dieser prächtigen, kleinen Anlage beträgt 500—3000 kg Rohreis pro Stunde. Der Erfolg in allen reisbauenden Ländern blieb nicht aus: Südamerika, Vorder- und Hinterindien, Java, die Philippinen usw. wurden bald ständige Abnehmer.

Zum Antrieb der kombinierten Mühlen eignen sich besonders Heissdampf-Lokomobilen mit Hülsenfeuerung. Die erzeugten Reishülsen genügen vollständig zur Dampferzeugung, weil der Kraftverbrauch im Verhältnis zur Leistung, wie oben erwähnt, sehr minimal ausfällt.

Wo an Anlagekosten gespart werden soll, oder es sich um kleinere Anlagen dieser Art handelt, können auch Elektro- oder Verbrennungsmotoren zum Antrieb Verwendung finden.

Für kleinste Verhältnisse ist ausser den vorerwähnten sehr vollkommen ausgestatteten kombinierten Mühlen noch eine Kombination von Schäl- und Schleifmaschine „Tandula", D.R.G.M., geschaffen worden (Abb. 12). Bei widerstandsfähigem Reis bietet diese kombinierte Maschine die Möglichkeit, einen schönen, weissen Reis für den örtlichen Verbrauch herzustellen. Sie kann an irgend eine bestehende Transmission angeschlossen werden oder ihren eigenen Antrieb mittels Elektro- oder Verbrennungsmotor erhalten.

Es sei erwähnt, dass in manchen Fällen diese kleinen Mühlen zur Kundenmüllerei benutzt werden und in anderen Fällen sich bisweilen Gruppen von Reispflanzern oder ganze Bezirke zusammenschliessen, um eine wirtschaftlich arbeitende Anlage dieser Art zu schaffen. Es werden auf diese Weise die Unkosten für die Beförderung des Paddys aus dem Innern nach den Grossmühlen und des fertigen Produktes zurück zur Verbrauchsstation gespart, und ausserdem wird der Zwischenhandel ausgeschaltet.

* * *

Patent-Mischmaschine (Abb. 13) in stehender Ausführung mit Stufenschnecke. Im Gegensatz zu den liegenden Maschinen wurde mit diesen eine weitergiebigere Mischung erzielt. Die Mischschnecke ist in verschiedene Stufen eingeteilt, welche jedesmal einen kleineren Wellendurchmesser und eine grössere Gangtiefe haben, so dass aus allen Schichten Mischgut aufgenommen werden kann. Die Maschinen werden in Grössen von 5 Zentner bis 800 Zentner Fassung für alle pulversortigen nicht zusammenballenden Stoffe ausgeführt, und zwar mit Einfüllvorrichtung von oben mittels Klappe oder auch mit Patentfüllung von unten. Im letzteren Falle wird an der Stelle, wo der Kegel in den Zylinder übergeht, ein Einlaufkasten angebracht, welcher das Mischgut direkt der Mischschnecke zuführt. Durch diese Vorrichtung ist es möglich, jede Maschine von der angeführten Stelle aus vollständig zu füllen, ohne irgendwelchen Elevator, Schnecke oder dergl. — Herstellerin dieser Maschine ist die Firma Bock & Maier, Mühlenbauanstalt und Maschinenfabrik, Cassel-Wilhelmshöhe, die sich seit längeren Jahren neben der Fabrikation aller Müllereimaschinen mit dieser Spezialität beschäftigt. Im Auslande und Übersee befinden sich Tausende dieser Maschinen im Betriebe.

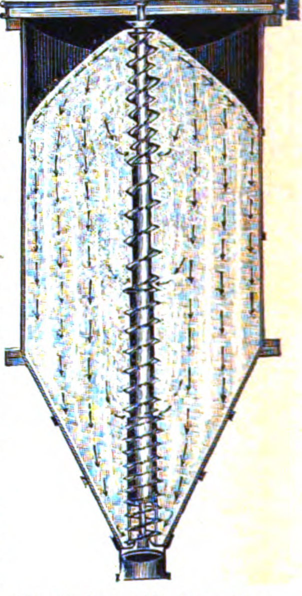


Abb. 13. Patent-Mischmaschine.
System Bock & Maier.
Cassel-Wilhelmshöhe.

* * *

Von namhaften Mühlenbauanstalten ist die Firma Elitewerke Aktiengesellschaft Abteilung Holtzhausen & Co., Nossen i. Sa., zu erwähnen,

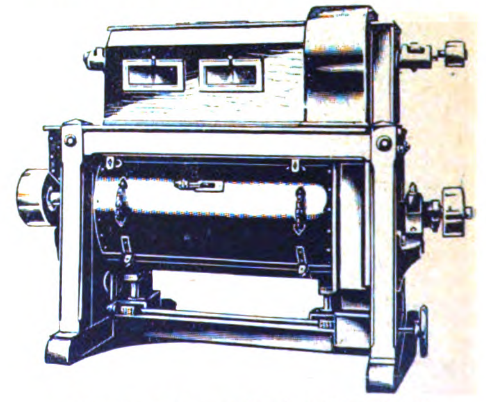


Abb. 14. Spitz- und Schälmaschine „Ideal".
Hersteller: Elitewerke Aktiengesellschaft
Abteilung Holtzhausen & Co., Nossen i. Sa.

welche sich seit nahezu 50 Jahren mit der Herstellung aller in die Mühlenbranche gehörigen Maschinen befasst und ganz besonders auf dem Gebiete der Getreidereinigung in den verflossenen fünf Jahrzehnten massgebend und führend gewirkt hat.

Die von Holtzhausen zuerst allgemein eingeführten Bürstenschnecken und die von ihm weiter von Stufe zu Stufe technisch vervollkommnete Schälmaschine sind direkt bahnbrechend gewesen und stehen heute noch an erster Stelle. Abb. 14 (siehe S. 10) zeigt die von der Firma in grossem Umfange hergestellte Spitz- und Schälmaschine ‚Ideal‘, welche nicht nur zur Reinigung von Getreide, sondern auch zur Gewinnung von Getreidekeimen, Herstellung von Graupen aus Gerste, zum Schälen des Hafers usw. mit Vorteil benützt wird. Abb. 15 veranschaulicht die Arbeitsleistung der Maschine, wie brandiger Weizen bei einmaligem Durchlauf durch die Maschine unter Wegfall einer Wäscherei vollständig und mehlfertig gereinigt wird.

Durch die geradezu universale Stellbarkeit der Maschine, Verwendung erstklassigsten Schmirgel- und Carborundmaterials zu den Schälmänteln und Schälkörpern und durch eine sehr wirksame rotierende Aspiration der ganzen Maschine nimmt diese den ersten Platz unter den gegenwärtig auf dem Markt befindlichen Getreide-Schälmaschinen ein.

* * *

Etwas von der Schäl-Industrie. Das schwierige Ernährungsproblem, das während der Kriegszeit infolge der stockenden Zufuhren besonders Deutschland, Österreich, Ungarn und den Nachbarländern grosse Aufgaben zu erfüllen gab, hat uns in die harte Notwendigkeit versetzt, die praktischste Verwendung aller unserer heimischen Produkte in der rationellsten Weise durchzuführen.

Neben die Vermahlung der Weizen- und Roggenkörner bis zu einer höchstmöglichen Ausbeute an Mehl, trat auch die Nutzbarmachung des Gerstenkornes in der ausgiebigsten Form, und so entstand das deutsche Kriegs-Reiskorn, und zwar in Gestalt der groben Graupe oder Bauerngraupe, die wir zwar früher schon unter den volkstümlichen Namen Gamaschenknöpfe, Kälberzähne und dergl. schmückender

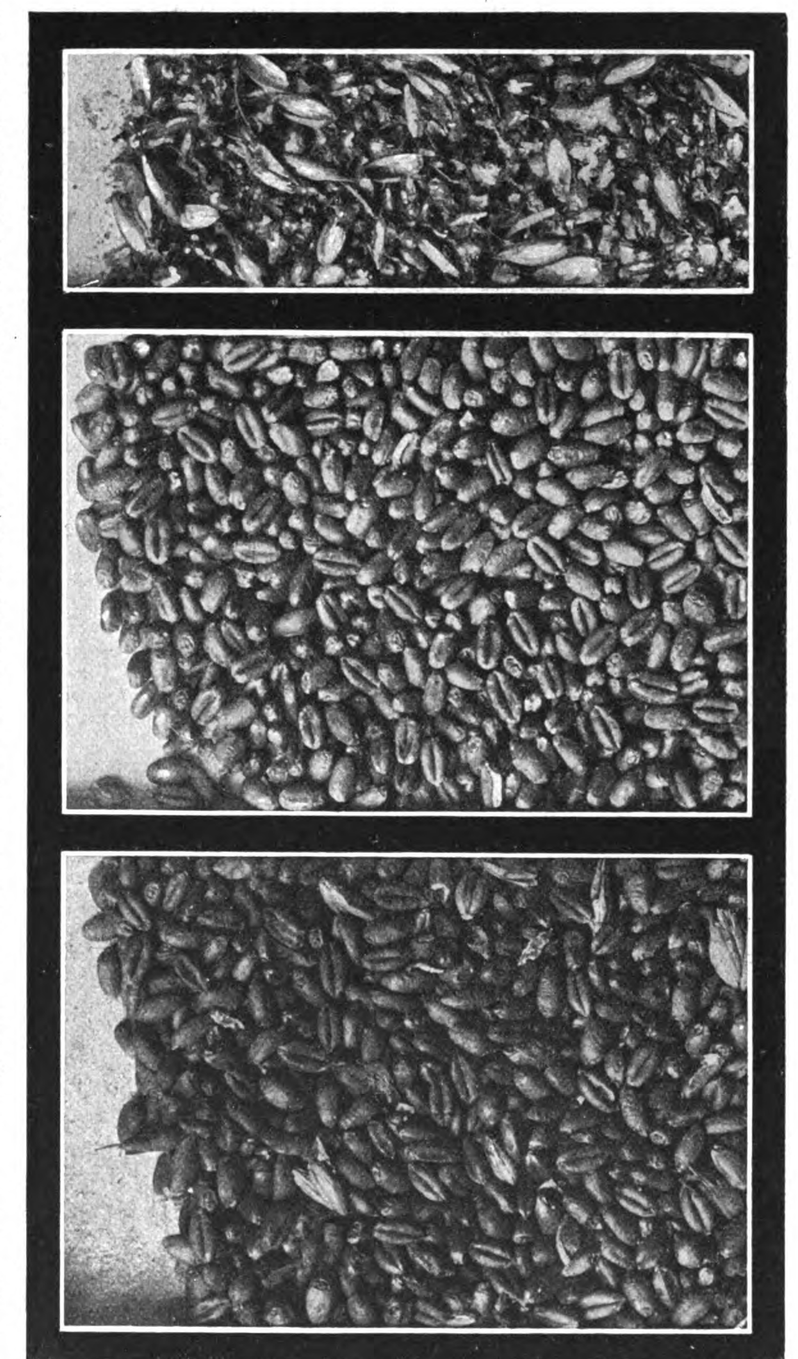


Abb. 15. Arbeitsergebnisse mit der Spitz- und Schälmaschine „Ideal“ der Elitewerke Aktiengesellschaft Abteilung Holtzhausen & Co, Nossen i. Sa.
Brandiger Weizen, nach einmaligem Durchgang durch die Maschine, Abfälle hiervon.

Beiwörter kannten, welche aber nicht allgemein als Nahrungsmittel verwendet wurde.

Infolge der grossen Verbrauchsmengen während der Kriegsjahre ist ja in der Massenherstellung dieser Graupe auf unzweckmässigen Maschinen viel Ware erzeugt worden, die weit davon entfernt war, überhaupt als Graupe gelten zu können, vielmehr nur ein

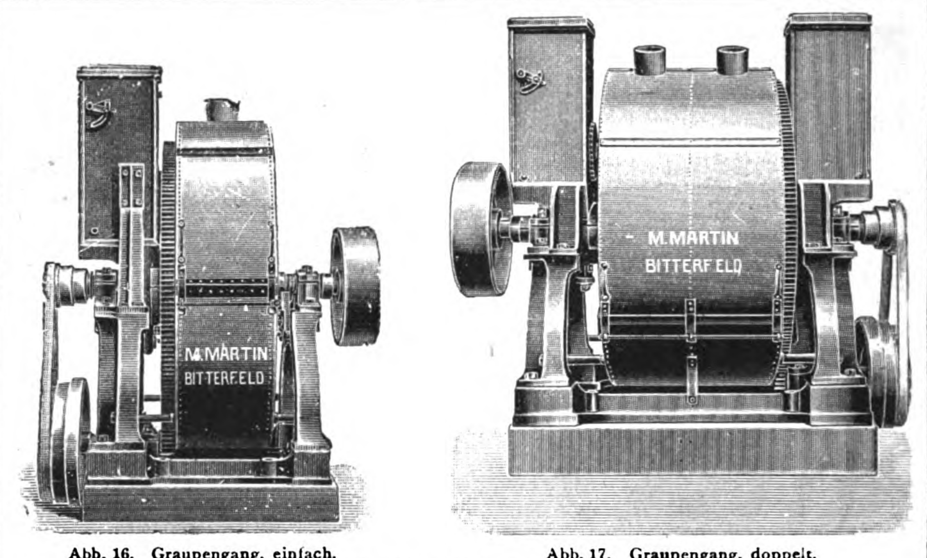


Abb. 16. Graupengang, einfach. Abb. 17. Graupengang, doppelt.
Hersteller: M. Martin, Maschinenfabrik und Eisengiesserei, Bitterfeld.

schlecht geschältes Gerstenkorn darstellte, weil sie eben nicht eine Fabrikation in rationeller Form durchgemacht hatte und daher kein vollendetes Produkt sein konnte; jede Fabrikation, die einwandfreie Ergebnisse bringen soll, setzt eben eine bestimmte Sachkenntnis voraus und erfordert vorteilhafteste Hilfsmittel bzw. beste maschinelle Verarbeitung. Eine gut verarbeitete Graupe ist dann selbst in der Kriegsgestalt ein gern gewähltes Nahrungsmittel, aber um wieviel mehr wird die Graupe, wenn sie erst wieder in verbesserter Form als feine, feinste und Perlgraupe, wie auch als Graupenflocken uns vor gesetzt werden kann, berufen sein, unsern Speisezettel auszufüllen, und warum auch nicht? Die Graupe — als verfeinertes Gerstenkorn zur menschlichen Nahrung hergerichtet — steht an und für sich im Nährwert höher als der Reis, nur hat letzterer eine längere Vergangenheit aufzuweisen in der Ernährungsgeschichte der Menschen. Gerstenkraft und Gerstensaft — darin liegt Wohlgeschmack und Stärke.

Die Popularität der Graupe hat in den letzten Jahren gewaltig gewonnen, einesteils durch unsere Ernährungszwangslage, aber wir haben bereits jetzt trotz der unschmackhaftesten Form derselben als grobe Graupe, grösseren Geschmack an diesem Nahrungsmittel gefunden, wie gern erst werden wir sie dann, wenn wir dieselbe als verfeinertes Produkt geniessen können, unserem Gaumen zuführen. So droht dem Reiskorn durch die Graupe doch ein Rivale auf unserem Küchenzettel!

Die Herstellung der Graupen geschieht vorwiegend mittels Graupengängen und einer Reihe Nebenmaschinen, die zur Reinigung, Grössensortierung usw. dienen. Für diese Spezialmaschinen-Herstellung arbeitet seit mehr als 50 Jahren die Firma M. Martin, Mühlenbau-

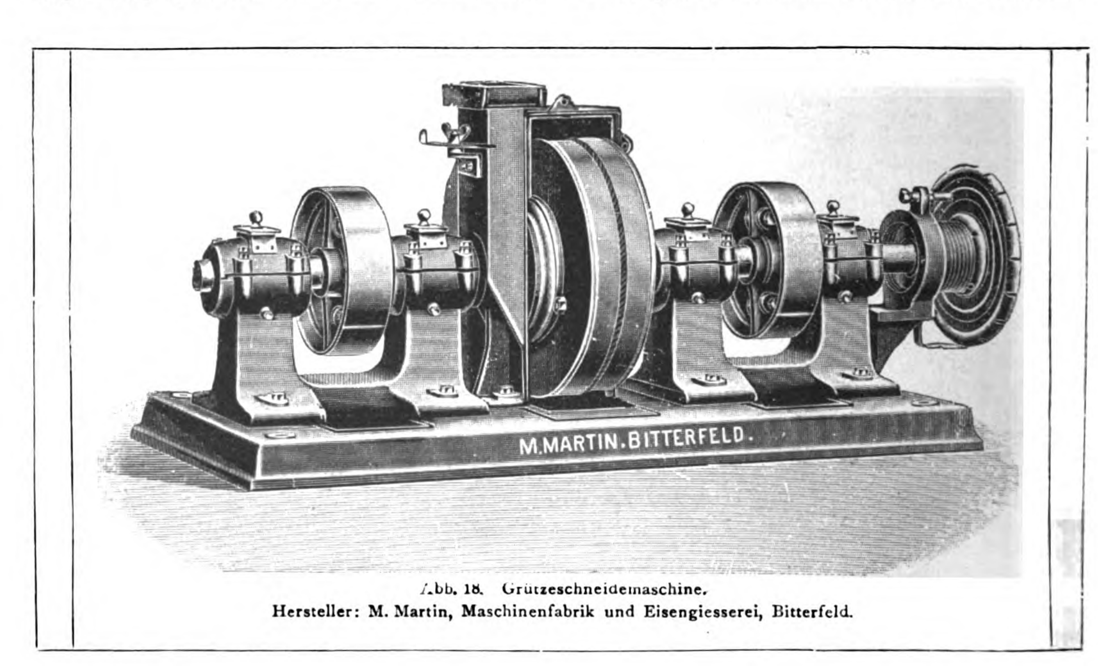


Abb. 18. Grützeschneidemaschine.
Hersteller: M. Martin, Maschinenfabrik und Eisengiesserei, Bitterfeld.

anstalt, Maschinenfabrik und Eisengiesserei, Bitterfeld. Sie baut zweckdienlichste Fabrikationseinrichtungen für die gesamte Graupenherstellung, und zwar für alle Grade der Verarbeitung, vom gröbsten bis zum allerfeinsten Graupenkorn. Die Martinschen Graupengänge (Abb. 16 u. 17, s. S. 12) dürften wohl heute den Ruf geniessen, die vollkommensten dieser Art in bezug auf Leistung und Arbeitsweise, die modernsten in Bauart und die einfachsten und zuverlässigsten im Betrieb zu sein. In gleicher Weise sind auch die Martinschen Hilfsmaschinen zur Graupenfabrikation (Abb. 18, s. S. 12, Grützeschneidemaschine) eine Errungenschaft für diesen Spezialzweig der Müllerei bzw. der gesamten Schäl-Industrie. Fast die grösste Anzahl aller existierenden Graupenmühlen des gesamten Kontinents wie auch eine nicht unbeträchtliche Reihe Schälmühlen in Übersee arbeiten nach Martinschem System.

Im engsten Zusammenhang mit diesem Fabrikationszweig steht die Bauausführung von Maschinen und kompletten Einrichtungen für Haferschälmaschinen und Haferflockenfabriken (s. Abb. 19), wie auch von Erbsenschälereien, sowie solche für Buchweizen, Hirse, Linsen, Bohnen und ähnliche Hülsenfrüchte (Abb. 20). Der Bau von Reismühlen gehört desgleichen zu den Spezialitäten der Firma M. Martin, ebenso fabriziert dieselbe besondere Maschinen für die Schälung von Erdnüssen, Sonnenblumensamen, Ölpalmfrüchten, Rizinus, Sesam und ähnlichen ölhaltigen Produkten, um durch diesen Schälprozess alle diese Früchte für die Ölgewinnung resp. Weiterverarbeitung nutzbar zu machen. Wohl bisher die

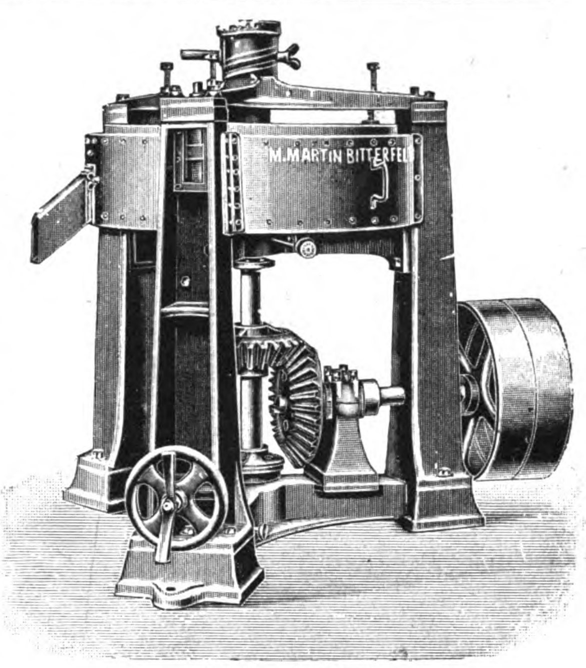


Abb. 19. Haferschälgang.
Hersteller: M. Martin, Maschinenfabrik und Eisengiesserei, Bitterfeld.

besten Erfolge sind auch mit Martinschen Maschinen erzielt worden bei der Baumwollsaat-Entfaserung, Kapoksaatschälung, Nuss- und Mandelschälung.

In der unausgesetzt grossen Nachfrage nach Martinschen Spezialmaschinen liegt die Anerkennung für die Überlegenheit der Fabrikate dieser Firma, die auch fortwährend bemüht ist, ihre vieljährigen Erfahrungen auf dem Gebiete der Schäl-Industrie zu Neukonstruktionen und Verbesserungen ihrer Maschinen auszunutzen.

* * *

Universal-Schrot-, Reinigungs-, Mahl- und Quetschmühle. Eine wesentliche Neuheit und Verbesserung auf dem Gebiete der Getreideverwertung in den eigenen Betrieben der Landwirtschaft ist die neu auf dem Markt erscheinende Verbund-Mühle M. A. S. (s. Abb. 20), ein Fabrikat der Maschinenfabrik „Askania" G. m. b. H., Sangerhausen, welche derselben patentamtlich geschützt ist.

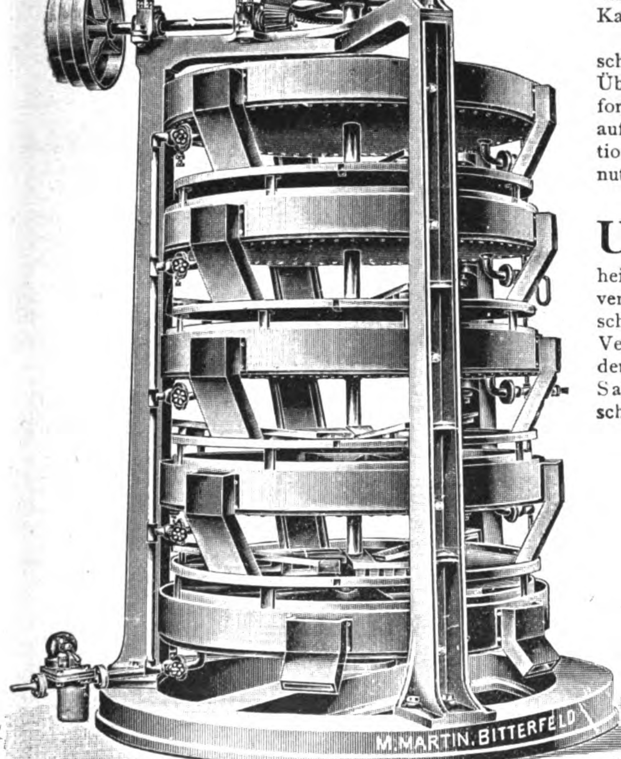


Abb. 20. Teller-Trockendarre für Hülsenfrüchte.
Hersteller: M. Martin, Maschinenfabrik und Eisengiesserei, Bitterfeld.

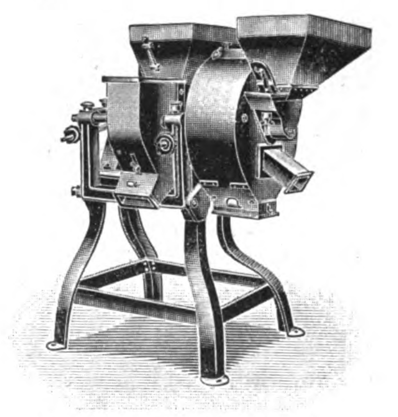


Abb. 21. Verbund-Mühle M. A. S.
Hersteller: Maschinenfabrik „Askania" G. m. b. H., Sangerhausen.

Nachdem durch zahlreiche Versuche in bezug auf vielseitige Verwendbarkeit der Maschine auf bequeme und einfache Anordnung der einzelnen Apparate zu einer Maschine erprobt worden ist, wird auch dieselbe mit erstklassigen Steinen versehen.

Die sich immer mehr ausbauende Elektrisierung der Landbezirke bringt es mit sich, dass jeder es in der Hand hat, sein Getreide selbst am vorteilhaftesten zu verarbeiten. Hierdurch hat er die Gewissheit, dass ihm auch sein unverfälschtes Körnermaterial bei der Verwertung zur Verfügung steht. Durch die sinnreiche Vereinigung der vier Apparate, welche auf Wunsch auch einzeln, je als eine Maschine bezogen werden können, hat der Konstrukteur auch die wesentlichen Raumersparnisse im Auge gehabt und ebenfalls die Preiswürdigkeit beachtet im Verhältnis zur Leistung.

Die Maschine wird aus folgenden Apparaten zusammengestellt:

Eine Hochleistungs-Schrotmühle mit selbstschärfenden nach besonderem Rezept hergestellten Kunststeinen, die eine fast unbeschränkte Lebensdauer haben.

Eine Spitz- und Schälmaschinen-Einrichtung, um das zur Vermahlung kommende Getreide entsprechend gut zu reinigen, dass ein erstklassiges backfähiges Mehl erzeugt werden kann.

Eine Sichteinrichtung zur Herstellung eines erstklassigen Mehles. Durch Auswechseln der Sichtrahmen mit verschiedenen Bespannungsfeinheiten kann das feinste Auszugsmehl, sowie auch jede gröbere Art Mehl hergestellt werden.

Es ist daher für jeden Reflektanten auf eine Schrotmühle von Bedeutung, vor Anschaffung genau zu prüfen, welches Fabrikat für ihn das rentabelste ist. In bezug auf vielseitige Verwendbarkeit scheint die Verbund-Mühle M. A. S. alles bisher Existierende in den Hintergrund zu stellen. (Fortsetzung folgt.)

Bücherschau.

100 Jahre Verlag Fr. Wilh. Grunow, Leipzig. — Anlässlich der Feier des 100jährigen Bestehens am 1. Mai erschien eine interessante Gedenkschrift, die Aufschluss gibt über das 1819 von Fr. Ludw. Herbig zusammen mit einem Kommissionsgeschäft gegründete Geschäft. Eine reiche Lebensarbeit der Gründer und aller Besitzer bis auf den heutigen Tag entrollen die fesselnd geschriebenen Seiten. Der Bildschmuck lässt die geistigen Regenten des Hauses samt den Autoren des Verlages schauen. Der Verlag geht mit den besten Hoffnungen in sein zweites Jahrhundert hinein.

„Schlesien". Ein Bekenntnisbuch, herausgegeben vom Schlesischen Bund für Heimatschutz, Breslau 1919.

Bedeutende Männer Schlesiens ergreifen hierin das Wort, um in warmen Worten für ein Verbleiben Schlesiens beim Deutschen Reich einzutreten. Die Liebe zur angestammten Heimat lässt diese Männer herrliche Worte für ihr engeres Vaterland finden.

Der Auswanderer. Auskunftei- und Nachschlagebuch für deutsche Auswanderungslustige. Volksverlag für Politik und Verkehr, Stuttgart. M. 1.—.

Das Buch will durch aufklärende Hinweise den auswanderungslustigen Personen wichtige Fingerzeige geben, um sie vor Schaden zu bewahren.

Der Kaufmann nach dem Weltkriege. Von A. Halbert. M. 7.60. Verlag Handels-Zukunft G. m. b. H., Leipzig.

Der Verfasser bemüht sich, der Kaufmannschaft neue Wege und Entwicklungsmöglichkeiten zu zeigen. Verschiedene Artikel befassen sich mit der Bestrebung, deutschen Waren Weltsympathien zu verschaffen.

Inhalts-Verzeichnis.

Velhagen & Klasings
EXPORT-ANZEIGER

Schriftleitung und Anzeigenannahme in Leipzig, Hospitalstr. 27. ⊕ Jahresbezugspreis Mk. 6.—



Neueste Anfragen aus dem Auslande

nach leistungsfähigen Bezugsquellen für folgende Dinge:

*(Die Bekanntgabe der chiffrierten Adresssen erfolgt an die **Inserenten** des Export-Anzeigers **kostenlos**. **Nicht-Inserenten** erhalten nähere Auskunft bei der Geschäftsstelle.)*

Chem.-techn. Bedarfsartikel. Wiener Haus sucht für Deutsch-Österreich den Alleinverkauf resp. die Alleinvertretung von chem.-techn. Bedarfsartikeln allerart zu übernehmen. B. 590.

Eisenkurzwaren. Verbindung mit deutscher Firma sucht tüchtige Firma im Auslande. B. 586.

Holzbearbeitungswerkzeuge allerart übernimmt gut eingeführter Schweizer Kaufmann auf eigene Rechnung. B. 581.

Massenartikel. Deutsche Firmen, denen an einer Einführung ihrer Waren in Deutsch-Österreich liegt, können den Alleinverkauf resp. die Alleinvertretung in die Hände eines Wiener Geschäftsmannes legen. B. 591.

Metallschläuche, biegsame. Hersteller solcher Artikel können ihr Absatzgebiet durch Schweizer Firma erweitern. Interessent übernimmt für eigene Rechnung die Vertretung. B. 585.

Reibahlen. Schweizerische Firma sucht auf eigene Rechnung zu beziehen. B. 587.

Schmirgelscheiben jeder Art. Bestens eingeführter Vertreter hat für die Schweiz Interesse in dieser Branche und wünscht für eigene Rechnung zu kaufen. B. 583.

Schuhwaren. Langjähriger Abonnent in Deutsch-Österreich sucht als Vertreter Verbindung mit leistungsfähigen deutschen Schuhwarenfabrikanten. B. 579.

Schutzbrillen. Ein langjähriger Leser in benachbartem Staate bittet um Angebote. B. 584.

Spiralbohrer. Deutschen Firmen, die in der Schweiz noch keine guteingeführte Vertretung haben, ist Gelegenheit geboten, mit einem ernstlichen Interessenten in Verbindung zu treten. B. 588.

Tuchwaren. Die Vertretung einer erstklassigen deutschen Tuchwarenfabrik, wünscht Deutsch-Österreicher, in Wien ansässig, zu übernehmen. B. 580.

Werkzeuge für Metallbearbeitung. Technische Firma in neutralem Staate wünscht mit leistungsfähigen deutschen Firmen in Verbindung zu treten. B. 582.

Zangen. Für diesen vielgebrauchten Artikel hat eine ausländische Firma bedeutendes Interesse. B. 589.



Spediteur-Tafel



Berlin.

Adolf Koch, Internationale Speditionen, SO. 16, Cöpenicker Strasse 54.

R. Freudenfeldt, gegr. 1844, SO. 16, Cöpenicker Strasse 54.

Montag & Schaeffer, Exportspedition, S. 42, Moritzplatz.

Orient-Express G. m. b. H., SO. 16, Cöpenicker Strasse 54.

A. Warmuth, Spediteur, C. 2.

Wilhelm Ziemendorf, gegr. 1876, SO. 16, Cöpenicker Strasse 54.

Breslau.

Gustav Knauer, Hofspediteur.

Hamburg.

Jordan & Berger Nachf., Bahnhofsplatz 1.

Hamburg.

Fr. Meyer's Sohn, Internationale Spedition. Tel.-Adr.: Ernestus.

Köln-Mülheim.

Karl Phil. Weber, gegr. 1844, Auslandsspedition, Schiffahrtsagentur, Lagerei. (Auch **Vohwinkel** b/Elberfeld.)

Königsberg i. Pr.

Robert Meyhoefer, gegr. 1869, See-, Fluss- u. Landtransporte.

Leipzig.

Moritz Merfeld.
Uhlmann & Co., gegründet 1853.

München.

Fischer & Elhardt, Spediteure, Pettenkoferstr. 42.

Magdeburg.

Paul Siebert, Schiffahrt, Spedition, Lagerung, Internationale Transporte, Verteilung von Sammelladungen. Fernspr. 7111 u. 7088, Drahtanschrift: „Spedition".

Saarbrücken.

Saarbrücker Speditions- u. Lagerhaus-Gesellschaft m. b. H.

Stolp i. Pom.

Emil Tews.

Vohwinkel b/Elberfeld.

Karl Phil. Weber, gegr. 1844, Auslandsspedition, Schiffahrtsagentur, Lagerei. (Auch **Köln-Mülheim.**)

Chr. Hostmann-Steinberg'sche Farbenfabriken G. m. b. H.,



Schwarzfarben-, Russ- und Firnissfabrik CELLE.

CELLE.

Gegründet 1817.

Grösste Leistungsfähigkeit in schwarzen und bunten Farben für sämtliche Druckverfahren.



Buntfarben- u. Chem. Fabrik KLEIN-HEHLEN b. Celle.











Die Weltmarke!

Mühlen mit selbstschärfenden Steinen

für Industrie und Gewerbe.

K. H. Lohr & Co., Spezialfabrik, München 12/7.

Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

ALBUMS für Postkarten
„ Amateur-Photos
„ Schallplatten
Poesie-Alben.

Wübben & Co., Berlin, Kochstr. 60/61.
Leipziger Messe: Petersstr. 44.

Engelapotheke Regensburg
Homöop. Medizinal- u. Exportgeschäft
Hauptvertretung der Komplexen Homöopathie
System Mattei.
Preislisten und Broschüren kostenlos.

Baracken u. Holzhäuser
leicht zerlegbar und transportabel,
für alle erdenklichen Zwecke.

Christoph & Unmack, Aktiengesellschaft, Niesky O/L.

Bänder und Gurten
Mieder-, Taillen-, Naht-, Hosenschoner-, Hosenträger- und Gamaschenbänder;
Namenbänder: Taillen-, Schildchen-, Hutplatten-, Henkel-, Schuhansatz- und Strippenbänder mit eingewebten Namen (Reklamebänder);
Mützen- u. Sportbänder mit Einwebungen, sog. Schriftenbänder;
Gurten und Bänder für Rolladen, Jalousien und technische Zwecke;
Gardinenkordel erzeugen
Kruse & Söhne, U.-Barmen.
Kein Verkehr mit Kleinhändlern.



Brieftaschen
Aktentaschen, Frühstückstasch.
u. andere Kunstledererzeugnisse
Armbruster & Co.
Raska-Werke
Bergedorf 9, Bez. Hamburg



Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

Bindfaden

Erstklass. Papierbindfaden u. -Kordel
offeriert
Bindfaden-Grosshandelshaus Carl Strigel,
Leipzig, Grimmaische Str. 1—7, Handelshof 205.

Kriegs-Briefmarken

Deutsche Post in Belgien, 3. 5. 10. 25 C. **M. 1.25,** gest. **65 Pf.,** schöne Briefstücke **M. 1.20**
50, 75 C., 1 Franc, 1 Fr. 25 C., 2 Fr. 50 C. **M. 25.—,** gestempelt **M. 25.—**
3. 5. 8. 10. 15. 25. 40 Cent **M. 2.55,** gest. **M. 1.50**
50 Cent., 1 F., 1 F 25 Cent., 2 F. 50 Cent., 6 F. 25 Cent. **M. 23.—,** gestempelt **M. 30.—**
Deutsche Post in Polen,
3. 5. 10. 20. 40 Pf. **M. 4.50,** gestempelt **M. 4.25**
Deutsche Post Gen.-Gouv. Warschau,
2½. 3. 5. 7½. 10. 15. 20. 30. 40. 60 Pf. **M. 3.45,** gestempelt **M. 5.15**
Deutsche Post im Osten (Litauen, Kurland)
3. 5. 10. 20. 40 Pf. **M. 1.40,** gestempelt **M. 2.20**
2½. 7½. 15. 25. 50 Pf., 1 Mark **M. 4.—,** gest **M. 5.75**
Deutsche Post in Rumänien,
5. 10. 15. 25. 40 Bani **M. 1.90,** gestempelt **M. 3.65**

SACHSEN DREI 3 PFENNIGE FRANCO

Zeitung und Liste gratis

Albert Friedemann
LEIPZIG 155, Floßplatz 6/51

Briefmarken

Deutsche Kolonien, letzte Ausg., ungebr., sämtl. 147 Werte . . . . M. 185.—
Auswahlen geg. Sicherheit.
Ido-Centrale, Berlin W 50.

Christbaumschmuck

Fedor Müller, Dresden-A. 1
Gr. Brüdergasse 16/18. — Fernruf: 15265.
Preisliste umsonst, portofrei.

Dauer-Einkochgläser

in 5 verschiedenen Formen, Gummiringe für alle Systeme
liefert preiswert
Reinhard Berndt, Hannover, Lutherstr. 44.
Fernsprecher Amt Süd 5645.
Telegrammadresse: Berndt, Hannover, Sonnenweg.

Perfect-Fabrik Klaar & Schultz

Berlin SO. 33, Köpenicker Strasse 154a



Elektrotechnische Fabrik
:: **Kleinbeleuchtung** ::
Zur Messe in Leipzig:
„Silberner Bär", Universitätsstr. 18/20

Elektrotechnische Installations-Materialien

für Stark- und Schwachstrom.
Victor R. Névir, Ingenieur, Stuttgart.
Spezialhaus für elektrotechn. Bedarfsartikel • Engros—Export.

Farben für Buch-, Stein-, Licht-, Blechdruck.

Spezialitäten: Offset- u. Tiefdruckfarben, feinste Normalfarben für Drei- und Vierfarbendruck. ∞
Farbenfabriken Otto Baer, Radebeul-Dresden.

Druck-Farben

in anerkannt feinsten Qualitäten für alle Zweige der graph. Industrie fabrizieren
Dr. Lövinsohn & Co., Friedrichsfelde-Berlin.

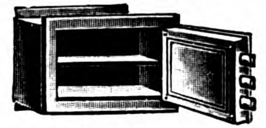
Garantol



das altbewährte EIER-Konservierungsmittel
Langjährig erprobt! 1000fach empfohlen!
Guter Exportartikel.
Nur echt mit beifolgender Schutzmarke
Alleinige Fabrikanten
GARANTOL-G. m. b. H., GOMMERN-DRESDEN.

Gelatinekapseln, leer und gefüllt,

für medizinische, tierärztliche u. technische Zwecke empfiehlt
Boltzmann & Dr. Poppe, Hannover-Linden II,
Fabrik chem.-pharm. Präparate, Arzneiweine, Nährpräparate.
Export nach allen Ländern der Welt.



Wand-Geldschränke

zum Einmauern, diebes- u. feuersicher
Diebessichere Kassetten
sofort lieferbar.
Wiederverkäufer gesucht!
Ingenieur-Büro Heppa & Wolter,
BERLIN SO. 16, Neander-Strasse 22.



EISENWERK WESERHÜTTE A.G.
BAD-OEYNHAUSEN i/W.

(Fortsetzung Seite 18—19.)

Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

Papiere aller Art.
Post- Schreib- Bücher- Normal- Zeichen- Druck-Papiere. Kunstdruck-Papiere u. Kartons, Elfenbeinkartons, handgeschöpfte Bütten-Papiere.
J.W. Zanders, Bergisch-Gladbach, Rheinl.

Emanuel Reich, Berlin C. 25
Am Königsgraben 4
Leistungsfähigstes Exporthaus der Luxuspapierbranche.
Spezialitäten: Briefkassetten, Briefmappen, Briefumschläge.
Abteilung Kunstverlag: Bromsilber-Gravüren, Chromo- und Autochrompostkarten.



Physikal. Apparate aller Art.
Meteorol. Registrier-Instrumente.
Neue elektrotechnische Apparate.
Stromspar-Beleuchtungskörper.
Unterrichtsmittel.
Göttingen V.

Sicherheits-Stahlblech-Plomben mit Gravur
Spezialfabrik M. Kuntzschmann & Co., Berlin-Friedenau.
Auslandsvertreter gesucht!

„Oleoplast" Ölgemälde-Postkarte
in gediegener und vorzüglicher Ausführung.
Reine Kunstkarte: Schlager I. Ranges!
Muster-Kollektion gegen Berechnung. Vertreter(in) gesucht!
„OLEOPLAST" G. m. b. H., Hamburg 1.

Rohr — Sisapa — Rohr
Stuhlrohr, Flechtrohr
Wickelrohr
Leo Breuer, Elberfeld.

Samen aller Art von Erfurter Gemüse und Blumen usw.
Überall glänzend bewährt!
Verzeichnisse umsonst und portofrei.
F. C. Heinemann, Erfurt 113.

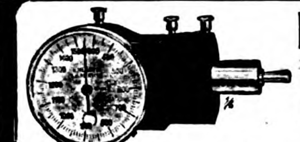
Samen allererster Qualität
versenden in alle Welt und stehen mit Katalogen jederzeit zu Diensten
Carl Beck & Comp., Quedlinburg a. H.
Tel.-Adr.: „Samenexport Quedlinburg".



Gemüsesamen ungarischer Zucht.
In den erprobtesten Sorten.
Árpád Mühle, Garten- u. Samenbau,
Temesvár (Ungarn).

Schmiedeherde u. -Öfen, Feldschmieden, Ventilatoren, Exhaustoren.
Werner Geub, G. m. b. H., Maschinenfabrik u. Eisengiesserei,
Köln-Ehrenfeld (Rheinland). * Fabrik gegründet 1842.

Papier-Spiele, Mal- und Zeichenvorlagen, Bilderbücher, Abziehbilder, Ausschneidebogen für Kinder etc.
Musterkollektion gegen Einsendung von M. 10.— bis M. 50.—
Preisliste gratis.
Oscar Luchs, Nürnberg.



Horn-Tachometer
Elektr. Ferntachometer
Elektr. Messinstrumente
Dr. Th. Horn
Leipzig 22

„Pelikan"-Tinte
in 4 Sorten für alle Zwecke.
Alleiniger Fabrikant:
Günther Wagner, Hannover u. Wien X/I.



Für Wasserförderung, landw. Maschinenbetrieb, Mahlmühlen, Oelmühlen, Elektrizitäts-Erzeugung.
Tüchtige Auslands-Vertreter gesucht.
Gebr. Funger, Dresden-A. 20.

Vervielfältiger „Optimus"
für Hand- u. Maschinen-Schrift, in Schwarz- u. Buntdruck.
Seit Jahren bewährt in jedem Klima.
Westenhoff & Co.,
Hannover 45. o Fabrik. Export.

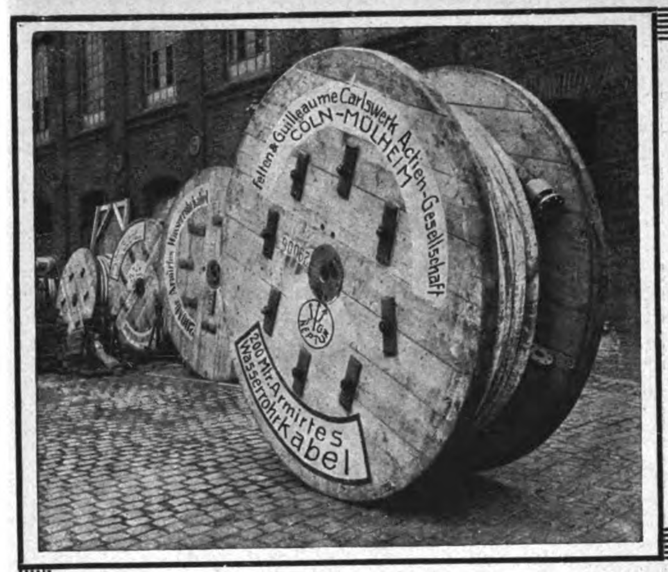


WAFFEN, Pistolen, Doppel-Flinten, Drillinge.
Neuanfertigung, Reparaturen.
L. G. Kruse, Treptow-Rega.

Ziegeleien, Ton- u. Kalkwerke
mit allen neuzeitlichen Einrichtungen
baut
G. Ratzmann, Ingenieur, Hildesheim.



Velhagen & Klasings Export-Anzeiger. Verantwortlich für die Schriftleitung H. Schönherr, für den Anzeigenteil G. Schräpler, beide in Leipzig. Schriftleitung und Inseratannahme: Leipzig, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Fischer & Wittig in Leipzig.



M M

Matheus Müller

ELTVILLE

Texthinweis auf Agfa-Beilage.

Daß „Agfa“ noch immer das Symbol für Leistungsfähigkeit, Zuverlässigkeit und Haltbarkeit ist, beweist der diesem Hefte beigefügte Prospekt der Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, Berlin SO. 36, über ihre renommierten Agfa-Photo-Artikel. Die darin enthaltenen Gutachten aus der jüngsten Vergangenheit lassen mit aller wünschenswerten Deutlichkeit erkennen, daß dieses Fabrikat unter den Einwirkungen und Folgen des Krieges keine Einbuße an Qualität erlitten hat, sondern in bekannter Güte auf den Markt kommt. Was das bedeutet, kann wohl nur derjenige seinem wahren Werte nach würdigen, der weiß, mit welchen Schwierigkeiten es verbunden ist, heute Rohmaterialien in leidlich brauchbarer Beschaffenheit bei nennenswerten Mengen heranzuschaffen und was dazu gehört, einen so komplizierten Betrieb vom Umfange der „Agfa“-Werke in einwandfreier Art funktionieren zu lassen, wo es jetzt häufig nahezu unmöglich ist, selbst einfache Reparaturen ausgeführt zu erhalten. Wenn man dies berücksichtigt und die gewaltigen Preissteigerungen sämtlicher Ausgangsmaterialien, sowie die enormen Lohnerhöhungen bei wesentlich verringerter Arbeitszeit usw. in Betracht zieht, so darf man sich füglich über die in der Drucksache verzeichneten, derzeit gültigen Ladenpreise wundern, die zwar gegenüber der Friedenszeit eine beträchtliche Aufwärtsbewegung zeigen, im Vergleich zu der Preisbemessung fast aller sonstigen Waren aber als durchweg bescheiden bezeichnet werden müssen. Wir glauben, Interessenten anraten zu sollen, sich das jetzt im 201.—220. Tausend erschienene „Agfa“-Photo-Handbuch zu beschaffen, das bei 130 Seiten Text und zahlreichen Bildern zum Preise von Mk. 1.20 in den Photo-Handlungen erhältlich ist, der in Anbetracht des heutigen Papierwertes schwerlich die Herstellungskosten decken wird.

Empfohlene Töchterpensionate

Detmold „Haus Holzer" am Papenberg.

Töchterheim I. Ranges für häusliche, gesellschaftliche und wissenschaftliche Ausbildung. Geprüfte Lehrkräfte im Hause. Sommer- und Wintersport. **Beste Verpflegung.** Prospekte durch Frau Helene Holzer.

Dresden-A. Töchterpensionat Küster-Bertram.

Villa Kaitzerstr. 18a. Schweizerviertel. Eig. gr. Villa mit schatt. Gart. in gesunder Lage. Vorsteh. J. Kiessling u. C. Jäckel, staatl. gepr. Lehrerinnen. Sorgf. Erziehg. Vorzügl. zeitgemässe Ausb. i. Wissensch., Sprach., Musik, Mal., Handarb., auf W. i. Haush. Angen. Familienl. Prosp. u. Ref. d. d. Vorsteh.

Dresden Pensionat für junge Mädchen.

Elisenstr. 7a. Eigene Villa mitten im Garten, nahe dem Gross. Garten geleg.

Frau Emma Mundinger. Sorgfältige Fortbildung, beste Lehrkräfte; Ausländerinnen im Hause. — **Erstklassige Verpflegung.** M. 4000.— Pension. Erste Referenzen.

Dresden-A. Sophie Voigts Töchterheim

Goethestrasse 12. verbunden mit

Höherer Koch-, Haushaltungs- und Gewerbeschule.

Fortbildung in Wissenschaften und Musik. Eigenes Haus. Gute Verpflegung. Ausführl. Prosp.

Eisenach Emilienstr. 12, am Ofenstein. Fernspr. 1070.

Töchterheim Beyer.

Wissenschaftl. u. fremdspr. Fortbildg. Vollständ. Ausbildg. i. Haushalt. Pflege der Künste. Gartenbau. Säuglingspflege. Samariterdienst. Ziele d. Frauenlehrjahrs. Rhythmisches u. hygien. Turnen. Gewissenh. Verpfleg. Bei beschränkter Anzahl von Schülerinnen liebevolles Eingehen auf Eigenart. Weit. Ausk. durch Elsa Beyer.

Friedrichshafen am Bodensee.

Königl. Paulinenstift,

Mädchen-Pensionat unter Kgl. Protektorat.

Höhere Mädchenschule. Haushaltschule. Bes. wiss. Fortbildungskurs. Sorgfält. Erziehung. Ausführl. Prospekt mit Lehrplänen.

Vornehmes Familienheim, zehnklassige Höhere Privat-Mädchenschule (Lyceum).

Töchterheim u. Lyzeum Neuenheim / Heidelberg von Herrn u. Frau Direktor Steinkellner. Überwindung von Schulschwierigkeiten in kleinen Klassen. Fortbildungsklassen.

Sorgfältige Einzelerziehung. Ländliche Lage. Gute Verpflegung.

In dieser Rubrik ist noch ein Feld (Preis Mk. 40.— monatlich netto) zu vergeben.
Anfragen und Aufträge frdl. erbeten an

Velhagen & Klasing,
LEIPZIG, Hospitalstrasse 27.

(Jedes Feld kostet nur Mk. 40.— monatlich.)

Empfohlene Unterrichtsanstalten



Berlin W. Kaufmännische Privatschule für Damen von Frau Elise Brewitz.

Potsdamerstr. 90.

A. **Höhere Handelsschule.** B. **Handelsschule.** **Handelslehrerinnen-Seminar** mit staatlicher Prüfung.

Auf Wunsch Pension im Hause. Näheres Prospekte.

Evangelisches **Seminar** für Kindergärtnerinnen und Hortnerinnen, mit **staatlicher Abschlussprüfung.**

Evangelische **Frauenschule** für kirchliche und soziale Arbeit.

Dauer: $1\frac{1}{2}$ Jahr. — Beginn: April u. Oktober. — Dauer: $1\frac{1}{2}$—2 Jahre.
Vorbildung: Lyzeum oder Mittelschule.

Diakonissen-Mutterhaus „Paul Gerhardt-Stift", Berlin N 65

Berlin W. 30 Martin Luther-Strasse 21, II. Fernspr.: Amt Lützow 102.

Vereinigte Examens-Vorbereitungen „Comenius".

(Es unterrichten nur Professoren bezw. Studienräte und Oberlehrer.) Besonderes Schülerheim. — Abt. A: **Vorbereitung z. Abitur** u. Einjährigen, für Prima u. alle anderen Klassen. **Schnellkurse** für Kriegsteilnehmer; 25 % Ermässigung. — Abt. B: **Fremdsprachlicher Unterricht** durch Nationallehrer.

Private Chemieschule für Damen von Dr. Max Vogtherr, Leiter Dr. Oskar Makowka,

BERLIN SW., Hedemannstr. 13/14.

Reichhaltige Laboratoriumseinrichtungen. Gründliche und vielseitige Ausbildung. — Lehrplan-Zusendung.

Braunschweiger Vorbereit.-Anstalt

für Abitur., Prima, Fähnrich-, Einj.-Freiw.-Prüfung. Energischer, individ. Unterr. in kleinen Abteilungen. Eig. Haus mit Garten. Gute Pens. auch f. Schüler höh. Lehranstalten. Damenabteilung zur Vorbereitung f. Prima u. Abitur. Bisher stets beste Erfolge. Näheres durch den Leiter Oskar Soff, Bammelsburgerstr. 12.

Eisenach Bornstrasse. **Institut Burchardi.**

Abteilungen:
A. Töchterheim a. Frauenlehrjahr. — B. Haushaltungsschule. — C. Landwirtschaftliche Frauenschule. — D. Seminar für Lehrerinnen der Hauswirtschaftskunde.
Auskunftsheft durch die Vorsteherinnen.

Halle-Saale

Dr. Harang's Lehranstalt.

Bisher bestanden
524 Einjährige,
202 Prim., 138 Abitur. — Bericht.
Schülerheim.

Gesellschaft zur

Förderung des realen Wissens

m. b. H., LEIPZIG, Dittrichring 17

Die Kollegien der Gesellschaft vermitteln in akademischer Form, ohne Störung des Berufs, Kenntnisse für jedes Examen, vorzugsweise „Maturum". Glänzende, durch die Dozenten der Gesellschaft erzielte Erfolge.

Fortsetzung siehe nächste Seite.

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Pädagogium Lähn i. Riesengebirge b. Hirschberg.
Landschulheim auf deutscher u. christlicher Grundlage. Gegründet 1873. Kleine Klassen, real und realgymnasial. Ziel: Einjähriges u. Vorbereitg. auf Obersekunda. Streng geregelt. Internat familiär. Charakters. Beste Pflege, Unterricht u. Erziehung. Eig. Ökonomie. Sport, Wandern, Bäder. Medizin. Bäder i. Sanat. Fernruf: Lähn 4. Prosp. frei d. d. **Direktion.**

„Lyceum Alpinum Zuoz"
Direktor **Dr. Günthart.**
Kräftigung d. Gesundh. d. Sport u **reichl. Ernährung**, Schularzt. Aufnahme v. 9. Jahre ab. Gymn., Realgymn., Oberrealschule. Einjähr.- u. Reifeprüfung. Akad. Lehrkräfte.
Engadin (Schweiz), 1780 m ü. M.
Höhere Knabenschule im Hochgebirge!

Empfohlene Heilanstalten

DAVOS
DER GRÖSSTE UND VORNEHMSTE HOCHGEBIRGSKURORT UND SPORTPLATZ DER SCHWEIZ.
1500—1800 m ü. M. 7000 Fremdenbetten. ◘ PROSPEKTE durch den VERKEHRSVEREIN.

SANATORIUM SCHATZALP
1865 m ü. M. * 300 m über DAVOS-PLATZ.
Heilanstalt I. Ranges für Lungenkranke. — Unvergleichliche Lage. — Höchste Sonnenscheindauer. — Modernste Einrichtungen. — Leitende Ärzte: **Dr. Lucius Spengler, Dr. E. Neumann.**
Prospekte und Auskunft durch die DIREKTION.

Heilanstalt **Lindenhof**
Coswig b. Dresden.
Herrliche Lage in der **Lössnitz** im **sächs. Nizza.** Vorzügl. Kureinrichtung. Alles Nähere im Prosp.
Nerven- u. Gemütskranke.
Aufnahme v. Pensionären auf Lebenszeit. Schlaflosigkeit, Morph.

Zihlschlacht bei Romanshorn. (Schweiz)
Dr. Krayenbühl's Nervenheilanstalt
für Nerven- und Gemütskranke, Entwöhnungen.
Alkohol, Morphium, Cocain usw.

Partenkirchen Bayer. Hochgebirge
Dr. Wigger's Kurheim.
Sanatorium für innere, Stoffwechsel-, Nervenkranke, Kurbedürftige, durch Klima u. Einricht. besond. auch geeignet zur *Nachbehandlung* von *Kriegsschäden* aller Art. Auskunftsbuch.

In dieser Rubrik ist noch ein Feld (Preis Mk. 40.— monatlich netto) zu vergeben.
Anfragen und Aufträge frdl. erbeten an
Velhagen & Klasing,
LEIPZIG, Hospitalstrasse 27.

Empfohlene Hotels

Berchtesgaden **Haus Geiger, Bischofswiesen.**
Bevorzugte, herrliche freie Lage, reizender Aufenthalt für das ganze Jahr, besonders auch für den Winter geeignet. Besitzer **F. Geiger.**

Dresden ❖ **Hotel Westminster und Astoria-Hotel**
am Hauptbahnhof.
Vornehmstes Familienhaus. Alle Zimmer mit Ferntelephon, Warm- und Kaltwasserzufluss. Privatbäder.

Bad SALZBRUNN Schl.
Besuch 1911: 10100 Kurgäste
Trink- und Badekuren, Inhalatorien, Gurgelhallen, Pneumat. Anstalt, Zandersaal.
Nierensanatorium
bei
Katarrhen, Asthma Blasen- und Nierenleiden Gicht Zucker-krankheit
Kurzeit: Mai-Oktober
Wald-u. Höhenluft
Konzerte, Theater
Sport, Ausflüge
Amtsärztl. Zeugnis erforderlich.
Prospekte durch die Fürstliche Badedirektion

Dr. Lippert-Kothe
Sanatorium Friedrichroda
Friedrichroda/Thür.
Innere, Nerven-, Stoffwechselkrkh.



Werkstätten Bernard Stadler, Paderborn

Zusammenarbeiten von Kaufmann, Künstler und Handwerker. Die gesamte Innenausstattung ist unser Feld, unser Streben geht auf ehrliche Arbeit, neuzeitlichen Geschmack und entgegenkommende Lieferung. Auf ernstliche Anfragen erfolgt gern unverbindlicher Vertreterbesuch. — Lieferung auf unsere Kosten u. Gefahr bahnfrei. — Preisbuch M 1 Mk. 2.—.

Wohnungs-Ausstellungen mit künstlerisch durchgeführten Zimmereinrichtungen nach Entwürfen von Max Heidrich:

Berlin, Viktoria Luise-Platz 12 a,
Bielefeld, Viktoriastr. 18,
Bochum,
Cassel, Hohenzollernstr. 35,
Düsseldorf, Wagnerstr. 5,
Hamburg 36, Gr. Bleichen 23/27.



Die Versicherungsgesellschaft

Thuringia

in Erfurt.

Lebens-, Aussteuer-, Altersversorgungs-, Spar-, Renten-, Unfall- und Haftpflicht-Versicherung.

Vertreter in den meisten Orten.



Edel-Erzeugnisse
wunderbarer Feinheit

Haarwässer mit Alkohol.
Mund- und Zahnpflege.
Lilienmilchcreme
das vornehmste Hautpflegemittel.
Edelpuder.
Parfüme
stärkster Form und Naturtreue.

Überall erhältlich oder direkt durch den alleinigen Fabrikanten

Parfümeriefabrik Riemenschneider
FRANKFURT a. M.



Musikinstrumente
Preisliste Nr. 153 umsonst.
Welches Instrument interessiert?
Edmund Paulus, Markneukirchen Nr. 153



Entwurf gesetzlich geschützt.

August Stösslein

Werkstätten für Friedhofskunst

Dresden-A. 21.

Künstlerische Grabdenkmäler in einfacher und reicher Gestaltung, Mausoleen usw.

Lieferung einschliesslich Aufstellung nach allen Plätzen, auch nach dem Auslande.

Beste Empfehlungen.

Nebenstehende Abbildung: Nr. 421. Urnengrabmal auf dem Friedhof in Dresden.

Kloasman D. R. P. a.

Einmalige Anwendung beseitigt die **hässlichen** Schönheitsfehler — **Leberflecke** und **Warzen** — unter Garantie **restlos und schmerzlos ohne** Hautbeschädigung. **Aerztlich erprobt.** — Preis M. 7.50. — Viele Anerkennungen. **Nichterfolg ausgeschlossen.** Zu haben in Apotheken, Drogerien u. Friseurgeschäften. Man weise Nachahmungen zurück, wenn nicht erhältlich, verlange man es **direkt** vom Hersteller

Ludwig Paechtner, Dresden 629, Bendemannstr. 15.

Versand gegen Nachnahme **franko ohne** Portoberechnung.

Neuigkeiten vom Büchertisch.

Die Schriftleitung behält sich den Titelabdruck der eingesandten Bücher in diesem Verzeichnis und die Besprechung einzelner Werke vor. Eine Rückgabe von Rezensionsexemplaren kann in keinem Falle erfolgen.

Botsky, Katarina. Der Traum. Roman. Albert Langen, München.

Ebrat, J. Hermann. Schicksale eines jungen Freundes. Orell Füßli, Zürich.

Fischer, Gerhard. Der Sohn seines ehrbaren Vaters. Eine ernsthafte Geschichte. Xenien-Verlag, Leipzig.

Flugblätter für Deutschösterreichs Recht. (Nr. 5. Schwab: Die Iglauer Sprachinsel — deutsch. — Nr. 9. Barta: Die Ansprüche der Tschechen auf das Sudetenland. — Nr. 10. du Bois: Berichte eines Schweizers über Kärnten. — Nr. 11. Der deutsche Böhmerwaldgau. — Nr. 13. Gröbl: Das Gottscheerland. — Nr. 16. Die tschechischen Minderheiten im nordwestböhmischen Kohlenrevier.) Alfred Holder, Wien.

Foerster, Carl. Künstlers Erdenwallen. Roman. Xenien-Verlag, Leipzig.

Frohnmeyer, J. Freunde. Erzählung. Friedrich Reinhardt, Basel.

Geißler, Willi. Flandrische Winkel. Federzeichnungen. Bundeskanzlei, Hartenstein, Sa.

— Opferbrand. Federzeichnungen. Ebenda.

Goering, Reinhard. Der Zweite. Tragödie. S. Fischer, Verlag, Berlin.

Greif, Martin. Goethe und Therese. Novelle. C. F. Amelangs Verlag, Leipzig.

Grenzgebiete der Deutschen Republik. 2. Alpenländer. Herausgegeben von der deutschösterreichischen Mittelstelle. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin.

Haselböck, Karl. Keusche Liebe. (Aus dem Leben einer Irrenden.) Roman. Verlag Aurora, Dresden-Weinböhla.

Heidegger, Maria. Eine Schweizerin gegen das Frauenstimmrecht. Orell Füßli, Zürich.

Heilige Grüße für das deutsche Haus. Sechs Zeichnungen von Alfred Liebig, mit Versen von Paul Kaiser. Verlag Max Koch, Leipzig.

Helbig, Karl. Du bist frei! Ein Höhenweg zu innerer Befreiung für die reifende Jugend. Verlag Max Koch, Leipzig.

Hennings, Emmy. Gefängnis. Erich Reiß, Verlag, Berlin.

Herfurth, Emil. Die blaue Mauritius und andere Humoresken. (Hesses Volksbücherei Nr. 1249.) Hesse & Becker, Leipzig.

von Hülsen, Hans. Den alten Göttern zu. Ein Platen-Roman. Morawe & Scheffelt, Berlin.

Immermann, Karl. Der Oberhof. (Hesses Volksbücherei Nr. 1251—55.) Hesse & Becker, Leipzig.

Jacob, Heinrich Eduard. Der Zwanzigjährige. Ein symphonischer Roman. Georg Müller, München.

An die Frauen, besonders an die Mütter, stellt die Gegenwart starke Anforderungen hinsichtlich ihrer häuslichen Aufgaben. Aber wichtiger noch wie diese ist die Sorge für die Zukunft. Sie sicherzustellen, muß auch Pflicht der Hausfrau sein. Der beste Weg hierzu ist die **Lebensversicherung.** Außer in den allgemein üblichen Formen besteht sie noch als Aussteuer-, Kinder- und Sparversicherung. Alle diese Versicherungsarten werden u. a. von dem auf Gegenseitigkeit begründeten Allgemeinen Deutschen Versicherungs-Verein in Stuttgart, einem der ältesten und bekanntesten Versicherungsunternehmen, angeboten und an jedermann bereitwilligst Rat und Auskunft erteilt.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Jollos, Waldemar. Esau und Jakob. S. Fischer, Verlag, Berlin.
Jung, Frieda. Freud und Leid. Burckhardthaus-Verlag, Berlin-Dahlem.
— In der Morgensonne. Kindheitserinnerungen. Ebenda.
— Maienregen — Gottessegen Ebenda.
Jürgens, Anne Marie. Vom Wundergarten der Jugend. Lieder, Gedanken und eine kleine Geschichte. Xenien-Verlag, Leipzig.
Kahane, Arthur. Willkommen und Abschied. Roman. Erich Reiß, Verlag, Berlin.
Karig, Anne Marie. Von den Horchenden. Erzählungen. Paul Klöppel, Eisleben.
Karlweis, Marta. Die Insel der Diana. Roman. S. Fischer, Verlag, Berlin.
Keller, Adolf. Der Völkerbund und die Kirche. Vortrag an der Bezirksfeier in Zürich. Orell Füßli, Zürich.
Kempin, Lely. Glückliche Kinderzeit. Lichtbilder, Verse und Geschichten für kleine und große Kinder. Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.
Klabund. Der himmlische Vagabund. Ein lyrisches Porträt des François Villon. Roland-Verlag Dr. Albert Mundt, München.
Kledtke, Reinhold. Balladen. Verlag Friedrich Lüthke, Leipzig-Lt.
Klein-Roden, Ottomar. Ein Schrei nach dem Leben. „Gebt uns unsere Gefangenen wieder! Erst unsere Gefangenen! Dann Frieden!" Verlag Ottomar Klein-Roden, Düsseldorf.
Köchling, Maria. Dichters Werden. Bekenntnisse unserer Schriftsteller. Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. Br.
Kohlrausch, Robert. Deutsche Denkstätten in Italien. Neue Folge. Mit Bildern von Alfred H. Pellegrini. Robert Lutz, Stuttgart.
Kolb, Annette. Die Last. Max Rascher, A.-G., Zürich.
Kreis, Julius. Vom lieben Adam Mensch. Geschichten. Hesse & Becker, Leipzig.
Kriegs-Chronik des Daheim. 107., 108. Lieferung (Schluß). Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.
Latzko, Andreas. Frauen im Krieg. Geleitworte zur Internationalen Frauenkonferenz für Völkerverständigung in Bern. Max Rascher, A.-G., Zürich.
— Menschen im Krieg. Ebenda.

Für die Anzeigen verantwortlich: G. Schräpler in Leipzig, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.


Während des Krieges größte Produktion aller deutschen Fabriken
Der neue Opel
18/50 Sechscylinder
14/38 Viercylinder
8/25 Viercylinder


MASCHINENFABRIK BAUM ACTIENGESELLSCHAFT
Begründet 1883. HERNE i. W. 1500 Arbeiter.
1883 1919.
KOHLEN- u. KOKSAUFBEREITUNGSANLAGEN
EIGENE VERSUCHSWÄSCHE
Seit 1912 geliefert: 64 Kohlensiebereien, 87 Kohlenwäschen, 36 Koksbrech- u. Sieb-Anlagen.
STEINKOHLEN-BRIKETTIERUNGS-ANLAGEN.
Förder- u. Verlade-Anlagen für Massengüter.
ZERKLEINERUNGS-MASCHINEN.
Apparate u. Anlagen für chemische Industrie.

Bekanntmachung.

Die Zwischenscheine der IX. Kriegsanleihe

für die 4½% Schatzanweisungen können vom 4. Juni ab,
für die 5% Schuldverschreibungen vom 23. Juni d. Js. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum **5. Dezember 1919** die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine nur noch unmittelbar bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen" in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen; Formulare zu den Verzeichnissen sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine rechts **oberhalb** der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

Von den Zwischenscheinen **der früheren Kriegsanleihen** ist eine größere Anzahl noch immer nicht in die endgültigen Stücke umgetauscht worden. Die Inhaber werden aufgefordert, diese Zwischenscheine in ihrem eigenen Interesse möglichst bald bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** zum Umtausch einzureichen.

Berlin, im Juni 1919.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.



Weitere beliebte Marke:

Asbach „Privatbrand".

Brennerei: Rüdesheim am Rhein.

Fischer & Wittig in Leipzig.

